Die Fackel

Karl Kraus

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Presented by the
Philadelphia Library
Company

Nr. 90 Erschienen am 4. Jänner 1902 III. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Digitized by Google

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 7.—
« « 18 « « . . « 3.60
« das Deutsche Reich, 36 « « . . M. 7.—
« « « « 18 « « . . « 3.60
« die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei « 8.20
« « « « « 18 « « « 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Digitized by Google

DIE FACKEL

NR. 90 WIEN, ENDE DECEMBER 1901 III. JAHR

Der Selbstmord des Hofrathes v. Holzinger bedeutet für die Wiener Presse ein grosses Unglück. Er geschah um 1 Uhr nachts, durch die dicken Mauern des grauen Hauses ward die Detonation des Schusses nicht vernehmbar, und bis zu dem mit Erscheinen des ‚Illustrierten Wiener Extrablatt' eintretenden Grauen des Tages hatte kein Mensch in der Umgegend auch nur eine Ahnung der unseligen That. Wenn etwas für die vollkommene Wurstigkeit, mit der die Selbstmörder dem Leben gegenüberstehen, bezeichnend ist, so mag es die Thatsache sein, dass ihnen selbst an der Wiener Presse nichts mehr gelegen ist. Sie, der bedeutende Persönlichkeiten durch langsames Altern in coulanter Weise die Vorbereitung des Nekrologs erleichtern, muss es doppelt schmerzlich empfinden, dass es eine Möglichkeit gibt, durch freien Entschluss seinem Leben plötzlich ein Ende zu machen, und erschüttert steht sie am Grabe des Vicepräsidenten unseres Landesgerichts, der »noch am Tag vor seinem Tode in seinem Wesen nicht die geringste Veränderung zur Schau trug«. »Gestern noch hat er mich aus seinem Bureau hinausgeworfen, und heute ist er todt!« klagt mancher Gerichtsreporter an der Bahre eines Richters, der seine sprichwörtliche Härte, seinen Mangel an Connivenz gegenüber der Presse im Leben und im Sterben bethätigte. Wenn sie sich nicht auf die Reclamegier einiger Zierden des Barreaus von schlechtem Ruf verlassen könnten, wo bekämen die Zeitungen in der Eile einen guten Nachruf?

(RECAP) 0902 .1336 1902

Digitized by Google

Und wie erschwert man, wenn man sich um 1 Uhr nachts und just in einem Bureau des Landesgerichts erschiesst, wackeren Zeilenschindern die segensreiche Arbeit des »Recherchierens«! Andere Criminalisten von Ansehen, z. B. Herr Stukart, würden bei eintretender Lebensmüdigkeit die Presse verständigt haben. Ereignissen, wie dem Tode des Hofraths v. Holzinger, gegenüber ist der Specialzeichner des ‚Extrablatt' rein auf sich selbst angewiesen, und die Localreporter aller Blätter stehen vor einem Problem: Wie hat man sich die »Letzten Stunden« vorzustellen, was soll man den Lesern unter dieser beim Hingang namhafter Persönlichkeiten unentbehrlichen Spitzmarke bieten?

Nun, die Palme der Informiertheit hat diesmal das ‚Neue Wiener Tagblatt' davongetragen. Es hat einen Augenzeugen für den Selbstmord Holzingers gefunden und ist in der Lage, uns mit minutiöser Genauigkeit zu berichten, was sich zwischen 1/2 1 und 1 Uhr in der Nacht vom Sonntag auf den Montag im Wiener Landesgericht begeben hat. Man höre nur die folgende Schilderung:

»Hofrath Ritter v. Holzinger soupierte Sonntag abends im Gasthause und verbrachte dann die Zeit bis um Mitternacht in einem Mariahilfer Kaffeehause. Nach 1/2 1 Uhr fuhr er beim Hauptthor in der Landesgerichtsstrasse vor. Er klopfte an die kleine Einlasspforte, worauf der wachhabende Justizsoldat öffnete und den ihm bekannten Functionär eintreten liess. Der Hofrath schenkte ihm eine Virginiacigarre und schritt die halbdunkle Treppe zum zweiten Stock empor. Auf dem langen, einsamen Corridor brannten nur zwei Lampen. In den Präsidialbureaux, die am Ende des Ganges liegen, war es finster. Der Hofrath öffnete die Glasthür des Vorraumes nnd schloss sie hinter sich wieder ab; dann trat er, ein Wachshölzchen anbrennend, in das Kanzleizimmer, von dem man erst in sein Bureau gelangt. Dort zündete er eine Kerze, die auf seinem Schreibtische stand, an, legte Rock und Hut ab und setzte sich an den Schreibtisch. Auf diesem lag eine Reihe von Actenstücken und Bogen, die der Präsidialdiener Sonntags auf den

Digitized by Google

Tisch gelegt, damit sie der Hofrath unterschreibe. Hofrath v. Holzinger setzte auf alle diese Stücke seine Unterschrift. Hierauf entnahm der Hofrath seinem Schreibtisch den Revolver, eine alte Waffe von 9 Millimeter Caliber, die geladen im Schubfache lag. Er schrieb nun mit fester Hand die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier und setzte seine Unterschrift in grosser Schrift und mit allen Schnörkeln darunter. Dann nahm er den Zwicker ab, wie er zu thun pflegte, wenn er zu schreiben aufhörte, und legte ihn mitten auf den Tisch. Hierauf gab er einen Probeschuss ab, den er gegen den Fussteppich unter seinem Schreibtisch richtete, um zu prüfen, ob der Revolver nicht versage. Als er sah, dass die Waffe functioniere, verlöschte er das Licht, lehnte sich in seinen Sessel zurück, legte den Revolver an die rechte Schläfe und drückte los.«

»Die Schüsse hat niemand vernommen«, heisst es weiter. Niemand, natürlich ausser dem Specialberichterstatter des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Seine Schilderung lässt die ganze Grausamkeit des modernen Presswesens erkennen. Um seinem Blatte eine Sensation zu sichern, hat der Reporter ruhig mitangesehen, wie Holzinger alle Vorbereitungen zu der Unglücksthat traf. Er sah ihn zu ungewöhnlicher Stunde die Räume seines Bureau betreten und schwieg. Er sah ihn ein Wachshölzchen anbrennen und schwieg. Er sah ihn den Revolver seinem Schreibtisch entnehmen, die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier schreiben, seine Unterschrift mit allen Schnörkeln darunter setzen, sah ihn den Zwicker abnehmen und — schwieg. Er hörte den Hofrath einen Probeschuss abgeben, und machte nicht den Versuch, den Unseligen an seinem Vorhaben zu hindern. Ein Menschenleben für einen Originalbericht! Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, dass Hofrath v. Holzinger sich den Revolver des ‚Neuen Wiener Tagblatt' — eine alte Waffe von 9 Millimeter Caliber — ausgeborgt und dass man ihm ein bewährtes Mitglied der Redaction zum Zwecke des Ladens und Spannens (siehe »Probeschuss«) mitgegeben hatte. Anders ist die unheimliche

Digitized by Google

Mitwisserschaft des ‚Neuen Wiener Tagblatt' nicht zu erklären. Wenn man nicht an einen Doppelselbstmord, bei dem der Reporter feige ausgekniffen wäre, denken will, lässt sich nur sträfliche Verleitung oder mindestens Duldung der That annehmen.

Beinahe wäre die Entdeckung solchen Thatbestandes erfreulicher als der Gedanke, dass ein Leserpublicum beschränkt genug ist, die läppisch dreiste Construction aller Möglichkeiten, die sich in versperrtem Raume begeben können, als »Wohlinformiertheit« zu bewundern, und dass ein verkommener Geschmack die Befriedigung seichter Thatsachengier mit Hilfe der plumpsten Erfindungen zulässt. Jeder Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt' — selbst der geübteste — könnte sich immerhin vorstellen, dass Herr v. Holzinger, um in sein Bureau zu gelangen, die Glasthüre des Vorraumes geöffnet und, da er im Finstern weder schreiben noch die Waffe finden konnte, Licht angezündet haben muss. Aber das ‚Neue Wiener Tagblatt' ist »in der Lage«, dies alles noch extra »mitzutheilen« und um die Aufzählung etlicher gleichgiltigen Verrichtungen, die einem Selbstmord vorhergehen könnten, zu vermehren: Das verblüfft und trägt das Lob besonderer Fixigkeit und Findigkeit ein. Welch ein Tiefpunkt öffentlichen Ungeschmacks, wenn ihm die Thatsache, dass einer sich irgendwo um soundsoviel Uhr erschossen hat, nicht »interessant« genug scheint und die ihm dienstbare Publicistik sich verpflichtet fühlt, die Geheimnisse des einsamen Sterbens zu ergründen! . . . Mögen indes noch die letzten Stunden eines Selbstmörders dem Neuigkeitsdrange geopfert werden, mit dem Leben endet selbst das Wissen eines Wiener Localredacteurs. Allwissend und allgegenwärtig im Thatsachenraum ist jene Macht, die sich als irdische Vorsehung über den Gläubigen aller Zonen etabliert hat. Aber über den Moment hinaus, da ein Selbstmörder losdrückte, vermag auch der gewandteste Rechercheur

Digitized by Google

nicht Auskunft zu geben. Laut hallt die Klage: Rasch tritt der Reporter den Menschen an; und sicherlich vermag der Zeichner des ‚Extrablatt' die Züge Holzingers besser zu entstellen als der Tod. Aber noch gibt es keine Specialberichterstatter des Jenseits und keine metaphysischen Schmöcke.

* * *

»Die Geschichte der Strassenbahnen kann in zwei Worten erzählt werden«; also begann der Economist seine Wochenbetrachtung am 22. December, und richtig erzählte er denn auch in zwei Spalten eine Geschichte von den Strassenbahnen. Man kann Herrn Benedikt wahrhaftig nicht vorwerfen, dass er in den drei Jahren des Bestehens der Bau- und Betriebsgesellschaft nichts gelernt und nichts vergessen habe. Das Vergessen wenigstens hat er so gründlich besorgt, dass sich die Vermuthung, er habe vergessen wollen, unwiderstehlich aufdrängt. Herr Benedikt verschmäht als Geschichtsschreiber die Quellen, die doch in den alten Bänden der ‚Neuen Freien Presse' so leicht zu finden sind, und trinkt in gierigen Zügen Lethe. Er will nichts mehr von den zahllosen Artikeln wissen, die er im Jahre 1898 über den Tramwayvertrag geschrieben und in denen er haarscharf bewiesen hat, welch' schwerer Verlust der Gemeinde und wie massloser Gewinn den Actionären erwachsen müsse. Die Börse hat damals dem Economisten und den Herren Nechansky, Stern und Zifferer, die seine Argumente im Gemeinderath wiederholten, nur allzu gern geglaubt, und am Tage nach der Sitzung des Gemeinderaths, in welcher der Vertrag genehmigt wurde und der Bürgermeister die Hausse in Tramwayactien für unbegründet erklärte, meldete der Börsenbericht der ‚Neuen Freien Presse' (5. November 1898): »Die Beendigung der Generaldebatte im Gemeinderathe hat eine geradezu stürmische Courssteigerung der

Digitized by Google

Tramwayactien hervorgerufen; die Avance gegen die gestrige Notiz hat zeitweilig zwanzig Gulden betragen.« Vergebens hatte noch am 4. November der Economist gewarnt: »Millionen und Millionen kostet dieser Vertrag!« Vergebens hatte er Herrn Dr. Lueger zugerufen: »Der Bürgermeister hat sich nur zu fragen, wo sein Vortheil ist und wie er die Interessen der Stadt am besten wahren kann.« Herr Dr. Lueger wollte sie nicht wahren, und am 6. November schüttete der Börsenwöchner allen Hohn, dessen er fähig ist, über das Haupt des Leichtsinnigen aus: »Von der Börse hat Lueger gelebt und jetzt lebt sie von ihm« ... »Jetzt streut er Gold aus, und die Börse bückt sich, um es aufzuklauben« ... »jetzt steigen die Course durch ihn und um ihn« ... »Herr Lueger schwebt in der grossen Gefahr, zum Ehrenjuden ernannt zu werden, mit Nachsicht der Beschneidung« ... »Lueger verbrennt Millionen im Ofen, der die Börse wärmt. Er ist der Abgott der von ihm beschimpften Couponschneider geworden« ... »Am Schranken der Börse wird der Luegermarsch gepfiffen, und die Spatzen am Dache pfeifen, dass der gewisse Jemand erbärmlich aufgesessen ist. An der Börse zu Genua steht das Standbild Cavours. Am Schottenring muss Lueger ein Monument errichtet werden«.

Das ist der Anfang der Geschichte von den Wiener Strassenbahnen. Und ihr Ende lautet in der Benedikt'schen Erzählung vom 22. December 1901: »Ein blühendes Unternehmen, wie es die alte Tramway war, ist zerstampft und zerklopft worden, und die Actionäre, die abgehetzt und ermüdet wurden, sind zum Schlusse beinahe froh, dass ihnen der Bettel von dreihundert Kronen hingeworfen wird« ..... »Eine zweite Tramway mit ihrem beispiellosen Hereinfall wird kaum zu finden sein« .... »Der eingeschüchterte Markt ist noch froh, dass er sich eines Besitzes entledigen kann, der ihm so schwere Sorgen bereitet hat«.

Digitized by Google

Die »Spatzen auf dem Dache« der Börse pfeifen bekanntlich jederzeit die von Herrn Benedikt befohlene Melodie, und so kann man heute von ihnen hören, Herr Dr. Lueger trage daran Schuld, dass die Tramwayactionäre von Siemens & Halske ausgeraubt werden konnten. Aber der Bürgermeister kann sich auf Herrn Benedikt berufen. Er hat sich nur gefragt, »wie er die Interessen der Stadt am besten wahren kann«, und dass die Stadt nicht zu kurz gekommen ist, vermag selbst Herr Benedikt, dem seine Anlagen freilich mehr den Schutz der Börseninteressen empfehlen, nicht zu bestreiten. Doch der Börsenprophet kann seinem Beruf, einer antiliberalen Stadtverwaltung Unglück zu prophezeien, nicht untreu werden. Wenn an der Verstadtlichung der Tramway nichts zu mäkeln ist, so muss die Geldbeschaffung für die Verstadtlichung herhalten. Das Schlimmste, was der Economist an ihr zu tadeln hat, ist: sie soll zugleich die Mittel für andere communale Unternehmungen liefern, und diese Unternehmungen sind unproductiv. Herr Dr. Lueger will eine zweite Hochquellenleitung bauen. Denkt er daran, dass sie sich in den nächsten Jahren nicht verzinsen kann, und wie wird er die fehlenden Zinsen aufbringen? Man wird die städtischen Umlagen erhöhen müssen, und das muss nicht nur den Sturz der christlichsocialen Partei, sondern auch den Ruin der Stadt herbeiführen, weil die durch Steuern bedrängten Unternehmungen in die Provinz wegziehen werden, wie sie's schon vor Jahresfrist, als die Communalzuschläge auf 27 Procent erhöht wurden, angedroht haben. Die Drohung wird mit fürchterlichem Ernst vom Economisten wiederholt, die industriellen Unternehmer aber werden es sich wohl überlegen, sie auszuführen: 54 Procent landesfürstlicher und communaler Zuschläge zur Erwerbsteuer 1. Classe in Wien stehen — 138 Procent in Brünn gegenüber, und auch in allen anderen Industrieorten Oesterreichs, selbst in den kleinsten, sind die Steuern höher

Digitized by

als in der Reichshauptstadt. Bloss die kleinbürgerliche Schichte Wiens könnte über die Erhöhung der städtischen Umlagen zürnen und etwa noch — die Socialdemokratie. Ja wahrhaftig, die Socialdemokratie! Denn auch die ‚Arbeiter-Zeitung', die seit des kenntnisreichen Wittelshöfer Tod, von aller finanziellen Einsicht verlassen, gläubig dem Economisten nachbetet, wenn er dem Bürgermeister flucht, hegt anlässlich der Schaffung eines Werkes von der socialen Bedeutung der Wasserleitung Bedenken wegen der mangelnden Zinsen. Aber Herr Dr. Lueger wird trotz dem Unverstande der Gegner, die ihm ja auch in der eigenen Partei sowenig wie einst dem Bürgermeister Felder fehlen werden, selbst um den Preis von Umlagenerhöhungen dem Communalsocialismus in Oesterreich Eingang zu verschaffen haben. Gaswerke, Elektricitätswerke, Wasserleitung, Reform des Marktwesens und späterhin Verbesserung des Krankenhaus- und Armenpflegewesens, für die eine weitere Anleihe erforderlich sein wird, thuen Noth, und sollten sie auch Zinsen und Artikel des Economisten kosten. Die Artikel werden höchstens wieder als Citatenquelle brauchbar sein, wenn es Herrn Benedikt in künftigen Jahren beifallen sollte, Geschichte zu schreiben.

*

Dass er durch Schaden immerhin klüger zu werden versteht, zeigt der Economist, da er sich zuletzt im Kampf gegen die Communalanleihe ein wenig in der Reserve hält und den Exgemeinderath Dr. Alfred Stern ins Vordertreffen schickt. Dieser kleine Stern ist in der Astronomie als das fünfte Rad am Prix'schen Wagen bekannt. Regelmässig ist er nur im Vorstand der israelitischen Cultusgemeinde sichtbar, kann aber unter gewissen Constellationen auch in der ‚Neuen Freien Presse' erblickt werden. Neuestens kritisiert Herr Dr. Stern daselbst den Plan, die Tramway zu erwerben, ohne dass deren Actionäre, den einen Grossactionär ausgenommen, befragt würden. Als er selbst vor Jahren vorschlug, die Commune solle Grossactionär der Tramway werden und der Minorität der

Digitized by Google

Actionäre die Verstadtlichung aufzwingen, wurde er von dem Bürgermeister Prix und den anderen liberalen Grössen arg gescholten und verhöhnt. Heute befehdet er den antiliberalen Bürgermeister, dessen Vorgehen bei der Tramwayverstadtlichung doch kaum kostspieliger und sicherlich minder odios ist, als das einst von Herrn Dr. Stern der Gemeinde zugemuthete. Und Herr Benedikt freut sich, dass einmal ein unbescholtener Mann bereit ist, sich im »Economist« zu blamieren. Der Vicepräsident der israelitischen Cultusgemeinde verfolgt nämlich bei den Angriffen gegen die Anleiheoperation der Antisemiten wirklich nur confessionelle und keine persönlichen, finanziellen Zwecke. Börsenfachmänner versichern, der frühere Prix-Stern sei k e i n Fix-Stern.

†

* * *

Die Rothschilds können im anticorruptionistischen Oesterreich wahrlich unbesorgt sein. Viel nützlicher als die Vertheidigung des allzu dienstbeflissenen Finanzministers sind ihnen Angriffe wie jener, der kürzlich im ‚Deutschen Volksblatt' stand. Unsere antisemitische Presse schien wieder einmal zeigen zu wollen, dass sie die Uebel im Staate nicht etwa aus der geheimen Neigung, welche die Inseratenspalten zu verrathen scheinen, sondern wirklich nur aus Unkenntnis so schwächlich bekämpft. Und die Uebel brauchen sich nicht gefährdet zu wähnen, wenn sie sich nicht durchschaut sehen. Baron Albert Rothschild mag an der Naivetät von Gegnern seine Freude haben, die ihm die Naivetät zutrauen, »die Börse nicht zu besuchen«, damit er den Anschein erwecke, dass er »sich von den Geschäften zurückgezogen« habe, und die solchen Anschein mit aller Macht zu zerstören trachten. Der Sohn jenes Salomo Meier v. Rothschild, der im Jahre des Krachs, ein Vorgänger der Herren Benedikt und Federn, von der Börse hinausgeworfen wurde, hat ihre Räume vielleicht in pietätvollem Hass, wahrscheinlich aber nur,

Digitized by Google

weil sie auch von allen anderen führenden Finanzmännern, von den Taussig, Wittgenstein, Mauthner, Bauer gemieden werden, nicht mehr betreten. Dass der Chef des grössten Bankhauses in Oesterreich, mit dessen Namen die Finanzgruppe bezeichnet wird, die seit Jahrzehnten alle Staatsanleihen vermittelt, »sich von den Geschäften zurückgezogen« habe: diesen Glauben zu erwecken, könnte höchstens denen gelingen, die so thun, als ob er bestritten werden müsste. Aber nicht einmal das ‚Deutsche Volksblatt' wird imstande sein, die Rothschilds in den Verdacht zu bringen, dass sie nicht schlimme und bloss einfältige Absichten hegen. Und wenn Herrn v. Rothschild Milliarden vorgeworfen werden, die er nicht hat, so werden sich einsichtigere Leute belehren lassen, dass auch die Hunderte von Millionen, zu deren Besitz er sich bekennt, sammt den anderen Hunderten der Banken und Bahnen, die er als Grossactionär und Obligationär beherrscht, eine Finanzmacht darstellen, der unser Staat umso hilfloser ausgeliefert ist, weil er sogar die Mittel, sich auf der einen Seite von ihr zu befreien, stets wieder auf der andern von ihr erbeten hat. Solange der Staat Rothschildbahnen mit dem Gelde erwirbt, das er von Rothschild entlehnt, kann die Steuersumme, die Rothschild dem Fiscus entrichtet, gar nicht in Betracht kommen, weil der Fiscus Rothschild allemal ein Vielfaches von ihr zurückzuerstatten hat. †

Die Voraussetzungslosen.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

». . . . Sodann hiesse es doch auch den Charakter der katholischen (theologischen) Facultäten verkennen, wenn man als ihre

Digitized by Google

Aufgabe lediglich die Tradition eines von der Kirche gebotenen Lehrinhalts bezeichnen wollte. Auch an ihnen wird für selbstständiges Denken und wirkliche wissenschaftliche Arbeit immer Raum bleiben; man denke nur an das unendliche Gebiet der Kirchengeschichte. Und ferner, auch anderen Facultäten ist die Bezeichnung des zu lehrenden Inhalts durch eine äussere Autorität ja nicht etwas völlig Fremdes. Sehen wir ab von den Ueberresten der früher gleichen Gebundenheit der protestantisch-theologischen Facultäten, so wird ja auch den juristischen Facultäten der Inhalt der Lehre in gewisser Weise durch Satzung gegeben: sie erkennen als ihre Aufgabe an, nicht durch freie wissenschaftliche Forschung das Recht hervorzubringen, wie dies etwa das alte Naturrecht unternahm, sondern das durch Satzung geltende Recht wissenschaftlich zu behandeln oder in die Form eines dogmatischen Systems zu bringen, nicht wesentlich anders als die katholische Theologie das geltende Dogma in die Form der Dogmatik bringt. Freilich wird dem Juristen nicht verwehrt, zum geltenden Recht kritisch Stellung zu nehmen, wenigstens nicht im Einzelnen, denn eine Verwerfung des Rechts und der Autorität, die es setzt, im Ganzen würde ja auch hier ohne Zweifel für unzulässig befunden werden. Aber auch dem katholischen Theologen ist, selbst in der Dogmatik und Moral die Anerkennung der kirchlichen Autorität im ganzen vorausgesetzt, ein beträchtlicher Spielraum gelassen; und daneben gibt es auch hier neutrale Gebiete. Also man übertreibe nicht den Unterschied; er ist vorhanden, aber er ist kein absoluter.« Friedrich Paulsen.

Neben der äusseren Autorität für weite Gebiete der Wissenschaft, von der der Berliner Historiker des gelehrten Unterrichts spricht*), sind eine äussere und eine innere Autorität für die Universitäten kaum minder wichtig. Und das Hinzutreten dieser beiden Autoritäten, der von der Staatsregierung und

*) Das voranstehende Citat ist einer in der Berliner ‚Täglichen Rundschau' (Unterhaltungsbeilage vom 16., 17. und 18. December) veröffentlichten Abhandlung Paulsens entnommen, die einen Abschnitt seines demnächst erscheinenden Werkes über die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium bildet.

Digitized by Google

der von den Facultäten bei der Besetzung der Lehrkanzeln geübten, scheidet die Universitätswissenschaft von der sogenannten freien, von jener, der nur die von Paulsen gemeinte Autorität gilt. Ist aber schon freie Wissenschaft durchaus nicht eine voraussetzungslose, so hat vollends der Kampf für die Universitätsfreiheit mit dem für die Freiheit der Wissenschaft nicht das Geringste zu schaffen. Um nichts als um ein Ringen zwischen Regierungsautorität und Facultätsautorität handelt es sich hier, und zum Vergleiche müsste etwa ein Conflict zwischen dem Ministerium und einem autonomen Landesausschuss herangezogen werden Dass der Sieg der Regierungsautorität oft der Freiheit der Wissenschaft förderlicher ist, hat H. St. Chamberlain kürzlich in der ‚Fackel' gezeigt, und es liesse sich mit reichem geschichtlichen Material belegen. Um nur die Grössten zu nennen: Leopold von Ranke ist gegen den Willen der Berliner Facultät ernannt worden, Hermann von Helmholtz, der ja als Arzt für die Physiker ein »Laie« war, musste ihr von der Regierung aufgedrängt werden. Und wenn auch die wissenschaftliche Bedeutung der Nationalökonomen Reinhold und Julius Wolf, deren Berufung an preussische Universitäten trotz dem Widerstande der Facultäten durch den Einfluss des Freiherrn von Stumm leider möglich war, keine gar hohe ist, so ward doch durch die beiden Ernennungen mindestens ein Monopol durchbrochen, das zwei wissenschaftliche Ringe, die historische und die kathedersocialistische Schule, seit Jahrzehnten behauptet haben. Dass zum Schaden der Wissenschaft solche Monopole auch in Oesterreich etabliert werden konnten, ist niemandem besser als dem Hofrathe Karl Menger bekannt, der neulich in der ‚Neuen Freien Presse' versicherte: »Die an unseren Universitäten herrschende Lehr- und Lernfreiheit verbürgt jeder Richtung der Forschung und Lehre das ihrem inneren Werthe für die Wissenschaft entsprechende Gebiet freier

Digitized by Google

Bethätigung.« Ja, wie kommt es dann, dass man von einer »österreichischen Schule« in der Nationalökonomie sprechen kann und dass der einen Richtung, seitdem Lujo Brentano und Miaskowski von Wien nach kurzem Verweilen schieden, alle Lehrkanzeln ausgeliefert sind? Wird nicht der wissenschaftliche Werth jedes Nationalökonomen in Österreich nach der Stellung beurtheilt, die er zu einer bestimmten Werthlehre einnimmt? Diese Werthlehre und was Karl Menger, Böhm-Bawerk, Wieser über sie geschrieben, sind dem österreichischen Rechtshörer, der Schmoller, Wagner, Brentano, Schäffle höchstens den Namen nach kennt, wohlvertraut. Vor dieser Lehre machte der Docent Zuckerkandl, in seiner Schrift über die Theorie des Preises, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung — und wurde Professor in Prag. Philippovich, ein schätzenswerther Lehrer in Freiburg, der die Finanzen des Grossherzogthums Baden sehr gründlich und Böhm-Bawerks Hauptwerk sicherlich nur sehr flüchtig kennt, erwähnte in seinem »Grundriss der politischen Oekonomie« die oesterreichische Werththeorie mit ebensolcher Verbeugung — und wurde Professor in Wien. Frei für jede Richtung der Forschung? Unsere Lehrstühle für politische Oekonomie sind frei von allen, frei nur für die eine. Und dass sie's, wenn nicht die Regierung einmal mit den Facultäten in Conflict geräth, bleiben werden, hat uns in der ‚Neuen Freien Presse' kein Geringerer als Professor von Philippovich versichert. Was er vom Salzburger Universitäts-Verein sagt: »Gelingt es ihm, durchzusetzen, dass nur Männer seiner Couleur berufen werden, dann kann er es getrost ihnen überlassen, für den Nachwuchs zu sorgen« — das gilt von jeder Facultät: Die ihr derzeit angehören, sorgen für den Nachwuchs. Und man kann getrost behaupten: er ist stets vom gleichen Wuchse wie sie selbst. Dass in Oesterreich ausser der wissenschaftlichen auch die andere Protection noch stärker als anderswo wirkt, ist bekannt. Und in einem Lande,

in dem den Söhnen reicher Jobber, wenn sie für's Geschäft zu unbegabt sind, oft nichts anderes übrigbleibt, als Universitätsdocenten zu werden, ist schliesslich sogar der Ruf nach einer katholischen Universität nicht ganz unbegreiflich . . . . .

Die katholische Universität: etliche Universitätsprofessoren haben in der ‚Neuen Freien Presse' vom 25. December über sie geurtheilt und hatten sich doch keiner auch nur gefragt: Was soll sie denn werden, eine freie Universität oder eine staatliche von katholischem Charakter? Dass eine freie Universität, gleichviel wer sie gründen wollte, in Oesterreich gesetzlich möglich ist, kann nur mittelst gewaltsamer Interpretationen bestritten werden, und dass ihren Zeugnissen und Diplomen im Verordnungswege die Giltigkeit zuerkannt werden könnte, ist unbestreitbar. Aber unter den Herren, die dem Economisten Gutachten über eine Universitätsangelegenheit — bei der es sich freilich um eine Gründung handelt — lieferten, befinden sich ja auch Mitglieder des Herrenhauses. So mögen sie, wenn's ihnen Ernst ist, einen Gesetzparagraphen vorschlagen, der die staatliche Omnipotenz im Hochschulwesen sichert. Wie aber, wenn eine staatliche Universität katholischen Charakters geschaffen werden sollte? Das Parlament brauchte, wenn die Mittel zur Gänze von privater Seite zur Verfügung gestellt würden, nicht befragt zu werden. Die Professoren würden, nach eingeholter kirchlicher Approbation, vom Ministerium ernannt und in ihrer Lehrthätigkeit von der kirchlichen Obrigkeit beaufsichtigt. Das steht der kirchlichen Obrigkeit doch auch heute gegenüber jedem Universitätsprofessor frei, und thatsächlich haben den Vorlesungen Laurenz Müllners wenigstens im ersten Jahre seiner Thätigkeit an der weltlichen Facultät stets eifrig schreibende Alumnen beigewohnt, denen offenbar Berichte abverlangt wurden. So ist bekanntlich vor Jahren auch wegen der Vorlesungen Masaryks von kirchlicher

Digitized by Google

Seite eingeschritten worden. Würde der staatlich bestellte Professor der künftigen katholischen Universität sich gegen die kirchliche Lehre vergehen, so könnte der Bischof, wie es derzeit bei Mitgliedern der theologischen Facultät der Fall ist, beim Unterrichtsminister die Absetzung beantragen. Sie zu erzwingen, hätte er keine Macht, sowenig wie Masaryks Disciplinierung erzwungen wurde. Die Kirche könnte dem censurierten Lehrer einer rein katholischen Universität höchstens die missio canonica, den kirchlichen Lehrauftrag, entziehen, und sie könnte den Gläubigen den Besuch seiner Vorlesungen untersagen, wie in Prag den Alumnen der Besuch Masaryk'scher Vorlesungen verboten wurde. Aber die Alumnen kann die Kirche zwingen, weltliche, wenn auch gläubige Hörer nicht. Und um diesen Zustand zu schaffen, braucht es eine eigene katholische Universität? Könnte das nicht alles an den bestehenden Universitäten durchgeführt werden? Nichts kann die Bischöfe verhindern, jederzeit den Unterrichtsminister zu beeinflussen, und dieser wird, wenn er dem Einfluss zugänglich ist, gegen die Lehrer schon bestehender Universitäten nicht anders als gegen die der künftigen katholischen vorgehen. Und auch das steht den Bischöfen frei, jederzeit den Gläubigen, wenn ein missliebiger Professor nicht entfernt werden kann, zu untersagen, ihn zu hören. Eine staatliche katholische Universität ist auch vom katholischen Standpunkte nutzlos, und eine freie Universität können die Anderen verhindern. Allerdings nicht durch Gutachten in der ‚Neuen Freien Presse', aber durch ein Gesetz. ×

*

Der Officiersehrenrath hat in dem Urtheil gegen den General v. Kober ausdrücklich erkannt, es sei mit der Officiersehre nicht vereinbar, Zuschriften an die ‚Neue Freie Presse' zu richten, und die ‚Arbeiter-Zeitung', die sich in diesem Punkte in durchaus löb-

licher Weise eine Tendenz der ‚Fackel' zueigen macht, fügte hinzu, man könne hier »nur insoweit nicht zustimmen, als er (der Ehrenrath) diese Unvereinbarkeit auf die Officiersehre beschränkte.« Nun, dem militärischen Ehrengericht steht leider eine Ingerenz auf die Wiener Universitätsprofessoren nicht zu, und seiner Auffassung hat sich der akademische Senat bis heute nicht angeschlossen. So tragen denn die Jodl, Menger, Philippovich, Schipper und Schrutka kein Bedenken, dem Börsenwöchner, den schwere wissenschaftliche Zweifel und die Frage, ob die Forschung voraussetzungslos, die Universitäten frei sein sollen, drücken, in seinen Nöthen beizuspringen. Immer wieder sehen wir die Herren, die man von ministerieller Bevormundung befreien will, auf den Wink einer gutachtenheischenden Pressmacht parieren und den mehr minder hellen Glanz ihrer Namen ahnungslos zur Verklärung der schmutzigsten Absichten leihen. Immer wieder muss man als mildernden Umstand missbrauchte bona fides geltend machen und überzeugt sein, dass eine tüchtige Portion von Voraussetzungslosigkeit dazu gehört, das Organ der deutschen Masseusen in Oesterreich zur Arena ernster Geisteskämpfe zu machen. Ein Mann wie Ernst Mach hat eben einen Aufruf unterzeichnet, der mit den toleranzigsten Phrasen freiheitsbesoffener Bezirksmeier gespickt ist, und schreibt an die ‚Neue Freie Presse', dass er »den ausgezeichneten und überzeugenden Ausführungen« eines ihrer Leitartikel »in allen Punkten zustimmen muss«. Ist es nicht schmerzlich und den letzten unentbehrlichen Glaubensrest vernichtend, das Ansehen der Wissenschaft und die Reinheit eines edlen Wollens im Dienst der Jobberpresse prostituiert zu sehen? Glaubt Herr Hofrath Mach nicht, dass der Economist, vor die Gewissensfrage gestellt, hundert katholische Universitäten dem Ausfall der Pauschalien des einen Zuckercartells vorzieht? Wissen die voraussetzungslosen Herren nicht, dass sie eine

Digitized by Google

Publicistik stützen, die den Staat um den Zeitungsstempel betrog und dafür die Vertheuerung der Postkarten erpresste? Der die Verlängerung des Nordbahnprivilegs ungleich wichtiger war als die Verhinderung der confessionellen Schule und die nur schwarz macht, damit ihr der Fischzug leichter werde? Es ist ja gewiss rührend, die Männer des Freisinns, die auf einmal ein Dutzend Spahns für die eine Salzburger Universität eintauschen möchten, sich in Sorge für die katholische Wissenschaft aufreiben und in dem heissen Wunsche vereinigen zu sehen, dass sie sich, die nicht siegen dürfe, »durch Kampf« erhalte. Aber die Komik, die darin liegt, dass solche Sehnsucht durch das Sprachrohr des Economisten verkündet wird, bleibt unübertroffen.

•

Nur in einer vom Schlagwörterwahn besessenen und im Leitartikelglauben erzogenen Gegenwart ist es erklärlich, dass die ‚Fackel', seit sie den Antimilitaristen Liebknecht in der Dreyfus-Sache zu Worte kommen liess, als »reactionär«, und seit in ihr der Protestant Chamberlain über den Fall Spahn und den Reinfall Mommsens schrieb, vollends als »clerical« verschrieen ist. Auch die Aufregung über das muthige und vornehme Bekenntnis einer katholischen Dame zu der acuten Frage der Pfaffenfresserei und der Beichtverleumdung beherrscht noch manches Gemüth, und man scheint es zwar anzuerkennen, dass ich nicht »geradezu« einen Priester sprechen liess, aber umsomehr zu verübeln, dass ich in der Objectivität nicht gleich soweit gieng, über die Beichte statt einer katholischen lieber eine jüdische Dame zu vernehmen. Je nun, man kann's nicht allen recht machen und muss, wenn man sich einmal auf das Ideal eines voraussetzungslosen, die Dinge ohne Parteibrille betrachtenden Schriftstellers eingeschworen hat, auch fernerhin darauf verzichten, an der Seite der Frischauer

Digitized by Google

die Gregorigs zu bekämpfen, und neidlos der ‚Arbeiter-Zeitung' den ungetheilten Besitz der paar Schweinepfaffen gönnen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, jedem fortschrittlichen Dünkelmanne, der seine moderne Bildung aus einem grossen Schlagwörterbuch aufgelesen hat, den Werth einer von Fractionsmeinungen unbeschwerten Presse zu beweisen und zu erklären, dass nur dem blöden Auge die Feinde unserer Feinde immerdar als unsere Bundesgenossen erscheinen. Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Die ‚Fackel' muss gegen geringere Uebel kämpfen.

*

Da sich die ‚Neue Freie Presse' jetzt ausschliesslich für die Angelegenheit der katholischen Universität interessiert, lässt es sich begreifen, dass sie wieder einmal einen internationalen Zionistencongress — es war der fünfte und er hat soeben in Basel stattgefunden — todtschwieg. Ob die beiden Redacteure des Blattes, die Herren Herzl und Nordau, Gegner einer katholischen Universität sind, ist bisher nicht bekannt. Aber jedenfalls liegt ihnen eine jüdische Universität mehr am Herzen. Der 5. Congress zu Basel hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, das Actionscomité, dem die Herren Herzl und Nordau präsidieren, solle zunächst »die Frage der Gründung einer jüdischen Hochschule sorgfältig studieren«. Ob die daselbst betriebene Forschung wohl »voraussetzungslos« sein wird? Wie wäre es, wenn man etwa eine Enquête in der ‚Neuen Freien Presse' veranstaltete?

* * *

Im Jockeyclub haben Aristokraten um Millionen gespielt, und das demokratische Spiessbürgerthum ist darob heftig aufgeregt. Mehr noch als die Millionen imponieren ihm die Aristokraten, und

Digitized by Google

mit scheuer Ehrfurcht sieht es zu dem »hohen Spielverlust« empor. Wenn der Herr Graf Potocki wie ein »ganz gewöhnlicher« Mensch bestraft würde, welcher Triumph der Gleichberechtigung! Dass sie just von denen verleugnet wird, die im Aristokraten noch immer mehr als den Erstenbesten der Nation sehen, vermindert höchstens den Werth der Gleichberechtigung und keinesfalls den des Triumphs. Und die ‚Arbeiter-Zeitung', für die wiederum der Mensch beim Baron aufhört, stimmte in den Schrei nach Strafe und Ausweisung ein. Aber leider schien unsere Justiz in den Weihnachtstagen der demokratischen Menschheit Oesterreichs das doch auch ihr verheissene Wohlgefallen nicht zu gönnen, und nicht einmal Herr Stukart, der bald nach der Aushebung der Hazardspieler vom Franz-Josefs-Quai durch den Franz-Josefs-Orden ausgezeichnet worden ist, hat sich bisher in den Räumen des Jockeyclub blicken lassen. Je nach Gemüthsanlage toben jetzt die braven Demokraten ob des aristokratischen Vorrechts, unbekümmert um die Spielgesetze des Staates nach eigenen Spielregeln zu leben, oder trösten sich in erkünsteltem Gleichmuth, weil doch nur aristokratische und keiner Jobber oder sonstigen ehrsamen Bürger Vermögen beim Spiel im Jockeyclub gefährdet würden. So ganz falsch ist der letzte Gedanke nicht; nur müsste man ihn nach einer andern Seite wenden. Spielsitten sind, wie Duell- und Trinksitten, nicht allzu gefährlich, wenn sie auf einen abgeschlossenen Kreis beschränkt bleiben. Und der Kreis, der in den Sälen des Jockeyclub hazardiert, hat sich selbst stets streng abgeschlossen, während der Spielerkreis der Börse jedem Versuch, ihn abzuschliessen, den heftigsten Widerstand entgegensetzt. Gegen die Spieler am Schottenring und nicht gegen die im Philippshof müsste die Staatsgewalt vorgehen. Nichts anderes als volkswirtschaftlicher Schaden soll durch das Verbot des Hazardierens verhütet werden. Aber dass sie volks-

Digitized by Google

wirtschaftlichen Schaden stiften, mag man aristokratischen Grossgrundbesitzern vorwerfen, wenn sie Bauern legen. Das Bauernfangen wird mit staatlicher Duldung bloss an der Börse betrieben.

•

Ein »Plauderer« — er unterzeichnet »Max« und dürfte mit jenem Max Schlesinger identisch sein, der seit einem Vierteljahrhundert das Wiener Schriftthum auf Bällen repräsentiert und sich nicht nur die Namen, sondern auch die Adressen aller Anwesenden notiert — weiss im ‚Wiener Tagblatt', das sich jetzt hinter der Ausrede ‚Wiener Morgenzeitung' verleugnet, der Hazard-Affaire die von seinem Chef verlangte heitere Seite abzugewinnen. Er weiss der aufhorchenden Welt zu erzählen, dass der Herr Graf Potocki seinen Fiaker, dem er sonst »bloss ein Fünferl« gab, am Tage nach seinem Millionenverluste »ausnahmsweise mit einem Zehner« honorierte, und er, der für die Nennung einer Ballschönheit noch nie einen »Zehner«, sondern immer nur das übliche »Fünferl« bekommen hat, findet seinem respectvollen Staunen den Ausdruck: »Noblesse oblige!« Aber nicht bloss für Max, sondern auch für seine Leser ist eine andere »Pikanterie«, die er im Anschluss an die Jockeyclub-Affaire meldet, von Interesse. Der »ungarische Cavalier«, dem »die Gunst Fortunas eine kleine Million zurollen liess«, habe bald darauf einen Abend »im Hause einer sehr bekannten Wiener Künstlerin« (man achte auf den anspielungsschwülen Stil des typischen Wiener Schnüfflers), in deren Hause er »zu den gerngesehenen Gästen gehört«, verbracht. »Vielleicht hat«, ruft Max, »der Zufall den betreffenden Cavalier neben einen hohen Beamten der Sicherheitsbehörde postiert, der gleichfalls zu den Freunden des Hauses zählt«. Und Max nennt diese Möglichkeit ein »neckisches Spiel des Zufalls«. Nun, der Ballreporter dreier Generationen ist nicht boshaft; wenn man ihm einmal sagte, dass eine gewisse Wiener Gesellschaft auf einem Vulcan tanze, er würde sich anheischig machen, die Namen der Vortänzer gegen geringe Entlohnung ins Blatt zu bringen. Aber diesmal hat er nicht einmal Namen genannt und kaum anzudeuten gewagt, in welchen Kreisen sich ein hoher Beamter der Sicherheitsbehörde bewegt. Dass Herr Stukart, der oft genug in der Gesellschaft pokernder Jourdamen weilte, nun ausnahmsweise einmal neben Herrn v. Szemere

zed by Google

zu sitzen kommt, wäre auch wirklich nicht das Schlimmste. Und ein »neckisches Spiel des Zufalls« war's, nichts weiter, als er auf einem Costümfest beim Länderbank-Hahn erschien und am Tage vor der Verhaftung eines stadtbekannten Börsenschwindlers mit diesem in den Prater fuhr. Noch mehr: Poker und die anderen Hazardspiele, gegen die man jetzt so strenge einschreitet, sind ja selbst nichts weiter als neckische Spiele des Zufalls . . .

* * *

Was unsere »Clericalen« doch alles zu verantworten haben! Da ist soeben eine Versicherungsgesellschaft verkracht, die, wie schon ihr Name erkennen lässt, nicht dem von Herrn Noske im Reichsrathe vertretenen Versicherungscartell angehört hat: Unio catholica. Wieder eine Niederlage des Confessionalismus! Aber seltsam genug, die katholische Presse lässt die Sache ganz kalt. Und das Hauptorgan der Partei, das ‚Vaterland', verweist nur darauf, dass es niemals eine Kundgebung der Unio catholica veröffentlicht und alle ihre Inserate abgelehnt hat. Eine clericale Gründung war die Unio catholica wohl. Aber wenn sie inserieren wollte, musste sie bei der Presse, die in der Annahme von Inseraten schrankenlose Toleranz übt, Zuflucht suchen. Faule Gründungen können, und wenn sie auch clerical sind, nur mit liberaler Unterstützung durchgeführt werden. Verkrachen sie, dann haben die liberalen Blätter das Geld, und die clericalen natürlich die Verantwortung.

* * *

Die Liebesg'schichten und Heiratssachen, die im Hintertheil der freisinnigen Presse verhandelt werden, sind nicht immer nur vom Standpunkt einer reinlichen Publicistik beklagenswerth. Gewiss. Wenn einer jene Dame, welche gestern in einer Opernloge sass und beim Hinausgehen »auf das Blatt aufmerksam gemacht« wurde, persönlich kennen lernen will, so kann man ihm's schliesslich nicht verübeln, dass er sich statt eines Dienstmannes des Herrn Wilhelm Singer bedient. Auch wer ein Absteigquartier zu vergeben hat, begeht nicht der Handlungen unerlaubteste, wenn er seine Absicht den Herren Bacher und Benedikt mittheilt und den Rath dieser erfahrenen Männer einholt. Die intelligente Masseuse, die

Digitized by Google

Helferin verschwiegener Geburten und den jungen Mann, der öffentlich discrete Gegendienste anbietet, sie alle mag am leichtesten der Vorwurf drücken, dass sie sich *publicistische Helfershelfer dingen, die beinahe so billig wie willig sind und ohne Zögern — ich möchte sagen: anstandslos — ihre Dienste anbieten. Sicherlich trägt unter den Contrahenten den Löwenantheil der Verachtung die Zeitung davon, die mit dem Ertrage berufsmässiger Gelegenheitsmacherei heute ihre gesammten Druckkosten decken kann. Und dennoch gibt es in jenem schmutzigsten Gebiet eine Abtheilung, die der Socialkritiker nicht missen möchte: – Die »Einheiraten«. Die zahlreich verstreuten Einzelfälle sexuellen Verlangens und perversen Suchens können das sittliche Empfinden des Lesers nicht so sehr abstossen, wie die Reflexe der Moral einer ganzen grossen Gesellschaftsschicht den Culturforscher anziehen müssen. Der gesunde Herr in mittleren Jahren, der in eine bereits bestehende Firma »einheiraten« möchte, ist ernster zu nehmen als der unstäte Junggeselle, der mit Hilfe der ‚Neuen Freien Presse' ein passageres Verhältnis sucht, und das gebildete Mädchen mit 30 Mille passt viel besser in den Rahmen eines wahrhaft liberalen Blattes als die angehende Künstlerin, die zu ihrer Ausbildung eines, wenn auch älteren, Mäcens bedarf. Die Vermittlung von »Einheiraten« ist etwas, das in der Weltanschauung, aus der heraus und für die die ‚Neue Freie Presse' geschrieben wird, tief begründet ist, und sie genügt jener Ethik, die auch in der Ehe zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen betont wissen will. Die Leiter der ‚Neuen Freien Presse' sind als Schadchen glaubhafter denn als Kuppler, und hier lässt sich ihren Bemühungen auch eine gewisse Ehrlichkeit und Consequenz nicht absprechen. An den »ernsten Absichten«, von denen in freisinnigen Annoncenrubriken so oft die Rede ist, darf man unter keinen Umständen zweifeln. Wie sollte es auch anders sein? Noch nie ward gemeldet, dass eine extravagante Dame die gesuchte »Reisebegleiterin« endlich gefunden hat und dass das vorgestern erbetene Rendezvous mit der Opernbesucherin glücklich zustandegekommen ist. Aber wie befriedigt mögen die Herren Bacher und Benedikt schmunzeln, wenn sie schon einen Monat nach dem Angebot etwas tiefer unten das Aufgebot von Harald Kulka aus Prerau mit Kundry Lemberger aus Neutra melden können: »Statt jeder besonderen Anzeige« fünfzig Kronen Inseratengebür . . . Und

wenn sie selbst alle Hände voll zu thun haben, dann sind sie wenigstens so coulant, für einen soliden jungen Mann nach fremden Vermittlern Umschau zu halten. So mag denn, wer an zierlichen Ausschnitten aus dem Gesellschaftsleben seine Freude hat, verständnisinnig den folgenden Ausschnitt aus der ‚Neuen Freien Presse' vom 22. December geniessen:

Schadchen,
der eine Partie mit 50 bis 70 Mille hat, wird um seine Adresse ersucht. Zuschriften erbeten unter »Feiner Bankbeamter« an das Ank.-Bur. d. Bl.

Ein »feiner« Bankbeamter! Er verdient es, durch die ‚Neue Freie Presse' zu seinem Schadchen und durch den Schadchen zu seiner Partie zu gelangen. Denn er ist bescheiden. Er fragt gar nicht, ob die 50 bis 70 Mille hübsch oder hässlich, blond oder brünett, alt oder jung sind. Solche »ausgefallene Sachen« hat er sich in der mitvergifteten Luft liberaler Lebensanschauung gar nicht erst angewöhnt . . . Arme 50 bis 70 Mille! Und vielleicht haben sie bis zu dem Tage, da das »Ank.-Bur. d. Bl.« den Bund für's Leben schuf, sich an dem Glücke wärmen dürfen, von einem modernen Erkenner der Frauenseele verstanden zu sein . . .

Was für ein Denkmal weiland der Kaiserin Elisabeth gesetzt werden soll? Die siebenundfünfzig vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' Befragten haben darüber gründlich nachgedacht. Die Kaiserin war eine Bergsteigerin, sagt der Eine; so stelle man sie auf einem Bergesgipfel dar. Die Kaiserin war eine Reiterin, sagt ein Anderer; man setze sie in den Sattel. Herrn Noskes Gutachten ward leider nicht eingeholt. Aber es hätte gewiss gelautet: Die Kaiserin hat Heinrich Heine verehrt; man gebe ihr das »Buch der Lieder« in die Hand. Und Jeder möchte, dass in diesem Denkmal zugleich auch seines eignen Wesens bestes Theil zum Ausdruck komme. Selbst in der

Digitized by Google

Diction hat Jeder seine Eigenart bewahrt, und es ist von unwiderstehlicher Wirkung, z. B. Herrn v. Sonnenthal, der offenbar glaubte, dass der fragestellende Redacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zugleich auch die Ausführung des Denkmals übernimmt, mit dem Aufgebot seiner ganzen Zärtlichkeit und salonfähigen Delicatesse antworten zu hören: » . . . Dass man die hohe Frau aufrecht darstelle, darüber ist, wie ich glaube, kein Zweifel möglich — allein, ich möchte bitten, wenn es möglich ist, schreitend, vorwärtsschreitend . . .« Herr v. Sonnenthal ist vielleicht nicht sachverständig, aber höflich.

Indes, waren sich die Herren auch nicht darüber klar, was das Denkmal vorstellen sollte, so wussten sie wenigstens mit Bestimmtheit zu sagen, wo es stehen müsse: Mitten unter dem Volk natürlich, von dem die Kaiserin geliebt wurde, im Volksgarten oder im Votivpark; oder auch, nicht minder natürlich, mitten in der Einsamkeit, die von der Kaiserin geliebt wurde, im Prater, in Schönbrunn oder gar im Wienerwald. Und das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat die Stimmen gezählt, die jedes Project erhielt. Eine von allen will gewogen werden. Wieder einmal hat in einer Kunstfrage der einzige starke Künstlermensch, den Wien heute hat, das einzig Richtige gesagt: Ein kirchliches Denkmal in der neuerbauten Capuzinerkirche errichtet! Otto Wagner selbst hat, wie erinnerlich, vor Jahr und Tag den Entwurf einer neuen Fürstengruftkirche am Mehlmarkt ausgestellt. Und neben allen anderen Gründen muss für die Ausführung seines Vorschlags, des kirchlichen Denkmals und der Kirche, der eine entscheidend sein: dass nun für den grossen Baukünstler des gegenwärtigen Oesterreich die noch stets versagte Gelegenheit gekommen ist, seinen Namen an ein monumentales Werk zu knüpfen. Denn das bauliche Monument unserer Zeit zu schaffen, ist kein anderer berufen.

Um Otto Wagners Anregung willen war vielleicht die ganze Enquête trotz ihrer Wichtigthuerei und komischen Monotonie nicht ganz werthlos. Um das durch den Denkmalsaufruf schwer beleidigte Andenken der Kaiserin haben sich diesmal zwar viel schwatzhafte, aber wenigstens nicht geradezu bescholtene Leute zu schaffen gemacht. Uebersieht man die Legion schmarotzender Aufdringlinge, von denen seit dem Tode der Kaiserin jeder einzelne jeden Tag uns glauben machen möchte, dass sie ihm gestorben sei, so würde

Digitized by Google

man wohl im Sinne der Hohen handeln, wenn man auf die Frage, wie der Künstler sie darstellen soll, die Antwort ertheilte: Mit dem Fächer vor dem Gesicht, wie sie bei Lebzeiten dem sie umkreischenden Pöbel sich zeigte.

* * *

Herr Hermann Bahr schreibt über die »Wiener Secession« im Berliner ‚Tag':

> »Vor jeder neuen Ausstellung fragt sie — die Secession — sich wieder: was brauchen unsere Künstler gerade jetzt zu ihrer Entwicklung, und was braucht das Publicum zu seiner ?« . . . . »Das ist zum Beispiel die Bedeutung Khnopff's für uns gewesen: er hat unserem Klimt geholfen, sich erst recht auf sich selbst zu besinnen, und hat zugleich ein Publicum für Klimt bereitet.«

So ungefähr ist das auch schon in der ‚Fackel' gestanden, nur mit ein bischen anderen Worten. Es lässt sich nämlich nicht verkennen, dass ausländische Künstler, wie Khnopff oder auch Rysselberghe und andere, Herrn Klimt jedesmal nicht sowohl dazu verhelfen, sich auf sich selbst, als vielmehr auf sein starkes Nachempfindungstalent — neben dem ihm das eigene gewiss nicht abzusprechen ist — zu besinnen. Und wir werden einen neuen und doch nur den alten Klimt vor uns sehen, wenn der Vielgewandte, aber — dank der Secession, die's ihm erspart, weil sie ihm alles ins Haus bringt — nicht Vielgewanderte, sich demnächst etwa auf Fjaestad oder Gallén besinnen sollte. Richtig ist aber, dass die grossen Maler des Auslands in Wien ein Publicum für Klimt bereiten. Ein minder gebildeter Geschmack empfängt gern alles aus zweiter Hand: Die Kunsteindrücke von Kritikern und die Kunstwerke von Imitatoren.

*

Klimt, der auch in diesen Blättern wiederholt als ausserordentlicher Techniker Anerkannte, wird jetzt wahrhaft Gelegenheit haben, »sich auf sich selbst zu besinnen«: auf den Techniker Klimt. Wie kein Anderer scheint er zu dem Amte des Lehrers geeignet. Und darum muss man, unbeirrt durch die Segenswünsche von

Digitized by Google

rechts und die Flüche von links, die der Berufung eines »Modernen« auf akademischen Posten gelten, seine Wahl zum Professor durchaus billigenswerth finden.

* * *

Herr Friedrich Stern, der Kunstkritiker des ‚Neuen Wiener Tagblatt', ist zwar bekanntlich kein Freund des Modernen, aber doch ein verständnisvoller Kenner des Alten. So hat ihn denn ein Barock-Festsaal im Kunstgewerbe-Museum besonders angezogen, »nicht zuletzt«, wie er am 9. December schrieb, »durch den riesigen, antiken persischen Teppich, der ein Meisterstück der Imitationskunst Ginzkey's ist.« »Eine Bravourleistung der heimischen Textilkunst« nennt ihn Herr Stern dann noch. Er hat nämlich geglaubt, dass auch die Löcher in alten Teppichen imitiert werden, und es darum nicht gemerkt, dass er statt der im Katalog angekündigten Imitation den echten Teppich unter seinen Füssen hatte. Die Imitation war gar nicht zur Ausstellung gelangt; sie war missglückt — wie die Bravourleistung der Stern'schen Kritik.

* * *

Herr Sandor Jaray hatte jüngst nicht genug an dem Lob, das seinem im Oesterreichischen Museum ausgestellten Intérieur »von berufener kunstkritischer Seite« — so nennt er den Inseraten-Agenten, der die Kaiserworte sammelte — gezollt worden war. Der Agent hatte von jeder Firma fünf Gulden für die Zeile verlangt und erhalten. Aber Herr Sandor Jaray verträgt auch noch ein Extralob, er kann sich's leisten, und er hat es sich als Sonntagsvergnügen in der ‚Neuen Freien Presse' vom 22. December geleistet. Volle vierzig Zeilen. Hatte der Inseratenagent Herrn Jaray anerkannt, so sprach jetzt Herr Jaray zunächst dem Inseratenagenten seine Anerkennung aus. Dessen »kunstkritische Äusserung ist eine durchaus richtige«, verkündete er. Und weiters theilte Herr Sandor Jaray mit, er habe den romanischen Stil mit dem modernen zu verschmelzen versucht und müsse bestätigen, dass ihm »der Versuch vollauf geglückt« sei ; er erwarte von sich, dass er in dem »selbstgeschaffenen Stil« noch viel Neues und Schönes bringen werde. Herr Jaray lobt sich, das Publicum lobt ihn, er wird — so erzählt er — gar vom Kaiser gelobt, und — höher

Digitized by Google

geht's nimmer — er lobt auch zum Schluss den Kaiser. Dieser habe mit den Worten »modern, aber gemässigt« das Sandor Jaray'sche Herrenzimmer »in treffender Weise charakterisiert«. Sprach der Kaiser Herrn Jaray, so spricht nunmehr Herr Jaray dem Kaiser seine Zufriedenheit aus. Und die ‚Neue Freie Presse' — ist loyal, wie immer.

* * *

Herr Hellmesberger war wohl berathen, da er mit seinen Philharmonikern ein Werk des Herrn Richard Heuberger aufführte. Wenn nicht Herrn Heuberger selbst, so hat er doch jedenfalls dessen kritische Collegen zu loben veranlasst. Natürlich klang das Lob voller, wenn der Kritiker Aussicht hatte, auch einmal bei den Philharmonikern gehört zu werden. Sonst war es die einfache Erledigung collegialer Pflicht, und es fehlte nicht ein wenig collegiale Bosheit. Wenn man die Bosheiten, in denen die für das Publicum wichtigsten Wahrheiten stecken, nur verständlicher machen wollte! Schärfer als Herr Max Kalbeck konnte man über die Heuberger'schen Fähigkeiten nicht aburtheilen: »Heuberger würde heute wahrscheinlich für ein noch glänzenderes instrumentales Gewand seines Werkes gesorgt haben . . . . . an das bestrickende Orchester-Colorit seines ‚Opernballs' zum Beispiel reichen die Variationen nicht heran.« Aber wer weiss denn, ausser Herrn Kalbeck und wenigen Anderen, dass dem ‚Opernball' das bestrickende Orchestercolorit nicht von dem Componisten, sondern von A. v. Zemlinsky verliehen wurde, der den grössten Theil der Operette instrumentiert hat?

* * *

(Aus einem Blatte:)

Aus Budapest wird gemeldet: Die Studenten-Demonstrationen gegen die Cafés chantants, in denen in deutscher Sprache gesungen wird, fanden gestern ihre Fortsetzung. Etwa 300 Studenten erzwangen in sechs Cafés chantants die Erklärung, dass sie binnen 30 Tagen sich vollständig magyarisieren werden.

Aus Paris wird gemeldet: Nächsten Montag beginnt im Théâtre Joli im Musée Grevin ein deutsches »Ueberbrettl« sein Gastspiel. . . . Derzeit gastiert die Truppe in Brüssel mit Erfolg.

* * *

Digitized by Google

»Was halten Sie von der Salzburger Universität?« »Auf welchem Platz soll das Denkmal der Kaiserin Elisabeth errichtet werden?« »Wie sind die künstlerischen Verhältnisse an unseren Hoftheatern früher gewesen?« »Welchen Einfluss nimmt die Ausbreitung der nationalen Idee auf die Entwicklung der Menschheit?« »Kann eine gefeierte Schauspielerin zugleich eine gute Köchin sein?« . . . Mit einer »Enquête« über diese und ähnliche Fragen, die sie abhängigen Professoren, Abgeordneten, Schauspielern vorlegten, haben die Wiener Blätter ihr Publicum zu Weihnachten und am Neujahrstage überrascht. Sollte jetzt noch eine Enquête über die Frage veranstaltet werden, welche die dümmste war, so würden wohl die meisten Stimmen auf die von der ‚Reichswehr' gestellte Rundfrage entfallen. Sie lautete wörtlich: »Was halten Sie für das grösste Glück und was für das herbste Unglück?« In der Einleitung gab die ‚Reichswehr' selbst zu, dass »diese Frage gar nicht so leicht zu beantworten ist«. Dennoch hatte sie sich nicht enthalten können, sie zu stellen. Schwer zu beantworten, meinte sie, »aber gerade darum interessant«. »Denn die Antwort lässt uns einen tiefen Blick in das Innenleben des Gefragten thun.« Und wir bekamen Gelegenheit, u. a. in das Innenleben der Gesangskomiker Lunzer und Treumann, der Abgeordneten Dyk und Hotebor und des Herrn v. Ofenheim zu blicken.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Südbahnreisender. In dem Werke: »Geschichte der Eisenbahnen der österr.-ungar. Monarchie« (Wien und Teschen 1898) heisst es: »Am 20. Juni 1841 erfolgte die feierliche Eröffnung der Strecke Wien—Wiener-Neustadt, zu der sich trotz ungünstiger Witterung eine riesige Menschenmenge am Wiener Südbahnhofe eingefunden hatte. Zehn blumengeschmückte Locomotiven standen hier bereit, und um 7 Uhr setzte sich der erste Zug in Bewegung, der bis Neustadt 1 St. 26 Min. brauchte, da man die Fahrgeschwindigkeit herabgesetzt hatte, um den Fahrgästen den Anblick der längs der Strecke angebrachten Decorierungen zu gönnen.« Nestroy — siehe Nr. 88 der ‚Fackel' — hat mit Unrecht gespottet. Welche Zeit braucht heute ein Personenzug zum Durchfahren derselben Strecke? Auskunft des Fahrplans: »Beschleunigter Postzug Nr. 8, der nur kurzen Aufenthalt in Meidling und Baden nimmt, 1 Stunde 1 Minute, Personenzüge Nr. 10, 22, 48 etc. mit Aufenthalt in allen Zwischenstationen durchschnittlich 1 Stunde 41 Minuten.« Verbesserung der Fahrgeschwin-

digkeit während eines Zeitraumes von 60 Jahren also bestenfalls 25 Minuten, Fahrtverschlechterung dagegen bei den meisten Zügen bis zu 15 Minuten. Freilich, es fahren heute wohl noch dieselben Locomotiven, die vor 60 Jahren fuhren, und Altersmüdigkeit macht manches begreiflich ... Eines muss man der Südbahn lassen: sie ist eine Localpatriotin. Niemand hat der Oftgescholtenen bisher noch dies Lob gezollt. Sie verdient es ohne Einschränkung. Man überlege nur: Auf dem Wege von Berlin über München – Innsbruck nach Italien ist es die Südbahn, welche die nothwendigen Anschlüsse herstellt, und ein durchgehender Verkehr ist auf jener Strecke möglich. »Was aber wird«, so fragte neulich ein Berliner Blatt, dem ich die folgenden Daten entnehme, »der Leser zu einem Verfahren sagen, für das es thatsächlich keine mildere Bezeichnung als die des Stumpfsinns gibt? Die von Wien ausgehenden Schnellzüge nach Triest und Fiume, also nach den beiden wichtigsten österreichischen Meereshäfen, die Hauptverbindungslinien aus Oesterreich nach grossen Provinzen des Reiches, nach Südeuropa, nach der Levante, nach dem fernen Osten, haben keinerlei Zusammenschlüsse mit den von Norden in Wien eintreffenden Zügen!« Dieser Zustand besteht nicht seit gestern oder vorgestern, sondern seit einem Menschenalter. »Es ist nicht möglich, aus Nord- und Mitteleuropa über Wien nach Triest zu fahren, ohne in Wien einen ganzen Tag oder eine ganze Nacht zu versäumen, mit all den Ausgaben, die an einen solchen Aufenthalt geknüpft sind. Die deutschen Eisenbahnverwaltungen bemühen sich, ihre Schnellzugsverbindungen nach Wien zu verbessern — thut nichts: die österreichische Südbahn lässt mit stets sich gleichbleibender Bosheit — oder muss man es Trottelei nennen? — ihre beiden in Betracht kommenden Schnellzüge früher von Wien ab, als die deutschen Züge eintreffen, oder doch so, dass die Erreichung des Südbahnhofes von einem der nördlichen Bahnhöfe selbst mit schnellstem Fuhrwerk ganz unmöglich ist. Der Leser nehme das Reichscursbuch zur Hand und schlage Blatt 385 auf. Es gibt drei Schnellzüge nach Triest, einen Tagesschnellzug und zwei Nachtschnellzüge, die beiden letzten in ziemlich kurzer Aufeinanderfolge. Von Berlin trifft der beste Tagesschnellzug in Wien auf dem Nordwestbahnhof (über Tetschen) um 9.29 abends ein. Der einzige Nachtschnellzug der Südbahn nach Triest, der als Anschluss in Frage käme, verlässt den Südbahnhof schon um 8.25 abends! Der Nachtschnellzug von Berlin, der den Anhalter Bahnhof um 6¾ Uhr abends verlässt, erreicht den Nordwestbahnhof in Wien über Tetschen um 7.41 Morgens. Der Tagesschnellzug von Wien nach Triest verlässt den Wiener Südbahnhof um 8¼ Uhr. Die amtliche Ausgabe des Reichscursbuches über die Entfernung des Wiener Nordwestbahnhofes vom Südbahnhofe besagt, dass eine Wagenfahrt 40 Minuten dauert. Selbst ohne den Aufenthalt auf jedem der beiden Bahnhöfe zur Erlangung der neuen Fahrkarte und Abfertigung des Gepäcks ist die Benutzung dieses Schnellzuges nach Triest vollkommen unmöglich. Die Südbahn lässt zwei Schnellzüge nach Venedig fahren; der Tagesschnellzug ist derselbe, der auch nach Triest fährt: ab Südbahnhof Wien um 7.40

Digitized by Google

morgens. Selbstverständlich kann dieser Zug nach Venedig an keinen der nordwärts kommenden Züge Anschluss bieten. Der Nachtschnellzug nach Venedig verlässt sogar schon um 7 Uhr Wien; auch dieser Zug steht also ausser jeder Verbindung mit dem von Norden her in Wien eintreffenden Zuge.« »Diese Trottelei ist so riesengross«, schreibt das Berliner Blatt weiter, »dass Einer allein sie überhaupt nicht fertig kriegt. Natürlich trägt die Hauptschuld die Südbahn. Denn wer zwingt sie, ihre Schnellzüge durchaus eine halbe oder eine ganze Stunde früher abzulassen, als die Anschlüsse eintreffen können? Die Sache ist umso toller, als ja jeder Zug von Wien nach Triest und Fiume sich am Meere todtläuft und nicht weiter geführt werden kann. Die Südbahn ist in der Anordnung ihres Fahrplanes gerade für die Semmeringlinie in der beneidenswerthen Lage, ganz frei schalten zu können. Wenn sie trotzdem die durchgehenden Verbindungen absichtlich unmöglich macht, so trägt sie dafür die Verantwortung in erster Reihe. Einigermassen mitschuldig ist allerdings auch die österreichische Nordwestbahn. Die Fahrzeiten ihrer Schnellzüge sind so gross, dass sie ohne Mühe den Versuch machen könnte, den Anschluss an die Südbahnschnellzüge zu erreichen. Indessen, sie wird wohl wissen, warum sie das gar nicht versucht. Denn wer bürgt ihr und uns dafür, dass die Südbahn alsdann nicht sofort die Abfahrzeiten ihrer Schnellzüge abermals ändert, um nur ja die Anschlüsse zu vereiteln?« Ein Mitglied der Verwaltung der Südbahn habe vor Jahren auf die Frage nach dem Grunde der Vereitelung der Anschlüsse geantwortet: »Ja, schauen's, wir wollen halt nicht, dass die Reisenden so mir nix, dir nix ohne Aufenthalt durch Wien durchfahren.« Welch schlaue Localpatrioten! Aber die Reisenden sind noch schlauer und wählen, anstatt sich einen Zwangsaufenthalt in Wien vorschreiben zu lassen, einen der zahlreichen anderen Wege, die nach Rom führen. Das ‚Berliner Tageblatt', dem die voranstehenden Stellen entnommen sind und das offenbar kein Interesse hat, die Südbahn zu schonen, hat zum Schlusse noch darauf hingewiesen, »welchen unberechenbaren Schaden die Südbahnverwaltung ausser dem Verlust an Rente und Curswerth auch dem österreichischen Staatswesen anthut.« Kein einziges Wiener Tagesjournal hat sich bewogen gefühlt, die bemerkenswerthe Publication, mit oder ohne Quellenangabe, zu citieren.

Pädagog. Ueber die Schimpfpädagogik, die in unseren Mittelschulen betrieben wird, wäre anlässlich der gegen einen Professor des Hernalser Staatsgymnasiums gerichteten Ehrenbeleidigungsklage eines Schülers manches zu sagen gewesen. Gegen das Beschimpfen der Heeresmannschaft sind wiederholt und nicht ohne Erfolg Erlässe der Corpscommanden ergangen. Dass auch die Unterrichtsverwaltung, die sich in den letzten Jahren um die »religiöse« Erziehung recht fleissig gekümmert hat, einmal Erlässe betreffs der durch schimpfende Lehrer arg bedrohten sittlichen Erziehung herausgeben könnte, ist wohl eine eitle Hoffnung. Unsere Presse hat anlässlich der Anklage gegen den Professor Spicka natürlich nicht den verschwenderischen Gebrauch von Schimpfworten,

Digitized by Google

sondern nur die Verwendung antisemitischer Schimpfworte — der geschmähte Schüler war zufällig Jude und der schmähsüchtige Lehrer Antisemit — bemerkenswerth gefunden. Dass auch ein Professor, dem Juden und Christen gleich sind, Schüler beider Confessionen in gleicher Weise und nicht minder arg als Herr Spicka beschimpft, würde ihr sicherlich unglaubhaft sein. Sollte es aber dennoch an dem einen oder dem andern Wiener Gymnasium vorkommen, so wäre es wenigstens keine »Schmach des Jahrhunderts« . . .

Protectionskind. Und wenn man sich für Sie auch noch so sehr anstrengt — den Herrn Karl R. v. Pichler holen Sie doch nicht ein! October 1898 trat er als Conceptspraktikant in die Finanzlandesdirection, wo er bis Anfang 1901 verblieb. Heuer trat er in den bosnischen Dienst, liess sich sofort dem Reichsfinanzministerium zutheilen und wurde bald darauf bosnischer Finanzconcipist in der 10. Rangsclasse. Heute, nach einem halben Jahr, wird seine Ernennung zum Concipisten im Reichsfinanzministerium gemeldet. Als solcher steht der 26jährige in der 8. Rangsclasse: er hat binnen Jahresfrist drei Rangsclassen zurückgelegt. Ein halbes Dutzend seiner Vordermänner in der Finanzlandesdirection hat die 10. Rangsclasse noch nicht erreicht. Ohne den Ballast der Doctorwürde, auf die in den Ministerien sonst gern gesehen wird, macht Herr v. Pichler seinen Weg. Und noch weniger schadet es ihm, dass er der Sohn des zweiten Sectionschefs im Eisenbahnministerium ist. Die auffälligste Carrière des Jahres 1901 — sagen die Statistiker.

Zeitgenosse. Ob der Pelzmantel der Frau Odilon der ‚Neuen Freien Presse' mehr getragen, als er Frau Odilon gekostet hat? Ohne Frage. Jedenfalls ist dies der am wenigsten bestrittene Punkt im ganzen Streite. Hart sind die Geister aufeinandergestossen. Wem gebührte das Verdienst, wem hatten wir die eigentliche Sensation des »Neuen Simson« zu danken: dem Confectionär oder dem Pelzhändler? Es war ein Meinungskampf, der die ‚Neue Freie Presse' sicherlich näher berührt hat als der Streit um die voraussetzungslose Forschung. Hier wurden Angriffe inseriert und § 19-Berichtigungen durch die Administration vermittelt. Die ‚Neue Freie Presse', objectiv wie immer, hat sich weder für Hoffmann noch für Toch eingesetzt; sie liess jeden von beiden für fünf Gulden per Zeile seinen Standpunkt ausspinnen und fiel keinem ins Wort. Und doch hätte sie, da sie von beiden bezahlt, also eigentlich unparteiisch war, ganz gut das Amt des Schiedsrichters übernehmen können. Aber wahrlich, wenn irgendwo, so lässt sich auf diesen Streit das lateinische Sprichwort anwenden: Duobus litigantibus tertius gaudet.

Entarteter. Herr Nordau versicherte am 28. December, dass Tolstoi für »Millionen hochgebildeter Russen« nichts sei als ein »absurder Confusionsrath, der nur lächerlich wäre, wenn sein mystisch-anarchistisches Geschwätz Schwachköpfen nicht gefährlich werden könnte«. Und über Ibsen meinte er, dass »seine symbolistische Philosophie und seine individualistisch sein sollende Weltanschauung, die von denkunfähigen Schönschwätzern für Tiefsinn ausgegeben werden, von klaren

Digitized by Google

Köpfen als barer Unsinn erkannt und erbarmungslos verhöhnt« worden sind. An dem Tage, da das Feuilleton des Herrn Nordau in der ‚Neuen Freien Presse' erschien, tagte im Stadtcasino zu Basel der V. Zionistencongress. Aber das bekannte Programm, das sich in den Worten ausdrückt: »Hinaus mit uns!«, hat Herr Nordau leider noch nicht einmal für seine eigene Person in That umgesetzt.

Einspänner. Sie haben am ersten Weihnachtsfeiertag im ‚Illustrierten Wiener Extrablatt' an leitender Stelle eine Zuschrift von Joseph Unger bemerkt und wissen nicht, was Sie mit diesem Namen anfangen sollen. Sie haben — so lautet Ihre Beschwerde — zum erstenmal eine Enttäuschung am ‚Extrablatt' erlebt. Wer Joseph Unger ist? Ihr Blatt nennt ihn zwar einen »illustren Rechtsgelehrten und Staatsmann«, aber Sie erklären frank und frei, dass Ihnen ein illustrierter Raubmörder lieber ist als ein illustrer Rechtsgelehrter. Vielleicht tröstet es Sie übrigens, dass an jenem Weihnachtstage nicht nur die Wiener Kutscher, sondern auch alle anderen Stände eine Enttäuschung erlebten. Allerdings nicht am ‚Extrablatt', sondern an Joseph Unger. Dass sein Schreiben keinen andern Gedanken enthielt als die Versicherung, dass er nichts zu sagen wisse, hätte man ihm eher verziehen als den Entschluss, es an das ‚Extrablatt' zu richten und darin das Parlament zu beschuldigen, dass es sich selbst entwürdige. So Mancher mag in seinen Ruf mit eingestimmt haben: »Darüber lässt sich weder reden noch schreiben, sondern nur mit tiefem Unmuth schweigen!« Was aber hätte der vormalige Herausgeber, Herr F. J. Singer, für den die Illustrationen eingeführt wurden, damit er das Blatt nicht verkehrt in die Hand nehme, zu solcher Neuerung gesagt? Anstatt festlich gestimmten Lesern ein »zerfleischtes Zebra« oder sonst eine nur jährlich einmal hervorgesuchte Sensation zu bieten, überrumpelt man sie mit einem Briefe von Joseph Unger. »Ich verstehe die Welt nicht mehr!« hätte F. J. Singer mit Meister Anton und mit Unger zugleich ausgerufen.

Leser. Ein Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Journal' schreibt über einen Besuch bei Lenbach: »Ich fand ihn von bestechender Liebenswürdigkeit«. Und: »ich verliess die prächtigen Arbeitsräume des grossen Meisters, um Vieles, unendlich Vieles reicher, als ich eingetreten!« Na, das alles darf natürlich nicht wörtlich genommen werden. Aber interessant ist es, dass ein Journalist das Fachsimpeln nicht lassen kann.

Secessionist. Wiewohl's erst nicht der ausdrücklichen Feststellung bedarf, erkläre ich auf Ihre Anfrage, dass der in dem neulich veröffentlichten Aufsatz über Herrn v. Scala und die Secession mit Anerkennung erwähnte Architekt Adolf Loos der Autorschaft des Artikels ferne steht.

Besucher des »Süssen Mädl«. Sie übermitteln mir den folgenden Dialog: Wie macht man die Musik zu einer Operette? »Sehr leicht! Man blättert in Strauss, Millöcker, Suppé u. s. w. nach.« Und den Text? »Man blättert in den ‚Münchener Fliegenden' von anno 1860 nach.« So? Und was verfassen dann die Autoren selbst? »Die Kritik.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M.	7.—
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.884.

Digitized by Google

Die Fackel

№ 91 WIEN, ANFANG JÄNNER 1902 III. JAHR

Die Proteste gegen das Eingreifen der Staatsgewalt bei der Besetzung von Universitätslehrkanzeln verstummen allmählich, und sogar Theodor Mommsen hat gegenüber dem Studiendirector Althoff seinen Rückzug angetreten, da er kürzlich, wie sein College Schmoller öffentlich erzählt hat, bei einem Gastmahl einen »rührenden Toast« auf ihn ausbrachte. Man erkennt, wie gefährlich es war, die Erinnerung zu wecken, dass die grössten Gelehrten Deutschlands nicht von den Facultäten vorgeschlagen, sondern gegen sie oder, ohne dass sie befragt wurden, zu Universitätsprofessoren ernannt worden sind. Solches Schicksal widerfuhr ausser den neulich hier genannten Helmholtz und Ranke auch Holtzendorff, von Graefe, Johannes von Müller; und wer würde, in Kenntnis dieser Dinge, nicht den Worten des Bismarck'schen Erlasses an den Cultusminister vom 11. August 1884 zustimmen: »Theoretisch ist sie — die ministerielle Befugnis, die Professuren ohne vorherige Rückfrage bei den Facultäten zu besetzen — die Regel; sie wird aber heute schon als Ausnahme behandelt .... Das Bedürfnis, dem vorzubeugen und die Regeneration der Facultäten nicht nach den Interessen ihrer Mitglieder, sondern nach den Erfordernissen für die Wohlfahrt der Bevölkerung einzurichten, wird meines ergebensten Erachtens der Staatsgewalt die Pflicht auferlegen, den ihr gesetzlich zustehenden Einfluss nicht aus der Hand zu geben, sondern systematisch selbst auszuüben.« Die Münchener‚Gesellschaft‘,

Digitized by Google

die diese Bismarck-Worte citiert und sonst noch manche treffende Aeusserung zur Affaire Spahn beigebracht hat, verweist auch auf »H. St. Chamberlains ausgezeichnet kräftiges Wort in der Wiener ‚Fackel'«, durch das die Mommsensche Kundgebung die bisher »schärfste, aber zugleich gehaltvollste und schlagendste Erwiderung fand«. Und der Nächstbetheiligte, Professor Martin Spahn, schreibt im Berliner ‚Tag', dass H. St. Chamberlain »einen antikatholischen, aber durchaus sachlichen und freiheitlichen Standpunkt vertreten« hat. Martin Spahn bespricht in seinem Artikel das Werk des Wiener Professors der Kirchengeschichte Albert Ehrhard über den »Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert«, und er weist nach, wie wenig die Katholiken, die heute an Universitäten lehren, von den landläufigen liberalen Angriffen gegen den Katholicismus getroffen werden: »Diese Geschosse wurden gegen kirchliche Meinungen gezielt, die zum Einsturz eines solchen Anpralls hoffentlich überhaupt nicht mehr bedurften.« Und erfahren wir es denn in Wien nicht unaufhörlich, dass eine Presse, die den Katholicismus etwa nach den Jesuitenverschwörungsgeschichten eines Eugène Sue beurtheilt, jeden modernen katholischen Gelehrten, den sie zufällig kennen lernt, geradezu für den Liberalismus reclamieren möchte? Das hat kürzlich die ‚Neue Freie Presse' bei Professor Ehrhard versucht, und sie war ja auch, als vor Jahren ein katholischer Priester seine Rectoratsrede über Galilei hielt, von der freiheitlichen Gesinnung des Mannes begeistert, weil eben in der Fichtegasse noch immer die Meinung besteht, dass die Kirche die Umdrehung der Erde um die Sonne leugne. Ein Geistlicher, der sich zur Ueberzeugung: Und sie bewegt sich doch! bekannte, musste doch mit dem Glauben an die Bewegung der Erde nothwendigerweise auch den an die anderen Fortschritte, die der Freisinn lehrt, acceptiert haben? Dass eine solche Auffassung des Katholicismus, die ihn in mittelalter-

Digitized by Google

licher Naturanschauung erstarrt wähnt, auch an deutschen Universitäten nicht fehlt, führt Spahn mit Recht darauf zurück, dass »im öffentlichen Leben unserer Nation schon nahezu ausgeschaltete Parteirichtungen an den Universitäten noch eine nicht unwesentliche Vertretung haben.« Diese Richtungen sind der alte Vulgärliberalismus und, in Norddeutschland vor allem, der alte confessionelle Protestantismus, der ja auch einen Harnack wegen seiner »katholicistischen Tendenzen« verketzert, so wie er vor zweihundert und vor hundert Jahren gegen Leibnitz und Lessing den gleichen Vorwurf erhoben hat. Heute kommen, will man schon von der »Voraussetzungslosigkeit« wissenschaftlicher Männer sprechen, nicht ihre religiösen, sondern höchstens ihre socialen Voraussetzungen in Frage. Und da ist es ein lächerliches Schauspiel, wenn man im Bunde mit den Vertretern eines petrefacten Liberalismus socialdemokratische Agitatoren für die Voraussetzungslosigkeit eben jenes Mommsen eintreten sieht, der in einer Wahlrede im Jahre 1882 über die Bismarck'sche Socialpolitik und den so zahmen Kathedersocialismus sich also geäussert hat: »Die Wirtschaftspolitik der neuen Propheten ist nicht nur eine Politik der gemeinsten Interessen, sondern auch — warum sollte ich es nicht sagen? — eine Politik des Schwindels. Diese Volksbeglückung, die uns für die Zukunft verkündet wird, dass jedem Menschen erforderlichenfalls für seine späteren Jahre von Seiten des Staates eine angemessene Versorgung gewährt werden soll, ist Schwindel und wird es bleiben, mag den Schwindel ein hoher oder ein niederer Mann in die Hand nehmen.« Theodor Mommsen hat dann, als ihn Fürst Bismarck wegen der in diesen Worten enthaltenen Beleidigung vor Gericht zog und später Adolf Wagner von ihm öffentliche Genugthuung verlangte, erklärt, er habe nicht an einzelne Personen, sondern ganz allgemein »an diejenigen gedacht, die

Digitized by Google

diesen Richtungen folgen«, an die Anhänger des Socialismus in allen Schattierungen. Socialismus ist Schwindel: — diese Ueberzeugung vorausgesetzt, liess Mommsen damals wie heute keine Voraussetzung wissenschaftlichen Denkens gelten.

*

Ein unerwarteter Erfolg.

»Er versteht es, jede gute Sache zu einer schlechten umzuwandeln. Seine Kundgebungen an die Zeitungen sind der Schrecken aller vernünftigen Männer . . . Dieser verehrungswürdige Gelehrte kann keine öffentliche Frage berühren, ohne sie zu verkehren und zu vermatschen . . . Brief folgt auf Brief, die Confusion wird immer grösser, unheilbarer Schaden ist angerichtet . . . . . So war es vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der geräuschvoll inscenierten Enquête über die Judenfrage. Ein Mann wie Mommsen konnte den reclamesüchtigen Bedränger die Treppe hinunterwerfen und stillschweigen . . . . . Aehnlich vor Kurzem, als der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen hell aufflammte . . . Auch hier konnte Mommsen ruhig schweigen und römische Geschichte studieren.« (Houston Stewart Chamberlain in Nr. 87 der ‚Fackel', 1. December 1901.)

»Welchen Einfluss nimmt die Ausbreitung der nationalen Idee auf die culturelle und sociale Entwicklung der Menschheit?« Diese Rundfrage der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' (1. Jänner 1902) ward auch ihm unterbreitet. »Ein Mitarbeiter unseres Blattes suchte Theodor Mommsen in seiner stillen Gelehrtenklause in Charlottenburg auf.« »Nein, nein, darüber kann ich nicht sprechen . . . Mit wenigen Worten kann man diese Fragen nicht erörtern, mit einer Rundfrage sind sie nicht aus der Welt zu schaffen. Darüber müssten Bücher geschrieben werden . . . Was ist denn an der Meinung eines alten Mannes gelegen! Ich kann da nichts nützen . . .« »Und da er nicht antworten will«, heisst's in dem Bericht wörtlich weiter, »beginnt er zu fragen: ‚Wird es Koerber gelingen, Ordnung zu schaffen? Was ist's mit der Los von Rom-Bewegung?'« »Ich glaube nicht, dass derselben sehr grosse, umwälzende Bedeutung beizumessen ist«, erwiderte der von Mommsen interviewte Reporter der ‚Oesterreichischen Volkszeitung'. »Und

zed by Google

dann sprach der Gelehrte noch über allerlei, nur über die an ihn gerichteten Fragen nicht mehr.«

So ist's in Ordnung. Auch dem wortkargen Mommsen wird ja der Zeitungsruhm nicht vorenthalten bleiben. Beweis: die Einleitung, die die ‚Oesterreichische Volkszeitung' ihrer Enquête vorangeschickt hat und in der sie versicherte, dass »die kurzen und prägnanten Bemerkungen des berühmten Geschichtsforschers, die er gegenüber unserem bei ihm erschienenen Mitarbeiter vorbrachte, überall, namentlich aber bei den Deutschen in Oesterreich, die grösste Beachtung finden dürften«.

* * *

Die Verdienste, die sich Herr Wilhelm Exner als österreichischer Generalcommissär für die Pariser Weltausstellung erworben hat — sie beliefen sich bekanntlich auf 100.000 Francs —, sind bereits vergessen, und der unermüdliche Mann musste auf neue Mittel sinnen, von sich reden zu machen. Das zweckdienlichste war bald gefunden: im Bereich der Journalistik, die des Exner'schen Ruhmes Begründerin ist, war für Herrn Exner der Platz eines Reporters dieses Ruhms zu vergeben. Und so wurden die Leser der ‚Neuen Freien Presse' am Sylvesterabend durch einen Bericht unter dem Titel »Ovation für Sectionschef Wilhelm Exner« überrascht. »Der Niederösterreichische Gewerbeverein«, so hiess es da, »hielt zur Feier der vierzigjährigen Mitgliedschaft des Sectionschefs Exner, der zugleich Mitglied des Verwaltungsraths des Vereines ist, eine Versammlung, der auch der Protector Erzherzog Otto beiwohnte.« Commercialrath Denk sprach über Exners Verdienste, Exner erhielt einen silbernen Ehrenschild, dankte und »wünschte lebhaft«, dass er in gleicher Thatkraft wie bisher noch recht lang wirken möge. Herrn Denks Rede war im Auszug, Herrn Exners — einstweilen — letzte Worte wurden vollinhaltlich wiedergegeben. Eingeweihte wissen: Ausser Herrn Wilhelm Exner

Digitized by Google

war kein Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse, in jener Versammlung anwesend, und Herr Exner hinwiederum hat schon so viel geleistet, dass er sich auch noch einen »Eigenbericht« in der ‚Neuen Freien Presse' leisten konnte. Aber in den Kreisen des Niederösterreichischen Gewerbevereines befürchtet man, das Publicum könnte vermuthen, dass hier nicht Herr Exner für sich selbst, sondern wirklich der Verein für ihn Reclame — und eine so geschmacklose — gemacht habe. Und Irgendjemand hat daher, weil 's nun einmal ein alter Brauch ist, die Berichtigungen der in der ‚Neuen Freien Presse' enthaltenen Lügen in der ‚Fackel' zu lesen, deren Herausgeber die ‚Wochenschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereins' vom 26. December 1901 übermittelt, die das Protocoll jener Vereinsversammlung vom 20. December enthält. Und siehe: es war nicht eine Versammlung »zur Feier der vierzigjährigen Mitgliedschaft des Sectionschefs Exner«, sondern die regelmässige Generalversammlung des Vereines, der stets der Erzherzog-Protector beiwohnt. Von den zwölf Punkten des Programms kam als elfter die »Zuerkennung der Ehrenschilde an jene Mitglieder, welche dem Vereine seit vierzig Jahren angehören, und Uebergabe der Ehrenschilde und Preise« an die Reihe. »Es ist eine schöne Sitte unseres Vereines«, so begann der Vorsitzende seine Ausführungen zu diesem Punkte, »den Mitgliedern, die ihm seit vierzig Jahren angehören, einen Ehrenschild zu widmen. Diesmal sei der Beschluss gefasst worden, auch jener Männer, die länger in der Mitte des Vereins wirkten, seiner ältesten Mitglieder, durch Ueberreichung von Ehrendiplomen feierlich zu gedenken. Herr Denk nannte hierauf die acht ältesten Mitglieder und übergab ihnen die Diplome. Sodann fuhr er fort: »Lassen Sie mich nun, sehr geehrte Herren, jene hochgeschätzten Mitglieder begrüssen, welche dem Vereine seit vierzig Jahren in unverbrüch-

licher Treue angehören. Es sind dies die Herren: Julius Boscowitz, Dr. Wilhelm Exner, Johann Leopolder, Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, Dr. Carl Ritter von Scherzer, Gustav Freiherr v. Springer.« Fünf der Herren waren nicht anwesend, der Vorsitzende verlas ihre Dank- und Entschuldigungsschreiben, und sagte weiters: »Wie die geehrten Herren vernommen haben, befindet sich unter den anwesenden Vereinsjubilaren auch Herr Sectionschef Dr. Wilhelm Exner. Gestatten Sie mir, bei diesem Jubilar etwas länger zu verweilen.« Die Theilnehmer der Generalversammlung konnten nicht umhin, dies zu gestatten; aber man hatte, als Herr Denk volle zwei Minuten bei Herrn Exner verweilte, den Eindruck, dass er etwas allzu lang bei ihm verweile, und in die Zustimmung, die dann Herrn Exner zutheil ward, da er in seiner Erwiderung der Meinung Ausdruck gab, »dass der geehrte Vorsitzende der Generalversammlung sich viel zu lange mit seiner Person beschäftigt habe«, mischte sich nur leise der übliche Höflichkeitswiderspruch. »Hierauf hielt«, wie die ‚Wochenschrift' berichtet, »das correspondierende Mitglied des Vereins, Herr Reichsrathsabgeordneter Dr. Max Menger, den angekündigten Vortrag: ‚Beobachtungen auf dem Wiener Boden'«, und die Generalversammlung wurde geschlossen. Nicht ahnend, so versichern die Theilnehmer, dass sie sich zu einer Ovation für Herrn Exner vereinigt hätten, begaben sie sich nach Hause, und des andern Tags wurde den Blättern wie gewöhnlich ein Bericht zugestellt. Die ‚Neue Freie Presse' bedurfte seiner nicht mehr. Sie hatte einen Specialberichterstatter zur Versammlung entsendet . . .

* * *

Siegmund Exner, der Hofrath, hat zwei wichtige Erfolge aufzuweisen. Er wollte, da er in dankenswerther Weise nur die Besitzer von Legitimationskarten den Hörsaal der Physiologie betreten liess,

Digitized by Google

beweisen, wer eigentlich gegen ihn und gegen seine Studien- und Rigorosenordnung demonstriere. Und er hat's bewiesen: einmüthig bis auf den letzten Mann haben Herrn Exners Hörer, nachdem sie ihn stürmisch zur Niederlegung des Referats im Unterrichtsministerium aufgefordert hatten, die Vorlesung verlassen. Das aber ist der zweite Erfolg: diese Vorlesung ist — durch Exners Studienordnung — obligat geworden, und so kann heute Herr Exner drohen, dass er sie einstellen wolle, wenn nicht die Demonstrationen eingestellt werden, und dass die Hörer ein Semester verlieren würden. Nicht nur um dieser Gefahr willen, an der sich der Missbrauch einer Stellung zum Vortheile ihres Inhabers am deutlichsten erkennen lässt, sind jetzt die Hörer der Medicin zur Ruhe zu mahnen: Demonstrationen, mehrmals erneuert, verlieren den Charakter von Ausbrüc hen der Empörung und entarten zu dem Versuch, Gewalt an die Stelle von Argumenten zu setzen. Doch nun sollen eben die Argumente wirken, und der Studentenschaft erübrigt bloss die Bitte an das Professorencollegium, es möge sich nicht mit der Würdigung und Geltendmachung der studentischen Beschwerden begnügen, sondern sich mit den übrigen medicinischen Facultäten des Reichs vereinigen, um nochmals nachdrücklich gegen Bestimmungen zu protestieren, die im Widerspruch zu den Gutachten aller Berufenen erlassen worden sind. Von dem Freimuth, mit dem die Herren jederzeit die Vergewaltigung reichsdeutscher Facultäten durch einen preussischen Beamten zu rügen bereit sind, wird wohl ein Rest auch für ministerielle Übergriffe in Oesterreich reserviert sein. Die Studentendemonstrationen haben ihren Zweck erfüllt. Nur darf man nicht vergessen, dass Herr Siegmund Exner, der einen übermächtigen Einfluss ausnützte, seine Schuld mit Herrn v. Hartel, der ihm ihn einräumte, redlich theilt. †

* * *

Digitized by Google

Dem Kampf, den die Krankenkassen seit Jahren gegen den Missbrauch der Apothekerprivilegien führen, schenkt unsere Oeffentlichkeit nicht genügende Aufmerksamkeit, und unbemittelte Patienten, die über die masslose Theuerung der Medicamente zürnen, ahnen wohl selten, wie viel Geld ihnen der Arzt schon dadurch ersparen könnte, dass er stets daran dächte, ausdrücklich die »expeditio simplex« statt der üblichen kostspieligen, von den Apothekern stets gegebenen Verpackung zu verschreiben. Die Krankenkassen haben besondere Instructionen über die Verschreibung für ihre Aerzte herausgegeben, sie haben einen eigenen Dienst, den der Retaxatoren, eingerichtet, um den Apothekern ungebührlichen Mehrgewinn wieder abzunehmen. Doch alle diese Bemühungen, an denen auch der Staat wegen der Beiträge, die er hunderttausend in Krankenkassen eingereihten Angestellten zu leisten hat, sich betheiligen müsste, sind wirkungslos, weil die Apotheker im Sanitätsdepartement des Ministeriums des Innern einen stets hilfsbereiten Bundesgenossen haben. Der Klage, dass sich die Apotheken nicht rentieren, wird dort jedesmal Gehör geschenkt, und Jahr für Jahr werden die Medicamentenpreise ohne andere Wirkung erhöht, als dass auch der Preis der Apotheken steigt — in Wien kostet keine weniger als 200.000 und manche mehr als 300.000 Kronen — und der neue Besitzer abermals über geringe Rentabilität klagt. Aber bei allen früheren Abänderungen der Arzneitaxe hat man sich wenigstens auf vorangehende Preisschwankungen der Droguen berufen können, und selbst wenn die Vertheuerung des Spiritus zehnfach im Preise der Spiritus enthaltenden Arzneien sich ausdrückte, war's noch nicht das Aergste: die Arzneitaxe, die mit dem 1. Jänner 1902 in Kraft getreten ist, enthält nicht bloss die Vertheuerung von 54 Arzneistoffen, die durch die Verbilligung von 32 anderen bei weitem nicht wettgemacht wird, und

nicht bloss eine Preiserhöhung der Arzneigläser, sondern obendrein eine Reform, die sich als nackte, durch keinerlei Argument zu bemäntelnde Ausbeutung der ärmeren Bevölkerungsschichten darstellt. Bisher durfte der Apotheker für jede Wägung zwei Heller anrechnen, künftighin wird jede Wägung unter 0·5 Gramm mit fünf Hellern bezahlt. Und es gibt kaum ein Medicament, das nicht einen Bestandtheil in einer geringeren Dosis als 0·5 gr enthielte, wenige, die nicht mehrere solche Bestandtheile enthalten. Die einfachsten, am häufigsten verwendeten Arzneimittel, die wenige Kreuzer kosten, sind also, je nach der Anzahl der zu wägenden Ingredienzien, um drei bis zwölf Heller vertheuert. Wie viel die durch die Arzneitaxe für 1902 eintretende Preissteigerung in ganz Oesterreich ausmacht, ist nicht leicht zu ermitteln; Fachleute schätzen sie auf nicht weniger als fünf Procent des ganzen für Arzneien jährlich gezahlten Betrages. Das Ministerium des Innern macht auf Kosten armer Kranken den Apothekern ein jährliches Geschenk von einigen hunderttausend Kronen. So geschehen unter der Regierung Körber, die in jeder Reichsrathssession tausende von Kilogrammen Papiers mit socialpolitischen Vorlagen bedrucken lässt. †

* * *

Die Wiener Liberalen haben im Landtag dagegen gestimmt, dass der Gemeinde Wien die Bewilligung zur Aufnahme des Investitionsanlehens ertheilt werde. Herr Noske, in dessen Fach doch bloss die Lebensversicherung gehört, versicherte bei dieser Gelegenheit den todten Bürgermeister Prix seiner unentwegten Hochschätzung und weckte dadurch die Erinnerung an den verderblichen Plan des vorletzten liberalen Stadtverwesers, das schon durch das Potschacher Schöpfwerk verfälschte Werk der Hochquellenleitung durch die Hinzufügung einer Nutzwasserleitung vollends zu entwerthen. Aber dass die Communalliberalen den Communalsocialis-

Digitized by Google

mus bekämpfen, ist nur natürlich. Schwerer lässt es sich begreifen, dass Herr Dr. Victor Adler, dem Beispiel seiner Parteigenossen im Gemeinderath folgend, sich der Abstimmung über das Investitionsanlehen enthielt. Immerhin konnte er den einen guten Grund dafür geltend machen, dass die Controle der Stadt Wien durch den niederösterreichischen Landtag widersinnig ist. In der That! Und Herr Dr. Adler hätte hinzufügen können, dass das Umgekehrte das Richtige wäre. Der Gemeinde Wien müsste, wenn sie schon nicht reichsunmittelbar ist, das Recht zustehen, die Beschlüsse des Landtags über Ausgaben, die sie zu neun Zehntheilen zu tragen hat, zu überprüfen. †

* * *

Das zionistische Organ der deutschen Masseusen in Oesterreich.

Man schreibt mir: Auf S. 18 der Nr. 90 der ‚Fackel' heben Sie hervor, dass die ‚Neue Freie Presse' wieder einmal einen internationalen Zionistencongress — den fünften — todtschwieg. Das Blatt ist nur consequent in seinem edlen Zweiseelenleben. In seinen Spalten ignoriert es den Zionismus als solchen und begnügt sich, ihm auf dem allgemein politischen internationalen Gebiet die Wege zu ebnen, aber so, dass Niemand den Zusammenhang bemerkt. Es hetzt in geschicktester Weise gegen alle jene Staaten, die eine dem Zionismus nicht in den Kram passende Politik befolgen. Offen zionistisch aber dürfen seine politischen Redacteure, die sammt und sonders an dem Blatte ‚Welt' mitarbeiten, nur ausserhalb des Weltblattes auftreten. Ja, das geht noch viel weiter. Hat doch, wie ich aus sehr glaubwürdiger Constantinopeler Quelle erfahren habe, während des französisch-türkischen Conflictes Herr Herzl ein aufmunterndes Telegramm direct an den Sultan gesandt. »Die schweren Tage werden vorübergehen . . .« telegraphierte Zions Thronprätendent an denselben Sultan, den die ‚Neue Freie Presse' noch vor nicht allzulanger Zeit mit ebenso grosser Schlauheit wie Beflissenheit in die chinesischen Wirren hineinzuziehen bemüht war, indem sie ein — gar nicht existierendes — jungtürkisches Ulemacomité, das gegen die Europäer hetze, aufs Tapet brachte. Weiters erinnerte Herzl seinen nunmehr übertölpelten

Digitized by Google

Busenfreund am Throne der Osmanlis »an die Fabel vom Dornbusch«, welche er dem Beherrscher aller Leicht-Gläubigen bei einer Audienz erzählt und die dem Sultan angeblich so gut gefallen habe u. s. w. Gleichzeitig aber (und das ist der schönste Treppenwitz der Weltgeschichte) stand damals die ‚Neue Freie Presse' unentwegt auf — französischer Seite. Wie Sie sehen, macht die hohe Politik — hoffentlich nicht auch für Oesterreich oder England — König Herzl I., die ‚Neue Freie Presse' hält ihm nur die Maske vor. Er kann es sich schon erlauben, an seinen osmanischen Bruder — wie es unter Souveränen nun einmal üblich ist — in Freud und Leid directe Depeschen zu richten. Und der Sultan erkennt den neuen Collegen an. Unverzüglich und mit Dank hat er jüngst auch das ihm übersandte Congresstelegramm erwidert.

* * *

»Insbesondere zeichnen sich da die ‚arischen' Börsencomptoirs aus, denen die antisemitischen Blätter, allen voran die ‚Ostdeutsche Rundschau', bereitwillig ihre Spalten zur Reclame leihen. Vorne wird gegen den Terminhandel gewettert und rückwärts sind Inserate und seitenlange Reclameberichte und Artikel der Börsencomptoirs.« Diese Sätze stehen — risum teneatis! — in der ‚Zeit', in deren volkswirtschaftlichem Theil (Nr. 377). Sie sind ganz ernst gemeint. Denn es ist die protzige Ansicht eines socialpolitischen Millionärs, dass man sich mit den fetten Inseraten der Banken und Bahnen begnügen müsse und auf die kleinen Brocken, welche von den Börsencomptoirs abfallen, nicht anstehen dürfe. Nur an den Inseraten von Börsencomptoirs nimmt die ‚Zeit' Aergernis. Dass sie sonst den Widerspruch zwischen Text- und Inseratentheil selbst nicht immer meidet, vielmehr manchmal stolz auf ihn ist, wissen ihre und der ‚Fackel' Leser. Nur in besonderen Fällen hütet sich die ‚Zeit' vor solchem Widerspruch: zwischen Annoncen der Creditanstalt und Angriffen auf deren Verwaltung hat sie sich noch allemal für die ersten mit nicht misszuverstehender

Digitized by Google

Deutlichkeit entschieden. Aber wenn schon der volkswirtschaftliche Text der ‚Zeit', der ja auch räumlich dem Inseratentheil der nächste ist, auf ihn jene Rücksicht nimmt, deren Ausserachtlassung der ‚Ostdeutschen Rundschau' verargt wird, so können noch drastischere Gegensätze im Texttheil, zwischen dem Volkswirtschaftler und dem Politiker, vorkommen. Allwöchentlich beweist Herr Kanner den Freunden des Staatsstreichs, dass das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig ist, ja mehr Energie besitzt, als der Regierung lieb sein kann. Hat es doch gegen den Willen der Regierung die Abschaffung des Terminhandels proclamiert und wird demnächst für die Verstaatlichung der Privatbahnen eine Zweidrittelmajorität aufbringen. Man lasse das Parlament arbeiten, ruft der Politiker der ‚Zeit'. Aber: nein, man lasse es nicht arbeiten, antwortet der Volkswirtschaftler, der für den Terminhandel und gegen die Eisenbahnverstaatlichung eintritt. Was ist also die Meinung der ‚Zeit'? Man kann vermuthen, dass sie durch Herrn Isi Singer repräsentiert wird, einen billigen Ausgleich zwischen den Ansichten der Herren Kanner und Federn darstellt und also lautet: Man lasse das Parlament arbeiten, was die Börse will!

*

Seht her, wie unbestechlich ich bin!, rief Singer und »drehte sich wie ein Pfau«. Er brachte nämlich eine novellistische Skizze zum Abdruck und konnte es sich nicht versagen, sie mit den folgenden Worten einzuleiten: »Im Manuscript dieser Studie waren ursprünglich die Namen zweier fashionabler Wiener Conditoreien und eines bekannten Wiener Modesalons genannt. Wir haben, um Missdeutungen vorzubeugen, an ihrer Stelle die symbolistischen Namen Zuckerl, Obers und Jupon gesetzt. Anm. d. Red.« So und nicht anders war's wörtlich in der ‚Zeit' vom 4. Jänner zu lesen; wer's nicht glaubt, überzeuge sich. Herr Singer war nie Symbolist genug, um die Inserate der Bodencreditanstalt zu unterdrücken oder wenigstens den Namen Taussig

Digitized by Google

durch »Bankenraub« zu ersetzen. Nun erkennt er auf einmal die Nothwendigkeit, »Missdeutungen vorzubeugen«. Und in einem belletristischen Beitrag, in dem die Nennung von Namen wie Demel, Gerstner und Drecoll zur Zeichnung bestimmter Wiener Milieus wohl unerlässlich, sicherlich unverdächtig ist. Aber wenn die ‚Zeit' schon stadtbekannte Geschäfte nicht annoncieren will, so will sie sich wenigstens nicht die Gelegenheit entgehen lassen, ihre Unbestechlichkeit zu annoncieren. Kein Mensch wird jetzt glauben, dass Demel für den letzten Jour bei Singer's eine Freitorte geliefert hat; jeder überzeugt sein, dass sie beim »Zuckerl« zum normalen Preis gekauft war. Aber selbst der verstockteste Zweifler wird Eines zugeben müssen: Dass Vorsicht auch manchmal die Mutter der Thorheit sein kann.

Ein Revenant.

Der liebe Augustin klopft an den Deckel seines Sarges, meldet sich zum Leben und betheuert, dass man ihn zu Unrecht begraben habe. Herr Felix Salten hat die feierliche Stille des Jungwiener Friedhofs durch ein Feuilleton über sich selbst, seine gescheiterten Hoffnungen, seine dennoch nimmerruhende Sorge um Oesterreichs Variété-Zukunft gestört. Der feinsinnige Organisator jener grössten künstlerischen Niederlage, die, seit heimische Händler fremde Kunstwerthe auf den Markt bringen, erlebt ward, der Mann, den Herrn Wolzogens Profite nicht schlafen liessen, den das Sedan des deutschen Variété zur Nachahmung spornte und mit dessen Namen nun für alle Zeiten die Erinnerung an ein Königgrätz des Ueberbrettls verknüpft sein wird, Felix Salten bleibt auch im Unglück stolz. »Unter gar keinen Umständen«, erklärt er, könne er sich »auf Concessionen verstehen«. Er thut's nicht. Und mit der Bitterkeit des Mannes, der seine

Digitized by Google

gemeinnützigen Absichten verkannt sieht, aber, frei von jeder Eitelkeit, immerdar entschlossen ist, die persönliche Wohlfahrt dem Sieg der guten Sache zu opfern, spricht er den Wunsch aus, dass »ein Anderer, der nach ihm einen ähnlichen Versuch wagt, von den Resultaten seiner Bemühungen profitieren« möge, und »fürchtet« nur, dass sich »dieser Andere durch die allgemeine Stimmung werde abschrecken lassen«.

Punkt für Punkt beweist uns Herr Salten, dass nicht nur die erhabenste Absicht, sondern auch natürlich die feinste Künstlerhand bei der Gründung und Ausgestaltung des »Jungwiener Theaters« im Spiele war. Nur für den Misserfolg des »Ahasver« macht er zum Theil die »ungeschickte Vorführung« verantwortlich, und das Wiener Publicum, welches es schon ganz und gar der eigenen »Rückständigkeit« zuschreiben zu müssen glaubte, dass ihm Rivières Schattenbilder als Wanzenparade erschienen, wird Herrn Salten für seine Grossmuth dankbar sein. Dagegen treffe des Sängers Fluch Jeden, der an der Aufführbarkeit der Uhlandschen Ballade und ihrer Eignung für ein Variété zweifelt! Hier glaubt Herr Salten wider den Stachel der Presse löken und ihr den Vorwurf nicht ersparen zu dürfen, dass sie durch Leute, »die sich jahrüber mit Vergnügen die banalsten Duliähmärsche vortrommeln lassen«, über einen Schumann aburtheilen liess. »Es ist schon nothwendig, hier festzustellen,« — schreibt er — »dass nicht ein einziger Musikkritiker der Wiener Tagespresse über ‚Des Sängers Fluch' zu Gerichte sass, sondern dass Andere dieses Amt versahen.« Da bin ich denn in der peinlichen Lage, die Wiener Tagespresse gegen Herrn Salten in Schutz nehmen zu müssen und »festzustellen«, dass — um nur drei Namen zu nennen — Robert Hirschfeld, Max Kalbeck und Max Graf über das Jung-Wiener Unterfangen ausführlichst geschrieben und mit besonderer Entschiedenheit gegen die dreiste Verunehrung Schumanns und jenen profunden Ungeschmack,

Digitized by Google

der sich an der Ausgrabung eines todtgebornen Werkes bewährt hatte, protestiert haben. Was Frank Wedekind anlangt, so »bekennt« Herr Salten »ganz offen«, dass er die Absicht hatte, ihn »den Leuten so lange aufzuzwingen, bis sie diese fesselnde, durch und durch vom feinsten, gütigsten und teuflischsten Humor funkelnde Persönlichkeit erkannt und sich ihr fasciniert in die Arme geworfen hätten«. Leider ist's bis zu dieser hübschen Rührscene nicht gekommen. Denn Wedekind, der seine Vorführung auf einer Riesenbühne als brutale Misshandlung seiner im intimsten Kreise wirkungssicheren Vortragsgabe empfand, reiste von Wien ab, ohne den definitiven Zusammenbruch des Jung-Wiener Theaters abzuwarten. Und es wird in Zukunft sicherlich für beide Theile erspriesslicher sein, wenn »die Leute« die Persönlichkeit eines ernsten Schriftstellers in seinen Büchern erkennen und nicht in seinem Guitarrengezupfe.

Herr Salten verweist auf die »glänzende Begabung« seines Capellmeisters Hugo Felix, zählt jene fähigen jungen Musiker, die ihm ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt hatten, auf und vergisst bloss hinzuzufügen, dass sie, als sie den musikalischen Theil des ersten Abends von der glänzenden Begabung des Herrn Felix beherrscht fanden, allsogleich ihre Zusagen zurückzogen. Und Herr Salten nimmt sich endlich des Herrn Kolo Moser an, an dessen »Bühnenrahmen man sogleich das Schachmuster beanstandet« habe, »obwohl dieses Muster gar nichts bedeuten sollte«, und von dessen »Rundvorhängen«, dem berühmten Velum, »man wieder nur zu sagen gewusst, dass sie den Schauspielern ungewohnt seien«. Aber man konnte doch Herrn Kolo Moser wirklich nur das Muster des Bühnenrahmens, das nichts zu bedeuten hatte und unnöthigerweise Herrn Olbrich nachempfunden war, vorwerfen, und wegen des Velums, dessen Muster hinwiederum nach Herrn Salten sehr viel bedeutete, wurde nicht so sehr der Bühnendecorateur wie der Regisseur,

Digitized by Google

der die Schauspieler nicht daran gewöhnt hatte getadelt. Im übrigen kann für die Bühneneinrichtung, die Herr Salten die Kolo Moser'sche und den »werthvollsten und wichtigsten Versuch, den das ‚Jung-Wiener Theater' unternommen hat« nennt, Herr Kolo Moser schon deshalb nicht verantwortlich gemacht werden, weil er sie nur von den »Elf Scharfrichtern« in München, die sie seit einem Jahr besitzen, übernommen hat.

Es war eine überflüssige Grausamkeit, der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl zu wecken. Aber für ein bischen Heiterkeit ist das Wiener Publicum dem Veranstalter des Jung-Wiener Theaters selbst dann dankbar, wenn er sie erst durch ein Feuilleton über sein Unternehmen bietet. So hat man gern seiner Versicherung gelauscht, dass bei der Gründung des »lieben Augustin«, an der sich Herr Siegfried Löwy mit zwanzigtausend Kronen betheiligt hatte, von »Profitgier« keine Rede sein könne. Und wo denn die »Clique« sei, der die Förderung des Jung-Wiener Variété zugeschrieben wurde, während man doch in Wahrheit mit »allgemeiner unverhohlener Freude« dagegen losgezogen sei? Der Lobhymnus, mit dem Herr Salten ein paar Zeilen später sich dem selbstlosesten aller Förderer, Hermann Bahr, empfiehlt, ertheilt seiner erstaunten Frage die Antwort. Und dabei ist er undankbar gegen Herrn Hevesi, der in Wien und Budapest das Seine that und seinen jugendlichen Ueberschwang wahllos zwischen Kolo Moser und Fräulein Sartori, Bodenstedt und Streitmann sich entfalten liess; undankbar gegen die Blätter, die in der nicht unbeträchtlichen Einflusssphäre Siegfried Löwy's liegen. Dass ein paar Reporter irrthümlich, zufällig, oder weil sie sich der Erbitterung des genarrten Publicums nicht in den Weg zu stellen wagten, die Wahrheit über jenen Abend berichteten, berechtigt Herrn Salten noch nicht, sich als den von seiner

Digitized by Google

Zeit verkannten Neuerer zu fühlen. Zu einer Anklage gegen seine Tadler, die »von jeher den geschmacklosesten Schund aus guten Gründen mit unerschöpflicher Milde loben«, hatte gerade er nicht die geringste Veranlassung. Mit unerschöpflicher Milde hat er einst »Adam und Eva«, das Werk der Herren Julius Bauer und Charles Weinberger, gelobt und ganz in dem Jargon der Collegen vom »localen Theil« von einem »Feuerwerk von Bonmots«, von Scherzen, die »ihre Runde durch die Stadt angetreten haben« gesprochen und ausgerufen: »Man möchte sagen, dass dieser Humor die Musik Weinberger's auf seine Schwingen nahm, damit sie noch liebenswürdiger werde!« Vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht — »aus guten Gründen«. Und stets ist dieser strengste Wiener Kunstrichter gegen die Producenten der »Clique« nachsichtiger gewesen als sie gegen ihn. So mag er sich denn höchstens über Undankbarkeit beklagen. Für ein Martyrium fehlt jeder Vorwand, und für den Misserfolg einer mit beispielloser Ungeschicklichkeit angepackten Sache darf Herr Salten nicht das Publicum, nicht die Neider und Nörgler, sondern nur sich selbst verantwortlich machen. Mit der Creierung eines neuen Genres hat's seine gute Weile, und auch nach der Selbstvertheidigung sind wir von der Ansicht nicht abzubringen, dass wir noch eine zeitlang mit Drama, Epos und Lyrik unser Auskommen finden werden, dass mindestens die Herren Streitmann und Natzler nicht ganz die geeigneten Männer sind, um die »Empfindungsmomente der Zeitpsyche« zum Ausdruck zu bringen. Herr Salten wird doch Concessionen machen müssen. Statt neuerlicher Ueberhebung wäre es ihm besser angestanden, das Wiener Publicum um Verzeihung zu bitten, zu gestehen, dass er im Bunde mit Herrn Löwy geirrt hat, und zu versprechen, dass er's nie wieder thun werde. Juif errant, ohne Schattenbilder und feuilletonistische Verklärung, wäre menschlich und rührend . . .

* * *

Digitized by Google

Es war wieder einmal ein Festtag der Wiener Kritik, als neulich der »Herakles« des Euripides von dem jungen »Akademischen Verein für Literatur und Kunst« aufgeführt wurde. Alle hatten die zwanzig erklärenden Seiten gelesen, die Wilamowitz seiner Uebersetzung »zur Einführung« voranschickt, und so konnten, der tiefsten Erkenntnis griechischen Wesens und griechischer Dichtung voll, Geister, vor denen der »Rosenmontag« und der »Apostel« längst keine technischen oder gedanklichen Geheimnisse mehr bergen, auch das vielverschlungene Gewebe des modernsten der hellenischen Künstler entwirren. Weisheitsschwer waren die Kritiken über den »Herakles«, und der Leser staunte umsomehr ob solcher Weisheit, wenn ihm ihr Sinn dunkel blieb: der flüchtig lesende Kritiker hatte des Herrn v. Wilamowitz Meinung nicht völlig enträthselt. Am unverständlichsten war Herr Hermann Bahr; er hatte nicht nur den »kleinen«, sondern auch den »grossen Wilamowitz« — die zweibändige Ausgabe des »Herakles« — studiert, und im flackernden Gedächtnis durchkreuzten sich ihm die Gedanken. Eines nur stand in der Erinnerung fest: Wilamowitz liebt es, Shakespeare zum Vergleich mit den griechischen Tragikern heranzuziehen, und wo er auseinandersetzt, wie »der ‚Herakles' in einer wirklich freud- und trostlosen Stimmung gedichtet« ist, fügt er in einer Anmerkung hinzu, dass er vom alternden Dichter um dieselbe Zeit geschrieben wurde, in der »der Menschenhasser Timon lebte oder doch auf die Bühne gebracht ward«. Und da schuf sich Herr Bahr rasch einen Zusammenhang: Shakespeare hat in freud- und trostloser Stimmung einen »Timon« gedichtet. Und Herr Bahr schreibt: »Ich weiss nicht, ob man je bemerkt hat, wie sehr der ‚Herakles' des Euripides jenen schwarzen Dramen gleicht, die der alternde Shakespeare in seiner Erbitterung geschaffen hat, von ‚Antonius und Cleopatra' über ‚Troilus und Cressida' bis zum ‚Coriolan' und ‚Timon'.« Dann aber folgt Bahr'scher Eigenbau; ein Excurs über des Euripides Technik. Sie ist flüchtig: »Eine Exposition im Styl einer Depesche; Herakles fort, wahrscheinlich todt, sein Vater, die Frau, die Kinder von einem bösen Tyrannen bedroht. Wir möchten gern wissen: warum und auf welche Art ist der Tyrann böse? Aber der Dichter hat keine Zeit: denkt euch das aus, wie ihr wollt — mir genügt, dass er böse ist, das brauche ich.« Und Herr Bahr hat in der athemlosen Hast — seiner Kritik, nicht der euripide-

Digitized by Google

ischen Exposition — die Verse 35—43, 165—169 und 545—547 ganz übersehen, in denen dreimal gesagt wird, dass der Tyrann Lykos, der Thebens Fürsten Kreon, den Schwiegervater des Herakles erschlagen und seines Throns sich bemächtigt hat, des Herakles Geschlecht vertilgen will, damit in ihm nicht einst ein Rächer Kreons erstehe. Aber »nur vorwärts, nur weiter«, ruft Herr Bahr: Herakles kommt zurück, »erfährt, was geschehen, stürzt in den Palast, und schon hören wir den Tyrannen aufschreien: Weh mir — ich falle durch Verrath!, und schón kann der Chorführer verkünden: Gefährten, überwunden ist der Frevler.« Und schon, das hat Herr Bahr in seiner Ungeduld nicht bemerkt, halten wir auch bei Vers 760 und, wenn der Chor den Lobgesang, der die Scene abschliesst, geendet hat, bei Vers 813; weit mehr als die Hälfte der 1427 Verse umfassenden Dichtung entfällt auf die Exposition. Dann folgt bei Herrn Bahr noch ein Vergleich des »Herakles« mit dem »Michael Kramer«, ein Citat aus dem grossen Wilamowitz und eine arge Missdeutung des Gedankens, in den die Dichtung ausklingt. Der Fleiss, mit dem Herr Bahr sich durch die Einleitungen des Wilamowitz durchgearbeitet hat, ist den Lesern des ‚Neuen Wiener Tagblatt' übel bekommen. Sie vermögen all den Unsinn nicht zu verstehen und müssen die Leser des ‚Extrablatt' beneiden, die bei der Kritik des Gerichtssaalredacteurs Basch wenigstens die Beruhigung fanden, zu verstehen, dass sie unsinnig ist. Der hat sich bloss irgendwo die »Auffassung« geholt, dass zwei Stellen des »Herakles« seinen Grundgedanken enthalten, und schreibt nun: »Welche Wirkung müssen einst vor dem Volke in Athen die flammenden Worte hervorgerufen haben: ‚Kein einz'ger Mensch ist ohne Sünde, — Kein Gott, wenn wahr ist, was die Dichter singen. — Und dennoch wohnen sie im Olymp. — Und haben sich darein gefunden, — Dass sie schuldig worden sind.' Und an einer anderen Stelle: ‚Doch dass ein Gott verbotener Liebe fröhne, — Dass Götterarme Fesseln je getragen, — Das hab' ich nie geglaubt und will's nicht glauben. — Noch dass ein Gott dem andern Gott gebiete. — Wahrhafte Gottheit kennet kein Bedürfnis, — Nur frevle Märchen dichten es ihr an'. Euripides verkündet so die Lehre von der Sündigkeit Aller. Sündig sind die Götter, sündig die Menschen.« Aber selbst aus dem Gerichtssaal wäre das noch eher zu wissen als aus Euripides. Denn die zweite der citierten Stellen sagt,

Digitized by Google

dass bloss »frevle Märchen« den Göttern die Sünde andichten Wenn der Mann die Worte des Theseus über die Sündigkeit von Menschen und Göttern vollständig wiedergegeben und auch die Frage: »Sind nicht im Himmel Ehen, welche jedes Gesetz verbietet? War es nicht ein Gott, der seinen Vater um des Thrones willen in Schmach und Ketten warf?« citiert hätte, so könnte auch ein Leser des ‚Extrablatt' nicht verkennen, dass die Antwort des Herakles: »Doch dass ein Gott verbotener Liebe fröhne u. s. w.« eine Widerlegung ist, die eine höhere Ansicht von den Göttern der gang und gäben gegenüberstellt. Aber was kümmert im Grunde die Kunden des ‚Extrablatt' und des ‚Neuen Wiener Tagblatt' der »Herakles«? Von allen Gedanken, die er birgt, ist höchstens der eine ihnen verständlich und vertraut, den im Vers 635 der heimgekehrte Held ausspricht: »Das Geld alleine scheidet Hoch und Niedrig.«

Zum Gelde führen die Gedanken der Leser, führen schliesslich auch die Gedanken der Kunstrichter der Concordia-Presse allemal mit Sicherheit zurück. Am raschesten fand sich jüngst der Herr von der ‚Wiener Morgenzeitung' in den liberalsten aller Gedankengänge wieder. Die Stücke der Wiener Recensenten »machen nichts« oder nicht viel, und auch beim Verschleiss modernster Kunstproduction — das »Jung-Wiener Theater« hat's bewiesen — ist wenig zu holen. Aber alte Literatur »macht etwas«, wie das Unternehmen des »Akademischen Vereines für Kunst und Literatur« zeigt. Volle Häuser! Und da sollte die massgebende Kritik unthätig zusehen? »Die Jugend«, so ruft Herr Koppel, »hat den Anstoss gegeben«, — »aber nehmen wir ihnen nun die Führerschaft ab, befreien wir sie von der Mühe, für etwas zu sorgen, das denn schliesslich doch den in den mittleren Jahren Stehenden näher liegt«: für die weitere, die materiell aussichtsvolle Verwerthung einer löblichen Kunstabsicht. »Es wäre ein schönes Beginnen, und in Hermann Bahr besässen wir den rechten Mann zur Leitung, . . . an thätiger Mithilfe würde es nicht fehlen, und so müsste es gelingen.« Gewiss, so müsste es gelingen, eine fremde Idee zu stehlen, fremder Mühe Früchte zu ernten und ein literarisches Unternehmen zur Erwerbsgelegenheit für Jene, denen die Tantièmen nicht mehr reichlich genug fliessen, zu erniedrigen. »Die Jugend hat den Anstoss gegeben«, aber »reifen Männern würde es erst anstehen,

Digitized by Google

eine solche Angelegenheit zu fördern, zu regeln und zu sichern«. Das klingt wenigstens aufrichtig. Wenn es sonst die Uebung ist, dass die reifen Männer den Anstoss geben und die Jugend nacheifert, hier war's fataler Weise einmal umgekehrt. Holen wir das Versäumte nach. Glückt's mit Buchbinder nicht mehr, schmarotzen wir an Euripides, und wenn wir an griechischer Dramenkunst unser Unverständnis gezeigt haben, so wird es uns auch noch gelingen, unser Schachertalent an ihr zu bewähren.

* * *

»Zuerst, da man bei Aretin immer vor Allem daran denkt, wie er die grossen Monarchen und die kleinen Fürsten, mit denen er in Correspondenz stand, an Bezahlung seiner publicistischen Dienste zu mahnen pflegte, möchte ein Brief Aretins an seinen venetianischen Verleger Marcolini angeführt werden, in dem er auf ein Honorar für den ersten Band der Briefe verzichtet, damit der Verleger dieselben billiger verkaufen könne. Die Hauptstelle lautet: ‚Io voglio con il favore di Dio, che la cortesia dei Principi mi paghi le fatiche de lo scrivere, e non la miseria di chi le compra,' zu Deutsch: ‚Ich wünsche mit Gottes Gunst, dass die Höflichkeit der Fürsten mir die Mühe meiner Schriftstellerei bezahle und nicht, dass die Armuth der Käufer (meiner Bücher) dies thue.' Der Brief ist vom Januar 1538 datiert. In Erwägung aller Verhältnisse kann man sich keine demokratischere Auffassung des Schriftstellerberufes denken. Leben muss doch Jeder, und Aretin will allerdings bequem leben. Darum sollen ihn die Fürsten gut bezahlen, die kleinen Leute aber dafür seine Schriften billig haben.«

Diese Worte sind einem Feuilleton über Pietro Aretinos Briefe entnommen, das J. V. Widmann (Bern) am 4. Januar in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht hat. An anderen Stellen nennt Widmann Aretin den »ersten grossen Journalisten modernen Stils«, dessen als Flugschriften verbreitete Briefe »ganz einfach der Anfang des Zeitungswesens« gewesen seien und »die neue Grossmacht der Presse begründeten«. Aber die Bedeutung des Pamphletisten der Renaissance ist gewiss nicht darin zu suchen, dass er aus socialpolitischer Einsicht bestechlich war, und die publicistischen Fürstendiener, als deren Ahnherr er uns so offenherzig vorgestellt wird, lassen sich die Mühe ihrer Schriftstellerei — mit Gottes Gunst — sowohl von den ihre Feder Fürchtenden als von ihren Verlegern bezahlen. Sicherlich ist aber die Corruption angestellter Journalisten

Digitized by Google

noch nie den »kleinen Leuten«, die ihre Schriften billiger haben sollten, zugute gekommen, sondern sie hat stets nur zur Vermehrung des Verlegergewinnes beigetragen Schlechte Besoldung eines Handelsredacteurs lässt auf jene besondere Grossmuth des Herausgebers schliessen, die dem Tintensclaven ein Plätzchen an der Pauschalienkrippe gönnt, und hat so wenig mit einer Verbilligung des Abonnements zu schaffen wie etwa die Aufhebung des Zeitungsstempels. Aretin mag der modernen Journalistik als Pionnier der Bestechlichkeit verehrungswürdig sein; die »demokratische Auffassung«, die die Höflichkeit der Fürsten nur um der Armuth der Leser willen in Anspruch nimmt, hat sie nicht von ihm überkommen. Die »neue Grossmacht der Presse« darf sich bei J. V. Widmann für den Freibrief, den er zugleich der Feilheit und der Verlegerausbeutung ausstellt, bedanken. Ich für meine Person muss, da ihm der italienische Satiriker als der Vorläufer des modernen Zeitungswesens am interessantesten ist, mich heute gegen einen Vergleich verwahren, den mir Widmann vor längerer Zeit im Berner ‚Bund' angethan hat, als ich das Opfer eines hinterhältigen Ueberfalls geworden war. Dass ich mich »mit dem Beispiele Pietro Aretinos trösten« möge, meinte er damals. Ja, welcher Art des Schriftthums soll denn der toscanische Spötter eigentlich vorbildlich sein? Der »Concordia« für's Zuckerbrot und mir für die Peitsche?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Confuser Leser. Sie fragen mich, ob sich die folgenden Sätze, die Sie in einem Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' kürzlich fanden, auf mich beziehen: »Die Antipathie gegen alle Demokratie, in Kraus ohnehin stark entwickelt, ward genährt u. s. w.« . . . »Ein Aristokrat des Geistes« . . . »Eine Einschachtelung in eine Clique verträgt dieser Europäer grossen Styls nicht. Weder Clericale noch Liberale können ihn für sich reclamieren« . . . »Er hatte sich von keiner Secte einfangen lassen, denn er wollte sein Er und nochmals Er und dreimal Er« . . . »Er wollte selig sein nach seiner Façon« . . . »Wie viel muss leiden, wer sich mit den Secten oder Cliquen nicht solidarisch fühlt! Solch' ein Einsamer war auch Kraus« . . . »Er wollte kein Parteimann sein« . . . »‚Der Gott der Literatur ist es, der heute die Fackel trägt, welche die Menschheit erleuchtet'. Schade, dass Kraus nicht die Resignation besessen hat, sich in der Literatur auf ein fester begrenztes Gebiet zu concentrieren, schade, dass er den Kitzel hatte, zu oft mit

Digitized by Google

seinen Productionen in die Oeffentlichkeit zu treten« . . . »Er verschwand auch nicht immer mit seiner Person hinter dem Gegenstande« . . . »Er war nicht immer gründlich, aber stets interessant«. — — Ja, wie konnten Sie nur glauben, dass dies alles über mich gesagt sei? Erstens müsste ich schon aus Bescheidenheit ablehnen, und dann — hält man denn Todtgeschwiegenen einen Nachruf? Lesen Sie doch aufmerksamer und Sie werden wahrnehmen, dass jenes Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' ein Nekrolog für den todten Franz Xaver Kraus ist, der nicht nur ein »freisinniger Theolog« war, sondern auch das Glück hatte, noch kurz vor seinem Tode die Bekanntschaft des Herrn Sigmund Münz zu machen. Eine seltsam ahnungsvolle Regung treibt alle hervorragenderen Leute diesem Gewohnheitsbiographen in die Arme. Erst kommt die Gicht, dann kommt der Münz. »Die Macht, wenn sie nicht im Dienste hoher Gedanken steht, musste einen Geistesmenschen wie Kraus abstossen.« Und dennoch hat er für die ‚Neue Freie Presse' geschrieben, ja hat im Sommer 1896 mit Herrn Sigmund Münz, wie uns dieser zu erzählen weiss, »ein Plauderstündchen im Café Europe« verbracht. Die Unterhaltung wird von dem ehrlichen Biographen folgendermassen geschildert: »Im Gespräche schlossen sich ihm die brillenbewaffneten Augen, und im Affect ballten sich die von rheumatischen Leiden verkrümmten Finger zur Faust zusammen«. Man sieht, Kraus — das bin nicht ich — hat wirklich mit Münz verkehrt. Und das macht ja die Todten erst zu »grossen Todten«, dass einer mit mehr oder weniger Berechtigung, aber stolz von ihnen sagen kann: »Mich hat er gekannt!« Diese Pietät ist eine specifische Eigenschaft der Literarhistoriker der ‚Neuen Freien Presse'. Des verstorbenen Lyrikers Rittershaus Gedichte z. B. werden längst vergessen sein; aber nach Generationen noch wird man sich erinnern, dass er mit Wilhelm Goldbaum Umgang gepflogen hat. Und nun gar Sigmund Münz! Am Montag stirbt einer, am Mittwoch heisst es in der ersten Feuilletonspalte: »Ich blättere in seinen Briefen«. Und dann geht's rapid: »Es war im Sommer 1896. Er weilte damals in Wien. Wir bummelten durch die innere Stadt.« Ein athemloser Lebensläufer, der noch nie zu sich gekommen ist, stets freudig erregt, dass es so viel berühmte Männer gibt, und doch überfroh, wenn sie aussterben, vom Briefwechselfieber durch und durch gerüttelt: so ist uns Münz wieder in seinem Nachruf für den »freisinnigen Theologen« — der ihm, gerade ihm sein Herz über Rom ausgeschüttet hatte —, entgegengetreten. Wer jenen ersetzen werde, fragt er zum Schluss. Martin Spahn? Aber der sei, meint er mit dem Humor eines Leichenbitters, »nur ein Spahn, und Franz Xaver Kraus war ein Block«. Mit dem Worte »Block« endet das Feuilleton, dann folgt nur mehr — des Reimes wegen — die Unterschrift »Sigmund Münz«.

Prager. Die Weihnachtsnummer der ‚Neuen Freien Presse' brachte unter dem Titel »Ein Zeitungs-Jubiläum« eine spaltenlange Reclamenotiz für die Prager ‚Bohemia', die mit den Worten begann: »Die alte, aber trotzdem rüstige und jugendfrische Vorkämpferin des Deutschthums . . .« und mit den Worten endete: »Seitdem führt Dr. Richard

Digitized by Google

Schubert, einer der vielen trefflichen Publicisten, die aus der Schule der ‚Bohemia' hervorgegangen sind, die Leitung des Blattes . . .« Dass Herr Dr. Schubert ein Publicist, noch dazu ein trefflicher ist, hat ihn, wie Sie mir mittheilen, sehr überrascht. Er ist nämlich ein Publicist, der noch gar nichts publiciert hat. Trotzdem besorgt er nicht »die Leitung« des Blattes. Der Machthaber ist vielmehr ein Herr Katz, der Prager politische und Theater-Reporter der ‚Neuen Freien Presse', für den Herr Schubert das Blatt bloss als verantwortlicher Paradechrist zeichnet. Er kann also eigentlich nur zeichnen, nicht schreiben. Die ‚Bohemia' ist unter allen Prager deutschen und tschechischen Tagesblättern das kleinste; ihr Prestige sicherlich heute immer noch grösser als ihr wirklicher Einfluss. Sie kann in der That auf eine ziemlich anständige Vergangenheit zurückblicken: nur zwei Drittel der 75 Jahre war sie officiös. Recht amüsant ist übrigens Ihre Behauptung, dass sie eigentlich erst 74 Jahre zurückgelegt hat und sich älter macht, als sie ist. Die ‚Bohemia' hat ihr Jubiläum ein Jahr früher gefeiert, weil sie wusste, dass das ‚Prager Tagblatt' 25 Jahre alt wird, und es um 50 Jahre handicappen wollte. Der Wiener Hauptmacher ist übrigens Herr Thorsch von der ‚Neuen Press', dessen Aufgabe es ist, täglich irgend etwas über das Parlament nach Prag zu »blasen«. Der früher erwähnte Herr Katz ist in der liberalen Journalistik eine Rarität. Er weiss nämlich ganz genau, dass er nicht schreiben kann. Die Anderen, die für ihn Reclamenotizen über Herrn Angelo Neumann an die ‚Neue Freie Presse' telephonieren, weil er selbst die Stilisierung nicht zustande bringt, wissen nicht, dass sie nicht schreiben können. Es ist aber vielleicht ungerecht, wenn man bürgerliche Blätter nach ihrem Redactionstheil und nach ihren Redacteuren beurtheilt. Das Wichtigste ist doch — auch in Prag — der Inseratentheil. Auf den Inseratentheil müsste also die Rüstigkeit und Jugendfrische passen, die von der ‚Neuen Freien Presse' an der ‚Bohemia' so sehr gerühmt wird. Das Blatt hat jedoch, wie Sie mir mittheilen, erst kürzlich einen Inseratenagenten, den es mit erheblichen Opfern der Concurrenz abgejagt hatte, verloren, weil er für die ‚Bohemia' keine Inserate erhalten konnte, und die Vorkämpferin hat in ihrer Morgenausgabe vom 15. December mehr als 45 Seiten Inserate verschenkt, um in grösserem Umfange erscheinen zu können und auswärtigen Annoncenkunden als »rüstig und jugendfrisch« zu erscheinen. Neben den Zeitungen, die ihren Redactionstheil verkaufen, gibt es jetzt also auch solche, die ihren Inseratentheil verschenken. Wenn der originelle Gedanke der ‚Bohemia' für ein Blatt mit grösserer Auflage nicht zu kostspielig wäre, so würden wir in Wien bald Blätter von 10 und 20 Druckbogen mit verschenkten Annoncen auftreten sehen. Der eine Schwindel ist im Grunde ebenso wirksam wie der andere. Täuscht jener den Leser, so täuscht dieser den Inserenten, und das ist schliesslich auch etwas.

Techniker. Sie schreiben: »Wir, gewesene Techniker und derzeit studierende, haben an Euer Wohlgeboren zwei recommandierte Briefe mit der Bitte um Aufnahme begründeter Beschwerden gerichtet

Digitized by Google

und — keiner wurde von Ihnen bisher beachtet. Sollten Sie sich vor den Wassermachern Toula, Gruber, Prokop u. s. w. fürchten? Traurig genug! Wir bitten um gütige Aufklärung. Wenn Euer Wohlgeboren uns nicht berücksichtigen, werden wir auch die ‚Fackel' nicht mehr lesen. Achtungsvoll: Techniker.« Sie scheinen, da die wiederholte Besprechung von Missständen an der Technik Ihnen entgangen ist, auch schon bisher die ‚Fackel' nicht gelesen zu haben, und ich muss Sie bitten, sich durch nichts in dieser freundlichen Gewohnheit stören zu lassen. Gewiss nicht durch die Aussicht auf die Veröffentlichung völlig unverständlicher, zudem anonymer Beschwerden! Dagegen bin ich, auch wenn Sie dann die ‚Fackel' nicht mehr lesen sollten, zur Publication ernster und gegründeter Angriffe im öffentlichen Interesse jederzeit bereit. Sie sehen: Langes Harren findet seinen Lohn oder — Grob muss man sein; dann bekommt man endlich eine Antwort.

Beobachter. Die Angriffe der »Exilierten« auf Herrn Bukovics — siehe Nr. 88 — dauern fort. Mit der Gereiztheit, die hier die Feder führt, vermag höchstens die Offenheit zu versöhnen. So klagt die ‚Extrapost', man »spare« jetzt im Volkstheater, und zwar »am unrechten Platze«. Ich, der sich in seine »persönlichen Feindschaften kindisch verbeisst«, merke gar nicht, wo eigentlich die Wirtschaft im Volkstheater anzugreifen sei. Die Sparwirtschaft müsse bekämpft werden, denn diese zeitigt die übelsten Folgen. »Immer wenn ein Theater spart, stellt es zuerst Zeitungen die Referentensitze ein. Als ob die Sitze, die man für die einem Theater immer nöthige Reclame ausgibt, umsonst ausgegeben würden! Als ob in einem Theater nicht immer so viel Sitze frei wären, als die Premièrenreferenten brauchen!« . . . Oh, über diesen einsichtslosen Director! »Aber diese Kleinlichkeit hilft einem Theater nicht; heute sind bei Premièren ganze Sitzreihen leer, was nützt es da, dass man ein Dutzend Freikarten erspart?« — Man wird zugeben, dass selten noch von einer Publicistik in so entgegenkommender Weise die Wege gezeigt wurden, die zur Besserung offensichtiger Uebelstände führen könnten. Herr v. Bukovics möge die Hand, die sich ihm entgegenstreckt, schleunigst fassen. Sie ist unbewaffnet. So billig wird er nicht immer davonkommen.

Genosse. Man kann nicht hinter allem her sein. Nachträglich machen Sie mich darauf aufmerksam, dass die ‚Arbeiter-Zeitung' vor einiger Zeit eine von Freisinn überquellende Rede des Herrn Völkl veröffentlicht habe; der Bericht schloss mit den Worten: »Die heutige Versammlung ist neuerdings ein Beweis von dem Erwachen dieses Geistes, der alle freiheitlichen Männer Wiens mit der Zeit gewiss zum Siege führen wird!« und verzeichnete »lebhaften, anhaltenden Beifall«. Wer ihn gespendet hat, geht aus der Darstellung der ‚Arbeiter-Zeitung' nicht hervor. Die Versammlung bestimmt nicht. Denn die wurde gesprengt, bevor Herr Völkl seine Rede halten konnte. Es ist ein wahres Glück, dass ihr Text schon vorher den Redactionen übermittelt worden war.

Dichter. Für Uebungen im Scandieren wären vielleicht die Neujahrsverse des Herrn Landesberg in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' zu empfehlen. Versuchen Sie's:

Digitized by Google

Saturn ist heuer Jahres-Regent
Der Mondesherrschaft-Ueberwinder.
Er leuchte unserem hohen Parlament,
Das auch frisst die eigenen Kinder.

oder:

Herrn Klimt, dem Professor der »Philosophie«
Sammt Schülern, die zu ihm jetzt laufen,
Wir wünschen eine Menge von Pinseln, die
Die Bilder auch ihnen abkaufen.

Sie finden da höchst seltene Versmasse in bunter Abwechslung vertreten. in der Regel herrscht der folgende Typus vor:

⏑—⏑—⏑—⏑—⏑—⏑—

Lernen Sie und schreiben Sie dann ein Libretto! Die Wiener werden es sich gewiss öfter als 75 Mal gefallen lassen.

Ethiker. Unter den Antworten auf die bekannte Rundfrage der ‚Reichswehr': »Was halten Sie für das höchste Glück und was für das herbste Unglück?« war die folgende des Herrn Louis Treumann, Mitglieds des Carltheaters, zu lesen: »Ich halte für das grösste Glück, keine Gläubiger zu besitzen; für das grösste Unglück, sie nicht loswerden zu können.« — Die ‚Reichswehr' hatte in der Einleitung zu der Enquête versichert, dass die Antworten »uns einen tiefen Blick in das Innenleben des Gefragten thun lassen. Er wird uns näher gerückt, er wird uns begreiflich, wir lernen ihn ganz kennen.«

Schadenfroh. Ich hätte es nie geträumt, dass ich mit der Firma Moriz Feuerschein & Comp. auch noch literarhistorische Differenzen auszutragen haben würde. Aber leider ist dieser Fall eingetreten, und ich muss, da ich schon in zwei Nummern nicht dazu kam, endlich auf eine im ‚Feuerschein' enthaltene Polemik reagieren, die weder das erschlichene Markenrecht an der ‚Fackel', noch die zurückgehaltenen Abonnentenlisten, sondern — Nestroy betrifft. Ernstlich wirft mir mein geehrter unlauterer Wettbewerber nichts geringeres als eine literarhistorische Blamage vor. »Bei Besprechung eines Herzl'schen Feuilletons über Nestroy« habe ich, so schreibt er, »dem berühmten Psychiater Prof. Theodor Meynert die Aeusserung in den Mund gelegt, Nestroy sei ein Fetzen von Shakespeare. Nun weiss aber jedes literarische Kind, dass dieses Wort vom Vater des Genannten, dem Schriftsteller und Literarhistoriker Hermann Günther Meynert herrührt.« Die ‚Fackel' ist todt, es lebe — — Ja, was ist mir denn da passiert? Theodor Meynert war Psychiater; wie sollte denn der zu Nestroy und Shakespeare kommen? Und Hermann Günther Meynert war Literarhistoriker; dem ist doch eine Beschäftigung mit Theaterdichtern eher zuzutrauen! Somit weiss jedes literarische Kind und folglich auch Justinian u. s. w. Oder sollte dem doch nicht so sein? . . . . Hermann Günther Meynert war ein ziemlich belangloser Theaterkritiker zur Zeit Nestroy's, von dem selbst literarische Erwachsene nichts wissen. Sein berühmterer Sohn Theodor aber war, was wiederum die literarischen Kinder nicht wissen, ein grosser Verehrer Nestroy's. Den Ausspruch »Ein Fetzen von Shakespeare« hatte ich der bekannten

Digitized by Google

Nestroy - Biographie Moritz Necker's (Nestroy's gesammelte Werke Bd. XII, S. 214), auf die in jenem Artikel auch hingewiesen war, entnommen, und der Biograph hat ihn, wie mir mitgetheilt wird, unmittelbar aus Theodor Meynert's Munde. Es wäre ja gewiss nicht ausgeschlossen, dass Theodor selber schon das geflügelte Wort von seinem Vater überkommen hatte. Was aber würde dies an der Richtigkeit und Wichtigkeit der Bemerkung ändern, dass ein Mann wie Theodor Meynert Nestroy einen Fetzen von Shakespeare genannt hat? Es sollte doch nur Meynert's Begeisterung, nicht Meynert's Originalität behauptet werden! Jedes literarische Kind weiss, dass Hermann Günther Meynert das Wort geprägt hat? Aber Justinian ist nicht imstande, dies unter Hinweis auf die Kritik, in der es zuerst gestanden ist, zu beweisen. Ich bin aber imstande, zu beweisen, dass Theodor Meynert es gesprochen hat .... Es thut mir wahrhaftig um den Raum leid, den ich dieser Abfertigung widmen muss. Ich antworte ohnehin nicht auf ein Zehntheil der Anwürfe, die gekränkte Geldgier und verlassenes Speculantenthum seit dem Octoberbeginn gegen mich schleudern. Aber jene »sachliche« Polemik, die ja, weil einem Theaterkritiker wirklich leichter als einem Psychiater die Vorliebe für Nestroy zuzutrauen ist, die Gefahr birgt, plausibel zu scheinen, musste in ihrer vollendeten Blödsinnigkeit enthüllt werden. Es ist etwas eigenes um das Problem der Väter und Söhne. Im Falle Meynert war der Spross bedeutender. Aber Wagner, Bismarck und Moriz Frisch setzen sich in ihren Söhnen nicht fort.

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

$$\frac{\text{V XI 7/1}}{12}$$

In der Rechtssache des Karl Kraus gegen Justinian Frisch wegen einstweiliger Verfügung pto. Urheberrecht wird dem Recurse des Letzteren wider den Beschluss des k. k. Bezirksgerichtes Innere Stadt II Wien vom 2. December 1901 G. Z. $\frac{V\ XI\ 7/1}{10}$, *womit das Gesuch des Letzteren um Aufhebung der einstweiligen Verfügung und Festsetzung eines Ersatzbetrages per 178 K abgewiesen wurde, keine Folge gegeben und der angefochtene Beschluss aus dessen zutreffenden Gründen bestätigt.*

Die Kosten des erfolglosen Recurses hat Recurrent nach §§ 40, 41, 50, C. P. O. §§ 402 u. 78 E. O. selbst zu tragen.

K. k. Landesgericht Wien in C. R. S. als Recursgericht,
Abth. XII.

Wien, am 24. December 1901.

Rechtenberg m. p.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Digitized by Google

Nr. 92 Erschienen am 24. Jänner 1902 III. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M.	7.—
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Digitized by Google

DIE FACKEL

Nr. 92 WIEN, MITTE JÄNNER 1902 III. JAHR

„KATHOLISCHE“ UNIVERSITÄTEN.

Denn was die Freiheit langsam schuf,
Es kann nicht schnell zusammenstürzen,
Nicht auf der Kriegsposaune Ruf;
Doch hat die List den Boden untergraben,
So stürzt das alles Blitz vor Blitz.
Da kann ich meinen stummen Sitz
In sel'gen Wüsteneien haben.

(Goethe.)

Cäsar und Pompejus! Wann wäre jemals die wahre Freiheit nur von einer einzigen Seite, nicht von mehreren zugleich bedroht gewesen? Näher betrachtet, handelt es sich immer um eine Liga; die gegnerischen Parteien scheinen auf Tod und Leben gegeneinander zu kämpfen, doch in einem Punkte wissen sie sich einig, in einer Beziehung spielen sie sich gegenseitig in die Hände: die Freiheit muss vernichtet werden. Wer von dem Schlachtfeld bei Pharsalos als Sieger heimkehren wird, das mögen die Götter entscheiden; doch dass die Freiheit des römischen Volkes gebrochen wird und für alle Zeiten gebrochen bleibt, das ist schon vor der Schlacht sicher, das ist jener freundfeindlichen Liga schon gelungen; jetzt handelt es sich nur noch um das Hazardspiel zwischen den mit Menschenleibern, Menschenseelen und Menschenschicksalen würfelnden Mächtigen. Freiheit ist ein so natürliches Bedürfnis des Geistes, dass man zweifeln darf, ob Menschen das einmal errungene Gut

jemals an einen Einzelnen oder an eine einzelne Macht verlieren könnten; Verwirrung muss immer vorausgehen, vielseitige Bedrohung, Parteibildung, bis ein Chaos hereinbricht und die erschreckten Gemüther sich irgend einem der bereitstehenden »Retter« in die Arme flüchten, ihm bedingungslos sich unterwerfen, mit dem schmachvollen Bekenntnis:

Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn.

Wir erblicken es überall. Im republikanischen Rom, wo nach alter Rechtsverfassung immer ein Mann für Viele stand, musste sich die antifreiheitliche Liga in bestimmten Gestalten gleichsam verkörpern, und nachdem Marius und Sulla vorgearbeitet hatten, konnten Cäsar und Pompejus vollführen. Doch auch wo die sich bekämpfenden Mächte nicht so plastisch greifbar vor unseren Augen stehen, ist der Erfolg derselbe. Zwischen Jacobinerclub und Directorialregierung geht die Freiheit auf alle Fälle verloren. Dieses Beispiel ist nahe und deutlich; doch sieht man sich weiter um, so findet man in den Kämpfen zwischen Secten, zwischen Staat und Kirche, zwischen Fürsten und Städten, zwischen Königen und Vasallen — überall dasselbe. Wobei ergänzend zu bemerken ist, dass gegen Tyrannei meistens nur Tyrannei erfolgreich aufzukommen vermag, nicht Freiheit. So hat z. B. die Reformation zu einer wesentlichen Beschränkung des freien Denkens und Forschens geführt. Nicht bloss versinkt bei dem Anprall zwischen Rom und Anti-Rom die weitherzige Toleranz der Erasmus und More auf Jahrhunderte, sondern auf beiden Seiten erwacht ein unduldsamerer Geist als bisher. Die Sünden Roms sind bekannt; doch dürfen wir nicht übersehen, dass wahre Duldsamkeit keiner Kirche — als Kirche — zu eigen sein kann, die in jüdischem Boden wurzelt, und dass die grosse vorreformatorische und jesuitenreine katholische Kirche ungleich weitherziger war — solange man einzig ihre Theologie

Digitized by Google

in Ruhe liess — als die späteren kleineren Kirchen, — insofern und solange diese die Macht besassen, die Wissenschaft zu hemmen. Der freisinnige amerikanische Naturforscher Draper, eine gewiss unverdächtige Autorität, zeigt im 22. Capitel seines »Intellectual Development of Europe«, wie zögernd und ungern die Kirche gegen Galilei vorgieng und das Buch des Kopernikus auf den Index setzte; um die physikalischen Lehren an und für sich würde sie sich damals gar nicht gekümmert haben, hätte Galilei nicht eigensinnig darauf beharrt, die Bibel in die Discussion hineinzuziehen und dadurch herabzusetzen. Luther aber hatte inzwischen Kopernikus »einen Narren« genannt, und an den protestantischen Universitäten war dessen Lehre von der Erdbewegung ebenso verboten wie an den katholischen. Unterdessen schrieb ein katholischer Geistlicher, Gassendi, voll Begeisterung die Biographie des Kopernikus und wurde dafür von seiner Kirche ebensowenig molestiert wie für seine Ehrenrettung Epikurs und Vertheidigung des Atomismus. Bruno lehrte in Paris völlig frei; nur die Weigerung, die Messe zu besuchen, verhinderte seine dauernde Anstellung; in dem reformierten Helmstädt dagegen wurde er von dem Superintendenten öffentlich excommuniciert. Aehnlich ergieng es dem Jesuitenzögling Descartes mit dem berüchtigten holländischen Prediger Voetius. Ja, die Unduldsamkeit war so umfassend auf reformiertem Gebiet, dass, während die genannten Katholiken, Gassendi und Descartes, jeder in seiner Art, gegen Aristoteles und den Scholasticismus energisch zu Felde zogen und moderne Naturwissenschaft dadurch begründen halfen, die deutschen protestantischen Universitäten an Aristoteles, der »gemäss der Reformation« einzig Geltung besitze, als ewig unantastbarer Autorität festhielten, sich sogar dem ausdrücklichen Wunsche der Fürsten gegenüber weigerten, Nichtaristoteliker anzustellen, und vielmehr ihre »magistri« und »baccalaurei« eidlich verpflich-

Digitized by Google

teten, »ob des Aristoteles Lehre zu halten und so viel an ihnen dieselbige zu propagieren« (Paulsen: Gelehrter Unterricht, 2. A., II, 257).

Die verschiedenen Erinnerungen, die ich in diesen kurzen Absatz zusammengedrängt habe, sind von Nöthen, sobald wir die wieder acut gewordene Frage der katholischen Universitäten von einem höheren Standpunkt als dem der widerstreitenden Tagesinteressen und Tagesmeinungen, und aus einem anderen Winkel als dem der confessionellen Voreingenommenheit betrachten wollen. Auf diesem Standpunkt will ich heute verweilen. Ich bin nicht gerüstet, um das Gebiet historischer Einzelheiten und statistischer Detailforschungen zu betreten, und bin nicht berechtigt, mich in die Tagespolitik zu mischen. Ausserdem ist es gar nicht nöthig; denn die Frage, ob wir im 20. Jahrhundert confessionelle und speciell römisch-katholische Universitäten brauchen, ob wir sie dulden sollten, ob wir auch nur dem blossen Gedanken Daseinsberechtigung zugestehen dürfen, lässt sich mit voller Bestimmtheit von einem höheren, uninteressierten, unconfessionellen Standpunkt aus beantworten, und wohl klarer und überzeugender, als wenn über einen einzelnen Fall (wie z. B. über die vorgeschlagene römische Universität in Salzburg) mit Leidenschaftlichkeit für und wider gestritten wird.

An Aufrichtigkeit hat es die römische Kirche in den letzten fünfzig Jahren nicht fehlen lassen; sie hat uns genau gesagt, worauf sie hinaus will. »Nicht bloss sollen uns unsere Gegner nicht belächeln, vielmehr sollen sie uns fürchten lernen« — ut non solum non irrideant nos inimici nostri, sed timeant potius —, so sprach der Papst am 18. Juli 1870, es waren seine ersten Worte unmittelbar nach der Annahme des Unfehlbarkeitsdogmas; diese Kriegserklärung war eine ebenso deutliche wie die, welche Frankreich an demselben Tage beschloss. Ich wünschte, diese Worte

Digitized by Google

— non irrideant sed timeant — blieben in allen Ohrmuscheln meiner Zeitgenossen als ein beständig schwingendes Warnungssignal haften. Wer nur einen schwachen Dunst von geschichtlichen Kenntnissen besitzt, den muss es von Kopf zu Fuss durchschauern bei dem Gedanken, der Pontifex Maximus Romanus könnte dereinst wieder einmal die Macht besitzen, uns Furcht einzuflössen. Nicht etwa als wäre die römische Kirche schlimmer als andere; gegen diese Unterschiebung schützen mich die einleitenden Bemerkungen; »in vielen Pastoren steckt ein kleiner Papst«, schreibt der jetzige deutsche Reichskanzler 1874 an Fürst Bismarck (siehe Anhang II der Ged. u. Erinn., S. 461), und ich habe selber einen calvinistischen Geistlichen gekannt, der offen erklärte, er würde die Scheiterhaufen lieber heute als morgen anzünden. Diese kleinen Päpste sind aber isoliert und machtlos, wogegen der grosse Papst an der Spitze einer der gewaltigsten und bedrohlichsten — weil völlig aus der Gesellschaft losgelösten — Organisationen der Welt steht. Und wem erklärt er den Krieg und verspricht er »das Fürchten zu lehren«? Auch hier ist die Antwort deutlich: »Verflucht sei, wer behauptet, der römische Pontifex könne und solle sich mit der Cultur der Gegenwart aussöhnen und vertragen!« In diesen Worten steckt unendlich viel; sie verdienten Bände. Greifen wir gleich tief hinein, dorthin, wo die verborgensten Gedanken ruhen. Einer der bekanntesten Commentatoren des Syllabus, Cardinal Hergenröther, holte einige zwanzig Jahre nach dieser Kundgebung in einem grundlegenden wissenschaftlichen Werke die Worte hervor: »Haeretici possunt non solum excommunicari, sed et juste occidi« (Ketzer dürfen nicht allein excommuniciert, sondern dem Rechte nach auch getödtet werden), und bekannte, das sei »die kirchliche Lehre« (Conciliengesch. IX, 137). Dem heiligen Thomas von Aquin sind ja diese Worte entnommen, und gerade er ist in den letzten

Digitized by Google

Jahren durch allbekannte päpstliche Entscheidungen, mit Ausschluss der anderen grossen Philosophen, die die Kirche hervorgebracht hat, zum einzigen Lehrer ernannt worden.*) Jene Worte drücken also das eigentliche Kirchenrecht aus, jenes Recht, welches die ruchlose »moderne Cultur« nicht anerkennt; und derselbe Prälat belehrt uns an anderer Stelle (Antijanus, S. 21): »Die Kirche verzichtet nicht principiell auf Rechte, die sie einst geübt hat und deren Ausübung in verhältnismässig entsprechender Weise unter Umständen wieder nothwendig werden könnte«. Die Versicherung der »verhältnismässig entsprechenden Weise« gewährt geringe Beruhigung; denn schliesslich, das Haeretici possunt juste occidi bleibt bestehen, und ob wir Ketzer einzeln auf dem Scheiterhaufen oder en masse durch Elektroktonie enden, wir sind gewarnt, was uns gegenüber »wieder nothwendig werden könnte«, sobald die erforderliche materielle Macht vorhanden wäre, um — wie der Papst am selben Orte sich ausdrückte — proeliari proelia Domini, die Schlachten des Herrn zu schlagen. Man glaube nur ja nicht, dass, indem ich bis auf den tiefsten Grund greife und — des verfügbaren Raumes halber — die näherliegenden und insofern auch plausibleren Bedrohungen übergehe, ich irgendwie übertreibe. Der Absatz 24 des Syllabus sagt ja ausdrücklich: »Verflucht sei, wer behauptet, die Kirche habe nicht das Recht, Gewalt anzuwenden« (ecclesia vis inferendae potestatem non habet). Und da nun verschiedene Paragraphen des Syllabus und anderer Verlautbarungen der letzten

*) Da man an den bekannten Bullen herumzudeuteln versucht, so sei an eine weniger bekannte Kundgebung erinnert. In einem »Apostolischen Brief« an den Jesuitenorden vom 30. December 1892 gebietet der Papst, »in keinen Dingen von irgend welchem Belange von Aristoteles abzuweichen«; dies, wie Leo XIII. selber vorausschickt, im Interesse der Philosophie des Thomas von Aquin, »von welcher abzuweichen verboten ist«. Dieses sein Gebot bezeichnet der Pontifex im selben Schreiben als eine »perpetua lex de doctrinarum delectu«.

Digitized by Google

Jahre sowohl das Existenzrecht anderer christlicher Confessionen, wie auch jegliches Recht der Staaten, der Kirche gegenüber, leugnen*), so wissen wir genau, wohin das politische Ideal Roms strebt; es ist dasselbe Ideal heute wie vor Jahrhunderten. Der Wiener, der an dem Reiterstandbild Joseph II. einen Augenblick stillesteht, wird auf einer der Ecksäulen zwei Hände sehen, die aus Wolken sich einander entgegenstrecken und erfassen; darunter steht: Concordia religionum. Diese Vorstellung ist nach §§ 77 und 78 des Syllabus dem »anathema sit!« verfallen; es sollte vielmehr eine einzige Hand, bewaffnet mit dem Doppelschwert der Kirche (als geistliche und weltliche Macht) abgebildet sein und darunter: »convenit, religionem catholicam haberi tanquam unicam status religionem, caeteris quibuscumque cultibus exclusis«, (es ist angezeigt, die katholische Religion als die einzige Religion des Staates anzuerkennen, mit Ausschluss sämmtlicher anderer Bekenntnisse). Und wie wird es nun in diesem kirchlichen Allstaat, in diesem neuerstandenen römischen Weltreich mit der Wissenschaft aussehen? Das ist ja hier und heute die Hauptfrage, und ich musste nur bei den anderen Betrachtungen einen Augenblick verweilen, damit deutlich werde, welche Sanctionen die Kirche in Anwendung zu bringen gedenkt, um sich Gehorsam zu verschaffen.

Auch auf diese Frage, die Freiheit der Wissenschaft betreffend, erhalten wir deutliche Antwort. Denn in genauem Gegensatz zu jenem vielcitierten Verfassungsparagraphen: »die Wissenschaft und ihre

*) Die Frage, ob der Papst das früher von ihm beanspruchte und nicht selten ausgeübte »Recht« noch heute besitze, Fürsten abzusetzen und Völker ihrer Treuepflicht zu entbinden, ist strittig; doch hat Pius IX. wohl das Richtige getroffen, indem er kurzweg von einem »diritto« spricht, und nur einschränkend hinzufügt, dieses Recht könne einzig »in secoli di fede« zur Anwendung kommen. Mit Hilfe des »Rechtes der Gewalt« könnten ja die »secoli di fede« bald wieder da sein.

Digitized by Google

Lehre ist frei«, belegt die vom vaticanischen Konzil am 24. April 1870 gutgeheissene Constitutio dogmatica de Fide Catholica, in dem Abschnitt 4 der Canones, § 2, die Behauptung »die Wissenschaft ist frei« (disciplinas humanas cum libertate tractandas esse) mit dem Bannfluch. Das liesse an Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nun kommt aber ein Zusatz, der zu allerhand Sophistikationen die Thüre öffnet. Frei sei nämlich die Wissenschaft, »solange sie nicht Behauptungen für wahr ausgibt, die der geoffenbarten Lehre widersprechen« (assertiones tanquam verae retineri, etsi doctrinae revelatae adversentur). Die geoffenbarte Lehre! Wenn darunter nur das Wesen der Dreieinigkeit, die unbefleckte Empfängnis und sonstige Glaubensmysterien zu verstehen wären, so könnte man in der That behaupten, das alles gienge die Wissenschaft garnichts an und sie bliebe darum in der Praxis unbeengt. So fasst es auch jener sympathische Gelehrte, Freiherr von Hertling auf, der die Behauptung verficht: »auf die Welt des (römisch-katholischen) Glaubens braucht nicht zu verzichten, wer der verstandesmässigen Erkenntnis und Wissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete ihr volles Recht zu wahren entschlossen ist« (Princip des Katholicismus, 2. A., S. 16). Das mag katholisch gedacht sein, ja, ohne Frage, die Jahrhunderte belehren uns, das ist es; doch römisch ist es nicht. Wie wäre die »verstandesmässige Erkenntnis« frei, wenn der Papst das Recht hat, mir jede erkenntniskritische Untersuchung zu verbieten, also jede Untersuchung des aller Wissenschaft zu Grunde liegenden Menschengeistes? wenn er mir als eine »lex perpetua« gebieten darf, nie einen Schritt von Aristoteles und Thomas von Aquin abzuweichen? Und diese Beschränkung der freien Forschung reicht in Wahrheit viel weiter. Ich citierte oben den zweiten Absatz des Canons De Fide et Ratione; der dritte bringt eine sehr beachtenswerthe Ergänzung.

Er lautet ungekürzt: Si quis dixerit, fieri posse, ut dogmatibus ab Ecclesia propositis aliquando secundum progressum scientiae sensus tribuendus sit alius ab eo, quem intellexit et intelligit Ecclesia; anathema sit. Das heisst (in einer erzbischöflich approbierten Verdeutschung): »Wenn Jemand sagt, es könne geschehen, dass den von der Kirche aufgestellten Glaubenssätzen mit der Zeit*), zufolge des Fortschrittes in der Wissenschaft, ein anderer Sinn zu unterlegen sei, als der ist, welchen die Kirche erkannt hat und erkennt: der sei ausgeschlossen«. Das hört sich harmlos genug an; doch, wie Goethe sagt: »unsterblich ist die Pfaffenlist«, und mit diesem einen Satz rafft die römische Centralgewalt die gesammte Naturwissenschaft, Philosophie und Geschichte in ihre Competenzsphäre. Denn zu den »Glaubenssätzen« der Kirche gehört in erster Reihe der Glaube an die göttliche Offenbarung jeder Zeile des alten Testaments (siehe § 4 des Abschnittes II derselben Canones); sie umfassen somit die kosmische Weltordnung (Astronomie, Molekularphysik), die Schöpfung der Erde (Geophysik, Geologie und Chemie), den Werdegang des Lebens (Biologie im weitesten Sinne), die historischen Hauptgeschehnisse (Geschichte und Anthropologie). Der berühmte russische Rumpfmensch Kobelkoff, der weder Arme noch Beine besitzt, hat gerade Finger genug, um die wissenschaftlichen Gebiete aufzuzählen, die da noch »frei« bleiben. Denn sobald ich in keinem mir heiligen Glaubenssatz die allegorische oder symbolische Verkündigung eines unfassbaren Mysteriums erblicken, sobald ich vielmehr den Glaubenssätzen keinen anderen Sinn beilegen darf als denjenigen, den die Kirche irgend einmal erkannt hat (intellexit), so werde ich mich ja nur zitternd bei dem kühnen Neuerer Thomas von Aquin aufhalten und werde mindestens ins fünfte Jahrhundert zurück-

*) Ich würde statt »mit der Zeit« jemals gelesen haben.

Digitized by Google

eilen, wo Augustinus zeigt, die Annahme einer runden Erde mit Antipoden sei nicht allein vernunftwidrig, sondern — was ausschlaggebend ist — Schrift- und Gottwidrig. Dieser Absatz (sowie mehrere andere canonische Bestimmungen, die hier vorzulegen zu weit führen würde) ist ganz speciell gegen jeden Versuch idealistischer und — wenn ich so sagen darf — mythologisierender Deutung gerichtet. Und darum kann auch die naturwissenschaftliche Forschung unter der Herrschaft dieser Kirche niemals frei sein. Nehmen wir als Beispiel die Entwicklungs- und Transmutationshypothese. Ich gehöre zu den drei oder vier lebenden Menschen, die, ohne alte Waschweiber zu sein, nicht daran glauben; ich spreche also ohne Voreingenommenheit. Hertling tritt nun in der genannten Broschüre für die Evolution ein; er meint (S. 67): »der gläubige Forscher kann sich ohne Gefahr dieser Richtung anschliessen; er verzichtet damit in keiner Weise auf die Anerkennung einer schöpferischen Weltursache und gibt auch von dem mosaischen Schöpfungsberichte höchstens Form und Einkleidung preis, sicherlich nicht Wesen und Gehalt.« Nicht allein gibt sich nun Hertling eine arge Blösse, indem er auf der folgenden Seite den Menschen von der Evolution ausnimmt, weil das Gegentheil »mit dem Wortlaut des biblischen Textes und dem Inhalt der christlichen Lehre unvereinbar« sei — was wäre eine Wissenschaft, die überall vor dem Menschen Halt machte! —,*) sondern seine Aufforderung, ruhig

*) Weshalb Hertling diesen Vorbehalt machen muss, trotzdem an und für sich gar nicht einzusehen ist, warum nicht auch hier »Form und Einkleidung preiszugeben« seien und warum ein göttlicher Schöpfer den Menschen nicht auch durch Evolution hätte hervorgehen lassen können, wenn es ihm so gefallen hätte, weiss ich genau. Der Papst hat nämlich in seinem Sendschreiben »De vita christiana« vom Weihnachtstage 1888 verboten zu lehren: »hominum et pecudum easdem esse origines similemque naturam« (die Menschen und das Gethier stammen aus gleichen Ursprüngen und sind sich dem Wesen nach ähnlich).

zed by Google

»Form und Einkleidung« des mosaischen Schöpfungsberichtes preiszugeben, ist eine so grässliche Häresie, dass sie nach dem Scheiterhaufen förmlich schreit. Gerade dieses vermaledeite »Unterlegen eines anderen Sinnes« — von dem selbst ein Augustinus nicht ganz freizusprechen ist, und das seit Abälard viele grosse und bewundernswerthe Kirchendoctoren so meisterhaft betrieben hatten —, gerade das soll fortan aufhören. Wozu wurde denn die Constitutio dogmatica de Fide Catholica verfasst? Anathema sit! Haben denn die Herren die Glocke noch nicht 1870 schlagen hören? Wäre ich Grossinquisitor, der Münchener Philosophieprofessor sollte nicht lange auf die Verwandlung in Asche zu warten haben. Schon Franz Xaver Kraus — dessen allzufrühen Heimgang heute die Männer aller Nationen und Meinungen betrauern — hat in seiner Kritik der Hertling'schen Schrift (Deutsche Literaturztg. 1900, Nr. 1) auf die Unzulässigkeit jener Auffassung hingewiesen und Namen von Ordensgeistlichen genannt, die wegen evolutionistischer Ansichten von Rom aus zurechtgewiesen wurden. Inzwischen erfolgte die feierliche Excommunication des englischen Naturforschers St. George Mivart. Und im vorigen Sommer ward ein alter verehrter Freund von mir, ein gläubiger Priester von tadellosem Lebensgang und hohen Verdiensten um die Erziehung, wegen der Ansichten, die Hertling hier so leichten Herzens als »ohne Gefahr« bezeichnet, gemassregelt, und zwar trotzdem er seine darwinistischen, die »Einkleidung« der mosaischen Schöpfungsgeschichte bildlich deutenden Ansichten nur privatim, nicht in der Schule und nicht vor der weiteren Oeffentlichkeit geäussert hatte, und trotzdem er so streng orthodox gläubig ist, dass die Kirche ihn zwar seines Amtes entheben, sonst aber keine geringste Handhabe finden konnte zu irgend einer Strafe. Jetzt sitzt er auf der Strasse, hat nichts zu essen, hat aber dafür Musse, über »das Princip des Katholicismus und die Wissen-

Digitized by Google

schaft« nachzudenken. Und wir können ruhig, gestützt auf Thatsachen, weitergehen und (dem Beispiele der Civiltà cattolica folgend) behaupten, die Verurtheilung Galilei's bestehe noch heute zu Recht; das führt in dem soeben genannten Aufsatz Franz Xaver Kraus aus — dessen Autorität Niemand in Frage ziehen wird, da er Priester und Professor der Kirchengeschichte an einer Facultät für katholische Theologie war. Es ist nämlich nicht wahr, dass diese Verurtheilung von »untergeordneten Behörden« als ein »Missgriff« geschah, sondern der Papst selber hat sie genehmigt, und wenn auch seit etwa 80 Jahren die Bücher, in denen die Bewegung der Erde gelehrt wird, nicht mehr verboten sind, so wurde doch die Verurtheilung der Kopernikanischen Lehre niemals zurückgenommen, und somit besteht jene Entscheidung noch heute, nach welcher sie nicht allein ein error (Irrthum), sondern auch eine haeresis (Ketzerei) ist.*) Hier wieder gilt jener Canon, nach welchem man nicht »zufolge des Fortschrittes in der Wissenschaft« sich vermessen darf, »einen anderen Sinn unterzulegen, als der ist, welchen die Kirche erkannt hat«. Das ist auch vollkommen logisch, denn derartige neue Anschauungen können leicht, wenn sie auch nicht selber ins dogmatische Gebiet hineinreichen, doch den Zusammenhang der Glaubenslehre und den von der Kirche angenommenen Sinn derselben gefährden. Hierüber hat sich Papst Leo XIII. in seiner Encyclica vom 10. Januar 1890 mit voller Deutlichkeit ausgesprochen. Er sagt daselbst: »nemo arbitretur, sacrorum Pastorum maximeque Romani Pontificis auctoritati parendum in eo dumtaxat esse, quod ad dogmata pertinet« (Niemand bilde sich ein, es sei genügend, wenn er sich der Autorität der heiligen Hirten und des römischen Pontifex unterwerfe, nur insofern die Dogmen in Betracht kommen)! Auch

*) Man sehe die Abschwörungsformel Galilei's.

genüge es nicht, führt der Papst weiter aus, wenn man auch sonst alles »sincere et firmiter« annehme, was nicht streng zum Dogma, doch zur Offenbarung und zum katholischen Glauben gehöre. Vielmehr sei es Pflicht der Christen, sich in einem weiteren Sinne »potestate ductuque Episcoporum imprimisque Sedis Apostolicae regi se gubernarique patiantur« (von der Macht und der Autorität der Bischöfe, insbesondere des apostolischen Stuhles leiten und weisen zu lassen). Woraus nun gefolgert wird, dass es im umfassendsten Verstande dem Papste zustehen müsse, »pro auctoritate« (autoritativ) zu entscheiden, welche Ansichten und Lehren mit der Offenbarung in Uebereinstimmung gebracht werden können und welche nicht, »quae cum eis doctrinae concordent, quae discrepent«. Hierdurch ist ohne jede Zweideutigkeit das gesammte Gebiet der Naturwissenschaft dem Papste unterworfen, der morgen entscheiden kann, wie er es für die Evolutionshypothese schon gethan hat, dass die Aetherhypothese mit der Offenbarung »discrepat«. Das liegt nicht einmal so fern. Denn nach den neuesten Annahmen der Helmholtz und Kelvin wären die Atome nur Wirbelringe im Aether, die sogenannten »festen Körper« also nur eine durch Bewegungsenergie hervorgerufene Täuschung; durch diese Annahme erfährt aber unsere ganze Auffassung der Natur, somit auch der Schöpfungsgeschichte, des Lebens nach dem Tode u. s. w. eine tiefgreifende Umwälzung, und es lässt sich wohl nicht vermeiden, dass man »den von der Kirche aufgestellten Glaubenssätzen« einen »anderen Sinn unterlege, als der ist, welchen die Kirche erkannt hat und erkennt«. Doch schon für die Kopernikanische Welttheorie liegt die Sache auf der Hand. Denn kann auch die geocentrische Lage der Erde nicht gerade zu den »Glaubenssätzen« im eigentlichen Sinne des Wortes gezählt werden, so müssen es doch die Hölle »unten« (descendit ad inferos) und der Himmel »oben« (ascendit

Digitized by Google

ad coelos); und da Thomas von Aquin lehrt*): am Ende der Welt werden zwar die Himmel aufhören, sich um die Erde herumzudrehen (motus coeli cessabit), doch die Materie (universum corporeum) wird fortbestehen, die Seelen der Seligen werden mit deren Leibern auferstehen (anima omnino idem corpus resumit) und die Körper der Verdammten im buchstäblichen Sinne (secundum litteram intelligenda) ewig im Feuer schmachten, — so ist in der That nicht einzusehen, wie die also gefassten und einzig giltigen Vorstellungen (welche unwandelbare, unfehlbare Glaubenssätze sind), mit der neuen Vorstellung des Universums sich vereinbaren lassen. Wäre dem Idealismus, dem Mysticismus, dem Symbolismus ein Schlupfloch gelassen, dann gienge es; das ist aber, wie wir gesehen haben, nicht der Fall. Und so zweifle ich denn keinen Augenblick, dass wenn erst das Haeretici possunt juste occidi hinreichend zur Anwendung gekommen sein wird und auf dem also gereinigten Boden genügend zahlreiche »katholische Universitäten« ihre Thätigkeit werden entfaltet haben, auch die Erde sehr bald sich besinnen und stillstehen wird. Nemo arbitretur . . . . .!

Das ist der Weg, den Rom unserer Wissenschatt weisen würde. Nun habe ich aber oben gelegentlich zwischen »römisch« und »katholisch« unterschieden, und in der That, wenn auch die öffentlichen Fürsprecher Roms sie heute nicht zugeben würden, diese Unterscheidung bildet dennoch die grosse, mittlere Thatsache des Katholicismus, ohne deren Berücksichtigung kein vernünftiges Urtheil in irgend einer hierhergehörigen Frage gewonnen werden kann. An keine Religion der Welt wird in Wirklichkeit so wenig geglaubt, wie an die von Rom gelehrte. Je strammer die dogmatische Forderung gespannt wurde,

*) Compendium theologiae cap. 93, 171, 177, 180.

Digitized by Google

umso schlaffer wurde die echte, herzensinnige »fides«. Und indem diese Kirche der Logik ihrer Entwicklung in rasendem Schnellgang folgte — denn keine christliche Kirche hat in den letzten vierhundert Jahren eine solche Umgestaltung erfahren und ist sich selber so wenig ähnlich geblieben —, ist ihre Geistlichkeit immer ferner und ferner von dem Gedanken- und Gemüthskreise der Laienwelt gerathen. Ich darf wohl behaupten, ich spreche aus reicher und lebendiger Erfahrung, denn von Kindheit auf habe ich fast mein ganzes Leben in vorwiegend katholischen Ländern gelebt. Schon als achtjähriger Bube war ich der einzige Protestant unter sechzig Classenkameraden. Nie werde ich mein kindliches Entsetzen vergessen, als ich zum ersten Male diese Knaben ihre Gebete herunterhaspeln hörte und als ich ihre völlige Respectlosigkeit in Bezug auf alle religiösen Dinge kennen lernte. Ich selber gehörte einer antibigotten, recht wenig orthodoxen Familie an, doch wie rein und innig war der schlichte Glaube an Gott und an seinen eingeborenen Sohn, der für uns alle in den Tod gieng! wie vertraut war uns schon in jüngsten Jahren die Stimme des Heilands! wie gern lernten wir im Evangelium das Buchstabieren! wie gegenwärtig war uns vom Aufwachen bis zum Niederlegen die Nähe des Göttlichen und Guten! Solch eine einfache protestantische Familienerziehung ist wohl eine wunderbare Schule des Glaubens — des Glaubens in seinem weitesten und zugleich eindringlichsten Sinne. Uns ward von Klein auf gelehrt: ihr sollt jeden Glauben achten, Gott steht über allen; dies pflanzte uns die Verehrung für den Glauben überhaupt ein. Und gerade diese Gebärde des Glaubens (wenn ich so sagen darf) war es, was meinen *kleinen* Kameraden fehlte. Zwar gab es Augenblicke, wo sie mich als »Ketzer« schmähten und prügelten, doch geschah das nur, weil ihnen von Klein auf eingeschärft worden war, der Nichtkatholik sei ein bos-

Digitized by Google

haftes, teuflisches Wesen; es war Aberglaube, nicht etwa gläubiger Fanatismus; vom Aberglauben hatten sie überhaupt eine ziemliche Portion, noch viel mehr Indifferenz aber, und so gut wie gar keinen wahrhaften Glauben. Wäre hier Ort und Zeit, ich wollte zeigen, dass Aberglaube und Glaube in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen, und dass je mehr Dinge »concret« geglaubt werden (das gerade ist Aberglauben), umsoweniger der Glaube als Gemüthsverfassung platzgreifen könne. »Der Glaube ist nicht ein fauler, loser Gedanke, sondern eine lebendige, ernstliche Zuversicht des Herzens«, schreibt Luther. Und diese lebendige, ernste Zuversicht ist es, die einem als charakteristisch für eine ganze Bevölkerung auffällt, sobald man eine Grenze überschreitet und aus einem katholischen in ein protestantisches Land tritt. Ob diese Protestanten kirchlich fromm sind oder nicht und ob sie einer oder dreissig Secten angehören, ist völlig gleichgiltig: eine bestimmte moralische Anlage ist in ihnen entwickelt, und darauf kommt es an. Wogegen wenn ich selbst einen so milden Mann wie Leo XIII. immer wieder versichern höre, wer nicht zur römischen Kirche gehöre, der sei des Teufels, ich nicht den Eindruck der felsenfesten Ueberzeugung, sondern im Gegentheil der inneren Unsicherheit daraus gewinne.*) Höchst bemerkenswerth ist Bismarck's Zeugnis über Windthorst, den vorsitzenden Rath eines katholischen Consistoriums, den vieljährigen Führer der Centrumspartei: »politisch latitudinarian, religiös ungläubig« (Ged. II, 310). Ich habe Katholiken aus allen Gesellschaftskreisen bis

*) Schon der Katechismus für die Pfarrer nach den Beschlüssen des Tridentinischen Konzils versichert: haec una ecclesia errare non potest; wogegen: ceteras omnes diaboli spiritu ducantur. Und Papst Leo XIII. theilt in seiner Encyclia vom 20. April 1884 das humanum genus in zwei »diversas adversasque partes« ein: die eine ist die römische Kirche, das Reich Gottes auf Erden, die andere ist das Reich des Teufels, »alterum Satanae est regnum«.

Digitized by Google

hinunter zu Bauern und Bootsleuten intim gekannt, bin mit ihnen aufgewachsen, habe ihre Entwicklung verfolgt, habe bei einzelnen ihre Phasen der religiösen Schwärmerei, der Gewissenskämpfe, der Abwendung, der reuigen Rückkehr in den Schooss der Kirche miterlebt, bei noch viel Zahlreicheren die völlige Gleichgiltigkeit in allen Lebensaltern, — und ich vermuthe fast, der norddeutsche Protestant hätte von seinem Standpunkt aus über Alle geurtheilt: religiös ungläubig. Selbst die Priester, die ich gut gekannt habe, fand ich viel mehr beschäftigt, im Blutschweisse eines unablässigen Ringens den ungeheuren Forderungen an Vernunft und Herzenswillen Genüge zu thun und gegen sich selber anzukämpfen, als im ruhigen Besitze der »lebendigen Zuversicht«. Das aber gerade ist eine der unerschöpflichsten Quellen der römischen Macht, dass sie, die so viel vom Glauben zu fordern scheint, sich in Wirklichkeit in dieser Beziehung mit einem Mindestmass zufrieden gibt. Bei ihr genügt es, wenn man zur Kirche gehört; wem es beschwerlich fällt, mehr zu glauben, kann es dabei bewenden lassen. Der Katechismus nach dem Beschluss des Tridentinischen Konzils sagt ausdrücklich (pars 1., cap. 10), die Pfarrer sollen das »credo sanctam ecclesiam catholicam« von allen Glaubensartikeln am häufigsten einprägen (omnium frequentissime inculcandus est); es ist, wie man sieht, wichtiger, dass man an die Kirche als an Gott und an Christus glaube; denn sobald Einer nur in der Kirche verbleibe und »ihre Autorität nicht in Frage ziehe«, so könne er »in Glaubensdingen irren und sei darum doch nicht als Ketzer zu betrachten« (non enim, ut quisque primum in fide peccarit, haeriticus dicendus est). Und so kann sich denn gerade innerhalb dieser Kirche der breiteste, alle göttlichen und menschlichen Dinge umfassende Skepticimus behäbig entfalten, ohne darum mit der Kirche in Conflict zu kommen, und ein Windthorst

Digitized by Google

kann ganz gut »religiös ungläubig« sein und zugleich ein unermüdlicher Kämpfer für die Kirche.

Man missverstehe mich nicht; nichts liegt mir ferner, als zu insinuieren, die Katholiken hiengen nicht mit Treue und Liebe an ihrer Kirche. Im Gegentheil, keine Kirche der Welt versteht es so wie diese, an sich zu fesseln. Sie ist die grosse Kennerin des Menschenherzens, die unendlich liebreiche Pflegerin der an Leib und Seele Erkrankten, die unvergleichliche Trostesspenderin; wie eine Mutter wiegt sie uns arme, einsame Menschenkinder in ihren Armen, stützt den wankenden Willen zum Guten, richtet den Sünder auf, hebt uns in ihren Mysterien über uns selber hinaus. Während wir Protestanten aber — die wir mit Luther bekennen: »des Glaubens Materia ist der Wille« — in prometheischer Kühnheit hinanstürmen, um selber das ewige Licht der Gotteserkenntnis vom Himmel uns zu holen, wobei gar häufig uns die Kräfte ausgehen und wir, wie Ikarus, zu Boden fallen, ist diese Kraftanstrengung beim Katholiken weder erfordert, noch überhaupt gestattet. Daher eine völlig andere Gemüthsrichtung, die — im paradoxen Gegensatz zu den Lehren der Päpste und Konzilien — sich als grosse Toleranz, Weitherzigkeit, Indifferenz kundgibt. Der Protestant, sobald er orthodox kirchlich ist, ist von einer harten Unduldsamkeit; denn er knüpft direct bei den engherzigen, rachsüchtigen Juden an, und nimmt täglich aus dieser hohen Schule der erstarrten Rechtgläubigkeit und grundsätzlichen Intoleranz die Lehren auf, die ihn dem Menschen und der Natur entfremden. Der Katholik kennt die Bibel nicht; und verliert er dadurch auch die Gestalt Christi aus den Augen und seine göttliche Stimme aus dem Gehör, so saugt er dafür das semitische Gift nicht ein. Dadurch wird er der Natur nicht entfremdet, während er durch die vielen altmythologischen Bestandtheile seines Kirchenglaubens in mancher Be-

ziehung unserem angestammten arischen Religionsleben näher bleibt.

Und weil dem allen so ist, müssen wir, wie gesagt, in der Praxis scharf zwischen der von Rom aus verkündeten Kirchenlehre und den Katholiken, wie sie in Wirklichkeit sind, unterscheiden. Es ist eine empörende Unwahrheit, wenn man den katholischen Männern weniger Freiheit in der Forschung, dem Urtheil und der Sprache zuschreibt als uns Nichtkatholiken. Manche unter ihnen mögen Scheuklappen tragen; unter uns thun es nicht Wenige. Wer, frage ich, vermag auf einer deutschen Naturforscher- und Aerzteversammlung die Katholiken von den Protestanten zu unterscheiden? Wer wagt die Behauptung, dass die katholischen Laien in ihren Forschungen weniger frei, weniger kühn, weniger erfolgreich seien? Man schaue doch auf die letzten vier Jahrhunderte zurück und heute um uns umher. Ist nicht Descartes der wahre Begründer der modernen wissenschaftlichen Weltanschauung? Freilich wissen es Manche nicht, aber er ist es doch. Ein Jesuitenschüler! Ein Mann, der es peinlich vermied, der Kirche untreu zu werden. Allerdings, als er seinen »Le Monde« herausgeben wollte, erfuhr er von Galilei's Verurtheilung und schrak zurück; die Phrasenmacher haben viel über diesen Mangel an Charakterstärke gejammert; ein Experimentator und ein Waffenschmied neuer Gedanken hat Besseres zu thun, als sich verbrennen zu lassen. »Pour rien au monde je ne voudrais qu'il sortît de moi un discours où il se trouvât le moindre mot qui fût désapprouvé de l'église,« schreibt er am 22. Juli 1633 an Mersenne. Was thut er? Er lässt die Erde stillstehen; schreibt an denselben Freund, Januar 1634, er hoffe doch, dass die Bewegung der Erde mit der Zeit das Schicksal der früher verurtheilten Antipoden theilen werde; stellt aber einstweilen seine Hypothese des Kosmos als ein Bild davon

Digitized by Google

auf, wie es der Allmächtige hätte machen können, wenn es ihm gefallen hätte! Allen Feinschmeckern — Leuten, heisst das, deren Nerven nicht erst beim Gestank des verbrennenden Fleisches in Bewegung gerathen — empfehle ich den § 45 des dritten Theiles der Principia, wo Descartes ruhig sagt: »jetzt werde ich die Sachen lehren, von denen ich — da die christliche Religion mich anders zu glauben nöthigt — überzeugt bin, dass sie falsch sind, die es aber im Interesse einer wissenschaftlichen Naturerkenntnis geboten ist, sich in dieser Weise vorzustellen«; folgt die Verwerfung der ganzen Schöpfungsgeschichte des Moses, mit der plötzlich aus nichts entstandenen Erde, den plötzlich hervorschiessenden Pflanzen, Adam und Eva u. s. w. Das ist echt katholisch! Und »echt« ist auch, dass Descartes von den holländischen Pastoren verfolgt wurde, nicht aber von dem Papst zu Rom. Und wenn Einer hier Tadel verdiente, so wäre es nicht der geistvolle Mann, der sich in das Gegebene schickt, ohne das Geringste von seinen Gedanken preiszugeben, sondern die Kirche, der ein solcher Glaube Genüge thut. Und nun lassen wir an unseren Augen die unübersehbare Reihe der katholischen Physiker, Mathematiker, Astronomen vorbeiziehen, der katholischen Botaniker und Zoologen (die die Evolutionslehre zuerst aufstellen, wogegen der Protestant Cuvier sie mit aller Energie bekämpft!), der katholischen Juristen, Historiker, Kirchenforscher! Und heften wir den Blick auf einen der letzten und grössten Katholiken, den unsterblichen Pasteur. Ohne Fanatismus, doch aus tiefer Ueberzeugung war er der Kirche seiner Väter treu geblieben, und als er den Tod nahen fühlte, verlangte er zweierlei — so wird uns von seinem Biographen erzählt —: einen Priester, der ihm das Kruzifix zum Kusse reiche, und einen alten Philosophenfreund, der ihm von Kant's Sittenlehre spreche und das eherne Glaubensbekenntnis des kategorischen Imperativs ihm noch in den letzten

Tagen wiederhole. Auch das ist »echt katholisch«. Weder mag Pasteur den Kuss der bergenden Mutter, noch den stolzen Gruss des freiesten Protestanten, der je gelebt, entbehren.

Und nun, wenn dem so ist, warum verwerfen wir die sogenannten »katholischen Universitäten«? Wir verwerfen sie, weil es eine evidente, nicht erst zu beweisende, schlechthin axiomatische Thatsache ist, dass, wer heute von katholischen Universitäten spricht, nicht katholische im Sinne der grossen katholischen Laienwelt, im Sinne Descartes' und Pasteur's meint, sondern römische, dem Klerus ganz und gar unterworfene, den Jesuiten wehrlos preisgegebene. Und wohin diese uns führen würden, das haben wir im ersten Theil dieses Aufsatzes gesehen. Die Katholiken selber wollen nichts davon wissen; der Beweis ist ja schon geliefert: die katholischen Universitäten Frankreichs haben ein klägliches Fiasco gemacht. Geboren aus leidenschaftlicher politischer Erregung, unterstützt durch enorme Kapitalien, sind sie an der einfachen Thatsache gescheitert, dass wohlhabende katholische Eltern, um dem Bischof zu gefallen, wohl ihr Geld geben, nicht aber ihre eigenen Söhne benachtheiligen wollen. Wozu die fast komische Entdeckung kommt, dass die Kirche selber, obwohl sämmtliche Professoren von dem »Conseil des évêques« ernannt werden und grösstentheils Priester sind, diesen Instituten wenig traut und darum ihre künftigen Diener dort nicht ausbilden lassen will. Die folgenden Zahlen verdanke ich einem ehrwürdigen und bitter enttäuschten Förderer dieser Universitäten; ich garantiere ihre Genauigkeit. Von den 5 Universitäten, die vor wenigen Jahren gegründet wurden, sind 2 — Toulouse und Angers — schon eingegangen; sie werden nur noch dem Schein nach erhalten. Von den 3 übrigen — Paris, Lyon, Lille — hat einzig die zuletzt genannte es vermocht, die fünf Facultäten (Theologie, Jus, »let-

Digitized by Google

tres«, Naturwissenschaft, Medizin) dauernd zu erhalten. Die Gesammtzahl der Studierenden der Theologie in Paris (einschliesslich mehrerer Hörer des Kirchenrechts, die nicht Priester werden), beträgt in diesem Jahre 35; an den anderen Universitäten weniger. Im Ganzen werden also kaum einhundert Priester an diesen Universitäten ausgebildet! Für ein Land mit 45.000 Weltpriestern und 30.000 Ordensgeistlichen ist das mager. In der philosophischen Facultät (lettres) in Paris, in welcher 13 Geistliche und 3 Laien Unterricht ertheilen, kommen auf jeden Professor genau zwei Hörer. In die Facultät der Naturwissenschaften entsendet die Millionenstadt summa summarum 10 Lernbegierige! So urtheilen eifrige und militante Katholiken über Institute, deren Lehrer in Gemässheit des Beschlusses der 25. Sitzung des Konzils von Trient (cap. 2) zu Beginn eines jeden Jahres den feierlichen Eid des Gehorsams gegen Rom wiederholen müssen.

Einzig in Deutschland kann man über dieses Verhalten der überwiegenden Mehrheit aller Katholiken irregeführt werden. Denn Deutschland besitzt ein Vorrecht, um das es die katholischen Länder nicht beneiden: es besitzt eine Centrumspartei, d. h. eine politische Fraction, welche die Interessen der internationalen Kirche über die des Vaterlandes, und die Interessen des italienischen Klerus über die des deutschen Volkes setzt. In Frankreich ist es trotz aller Härte der Regierungen nie gelungen, eine parlamentarische Kirchenpartei zu bilden; die öffentliche Erbitterung würde sie hinwegfegen. Eine so traurige Erscheinung dürfte überhaupt die gesammte Weltgeschichte nicht aufweisen; und wenn wir auch die Ueberzeugungen der Männer, die diese Partei bilden — wie jede andere ehrliche Ueberzeugung — achten, wir können doch nicht zweifeln, dass die reuige Erkenntnis ihrer Verirrung sie selber einmal tief beschämen wird. Jedoch, vergessen wir nie, wie viel die grosse Unkenntnis der

Digitized by Google

katholischen Volksseele bei manchen deutschen protestantischen Staatsmännern zu dieser bedauerlichen Erscheinung beigetragen hat. Vor dem Culturkampf war die Centrumspartei schwach an Kräften und von ganz anderen politischen Zielen beseelt. Bismarck selber urtheilt über den Culturkampf in seinen Erinnerungen (II, 130), dass »die juristischen Einzelheiten psychologisch nicht richtig gegriffen waren«. Ob der grosse Staatsmann wirklich so unbetheiligt an diesem Kampfe war, wie sein Gedächtnis es ihm später vorspiegelte, mögen Eingeweihtere entscheiden. Jedenfalls war der Fehler ein verhängnisvoller. Vereint giengen Protestant und Jude gegen den Katholiken vor: ein unheilbringendes Bündnis! Virchow, Mommsen und andere politische Petrefacten aus den achtundvierziger Jahren, die Männer, die in jeder einzelnen Etappe der Entwicklung Deutschlands auf der nachweisbar falschen Seite gestanden hatten und auch seither immer gestanden haben, sie jubelten dieses eine Mal der Regierung zu — ein bedenkliches Symptom! Und so fand denn der vielgepriesene Culturkampf statt; jetzt liegt der Schatten der Kämpfenden in der Gestalt der Centrumspartei wie eine Sonnenfinsternis über Deutschland. Doch kann diese vorübergehende Erscheinung — unter welcher ausserdem noch andere Dinge verborgen liegen, als auf der Oberfläche sich zeigen — über den oben dargelegten Thatbestand nicht täuschen. Wenn der Vorstoss Roms bedrohlich wird, wenn eine so ungeheuerliche Forderung wie die nach angeblich katholischen und in Wirklichkeit jesuitischen Universitäten überhaupt laut zu werden wagt, so liegt die wahre Erklärung hiefür an ganz anderem Orte.

Mit dieser letzten Erörterung kehren wir zum Anfang unserer Betrachtung zurück. Cäsar und Pompejus! Dem einen Feind unserer Cultur haben wir zwar kurz, doch recht fest ins Auge geblickt;

Digitized by Google

er hätte nichts zu bedeuten, wenn nicht ein zweiter Feind auf der Lauer stünde; zu Zweien aber verwirren sie das allgemeine Bewusstsein, hetzen die Männer in Zorn und Zank hinein, treiben die ruhigeren Elemente wie erschrecktes Vieh hinüber und herüber, wild durcheinander. Auf diese Weise entsteht zuletzt wirkliche Gefahr; sie entsteht dort, wo nicht die geringste Veranlassung zu ihr war; sie wird immer bedrohlicher; und zuletzt — wenn nicht beizeiten energische Vorsorge getroffen wurde — gehen Freiheit und Cultur verloren; so war es und so wird es wieder sein, wenn wir — die grosse Mehrzahl — dieser pharsalischen Schlacht erkenntnislos und thatenlos als blosse Zuschauer beiwohnen. Dem zweiten Feind ist es nicht so leicht, ins Angesicht zu schauen: seine Physiognomie wechselt wie seine Gestalt, er verbirgt sich, er schlüpft einem aalglatt durch die Finger; er trägt heute Hoflivrée und drapiert sich morgen in die rothe Fahne; Fürstendiener und Freiheitsapostel, Bankier, Parlamentsredner, Professor, Journalist — alles was man will; man erkennt ihn nicht, wie den Priester, an seiner Kutte; unbemerkt drängt er sich in alle Kreise ein. Der Wille zu Besitz und Macht ist der gleiche, doch auf weniger edler Grundlage und darum scrupelloser; die Fähigkeit, aufzubauen — im Gegensatz zu Rom — gleich Null, dagegen die Kunst, das Bestehende, langsam Errichtete von innen anzufressen, bis es niederstürzt, entsetzenerregend. Die Waffe, mit der er die Welt erobert — Geld erbeutet, Völker entsittlicht, Kriege entfacht, Reputationen künstlich errichtet, Verdienste aus der Welt schafft —, ist in erster Reihe die Presse. Wollten wir, um ein Gegenstück zu der gewaltigen Einheit zu erhalten, die wir »Rom« nennen müssen, weil sie geographisch, geschichtlich, moralisch, thatsächlich und seit Jahrtausenden von Rom ausstrahlt, wollten wir den zweiten Feind ebenfalls in ein einziges Wort zusammenfassen, wir könnten ihn

Digitized by Google

allenfalls »Jerusalem« nennen. Doch wäre die Bezeichnung nicht ganz zutreffend. Denn erstens gibt es berühmte und in grosser Fülle auch unberühmte Beispiele dafür, dass Juden sich der christlich-germanischen Cultur völlig assimilieren und ihr hervorragende Dienste leisten können; zweitens steht der eigentlich gläubige und zionistisch angehauchte Jude so völlig ausserhalb unserer ganzen Cultur, dass er wohl bisweilen unser Portemonnaie, doch selten unser Denken bedrohen kann, nur durch irgend eine unerforschliche, prästabilierte Harmonie läuft er mehr oder weniger parallel nebenher, doch ohne je zu begreifen, um was es sich in Wirklichkeit handelt; und drittens dienen unter der Fahne dieses zweiten Feindes recht viele Nichtjuden und eine traurig grosse Anzahl verführter, starrköpfiger echter Germanen. Es ist aber unerlässlich zu wissen, gegen wen wir kämpfen sollen; herunter muss das Visir! Und da wir diesen Feind mit den tausend verschiedengestalteten Hydraköpfen nicht auf dem Wege positiver Definition erfassen können, da er keine Encycliken erlässt und keine Glaubenssymbole verfasst, so müssen wir versuchen, ob ihm nicht auf negativem Wege beizukommen ist. Und in der That, hier halten wir ihn gleich: er ist der Feind des Christenthums. Der Hass gegen Jesus Christus und gegen das Culturideal, welches in langem Kampfe — Kampf gegen die eigene niedrigere Natur — unter diesem heiligen Namen zu erstreben, uns — uns Andere — als ein höchstes Ziel einigt, begeistert und beseelt: dieser Hass ist es, welcher der buntscheckigen Armee — trotzdem sie keine Leitung besitzt — Einheitlichkeit gibt, und daran mögt Ihr sie allerorts und alleweile erkennen. Dass dieser zweite Feind die Sache Roms fördert, liegt auf der Hand; denn die übergrosse Mehrzahl der vernünftigen Menschen wird lieber — wenn ihr die Wahl aufgedrängt wird — dem historisch auf Felsen gegründeten und ideell an die höchsten Erscheinungen

Digitized by Google

des Menschengemüthes anknüpfenden, dabei organisierten und disciplinierten Rom sich anvertrauen, als der gestaltlosen, zertrümmernden Lauge des Geistes, der stets verneint und der, indem er das geschichtlich Gewordene vernichtet, alle Wurzeln durchschneidet, durch die der Baum der Cultur aus dunklen Tiefen — nenne man diese Tiefen Aberglauben, wenn man will, was verficht ein Name! — den Saft des Lebens herleitet zu neuem Wachsen und Blühen.

Vieles hörten wir in den letzten Wochen zum Preise einer »voraussetzungslosen Wissenschaft«; das ist eine recht charakteristische Phrase dieses Dämons der Zerstörung. In zwei Worten eine ganze Weltverwirrung. Denn es kommt ja nicht auf Wissenschaft, sondern auf Cultur an; eine Wissenschaft, die nicht im Dienste einer Cultur steht, mit anderen Worten, die nicht eine bestimmte Cultur »voraussetzt«, ist die verrückteste Monstrosität, die je ein tollgewordenes Menschenhirn ausbrütete; alle sogenannte »Wissenschaft« ist an und für sich völlig gleichgiltig, ja, man könnte die Wissenschaft als »die Kenntnis des unbedingt Gleichgiltigen« definieren; erst durch die Beziehung auf den Menschengeist, erst durch die Einreihung in den organischen Complex der Gedanken, das heisst also, erst durch die Assimilation seitens der schon vorhandenen Cultur zu einem neuen Culturelement tritt eine wissenschaftliche Thatsache gleichsam aus dem Reich des Unorganischen in das des Organischen über und erhält damit lebendige und ferneres Leben zeugende Bedeutung. Dieser lebendige Geist aber macht Cultur aus; die Wissenschaft bildet nur einen ihrer Bestandtheile unter anderen. Von allen Dingen der Welt wächst die Cultur am langsamsten; sie ist die »bedingteste« Thatsache, von der wir Kenntnis haben. Aus dem Leben, Streben, Hoffen, Suchen und Leiden tausend und abertausend bedeutender Menschen baut

Digitized by Google

sie sich langsam auf, wie die Eiche Zelle für Zelle. Und wie die Eiche nicht die Föhre ist, so hat auch jede Cultur ihre eigene, nur ihr eigenthümliche Art, bedingt durch die physische Struktur bestimmter Rassen oder Rassencomplexe, bedingt durch den historischen Entwicklungsgang, bedingt durch das eigenartige Seelenleben der hingegangenen Geschlechter, die in uns sich fortpflanzen. Genau bestimmt ist allen und jedem Lebenden der Weg seines Werdens; die Abweichung ist Tod, und die Freiheit bedeutet nie und nimmer Voraussetzungslosigkeit und Ungebundenheit, sondern im Gegentheil die Möglichkeit, uns ungehindert nach dem bestimmten Lebensgesetz der uns eigenen Voraussetzungen zu entwickeln, ohne dass andere Voraussetzungen und andere Gesetze uns den Weg versperren. Freiheit ist nicht ein angeborenes Menschenrecht, sondern ein allmählig erworbener — beziehentlich wieder verlorener — Zustand; Freiheit kann nicht verliehen und entzogen werden, sondern man ist frei oder man ist es nicht. Die Leute, welche das Feldgeschrei der »voraussetzungslosen Wissenschaft« erheben, berufen sich also auf Wissen und verkennen im selben Athem das erste Gesetz aller Natur. Auch daran mögt Ihr den Feind erkennen und auf der Hut sein!

Goethe hat ein unendlich tiefes Wort gesprochen, als er sagte, die gefährlichste Bedrohung der Freiheit geschehe durch die »solutio continui«, d. h. die Unterbrechung des historischen Zusammenhanges; erst durch sie gelinge es, »das was die Freiheit langsam schuf«, auf immer zu vernichten. Darum ist der Antichrist ein gefährlicherer Feind als Rom. Niemand wird wohl geneigt sein, Voltaire eines reactionären, intoleranten Christenthums zu beschuldigen; doch als ein Jude namens Pinto sich erkeckt hatte, ihm Vorstellungen über seine Ansichten bezüglich der jüdischen Gemeingefährlichkeit zu machen,

weist Voltaire ihn mit Würde zurück, sagt: »Restez Juif, puisque vous l'êtes«, und unterschreibt sich: »Voltaire, chrétien«. Und ebenso sehen wir ihn an hundert Orten, trotz aller dogmatischen und confessionellen Ungebundenheit, Rasse und Religion stets als unantastbare Güter vertheidigen. Ebenso Goethe, der nicht bloss das Christenthum als die »nie wieder aufzulösende Religion« bezeichnet, sondern seine Meinung betreffs der Zulassung der Juden zum Lehrkörper recht unverhohlen ausspricht: »Wir dulden keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?« Das ist das entscheidende Wort: wer unsere Cultur verleugnet, wer die Voraussetzungslosigkeit predigt oder die Voraussetzung eines fremden Culturideals, der schneidet die Wurzel des Lebensbaumes durch, er bewirkt die solutio continui, Freiheit und Dasein vernichtend. Nur wollen wir in Goethes Satz das Wort »Jude« streichen, aus den oben genannten Gründen, und es ersetzen durch: »Wir dulden Keinen unter uns, gleichviel, wer er auch sei, der Christenthum und Germanenthum nicht als die Grundpfeiler unserer Gesellschaft anerkennt.« Schopenhauer — ich nenne absichtlich lauter Freidenker — Schopenhauer weiss keine höhere Anpreisung, keine höhere Empfehlung für seine Philosophie, als dass sie »die eigentliche christliche Philosophie« sei, und fordert von jeder Regierung die sofortige Entlassung aller Professoren, die den Materialismus lehren: das ist die praktische Bewährung von Goethes Maxime.

So stehen wir nun zwischen zwei sich gegenseitig bekriegenden, doch in der Gefährdung unserer Cultur einander in die Hand spielenden Feinden. Von der einen Seite droht uns die gefesselte Grabesruhe, die »agri deserti« des Geistes, von der andern das entfesselte Chaos, der Sieg der dummen Maschine.

Digitized by Google

Rom ist beiweitem der ehrwürdigere; doch indem es jedes Wachsthum unterbindet, indem es mit seinem »quod ecclesia intellexit« alle Entwicklung inhibiert, führt es den Tod herbei; denn die Biologie lehrt uns: ohne Wechsel und Wachsthum bleibt nichts am Leben. Rom hat eben, wie wir schon sahen, den Glauben verloren — die Kraft, die nur aus Glauben spriesst, dem Glauben des Menschen an sich selbst, dem Glauben einer in der Entfaltung ihres Könnens noch begriffenen Rasse, dem Glauben einer steigenden Cultur an ihre eigene Wachsthumsfähigkeit —, und so will es uns denn beizeiten einbalsamieren, auf dass wir nie verwesen, und unter einer himmelhoch ragenden Pyramide — der Kirche — prunkvoll bestatten, auf dass keine frevelnde Hand uns je berühre. Der Antichrist dagegen gönnt uns nicht einmal ein Grab, sondern löst unsere Rasse in einen gestaltlosen Urbrei auf und unsere Cultur in Atome, als wäre sie nie gewesen. Nur wenn wir uns nach beiden Seiten wehren, können wir siegen; nur dann beweisen wir, dass wir ausser dem blinden Willen zum Leben auch die Kraft und den Verstand dazu haben. Die Kraft aber haben wir nur, wenn wir geeinigt bleiben und uns weder von hüben noch von drüben aufhetzen und missbrauchen lassen. Die Zeiten sind vorbei, wo Katholiken und Protestanten sich in den Haaren liegen durften. Es ist auch nicht zu dulden, dass irgend einer der beiden den andern als einen untergeordneten Menschen, als einen Bürger zweiter Güte betrachte. Wie weit es an einigen Facultäten schon gekommen ist und welcher bedauerliche Geist sich bereits in einem beträchtlichen Theil des deutschen Professorenthums eingeschlichen hat, das erfuhr die Welt kürzlich durch die Unbedachtsamkeit Theodor Mommsens und der schlauen Aufwiegler, die sich hinter dem ehrwürdigen Geschichtsforscher versteckt hielten; die Welt ist gewarnt. Goethe, der dem Dämon der List einen Pfaffen als Begleitung beigab, gesellte

ihm auch (im ursprünglichen Entwurf, der später gekürzt werden musste) einen Gelehrten bei; die Beiden sind nicht so unverwandt, wie sie sich häufig thun; wir Weltkinder wollen auf Beide ein Auge haben. Wenn es wirklich gelänge, die Katholiken aus den Universitäten zu verbannen oder ihnen wenigstens diejenigen Fächer zu verbieten, in welchen wahre Cultur und nicht allein die Darlegung des an und für sich Gleichgiltigen zu Worte kommt, wenn ein Mann darum nicht Professor der Geschichte werden darf, weil er mit Goethe die Reformation für ein bedauerliches Ereignis und einen »verworrenen Quark« (Bf. an Knebel vom 22. August 1817) hält, oder darum, weil er seiner Ethik die Geschichte der Kirche zugrunde legt, dann würden wir bald merken, wie sehr wir uns verarmt hätten. Die Reformation, deren Bedeutung als politischer Wendepunkt, als endgiltige Gesundung des Willens, vor allem als ewig vorbildliche deutsche That garnicht überschätzt werden kann, hat doch — sonst hätte sie nicht durchzudringen vermocht — Beschränkungen auferlegt, die jetzt fallen müssen. Beide, Katholiken und Protestanten, leiden wir; beide haben wir an den Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes etwas eingebüsst, was der Einzelne nicht mehr aus sich selber hervorbringen kann. Jeder von beiden bedarf des Anderen. Pasteur sahen wir auf dem Sterbebett nach Kant rufen, und ein Mann von höchster Cultur und umfassender Gelehrsamkeit, der vor wenigen Wochen, um dem vernichtenden Einfluss Roms zu entfliehen, aus der katholischen Kirche austreten musste, schrieb mir: »und doch werde ich nie sagen können, was sie mir alles gegeben hat, das nur sie allein geben konnte — die menschliche Nähe des zu allen Sinnesthoren einströmenden Göttlichen und (bei aller Starrheit ihres eigenen Dogmengebäudes) ein weitherzigeres Verständnis der anderen Weltreligionen, als sie der der Natur entrückte Pro-

Digitized by Google

testant meistens besitzt.« Und in der That, die Atmosphäre des Katholicismus, während sie — wie oben angedeutet — manches versagt, verleiht auch manches, was ganz speciell zu dem historischen und philosophischen Verständnis gar vieler Handlungen und Denkungsarten förderlich ist. Es wird den protestantischen Studenten viel Nutzen bringen, wenn sie Philosophie und Geschichte auch bei katholischen Lehrern hören; ich denke mir einen derartigen edlen Wettstreit innerhalb der Facultäten höchst erfrischend und aufklärend. Der Katholik seinerseits hat das schon längst eingesehen. Denn, ich frage es: wo lebt ein gebildeter Katholik (ich rede nur von Laien, die Diener der Kirche sind aus der Gesellschaft ausgetreten, indem sie sich einem besonderen Gesetze unterworfen haben), wo lebt aber ein gebildeter Katholik, der die glänzende Reihe der protestantischen Denker, Dichter, Forscher nicht kennt und schätzt und der nicht genau weiss, dass er selber ohne sie kein Deutscher des Jahres 1902 sein könnte? So sind wir denn auf einander angewiesen; je mehr wir zusammenkommen, zusammen arbeiten, uns gegenseitig durchdringen, umso reicher wird sich unser Geistesleben entfalten. Wer dagegen uns von einander trennen will, wer die Katholiken in »katholische Universitäten«, die Protestanten in »protestantische Universitäten« einhegen und isolieren will, während es der antichristlichen Liga unbenommen bleibt, zuerst die Katholiken und nach und nach, ganz sachte, auch jeden, der sich zum christlichen Culturideal bekennt, von den anderen Universitäten zu entfernen, der ist ein Feind des Germanenthums, unser Aller Feind. Gleichviel ob er sich als clericalen Reactionär oder als fortschrittlichen Radaudeutschen gibt, er sät Zwietracht, wo wir Einigkeit brauchen; er dient — bewusst oder unbewusst — dem Feinde; wir reissen ihm die Larve vom Gesicht! Vereint haben wir weder Cäsar noch Pompejus zu fürchten.

Und weil es sich hier um ein Bewusstwerden handelt, um ein Erwachen aus gefahrbringendem Schlafe, so ende ich, wie ich begonnen hatte, mit Worten aus Epimenides, die ich den Deutschen zugleich als Mahnung und als zuversichtsvolle Prophezeiung zurufen möchte:

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los:
Nun sind wir Deutsche wiederum!
Nun sind wir wieder gross!

Wien, am 15. Januar 1902.

Houston Stewart Chamberlain.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3]

Digitized by Google

Nr. 93 Erschienen am 4. Februar 1902 III. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
" "	18 " "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 "	M. 7.—
" " " "	18 "	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18 "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 93 WIEN, ENDE JÄNNER 1902 III. JAHR

Die Wiener philosophische Facultät hat Herrn v. Hartel ein Misstrauensvotum ertheilt. Sie hat von dem Chef einer Unterrichtsverwaltung, die mit der Bestellung Klimt'scher Bilder für die Ausgestaltung der Universität genug gethan zu haben glaubt, an den Budgetausschuss des Abgeordnetenhauses appelliert, dem sie in einer Denkschrift die Ursachen ihres Verfalls darlegt. Es läge nahe, das peccatur intra muros et extra auch hier nachzuweisen, zu zeigen, welchen Schaden Cliquen- und Protectionswesen innerhalb der Facultät der Wissenschaft gethan, und der Geschichte erfolgter und verweigerter Habilitierungen nachzuforschen. Aber die Erfolglosigkeit löblicher Facultätsbestrebungen wehrt der Versuchung, die üblen Erfolge übler Facultätssitten zu erörtern, und mahnt, lieber das Sündenconto zu ergänzen, das dem Unterrichtsminister entgegengehalten wird.

Denn noch verfänglicher als die Frage, warum unsere philosophische Facultät so wenig Schüler, ist heute die andere, warum sie so wenig Lehrer der Wissenschaft heranzuziehen vermag. Wohl besteht zwischen beiden ein enger Zusammenhang: in einer Facultät, in deren meisten Fächern die Hörer fast ausnahmslos dem Mittelschullehramt zustreben, dessen Trägern die Unterrichtsverwaltung die Beschäftigung mit der Pädagogik gebietet und jene mit der Wissenschaft am liebsten verbieten möchte, muss dem Wunsch des Forschers, Schule zu machen, die Erfüllung versagt bleiben. Doch würde es, weil wissen-

Digitized by Google

schaftliche Neigung und Befähigung in Oesterreich durch keinen Gautsch, Madeyski oder Hartel ausgerottet werden konnten, an Schülern nicht fehlen, wenn nur die Lehrmittel, sie zu bilden, vorhanden wären. Aber, so führt das Memorandum der Professoren aus, der Apparat der Forschung ist mangelhaft. Die Universitätsbibliothek: ihre Räume sind unzureichend, ihre Kataloge unzulänglich. Und das Wichtigste — gerade dieses Wichtigste haben die Professoren vergessen —: ihre Dotation wird von Jahr zu Jahr kleiner. Das klingt unglaublich, wie ein Scherz, und ist doch Thatsache; aus der stets gleichbleibenden Dotation der Bibliothek müssen zunächst die Einbände für die jährlich steigende Fluth der Pflichtexemplare — Zeitungen, Broschüren, alle im Inland erzeugten Druckschriften, die meisten natürlich ohne wissenschaftlichen Werth — bestritten werden, und so wird die für die Anschaffung wissenschaftlicher Werke verfügbare Summe beständig geringer, und es ist beispielsweise unmöglich, gegenwärtig in Wien Psychologie zu studieren, weil von der ungeheuren englischen und französischen Literatur dieses Fachs fast nichts in der Universitätsbibliothek zu finden ist. Noch ärger steht es mit den Specialinstituten. Das physikalische und das meteorologische Institut brauchen Instrumente; aber auch mit den feinsten könnten wichtige Untersuchungen nicht durchgeführt werden, weil unter anderm in nächster Nähe bestehende elektrische Leitungen stören. Das physikalische Institut ist in der Türkenstrasse inmitten der ewigen Unruhe des städtischen Getriebes eingemiethet, und sein Aufwand ist seit 53 Jahren nicht erhöht worden. Für die Naturwissenschaften hat seit dem clericalen Leo Thun kein österreichischer Unterrichtsminister mehr genügende Mittel beigestellt, und in Wien konnte nur der unbedeutende Politiker Suess unter einer liberalen Regierung dem bedeutenden Geologen Suess eine hinreichende Dotation zu For-

Digitized by

schungs- und Lehrzwecken erwirken. Der Physiker Boltzmann ist von Wien nach Leipzig gegangen, nicht weil ihm — wie die ‚Neue Freie Presse' verleumdet — ein persönliches, durch Contract gesichertes Einkommen von 6000 Gulden nicht genügte; er hatte auf grössere Einkünfte, die er vordem in München bezog, verzichtet, um dem Rufe nach Wien zu folgen. Aber er verliess Wien nach wenigen Jahren, da ihm Herr v. Hartel erklärte, dass 1500 Gulden, die er für sein Institut forderte, nicht aufzutreiben seien, und er wäre, wenn diese 1500 Gulden beschafft würden, auch jetzt bereit, die Rückberufung, die von der Facultät vorgeschlagen wurde, anzunehmen. Um nicht grössere Beträge handelt es sich bei zahlreichen, derzeit jede Arbeit hemmenden Laboratorien. Und da hat die philosophische Facultät, die in ihrer Denkschrift alle die Uebelstände verzeichnet, seltsamerweise unterlassen, die für ihre Behebung entscheidende Frage aufzuwerfen: Es ist ja noch nicht vergessen, dass die gleichen Klagen vor einigen Jahren dazu geführt haben, dass ein Credit von acht Millionen für Wiener Universitätszwecke bewilligt wurde. Dass er nicht oder nur zum geringeren Theil verwendet worden ist, steht fest, und anderseits ist heute kein Geld für die Wiener Universität vorhanden. Was ist also — in den Jahren des § 14-Regimes — mit jenen acht Millionen geschehen? Herr v. Hartel war damals schon Sectionschef im Unterrichtsministerium, die Angelegenheiten der Universität fielen in sein Ressort, und er muss die Frage zu beantworten wissen. Was immer für Schiebungen im Budget unter geldbedürftigen Regierungen erfolgt sein mögen, der einmal der Wiener Universität bewilligte Credit muss für sie flüssig gemacht werden.

Wäre aber selbst der Zustand der Laboratorien und Seminare, die ja auch an anderen alten Universitäten, wie etwa in Berlin, zum Theil dürftig aus-

gestattet sind, ein befriedigender, so würde, behauptet das Memorandum der Professoren, die Berufung von Lehrern aus dem Deutschen Reich noch immer Schwierigkeiten wegen des zu geringen Professoreneinkommens begegnen. Mit Erstaunen liest man, dass die Wiener philosophische Facultät das Gesetz über die Verstaatlichung der Collegiengelder, das doch zu Gunsten und auf den Wunsch der philosophischen Facultäten erlassen wurde, als das schlimmste der Uebel bezeichnet. Ist doch das Einkommen der Forscher, die bei geringer Hörerzahl kaum nennenswerthe Collegiengelder bezogen — und diese Forscher sind an allen philosophischen Facultäten in der Mehrzahl —, durch das Gesetz vom Jahre 1898 erhöht worden. Dazu kommt, dass jenes Gesetz keineswegs die Gleichstellung sämmtlicher Hochschullehrer bezüglich des Gehalts bezweckte, vielmehr die Ungerechtigkeit, die den Theoretiker gegenüber den Vertretern praktischer Fächer benachtheiligte, auszugleichen bestimmt war. Dem Unterrichtsminister wurde freie Hand gelassen, mit jedem Berufenen einen Contract über seine Entlohnung abzuschliessen, und man konnte also — so war's der Wille des Gesetzes — künftig etwa einen bedeutenden Sanskritisten nach Wien ziehen, indem man ihm statt der systemisierten 4000 Gulden das Doppelte, also ebensoviel oder mehr bot, als seine Einkünfte an einer deutschen Universität betragen. Und doch ist die Klage der Wiener philosophischen Facultät durchaus begründet, wenn man sie — was durch die Unaufrichtigkeit dieses wichtigen Theils der Denkschrift leider erschwert wird — richtig fasst: die Anwendung des Gesetzes über die Verstaatlichung der Collegiengelder, die unter Herrn v. Hartel's Leitung platzgegriffen hat, fügt der Wiener Universität den schwersten Schaden zu. Denn Herr v. Hartel thut nur, was er nicht unterlassen kann: da in den wissenschaftlichen Disciplinen, die infolge ihres Zusammenhangs mit

Digitized by Google

dem praktischen Leben die grössten Hörerzahlen aufweisen, nicht einmal minder bedeutende Docenten, weil sie auch an den kleinsten deutschen Universitäten beträchtliche Collegiengelder beziehen, für Wien zum normalen Gehalt zu haben wären, schliesst er mit Vertretern dieser Disciplinen Contracte. Und es ist in solchen Fällen sogar wiederholt gelungen, hervorragende Docenten, wie den Professor des römischen Rechtes Wlassak, für die Universität oder, wie den Professor der technischen Mechanik und Baumaterialienkunde Tetmajer, für die Technik zu gewinnen. Aber gerade jene Ausgleichung der mit dem Collegiengelderbezug verbundenen Ungerechtigkeit gegenüber den Theoretikern, die beabsichtigt war, unterlässt Herr v. Hartel, und er stellt statt eines kostspieligen Philologen ersten Ranges allemal lieber den billigsten an, dessen losere Beziehungen zur Wissenschaft vielleicht überdies durch um so engere zu einflussreichen Wiener Kreisen ausgeglichen werden.

Die philosophische Facultät hat an einem dem Gebiet der Chemie entnommenen Beispiel den recht überflüssigen Beweis geführt, dass die theoretische Forschung unter Umständen auch materielle Interessen des Staates fördert. Aber vielleicht beurtheilt sie die Banausengesinnung von Regierung und Parlament ganz richtig, wenn sie auf die Wirkung just dieses Arguments hofft. Eine höhere Auffassung wird auf die materiellen Interessen des Staates weniger Rücksicht nehmen und könnte doch die materiellen Interessen der Träger der Wissenschaft noch mehr, als sie selbst fordern, berücksichtigen. Das scheint in einem Punkte sogar nothwendig. Von den Ursachen, die die Berufung grosser Gelehrter nach Wien erschweren oder vereiteln, hat die Denkschrift der Professoren eine nicht erwähnt, die leicht zu erkennen ist, wenn man die Besetzungen von Berliner Lehrkanzeln verfolgt. An die erste Hochschule des Deutschen Reiches werden zumeist ältere, oft schon greise, jahrzehntelang im wissenschaftlichen

Dienst erprobte Gelehrte gezogen. Aber der Berufung eines mehr als sechzigjährigen Gelehrten nach Wien steht als unüberwindliches Hindernis die Altersgrenze entgegen. Von den Forschern, auf die Berlins Universität am stolzesten ist, könnte keiner heute in Wien lehren. Ein österreichischer Ranke oder Zeller hätte zwanzig Jahre Gelegenheit gehabt, die Widersinnigkeit der Altersgrenze zu erweisen, Mommsen oder Virchow wären hierzulande längst auf den Altentheil gesetzt. Hat nicht Rokitansky eine seiner werthvollsten Arbeiten nach dem Rücktritte vom Lehramt ausgeführt? Ein späteres Alter als das für den Praktiker ergiebigste zeitigt zumeist dem Theoretiker die edelsten Früchte des Lebens. Aber welcher Gelehrte würde in höheren, der Grenze der Siebzig nahen Jahren nach Oesterreich ziehen, wenn nicht durch eine Gesetzesreform die Gleichheit der Altersgrenze beseitigt und die individuelle Behandlung wichtiger Fälle gesichert wird? #

* * *

Eine Frauenzeitschrift („Neues Frauenleben") hat jüngst die Lage der Polizeimanipulantinnen geschildert: Nahezu hundert Frauen, die im polizeilichen Central-Meldungsamt angestellt sind, dienen dem Staate bei Schandlöhnen und übermässiger Arbeitszeit, ohne Aussicht auf Altersversorgung und ohne Krankenversicherung. Und solche Ausbeutung — umso verwerflicher, weil sie gegen Frauen, am verwerflichsten, weil sie vom Staate geübt wird — will ihre Opfer, wie um zum Schaden noch den Hohn zu fügen, als die Empfängerinnen von Wohlthaten hinstellen; es soll als sociale Fürsorge gelten, dass der Staat die Töchter der in seinem Polizeidienst Verbrauchten im Central-Meldungsamt unter Bedingungen arbeiten heisst, wie sie sonst nur bei jenen Unternehmern vorkommen, deren Verdienst die »Neben-

Digitized by Google

verdienste« ihrer Arbeiterinnen voraussetzt. So schändliche Gesinnung wird sicherlich niemand bei einer staatlichen Behörde vermuthen. Und die Forderung staatlicher Dienstleistungen gegen eine Bezahlung, von der der Lebensunterhalt nicht bestritten werden kann, erscheint begreiflicher, wenn man sich erinnert, dass der Einführer weiblicher Arbeit beim Central-Meldungsamt und Chef dieser Polizeiabtheilung Herr Bernhard Frankl ist, k. k. Regierungsrath und Häuserinspector des Barons Rothschild. Herrn Frankl ist freilich die Auffassung, dass man den Polizeidienst nur »im Nebenamt« ausübe, geläufig, und es ist fraglich, ob er selbst zur Zeit, da er noch als rücksichtsloser, hasserfüllter Bedränger der Socialisten die Seele der Staatspolizei war, sich dem Umsturz gegenüber mehr als Vertheidiger des Staates denn als Anwalt des Capitalismus gefühlt hat, der sich in Rothschild verkörpert. Seither ist, wie Eingeweihte wissen, der Rothschild'sche Beamte des Staates bereits einmal vor eine Wahl gestellt worden: ein Polizeipräsident hat es gewagt, auch Herrn Bernhard Frankl das Wort, dass niemand zwei Herren dienen kann, in Erinnerung zu bringen. Aber da bereits der Staat selbstlos auf den Vortheil verzichten wollte, sich in eines Mannes Dienste mit dem Hause Rothschild zu theilen, legte sich Rothschild ins Mittel und erklärte, dass er Herrn Frankl im Staatsdienste nicht entbehren könne. Und das Ministerium hat Rothschilds Ansichten über Compatibilität gebilligt. So darf Herr Frankl noch heute bei der Polizei als Vorbekämpfer der Emancipation wirken: der Emancipation der Frauen sowohl wie der Emancipation des Staates vom Capitalismus.

* * *

Einen Arbeitenminister entbehrt Oesterreich noch immer, aber es hat sich längst damit abgefunden, in dem Ackerbauminister sein Gegentheil zu besitzen.

Digitized by

Insbesondere der gegenwärtige Verweser des Ackerbauministeriums geht allem, was sachliche Arbeit ist, so ängstlich wie jener böhmische König Wenzel aus dem Wege, von dem alte Chroniken erzählen, dass er sich vor dem Empfang seiner Minister unter einen Reliquienschrein geflüchtet hat. Wo Herr v. Giovanelli zu weilen pflegt, wenn die Angelegenheiten seines Ressorts sachlich erörtert werden, ist nicht bekannt. Aber aus seiner Abneigung gegen jene Beamten des Ackerbauministeriums, die solcher Erörterung gewachsen sind, macht er kein Hehl. Den verdienten, langjährigen Referenten für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, Sectionsrath Dr. Moriz Ertl, hat er kürzlich, wohl zur Strafe dafür, dass der Budgetausschuss des Abgeordnetenhauses auf dessen Anregung endlich eine Regelung des genossenschaftlichen Departements im Ministerium beschlossen hat, oder aus Unmuth über den Dank, den das Abgeordnetenhaus bei der Berathung der Vorlage über die Berufsgenossenschaften der Landwirte deren Verfasser aussprach, zu den Commissionsverhandlungen des Herrenhauses über diese Vorlage nicht mitgenommen. Und dass der Sectionsrath Scheimpflug infolge der Sachkenntnis, die er als Veranstalter und geistiger Leiter der Terminhandels-Enquête gezeigt hat, der ministeriellen Ungnade verfallen und als geeignetstes Opfer am Altare des Börsenschrankens ausersehen ist, ist seit einigen Monaten kein Geheimnis. Die Wirkungen der Terminhandels-Enquête werden immer erfreulicher; die grollenden Börsengötter werden bald versöhnt sein. Herr Weiss v. Wellenstein ist bekanntlich zum kaiserlichen Rath ernannt worden, Herr Dr. Landesberger soll demnächst die Universitätsprofessur erhalten, und dem ehemaligen Procuristen des Hauses Ephrussi, Herrn Adolf Wachtel — in Firma Landesberger, Wachtel & Co. — ist soeben zur Belohnung für die Privatissima, die er dem Vorsitzenden der Terminhandels-Enquête Sectionschef v. Beck gehalten

Digitized by Google

hat, die Vorconcession zur Errichtung einer Maklerbank verliehen worden. Es scheint also, dass wir wieder Zuständen gleich jenen vor dem Jahre 1873 zustreben, an dessen Krach die Maklerbanken die grösste Schuld getragen haben. Seltsamerweise sind aber die Bankhäuser zum grossen Theil Gegner des Projectes. Das wird sich wohl ändern, wenn sie erst seine eigentliche Bedeutung erkennen. Die Maklerbank soll berechtigt sein, jeden Börsenbesucher zum Abschlusse von Börsengeschäften auf ihren Namen zu ermächtigen, und da nach den klaren Bestimmungen der Vorlage über die Organisation der Börsen nicht bloss die Rückforderung der Depots, sondern auch der Differenzeinwand gegenüber Instituten, die statutarisch zu Börsengeschäften berechtigt sind, unstatthaft ist, könnte jeder Börsenbesucher durch die kleine Gebühr, die er der Maklerbank zu entrichten hätte, das Recht zur unbeschränkten Ausbeutung des Publicums erwerben. Die Börse hat das Wohlwollen des Sectionschefs v. Beck nicht recht gewürdigt. Er hat ihr die Vorlage über Terminhandel und Börsenorganisation gegeben, und er gibt ihr jetzt auch die Mittel, sie sich nutzbar zu machen.

* * *

Dass Herr Weiss v. Wellenstein nicht in das Schiedsgericht der landwirtschaftlichen Börse wiedergewählt wurde, ist, da Herr Schwitzer in seine Stelle als Vicepräsident vorrückt, sicherlich kein Zeichen der Einkehr in Börsenkreisen. Der wahre Grund ist wohl der, dass auch unsere börsenfreundliche Regierung die Zugehörigkeit eines und desselben Mannes zum Börsenschiedsgericht und zum Handelsgericht, zur ersten und zur zweiten Instanz, nicht länger dulden konnte. Aber es ist recht unerfreulich, dass man Herrn Weiss vor die Wahl gestellt hat, für welche der beiden Stellungen er sich entscheiden wolle, anstatt ihm kurzweg die des Laienrichters, wegen Incompatibilität, zu entziehen. Dass ein Börseaner Urtheile fällt, ist minder bedenklich, als dass er die Urtheile

Digitized by Google

anderer Börseaner controlieren darf. Von der Börsenjustiz fordern wir nichts, als dass sie auf den kleinsten Kreis beschränkt werde. Aber die staatliche Justiz verliert an Vertrauen, wenn sie durch die Erhöhung von Börseanern zu Laienrichtern erniedrigt wird.

* * *

Die würdigen Vertreter des deutschen Börsenliberalismus, Herr Exner von der Leipziger Bank und der Kasseler Trebertrockner Schmidt, sitzen hinter Schloss und Riegel. Aber in Oesterreich blüht die Börsenfreiheit. Blasphemie wäre es, den frommen Bekämpfern des politischen Liberalismus hierzulande zuzumuthen, sie sollten alle Kreuze aus der Erde reissen, um sie zu Schwertern gegen den wirtschaftlichen Liberalismus umzuschmieden. Aber schliesslich würde auch das eine Schwert der Gerechtigkeit genügen, und wenn die deutsche Justiz mit beiden Händen nach den Männern gegriffen hat, die zum Raubzug gegen die kleinen Sparer den Bund zwischen Bank und Industrie schufen, würde ein Arm der Themis hier leicht die Gesellen fassen, die überall zu finden sind, wo vertrauensvolle Rentner um die Sparpfennige des Alters betrogen werden. Mit den Fangarmen immer aufs neue vermehrter Wechselstuben, Filialen und Exposituren hat unser »Wiener Bankverein« fast schon die ganze kleine Clientel zu sich herangezogen und ihr in den beiden letzten Jahren — die Verluste der zum Börsenspiel Verleiteten ungerechnet — mindestens 23 Millionen abgenommen. Aber wer bei solcher Gelegenheit unsere Behörden an die Strenge der deutschen gegen Bankdirectoren erinnert, dem wird allemal die Antwort: Ja, Bauer, das ist etwas anderes!

Moriz Bauer oder Bauer Mór: je nachdem ob diesseits oder jenseits der Leitha Vermögen um Millionen entwerthet werden. Die Geschichte der vom Wiener Bankverein gegründeten und von seinem Director Bauer beherrschten Teppichfabriks-Actiengesellschaft Philipp Haas & Söhne ist seinerzeit in der ‚Fackel' erzählt worden. Dann kam die »Sanierung«: das Actiencapital von vier Millionen Gulden in Gold (40.000 Actien à 100 fl. Gold) wurde reduciert, die Actien auf 150 Kronen abgestempelt. Und der Verwaltungsrath Hugo Markus, Director des Bankvereins, verkündete:

Digitized by Google

Die finanzielle Lage des Unternehmens ist jetzt eine glänzende! Dazumal war der Cours der Actien 90 Kronen. Aber anstatt zu steigen, fielen sie weiter, und heute stehen sie auf 70 Kronen. In der Generalversammlung zu Anfang December 1901 wurde über schlechten Geschäftsgang und verminderten Consum geklagt und – die Errichtung einer neuen Fabrik in Pressburg an Stelle zweier aufgelassener Betriebe in Oesterreich angekündigt. Aber als Moriz Bauer den Clienten des Bankvereins, denen er die Actien der Teppichfabrik aufgehalst hat, die Uebersetzung ins Ungarische als das sichere Rettungsmittel hinstellen liess, kam just aus Budapest die Kunde von den Schicksalen der vom Bankverein 1890 gegründeten »Ungarischen Bank für Industrie und Handel«, mit deren Actien Bauer Mór die Bankvereinscommittenten beglückt hat. Die Ungarische Bank für Industrie und Handel hat ein Actiencapital von 10 Millionen Gulden in Gold (100.000 Actien à 100 fl. Gold). Die letzten 20.000 Actien sind im Jahre 1895 zum Course von 120 Goldgulden emittiert worden. Da plötzlich verbreiteten sich im Sommer des vorigen Jahres Gerüchte von riesigen Verlusten. Herr Bauer, der Vicepräsident des Unternehmens und sein eigentlicher Leiter, reiste nach Budapest und liess nach einer ausserordentlichen Directionssitzung am 7. October mittheilen, der Reservefonds sei freilich verloren, aber das Actiencapital unangetastet, die Geschäfte sicher. Seither ist die Wahrheit bekannt geworden: die Bank, die nach ihren Statuten nur ungarische Industrie- und Handelsunternehmungen fördern darf, hat mehr als drei Viertel ihres Capitals in zweifelhafte rumänische Petroleumgeschäfte gesteckt, und auch das letzte Viertel, zum guten Theil bei der verkrachten Baugesellschaft Haas & Deutsch verwendet, ist nahezu dahin. Bauer Mór, so erklären die ungarischen Mitglieder der Verwaltung, hat diese Geschäfte angerathen, und der Aufsichtsrath der Ungarischen Bank für Industrie und Handel, Herr Felix Kuranda, ein anderer Director des Wiener Bankvereins, hat sie natürlich gutgeheissen. Die auf 100 Goldgulden lautenden Actien der Bank, die noch im April 1901 in ihrer Bilanz eine 7·1percentige Verzinsung des Capitals aufwies, haben heute den Cours von 57 Kronen!

Aber bei diesen beiden Katastrophen wird es schwerlich bleiben. Ausser den österreichischen Angelegenheiten, die Moriz Bauer, und den ungarischen, die Bauer Mór besorgt, gibt es ja

Digitized by Google

auch gemeinsame, und auch in ihnen ist der Director des Bankvereins mit nicht geringerem Erfolg thätig. Im Jahre 1898 hat er die »Privilegierte Landesbank für Bosnien und die Hercegovina« gegründet. Es wurden 75.000 Interimsscheine, auf 80 Kronen lautend, zum Course von 110 Kronen vom Bankverein zur Subscription aufgelegt. Der gegenwärtige Cours ist 95 Kronen, der Verlust der Bankvereinsclientel beträgt also noch nicht mehr als 1,125.000 Kronen. Doch die Actionäre dürfen sich darauf verlassen: das ist bloss ein schüchterner Anfang. Wahrscheinlich aber auch der Anfang vom Ende der bosnischen Finanzherrlichkeit.

* * *

Der technische Impresario.

Der Leser des Morgencaféblattes, noch von den Greueln des Tages unbehelligt, durchmisst gutmüthig die Zeitungsspalten. Da erschüttert ihn eine dicke, freche Aufschrift: »Europa riecht nach Amerika — ohne Draht!« . . . Ja, da steht's: man kann jeden Duft, jeden Dampf, jeden Gestank zwischen beiden Welttheilen austauschen, sogar ohne Sendedraht. Es sind darunter nicht etwa ironisch die Depeschenlügen der Zeitungen gemeint, die Sache ist vielmehr wortwörtlich zu nehmen, es ist — die »Neueste technische Erfindung.«

Die ‚Americ. Rev.' brachte ein spaltenlanges Fresco-Gemisch von Unverschämtheit, Reporterschwulst und indianischer Unwissenheit. Der Leser wird durch einen Schlag auf den Kopf betäubt. Unsere Weltblätter verstümmeln dann das Gewäsch zu einem »Originalbericht«, sie müssen nachschreien, können sich diese Sensationslawine nicht entgehen lassen. Je grösser der Lärm, umso wohler fühlt sich aber dessen Urheber. Mag man, zur Besinnung gekommen, noch so sehr über Marktschreierei und Humbug zetern, der Zweck ist erreicht — der technische Impresario hat seinen neuesten »Star« wirksam eingeführt und geht jetzt kunstgerecht daran, die finanziellen Consequenzen zu ziehen.

Eine solche Impresarionatur hat die Erkenntnis gewonnen, dass die Begabung anderer eine Ware darstellt, die ihrem Verschleisser zu einem ansehnlichen Vermögen verhilft. In der Oede sarmatischer Uncultur geboren, geht dieser prädestinierte Vertreiber

Digitized by Google

geistiger Handelswerthe frühzeitig auf Entdeckungen aus. Er traveriert die Karpathen, in den Niederungen der Theiss und Donau erwirbt er die nöthigen geschäftlichen Vorkenntnisse, sammelt eine Garnitur von Kniffen und Corruptionserfahrungen und schwingt sich schliesslich zur souveränen Höhe der Europaverachtung empor. Nach einiger Zeit exportiert Amerika einen gewissen Mr. Washington nach den europäischen Grossstädten, der fett, fuchsig und selbstbewusst in den theuersten Hôtels wie ein Nabob lebt. Er radebrecht die Sprachen jener Länder, die Patente ertheilen und technischen Erfindungen gegenüber Respect und Leichtgläubigkeit bezeugen. Die Patente für das elektrische Riechen ohne Draht hat er bereits in Amerika — wie fingierte Kaufverträge beweisen — dann in Australien, Indien, Japan und Kamtschatka verkauft. . . . Beeile dich also, Europa! Mr. Washington ist bereit, dich in Mark, Kronen, Francs, Rubeln zu betheiligen! Die Nullen an den eingezahlten Beträgen werden sich wie bei einer Quaterne ver-n-fachen, sogar die Actionäre der Auergesellschaft werden neidvoll erblassen!

Es ist klar, dass der Impresario umso leichter harpuniert, wenn Berühmtheiten seine Treibjagd unterstützen, ihm wohlwollend in die Hände arbeiten und ihren festgegründeten Ruf gern missbrauchen lassen. Da lanciert ein Impresario die werthvolle Erzsortierung Edisons, ein anderer die Sauerstofferzeugung Pictets, der Name Tesla erschallt zeitweilig in allen Tonleitern einer aufdringlichen Reclamemusik, und endlich flüchtet auch Marconi nach seinen europäischen Theilniederlagen unter die Fittiche des Zauberers Impresario nach Amerika. Dieser lässt ihn 3 Stunden hindurch ohne Draht ein und dasselbe Zeichen über das Weltmeer empfangen, dazu knapp vor Weihnachten. Und da findet sich wirklich ein Europäer — es ist allerdings Herr Hofrath Kareis —, der die Farce für baare Münze nimmt und im »Fachblatt« der ‚Neuen Freien Presse' als »culturhistorische Errungenschaft ersten Ranges« der Welt verkündet. Nach Kareis hat der Impresario recht, »wenn er sagte, seine Errungenschaft sei ein hohes Weihnachtsgeschenk für die ganze Menschheit«; und fix bringt die ‚Neue Freie Presse' dieses Geschenk ihren Lesern am 24. December 1901. Hofrath Kareis begreift, dass Marconi, »von der Heiligkeit des Momentes ergriffen, um den Apparatentisch herumtanzte!« Dazu besingt Kareis den Grafen Hans Wilczek als den

Digitized by Google

humanen, kunstfreundlichen, »warmfühlenden, schlichten, wohlwollenden, verfassungs- und überzeugungstreuen, ersten Cavalier des Reiches«, und nicht genug an dem, auch noch als Nordpolexpeditions-, Rettungsgesellschafts-, Ausstellungs- und drahtlosen Elektricitäts-Amateur! Und, um das Kareis'sche Potential übervoll zu machen, singt der Autor auch noch Verse von Heine und Schiller. »Und nennt die besten Namen« von Juden und Christen, die — man muss es anerkennen — von der Elektricität wirklich etwas verstehen. Nur der Kernpunkt der Frage, das Eine bleibt ungesagt: dass bisher in verbürgter Weise über See nur auf eine Distanz von 150 Kilometern ohne Draht telegraphiert werden konnte, dass die Versuche Marconis Cap Landend-Wight, 287 Kilometer, sang- und klanglos abgebrochen wurden, und dass Marconi mit notorisch ungenügenden Apparaten jetzt plötzlich 2700 Kilometer überwunden haben soll.

»Wie hat Marconi dieses himmelhohe Ziel erreicht?« fragt der naive Hofrath . . . Jeder Fachmann wird ihm schmunzelnd das Geheimnis verrathen. Der Herr Impresario telegraphierte — da er selbstverständlich das Morse-Alphabet nicht kennt — ein und dasselbe Zeichen drei Stunden hindurch ohne Draht von einer nahegelegenen Station. Nach der Lecture des Kareis'schen Fachartikels wird jedoch der Impresario, »von der Heiligkeit des Eindrucks ergriffen«, sich wohl zu fassen wissen und vor Freude über den gelungenen Streich, die ‚Neue Freie Presse' schwingend, um den Apparatentisch herumtanzen.

Die Fortsetzung der Versuche ist, wegen des für die Funkentelegraphie ungünstigen Wetters, auf das nächste Jahr verschoben worden. Bis dahin haben sich also die Gläubiger des Marconisyndicates mit dem Fachurtheil der ‚Neuen Freien Presse' zu trösten.

Professor Victor Loos.

•

Neue Freie Physik.

Das physikalische Vorjahr der ‚Neuen Freien Presse' hat — wie der »Technische Impresario« zeigt — elektricitätsfeindlich geschlossen. Man entdeckt aber erst jetzt, woher die Feindschaft gegen neue technische Erfindungen stammt. Die Starkstromleitung unserer

Digitized by Google

Strassenbahn bringt allen Wiener Spatzen den Tod, und das kann die gefühlvolle ‚Neue Freie' nicht verwinden (siehe Nr. vom 24./1. 1902) Die armen Spatzen können die Warnungstafeln nicht lesen — »nach dem letzten Tramwayross wird bald auch der letzte Spatz aus den Strassen Wiens verschwinden.« ... Obgleich nun unsere Spatzen Analphabeten sind, haben sie, im Vergleich zu den Redacteuren der ‚Neuen Freien', ein gediegenes physikalisches Wissen, sind in diesem Punkte nicht so ganz und gar voraussetzungslos und pfeifen das, was alle Schuljungen und alle Spatzen auf den Dächern eben in einem solchen Falle zu pfeifen pflegen: Den elektrischen Schlag spürt man erst dann, wenn man gleichzeitig Leiter und Erde berührt. Ein alter Spatz pfiff es nach der Lecture des »Spatzentodes«, riss eine Schwungfeder aus seinem Steiss und schrieb die folgende Correspondenzkarte an den Thierschutzverein: »Achtung! Dass Sie mir ja nicht etwa die ‚Neue Freie' zum Ehrenmitglied ernennen! — Mit gebührender Spatzenkeckheit

Ihr Starkstromfreund

Ecke Fichtegasse—Kolowratring«.

Theaterrevue.

»Ich habe Achtung vor der glühenden Begeisterung, die Gelber seinem Shakespeare entgegenbringt, und vor der starken Phantasie, mit der er seine Ansicht zu beweisen sucht, aber wenn er diese Ansicht in seiner Bearbeitung dadurch unserem heutigen Theaterpublikum vermitteln will, dass er aus dem Text einfach alles herausstreicht, was dieser Ansicht mit greller Deutlichkeit widerspricht, und dafür durch eigene Hinzudichtungen, welche nicht nur die Scenenführung, sondern auch den Gedanken- und Empfindungsinhalt gänzlich verändern, sich Beweise herbeizwingt, so halte ich dieses Verfahren denn doch für eine Competenzüberschreitung des Kritikers und Bearbeiters, für die es keine Entschuldigung gibt. Ein Bearbeiter darf .... streichen, was wir heute als Längen empfinden müssen, er darf Scenen umstellen, wo es die heutige Praxis des schwierigen Bühnenmechanismus erfordert —

Digitized by Google

aber er darf nicht den Sinn im Ganzen und im Einzelnen in sein Gegentheil verwandeln, darf nicht, wie z. B. Gelber thut, Reden des Ulysses, Nestor und Agamemnon willkürlich untereinander vertauschen, Scenen hinzuschreiben, von denen kein Wort im Original steht, und durch Umstellen von Scenen und Scenentheilen in anderem Zusammenhang deren Sinn vollständig verändern. Die dem Dichter so überaus gelungene Figur des alten Nestor verschwindet bei Gelber bis auf einen nichtssagenden Rest. Die köstliche Kussscene im vierten Aufzug, wo Cressida den griechischen Feldherren vorgestellt wird, streicht er ganz. Den Ulysses und den Achilles macht er durch kühne Textfälschungen und Auslassung wichtigster Charakterzüge zu Idealgestalten und den Troilus lässt er mit einer schönen Rede eigener Arbeit sterben, um der Tragödie einen Schluss zu geben. Es ist sehr schade, dass Gelber durch eine vorgefasste Meinung von den idealen Absichten des Dichters sich zu solchen groben Fälschungen hat verleiten lassen.«

Mit diesen Worten des Freiherrn v. Wolzogen, die einer Einleitung seiner Bühnenbearbeitung von »Troïlus und Cressida« entnommen sind, scheint mir der enthusiastische Unfug des Herrn Adolf Gelber erschöpfend und gebührend abgefertigt. Dass ein schlichter Wiener Localredacteur mit der einen Hand die Unfallchronik schreiben und mit der andern das Gefieder des Schwans von Avon streichelnd beschmutzen kann, ist ja sicherlich bemerkenswerth, und ich erkläre unumwunden, dass mir, hätte ich bloss die Persönlichkeit des Herrn Gelber zu werthen, selbst die empörendste Schändung eines Shakespeare-Heiligthums den Uebelthäter angenehm macht im Vergleich zu seinen sämmtlichen Collegen, deren planvolles Fühlen so weltenfern jeder Begeisterung liegt wie jeder Verirrung. Wenn einer Redacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist, so wird er wahrlich durch den brutalsten Ungeschmack, mit dem er sich gegen »Troïlus und Cressida« vergeht, noch immer erhöht, und es liegt ausser allem Zweifel, dass Herr Adolf Gelber, sofern man bloss wüsste, dass er in der Stille seinen Shakespeare missversteht, der reinlichste, uneigennützigste und sympathischeste Wiener Journalist wäre. Werden freilich die Resultate seiner Nebenbeschäftigung, durch ein Buch oder durch die Bühne,

Digitized by Google

rucàbar, so vermag selbst der objectivste Beurtheiler nicht mehr anzuerkennen, dass es im Grunde doch eine Vereinigung von Idealismus, Bildung und Phantasie war, mit der eines der dreistesten Attentate gegen den literarischen Geschmack wie gegen den primitivsten Leserverstand verübt ward. Wenn Gelber, um die »Congruenz« zwischen Shakespeare und Homer nachzuweisen, den Agamemnon Gelber'sche Verse sprechen lässt und in einem seiner zudringlichen Zwischencommentare dann begeistert ausruft: »Hier ist also der homerische Agamemnon«, während er sechs Seiten später den Agamemnon Shakespeares noch »ritterlicher und sympathischer« erscheinen lässt »als den galligen, habsüchtigen und würdelosen Mann der Ilias«, wenn er den Sinn einer Shakespeare-Stelle, die sich auf Achill bezieht, ändert und dazu herausfordernd die Frage stellt: »Schändet Shakespeare darin die leuchtende Pelidengestalt?«, wenn er Ulysses für Gymnasiasten präpariert und ihn den ersten Act mit dem citierten Hexameter schliessen lässt: »Einst wird kommen der Tag, wo die stolze Ilion hinsinkt . . .«, so fühlt man sich beinahe bewogen, Wolzogens hartes Urtheil zu modificieren. Wo dieser nüchterne Mann, der »Troïlus und Cressida« vollends als dem Geiste Offenbachs verwandte Heldenposse auffasst, bewusste Fälschung sieht, vermögen wir nur eine ans Pathologische grenzende Querköpfigkeit zu erkennen, die zu blind ist, um der offenbaren Gefahren des Ertapptwerdens zu achten . . . Es wäre thöricht, zu glauben, dieser Schwärmer, der zufällig auch Journalist ist, habe der Direction des Burgtheaters nach Wiener Sitte seine Bearbeitung »aufgedrängt« und Shakespeare verdanke seine Auferstehung nur dem Einfluss der »Concordia«. Denn, falls es noch ein Geheimnis sein sollte, hier sei's verrathen: Herrn Gelbers Antheil wurde wohl auf dem Theaterzettel, aber nicht auf der Bühne geachtet. Die scenische Verballhornung, die Herr Schlenther aus Eigenem vornahm und die die ungeheuerliche

Digitized by Google

Zusammenziehung zweier Cressida-Auftritte und den Gabor Steiner-Effect des durch einen Schleier enthüllten und musikalisch begleiteten Alkovenzwischenfalls brachte, war von Gelbers Sphäre so weit wie von der Shakespeares entfernt. Sie ist trotz alledem sehenswerth, weil sie in Herrn Heines Thersites und Thimigs Pandarus (dieser grauenhaft grotesken Leistung that bei einigen Kennern der Umstand Eintrag, dass Herr Thimig seinerzeit gegen Herrn Burckhard »intriguiert« hat) zwei Gipfel neuer Burgtheaterkunst schauen lässt. Achill erscheint in ihr so sehr als feiger Meuchelmörder, dass er nicht wie bei Shakespeare mit seinen Myrmidonen auftritt, um den Hector erlegen zu lassen, sondern, da er schon Hectorn gegenüberstand, sie zu dem edlen Werk erst herbeiruft. Welche Versündigung am Geiste Gelbers, der im Commentar die Meuchelthat zugibt, aber erklärt und verklärt und in der Bearbeitung den Hector durch Achill selbst beseitigen lässt, während er selbst die Worte »Schlagt, Bursche, schlagt!« beseitigt. Man hat im Burgtheater nur insofern die Gelber'sche Verwüstung wieder hergestellt, als man Achill bis zum Moment der That einen »sympathischen« Mann sein liess und den Ulysses als salbungsvollen Biedermeier auffasste. Und noch eine weitere Concession rechtfertigt die Nennung Gelbers auf dem Theaterzettel. »Den Vater Cressida's«, heisst es im Commentare, »den troïschen Verräther, der bei Shakespeare Kalchas heisst, wird man hier Rhisus zubenannt finden. Der Grund ist klar. Man meinte, dass Shakespeare wie in allem, so auch durch die Benennung eines Verräthers nach Kalchas, etwas Griechisches habe verunglimpfen wollen .... Nein, der Gedanke an ihn (den griechischen Priester) war unserem Dichter völlig fern .... Aber wenn dem so ist und man es mit einem nichtsbedeutenden Namen zu thun hat, ist es nicht klüger, den Mann einfach umzutaufen ....?« Dies leuchtete den Herren im Burgtheater ein. Sie lehnten die Zu-

Digitized by Google

muthung, »Troïlus und Cressida« als tragisch gestelzte Versificierung Homers aufzufassen, schnöde ab und behielten den Rhisus. Risum teneatis . . . !

*

In dem deutscher Kunst erbauten Volkstheater: »Der Spatz« von Bernhard Buchbinder. Wie schrieb doch Joseph Unger am ersten Weihnachtstage? »Darüber lässt sich weder reden noch schreiben, sondern nur mit tiefem Unmuth schweigen!« Herr Bukovics mag bangen Gemüthes der Generalversammlung der Actionäre harren, deren Strafgericht ihm noch competenter sein müsste als das der Wiener Geschwornen. Bis auf einige erbärmliche Ausnahmen hat übrigens schon die Zeitungskritik ihres Amtes gewaltet, und ich verweise namentlich auf die Besprechung des ‚Vaterland', in der ausdrücklich bedauert ward, dass das Stück nicht »Der Revolver« heisst: »Der Held mit dem ornithologischen Namen« sei »ein Mensch, der sich alle Scandal- und Tratschgeschichten Wiens in ein Büchlein notiert und diese Notizen in der Gesellschaft verwerthet; die Menschen, die er dann erpresst, sind genau so gezeichnet, wie sie sich Herr — Spatz vorstellt.« Der Kritiker, der ein öfter wiederkehrendes Lied dieses Helden die »Erpresser-Arie« nennt, spricht von einem »für Wien beschämenden Abend« und citiert einige Gedankenperlen des Buchbinder'schen Dialogs. Leider hat er nicht alle angeführt. Nachzutragen wäre die Stelle aus einem Gespräch zwischen einem Stubenmädchen und dessen Liebhaber: »Hundertmal hab' ich Ihnen gesagt, dass Sie nicht zu mir kommen sollen!« »Na, ich hab' immer geglaubt, dass es hier commoder ist.« Von demselben Stubenmädchen wird gesagt: »Wenn sie irgendwo aufgehoben ist, ist sie gut aufgehoben.« Daneben berühren freilich Wendungen wie die: »Kein Mensch ist vor dem Landesgericht gefeit« wie ernste Wahrheiten . . . Bedenkt man, dass dazu Herr Wein-

Digitized by Google

berger eine infolge seiner Verwandtschaft mit einem Redacteur der ‚Neuen Freien Presse' graziöse Musik geschrieben hat, die schon vor der Erstaufführung die Spatzen auf dem Dache des Deutschen Volkstheaters gepfiffen haben, so wird man den Beifall des gefüllten Premièrenghettos begreiflich finden.

•

Herrn Hartlebens Auszeichnung mit dem Grillparzerpreis hat an und für sich die Aufregung, die sie weckte, nicht verdient. Die Frage, welches das »relativ beste« der in den letzten drei Jahren an deutschen Bühnen aufgeführten und noch mit keinem andern als den üblichen Theaterpreisen belohnte Drama sei, ist von einem Collegium literarisch gebildeter Männer schwer zu beantworten und gehört längst vor die viel competentere Jury deutscher Theatercassiere. Jetzt kann doch die zeitungsgläubige Menge leicht zu der Meinung verleitet werden, dass um den Grillparzerpreis eine Dichterkrone zu haben sei. Aber wenn schon das eine oder andere Mal die Krone zu solchem Spottpreis zu beschaffen wäre, auf des biederulkigen Otto Erich Haupt könnten die ernstesten Leute nicht ohne Lachen den unpassenden Schmuck erblicken. Nein, dass jemand Herrn Hartleben, weil ihm der Preis zuerkannt ward, für einen Dichter halten würde, war nicht zu befürchten. Da gab's nichts mehr zu thun, als das Geld baldigst flüssig zu machen. Das hat die Verwaltung der Grillparzerstiftung bereits besorgt, und auch Herr Hartleben wird es wohl, wenn er sich seit den Münchener Zeiten nicht ganz verändert hat, demnächst besorgt haben.

Nur Einer hat geglaubt, noch ein Uebriges thun zu sollen, und wie es schon geschieht, dass just die gescheidtesten Leute einen plumpen Aufsitzer nicht durchschauen, war es diesmal der Präsident der Akademie der Wissenschaften, der der Täuschung erlag, als hätte das Preisrichtercollegium der Grillparzer-

Digitized by Google

stiftung Herrn Otto Erich Hartleben zum »Vertreter der Poesie« erkoren. So nennt nämlich Eduard Suess den Verfasser des »Rosenmontag« in einem Briefe, in dem er ihm versicherte, dass die in der Akademie versammelten Vertreter der Wissenschaft mit ihm gern, wie vor drei Jahren mit Gerhart Hauptmann, einen Abend verbringen würden. Die Anknüpfung von Beziehungen zwischen Herrn Hartleben und der Wissenschaft werde »bezeichnend für die Einheit aller geistigen Bestrebungen« sein. Es ist ein Glück, dass Herr Hartleben gegen alle anderen als die durch ein paar Semester Burschenlebens hergestellten Beziehungen zur Wissenschaft eine unüberwindliche Abneigung hat. So schlug er die Einladung, nach Wien zu kommen, ab, und Deutschland muss das homerische Lachen verhalten, von dem es gedröhnt hätte, wenn die erste wissenschaftliche Corporation Oesterreichs den Bund zwischen Wissenschaft und Kunst mit Herrn Hartleben vollzogen, nach dem Ruin unserer Kunstproduction auch den Verfall unseres Kunstgeschmacks mit wissenschaftlicher Unanfechtbarkeit festgestellt hätte. Die Akademie darf Herrn Hartleben dankbar sein. Und vielleicht wird sie bei dieser Gelegenheit auch auf eine Reform ihres Statuts bedacht sein. Nach dem derzeit geltenden scheint nämlich der Präsident das gefährliche Recht zu besitzen, sie zu blamieren.

•

Die Lust, sich der Schauspieler gegen die Directoren anzunehmen, wird durch die Einsicht gehemmt, dass zuvörderst die Directoren gegen die Theateragenten geschützt werden müssen. Praktiken, gegen die es keine neuen Gesetze braucht, weil sie die bestehenden zu scheuen haben, und die, in irgend einem anderen Gebiet geübt, keines Staatsanwalts Auge entgehen könnten, behaupten sich ungescheut im regelmässigen Verkehr zwischen Theateragenturen und Directionskanzleien. Vor Gericht wurde neulich

festgestellt, dass ein Theateragent den Theaterdirectoren gangbare Stücke, mit deren Vertrieb er betraut ist, nur unter der Bedingung überlässt, dass sie andere Werke, Werke anderer Autoren, gleichfalls aufzuführen sich vorweg verpflichten. Und der einzelne Fall war um so crasser, weil ein Theaterdirector verhalten werden sollte, längst nicht mehr bestehende Rechte anzuerkennen, für die gesetzlich freien Operetten Offenbachs Tantièmen zu zahlen. Ueber die juristische Qualification der Handlungsweise des Theateragenten kann es keinen Zweifel geben: wenn er die Aufführung der »Geisha«, auf die kein Theater mit einem Operettenspielplan verzichten kann, nur jenen Directoren gestattet, die auch andere, minder einträgliche Werke seines Vertriebs aufzuführen bereit sind, so nützt er eine Nothlage aus und handelt kaum anders als der Wucherer, der ein Gelddarlehen nur unter der Bedingung, dass der Darlehenswerber ihm Regenschirme abkauft, gewährt. Aber auch gegenüber den Autoren der »Geisha«, deren Interessen er zu vertreten hat und mit den Interessen von Fremden, etwa den Verfassern von Schwänken, verquickt, macht sich der Theateragent einer Untreue schuldig. Das mögen nun die geschädigten Autoren, denen mancher Director sicherlich lieber höhere Tantièmen zahlte, statt uneinträgliche Werke in den Kauf zu nehmen, mit ihren Agenten ausmachen. Aber um die Schädigung des Theaterdirectors müsste sich der Staatsanwalt kümmern, und es wäre Ehrensache für ihn, jene Zuversicht zu erschüttern, mit der im Gerichtssaal der Theateragent O. F. Eirich, ohne befürchten zu müssen, dass er alsbald aus dem Kläger in einen Angeklagten sich verwandle, als seine Praktiken zur Sprache kamen, ausgerufen hat, er werde es auch künftig so machen. Und wenn schon der Staatsanwalt hier nicht den Thatbestand des Wuchers fände, so müsste sich mindestens der Disciplinarrath der Advocatenkammer, dem der Theateragent Dr. O. F.

Digitized by Google

Eirich noch immer als Advocat untersteht, mit dem Analogon des Wuchers, das niemand verkennen kann, beschäftigen.

•

Ich habe mich in der in No. 83 der ‚Fackel' enthaltenen Theater-Revue mit der neuen Aera des Theaters an der Wien, mit dessen gegenwärtigem Director, Herrn Karczag, und Frau Kopacsi-Karczag beschäftigt. Wie ich zu meinem Bedauern erfahre, wurden einzelne Stellen dieser Besprechung mehrfach missverstanden und so gedeutet, als ob ich in das Privat- und Familienleben des genannten Ehepaares hätte eingreifen wollen. Dies ist schon darum ganz undenkbar, weil ich ähnliche Ausschreitungen der Presse unaufhörlich bekämpfe, also gewiss niemals solch unerlaubte und geschmacklose Bräuche in der ‚Fackel' einbürgern würde, und nicht minder auch deshalb, weil ich in jenem Artikel von der »unerschütterlichen Grundlage eines rührenden Familienlebens« schrieb, was die Annahme, als ob ich der Frau Kopacsi-Karczag in ihrer Frauenehre oder ihrem Gatten in seiner Gattenehre hätte nahetreten wollen, geradezu ausschliesst. Gegen eine solche Zumuthung muss ich daher in gleicher Weise mich und das Ehepaar Karczag in Schutz nehmen.

•

Die Aufführungen der »Schönen Helena« durch Mitglieder des Hofoperntheaters haben den Tadel der Presse gefunden. Man mag den Sängern auch in der That die Unlust angemerkt haben, für einen ihnen so fernliegenden Zweck zu wirken: für den Pensionsfonds der Mitglieder des Hofoperntheaters. Sicherlich wären die Stimmen frischer erklungen, wäre die »Erniedrigung« zu Offenbach nicht so peinlich fühlbar und durch bessere Komik vermittelt gewesen, wenn all' die Liebesmüh' auch diesmal wieder jenem andern Pensionsfonds gefrommt hätte, dem — wie sage ich nur

by Google

gleich? — dem richtigen Pensionsfonds, ihm, dessen Mehrung die Sorge der Wiener Theaterleute von altersher gilt und der wohl »der Pensionsfonds als solcher« genannt werden könnte. Wäre für ihn gespielt worden, unmöglich hätte schon die erste Vorstellung so schlecht ausfallen können, dass die Kritik das Publikum von dem Besuche der beiden anderen hätte abschrecken müssen. Scharfsinnige Leser werden errathen, welcher Pensionsfonds hier gemeint ist. Ich hätte die Frage gern in Form eines Preisräthsels gestellt. Aber ich fürchtete, der gehorsame Pressunterthan, der die Lösung findet, hätte damit auch gewusst, wem er den Reingewinn..... πάντα ῥεῖ sagte der griechische Weise. In die Sprache einer moderneren Weltanschauung übertragen, heisst das: Alles fliesst dem Pensionsfonds der »Concordia« zu...

•

Die Abschiedsworte jubilierender oder gastierender Bühnenkünstler werden in der Tagespresse sonst mit stenographischer Treue verzeichnet. Bei Yvette Guilbert, die jüngst ihr Gastspiel im Theater an der Wien beendete, ist eine Ausnahme gemacht worden. Nur mit ihrem Empfang hat man's diesmal genau genommen, und die zudringlichsten Hôtelbelagerer wurden auf den Ankömmling losgelassen, der zwischen Verhandlungen mit dem Zimmerkellner und dem Gepäckträger die »Vertreter der Presse« begrüssen musste. Aber vielleicht wird es weitere Kreise interessieren, dass Frau Yvette auch vor ihrer Abreise nicht unterlassen hat, sich mit der Wiener Presse auseinanderzusetzen. Was sie bei dieser Gelegenheit sagte, hat kein Wiener Zeitungsleser erfahren:

»Apparaissant ce soir pour la dernière fois devant Vous, je tiens à remercier le public Viennois du chaleureux accueil qui nous a été fait, qui nous fera oublier les ‚rosseries', disons le mot français, de la presse«.

• • •

Digitized by Google

Ein Enttäuschter.

Es war einmal ein Grossherzog in Darmstadt. Der war so kunstsinnig, dass sogar Hermann Bahr ihm in Feuilletons und Bücherwidmungen huldigte. Auf ihn waren die Blicke der jungen Künstler und der alten Speculanten gerichtet und vor allem jenes abgeklärten Meisters, der schon seit langem in seines Herzens Grunde die Sehnsucht nach einem profitablen Weimar barg. Aber Ernst Ludwig hielt nicht, was er versprach. Er sparte mit seinem Kunstsinn nicht; zu Geldopfern aber war er auf keine Weise zu bewegen. Die Darmstädter Colonie verkrachte, wird aufgelöst, und »unser Olbrich« muss seine Lebkuchenzelte, ehe er noch der Zeit ihre Kunst gegeben hat, abbrechen. Der Grossherzog hat die Freude an der ganzen modernen Bewegung verloren. Und mit der Berufung unseres Bahr als Intendanten des Darmstädter Hoftheaters ist's erst recht nichts. Er bleibt uns erhalten und wird auch ferner Feuilletons für das ‚Neue Wiener Tagblatt' schreiben. Feuilletons für Bukovics und gegen — den Grossherzog von Darmstadt. Die Aufführung von »Alt-Heidelberg« am Deutschen Volkstheater bietet die gute Gelegenheit, beide Tendenzen zu verknüpfen. In dem Stücke kommt ein Prinz vor. Ja, dieser Prinz! »Da ist doch« — ruft Herr Bahr — »zum ersten Male versucht, einer fürstlichen Natur wirklich beizukommen. Die deutschen Autoren haben sonst für Fürsten den dummen Respect oder die böse Neugierde von Bedienten. Hier wird ein Mensch menschlich angesehen; und dabei kommt merkwürdig stark heraus, was Jedem aufgefallen ist, der sich einmal einen kleinen Regierenden in der Nähe angeschaut hat: die Unpersönlichkeit, mit der sich diese Classe von Menschen jedem starken Eindrucke überlässt. Sie scheinen gar keinen eigenen Willen, keine Natur zu haben, sie sind reine Impressionisten, die immer nur von aussen bestimmt werden, sie nehmen jede Stimmung an und gehen in ihr auf. Das Feste, auf dem Jeder von uns ruht, die angestammte Art des Volkes, die ihm eingeboren ist, fehlt ihnen eben. Sie haben einen deutschen Vater, eine englische Mutter, einen russischen Onkel, sie sind in drei Sprachen erzogen, sie können Alles sein, Alles wirkt auf sie, nichts bleibt. Déracinés hat Barrès solche Menschen genannt.« Nicht der Verfasser von »Alt-Heidelberg«, aber Herr Bahr hat mit deutlichen Zügen ein Portrait

Digitized by Google

des Grossherzogs von Darmstadt gezeichnet. Was ist denn eigentlich vorhergegangen? Herr Bahr hat sich »einmal einen kleinen Regierenden in der Nähe angeschaut«. Aber es ist ihm, trotz allen Bemühungen, leider nicht gelungen, dieser »fürstlichen Natur wirklich beizukommen« . . . »Nichts bleibt!« . . . Ein edelsinniger Schützer der Künste? Ach, an »dieser Classe von Menschen« erlebt man doch nur Enttäuschungen! Da ist es doch besser, auf dem festen Boden einer Wiener Redaction zu bleiben, deren Mitgliedern, man mag gegen sie sagen, was man will, wenigstens »die angestammte Art ihres Volkes eingeboren« ist.

* * *

Hat ihn schon!

Die Presse: »Die Nachthemden sind in zweierlei Arten angefertigt; ganz leichte ätherische für den Sommer und etwas kräftigere für den Winter . . . Vier Schleifen aus blauem oder rosa oder weissem Babyband, dessen Enden im lustigen Gewimmel auf die Spitzen und Falbeln des vorderen Aufputzes herabfallen . . . In starkem Relief gearbeitete Tupfen« . . . Weit und breit nichts als Tupfen. Zu viele diesmal, um gezählt zu werden . . .

Die Bevölkerung: »Sämmtliche Einlasskarten, man spricht von 2000, schon seit einigen Tagen vollständig vergriffen . . . Das Bureau der Burghauptmannschaft wurde förmlich gestürmt, so dass um ½10 Uhr der Zugang abgesperrt werden musste . . . Viele der zurückgewiesenen Damen und Herren begaben sich in den Schweizerhof, um daselbst ihrem Unmuth über die Zurücksetzung lauten Ausdruck zu geben. Man sah unter diesen Zurückgewiesenen elegante Damen, Herren von Distinction, hohe Beamte, Officiere und Reichsraths-Abgeordnete . . . . Ein fast beängstigendes Gedränge. Nur den fortwährenden mahnenden Zurufen der Hofgendarmen ist es zu danken, dass vielleicht mancher Unfall verhütet wurde . . .« — — —

geben, dass »die Besichtigung nur einem sehr beschränkten Kreis des Publikums zugänglich« war. . .

* * *

Das officielle Organ der Mörder.

Dem in Mörderkreisen vielgelesenen ‚Illustrierten Wiener Extrablatt', das schon bisher vielfach als Ausdruck der Stimmungen dieser Gesellschaftsschichte ernst genommen wurde, ist eine seltene Anerkennung zu theil geworden. »Ueber Ersuchen der k. k. Polizei-Direction« bringt es am 28. Jänner als »Eingesendet« eine sprechend ähnliche Reproduction des Hammers, mit dem der Trödler vom Neubau ermordet wurde. »Die Ausforschung des Besitzers des Hammers ist — so lautet der Appell an die Leser — für die Untersuchung von höchster Wichtigkeit und werden Personen, die der Behörde einen Anhaltspunkt zu bieten vermögen, ersucht, dies zu thun. Der Hammer ist in natürlicher Grösse wiedergegeben.« Dass sich die Polizei-Direction officiell des ‚Extrablatt' bedient, um einer Blutthat auf die Spur zu kommen, ist sicherlich bemerkenswerth; es hat in diesem Punkte bisher bloss als officiös gegolten und war mehr minder auf die Phantasie seines Specialzeichners angewiesen. Freilich gäbe es für unsere Sicherheitsbehörde einen bequemeren Weg, zu ihrem Ziele zu gelangen, wenn sie schon durchaus einmal dem Ehrgeiz fröhnen will, einen Mörder zu erwischen. Sie setze sich nicht mit der Redaction, sondern mit der Administration des ‚Extrablatt' in Verbindung und verlange Einblick in die Abonnentenliste.

*

Das officielle Organ der Defraudanten.

Andere Kreise — andere Organe. In Defraudantenkreisen wird man naturgemäss nicht das ‚Extrablatt', sondern die ‚Neue Freie Presse' als Sprachrohr benützen. Am 28. Jänner enthielt der Localbericht dieses Blattes die Meldung, das Gerücht, dass das Gesuch um freies Geleite für den flüchtigen Secretär Joseph Böhm, der die Casse des Residenzclub unredlich verwaltet hatte, abschlägig beschieden worden sei, entspreche nicht den Thatsachen; der Anwalt des Vermissten habe es unterlassen, überhaupt ein derartiges Gesuch

Digitized by Google

einzubringen, da er von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt sei, und die Selbststellung sei bisher nicht erfolgt. Aber da die ‚Neue Freie Presse' nichts ohne Bezahlung thut, so musste selbst diese Texteinschaltung mit einem in der gleichen Nummer erschienenen Inserat correspondieren. Da hiess es denn auf der letzten Seite:

Pepi.
Anwalt räth zur Selbststellung, freies Geleite unmöglich. Schreibe sofort Deinen Entschluss an Anwalt. Bertha.

Der Wiener Mörder liest gemüthlich das ‚Extrablatt', und dem Defraudanten in weiter Ferne bringt die ‚Neue Freie Presse' Nachricht von seinen Lieben.

* * *

Aus einer Annonce, die ‚Das interessante Blatt' zum Beginn eines neuen Jahresabonnements in den »volksthümlichen« Blättern dieser Stadt erscheinen lässt:

»Grössere Katastrophen, bedeutende Festlichkeiten, heldenmüthige Thaten, Unglücksfälle, Verbrechen u. s. w. werden im ‚Interessanten Blatt' naturwahr bildlich dargestellt.«

* * *

Auch die antisemitische Presse hat ihre Sonntagshumoristen. Unter ihnen vertritt Herr Masaidek (‚Deutsche Zeitung') die Species des Aphoristen. Er gestand neulich, dass ihm der Witz der ‚Fackel' nicht behage. Die ‚Fackel' dagegen muss gestehen, dass ihr der Witz des Herrn Masaidek ganz ausserordentlich behagt. Mindestens findet sie, dass Herr Masaidek eine der wichtigsten und wesentlichsten Bedingungen witziger Bethätigung vollauf erfüllt: Kürze. Kürze ist bekanntlich des Witzes Seele, und auf alles, was als Körper des Witzes zu betrachten wäre — also etwa Gedankenfülle, sprachlicher Glanz, Originalität — verwendet Herr Masaidek naturgemäss keine Sorgfalt. Jeder seiner Aussprüche, die durch sich selbst und ihre apodiktische Selbstverständlichkeit wirken müssen, erscheint zwischen zwei Sternchen, die den Leser zum Verweilen und Nachdenken anregen sollen. Und man verweilt gerne, wenn man z. B., wie's an einem der letzten Sonntage der Fall war, den folgenden Gedankensplitter hinter sich hat:

Digitized by Google

»Die Familie Tschan scheint eine recht nette Familie zu sein.«

Pause. Der Leser nickt seinem Autor, der wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen hat, bejahend zu, und schon ist Herr Masaidek daran, eine andere Wahrheit lachend zu verkünden. . . . .

* * *

Eine Gedächtnisprobe.

»Man erinnere sich, was sich Goncourt einmal aus den Mittheilungen eines Gelehrten über die chinesische Sprache, an die sich ja die japanische wesentlich anlehnen soll, notiert hat: sie bestehe eigentlich nur aus dem choc des idées, avec la suppression ou la sévère abreviation de toutes les inutilités des langues occidentales.«

Also schrieb Hermann Bahr in einem Feuilleton über Sada Yacco. Das mnemotechnische Experiment, das da mit den Abnehmern des Steyrermühlblattes angestellt wurde, soll missglückt sein. Die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern . . . . . »Kenner« versichern übrigens, dass selbst Bahr sich nicht erinnert hätte, was sich Goncourt einmal aus den Mittheilungen eines Gelehrten über die chinesische Sprache notiert hat, wenn er durch die Ankündigung des Gastspiels der Sada Yacco nicht daran erinnert worden wäre, bei Goncourt nachzuschauen und sich alles, was sich, wenn schon nicht auf die japanische, so doch wenigstens auf die chinesische Sprache bezieht, zu »notieren« . . . .

* * *

Ein Publicist.*)

Aus einer Theaterkritik des Herrn Bernhard Buchbinder

»Es war eine ernste, ach nur zu ernste Leistung. Züchtig und sittsam wie ein Gretchen. In der Entkleidungsscene war sie (Frau Saville) bis an den Hals empor eingemummelt in Stoffen. Eine so fürsorglich eingepackte Helena hat man noch nicht gesehen. Es gab Leute, welche die Absicht hatten, ihr hohes Eintrittsgeld zu reclamieren. Man geht in ‚Die schöne Helena', um etwas zu sehen.«

* * *

---

*) Siehe Nr. 89, Seite 27

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Professor Karl Adler, Czernowitz. Es steht schlimm um das alte Oesterreich, wenn auch die Einsichtigsten vom »neuen Geist« des Börsenliberalismus sich erfassen lassen. Dass Sie, verehrter Herr Professor, in der Terminhandels-Enquête für eine Reform, statt für die Abschaffung der schädlichsten Ausartung des Handels eintraten, mochte man dem Theoretiker zugute halten, den gerade die Geringschätzung der Praxis oft dem Bedürfnis der Praktiker nach Concessionen zugänglich macht. Ihrem Standpunkt hat damals die ‚Fackel' das Wort des Grafen Kuefstein, man dürfe den Terminhandel nicht reformieren wollen, weil er sündig ist, gegenübergestellt und davor gewarnt, der Sünde Moral anzuschminken. Jetzt gerathen Sie über solchem Moralisieren in die Gefahr, gänzlich die socialpolitischen Zwecke aus den Augen zu verlieren. Beim Terminhandel, d. h. beim Differenzgeschäft, ist aber, wie bei jedem Hazardspiel, das Spielen, nicht das Falschspielen die Gefahr. Und nur das Falschspiel würde durch die Vorschläge unterdrückt werden, die Sie soeben in der ‚Gerichts-Zeitung' erstatten. Alles läuft da auf die Bekämpfung des »Schnitts« hinaus: der Differenzeinwand soll unzulässig sein, wenn der Börsencommissionär den Drittcontrahenten, mit dem er das Geschäft abgeschlossen hat, nennt und die Schlussnote vorweist. Das kann er, wenn sie der dem Committenten übermittelten Ausführungsanzeige entspricht, wenn also nicht »geschnitten« wurde, allemal thun. Dass ein Auftrag vom Commissionär »in sich« gemacht wird, also ein Drittcontrahent gar nicht vorhanden ist, das ist eine seltene, für den Commissionär meist viel zu riskante Ausnahme. Denn, man muss es zugestehen: wenn schon das Börsenspiel ein Volksbetrug ist, untereinander sind die Betrüger ehrliche Leute, und jene übelsten Sitten, an die Sie denken, werden sogar von den Börsenmoralisten missbilligt. Wie würden sich aber die Börsenmoralisten freuen, wenn Ihre Meinung durchdränge, dass das Depot hinterlegter Wettpreis und daher stets verfallen ist, wenn es in Baargeld geleistet wurde! Wie leicht es ist, jedes Depot in ein Baardepot zu verwandeln, haben unsere Bankhäuser, als einmal der Oberste Gerichtshof in Ihrem Sinne entschied, sogleich erkannt: man belehnt die deponierten Effecten fast bis zur Höhe des Tagescurses, und der auf sie geliehene Betrag ist dann das »Baardepot«. So haben es z. B. die Wechselstuben des Bankvereins gemacht. Die Börse wird Ihnen Dank wissen. Um die Umgehung der Cautelen, die Sie schaffen wollen, ist ihr wahrlich nicht bang. Die ‚Fackel' musste aber diesmal ihren Gegensatz zu Ihnen klarstellen. Deren Herausgeber ist ängstlicher als Sie. Sie hat's nicht bekümmert, dass seit der Zeit, da Sie mit vollem Namen für die ‚Fackel' schrieben, Gegner Ihnen die anonyme Urheberschaft der oder jener ‚Fackel'-Notiz zumutheten. Aber wenn man Ihnen die in Ihrem letzten ‚Fackel'-Artikel nachdrücklich abgelehnte Verantwortung für die ‚Fackel' aufgehalst hat, so will sich die ‚Fackel' auf keinen Fall eines Einverständnisses mit Ihnen, verehrter Herr Professor, angesichts der Ausführungen in der ‚Gerichts-Zeitung' bezichtigen lassen.

Digitized by Google

Bekümmerter Patriot. Sie wundern sich mit Recht, dass gegen die Verunehrung des Andenkens der Kaiserin Elisabeth nichts vorgekehrt wird. Aber in den Tagen der tiefsten Erniedrigung vor den Mächten der Presse ist auch das begreiflich. Einer der Macher vom Denkmalcomité, der Hofbeamte Zellner, soll auf die erbitterte Frage, warum man, wenn schon die üblichen U. A.-Schmarotzer in Kauf genommen werden mussten, wenigstens nicht auf die Pietätsbezeugung des Jaques Fürst verzichtet habe, achselzuckend und mit wichtiger Miene geantwortet haben: »Wo denken Sie hin? Der Mann ist Journalist!« Wenn sich's nur der Herr im Obersthofmeisteramt jetzt nicht erst recht mit der Presse verdorben hat! Denn es ist anzunehmen, dass selbst die ausgepichtesten Annoncenagenten der »Concordia« sich gegen eine Standesgemeinschaft mit dem Montagsfürst verwahren werden. Aber freilich, das kluge Comité hat zu allererst die Redactionen mit Aufforderungen zum Beitritt überschwemmt und konnte dann nicht gut Nein sagen, als gewisse allzu prononcierte Leute die Gelegenheit wahrnahmen, mit der Ehrung der Kaiserin die Rehabilitierung des eigenen Andenkens besorgen zu lassen. Nächstens soll eine grosse Versammlung der Denkmalförderer stattfinden, und es ist zu hoffen, dass bei dieser Gelegenheit wenigstens fürchterliche Musterung gehalten werden wird. Vielleicht kommt dann auch das Ergebnis der vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' veranstalteten Enquête zur Erörterung. Heute, da ich die einzelnen Antworten wieder durchgehe, fällt mir unter den siebenundfünfzig noch eine ganz besonders sinnige auf. Herr Regierungsrath Dr. Glossy — auch ein in der Presse allzu oft Genannter — schlägt die Aufstellung des Denkmals »auf dem zwischen der Mariahilferstrasse, dem Mariahilfergürtel und der Wallgasse gelegenen grossen Platze« vor: Und warum? »Es wäre dadurch der Hinweis gegeben auf die Kaiserin Elisabeth-Westbahn, die in die Heimat unserer geliebten Kaiserin, und auf den Weg, der zu ihrem Lieblingsaufenthalt in Lainz führt.« Ja, in der That! Bayern und der Lainzer Thiergarten sind in der Richtung der Westbahn gelegen, und es würde sich eine tiefe Symbolik darin offenbaren, dass das Denkmal in der Nähe der Westbahn aufgestellt wird, weil diese auch Elisabethbahn heisst!

Besucher des Industriellenballs. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Herr Sectionschef Exner damals in seiner Eigenschaft eines Ruhmesindustriellen auftrat. Thatsächlich hat auch der Kaiser, der jeden der ihm vorgestellten Herren über Vorkommnisse in der Branche befragte, Herrn Exner mit den folgenden, (aus der ‚Neuen Freien Presse' citierten) Worten angesprochen: »Jetzt ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren aus.« Der Herr Sectionschef hatte sie sich — und darauf bezieht sich wohl die feinironische Bemerkung des Monarchen — unmittelbar zuvor in der ‚Neuen Freien Presse' selbst gepflückt. Worüber man in Nr. 91 der ‚Fackel' alles Nähere erfahren konnte.

Musikschriftsteller. Sie stellen recht unbescheidene Anforderungen. Wenn jemand in einer grossen Tageszeitung über Briefe eines italienischen

Digitized by Google

Musikers schreibt, so müsse er 1. deutsch, 2. italienisch und 3. etwas von Musik verstehen. In dem am 3. Jänner in der ‚Neuen Freien Presse' erschienenen Feuilleton »Briefe Verdis« heisst es nun zu Ihrem Erstaunen, Verdi habe, wie der Feuilletonist einem seiner Briefe entnimmt, »bei einem Concert die Tannhäuser-Symphonie gehört . . .« 1. habe, versichern Sie, Verdi das Stück nicht bei, sondern in einem Concert gehört: der Verfasser des Feuilletons verstehe also nicht deutsch. 2. wisse dieser nicht, dass die Italiener mit Sinfonia jedes Instrumentalstück, zumal die (deutsche) Ouverture bezeichnen, verstehe also nicht italienisch und 3. wisse er nicht, dass Wagner niemals eine Tannhäuser-Symphonie, wohl aber eine Tannhäuser-Ouverture geschrieben hat, verstehe also auch nichts von Musik . . . Dies alles sind gewiss zutreffende Folgerungen; aber ein mildernder Umstand ist es doch immerhin, dass der Verfasser Sigmund Münz heisst. Und der braucht, wie selbst Sie zugeben werden, bloss eines zu verstehen: mit berühmten Männern umzugehen und nach ihrem Tode ihre »Briefe« zu öffnen.

Philantropin. Besten Dank. Aber mit einzelnen Beschwerden, wie der Schilderung der Behandlung, die einem kranken Dienstmädchen im Elisabethspital widerfuhr, ist wenig geholfen. Der Wiener Spitalsjammer verdient ausführliche und gründlichere Klageführung.

Jurist. Sie haben Recht: der Advocat Ofenheim hat jetzt einen guten Clienten. Aber fraglich bleibt, ob der Client Ofenheim auch einen guten Advocaten hat.

Geschädigter. Sie theilen mir, an den Fall des Dr. Mandl und an die Verhaftung eines Mödlinger Advocaten anknüpfend, mit, dass diese oder jene Zierde des Barreaus bei einem Concurse »horrend gestohlen« hat, dass aber die Affaire »vertuscht« und nicht vor dem Disciplinarrath der Advocatenkammer verhandelt worden sei. Sie stellen sich mir, »falls Details erwünscht sind, ganz zur Verfügung«. Mit Dank abgelehnt. Ich benütze gern die Gelegenheit, Ihnen die Antwort, die für so viele Einsender gilt, zu ertheilen: Vor der Flucht in die von der ‚Fackel' bediente, von einer feilen Grosspresse verrathene Oeffentlichkeit gibt es noch einen, jedem Staatsbürger offenen, Weg: den zur Staatsanwaltschaft, gegen deren Neugierde alle Vertuschungsgelüste einer Standesvertretung nichts helfen. Für meinen publicistischen Geschmack sind Fälle, wie der von Ihnen mitgetheilte, langweilig, und sie beginnen mich erst zu interessieren, wenn etwa die zur Verfolgung berufene Behörde in ihrem Eifer zu erlahmen droht. Verbrechen, da in den Rahmen dieses Blattes nicht passend, abgelehnt. Einsendung erst wieder erbeten, wenn behördliche Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge zu erweisen ist und somit ein öffentlicher Uebelstand vorliegt. Ich bin nicht Chef der Criminalpolizei. Dies Amt hat zur Zeit noch Herr Stukart inne.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by G

n 18. Februar 1902 III. Jahr

Fackel

rausgeber:

KRAUS.

dreimal im Monat.

elnzelnen Nummer 30 h.

druck verboten.

WIEN,

ACKEL, III. Hetzgasse 4.

Digitized by G

Die Fackel

l dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

e Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

erreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K. 7.—
• 18 • • . . • 3.60
Deutsche Reich, 36 • • . . M. 7.—
• • 18 • • . . • 3.60
Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei . • 8.20
• • • 18 • • • 4.20

nnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, wobei ausgeht sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Ohne Reklamationen portofrei.

zelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

nliert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, i allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202a ungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 6.

Postsparkassen-Konto Nr. 852.384.

Die Fackel

Nr. 94 WIEN, ANFANG FEBRUAR 1902 III. JAHR

Für den Umgang, den kaiserliche Prinzen pflegen, gibt es keine anderen Vorschriften als die der Etiquette und des kaiserlichen Willens. Eine »clericale« Reisebegleitung ist, wie sich gezeigt hat, von vornherein ausgeschlossen. Aber der Monarch, der trotz alljährlichem Bittgang noch nie auf dem Concordiaball erschienen ist und vor drei Jahren die Sendlinge des Comités ironisch gefragt hat, ob denn in ihrem Verein »auch Schriftsteller« seien, weiss anderseits viel zu gut die ethischen Qualitäten der Wiener Presse zu werthen, um den Angehörigen seines Hauses den Verkehr mit Redactionssöldnern zu gestatten. Uebrigens geben auch hier Erfahrungen die Richtung an. Dass ein Szeps und ein Berl Frischauer sich der Bekanntschaft mit dem verewigten Kronprinzen rühmen durften, mag immerhin durch das Privileg liberaler Gesinnung, das Thronfolgern nun einmal eingeräumt ist, wenngleich sie von ihm nicht immer Gebrauch machen, zu erklären sein. Die Folgen stellen sich in solchen Fällen immer erst spät ein: Herr Szeps weist »Briefe« vor, und Herr Frischauer darf, wenn er aus Frankreich ausgewiesen wird, unter der Patronanz der österreichischen Botschaft dahin zurückkehren. Sicher ist, dass der besondere Schutz, den Mitglieder des Erzhauses vermöge des § 64 geniessen, verpflichtet und dass der Monarch sich der Bedeutung solcher Vorrechte besser bewusst ist als der juristisch feinfühligste Staatsbürger. Darum ist es — gerade in den Tagen der Petersburger Reise

Digitized by Google

und des Budapester Geschreis — nothwendig, zweier Vorgänge, die mit Unrecht Zusammenhänge zwischen dem Hofe und der »Concordia« vermuthen liessen, zu gedenken und den offenbaren Missbrauch, der mit den Namen zweier Erzherzoge in der Presse getrieben wurde, festzustellen.

Der eine Fall betrifft den Erzherzog Rainer, von dem uns die »Illustrierte Hacke« zu erzählen wagte, dass er einen ihrer Reporter empfangen habe, um sich über seine goldene Hochzeit, deren Feier bevorsteht, zu äussern. Dass es einem Wiener »Rechercheur« gelingen mag, in Paläste wie in Hütten einzudringen, ist verständlich. Trotzdem aber nun der Empfänger ausdrücklich erklärte: »Interviewen lasse ich mich nicht!«, begieng das illustrierte Organ für die Interessen der Raubmörder dennoch die Taktlosigkeit, das Gespräch zu veröffentlichen. Nun muss es freilich jedem dynastisch fühlenden Leser klar geworden sein, dass nicht nur eine Indiscretion, sondern auch eine gröbliche Entstellung des Aufgeschnappten begangen wurde. Es macht einen abenteuerlichen Eindruck, wie es dem Reporter des ‚Extrablatt' geglückt ist, einen der befähigtesten und gebildetsten Habsburger so sprechen zu lassen, als ob er nicht Curator der Akademie der Wissenschaften, sondern ein alter Leser des ‚Extrablatt' wäre. Vollkommen ausgeschlossen ist es, dass Seine kaiserliche Hoheit die Absicht haben konnte, der Oeffentlichkeit mitzutheilen, dass es »in Oesterreich gute Menschen gibt« und dass er »die Gewohnheit habe, erst um 1/2 9 Uhr abends in das Operntheater zu kommen«. Vollkommen ausgeschlossen ist es, dass Erzherzog Rainer dem Reporter gesagt hat: »Ich habe im Jahre 1850 in Begleitung eines Gemsjägers den Rosengarten zum ersten Male bestiegen. Wir giengen von Tiersch aus ungefähr 16 Stunden. Es war herrlich dort oben. Später las ich in einer touristischen Zeitschrift einen Bericht über die Besteigung des Rosengartens durch

Digitized by Google

einen anderen Reisenden und dabei eine Anmerkung, dass diese Besteigung des Rosengartens die erste gewesen sei. Ich sagte Nichts — aber eigentlich bin ich früher oben gewesen. Doch wollte ich nicht, dass überhaupt davon ein Aufhebens gemacht werde; ich bin nie ein Freund davon gewesen, dass viel von mir gesprochen wird.« Und hätte der Herr Erzherzog, der kein Freund davon ist, dass viel von ihm gesprochen wird, solche Worte gesagt, so hätte er jedenfalls nie einem Journalisten gestatten können, sie in die Zeitung zu geben. Es kann also nur Missbrauch der Liebenswürdigkeit eines hohen Herrn vorliegen, und das muss vom dynastischen Standpunkt, der den Gedanken an einen interviewbaren Erzherzog nicht verträgt, ausdrücklich betont werden.

Der andere Fall ist complicierter und lässt geradezu die Compromittierung eines erlauchten Namens vermuthen. In der ‚Wiener Morgenzeitung' ist Herr Bukovics beschuldigt worden, dass er Stücke annehme, ohne sie spielen zu lassen, wobei an die ominöse Affaire des ein Jahr nach meinem Process noch immer nicht aufgeführten Herrn Holzer erinnert wurde. Der Director des Deutschen Volkstheaters, dem man Frühstückverbindungen mit Herrn Wagner v. Kremsthal nachsagt, wurde aber auch bezichtigt, dass er sich unliebsame Stücke von der Censur »verbieten lasse« und viel öfter für das Verbot als für die Freigabe eines Werkes sich einsetze. Herr von Bukovics protestierte in einer Zuschrift an die ‚Wiener Morgenzeitung' gegen solch ungeheuerliche Zumuthung und wies im Besonderen den Vorwurf, als ob er sich für den »Gemeinen« des Herrn Felix Salten, den die Censur unterdrückt hat, nicht verwendet hätte, auf das Entschiedenste zurück. Herr v. Bukovics gebrauchte hiebei (siehe ‚Wiener Morgenzeitung' vom 18. Jänner 1902) wörtlich die Wendung: »Was den ‚Gemeinen' betrifft, so ist der Verfasser Felix Salten Zeuge der zahllosen Schritte gewesen, welche von

Digitized by

unserer Seite zur Freigabe seines Werkes unternommen wurden, und er weiss auch, dass selbst eine schwerwiegende Einflussnahme von höchster Seite erfolglos blieb.« Was soll das heissen? Eine »höchste Seite« setzt sich für ein Stück ein, das die Behörde wegen einer ebenso talentlosen wie dreisten Verunglimpfung des Officiersstandes verboten hat, für die höchstens die kindliche Vorstellung des Verfassers vom Kasernenleben einen Milderungsgrund böte? Wer ist diese »höchste Seite«? Hoffentlich doch nur eine im Theaterreich massgebende, vor deren Autorität sich selbst ein Bukovics beugen muss, also etwa Herr Julius Bauer oder sonst eine Presshoheit, deren Einfluss im heutigen Oesterreich mit Recht ein »schwerwiegender« genannt werden kann? Aber leider lässt sich nicht leugnen, dass das Geschwätz der Kaffeehausliteraten seit Jahren immer wieder den Sechsuhrblattjournalisten mit dem Erzherzog Peter Ferdinand in Verbindung bringt. Und sollte daran auch nicht mehr wahr sein, als dass der hohe Herr irgendeinmal durch einen fatalen Zufall die Bekanntschaft des Herrn Salten gemacht hat, so weiss man doch, wie Zeitungsleute, wo es die Förderung ihrer Geschäfte gilt, die losesten Verbindungen auszunützen pflegen. Der Gedanke, dass jedem jungen Erzherzog eine »Einflussnahme« auf Angelegenheiten der Verwaltung möglich sei, ist aus constitutionellen Gründen wie mit Rücksicht auf die Fülle der Persönlichkeiten, deren Wünsche hier in Betracht kämen, von der Hand zu weisen. Die Vorstellung, dass ein Angehöriger des Kaiserhauses sich dort exponieren werde, wo er der Aussichtslosigkeit seines Bemühens sicher sein muss, ist thöricht. Und die Zumuthung, dass die Verwendung dem »Gemeinen« des Herrn Felix Salten gelten sollte, ist beleidigend und gemäss § 64 zu ahnden. Eine Untersuchung dieser Angelegenheit wäre nicht unerwünscht. Die Fälle, dass das vom Gesetz so streng behütete Ansehen von Mitgliedern des kaiser-

Digitized by Google

lichen Hauses für ein Theatergeschäft ausgeschrotet wird, dürfen sich nicht mehren, und bei der Affaire jener Autorin des Jubiläumstheaters, die ein schlechtes Stück unter geheimnisvollen Hinweisen auf dessen »höchste« Herkunft durchsetzte, sollte es füglich sein Bewenden haben. Herr Bukovics werde verhalten, jene Persönlichkeit zu nennen, die die Censurbehörde ihrem Einflusse verschlossen fand. Dann wird es sich zeigen, ob dieser Einfluss verwendet oder von einem speculativen Journalisten missbraucht wurde. Die erste wäre wahrlich die schlimmere von den beiden Möglichkeiten.

* * *

Ein Satz des Herrn v. Szell.

»Wir waren der Ansicht, dass, obgleich ich den Grafen Johann Zichy nicht nur heute, sondern, wie dies das geehrte Haus bezeugen kann, immer in allen meinen Aeusserungen als einen Mann charakterisierte, den ich überaus schätze, mit dem ich sympathisiere und dessen hervorragende Eigenschaften ich allesammt anerkenne, den ich also auch für geeignet hielt, dass ihn in irgend einer anderen Hinsicht oder bei irgend einer anderen Gelegenheit die hohe Auszeichnung und die Wahl Sr. Hoheit treffe, doch zu berücksichtigen sei, dass wenn Se. k. u. k. Hoheit seine Wahl bezüglich des ungarischen Cavaliers, der mit ihm zu gehen hat, in solcher Weise trifft, dass er hier aus dem Parlament, mitten in der Budget-Debatte, den Führer einer oppositionellen Fraction mitnehmen würde und ihn mit einer solchen Function auszeichnet, welcher der parlamentarische Führer der betreffenden Fraction bis dahin fernestand, wenn er ihm eine Rolle überträgt, in der er nicht versiert ist, an welcher er nie theilnahm, mit welcher er nie in Berührung stand, dann war es allerdings meine Ansicht — und es handelt sich hier nicht um Personen, sondern um Principien, ich kann dem geehrten Hause mein Wort darauf geben, dass — sage ich — dies eine solche Stellungnahme bedeutet, welche ich von Seite des dem Throne am nächsten Stehenden, des Thronerben — bei aller grossen Hochachtung, bei aller loyalen und hingebenden Anhänglichkeit für seine Person, über die ich in diesem Hause mehr als einmal mit der Eloquenz, deren ich fähig war, mit der ganzen Wärme meines Herzens sprach, dessen grosse Eigenschaften, dessen Herzensadel und dessen erhabene Denkweise ich kenne, und vielleicht besser kenne als viele Andere, dass ich — wie gesagt — eine solche Stellungnahme für eine solche halten musste, die mit den parla-

mentarischen und constitutionellen Principien nicht im Einklange steht und solche parlamentarische und politische Principien verletzt, die meiner Ansicht nach das Alpha einer jeden Constitution, einer jeden Verfassung, der Selbstständigkeit eines jeden Landes und eines jeden, die Attribute der Selbstständigkeit bildenden Parlamentarismus bilden.«

Es wäre nicht uninteressant, zu berechnen, wie oft während der Zeit, die Herr v. Szell zum Sprechen dieses Satzes brauchte, Erzherzog Franz Ferdinand die Reise von Wien nach Petersburg — o h n e den Grafen Zichy — gemacht haben könnte.

* * *

Herrn v. Koerber ist es wieder einmal gelungen, nationale Gegner, die Deutschen und die Slovenen, zu beruhigen. So zwar: Er hat den Deutschen versprochen, die Slovenen in dem Glauben zu lassen, dass er ihnen etwas versprochen habe. Und den Slovenen hat er versprochen, dasjenige, was er den Deutschen versprochen habe, nicht zu halten. Das Resultat nennt man »die Lage«.

* * *

Auf die Frage der ‚Fackel' nach der Verwendung des 8 Millionen-Credits für Universitätszwecke hat das Unterrichtsministerium alsbald eine vorläufige Antwort ertheilt: wie die Tagesblätter am 11. Februar meldeten, ist soeben der Credit für den Neubau des ersten physiologischen Instituts zur Verfügung gestellt worden. Und nun höre man, wie österreichische Unterrichtsminister für die Universitäten sorgen, und staune: v o r f a s t z e h n J a h r e n hat das Abgeordnetenhaus das — am 15. August 1892 promulgierte — Gesetz beschlossen, dem zufolge »die Geldmittel, welche zur Herstellung von Instituten und anderen für Bedürfnisse des Unterrichtes an Hochschulen erforderlichen Räumen, sowie für deren innere Ein-

richtung und Ausstattung benöthigt werden, bis zu einem Höchstbetrage von zusammen acht Millionen Gulden durch Anleihen bei Sparcassen oder anderen öffentlichen Creditinstituten beschafft werden können«. »Die Genehmigung des Voranschlages für die in Betracht kommenden einzelnen Bauobjecte und die Ermächtigung zur Contrahierung von Darlehen behufs Beschaffung der hiezu benöthigten Geldsummen ist«, so lautet der § 2 des Gesetzes, »für jeden speciellen Fall noch besonders im verfassungsmässigen Wege anzusprechen.« Vier Jahre später, durch das Gesetz vom 9. April 1896, wurde »zur Unterbringung von Lehrkanzeln und Instituten der medicinischen Facultät« die Errichtung eines Neubaus auf dem Areale der sogenannten Gewehrfabrik in der Währingerstrasse beschlossen, der dafür erforderliche Aufwand mit 900.000 Gulden festgesetzt, und der Regierung »im Grunde des Gesetzes vom 15. August 1892« die Ermächtigung ertheilt, eine vierprocentige Anleihe aufzunehmen. Nach vier Jahren von acht bewilligten Millionen endlich 900.000 Gulden! Und nun gieng es, nachdem die Pläne für drei auf dem Areale der Gewehrfabrik zu errichtende Gebäude genehmigt waren, an den Bau des einen, in dem heute Hofrath Sigmund Exner lehrt. Seit zwei Jahren ist dieses Gebäude fertiggestellt. Aber von der Fortsetzung des Umbaues der Gewehrfabrik blieb es still. Das Geld für zwei weitere Gebäude ist seit 1896 in den Staatscassen, aber es wird nicht verwendet, und während die Universität für den Bestand ihres wissenschaftlichen Ruhmes bangt, sorgt das Unterrichtsministerium für seine Cassenbestände. Jetzt hat die Mahnung der ‚Fackel' Herrn v. Hartel veranlasst, die Cassen zu öffnen. Wird es bei der Verwendung der 900.000 Gulden sein Bewenden haben, oder wird das Abgeordnetenhaus den Unterrichtsminister zwingen, »im Grunde des Gesetzes vom 15. August 1892« die Ermächtigung zu einer Anleihe zu fordern, die für den

Digitized by Google

Bau eines physikalischen und eines biologischen Instituts hinreicht?

Die Altersgrenze: sie ist unverrückbar für die Gelehrten, und der siebzigjährige Hochschullehrer, der geklärten Blickes die Fülle erworbenen und gesichteten Wissens übersieht, gilt als unfähig, fernerhin die Jugend zum Besitz und zur Mehrung des Wissens zu führen. Aber dem Alter, dem nach der Ueberzeugung unserer Staatslenker die Geisteskraft von Forschern vorzeitig erliegt, soll, davon ist die Unterrichtsverwaltung nicht minder überzeugt, die Nervenkraft der Männer standhalten, die im harten pädagogischen Dienst stehen. Für die Volksschullehrer gibt es keine Altersgrenze, und wir haben nicht nur in der Provinz, sondern auch in Wien Schulleiter, die das siebzigste Lebensjahr überschritten haben und noch immer für die Activitätszulage sich in einem Amte mühen, dem ihre längst hinter den Fortschritten der Pädagogik zurückgebliebene Ausbildung so wenig wie der erschöpfte Körper genügt. Der Hochschullehrer muss in der Blüthe der Altersweisheit zurücktreten, aber dem Volksschullehrer wird, wenn er sich lang genug gerackert, wenigstens der eine Lohn: er darf in den Sielen sterben. ##

* * *

VON DER TECHNIK.

Unser technischer Unterricht ist, wie Herr Exner auf dem Technikerball dem Kaiser versicherte, für ganz Europa mustergiltig, und ein idealer Zustand technischen Hochschulwesens schien erreicht, als von der Estrade des Sofiensaals der riesige Doctorhut Hunderten von Studenten winkte. Der Ruf: es leben die Doctores ing.! scheint freilich, da erst ein Ingenieur das für Nichtchemiker so schwierige Doctorat erreicht hat, noch verfrüht. Aber wir könnten — man kann's ja in Oesterreich immer — warten, wenn nicht die Furcht begründet wäre, dass der Ruf: vivant professores! bald verspätet sein wird und dass die technischen Couleurstudenten den

Digitized by Google

ohnehin unverstandenen Text des Gaudeamus abzuändern sich genöthigt sehen werden, weil die Supplenten, die fast alle Lehrkanzeln innehaben, das vivant professores als feindselige Demonstration und als ein ungestümes Verlangen nach Reformen deuten könnten. Die folgende Tabelle gibt ein ungefähres Bild von Uebelständen, zu deren Beseitigung es nichts als ein wenig guten Willen des Unterrichtsministers braucht.

Lehrkanzel	Letzter Ordinarius	Vortragender
Darstellende Geometrie	**Peschka,** pensioniert 1901	a. o. Professor **Schmid,** verwaltet beide Lehrkanzeln seines Fachs
Allgemeine Maschinenkunde	**Engländer,** ist anderweitig in Anspruch genommen. (Siehe die folgende Rubrik).	Ingenieur **Horvatitsch**
Maschinenbau I	v. **Radinger** †	Professor **Engländer**
Maschinenbau II	v. **Hauffe,** ist noch nicht pensioniert und soll nach Ball- und sonstigen Zeitungsberichten leben.	Honorardocent **Kobes,** liest ausserdem theoretische Maschinenlehre
Anorganisch-chemische Technologie	Professor **Oser,** pensioniert 1901	**Oser** liest trotz seiner Pensionierung weiter
Organisch-chemische Technologie	v. **Perger** †	Adjunct Dr. **Öttinger**
Encyclopädie des Hochbaues	a. o. Professor **Hinträger,** pensioniert	Constructeur **Daub**
Technische Mechanik II	seit Jahren unbesetzt	Ingenieur **Pfeffer**
Mechanische Technologie III	Reg.-R. **Hauptfleisch**	Ingenieur **Utz**
National-ökonomie	Prof. **Herrmann,** krank	Docent Dr. **Schwiedland**

Digitized by Google

Wegen seiner hohen Verdienste um die Förderung der technischen Studien in Oesterreich und insbesondere der Wiener technischen Hochschule hat deren Professorencollegium den Unterrichtsminister Dr. v. Hartel zum Ehrendoctor der technischen Wissenschaften promoviert.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Die »Neue Freie Physik« will nicht zur Ruhe kommen. So findet sich im Morgenblatte aus der Fichtegasse vom 1. d. M. unter dem Titel: »Ein neues Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen« ein Bericht über den Vortrag Dr. Hans Goldschmidts, in welchem fast unentwirrbare Sinnlosigkeiten über die Energiewerthe bei der Anwendung des aluminothermischen Verfahrens in einem Satze comprimiert sind, der also lautet: »Bei diesem Vorgange wird eine Temperatur von schätzungsweise 3000 Grad entwickelt. Diese Temperatur zog der Vortragende in einen in Calorien, respective Ampèrewerthen ausgedrückten Vergleich mit Kohle und Bogenlicht, dessen Resultat darin gipfelte, dass die entwickelte Wärmemenge eines Kilogramms Thermit der erstaunlichen Ziffer von circa 125.000 Meter-Kilogramm entspricht, was der Wirkung von etwa 3000 Pferdekräften gleichkommt.« Abgesehen davon, dass der Vortragende den angegebenen widersinnigen Vergleich zwischen der Temperatur seines Verfahrens und der Calorienzahl der Kohle und den »Ampèrewerthen« des Bogenlichtes gar nicht gezogen haben kann, lässt sich auch Arbeit nicht in den ominösen »Ampèrewerthen« ausdrücken, sondern nur in Watt oder Voltampèren, und endlich gipfelt diese Reporterphysik in der ergötzlichen Behauptung, dass 125.000 Meterkilogramm etwa 3000 Pferdekräfte sind. Nicht etwa, sondern ganz genau sind diese 125.000 Meterkilogramm gleich 1666⅔ Pferdekräften, wie die einfache Division durch 75 lehrt. Die Notiz war im »Economist« veröffentlicht. In einem der Fachblätter der ‚Neuen Freien Presse' wäre sie besser am Platz gewesen.

Professor Victor Loos.

* * *

Digitized by Google

Fast gleichzeitig mit H. St. Chamberlain hat ein hervorragender katholischgläubiger Gelehrter der Wiener Universität das Verhältnis von freier Wissenschaft und Katholicismus*) erörtert. Aber Hofrath Pernter beweist durch sein Beispiel viel glücklicher die Unabhängigkeit eines katholischen Forschers, als durch seine Broschüre die Unabhängigkeit der katholischen Forschung. Und man wird nach seinen Ausführungen besser verstehen, warum er »dem Project (einer katholischen Universität in Salzburg) wenig Geschmack abgewinnen kann«, als dass er ihm die »Berechtigung« zuerkennt, eine Berechtigung, die er durch Bedingungen verclausuliert, deren erste und wichtigste nicht weniger als einen Umsturz im Katholicismus bedeuten würde. Und doch ist nichts bezeichnender, als dass des Professors Pernter Polemik viel tiefer greift, wo sie sich gegen katholische Kreise, als dort, wo sie sich gegen die Vertreter der »voraussetzungslosen« Forschung richtet. Dass auch diese die Voraussetzungen nicht missen können, dass alle wissenschaftliche Thätigkeit sich der Hypothesen bedienen muss, wird treffend dargethan, und Pernter wäre sogar sicherlich um Beispiele dafür nicht verlegen, dass sich die Wissenschaft mit Erfolg später verworfener Hypothesen bedient hat. Doch dem Loblied auf die Hypothese folgt der Beweis, dass eine katholische Wissenschaft zwar niemals mit dem »Sichern und Gewissen«, wohl aber mit Hypothesen in Conflict kommen könnte. Und wie würde sie ihn lösen? Wenn der katholische Forscher, so sagt Hofrath Pernter, »sei es durch eigenes Denken, sei es durch Bemerkungen anderer oder durch Bescheid der kirchlichen Autorität, eines Widerspruchs mit einem Dogma gewahr wird, so lässt er eben Meinung und Hypothese selbstredend fallen«. Und er meint, das sei nichts anderes, als wenn andere Forscher aus eigener besserer Erkenntnis oder durch Kritik belehrt ihre Ansichten ändern. Kann man aber wirklich die Autorität der Kritik mit der kirchlichen vergleichen, und wäre eine solche Gleichstellung selbst dann möglich, wenn die kirchliche Autorität nicht mehr für sich in Anspruch nähme, als was Hofrath Pernter ihr zugestehen will? Das ist nämlich der wichtigste Theil der Pernter'schen Schrift: Die kirchliche Autorität soll ein-

*) Hofrath Dr. J. M. Pernter, »Voraussetzungslose Forschung, Freie Wissenschaft und Katholicismus«. (Verlag Braumüller, Wien und Leipzig, 1902.)

Digitized by Google

geschränkt werden, sie soll sich nur auf den Dogmeninhalt beziehen, und die Verwechslung von Dogmen und theologischen Lehrmeinungen, die nichts als »menschliche Zuthaten zum Offenbarungsinhalt« sind, ist zu beseitigen. Ja, wenn es nur feststünde, was »Offenbarungsinhalt« ist! Wenn sich nur so ohneweiters der herrschenden Schule, dem Thomismus, die Macht entwinden liesse, diesem Begriff die weiteste Ausdehnung zu geben und ihn nicht bloss auf den vollen Wortlaut der heiligen Schrift, sondern darüber hinaus auch noch auf alle Folgerungen, zu welchen Hermeneutik und Exegese gelangen, nicht bloss auf die Dogmen, sondern auch auf die von den Thomisten gelehrte Dogmatik zu erstrecken. Was wäre erreicht, wenn die Professoren einer katholischen Universität, wie Hofrath Pernter verlangt, »nicht der Herrschaft einer Theologenschule ausgeliefert« und lediglich der »ihrer katholischen Ueberzeugung nach das Depositum fidei nach göttlicher Anordnung verwaltenden Autorität« unterstellt wären, da doch diese, die päpstliche Autorität, heute streng den thomistischen Standpunkt vertritt und künftig nicht minder streng einen andern, aber auch den Standpunkt einer einzelnen theologischen Richtung vertreten kann? Hier liegen — man braucht sich nur die von Chamberlain citierten Paragraphe des Syllabus und Stellen aus päpstlichen Sendschreiben ins Gedächtnis zu rufen — unüberwindliche Schwierigkeiten. Aber genug an dem Einen, das gerade aus Pernters Nichtachtung solcher Schwierigkeiten sich ergiebt: dass die katholischen Forscher — heute, an unseren weltlichen Universitäten — frei sind, frei sein wollen, weil sie eben nicht »katholische Forschung«, sondern Wissenschaft betreiben, die Voraussetzungen anderer Art als die bei aller Forschung unumgänglichen nicht kennt. +

* * *

Mit einem heitern, einem nassen Auge treibt jetzt die Wiener liberale Presse Handelspolitik. Das nasse Auge blickt nach Berlin, wo Bülow hartnäckig den Grundsatz verficht, dass Freundschaft keine Handelsschaft ist. Das heitere Auge aber lächelt Russland zu, dessen Wirtschaftspolitiker seit kurzem für die »besten wirtschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn« schwärmen. Ver-

Digitized by Google

nünftige Leute wissen wohl, dass Russland Roggen und Mehl, deren Absatz in Deutschland bedroht wird, auch in Oesterreich-Ungarn nicht absetzen kann und dass wir höchstens der rumänischen und serbischen Vieheinfuhr, aber sicherlich nicht der russischen unsere Grenze öffnen werden; sie wissen, dass die österreichische Industrie die deutsche nicht aus Russland verdrängen kann, weil die russischen Händler den deutschen Fabrikanten zu tief verschuldet und unsere Industriellen nicht reich genug sind, um sie loszukaufen. Den Flirt des schlauen Witte mit Oesterreich-Ungarn, durch den Deutschland eifersüchtig gemacht werden soll, nimmt niemand ausser dem Grafen Goluchowski und seiner Presse ernst. Wirklich niemand! Und vollends in Heiterkeit löst sich die grosse handelspolitische Action, die ein wirtschaftliches Bündnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Russland zustande bringen will, auf, wenn man erfährt, wer sich eigentlich hinter dem tönenden Namen jenes »Oesterreichisch-russischen Handelsvereines« verbirgt, der in den Blättern Propaganda macht, die industriellen Abgeordneten zu Interpellationen drängt und eine neue handelspolitische Richtung herbeiführen will. Der »Lehmann«, der nebst dem Sitz auch die Functionäre aller Vereine verzeichnet, verschweigt schonend die Inhaber der Firma »Oesterreichisch-russischer Handelsverein«. Das Missverhältnis zwischen einer angemassten Aufgabe und der Unbeträchtlichkeit des Vollbringers erschiene auch gar zu crass, wenn Zeitungslesern mitgetheilt würde, dass der Mann, der namens der österreichischen Industrie die besten wirtschaftlichen Beziehungen zu Russland fördert, Herr Sandor Jaray ist. Dass Herr Sandor Jaray seine Möbel, die der cultiviertere Geschmack von Mitteleuropa ablehnt, gern in den Niederungen der Wolga absetzen möchte, ist ja begreiflich. Erstaunlich ist nur, dass Herr Jaray, der doch allein nicht einen Verein ausmachen konnte, einen zweiten Mann fand, der mit ihm den »Oesterreichisch-russischen Handelsverein« bildete, und dass sich zu dieser Rolle Herr Dr. Kobatsch hergab, der Secretär des »Niederösterreichischen Gewerbevereins«. Aber man kann sicher sein: Die Geschäftsklugheit des Herrn Jaray und die Geschäftigkeit des Herrn Kobatsch werden in der Handelspolitik nicht viel ausrichten. Als die erste Bedingung eines künftigen österreichisch-russischen Handelsvertrages hat Herr Sandor Jaray begreiflicherweise die Abschaffung der Beschränkungen bezeichnet,

Digitized by Google

denen jüdische Handlungsreisende in Russland unterliegen. Und schon an dieser einzigen Bedingung können leicht die Pläne des »Oesterreichisch-russischen Handelsvereins« scheitern. +

* * *

Als im vorigen Jahre unter der Patronanz des Herrn Feilchenfeld die Vereinigung der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft« mit der »Böhmischen Escomptebank« vollzogen wurde, hat die ‚Fackel', nachdem Otto Wittelshöfer die Gründe dargelegt hatte, die das Prager Institut zu diesem Schritte trieben, auch gezeigt, dass der Wiener Bank, weil sie sich schon vorher mit den Speculanten in Montanactien zu tief eingelassen hatte, kein anderer Ausweg bleibe, als die Wurst nach dem Schinken zu werfen und weitere Millionen in den Geschäften des Wittgensteinsyndicats zu riskieren, wenn sie nicht die bereits riskierten einbüssen wolle. Jetzt bestätigt die Bilanz der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft«, dass diese Bank wirklich alle verfügbaren Mittel der Montangruppe geliehen hat, und das Project einer Capitalsvermehrung der »Alpinen Montangesellschaft« beweist zugleich, dass diese Mittel nicht ausreichen. Wie viel das Eisencartell der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft« schuldet, lässt die Bilanz nicht erkennen. Soviel aber zeigt sie jedem, der Bilanzen zu kritisieren versteht — das verstehen in unserer Presse bekanntlich nur jene, die nicht kritisieren wollen —: die »Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft hat ausser dem Capital von 10·4 Millionen, das infolge der Capitalsvermehrung zu ihrer freien Verfügung stand, und ausser dem Agiogewinn von 1,701.156 Kronen, der als Capitalsreservefonds gebucht ist, auch den ganzen ordentlichen Reservefonds in die Geschäfte der jobbernden Männer vom Eisen gesteckt. Sie weist nämlich eine Zunahme des

Digitized by Google

Contos Debitoren aus, die fast genau der Summe der Zunahme des Creditorencontos und der beiden Reservefonds gleich ist. Dabei wurden die Montanspeculationsgeschäfte der »Böhmischen Escomptebank« an die »Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft« übertragen. Die Actien der ersten, im Nominalbetrag von 400 Kronen, werfen infolge dessen nur mehr eine Dividende von 40 Kronen ab. Trotzdem stehen 29.683 solche Actien zum Course von 1000 Kronen in der Vermögensbilanz der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft«, deren Activen daher bei vorsichtiger Bilancierung mindestens um ein Drittel dieses Betrages, also um rund 10 Millionen, zu verringern wären. Anstatt aber eine Coursreserve für den Besitz an Actien der »Böhmischen Escomptebank« zu schaffen, vertheilt die »Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft« 3,600.000 Kronen an Dividenden und — um 141.679 Kronen mehr an Tantièmen als im Vorjahre. Wahrlich, Herr Rechnitzer von der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft« ist ein ebenso erfolgreicher Bankdirector wie Herr Bauer vom »Wiener Bankverein«! Auch sonst ist zwischen diesen beiden Banken noch eine Aehnlichkeit zu bemerken: Präsident der Einen ist Graf Oswald Thun-Salm, der Obmann des verfassungstreuen Grossgrundbesitzes, Präsident der andern der Freiherr von Schwegel, der Obmann des verfassungstreuen Grossgrundbesitzerclubs im Abgeordnetenhause. In diesem glücklichen Oesterreich werden doch immer die wirtschaftlichen Gegensätze, die die Welt zerrütten, auf die einfachste Art von der Welt überbrückt: Die Jobber kaufen Grossgrundbesitz, und die Grossgrundbesitzer jobbern.

* * *

In dem Process gegen die Aufsichtsräthe der Trebertrocknungsgesellschaft hatte das Kasseler Gericht den Regierungsrath im bosnischen Ministerium Carl

Digitized by Google

Petraschek als Zeugen geladen. Regierungsrath Petraschek hat bekanntlich bis in die jüngste Zeit als Delegierter des Herrn v. Kallay den Directionen der »Bosnischen Holzverwerthungs-Actiengesellschaft« und der »Bosnischen Elektricitätsgesellschaft« angehört und kennt die Beziehungen zwischen den Kasseler Trebertrocknern und Herrn Kranz ebenso gut wie jene zwischen Herrn Kranz und dem bosnischen Ministerium. Seinem Erscheinen vor Gericht sah man mit Spannung entgegen: würde ihn der Zeugeneid zum Reden oder der Diensteid zum Schweigen verpflichten? — Aus Kassel berichtet der Specialcorrespondent der ‚Fackel': »Auf die Aussage des Vertreters der bosnischen Regierung musste verzichtet werden. Regierungsrath Petraschek ist erkrankt. Das Gericht wünscht der ganzen bosnischen Verwaltung baldige Besserung.«

PREISFRAGEN.

(Sprachperlen aus einem Schmockkästchen.)

Wo mischte sich das »vornehme Wiener Bürgerthum« unter das »temperamentvolle Völkchen der Künstler«?

Auf dem Concordiaball.

Wo »walzt der Uebermuth mit der Lebensweisheit«?

Auf dem Concordiaball.

Bei welcher Gelegenheit kann man jedes Jahr den Sophiensaal so voll sehen, wie man ihn schon seit Jahren nicht gesehen hat?

Auf dem Concordiaball.

Wann entsteht in Wien »ein fast beängstigendes Gedränge«?

Auf dem Concordiaball.

Digitized by Google

Wo kann der Zustand auf dem Parquet noch »paradiesisch« genannt werden »im Vergleich zu dem Menschenknäuel, der die Estrade gleichsam blockierte«?

Auf dem Concordiaball.

Wo muss einer »Ausdauer, gesunde Nerven und vor allem tüchtige Ellenbogen haben, um die Wiener Theaterbeautés in der Nähe bewundern zu dürfen«?

Auf dem Concordiaball.

Zu welcher Art von Menschen zählt er, wenn 's ihm gelungen ist?

Zu den Glücklichen.

Wohin begibt man sich im Bewusstsein der Gefahr doch alljährlich?

Auf den Concordiaball.

Wo kann sich immer erst in vorgerückter Stunde »die junge Welt zu ihrem Tanzrecht verhelfen«?

Auf dem Concordiaball.

Wer macht jedes Jahr um 11 Uhr den vergeblichen Versuch, die Paare zum Tanz aufzustellen?

Rabensteiner.

Wem gelingt es mit der äussersten Anstrengung schliesslich doch?

Rabensteinern.

Was thaten unterdessen die Ballbesucher?

Sie flutheten.

Was blieben die Bemühungen derer, die »schüchterne Versuche zu promenieren« machten?

Vergeblich.

Wo soll »einem Gerücht zufolge« erst nach 2 Uhr der Tanz begonnen haben?

Auf dem Concordiaball.

Wohin trat dann der Tanz?

In seine Rechte.

Worauf kam das schaulustige Publicum?

Auf seine Rechnung.

Wo steht alljährlich ein »lebendes Spalier« vom Eingang bis zur Estrade »dichter als je«?

Auf dem Concordiaball.

Digitized by Google

Wohin »strömte« wiederum »alles, was Namen und Rang hatte«?

Auf die Estrade.

Wer hat sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal als »unermüdlich« bewährt?

Edgar v. Spiegl.

Wo ist es unmöglich, alle die aufzuzählen, die anwesend waren?

Auf dem Concordiaball.

Wo ist es noch unmöglicher, alle die aufzuzählen, die abwesend waren?

Auf dem Concordiaball.

Wer hatte sein »Fernbleiben entschuldigt«?

Erzherzogin Maria Annunziata.

Wer hatte es nicht entschuldigt?

Alle anderen Mitglieder des Kaiserhauses.

Was übertraf der Besuch?

Die höchstgespannten Erwartungen.

Wer war von bestrickendster Anmuth und wer von bestechendster Liebenswürdigkeit?

Die Theaterdamen und die Bankdirectoren.

Was entwickelte sich alsbald?

Die anregendste Conversation.

Wen »bemerkte« man?

Den persischen Gesandten Neriman Khan.

Wen sollte man nach der parlamentarischen Interpellation, betreffend einen schwunghaften Teppichhandel, lieber nicht bemerken?

Den persischen Gesandten Neriman Khan.

Wer hatte »all die berückenden Wunder der Elektricität, den Lichterglanz, der um etliche Nuancen heller als das Tageslicht erstrahlte, mit glücklichem Geschmacke ausgespielt«?

Siemens & Halske.

Wer verlangt dafür nichts und zahlt womöglich noch für das Zeitungslob?

Siemens & Halske.

Digitized by Google

Wer hat gezeigt, dass »selbst die stärksten Superlative noch immer einer Steigerung fähig sind«?

Immer der letzte Concordiaball.

Was wird »eine sinnige Erinnerung bilden«?

Die Damenspende.

Was war die Damenspende?

Ein Bijou.

Was war der Ball selbst?

Ein Gedicht.

Was trug zum Schlusse des Soupers Herr Julius Bauer vor?

Ein Bänkel.

Wie waren die Pointen?

Zündend.

Was macht »den Eindruck der bewegten See, der Brandung, die still wird, um sich immer und immer wieder zu erneuern, rythmisch und unaufhaltsam, als wollten die Wellen sich im Grusse vor dem sonnigen Gestade neigen«?

Das Drängen vor der Estrade.

Wer hat schon vor dem Ball, der am 3. Februar stattfand, einen Vorbericht geschrieben und unter dem Datum dieses Tages erscheinen lassen, worin von einer »Erinnerung an den glänzend verlaufenen Ballabend« die Rede ist?

Die ‚Neue Freie Presse'.

Was kann einzig gemeint sein, wenn auf der Estrade »Stern an Stern« glänzt und »aus allen Ecken und Enden ein feiner Duft in den hohen Raum dringt«?

Ein Tanz von Schmöcken.

Was strömt noch einen feinen Duft aus?

Eigenlob.

* * *

Die Damenspende des Concordiaballs, ein poetisches Album mit Beiträgen aller Mitglieder, war in der That sinnig, so unsinnig auch die meisten Verse und Aphorismen auf den ersten Blick scheinen mögen. Seit dem Jahre 1894, seit der unvergesslichen Bitte des Herrn Glogau »an das 20. Jahrhundert«: (»Gib uns unsere Ideale wieder!«) sind die Bekenntnisse der Wiener Lokalredacteure und Börsenreporter meines Wissens zu keiner »Damenspende« ge-

Digitized by Google

sammelt worden. Am drolligsten klingt diesmal die Versicherung jenes Herrn Dr. Steinbach, der in den Tagen der deutschen Obstruction die ‚Neue Freie Presse' und die ‚Narodni Listy' gleichzeitig mit politischen Nachrichten bedient hat:

»Nicht Werkzeug ist uns die Feder, sondern eine blanke feine Klinge, Waffe und Ehrenzier zugleich.«

Waffe? So manchen Herren, die im Reiche der »Concordia« zu gebieten haben! Und eine mehrkalibrige noch dazu. Aber Ehrenzier?...Da hat Herr Friedrich Gustav Triesch die Veranstalter des Festes schon unumwundener gezeichnet, da er sie also apostrophierte:

Kühne Kämpen, süsse Sänger, milde Mittler, dreiste Dränger.....

Dreiste Dränger! Die Schauspielerinnen, die wiederum zu Paaren auf den Ball getrieben wurden und bei Strafe der Nichtnennung in Fällen von Unpässlichkeit auf der »Estrade« ausharren mussten, wissen ein Liedchen davon zu singen. Ihnen wird die Damenspende keine »sinnige Erinnerung« sein wie den anderen Besucherinnen, die beim Anblick des Concordiaalbums nach der Versicherung des ‚Fremdenblatt' folgendermassen fühlen werden: »Mag sich auch der lieben, hold erröthenden Leserin ein Anderer, der hier keinen Beitrag gespendet hat, am tiefsten und wirkungsvollsten ins Herz geschrieben haben, sie wird gewiss gerne die interessanten, ernsten und schelmischlächelnden Charakterköpfe der Männer vor sich auftauchen sehen, die, wenn auch das Schreiben sonst ihr edles Handwerk ist, in Frauenherzen doch nur lesen müssen.«

* * *

Ein Musiker schreibt mir:

Am 29. Jänner 1902 fand in der Wiener Hofoper die Erstaufführung der »Feuersnoth« von Richard Strauss statt. Selten noch gab es eine solche Gelegenheit, die rasche Auffassung und sichere Urtheilskraft unserer Musikkritiker zu bewundern, die so flink über schwierige oder schwer zugängliche Werke aburtheilen, als ob sie sich nie blamiert hätten und die unentwegten Hüter einer wahrhaft idealen Kunstanschauung wären. Nicht gegen das Urtheil, nur gegen die apodiktische Form, in der jeder das seine präsentiert, muss immer wieder Verwahrung eingelegt werden. Dass sie Unrecht

Digitized by Google

haben könnten, ahnen sie nicht. Nicht einmal Herr Hofrath Hanslick, der dem kleinen Strauss den grossen Wagner gegenüberstellt — und mit so unerschütterlicher Sicherheit, als ob ihm Wagner seit jeher gross erschienen wäre. Dieser glänzende Schriftsteller muss noch immer als der gefährlichste der Gattung betrachtet werden, und darum sind vielleicht einige Gegenüberstellungen aus früheren Kritiken und seiner jüngsten nicht ohne Interesse:

Kritik der »Feuersnoth« (‚Neue Freie Presse' vom 31. I. 1902).

»Taucht hin und wieder ein freundliches Melodienköpfchen auf, so wird es nach zwei oder drei Tacten unbarmherzig abgeschlagen und in der Fluth der Modulationen und Orchester-Combinationen ertränkt.«

»Meistersinger«-Kritik vom Jahre 1870 (Aus: »Die moderne Oper«, Berlin 1885, Seite 302).

»Ein kleines Motiv beginnt; es wird, ehe es zur eigentlichen Melodie, zum Thema sich gestaltet, gleichsam umgebogen, geknickt, durch fortwährendes Modulieren und enharmonisches Rücken höher oder tiefer gestellt, durch Rosalien fortgesetzt, dann angestückelt und wieder verkürzt, bald von diesem, bald von jenem Instrument wiederholt oder nachgebildet.«

Ebendaselbst:

»Einer Oper, welcher die singende Seele fehlt, ist nicht zu helfen. Auch nicht durch all die subtilen oder grandiosen Orchesterkünste, welche Richard Strauss so unvergleichlich commandiert.

»Rheingold«-Kritik vom Jahre 1869. (Ebendaselbst Seite 311).

»Die raffinirtesten Orchester-Combinationen können nicht darüber täuschen, wie nüchtern und seelenlos aller Gesang im Rheingold ist.«

Ebendaselbst:

»Unser Ohr ist eben kein Magnet und die Melodiechen keine Eisenfeilspäne.«

»Rheingold«-Kritik. (Ebendaselbst S. 313):

»Nach unserer einfältigen Meinung ist die Melodie verschieden von Eisenfeilspänen und unser Ohr kein Magnet.«

Digitized by Google

Von weiteren Beispielen sehe ich ab; ich müsste sonst die Recensionen von »Rheingold«, »Meistersinger« u. s. w. sowie die der »Feuersnoth« abschreiben. Wer näher auf die Sache eingehen will, möge an Ort und Stelle nachsehen. Aber jedem wird klar sein, dass der Musikhofrath gegen Richard Strauss nicht nur dasselbe Urtheil, sondern auch dieselbe Terminologie, ja in einem Fall sogar dasselbe Aperçu ins Treffen führt wie einst gegen Richard Wagner. Heute sind — er leugnet's nicht mehr — die »Melodiechen« Wagner's der Magnet und unsere Ohren die Eisenfeilspäne. Beim Genie ist mehr das Gehirn, der Sitz der »Melodiechen« ausgebildet, beim Kritiker mehr die Grösse der Ohren ... Aber noch nie hat das Genie seine Ideen nach unseren Ohren eingerichtet. Herr Hanslick widerrief seine einstige »Meistersinger«-Kritik theilweise in seinem späteren Werke »Aus meinem Leben«. (Berlin 1894. Seite 176, 177, 2. Band). Dort heisst es, nachdem er sich mit Erschöpfung, Müdigkeit und Hunger entschuldigt hat: »Ich bemühte mich, vollkommen gerecht zu urtheilen, kann aber nicht leugnen, dass ich gerade von den ‚Meistersingern' heute viel besser denke als damals. Hätte ich die Oper noch einmal hören und mich wenigstens einen Tag erholen, sammeln können, — es wären mir gewiss die Vorzüge des Werkes stärker, die Schatten geringer erschienen.« Dies freimüthige Bekenntnis ist für den Herrn Hofrath beinahe so ehrenvoll wie sein gutes Gedächtnis für stilistische Wendungen, die ihm vor 32 Jahren eingefallen sind. Wer würde ihm nicht ein langes glückliches Leben wünschen? Möge er nach abermals 25 Jahren sein hartes Urtheil über die »Feuersnoth« corrigieren und nach 32 über neue Künstler die alten Witze machen!

* * *

Die Massgebenden.

(Aus zwei Musikkritiken:)

»Die schon merklich verblühten Reize von Mendelssohn's Musik zum ‚Sommernachtstraum' wären wohl kaum im Stande gewesen, den grossen Musikvereinssaal bis auf den letzten Platz zu füllen.« — — — — — — — — — — — — »Vollsaftig, echt volksmässig, von reizvollster Erfindung und glücklichst gesteigert ist der Walzer, der den dritten Act des ‚Herzog Wildfang' einleitet.«

»Im vollen Sonnenlicht des Schönen, nicht bloss Interessanten, strahlte Mendelssohn's Musik zum ‚Sommernachtstraum'.« — — — — — — — — — — — — — »Wir hören ein müdes Walzerthema ohne Schwung und Originalität.«

* * *

Digitized by Google

Der Ausgleich.

Aus Budapest wird gemeldet: »Die Kurutzen-Brigade der Studenten erzwang in mehreren Chantants die Erklärung, dass binnen 30 Tagen die vollständige Magyarisierung vollzogen sein werde. In den meisten derartigen Unterhaltungslocalen sind die deutschen Vorträge schon heute eingestellt.«

Aus Wien wird gemeldet: »Ein künstlerisches Ereignis steht den in Wien lebenden Ungarn noch in dieser Saison bevor. Der Regisseur Karl Polgár wird in diesem Winter einen ungarischen Salon eröffnen, wo nicht nur Solo-Pièçen, sondern auch kleine Stücke in ungarischer Sprache zur Aufführung gelangen werden. Dem Unternehmen, für welches sich auch Intendant Graf Keglevich besonders interessiert, haben bereits die hervorragendsten Kunstkräfte der Budapester Bühnen ihre Mitwirkung zugesagt.«

Und nun soll der hübsche Contrast nicht Wirklichkeit werden! Herr Polgár — wie mag er nur früher geheissen haben? — bleibt uns erspart. Er fürchtete »Repressalien«, sah ein, dass Wien an einem Karczag genug habe, und liess den schönen Plan fallen. Trotz den ermunternden Zurufen der liberalen Presse, und wiewohl namentlich in der ‚Wiener Morgenzeitung' ein feinsinniger Förderer dem Unternehmen unermüdlich das Wort redete und das Wiener Publikum aufforderte, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern an Ungarn die »edle Rache« eines reichen Zulaufs zur Kasse des Herrn Polgár zu üben. Der unermüdliche Förderer heisst Sigmund Schlesinger und ist — der Schwiegerpapa des Herrn Polgár.

* * *

»Gegen 11 Uhr besetzte eine Polizei-Abtheilung in aller Stille sämmtliche Ausgänge des Börsengebäudes, selbst die an der Aussenseite angebrachten Rettungsleitern, und gegen 300 Börseaner und ein halbes Hundert anderer Besucher waren gefangen. Ein Theil von ihnen suchte sich in den Keller zu retten und dort sich zu verstecken, aber einer nach dem anderen wurde hervorgeholt.«

— — — — — — — — — — — — — —

Bitte, nicht zu erschrecken! Nicht Wien, sondern Minneapolis war der Schauplatz dieses Ereignisses. Und auch dort

Digitized by Google

sollte das Eingreifen der Behörde keiner volkswirtschaftlichen, sondern nur einer hygienischen Gefahr wehren. Die Zeitungsnachricht, der die voranstehenden Sätze entnommen sind, und die auch in börsenfreundlichen Journalen veröffentlicht war, besagt nämlich:

»Weil ein an der Getreidebörse zu Minneapolis beschäftigter Telegraphist an den Blattern erkrankt ist, sind sämmtliche Börsenmitglieder und alle Besucher, die sich dort eines Vormittags aufhielten, zwangsweise geimpft worden. Millionär und Bauer hatten sich dem Impfarzte zu unterwerfen, und Alfred Pillsbury, der grösste Mühlenbesitzer der Welt, musste dem drohend geschwungenen Knüppel eines Polizisten weichen, als er aus einem Fenster zu entkommen suchte.« . . . »Schliesslich machten die Verfolgten gute Miene zum bösen Spiel, stellten sich in eine Reihe, entledigten sich ihrer Röcke, marschirten mit entblösstem Arme an den Impfärzten vorbei und unterwarfen sich der Operation.«

In Koerber's Oesterreich, dessen Bevölkerung gegen das Börsengift so ganz und gar nicht immun ist, hat noch kein Sanitätscordon Schottenring und Taborstrasse umstellt. Anderwärts werden dieBörseaner wenigstens geimpft und müssen »gute Miene zum bösen Spiel« der Behörde machen. Bei uns macht noch immer die Behörde gute Miene zum Börsenspiel.

* * *

Am 5. Februar brachte die ‚Arbeiterzeitung' nicht nur in der Rubrik »Eingesendet« zwei Mittheilungen der Unionbank und der Länderbank, sondern auch eine Annonce der Versicherungsanstalt Janus. Das meiste Interesse für die lesenden Proletarier dürfte aber an diesem Tage die eine ganze Seite füllende Ankündigung der Oesterreichisch-ungarischen Bank gehabt haben, dass auf jede Actie für das zweite Semester 1901 eine Dividende von 40 Kronen 60 Hellern entfällt, welche vom 4. Februar l. J. ausbezahlt wird. Namentlich vor den Cassen der letztgenannten Bank soll an den folgenden Tagen ein derartiger Andrang geherrscht haben, dass der Gouverneur Bilinski sich genöthigt sah, eine Tafel aushängen zu lassen, die die Mahnung enthielt:

»Zuzug fernzuhalten!«

* * *

Digitized by Google

Liebe Fackel!

Eine Ehrenrettung ist im verflossenen Ischler Sommer vollzogen worden. Ein Länderbankdirector — aus der Aera Hahn — hatte einen Herrn, den er in Folge einer Namensverwechslung verdächtigte, den Differenzeinwand erhoben zu haben, nicht mehr gegrüsst. Der Irrthum wurde endlich aufgeklärt, und grossmüthig rief der Bankdirector aus: »Wie soll ich Sie rehabilitieren?« (Nach einigem Nachdenken:) »Wissen Sie, was!? Ich geh' mit Ihnen einmal über die Esplanad'!« Und er that's.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Actionär. Die Verluste bei den Gründungen des »Wiener Bankvereins« sind in der That noch grösser. Die »Teppichfabriksactiengesellschaft Philipp Haas & Söhne« hat nicht nur die Capitalsreduction, die in Nr. 93 der ‚Fackel' erwähnt wurde, vorgenommen, sondern auch den ganzen Reservefonds abgeschrieben. Und die »Ungarische Bank für Industrie und Handel«, deren Actiencapital Herr Moriz Bauer am 7. October noch als intact ausgab, gesteht in ihrem am Tag des Erscheinens des letzten ‚Fackel'-Heftes versendeten Bilanzbericht ein, dass 1,700.000 Kronen vom Actiencapital verloren sind. Dabei wurde aber für die Petroleumgeschäfte, in die man drei Viertel des Actiencapitals gesteckt hat, keinerlei Reserve in die Bilanz eingestellt, weil, wie der Bericht erklärt, »eine Bewerthung dieser Engagements derzeit unmöglich ist«. So etwas, rufen jetzt die Ungarn stolz in die Welt, ist nur in Oesterreich möglich: die ungarischen Verwaltungsräthe der Bank für Industrie und Handel verwahren sich nämlich gegen den Vorwurf, dass sie die Petroleumgeschäfte entriert hätten; die habe Bauer Mór angerathen und durchgeführt. Dem Director des »Wiener Bankvereins« macht seine Verantwortlichkeit nicht bange. Der bewährteste Grundsatz eines Wiener Bankdirectors ist ja: Ich thue, was mir recht ist, und scheue niemand!

Advocat. »In Zeitungen werden in Bezug auf die Berufsthätigkeit und insbesondere auf die Berufserfolge einzelner Rechtsanwälte Mittheilungen auffällig, die ihrem Inhalt nach die Annahme hervorzurufen geeignet sind, dass solchen Veröffentlichungen die betheiligten Rechtsanwälte selbst nicht fernstehen. Die unmittelbare oder mittelbare Veranlassung der Aufnahme von Zeitungsnotizen, die einem Rechtsanwalt zur Werbung um Praxis oder sonst zur Reclame dienen sollen, durch den Rechtsanwalt erscheint als ein mit der Rechtsanwaltsordnung in Widerspruch tretendes Verhalten, das gegebenenfalls zur ehrengerichtlichen Ahndung zu ziehen ist.« Dies der Wortlaut eines Rundschreibens der Advocatenkammer — in München. Sollte irgend einmal — und in der ‚Fackel' ist ja oft schon den phantastischesten Möglichkeiten, wie

Digitized by Google

z. B. dem Einsperren von Bankdirectoren und dem Hinauswerfen von Zeitungserpressern, das Wort geredet worden — sollte irgend einmal die niederösterreichische Advocatenkammer sich bewogen fühlen, erröthend den Spuren der Münchener Collegin zu folgen, dann .... Ja, was werden dann die Herren anfangen, so da heissen: Elbogen, Frischauer, Glaser und Herzberg-Fränkel? Welche Wirkung sollen die Begnadigungstelegramme des Herrn Dr. Pollatschek an den Kaiser haben, wenn sie nicht einmal in den Zeitungen abgedruckt werden? Und der im Gerichtstheil immer wieder hervorgehobene Neffe Benedikt's und der im Briefkasten immer wieder empfohlene Schwiegersohn Vergani's werden sich im Unglück finden . . .

Leser. Dass St—g (man weiss nicht, ob man bei dieser Abkürzung an »Strafgesetz«, an »Stumpfsinnig« oder an »Sterbetag« denken soll; ich entschiede mich von wegen der Heiterkeit für das dritte) neulich über eine arme Köchin sich lustig gemacht hat, die ihr Tanzvergnügen mit einem Sturze büssen musste, ist für die Manieren dieses brechmittelmässigen Schriftstellers, dessen Satire wahrlich wie eine Geissel wirkt, bezeichnend. Der Hohn darüber, dass ein Dienstbote »beim Abstauben« von der Ballunterhaltung träumt und keinen Gummiradler zur Verfügung hat, war von jener Noblesse getragen, die auch schon Herrn St—g's Verspottung von Greisen, die sich zu einer Gedenkfeier versammelten, beflügelt hat. Jeder Satiriker hat die Uebelstände, die er verdient. Dieser grausame St—g bekämpft die Trauer der Wiener um das letzte Tramwayross, ihre Freude über die erste »Elektrische«, schont den Bahnhofportier nicht, der falsche Orden getragen hat, und sagt über die Köchin, die beim Polkatanz ohnmächtig wird, »was ist«.

Justinian. So ist denn die Behörde gegen die Hazardspieler im Jockeyclub eingeschritten, und der demokratische Wunsch musste nicht des Gedankens Vater bleiben. Uebrigens wäre gerade von dem in Nummer 90 der ‚Fackel' vertretenen Standpunkt aus die Zurückhaltung der Staatsanwaltschaft beklagenswerth gewesen; denn schlechte Gesetze — ich citiere einen ernsten Juristen — können sich nur durch consequente Nichtanwendung gegen die Hochgestellten erhalten. Man weise Herrn v. Szemere aus, und man wird endlich zur Einsicht kommen, wie unsinnig es ist, einen nach Ungarn zuständigen Knaben abzuschieben, weil er »Kopf oder Adler« gespielt hat. »Gleiches Unrecht für Alle!« — möchte ich rufen, wenn ich nicht fürchten müsste, dass der geehrte unlautere Wettbewerber vom ‚Feuerschein', der dies Wort eben anlässlich der Hazard-Affaire gebraucht hat, mir ein Plagiat vorwirft. Es ist noch ein glücklicher Zufall, dass ich schon einige Wochen vor ihm — es war in Nr. 84 der ‚Fackel' und betraf die Censurbehörde — das »gleiche Unrecht für Alle« gefordert habe. Aber man lasse es auch wirklich allen zutheil werden. Jenen, die gespielt, und den anderen, die der strafbaren Handlung zugesehen haben. Unser Minister des Auswärtigen, der Herr Graf Goluchowski zum Beispiel, soll der Partie der Herren von Potocki und Szemere spannungsvoll assistiert haben. Den wird man sicherlich aus dem – Spiele lassen und nicht mit gerichtlichen Vorladungen

Digitized by Google

behelligen. Er würde sich im Ernstfall damit ausreden können, dass ihm von der internationalen Politik her das beschauliche Kibitzen zur zweiten Natur geworden sei.... Die Ausweisung des Herrn v. Szemere als Ausländers wird leider nicht zu umgehen sein. Der Hazardparagraph ist neulich von einem Bezirksrichter mit einer unverkennbaren Spitze gegen den Jockeyclub »ausgelegt« worden. Da es sich darum handelte, einige nach Ungarn zuständige Kaffeehausspieler die ganze Härte des Gesetzes fühlen zu lassen, liess es der Richter bei der Geldbusse bewenden und meinte, die vorgeschriebene Ausweisung beziehe sich »nur auf Professionsspieler«. . .

Beobachter. Dass die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' »Das grobe Hemd« von Anzengruber bespricht und ausdrücklich noch hervorhebt, Anzengruber (nicht etwa Karlweis) habe die Rolle Herrn Tyrolt auf den Leib geschrieben, gehört zu den harmlosen Avancements, mit denen die liberale Presse »unter der Hand« ihre Lieblinge überrascht. Das ist beiläufig dasselbe, wie wenn die ‚Neue Freie Presse' Herrn Stukart, der ihr auf Bällen so gut gefällt, in ihren Berichten immer wieder zum Polizeirath ernennt. Nur eine Veränderung nimmt sie mit diesem dem Länderbank-Hahn befreundeten Criminalisten nicht vor, und die wäre drucktechnisch am leichtesten durchführbar: dass er ausnahmsweise einmal statt u. a. — a. d. erschiene. Sie thut's nicht.

Sammler. Ein Feuilletonist der ‚Neuen Freien Presse' citierte zur Bauernfeld-Feier die folgende Selbstvertheidigung des Dramatikers: »Das Stück selbst hat eine polemische und, wie ich hoffe, löbliche Tendenz. Es ist im Allgemeinen gegen die Umtriebe einer falschen und betrügerischen Journalistik gerichtet, welche sich der echten und lebendigen Literatur entgegengestellt und so mittelbar den übelsten Einfluss selbst auf das gesellige Leben nimmt, indem sie ihr ganzes luftiges Gebäude auf moralische und ästhetische Lüge baut.« Offenbar hatte der verantwortliche Redacteur, da er diese Worte drucken liess, die pflichtgemässe Obsorge vernachlässigt. Er war an jenem Tage über und über mit der Zusammenstellung des Annoncentheils beschäftigt. Ein »85 Kilo schwerer Mann« suchte die Bekanntschaft einer Dame unter der Chiffre »Gute Unterhaltung« und unter der ausdrücklichen Bedingung »Ehe ausgeschlossen«. Und ein »sympathischer junger Mann« wieder wünschte unter der Devise »L'Esbien« Beziehungen anzuknüpfen. Die Sorgfalt, mit der — allen Staatsanwälten zum Trotz — der Alkoven der ‚Neuen Freien Presse' hergerichtet wird, macht die Schlamperei in den übrigen Abtheilungen des Blattes, wenn schon nicht entschuldbar, so doch begreiflich. — Herr Servaes verlangte am 4. Februar, dass man »gedämpften Fusses vor das Bild« trete, »wie vor ein Heiligthum«. — Unter den Musikkritikern ist ein Herr Liebstoeckl von der ‚Reichswehr' bemerkenswerth. Gelehrt wie immer, schreibt er über Mahlers vierte Symphonie: »Es ist kein Zufall, dass Gustav Mahler dem Mittelalter in der vierten Symphonie näher steht als sonst. Alle Mystiker und Diagnostiker enden dort, wo sie heimlich anfingen.« — Ein Feuilletonist der ‚Neuen Freien Presse' sprach bald darauf die folgende interessante

Digitized by Google

Ansicht aus: »Neigt der Südländer mehr zu Excessen in der Liebe, so ist der Engländer eher solchen im Essen und Trinken unterworfen. Aber sie schaden ihm nicht, weil er, gleich einer überheizten Locomotive, den Ueberschuss durch Football und Criquet rechtzeitig in Bewegung umsetzt.« Der »technische Impresario«, den Professor Loos in No. 93 der ‚Fackel' vorstellte, thäte gut daran, die »fussballspielende Locomotive« rechtzeitig in Capital umzusetzen. — Am Sonntag, dem 9. Februar durfte die ‚Neue Freie Presse' eine Orgie der Aufklärung feiern; sie brachte einen Leitartikel gegen das jetzt in Berlin grassierende »Gesundbeten«. Die Herren Bacher und Benedikt denken viel zu rationalistisch, um sich von solchem metaphysischen Humbug nicht mit Abscheu zu wenden. Sie haben an Berlin, »der Stadt des Aufschwungs«, eine Enttäuschung erlebt und betheuern, sie hätten nie erwartet, dass »dort, wo man meinen sollte, der Geist der Vorurtheilsfreiheit und der Bildung sei auch schon bis in die Krankenstube gedrungen«, so finsterer Aberglaube sich breit machen würde; damit »könne man sich als moderner Mensch nicht ohne Erröthen auseinandersetzen«. Dass Kranke sonst vorurtheilsvoll und ungebildet sind, haben offenbar die geschicktesten Mystiker und Diagnostiker der Presse herausgebracht, die immerdar Aufklärung für die beste Medicin halten. Man kann sich die Herren Bacher und Benedikt auch wirklich nicht gesundbetend vorstellen. Im äussersten Falle würden sie sich auf eine voraussetzungslose, intelligente Massage einlassen; und mit der setzen sie sich in der That ohne Erröthen auseinander.

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Cg IV 725/1
5

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Landesgericht Wien in C. R. S., Abtheilung IV hat unter dem Vorsitze des k. k. Oberlandesgerichtsrathes Dr. Emil R. v. Aschbach im Beisein der k. k. Landesgerichtsräthe Alois Hlavaczek und Johann Steiner als Richter in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers in Wien, I., Elisabethstrasse 4, Klägers, vertreten durch Dr. W., wider Justinian Frisch, absolvierten Juristen und Herausgeber der Zeitschrift ‚Im Feuerschein' in Wien, I., Bauernmarkt 3, Beklagten, vertreten durch Dr. M., wegen 3000 K. s. N. G. auf Grund der mit beiden Parteien durchgeführten mündlichen Verhandlung zu Recht erkannt:

Der Beklagte ist schuldig, dem Kläger den Betrag von 1800 K sammt 5% Zinsen vom 27. November 1901 als dem Klags-

Digitized by Google

tage und die auf 306 K 56 h bestimmten Gerichtskosten binnen 14 Tagen bei sonstiger Execution zu bezahlen. Mit dem Mehranspruche per 1200 K sammt Zinsen wird Kläger abgewiesen.

Thatbestand:

Der Kläger führt aus, dass er von Ende März 1899 bis Anfang Juli 1901 81 Nummern der periodischen Zeitschrift ‚Die Fackel' als Herausgeber habe erscheinen lassen, während der Vater des Beklagten, Moriz Frisch, während dieser Zeit die Administration und die Drucklegung besorgte. Das Urheberrecht stehe ihm gemäss § 8 des Gesetzes vom 26. December 1895, Nr. 187 R. G. B. aus dem doppelten Grunde zu, weil er Herausgeber der Zeitschrift war und weil er fast alle Artikel derselben selbst geschrieben habe. Ende Juni 1901 habe er dem Moriz Frisch diese Administration und die Drucklegung entzogen und ihm dies vor Erscheinen der Nummer 81 mündlich mitgetheilt. In dieser Nummer habe er auch, seinen Lesern angekündigt, dass er aus Gesundheitsrücksichten eine Unterbrechung im Erscheinen der ‚Fackel' bis zum Herbste eintreten lasse.

Als er anfangs October darangieng, eine weitere Nummer der ‚Fackel' deren Druck und Administration nun anderwärts besorgt werden sollte, erscheinen zu lassen, hat Beklagter am 5. October vormittags in den Strassen von Wien ein grosses Placat mit dem Texte: »‚Die Fackel' ist todt. Es lebe die ‚Neue Fackel'! Der Erscheinungstag der ‚Neuen Fackel' wird demnächst bekanntgegeben werden« affigieren lassen. Der Kläger hat nun zunächst beim k. k. Bezirksgerichte Innere Stadt II als einstweilige Verfügung den Beschluss vom 9. October 1901, $\frac{\text{V. XI 71}}{1}$ erwirkt, womit dem Beklagten die Beseitigung dieser Placate aufgetragen und ihm verboten wurde, für die von ihm angemeldete periodische Druckschrift die Bezeichnung ‚Neue Fackel' zu gebrauchen. Dieser Beschluss wurde mit der Entscheidung des Obersten Gerichtshofes vom 29. October 1901 bestätigt (Beilage Nr. 3 und 4). Am 12. October 1901 liess der Beklagte die erste Nummer einer Zeitschrift ‚Im Fackelschein' erscheinen. Am 14. October 1901 zur G. Z. U. $\frac{\text{I } 642/1}{4}$ wurde über Antrag des Klägers als Urhebers der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' vom k. k. Bezirksgerichte Josefstadt als Pressgericht gemäss § 22, Abs. 3 des Gesetzes vom 26. December 1895, Nr. 197 R. G. Bl. das Verbot des Weitergebrauches der vom Beklagten für die von ihm herausgegebene politisch-litterarische Wochenschrift gebrauchten Bezeichnung ‚Im Fackelschein' und der äusseren Erscheinung dieses Werkes und zwar sowohl bezüglich des Umschlagblattes nach Farbe, Zeichnung und Druckanordnung als auch bezüglich des Formates, der Art des Druckes und der zur Trennung der Abschnitte verwendeten Vignette ausgesprochen. Diese Entscheidung wurde von dem k. k. Landesgerichte in Strafsachen mit Beschluss vom 7. November 1901, Dl. XIII $\frac{282/1}{5}$ bestätigt (Beil. Nr. 1 und 2).

Kläger bezeichnet das Vorgehen des Beklagten als ein doloser Weise auf Schädigung des klägerischen Unternehmens gerichtetes, das zugleich zu Gunsten des von ihm beabsichtigten Concurrenzunternehmens dienen sollte, und erhebt auf Grund des § 22 des Urh. R. Ges. einen Schadenersatzanspruch von 3000 K sammt 5% Zinsen vom Klagstage. Schon in der Klage, wie auch bei der Verhandlung wurde jedoch erklärt, dass Kläger ein

Digitized by Google

verstanden sei, dass die Schadensziffer nach dem richterlichen Ermessen festgesetzt werde. Zum Beweise der Schädigungsabsicht des Beklagten beruft er sich auf einen von dessen Vater ausgegebenen Geschäftszettel Nr. 6, den Umstand, dass der ‚Fackelschein' den Abonnenten der ‚Fackel' als angebliche Fortsetzung derselben übersendet wurde, und den ersten Artikel in der ersten Nummer des ‚Fackelscheins' (Nr. 5).

Zum Beweise, dass das Publicum thatsächlich vielfach irregeführt wurde, berief er sich auf die Briefe Nr. 7—17 und 20 und die Nr. 42 der ö.-u. Buchhändlercorrespondenz (Beil. Nr. 18) und eine Nummer der Sonntagszeitung des Erzgebirges (Beilage Nr. 21). Anlangend die ziffermässige Höhe des Schadens legte er in Nr. 23 die Expensnote seines Vertreters Dr. W. für die verschiedenen Schritte vor, welche derselbe für ihn in diesen Angelegenheiten vor den Civilgerichten beziehungsweise aussergerichtlich vorgenommen hat, dann die Expensnote des Dr. K., welcher ihn vor dem k. k. Bezirksgerichte Josefstadt vertreten hat.

Erstere lautet auf den Betrag von 544 K 03 h, letztere auf 371 K 40 h. Es wurde angegeben, dass zwar um Bestimmung der Kosten des Dr. K. beim k. k. Bezirksgerichte Josefstadt wider den Beklagten angesucht, dieses Begehren jedoch abgewiesen wurde, weil es sich nicht um eine eigentliche Strafsache handle. Die Beschwerde dagegen ist noch unerledigt. Der Kläger persönlich erklärte, dass er die Expensenforderungen seiner beiden Vertreter vollständig anerkenne. Endlich wurde das Verzeichnis Nr. 25 über anderweitige Auslagen, die dem Kläger erwachsen sind, und zwar in der Höhe von 362 K 36 h vorgelegt.

Der Beklagte hat kostenpflichtige Abweisung des Klagebegehrens beantragt. Er bestritt, dass dem Kläger an der Druckschrift ‚Die Fackel' ein Urheberrecht zustand, dass Moriz Frisch die Administration und Drucklegung als Dienstleistungen besorgte, und dass Kläger berechtigt war, auf diese Dienstleistungen einseitig zu verzichten.

Die Herausgabe der ‚Fackel' sei ein gemeinsames Unternehmen des Klägers und des Moriz Frisch gewesen, es habe zwischen ihnen ein Gesellschaftsverhältnis bestanden, auf dessen Feststellung auch bereits die Klage überreicht ist. Er berief sich diesbezüglich auf den hiergerichtlichen Streitact Cg I 538/1 und die dort erliegenden Urkunden.

Das Vorgehen des Beklagten sei als Gegenwehr gegen die vom Kläger eigenmächtig und einseitig erfolgte Auflösung dieses Gesellschaftsverhältnisses anzusehen. Insbesondere sei Moriz Frisch genöthigt gewesen, den Abonnenten der ‚Fackel' einen Ersatz für diese Zeitschrift oder die Rückerstattung der Abonnementsbeträge anzubieten. Dies sei der Zweck des Zettels Nr. 6 gewesen. Die Abonnenten der ‚Fackel' seien irregeführt worden? Die vom Kläger vorgelegten Briefe beweisen das Gegentheil!

Ein Schaden sei dem Kläger nicht erwachsen. Die Höhe der von ihm angegebenen Schadensbeträge von 544 K 03 h, 371 K 40 h und 362 K 36 h wurde schliesslich nicht bestritten und bloss geltend gemacht, dass in der Expensnote Nr. 23 5 K 90 h Stempel enthalten seien, die dem Kläger schon vom Obersten Gerichtshof zuerkannt seien. Dagegen ist die Nothwendigkeit dieser Auslagen, und dass dieselben mit dem Anspruche des Klägers im Zusammenhange stehen, bestritten. Der Beklagte wies insbesondere darauf hin, dass die Placatierung bezüglich der ‚NeuenFackel' keinen Eingriff im Sinne des § 22 Urh. R. Ges. darstelle, die Kosten

Digitized by Google

für die Gegenplacate können daher nicht in den Ersatzanspruch des Klägers eingerechnet werden, und zwar umso weniger, als die Ankündigung derartiger Zeitschriften durch Placate usuell ist und Kläger daher das Erscheinen der Nr. 82 der Fackel ohnehin durch Placate bekanntgegeben hat, sowie das Erscheinen der früheren Nummern auch immer auf diesem Wege angezeigt wurde. Kläger gab hiezu noch an, dass die Gegenplacate 2—3 Stunden nach der Affigierung der Placate der ‚Neuen Fackel' ausgegeben wurden und Nr. 82 der ‚Fackel' erst einige Tage später erschienen ist. Die vom Kläger vorgelegten Urkunden wurden dem Beweisverfahren zugrunde gelegt.

Entscheidungsgründe.

Es ist ganz gleichgiltig, welches Verhältnis bezüglich des Unternehmens ‚Die Fackel' zwischen dem Kläger und Moriz Frisch bestanden hat, ob es ein Gesellschaftsverhältnis war, oder ob Moriz Frisch bezüglich der Administration und Drucklegung lediglich als Bestellter des Klägers fungierte. Durch das Erkenntnis des k. k. Bezirksgerichtes Josefstadt in Strafsachen ist bereits festgestellt, dass der Kläger als Urheber der ‚Fackel' anzusehen ist, und dass der Beklagte einen Eingriff in dessen Urheberrechte begangen hat; übrigens kann die Urheberschaft des Klägers nach § 8 Urh. R. G. keinem Zeifel unterliegen.

Festzuhalten ist wohl, dass es sich nicht um einen Eingriff in die eigentlichen Urheberrechte handelt, sondern nur um einen solchen nach § 22 des citierten Gesetzes. Durch diese Bestimmung ist eine Ausdehnung des Schutzes des Urheberrechtes bezüglich literarischer Producte in dem Sinne geschaffen, dass nicht wie sonst bloss das Recht des Autors an dem Körper und Geiste des Werkes, sondern auch an dem Kleide desselben gewahrt wird. Aber auch der Eingriff in letzteres Recht gibt dem Verletzten einen Anspruch auf Entschädigung, der nach dem Motivenberichte nicht an die Grundsätze des a. b. G. B. über den Schadenersatz gebunden sein soll. Schon dies weist darauf hin, dass die Bestimmungen des § 57 U. R. G., die sich allerdings zunächst nur auf die eigentlichen Verletzungen des Urheberrechtes nach § 51 U. R. G. beziehen, im Sinne des § 62 U. R. G. auch hier anwendbar sind. Dort heisst es aber ausdrücklich, dass die Entschädigung nicht bloss die eigentliche Schadloshaltung . . . . . umfasse, »sondern es soll überdies nach freiem, durch die Würdigung aller Umstände geleiteten Ermessen des Gerichtes dem Verletzten für erlittene Kränkungen oder anderweitige persönliche Nachtheile eine angemessene Geldsumme zugesprochen werden.« Der Kläger hat nun bei der Verhandlung zunächst einen positiven Schaden geltend gemacht. Derselbe besteht aus den in Beilagen Nr. 22—24 specificierten Beträgen per zusammen 1278 K 29 h. Der Gerichtshof hat diese Ansprüche als gerechtfertigt angesehen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein derartiger Eingriff, wie ihn der Beklagte verübt hat, ein seltener ist, und dass die rechtliche wirksame Abwehr desselben durch den Kläger eine schwierige war. Die verschiedenen, durch seine Vertreter unternommenen Schritte bei Civil- und Strafgerichten waren daher geradezu nothwendige und muss es als gerechtfertigt erscheinen, wenn der Kläger seinen Vertretern dafür zwar nicht ein beliebiges, aber ein anständiges Honorar entrichtet. Er hat nun erklärt, die angesprochenen Expensenbeträge anzuerkennen. Da das Gericht bei Prüfung der einzelnen Ansätze gefunden hat, dass dieselben

Digitized by Google

das Ausmass eines solchen vom Kläger zu gewährenden anständigen Honorars nicht überschreiten, musste diese Anerkennung als massgebend angesehen werden. Es brauchte demnach nicht zugewartet zu werden, ob das Strafgericht etwa dennoch in die Bestimmung der Expensen des Dr. K. eingehen wird, denn nicht die Bestimmung gegenüber dem Beklagten ist für den Schadenersatzanspruch massgebend, sondern das was der Kläger seinem eigenen Vertreter zu zahlen hat, insofern es nicht das Ausmass einer entsprechenden Entlohnung übersteigt. In gleicher Weise verhält es sich mit den Expensen des Dr. W., die übrigens grösstentheils zur Bestimmung gegenüber dem Gegentheile nicht geeignet sind. Wenn darunter 5 K 90 h Stempel enthalten sind, die dem Kläger schon anderweitig passiert sind, kommt dies bei dem schliesslichen Pauschalzuspruche nicht in Betracht.

Richtig ist es, dass unter den vom Kläger zum Ersatze angesprochenen, von ihm persönlich gemachten Auslagen per 362 K 36 h ein grosser Theil die Kosten der Placatierung (Placate, enthaltend den Widerruf der vom Beklagten ausgesprengten Nachricht „die ‚Fackel' ist todt etc.") betrifft, und dass diese Placate nicht in dem vom k. k. Bezirksgerichte Josefstadt erlassenen Verbote nach § 22 U. R. G. inbegriffen sind, wie dies aus dem Grunde ganz natürlich ist, weil eine Beseitigung schon vorher durch einstweilige Verfügung erwirkt war. Allein die Placate, die der Beklagte affigieren liess, dienten zur Vorbereitung des widerrechtlichen Eingriffes, die Gegenplacate waren nur eine nothwendige Abwehr, und konnte dem Kläger nicht zugemuthet werden, damit zu warten, bis er selbst das Neuerscheinen der ‚Fackel' mittelst der gewöhnlichen Placate verkündigte. Auch die für die Gegenplacate und deren Versendung und Affigierung aufgewendeten Kosten erscheinen daher als solche, deren Ersatz der Kläger vom Beklagten zu fordern berechtigt ist.

Endlich kann es keinem Zweifel unterliegen, dass, wenn auch dem Kläger durch den Eingriff des Beklagten nicht eine Kränkung im engsten Sinne des Wortes, so doch die mannigfachsten Widerwärtigkeiten zugefügt worden sind und bieten hierfür die Beilagen Nr. 7—18, 20 und 21 und der einleitende Artikel des ‚Fackelscheins', Beilage Nr. 5, welch' letzterer übrigens auch direct als Kränkung erscheint, einen documentarischen Beweis. Es sind daher dem Kläger jedenfalls noch anderweitige persönliche Nachtheile erwachsen, für die ihm gemäss § 22 unter analoger Anwendung des § 57 U. R. G. eine Entschädigung gebürt. Der Gerichtshof fand es daher für angemessen, unter Berücksichtigung des vom Kläger nachgewiesenen positiven Schadens per 1278 K 29 h, richtig 1272 K 39 h demselben im Ganzen einen Pauschalbetrag von 1800 K zuzusprechen, was dann seine Abweisung mit dem Restbetrage mit sich führt. Der Ausspruch über die Kosten beruht auf den §§ 41 und 43 C. P. O. Die Anwendung der letzteren Gesetzesstelle ist im vorliegenden Falle umsomehr gerechtfertigt, als der Kläger im vorhinein erklärt hat, mit der Bemessung des Schadenersatzbetrages durch das Gericht einverstanden zu sein, und als irgendwie nennenswerthe Mehrkosten durch die Geltendmachung des höheren Anspruches überhaupt nicht erlaufen sind.

K. k. Landesgericht in C. R. S.
Abtheilung IV

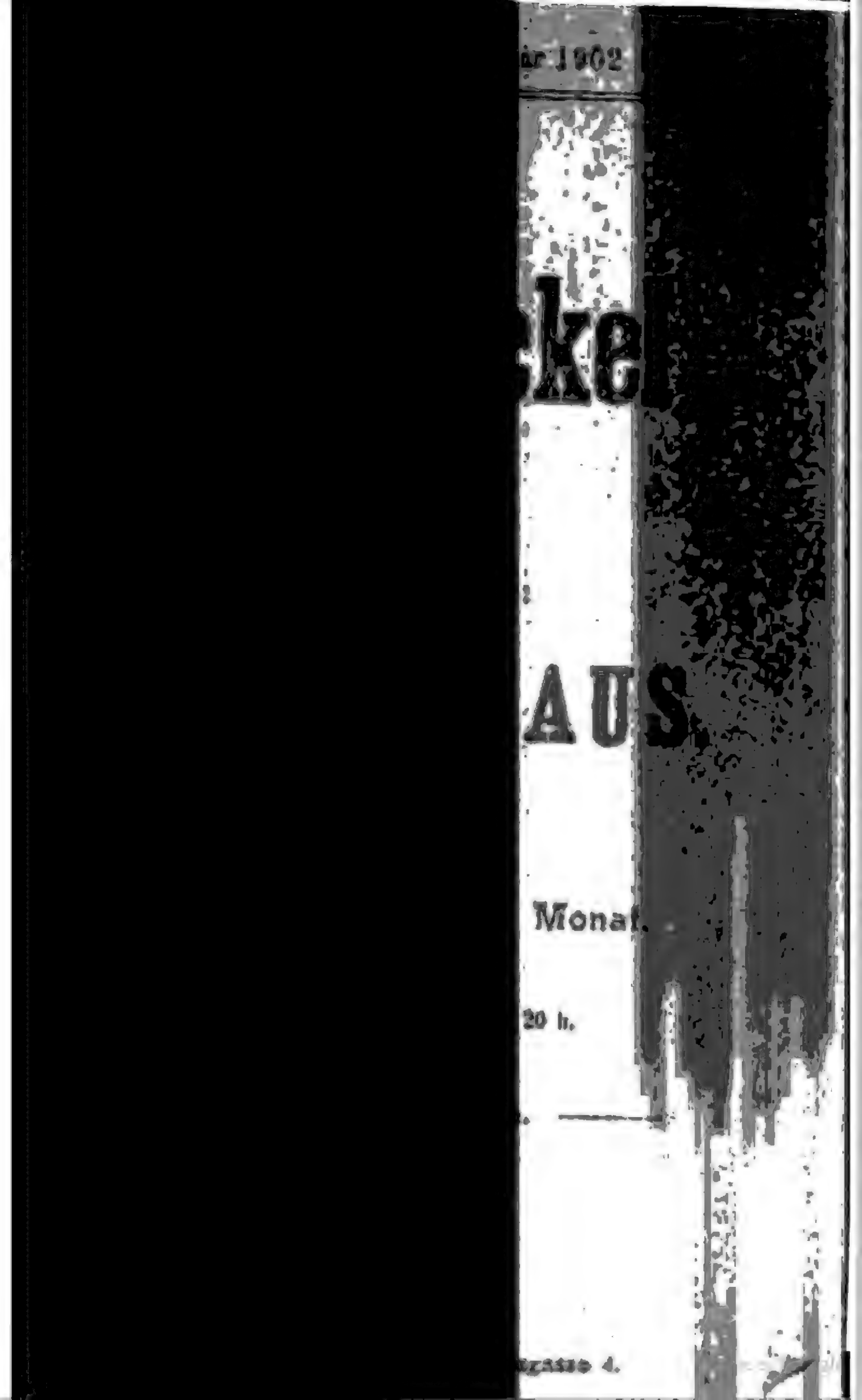
Wien, am 29. Jänner 1902.

Aschbach m. p.

L. S.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google


ar 1902
ke
AUS
Monat.
20 h.
ugasse 4.

Die Fackel.

dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

e Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

erreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 7.—
" 18 " " . . " 3.60
Deutsche Reich, 36 " " . . M. 7.—
" " 18 " " . . " 3.60
Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei " 8.20
" " " 18 " " " 4.20

bonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

bonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a ungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Ketzergasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.884.

Die Fackel

Nr. 95 WIEN, MITTE FEBRUAR 1902 III. JAHR

Die Strafanzeige gegen die Dresdener Handelsredacteure, auf die in der ‚Fackel' längst als nachahmenswerthes Muster für Wiener Verhältnisse hätte hingewiesen werden sollen, ist nunmehr vom Staatsanwalt mit der folgenden Begründung abgewiesen worden:

»Soweit in den Jahren 1888/89 von der Creditanstalt Zuwendungen gemacht worden sind — die Höhe dieser Zuwendungen und die Empfänger sind aus den Geschäftsbüchern der Creditanstalt ermittelt worden —, lässt sich der Thatbestand eines der in §§ 75 ff des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896 behandelten Vergehen nicht begründen. Nach Versicherung des vormaligen Procuristen und jetzigen Liquidators Hörisch, der die Zuwendungen an die Redacteure persönlich ausgezahlt hat, sind solche Zahlungen dafür erfolgt, dass bei Gründungen der Creditanstalt die Redacteure auf Grund der ihnen unterbreiteten Prospecte in ihren Zeitungen Artikel über diese Gründungen gebracht hatten. Die Prospecte sind meist so umfangreich und langathmig, dass sie vom Publicum gar nicht vollständig gelesen und noch weniger verstanden werden. Aufgabe der Redacteure war es, den in den Prospecten niedergelegten Stoff in abgekürzter, sofort fasslicher Form in das Publicum zu bringen, dabei ist aber der Inhalt solcher Pressnotizen im wesentlichen gleichlautend mit den durch die Creditanstalt in ihrem Prospecte selbst gemachten Angaben gewesen. In einem Falle ist übrigens einer der in Frage kommenden Redacteure dafür besonders entlohnt worden, dass er eine Bilanz der Creditanstalt in besonders geschickter Weise auf rascheste Art den Provinzblättern zugänglich machte. Hiernach fehlt es an einem strafbaren Thatbestande.«

Digitized by Google

Wahrlich, wenn Salomo nicht Richter, sondern Staatsanwalt gewesen wäre, er hätte weiser nicht »begründen« können. ‚Die literarische Praxis', eine reichsdeutsche Fachzeitung für Journalisten, Schriftsteller, Zeichner und Verleger, der ich den Wortlaut der Abweisung entnehme, bemerkt in der 1. Nummer des 3. Jahrganges hiezu:

»Der Herr Staatsanwalt hat juristisch ganz recht, denn er urtheilt eben bloss als Jurist. Wir dagegen betrachten den Redacteur als Beamten im Dienste der Oeffentlichkeit, und ein Beamter darf keine Trinkgelder nehmen, weder grosse noch kleine, er darf niemandem anders zu Diensten sein als seiner Pflicht. Mit der ‚Beleuchtungsprobe' fängt's an, der Hundertmarkschein im commerzienräthlichen Couvert bildet den Uebergang, mit Leckert-Lützow-Schmock hört's auf.«

Ob der Herr Staatsanwalt juristisch »ganz recht« hat, ist nach dem Wortlaut des § 76 des deutschen Börsengesetzes vom 22. Juni 1896 mindestens zweifelhaft. Die Bestimmung lautet: »Wer für Mittheilungen in der Presse, durch welche auf den Börsenpreis eingewirkt werden soll, Vortheile gewährt oder verspricht oder gewähren oder versprechen lässt, welche in auffälligem Missverhältnis zu der Leistung stehen, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünftausend Mark bestraft. Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der sich für die Unterlassung von Mittheilungen der bezeichneten Art Vortheile gewähren oder versprechen lässt. — Der Versuch ist strafbar.« Nur eine äusserst wohlwollende, au fonds pressfreundliche Auffassung vermöchte in irgendeinem Falle zwischen Zahlung und Leistung ein auffälliges Missverhältnis nicht zu erblicken. Vielmehr stellt sich ein solches geradezu als die Grundbedingung des ganzen Pauschalienwesens dar. Pressliebe ist auch beim Dresdener Staatsanwalt Pressverachtung und ironische Erkenntnis der bescheidenen ethischen Forderungen, die die Presse an sich selbst stellt. Ehrliche Publicisten müssten den

Digitized by Google

Mann ob der gutmüthigen Degradierung ihres Berufs verklagen, und weil er es ausdrücklich als die Mission von volkswirtschaftlichen Redacteuren bezeichnet, sich für die »besonders geschickte« Erläuterung von Bilanzen ausser bei ihrem Verleger auch noch bei dem Institut, welches ihrer Kritik anvertraut ist, bezahlt zu machen.

In Deutschland hat man das Gesetz, aber es »fehlt an einem strafbaren Thatbestande«. Bei uns fehlt es bloss an dem Gesetz. Wäre dieses mit seiner ganzen abschreckenden Prägnanz vorhanden und würde es selbst so lax gehandhabt wie der Erpressungsparagraph unseres Strafgesetzes, wir wären die Hälfte der infamsten Presscorruption los und ledig. Bei den grossen Annoncenblättern liesse sich das Verhältnis zwischen Zahlung und Leistung noch immer schwer controlieren, aber mindestens wären die Heerschaaren der kleineren Bedränger von Banken und namentlich Versicherungsgesellschaften auf's Haupt geschlagen. Der himmelschreienden Verschwendung von Actiengeldern an dreiste Revolvermänner, die den Gesellschaften in Ermangelung der Publicität nur mit Discretion dienen können, wäre ein Riegel vorgeschoben. Es wäre ausgeschlossen, dass der Besitzer der ‚Montagsrevue' von den dreihundert Exemplaren seiner wöchentlichen Auflage sich eine fernere Vermehrung seiner grossartigen Bildergallerie leisten könnte, ausgeschlossen, dass »Witzblätter« neben den redactionellen Schenkeln im administrativen Theil auch Prospecte unanständiger Actiengesellschaften enthalten würden, ausgeschlossen, dass »Herausgeber«, die weniger Abonnenten als Familienangehörige haben, ein auskömmlicheres Dasein als die ältestgedienten Staatsbeamten führen könnten.

»Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der sich für die Unterlassung von Mittheilungen der bezeichneten Art Vortheile gewähren oder versprechen lässt.« Die »Unterlassung« ist unter allen Umständen

Digitized by Google

am schwersten nachzuweisen, und nicht jeder Besitzer eines Revolvers ist so ungeschickt, coram publico loszudrücken. Aber dafür müsste wenigstens in jenen Fällen, wo der Herr Redacteur wirklich so entgegenkommend war, der Staatsanwalt dankbar sein, und er hätte selbst auf Grund unseres Strafgesetzes ein Recht auf neugierige Untersuchung, warum der Herr Redacteur, der in der letzten Nummer versprach, in der nächsten »auf den Fall zurückzukommen«, in dieser den gespannten Lesern ganz andere Fälle, auf die er aber auch erst »zurückkommen« wird, zum Besten gibt. Dass Versprechen und Enttäuschung in einer und derselben Nummer Platz finden können, hat bis heute meines Wissens bloss das Beispiel des Herrn Scharf gezeigt. Versprechen und Enttäuschung, Bedrohung und Befriedigung —: nie hat ein publicistisches Organ bis dahin und seither in ähnlich coulanter Weise rückhaltlosen Aufschluss über seine Bestrebungen ertheilt, wie das des Herrn Scharf am 14. December 1896, also just in dem Jahre, da das deutsche Börsengesetz zustande kam. Ich habe den in der Pauschaliengeschichte einzig dastehenden Fall schon in Nr. 33 der ‚Fackel' besprochen, aber ich stehe nicht an, auf ihn, zum Zwecke der Dämpfung des Hochgefühls, dem sich Herr Scharf neuestens überlässt, »zurückzukommen«. Der Eigenthümer der ‚Sonn- und Montagszeitung' ist seltsam verwandelt; er spricht seit Monden von »Integrität in Finanzsachen«, von Börsenschwindel und Volksausbeutung, und ist — man kann es nicht mehr (Herr Scharf verzeihe das ungewohnte Wort) verschweigen — ein enragierter Anticorruptionist geworden. Dreissig Jahre sah er dem wüsten Treiben zu, und in einer ethischen Wallung rief er, die früher offene Hand zur zornigen Faust geballt: »Ich hab' genug!« Jetzt, da er genug hat, übt er allwöchentlich scharfe Finanzkritik. Als alter Mann aber erinnert er sich gewiss an die Anfänge seiner volkswirtschaftlichen Thätigkeit, an die publicistischen Errungen-

Digitized by Google

schaften des grossen Krachjahres, besser als an das, was sich unmittelbar vor dem Wandel seiner Anschauungen begeben hat. Darum wird ihm die neuerliche Unterbreitung der Nummer vom 14. December 1896 nicht unwillkommen sein. Auf Seite 6 fand sich da der gewöhnliche »Sonntagsbrief vom Schottenring«, und siehe, er enthielt die folgenden Untertitel (sogenannten »Köpfe«): »Eine günstige Wendung. — Die Communal-Wirtschaft. – Wien-Berlin. – Goldminenschwindel«. Der Artikel ist ungewöhnlich kurz und schliesst mit der Betrachtung über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Wien und Berlin. Aber dem »Sonntagsbrief« — man wird gleich sehen, dass er sich mit einem Geldbrief gekreuzt hat — folgt eine Notiz in kleinerem Druck, betitelt »Siebenbürger Goldbergbau«. Sie bespricht den Prospect der »Fortuna«, Goldminen-Actiengesellschaft. Sie versichert, dass die Gründer dieser Gesellschaft — die Herren waren am Tage des Erscheinens noch auf freiem Fusse — ihre Aufgabe »mit der möglichst grössten Sorgfalt und Umsicht gelöst« haben; es sei zu hoffen, »dass dieses Goldbergwerk sich in kurzer Zeit den einträglichsten Goldbergwerken der Welt an die Seite stellen werde.« Und über die volle Seite 11 dehnt sich — siehe — der gewiss noch weitaus einträglichere Prospect der Goldminen-Actiengesellschaft »Fortuna«. Soweit wäre alles in der schönsten Ordnung gewesen, wenn nicht der unselige Corrector, der seine Aufgabe mit viel weniger »Sorgfalt und Umsicht« gelöst hatte als die Gönner von der »Fortuna«, das verdammte Wörtchen »Goldminenschwindel«, das uns für alle Zeiten von einem unerfüllten Versprechen des Herrn Scharf Kunde geben wird, stehen gelassen hätte. Der Angriff: rechtzeitig vernichtet; aber der »Kopf«, der böse Kopf! Wo hatte der Corrector des Herrn Scharf nur den seinen? Und das deutsche Börsengesetz wäre so grausam, eine einfache Schlamperei, die tagtäglich in allen Redactionen vorkommen kann, gleich mit Gefängnis bis zu einem

Digitized by Google

Jahre zu bestrafen! Es erwähnt die Unterlassung von Mittheilungen, für die Vortheile gewährt werden. Und wahrlich, hier würde nicht einmal der Dresdener Staatsanwalt sagen können, Herr Scharf habe bloss in »besonders geschickter Weise« irgend etwas dem Publicum nicht zugänglich gemacht. . .

Wir unverbesserlichen Reactionäre sind nach den Erfahrungen mit der reichsdeutschen Praxis selbst gegen die Ueberwachung von Handelsredacteuren durch ein Börsengesetz misstrauisch. Wir setzen unsere patriotische Hoffnung auf ein kommendes Strafgesetz und auf eine Ausgestaltung des Erpressungsparagraphen. Der Thatbestand der Bedrohung ist, wie schon einmal hier betont wurde, gegeben, wenn die bedenkenlose Annahme von Beneficien aus der Hand desjenigen, der sie fürchtend gewährte, vorliegt, ja die stillschweigende Duldung des Glaubens, die publicistische Macht könnte je anders als im öffentlichen Interesse gebraucht werden. Es müssen nicht immer Bürstenabzüge aus der Druckerei in das Haus des Angegriffenen wandern. Die passive Erpressung, jene, die sich durch Winke und allerlei Signale der Zunft vernehmlich macht, ist von jedem willigen, nicht auf Reclamenotizen bedachten Staatsanwalt zu erweisen. . . . Seit Jahren wird in Parlamentskreisen, hoffend und bangend, von einer bevorstehenden Pressreform gesprochen. Die wahre Pressreform, die wir zum Wohl einer verschüchterten, in Furcht vor der Druckerschwärze erzogenen Oeffentlichkeit herbeisehnen, ist die Reform des Strafgesetzes.

* * *

Die Gewinne des Zuckercartells sind bedroht. Der österreichische Consument entrichtete bisher dem Cartell bei jedem Kilogramm Zucker eine Steuer von 20 Hellern, und von den 38 Hellern, die der Staat

Digitized by Google

als Zuckersteuer einhebt, wurden weitere 6 Heller — in der Form von Ausfuhrprämien — an die Zuckerfabrikanten abgeführt. Jetzt fordert England die Abschaffung der Ausfuhrprämien und die Ermässigung des auf den Zucker gelegten Prohibitivzolls. Würde es diese Forderungen durchsetzen, so könnte der österreichische Staat die Zuckersteuer um jene 6 Heller, die er gegenwärtig an die Zuckerindustriellen weitergibt, verringern, und das Cartell wäre durch die Gefahr ausländischer Concurrenz gezwungen, sich mit einem bürgerlichen statt eines Wucher- oder Monopolgewinns zu begnügen. Der Zuckerpreis in Oesterreich könnte von 84 auf etwa 62 Heller herabgesetzt werden; und dabei erführe der Staat nicht nur keine Einbusse an Steuereingängen, sondern er hätte infolge der Vermehrung des Zuckerverbrauchs eine Erhöhung der Zuckersteuereinnahmen zu erwarten, die die Verminderung der von Zuckerfabrikanten entrichteten Erwerb- und Einkommensteuern bei weitem überträfe. Den Zuckerindustriellen aber drohte nichts, als dass ihr Capital sich nicht mehr mit dreissig, sondern bloss mit zehn Procent verzinsen könnte. Freilich ist es mit der Abschaffung der Ausfuhrprämien und der Zollermässigung allein nicht gethan: denn sicherlich würden die Zuckerfabrikanten — sie haben es bereits angekündigt — mit aller Macht, über die ein Cartell verfügt, den Cartellgewinn vertheidigen und, wenn sie künftig nicht mehr die Consumenten ausbeuten könnten, umso ärger die rübenbauenden Landwirte ausbeuten, sie zwingen, die Rübe zu Schleuderpreisen zu verkaufen. Vor allem thut also ein Cartellgesetz Noth, wenn nicht die Absicht, den Consumenten zu nützen, zu schwerer Schädigung der Landwirtschaft führen soll. Und die rübenbauenden Landwirte in Böhmen haben denn auch als ihre hauptsächlichste Forderung proclamiert: dass das Zuckercartell unter Staatsaufsicht gestellt werde.

Digitized by Google

Damit hat es indes wohl gute Wege. Wer kann ernstlich an einen Einfluss des Staats auf das Zuckercartell denken, da doch der Einfluss des Cartells auf den Staat klar zutage liegt! Es genügt, damit man diesen Einfluss richtig schätze, aus dem Verzeichnis der Zuckerfabriks-Actiengesellschaften einige Namen von Verwaltungsräthen hervorzusuchen. Da findet man neben den Grossindustriellen v. Schoeller und v. Stummer einen Baron Coudenhove, einen Grafen Nostitz, einen Fürsten Czartoryski, die Prinzen Thurn und Taxis und Hohenlohe-Langenburg; da liest man, dass an der Zuckerindustrie und dem Zuckerhandel die Creditanstalt, die Länderbank, der Wiener Bankverein, die Anglo-österreichische Bank und die Unionbank betheiligt sind; und da sind auch die Abgeordneten Chiari, v. Klein, Primavesi und v. Proskowetz genannt. In dieser Reihe parlamentarischer Cartelliten vermisst man Herrn Auspitz, den gewaltigsten der Zuckervertheuerer. Er gehört keiner Zuckerfabriks-Actiengesellschaft an, aber die Rohatetz-Bisenzer Zuckerfabriken von Rudolf Auspitz & Co. producieren mehr als irgend eine der Actiengesellschaften. Die parlamentarischen Dienste des Herrn Auspitz sind für das Cartell umso werthvoller, weil er scheinbar ausserhalb des Cartells steht. Er hat sogar vor Jahren öffentlich die Cartelle bekämpft und erst in den letzten Tagen wieder in der ‚Neuen Freien Presse' versichert, dass er dem Zuckercartell nicht angehöre. Dass er jedoch die vom Cartell verfügte Productionseinschränkung trägt und zu den Cartellpreisen verkauft, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, dass sich Herr Auspitz durch Handschlag als Mitglied des Cartells verpflichtet hat und dass er ebenso wie alle anderen Zuckerfabrikanten zu dem Dispositionsfonds des Cartells beiträgt, aus dem die Antheile der Rohzuckerfabriken und die Betheiligung der Revolverpresse bestritten werden. Nur zieht es Herr Auspitz vor, anstatt als Helfers-

Digitized by Google

helfer vielmehr als »unbekannter Wohlthäter« des Cartells bekannt zu werden, und so wird unter dieser Marke seine Beisteuer zum Dispositionsfonds alljährlich als Spende an das Pensionsinstitut der Zuckerfabriksbeamten verzeichnet. Aber seltsam: Dieselbe Presse, die so viel Begeisterung producierte, als Herr Auspitz der »Lucina« 100.000 Kronen spendete, verschweigt seit Jahren, dass der wohlthätige Mann nahezu die gleiche Summe Jahr für Jahr den »Zuckerfabriksbeamten« schenkt.

Allerdings kann diese Presse dem Pensionsfonds der Zuckerfabriksbeamten das »Geschenk« gern gönnen. Denn auch der Pensionsfonds der »Concordia« darf die Wohlthätigkeit des Zuckercartells loben, und zwischen Pauschalienmännern und Cartelliten bestehen jene engen Bande, die das Geheimnis stiftet. Der ‚Neuen Freien Presse' ward hier kürzlich nachgesagt, dass sie am Zuckercartell bisweilen treubrüchig geworden sei, Nachrichten veröffentlicht habe, die ihr nicht vom Cartell zugiengen. Jetzt hat sie ihre Vertragstreue glänzend bewiesen. Tag für Tag kam einer der Zuckerwucherer in den Spalten des Blattes zu Worte, und über eines der wichtigsten Probleme unserer Volkswirtschaft wurde keine redactionelle Meinung kundgethan, keines einzigen Volkswirtes Meinung erfragt. Wird die ‚Neue Freie Presse', wie schon so oft in wirtschaftlichen Fragen, auch diesmal die Entscheidung der Regierung beeinflussen? Die Gegner des Blattes dürfen beruhigt sein: Des Einflusses der ‚Neuen Freien Presse' bedarf es diesmal nicht. Das Zuckercartell besticht die Concordiapresse nicht zu dem Zwecke, damit sie durch Argumente die Regierung besteche. Zum Wohlwollen der Regierung hat es, wie die ‚Fackel' zu verrathen in der Lage ist, einen kürzeren Weg gefunden: Der Pressfonds des Zuckercartells subventioniert den Pressfonds der Regierung.

* * *

Digitized by Google

Die Regierung zittert vor dem »Österreichischen Lloyd«, und in solcher Angst sind kürzlich zu Triest die Gewehre losgegangen. Naive Leute finden das unbegreiflich. Die Regierung, behaupten sie, musste den Lloyd zur Nachgiebigkeit gegen seine strikenden Arbeiter ermahnen, und die Regierung, die den Präsidenten und zwei Verwaltungsräthe des Lloyd ernennt, kann ihrer Mahnung doch auch Gehör verschaffen. Das ist jedem plausibel, der nicht weiss, dass das Ernennungsrecht der Regierung bei Actiengesellschaften, weil es seinem Zweck entfremdet, zur Versorgung ausgedienter Staatsbeamten ausgeübt wird, in allen Fällen die Staatsverwaltung von jener der Privatunternehmungen abhängig macht. Kein Wunder, dass auch Gesellschaften, die nicht verpflichtet sind, die Wünsche der Regierung bei der Wahl von Verwaltungsräthen zu erfragen, sich erpicht zeigen, ihnen zu willfahren und die Sicherheit dafür einzutauschen, dass die Hoffnung auf ihre Gegendienste künftig den Eifer im Staatsdienst zügeln wird. Herr v. Taussig hat für zwölf Kinder zu sorgen und sorgt gern noch für anderthalb Dutzend Staatsbeamte. Aber auch Herr Jeitteles hält sich Staatspensionäre und sieht mit Freuden die Verwaltungstalente der Exminister v. Guttenberg und v. Jendrzejowicz, die einst in der Oeffentlichkeit bezweifelt wurden, in der Stille sich entfalten. Man braucht nicht lange nach Gründen zu suchen, um die Wahl der Herren v. Guttenberg und v. Jendrzejowicz zu rechtfertigen: bei der Nordbahn sind wichtige strategische und galizische Interessen zu wahren, und nichts ist natürlicher, als dass dazu der ehemalige Chef des strategischen Eisenbahndienstes und der vormalige Minister für Galizien berufen werden. Und mit ebensoviel Recht kann man sagen, dass der Präsident der Seebehörde, die Sectionschefs des Handelsministeriums und der Statthalter von Triest die geeignetsten Anwärter auf Verwaltungs-

Digitized by Google

rathsposten beim »Oesterreichischen Lloyd« sind. So findet man dort auch richtig Herrn Becher als Präsidenten und die Freiherren v. Kalchberg und v. Rinaldini als Verwaltungsräthe. Wahnsinn wäre es, zu behaupten, dass ihre Nachfolger im Staatsdienste ihnen auch beim Lloyd nachzufolgen hoffen. Aber in diesem Wahnsinn könnte ein Argwöhnischer leicht eine österreichische Methode zu erkennen glauben. . . . †

* * *

Die Concordia-Presse weiss sich nicht Rath; sie sollte, da die Handelskammerwahlen vollzogen werden, für die freisinnigen Industriellen und Händler eintreten, aber just jetzt erklärt sich das Centralwahlcomité der freisinnigen Kaufleute und Fabrikanten als Gegner der Börse. Unsere Industriellen bestreiten, dass ihr Wohl und Wehe von steigenden und fallenden Cursen abhängig ist, die Vermittler der Gütervertheilung verwahren sich gegen die Verwechslung mit dem Speculantenthum, dessen Wetten als Handel ausgegeben werden sollen, weil sie nicht über die Schnelligkeit von Pferden und die Geschicklichkeit von Jokeys, sondern über die Preise von Creditactien oder Weizen und die Fixigkeit der Fixer geschlossen werden. Gewerbetreibende und Händler sind es satt, dass man ihr Schicksal immer nur auf die eine, die Börsenkarte setzen will. Und unbekümmert um den Vorwurf reactionärer Gesinnung, den die Börsenjournalistik noch keinem erspart hat, der an der Berechtigung des Terminhandels zweifelte, hat jenes freisinnige Centralwahlcomité die beiden Vorkämpfer des Getreideterminhandels, die Herren Weiss v. Wellenstein und Schwitzer, aus der Liste der Handelskammerräthe gestrichen, deren Wiederwahl es empfiehlt. Man stösst einen Mitarbeiter des »Economist« zurück, man lehnt den Mann ab, der sich rühmt, die meisten

Digitized by Google

Prämiengeschäfte gemacht zu haben! Was wird der Börsenwöchner dazu sagen? Als trautes Symbol durfte es bisher gelten, dass die Handels- und Gewerbekammer im Hause der Börse zu Gaste wohnt. Und nun soll nichts mehr als der räumliche Zusammenhang bestehen bleiben und der geistige, der die Börsenmänner in der ungewohnten Rolle des Wirtsvolks sich fühlen liess, gelockert werden? Da möchten die Besucher der Getreidebörse doch gleich mit Dreschflegeln dreinfahren! Zum Glück sind auch die Dreschflegel, wie alles, was mit dem Getreide zusammenhängt, bei der Getreidebörse nur bildlich zu nehmen. Herr Weiss v. Wellenstein zürnt still und Herr Schwitzer redselig. Beide hoffen, dass sie schliesslich doch noch gewählt werden. Aber für Herrn Schwitzer ist uns bang. Der Mann wirbt in einem Circular um das fernere Vertrauen der Wählerschaft und ruft: »Meine Ehre sei Ihnen Bürge dafür, dass ich es zu rechtfertigen stets bemüht sein werde«. Wird diese Bürgschaft Wählern genügen, die sich des Unterschiedes zwischen kaufmännischer und Spielerehre endlich bewusst geworden sind?

An der Getreidebörse hat, so wird berichtet, das Vorgehen des Centralwahlcomités arg verstimmt. Die Börseaner sehen die Zeit herannahen, in der die Blüte des Papierweizens dahinwelkt, man ist flau, und sentimentale Börsenhumoristen prophezeien im Stile Wippchens, stärkere Nachfrage werde bald nur mehr nach dem Korn herrschen, in das die Spieler die Flinte werfen werden. §

* * *

Herr v. Koerber will jetzt doch eine Verschärfung des Gesetzentwurfs über den Getreide-Terminhandel zugestehen. Und schliesslich würde sich die Börse auch das schärfste Gesetz gefallen lassen, wenn es nur ebenso undurchführbar ist wie das deutsche Börsengesetz. Die Börse mag ruhig sein: welches immer der

Digitized by Google

Wille der Regierung ist, an ihrem gesetztechnischen Nichtkönnen ist nicht zu zweifeln. Eingeweihte behaupten, der Sectionschef v. Beck habe gar nicht geahnt, dass der im Abgeordnetenhause eingebrachte Gesetzentwurf für die Börse weit günstiger ist als der gegenwärtige Zustand. Freiherr v. Beck sei durchaus kein enragierter Börsefreund und seine Absichten seien viel richtiger als seine Ansichten. Dem nicht untüchtigen Mann mangelt es nur an Verständnis für die vielfachen Aufgaben, die eine höchst ehrenwerthe Vielgeschäftigkeit ihm gestellt hat, seitdem er der geistige Leiter des Ackerbauministeriums geworden ist. Nichts ist begreiflicher. Herr v. Beck hat allzu lang auf niedrigen Posten geweilt und dann, nachdem er sich als juristischer Lehrer des Erzherzogs Franz Ferdinand bewährt hatte, allzu rasch den höchsten erklommen. Dem guten Willen, die Berechtigung der schnellen Carrière nachzuweisen, entspricht nicht die Fähigkeit. So sucht er wenigstens den Schein von Leistungen zu erwecken, ist zuerst Feuer und Flamme für die Terminhandels-Enquête und ist nachher recht kühl, wenn sie zu praktischen Wirkungen führen soll. Aber da jetzt die Erregung der Landwirte seinen guten Ruf in Frage stellt, scheint er sich endlich in das Problem des Terminhandels vertieft zu haben, und seine Freunde behaupten, an ihm werde die Abschaffung nicht scheitern. Eines ist gewiss: wenn der Terminhandel weiterbesteht, dann wird die Carrière des Herrn v. Beck mit einem Marsch-Marsch! enden, das ihm die Landwirtschaft zurufen wird. †

* * *

Potschacher Typhus.

Herr Dr. Schmock erhielt in einer nebeligen Sechsuhrstunde vom Chef-Redacteur den ehrenvollen Auftrag, die Gemeinderathsmehrheit, deren Popularität bereits sichtlich im Rückgang begriffen ist — Herr Lueger »wird älter« und verhaspelt sich beim Reden bereits mit der Zwickerschnur —, noch weiter aus dem Zenith zu drängen, und zwar sogleich im nächsten Morgenblatt. Da der Tramwaykrieg erst kürzlich siegreich ausgefochten war und die Lobmeyrschlacht

Digitized by Google

im vollen Gange tobte, gab es Zweifel darüber, von welcher finanziellen oder technischen Angriffsseite die nächste Niederlage zu holen wäre. Der Chef-General meinte, man könne nicht wieder die Rathhauskellerseite angreifen; auch die Coaks- und Gasfront enthüllte zur Zeit keine Bresche. Zudem besorgte ja dort ein gewisser Herr Zifferer durch falsches Addieren von Bilanzposten die Niederlage ohnedies vortrefflich. Aber ein Angriff musste in unserer Zeit der Flottenrüstungen modern anmuthen, nämlich der auf die Wasserfront, zumal da der Gerichtssaalreporter allerlei brauchbare Petarden: Potschach, Abwässer, Abdeckerei, Schlamperei etc. aus dem Prozess Djörup herbeigeschleppt hatte. Der Chefredacteur entschloss sich daher nach einigen gedankenlosen Ueberlegungspausen, den Befehl zum Angriff auf die Wasserfront zu geben. Was verschlug der Gedanke, dass es eigentlich die Mängel desselben Potschacher Schöpfwerkes, welches gegen Luegers scharfe Opposition von den Liberalen erbaut wurde, sind, die jetzt gegen Lueger ausgenützt werden sollen? Was verschlägt's, dass man zudem wenige Wochen vorher das Communalanlehen, das auch zur Erbauung der zweiten Hochquellenleitung dienen soll, aufs heftigste bekämpft und dem Bürgermeister vorgehalten hat, die Wasserleitung sei kein productives Werk? — —

— — Der Auftrag erzeugte im Gehirne Schmocks das specifische Gewicht von Blei. Er fühlte sich unbehaglich, in die Untiefe eines technisch-hygienischen Gebietes versetzt . . . woher sollte er jetzt zur Abendwende die nöthigen Sachkenntnisse entlehnen? Er empfand sogar einen flüchtigen Augenblick hindurch so etwas wie Verantwortlichkeit! . . . Aber der hätte vergebens »seinen Beruf verfehlt«, der sich durch gelegentliche Gewissensbeklemmungen anfechten liesse . . . Schmock erinnert sich, dass der ehemals oftgenannte Pettenkofer das Wasser als die Ursache der Typhusepidemie bezeichnet und ein andermal ein

Digitized by Google

Salzstängelchen gleichzeitig mit einem Cubikcentimeter Cholerabacillen ungefährdet gegessen habe. Schmock erinnert sich auch mit Wohlbehagen, dass er selbst infolgedessen seinerzeit in einem aufsehenerregenden Artikel die Cholera als nicht existierend kühn aus dem Dasein gestrichen hatte. Und weiter hatte er im Jahre 1892 auf Grund seiner von Pettenkofer entliehenen Erfahrungen gesagt, dass die Beimischung von Wasser aus dem Potschacher Schöpfwerk die damalige Typhusepidemie hervorgerufen habe. Da nun zu jener Zeit noch keine ‚Fackel' derlei Artikel bis auf die morschen Knochen durchleuchtete — es waren doch noch schöne alte Zeiten —, so hatten die übrigen Blätter ihn, Schmock, mit Pettenkofer verwechselt, sie hatten alle übereinstimmend den Typhusherd in Potschach gefunden. Aus jener Zeit datiert auch der Weltruhm dieses harmlosen Ortes. Zwar gelang es dem Professor Weichselbaum, die erregte Bevölkerung durch den Nachweis der tadellosen Qualität des Wassers zu beruhigen; indes, heute ist diese Unthat Schmocks schon längst dem Gedächtnis der Mitwelt entschwunden, und zudem liegt ja die Mittheilung des berühmten Bacteriologen und Baumeisters Djörup vor, der offenbar durch mikroskopische und chemische Analysen das massenhafte Vorhandensein pathogener Keime im Wasser nachgewiesen hat, aber diese Forscherthat im communalen Geheimprotokoll begraben musste.

Unter dieser Voraussetzung bombardiert der sonst so Voraussetzungslose mit durchschossenen Lettern das Rathhaus von der Wasserfront, bedroht Wien mit dem Unterleibstyphus und verwandelt sich im Nu in den »Retter«, weil er zugleich mit einer Wendung in die Arzneipolitik das einzig mögliche Heilmittel: liberale Gemeinderathswahlen, anzupreisen weiss.

Fatal für Herrn Dr. Schmock ist es, wie ich zu meinem Leidwesen constatieren muss, dass nach den bisher bekannt gewordenen Analysen der Pro-

Digitized by Google

fessoren Gruber und Weichselbaum*) das Mischwasser in Wien, aus der Leitung entnommen, auch zur Zeit der Typhusepidemie 1892 nur 14—75 Keime in einem Cubikcentimeter enthielt, hingegen z. B. das Trinkwasser aus den Pariser Leitungen durchschnittlich 1110—1930 Keime in jedem Cubikcentimeter aufweist (Siehe Dr. Weyls »Assanierung von Paris«, 1900). Wie merkwürdig, dass der Pariser College, Herr Frischauer, gerade in diesem Keimreichthum Seine-Babels die Grundlagen für ein fröhliches Gedeihen und für materielles Wohlbefinden besitzt. Seine üppige Berichterstattung erzeugt allerdings bei den Lesern mitunter Krämpfe.

Professor Victor Loos.

Tage des Taumels ....

Herr Hermann Bahr hat schwere Tage überstanden. Dieser aller Berechnung weltenferne Mann, dessen Empfindungsleben nicht etwa auf den Nachweis, dass er früher geschriebene Volkstheater-Urtheile mit Rücksicht auf das Tantièmengeschäft nach Jahren gefälscht hat, sondern nur auf den Anblick einer alten Vase reagiert, lag drei Wochen im Fieber. Zuerst kam Sada Yacco und that es ihm an. Mit ihr Loïe Fuller, die ihre Bewegungen wie »glühende Melodien« auf ihn wirken liess. Als aber gar Isidora Duncan in ein

*) Untersuchung Weichselbaum's vom 27. August — 2. Sept. 1892 und vom 12. Oct. — 18. Oct. 1892. Vergl. ferner Gruber's Untersuchung anlässlich der Typhusfälle im Frühjahr 1900, nach welcher das Wasser als »tadellos« und bakteriologisch als »vollkommen zufriedenstellend« bezeichnet wurde. Näheres in »Die Wasserversorgung etc. in Wien«, S. 123 – 124, ersch. 1901. Die Veröffentlichung erfolgte unter Hinweis auf die »vielfachen Anfeindungen«, womit natürlich das Verhalten der Presse gemeint war.

Zimmer des Hôtel Bristol trat, da war's um ihn geschehn. Da jedes Fieber, das Herrn Bahr befällt, zuerst immer den um viele Jahre älteren Hevesi ansteckt und in weiterer Folge die ganze Schaar von Kritikern, die an sich der Empfänglichkeit für Kinderkrankheiten noch nicht entwachsen sind, so machte alsbald das geistige Wien den Eindruck einer Stätte, auf der die aus fremden Culturen bezogene Seuche so manche sonst gesunde Besinnung dahingerafft hatte. Den wenig widerstandsfähigen Bahr hatte es vor allen Anderen. Er begann nach Fremdworten zu schnappen, rief Arsène Alexandre, Carabin und die Angela von Foligno und delirierte: Sada Yacco ist wie aus Krystall, sie hat eine Stimme, wie sie eine Blume haben müsste, eine von den ganz klein, ganz hell, ganz zart blühenden Blumen, die auf hohen Bergen in der dünnen Luft wachsen .... Und wie Franz Moor im Wahnsinn seinen Daniel beschwört, ihn ob seiner Phantasien recht tüchtig auszulachen, rief unser Patient, nicht ahnend, dass schmerzliches Mitleid den Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt' erfüllte: »Man wird mich auslachen, ich weiss!« Er zeigte auf Kawakami und bemühte sich, die grandiose Mimik dieses Japaners den stumpfsinnigen Mitteleuropäern zu erläutern; aber es stellte sich heraus, dass der arme Kawakami selbst leidend war, nämlich an Veitstanz. Aufopfernde Freunde trugen Herrn Bahr in das Hôtel Bristol, wo ein eben angekommener Passagier, Fräulein Isidora Duncan, eine Separatvorstellung in griechischen Linien gab, und erhofften von diesem stärksten Gegengift, das zur Zeit in Wien vorräthig war, eine beruhigende Wirkung auf die Psyche des vordem so rüstigen Mannes, der eben unter Erscheinungen einer acuten Serpentinvergiftung vor Loïe Fuller darniederlag. Weit gefehlt! Kaum hatte Bahr die Duncan erblickt, so rief er auch schon aus: Man wird sich diesen Namen, der wie eine Ballade klingt, merken müssen! Er betheuerte, eine griechische Vase habe sich belebt, er »erblicke Musik« und fühle sich in eine »rein geistige Region entrückt«; denn diese Dame sei keine Dame, sie sei »eine Linie«. Da beugte sich Isidora Duncan zu ihm und meinte bescheiden, sie sei es noch nicht ganz, aber sie habe den Ehrgeiz, »vollkommen zur Linie zu werden«. »Und sie sah mit weiten, verlorenen Blicken wie in eine schimmernde Ferne hinaus« .... Dasselbe wiederholte sich, als Miss Duncan in der Secession tanzte. Hier gab Bahr plötzlich eine Conférence von sich,

Digitized by Google

wovon bekümmerte Freunde eine Erleichterung erhofften. Dafür stöhnte Herr Hevesi: »Eine neue Möglichkeit der Andacht kündigt sich an .... Sie tanzt mit blossen Füssen und Beinen .... Sie bot so viel ewig Verständliches, niemals Misszuverstehendes .... Sie abstractificierte den Schmerz in einer Curve .... Sie hat eine Illusion gegeben, man weiss nicht recht, von was, aber eine reizende Illusion, für die man ihr dankbar ist .... (lallend): Ein hochelegantes, ja sogar schon höchst hochelegantes Publicum war anwesend.« Und in der That, in der vordersten Reihe sass der Minister für Cultus und Unterricht, Herr v. Hartel, der sich, nachdem er die Universitätssorgen des Tages hinter sich hatte, erst hier, in der Nähe Miss Duncan's, in eine »rein geistige Region« entrückt fühlte. Da sich freilich eine neue Möglichkeit der Andacht ankündigte, ist der Zusammenhang der amerikanischen Tänzerin wenigstens mit dem einen Ressort des Herrn v. Hartel verständlich. Oder war er in seiner Eigenschaft als philologischer Sachverständiger erschienen, weil er in der ‚Neuen Freien Presse' gelesen hatte, dass Fräulein Duncan »Theokrit und Ovid tanze«? Mein Gott, was tanzen diese exotischen Damen nicht Alles! Weil die Elssler die Unvorsichtigkeit begieng, Goethe zu tanzen, müssen wir die Versicherung hinnehmen, dass die Loïe Fuller Besnard und die Saharet gar Hermann Bahr tanzt. Der eine erinnert sich an Dante Gabriel Rossetti, der andere an Khnopff, der dritte an Toorop ... Aber die Amerikanerin ist am Ende so grausam, die Kritiken, die ihr hier die Speculanten des Schwachsinns und der Empfindsamkeit zu den nackten Füssen legten, auf ihre Reisen mitzunehmen. Auch der misstrauischeste Zeuge ihrer späteren Triumphe wird ihr eine Fähigkeit zugestehen müssen, die in sämmtlichen Berichten der zur Privatsoirée der Miss Duncan commandierten Wiener Kunstkritiker hervorgehoben ward: Sie kann sich die Strümpfe ausziehen.

* * *

Die Coulissenschnüffelei ist bisher bloss in den anrüchigen »Rubriken« der Buchbinder, Landesberg und Stern gepflegt worden, und von dem Badezimmer der Odilon und der Hosenrolle der Opernsängerin, die das Mieder nicht lassen wollte, haben wir es

Digitized by Google

glücklich — Dank dem neckischen Verräther vom ‚Fremdenblatt' — bis zur Kenntnis der Thatsache gebracht, dass Herr Korff infolge des hohen Stehkragens, den er bei der Darstellung eines Gigerls tragen musste, einen »Furunkel« bekommen hat. Aber dieses aufklärungswüthige Zeitalter stellt mit jedem Tage erhöhte Ansprüche an seine publicistischen Wortführer. So hat sich denn die Nothwendigkeit ergeben, all' dem Wissenswerthen, das wir bisher verstreut da und dort finden und von den verschiedensten Bildungsstätten zusammenlesen mussten, ein eigenes Organ zu schaffen. Wer also ungeduldig auf den Samstag (Buchbinder), auf den Sonntag (Stern) und auf den Montag (Landesberg) gewartet hat, um Authentisches über den wahren Grund der Unpässlichkeit einer Hofschauspielerin zu erfahren oder wenigstens aus dem verschmitzten Blinzeln des indiscreten Schelms zu errathen, der kann jetzt, was er gerne schwarz auf weiss besitzen möchte, in einem einzigen Heftchen nachhause tragen. ‚Theater und Brettl' lautet der Titel der neuen »Halbmonatschrift«, die von einem Herrn Leo Stein herausgegeben wird. Der Herr ist wohl identisch mit jenem Leo Stein, der im Bunde mit Herrn Landesberg dem Geschmack der Wiener die tantièmenreiche Schmach des »Süssen Mädel« zugefügt hat. Man darf es, nach dem »Programm« des Blattes, das sich eine Zeitschrift »für Theater und Kunst« nennt, getrost vermuthen. Das Programm hat, wie aus den übereinstimmenden Empfehlungsnotizen der liberalen Tagespresse hervorgeht, der Herausgeber selbst mit seltener Aufrichtigkeit folgendermassen formuliert:

»Mehrere pikante Plaudereien aus dem Theaterleben sorgen für die Unterhaltung jenes grossen Theiles des Publicums, welcher auch für das Leben der Künstler ausserhalb der Bühne Interesse empfindet.«

Kurz und gut: ein Fachorgan für Eingriffe in das Privatleben wehrloser Schauspielerinnen.

* * *

Digitized by Google

Es ist traurig, dass es erst des »Complot«-Scandals bedurfte, um Herrn Friedrich Gustav Triesch als einen der ödesten Geister des heimischen Literaturlebens zu agnoscieren. Ich habe das »Complot« nicht gesehen, aber schlechter als die »Nixe«, der »Hexenmeister« und der »Liquidator« wird es auch nicht gewesen sein. Die Zaghaftigkeit der Wiener Kritik, die das Geständnis des »Complot«-Durchfalls Herrn Triesch nicht anders als mit dem tröstenden Hinweis auf jene Meisterwerke servieren zu dürfen glaubt, ist wahrhaft rührend. Die Verpflichtung jedes Burgtheaterdirectors, ein Stück des langweiligsten Wiener Erwerbsdramatikers aufzuführen, scheint eines der Hausgesetze unserer Hoftheater zu sein; anders ist die perverse Beharrlichkeit, mit der dieser humorverlassene Dilettant immer wieder zur Bekämpfung der Faschingslaune auf die Bretter losgelassen wird, nicht zu erklären. Man möchte nun glauben, dass eine sich selbst achtende Kritik bei solchen Gelegenheiten mit einem Fusstritt ihr Auskommen finden könnte. Wenn nach zwei Jahrzehnten literarischer Revolution auf der Bühne eines führenden Schauspielhauses Stottern und Radebrechen den Inhalt eines Lustspieles ausmachen, so würde — möchte man meinen — ein kurzer und kräftiger Ruf nach Entfernung des modern-literarischen Directors jede weitere »Inhaltsangabe« und »Analyse« reichlich ersetzen. Aber glücklicherweise haben wir noch vornehme Kritiker, die sich selbst von Herrn Triesch die Freude am Aesthetisieren und Feuilletonschwätzen nicht trüben lassen. Herr Max Kalbeck hat sich sogar in einen Briefwechsel mit dem »Lustspieldichter» eingelassen, in den er mit unverzeihlicher Indiscretion den Abnehmern des ‚Neuen Wiener Tagblatt' Einblick gewährte. Immerhin, einen Vortheil hatte dieser öffentliche Austausch von Complimenten und höflich bedauerndem Tadel zwischen zwei gleichgestimmten Geistern: keine directe Kritik hätte uns die Langweile des Triesch'schen »Complot« so gut suggerieren können, wie dieses Complot der Herren Triesch und Kalbeck gegen die ahnungslosen Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Leider muss ich Herrn Kalbeck auf einen Widerspruch aufmerksam machen. In einer Vornotiz hatte er mit unendlicher Ausspinnung eines trivialen Bildes geschrieben: »Wer zu einem Champagnerabend einladet, darf den Gästen keinen Schaumwein geringer Sorte vorsetzen. Die Ingredienzien eines solchen schlecht imitierten Sects auf das neue Lustspiel von Friedrich

Digitized by Google

Gustav Triesch bezogen, so besteht ‚Das Complot' aus dem leichten Landwein, den Benedix & Comp. rein einzuschenken pflegten, hier stark verwässert und mit einem Zusatz von fremdem Spiritus und billigem Lumpenzucker vermischt. Die Kohlensäure als der unruhige, treibende Geist des Stückes entweicht sehr schnell, da sie künstlich von aussen hineingepumpt worden ist, und übrig bleibt ein fades, abgestandenes Getränk, das man aus Höflichkeit gegen den Wirt hinunterschluckt, mit dem unangenehmen Vorgefühl einer Magenverstimmung für den nächsten Morgen. Der verdächtige Pantsch wurde von den Schauspielern mit der besten Laune serviert, und wenn Fräulein Witt und Fräulein Clemens das schäumende Glas credenzten, so glaubten Viele, wirklich Champagner getrunken zu haben.« Das war abgeschmackt. Aber Herr Kalbeck, der reicher an Bildern ist, als man denkt, beweist am nächsten Tage, dass man Schwänke des Herrn Triesch nicht nur mit Weinen, sondern auch mit Fischen vergleichen könne, und apostrophiert ihn also: »Ihr sogenanntes Lustspiel war nicht Fleisch, nicht Fisch, oder doch beides zugleich; dafür hiess es auch ‚Die Nixe'. Ich beschwor Sie damals, kein solches Zwittergeschöpf wieder in die Welt zu setzen, und da ich Ihnen und Ihrem Talent alles Gute zutraute, so hoffte ich, Sie würden Ihren Verehrern bald das vollsaftige, heitere Stück auftischen, das wir von Ihnen erwarteten. Sie sollten sich für Fleisch entscheiden, und Sie entschieden sich für Fisch. Ihr ‚Liquidator' wäre in der That ein sehr munterer Hecht gewesen, wenn nicht Sie und die Schauspieler ihn für einen frommen Karpfen angesehen hätten.« Herrn Kalbeck ist also, wie man sieht, angesichts des »Complot« der Appetit nicht vergangen. Herr Triesch selber hat — in seinem noch weitaus dümmeren Antwortschreiben — Herrn Kalbeck das sicherlich begründete Compliment gemacht, dass er, auch wenn er das misslungenste Stück bespreche, es nie als willkommenes Gerüst benütze, um daran das Feuerwerk seines Geistes abzubrennen .... Somit hätte Herr Triesch am Ende doch Humor?

* * *

Dass man sich zu wohlthätigem Zwecke vergnügt, das ist, weil nun einmal das Vergnügungsbedürfnis allgemeiner und stärker ist als der Wohlthätigkeitssinn, eine löbliche Sache. Lächerlich ist

Digitized by Google

es nicht, dass sich Leute zu Gunsten der »Lucina« unterhalten, sondern nur, dass es sie unterhält, Frau Auspitz Thee einschänken und Herrn Auspitz Thee trinken zu sehen. Dass vollends ein edleres, etwa ein Kunstinteresse zu wohlthätigem Zweck befriedigt wird, welches Satirikers Hohn sollte sich dadurch gereizt fühlen? Keines — aber doch der Hohn eines Redacteurs der ‚Arbeiter-Zeitung'. Denn der weiss erstens ganz genau, dass es wichtigere als Kunstinteressen gibt und dass die Leute, die gegenwärtig Kunstwanderungen durch Wien veranstalten, besser thäten, statt der Palais Lanckoronski und Auersperg die »Stätten des Elends« aufzusuchen, statt der vielverschlungenen Pfade der Wiener Kunstentwicklung etwa die Wege eines Canalstrotters, die Herr Max Winter jüngst so anziehend geschildert, zu verfolgen. Und der Redacteur der ‚Arbeiter-Zeitung' weiss zweitens auch, dass nicht alle Kunstwanderer Kunstfreunde sind, dass mancher nicht sehen, sondern gesehen werden will. Was weiter? Muss die Hofräthin Gomperz, um für die Veranstaltung der Kunstwanderungen von der ‚Arbeiter-Zeitung' Pardon zu erhalten, wirklich erst, wie sie's am 25. Februar that, versichern, dass sie auch die Wohnungen der Armen kennt, und hätte sie etwa den Leuten, die ihr Kunstverständnis nicht nachweisen können, die Karten für die Kunstwanderungen verweigern sollen? Auch die ‚Arbeiter-Zeitung' veröffentlicht bekanntlich Kritiken über Kunstausstellungen und weiss gar wohl, dass diese Ausstellungen verödet wären, wenn sie nur von verständigen Kunstliebhabern besucht würden. Der Kunstsinn dünkt ihr also nichts Verwerfliches, und das Erheucheln des Kunstinteresses ist, weil die Künstler davon leben müssen, nützlicher als die Interesselosigkeit. Der Hohn trifft nur den Wohlthätigkeitszweck. Dass der einmal zu Mitteln greift, die er nicht erst zu heiligen braucht, das ist neu — und darum findet es der Unverstand der socialen Phrase komisch. +

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Parlamentarier. Herrn Lobmeyr ist zweifellos Unrecht geschehen. Denn man konnte dem als Grossindustriellen, Gastgeber und auf zehn Millionen geschätzten Mann wirklich nichts anderes nachsagen als höchstens das eine: dass er eine Viertelmillion z u o f t, nämlich dreimal verwendet hat; für die Armen, zur Bekundung seiner localpatrio-

Digitized by Google

tischen und dann noch seiner dynastischen Gesinnung. Herr Lobmeyr hatte als guter Wiener der Stadt Wien eine grosse Summe gespendet, aus der im Jahre 1900 eine Stiftung activiert werden sollte. Aber da kam das Jahr 1898 mit dem Kaiserjubiläum, der Kaiser wünschte, dass es durch Acte der Humanität gefeiert werde, und Herr Lobmeyr verwerthete jene Summe für eine Stiftung, die den kaiserlichen Namen erhielt. Könnte man darum etwa Herrn Lobmeyr ein klein wenig Eitelkeit und Geschicklichkeit vorwerfen? Dass er beidemal, da er sich als liebevollen Sohn seiner Vaterstadt und da er sich als loyalen Unterthan gezeigt hat, nichts zu »erschwindeln« hatte, ist gewiss: denn Herr Lobmeyr hat von der ersten Stadt des Reiches und ihren liberalen Verwesern schwerlich so niedrig gedacht, um ihnen zuzutrauen, dass sie das Ehrenbürgerrecht verkaufen, und er hat für die loyale Widmung, die von seinen parlamentarischen Freunden neulich als eine Wohlthätigkeitsstiftung gepriesen wurde, kaum höheren Dank als den erhoffen können, den er längst geerntet hatte, die Berufung in's Herrenhaus. Immerhin, die Zurückziehung der Spende, die ja eine persönliche Spitze gegen den antiliberalen Bürgermeister hatte, war ein stärkerer Affront als die Interpellation des Dr. Lueger, und die Terminologie der Parteiagitation ist bei uns längst dem Bereiche des Beleidigungsparagraphen entwachsen. Die liberale Entrüstung war billig wie die Argumente der Zuschrift, die Herr Lobmeyr selbst an die Zeitungen sandte. Das dem alten Manne zugefügte Unrecht hätte lauter für sich gesprochen, wenn er den geschmacklosen Freunden seine Missbilligung bezeugt hätte. Gegen seine Tadler wird Herr Lobmeyr sich leichter schützen können als gegen seine Lobmeier, deren Pathos immer nur den Dank für genossene Tafelfreuden verräth und mehr nach Speisenresten als nach Ueberzeugung riecht. — Daniel Spitzer, der die liberale Sache bitter ernst und die liberalen Personen satirisch nahm, schrieb, als Herr v. Schönerer in die Nachtredaction des ‚Neuen Wiener Tagblatt' eingedrungen war, im Jahre 1888 das folgende Zornwort: »Die ‚antiliberale Liga', diese hochherzige Vereinigung, welche den Anhängern aller Parteien, wenn sie nur aufrichtige Gegner der Freiheit, des Fortschrittes und der Aufklärung sind, ihre Arme öffnet, tritt immer drohender auf. Immer lauter wird der Lärm und immer erbitterter der Kampf gegen die Gerechtigkeit, die Gleichheit vor dem Gesetze und die Duldsamkeit, kurz gegen alle die Irrthümer und Vorurtheile, die wir schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Aber sie werden nicht den Sieg über die Wahrheit davontragen. Ihre Wuth begegnet unserer Ruhe, ihre unedle Gesinnung wird sich nicht lauter äussern als unsere Entrüstung, ihren Drohungen halten wir als Schild unser Recht entgegen, und man wird ihren Versicherungen keinen Glauben mehr schenken, ihr Schreien wird kein Echo mehr finden, und wir werden endlich mit grösserem Rechte als sie ausrufen dürfen: Hinter uns stehen Millionen!« Ausnahmsweise hatte ihm beim Schreiben der Leitartikler über die eine Schulter geguckt, und erst ganz zum Schluss beugte sich der Schalk über die andere. Mein Missverständnis des Ausrufs ist gewiss im Sinne des Wiener Spaziergängers, und seinem heitern Andenken bringe ich es dar.

Digitized by Google

»Hinter uns stehen Millionen!« Dies ist ein liberales Wahrwort, und etwas anderes hatte Herr Dr. Lueger in seiner Interpellation nicht behauptet. — Herr Jonas Weil ward ein Getreidewucherer genannt. Berechtigter wäre die Anklage gewesen, dass Herr Weil, der selbst kein Speculant, sondern Effectivhändler ist, mit seinem Namen die ärgste Jobberei deckt und durch seinen Einfluss die Bestrebungen der Landwirtschaft hemmt. Immerhin hätten die deutschen Männer von der Fortschritts- und Volkspartei das Echauffement der Abwehr den Börseanern allein überlassen können. In welcher Welt lebt denn Herr Dr. Vogler, dass er durch die Aufzählung aller Ehrenstellen des Herrn Weil wirken zu können glaubte? »Er ist Vicepräsident der Frucht- und Mehlbörse, ist Handelskammerrath, k a i s e r l i c h e r R a t h u. s. w.« Man denke nur! Aber der Fremdenblatt-Neumann ist Regierungsrath und der Länderbank-Hahn gar Hofrath: vor diesen Persönlichkeiten hat Herr Vogler wohl noch mehr Respect? Oder verbindet der Führer der Fortschrittsmänner mit dem Titel »Kaiserlicher Rath« die Vorstellung von besonderem Einfluss bei Hofe? Das durfte sich bisher nur der Pariser ‚Figaro' erlauben, der einst das Eintreffen eines Herrn Gottlieb, Vertreters von Versicherungs-Gesellschaften, aus Wien unter dem Hinweis auf seine politisch hervorragende Stellung als »conseiller impérial« pompös verkündet hat. Die Vertheidigung des Herrn Jonas Weil ist dort am Platze, wo der Fortschritt o h n e Deutschthum gepflegt wird, also auf der Getreidebörse. Dort berührten die »Ovationen« für den Angegriffenen sympathisch, und selbst den Ausruf, den der Vorsitzende eines Meetings protestierender Terminhändler that, konnte man begreiflich finden: »Der stattliche Besuch der Versammlung beweist, dass die B e s u c h e r d e r P r o d u c t e n b ö r s e d i e g e s u n d e E m p f i n d u n g f ü r E h r e haben!«

Herrn Bürgermeister Dr. Karl Lueger. Leider ist der Vorschlag der Ausweisung jener Wiener Correspondenten fremder Blätter, die im Auftrage der liberalen Cliqne die Typhuslügen der ‚Neuen Freien Presse' im Ausland verbreiteten, um so den längst ersehnten »mangelnden Fremdenverkehr« endlich einmal zur Thatsache zu machen, durchaus undurchführbar. Sie vergassen, dass die Herren, die für reichsdeutsche Blätter »arbeiten«, nicht Reichsdeutsche — die taktlosen Missbrauchs der Gastfreundschaft nie fähig wären —, sondern »Wiener« sind, die in den heimischen Redactionsstuben sitzen. Das einzige, was sich da erreichen liesse, wäre also die Ausweisung nach Ungarn. So unzutreffend nun auch das Beispiel des aus Paris entfernten Herrn Frischauer war, so wenig brauchen Sie sich durch die dreiste Entgegnung der ‚Neuen Freien Presse' einschüchtern zu lassen, die Ausweisung ihres Pariser Correspondenten sei nur eine Massnahme der »clericalen« Regierung gewesen und »die nächste Regierung« habe »sich beeilt, Frankreich von dem Odium zu entlasten«. Welch ein Odium! Aber der nächsten Regierung ist es nicht eingefallen, Frankreich davon zu entlasten. Leider blieb Frankreich — gegen den Willen der Regierung und trotz dem Widerstreben des Marquis Reverseaux in Wien — nicht von Herrn Frischauer entlastet. Ich habe die Geschichte

Digitized by Google

in Nr. 64 ausführlich erzählt. »Die Regierung«, hiess es dort, »hat dem Ausgewiesenen die Erlaubnis zur Rückkehr keineswegs ertheilt. Er hat sich auch nicht, wie jetzt jeder Leser vermuthen wird, auf eigenes Risico über die Grenze vorgedrängt. Berthold Frischauer, der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse', ist ausgewiesen, Berthold Frischauer, die der österr.-ungar. Botschaft attachierte Hilfskraft, darf auf französischem Boden weilen und wirken. Die österr.-ungar. Botschaft hat den Herrn unter ihre Fittige genommen, Graf Wolkenstein protegiert ihn persönlich, und als einem der Botschaft attachierten Journalisten darf ihm kein Haar gekrümmt werden.« Die Person des Herrn Frischauer ist jetzt in anderem Sinne »exterritorial« und repräsentiert vor Frankreich nicht mehr bloss das Ansehen der ‚Neuen Freien Presse', sondern auch das Ansehen Oesterreich-Ungarns. Graf Wolkenstein drängt der Republik einen gehässigen und feindlichen Reporter als Diplomaten auf. Meine Mittheilung in Nr. 64 stammte aus unbedingt verlässlicher Quelle; heute kann ich hinzufügen, dass die »Rückberufung« des Herrn Frischauer mit der Anspruchslosigkeit zusammenhängt, mit der er — im Gegensatze zu Herrn Szeps — Briefe einer höchsten Persönlichkeit rückerstattet hat. Ich hatte an jene Mittheilung, die, wie ich damals schrieb, »jeden für das Ansehen dieses Staates im Ausland Besorgten mit Kummer und Scham erfüllen muss«, die Bitte geknüpft, unsere Pariser Botschaft oder das Ministerium des Aeussern möge mir eine amtliche Berichtigung zukommen lassen, die kein Beweis für die Unrichtigkeit meiner Behauptungen, wohl aber ein Beweis dafür wäre, »dass man die Verpflichtung zur Scham erkannt hat und bemüht ist, das Aergernis wenigstens vor dem Inlande zu verbergen«. Die amtliche Berichtigung ist nicht eingelangt. . . . Als Bürgermeister von Wien steht Ihnen auf die Luftveränderungen des Herrn Frischauer keine Ingerenz zu. Aber als Reichsrathsabgeordneter könnten Sie dafür Sorge tragen, dass Graf Goluchowski in den nächsten Delegationen über diese merkwürdige Geschichte Rede und Antwort stehe.

Telephonaspirant. Das österreichische »Wir können warten!« muss namentlich auf dem Gebiete des Telephonwesens beherzigt werden. Sie warten nun schon das dritte Jahr und sind noch immer nicht in der Lage, dem Handelsminister telephonisch Ihre Indignation auszusprechen. Darum senden Sie mir einstweilen einen Bericht über die Versammlung der Wiener Telephonmalcontenten, die kürzlich Herr Victor Silberer einberufen hatte. Herr Silberer ist als Parlamentscandidat von der ‚Fackel' nicht ganz ernst genommen worden, aber sein Referat in der Telephonversammlung enthielt ein paar bemerkenswerthe Stellen. Wir erfahren, dass sich in Wien ein förmlicher Telephonhandel entwickelt hat, eine Agiotage, die vom Handelsministerium künstlich gezüchtet werde. Es gibt Leute, die ein Geschäft daraus machen, sich ein Telephon zu verschaffen und nach einigen Wochen um mehrere hundert Gulden zu verkaufen. Wessen Gesuch von der Behörde zum so und sovielten Male abschlägig beschieden wurde, wird nicht erfolglos die Inseratenspalten der Zeitungen durchsuchen. Herr Silberer sagte ferner:

Digitized by Google

»Ich spreche meinen verbindlichsten Dank der Wiener Presse ohne Unterschied der Parteirichtung aus. Nur ein Organ hat in dem Momente, als es gehört hat, dass der Name Silberer mit der Sache in Verbindung steht, kein Wort mehr gebracht. Das ist die ehrenfeste ‚Neue Freie Presse' (Pfui-Rufe), der ich neuerdings wieder meine tiefste Verachtung ausspreche, die sich die Herausgeber derselben persönlich nehmen können.« (Lebhafter Beifall).

Prager Leser. Einem Ausschnitt des ‚Prager Tagblatt', dessen Leser bekanntlich keine Antisemiten sind, entnehme ich die Schilderung eines interessanten Criminalfalles. Vor dem Schwurgericht standen ein Revolverjournalist namens Navratil und dessen Schüler und Helfer. Ueber ihre Thätigkeit urtheilt der Gerichtssaalbericht folgendermassen: »Es muss nicht besonders hervorgehoben werden, dass die Inserate in den ‚Smíchovské Listy' ganz werthlos waren. Wenn der Abonnent das Blatt urgierte, von dem er überhaupt nie eine Nummer zu Gesicht bekommen hatte, suchte der Herr Redacteur aus einem Haufen Maculaturen irgend eine oft Monate alte Nummer seiner Zeitung heraus und sendete sie dem ungeduldigen Leser ein. Seine politische Gesinnung wechselte er alle Tage, aber sein Steckenpferd war der Philosemitismus. Auf diesem Gebiete errang er seine schönsten Erfolge.« . . . . »Sehr anstellig zeigte sich der dritte Mitarbeiter der Ausbeutercompagnie, der Raseurgehilfe Gottlieb Matoušek. Dieser war Specialist des Philosemitismus. Er verfasste ein Gedicht: ‚Jsem žid!' (‚Ich bin ein Jude!'), liess es fein säuberlich absetzen und schickte es an reiche Israeliten, von denen er sich ein schönes Sümmchen, mindestens 1000 Kronen, erbettelte. Er gab auch seinem Entschlusse Ausdruck, selbst zum mosaischen Glauben überzutreten.« . . . . »Auf Geschäftsleute gieng Navratil direct mit dem Revolver los. Da ein Bräuer aus der Umgebung von Prag mit Geldern nicht mehr herausrücken wollte, schrieb der Tüchtige sofort einen Brandartikel gegen das Bier des armen Sünders und machte es nach allen Regeln der Kunst schlecht.« Man gedenkt unwillkürlich der Angriffe auf das »Wiener Bräuhaus«, dessen Bier noch nicht und dessen Geld offenbar nicht mehr fliesst. Am hübschesten aber und für Wiener Leser beziehungsreichsten ist der folgende Dialog aus der Verhandlung: Staatsanwalt: »Es ist erwiesen, dass Sie kaum lesen und schreiben können, nun zeigt es sich auch, dass Sie keine drei Sätze zusammenhängend zu sprechen vermögen, wie wollen Sie da den ‚Ruch Lidu' redigieren?« Schwarz: »Das Blatt redigierte die Druckerei, Pardon, der Corrector.«

»*Technischer Impresario.*« Die Société des inventions Jan Szczepanik & Co. beabsichtigt auf Grund eines fragwürdigen Kohle-Sparapparates »Caloridul« eine Actiengesellschaft (Tochtergesellschaft) zu gründen, deren Gründungsprospect den Reingewinn sogar bis auf $^1/_{100}$ % genau feststellt mit: 41.66 %. Achtung! Wenn für die Verwerthung jeder der Erfindungen, die Herr Szczepanik bereits gemacht hat, eine Tochtergesellschaft gegründet würde, so hätten wir es mit einer österreichischen »Treberei« zu thun. Es ist daher nothwendig, schon schüchterne Anfänge zu be-

achten, die solange noch ungefährlich sind, als sich keine Moriz Bauer und dergleichen Leute an die Spitze stellen.

Socialdemokrat. Die ‚Arbeiter-Zeitung' warf am 16. Februar den liberalen Blättern vor, dass sie aus der Debatte über Herrn Dr. Luegers Interpellation »nur die Genugthuung für Herrn Lobmeyr hervorgreifen«. Damit war nicht etwa gemeint, dass die liberale Journalistik die Genugthuung, die auch der Präsident der Getreidebörse empfand, nachdrücklicher hätte betonen sollen. Sie hat vielmehr den Antheil der Socialdemokraten an der Debatte nicht entsprechend gewürdigt. Bloss das ‚Neue Wiener Tagblatt' machte eine Ausnahme und überschüttete die Genossen Pernerstorfer und Schuhmeier mit Kübeln Lobes. Und die ‚Arbeiter-Zeitung' war glücklich und citierte den Artikel des Steyrermühlblattes. Gleich daneben aber versicherte sie, es sei eine »alberne Rederei«, wenn man von einem »Bündnis der Socialdemokraten und Liberalen« spricht...

Frl. L. B. Ihre Befürchtung, ich könnte einem der düstersten Montagsblättchen »freundlich gesinnt« sein und darum Ihre Beschwerde ad acta legen, ist beinahe beleidigend. Dennoch will ich, und weil ich nach Ihrer freundlichen Ansicht nun einmal dazu berufen bin, Rath und Hilfe in complicierten Fällen zu ertheilen, Ihr Schreiben nicht unbeantwortet lassen. Es ist klar, dass Sie in Ihrer Honorarangelegenheit höchstens gerichtlich (vorerst durch das Schreiben eines Advocaten) etwas durchsetzen könnten, da ja, wie sich herausgestellt hat, das Blatt freiwillig nicht zahlt. Aber der Erfolg ist zweifelhaft. Sie hatten es bei der Einsendung des Feuilletons unterlassen, ein Honorar zu bedingen, und Ihr Glaube, dass »man« den »üblichen Preis« bezahlen würde, ist kein Rechtsanspruch. Einen »üblichen Preis« gibt es bei derartigen Blättern überhaupt nur für »Texteinschaltungen« und Annoncen; und der wird d e m B l a t t e bezahlt, nicht umgekehrt. Die Belletristik ist bereits Luxus, wenn sie nichts e i n t r ä g t .... Sie werden sich mit der E h r e begnügen müssen, an solcher Stelle mitgearbeitet zu haben.

Musiker. Es ist ein alter Irrglaube, dass der Dilettantismus die Kunst erschlägt. Seufzend bekannte neulich ein erfahrener, im Instrumentieren fremder Operetten bewährter Capellmeister: »Wenn's keine Dilettanten gäbe, könnten die Talente nicht leben!...« Ob Herr Charles Weinberger heute noch ausser Hause arbeiten lässt und wer die Heimarbeiter seiner Operetten sind, weiss ich nicht. Am Ende bloss die Spatzen, die seine Melodien vor jeder Erstaufführung von den Dächern pfiffen, und die Leierkastenmänner, die sie in den Höfen der Häuser spielten. Welches Uebermass der Popularität! Neulich s u m m t e n die Premièrenleute des Deutschen Volkstheaters in der Zwischenpause des »Spatz« (Jauche von Buchbinder, Musik von Weinberger) das Entréelied des Titelhelden: »Herr Spatz, Sie Spatz, gehn's kommen's her!« Kaum vergnüglicher hatten sie vor zwanzig Jahren gesummt, als in der Première des »Lustigen Krieg« das Lied »Ein Pfiff, ein Schuss, ein kleiner Schreck« aufwirbelte. Da somit Herr Weinberger Wirkungen erzielt, deren sich einst ein Johann Strauss rühmen durfte, ist es begreiflich, dass er

Digitized by Google

auch den Ehrgeiz hegt, seinen »Einzug ins Hofopernhaus« zu erleben oder wenigstens von Opernsängern aufgeführt zu werden. Aber so nothleidend ist der Pensionsfonds nicht, dass er sich von Herrn Weinberger aufhelfen lassen müsste, und der Meister, der die Aufführung seiner »Uhlanen« oder seines »Schmetterling« für 1000, sage tausend Kronen — also beinahe zum Selbstkostenpreis — durchsetzen wollte, holte sich bei der Direction trotz seiner Begabung und beim Obersthofmeisteramt trotz seiner Noblesse einen Korb. Bekümmert schlich Herr Weinberger — seine Abweisung sollte keine Theaternotiz der ihm väterlich gesinnten ‚Neuen Freien Presse' melden — von dannen und erkannte, dass es, wie überall im Leben, so auch für die Direction der Hofoper nur auf den Namen, nicht auf den Inhalt einer Sache ankommt: Johann Strauss hat längst seinen Einzug in dies Haus gehalten, und er, der ganz dieselben Melodien geschrieben . . . .

Künstler. Hätte ich eine Ahnung von dem bevorstehenden Revolverattentat gehabt, ich hätte sicherlich rechtzeitig in der ‚Fackel' ein Warnungssignal gegeben. Aber warum musste sich Ihre Genossenschaft auch gar so willig ausplündern lassen! Jeder Mensch in Wien weiss, dass zu den beiden grossen Festen, die in jedem Fasching veranstaltet werden, zu dem »Gschnasfest« und dem »Schützenkränzchen« für theures Geld Eintrittskarten nicht mehr zu haben sind, sobald die behördlich festgesetzte, dem Fassungsraum des Künstlerhauses entsprechende Zahl erreicht ist. Die Herren von der Zeitung und ihr familiärer Anhang kommen doch hinein! Der Reinertrag fliesst dem Pensionsfonds der — Künstlergenossenschaft zu. Die Männer der öffentlichen Meinung kriegen dennoch so viel Karten, als sie »brauchen«, und wo die Angehörigen der »grossen« Tagesblätter bloss ihren Willen mit einigem Nachdruck betonen müssen, scheuen die kleinen Montagspiraten vor Gewalt nicht zurück, um die Deckung ihres Bedarfs zu erzielen. In früheren Jahren ist es sogar vorgekommen, dass der oder jener unter den öffentlich Meinenden seine gratis erstandeneKarte um 50 Gulden, also mit einem 400 percentigen Aufschlag zum nachgelassenen Cassapreis, weitergegeben hat. Die überwiegende Anzahl ist indes ehrlich und braucht die Karten für sich oder höchstens für den Schneider, der mit einer Forderung dräut. Die Karten lauten auch nicht mehr auf den Namen des Herrn Redacteurs, sondern des Blattes und werden — ein typischer Fall von lucus a non lucendo — als »Ehrenkarten« ausgestellt. Auf jede dieser Karten können vier Personen »gehen«. Ueberblickt man die Reihe der Wiener Tagesblätter und bedenkt man, dass die ‚Neue Freie Presse' allein — sie soll diesmal bescheiden gewesen sein — 16 Karten erpresst hat, so kann man wohl annehmen, dass in jenen beiden dem Frohsinn und dem Pensionsfonds der bildenden Künstler gewidmeten Festen 400 Menschen kostenlos die Luft verschlechtert haben, wofür sie sonst — für anständige Leute kostet nämlich die Karte 10 Gulden — 4000 Gulden hätten zahlen müssen.

Berichtigung.

In Nr. 93 lies auf S. 32, Zeile 17 von oben statt »Philantropin«: *Philanthropin*.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

. März 1902 III. Jahr

ackel

geber:

KRAUS.

nal im Monat.

Nummer 20 h.

verboten. ———

N.

, III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
" "	18 " "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 " "	M. 7.—
" " " "	18 " "	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18 " "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Die Fackel

Nr. 96 WIEN, ENDE FEBRUAR 1902 III. JAHR

Epidemien gegenüber hat die liberale Presse seit jeher eine ganz eigene Hygiene beobachtet. Vor allem unterscheidet sie die Epidemien als solche, die bestehen, und solche, die nicht bestehen. Gegen die ersten wendet sie als vorzüglichste Präventivmassregel das Todtschweigen — in diesem Falle eigentlich das Lebendigschweigen der Todten — an; den zweiten glaubt sie am besten dadurch beizukommen, dass sie sie erlügt. So kann es geschehen, dass eine herrschende Seuche Tag für Tag heimlich ihre Opfer fordert, während gegen die auch nicht von fern drohende Gefahr in Morgen- und Abendblättern Alarm geblasen wird. Natürlich werden die einzelnen Krankheiten, nach Art und Grad, verschieden behandelt. Man erinnere sich zum Beispiel an die schreckensvollen Tage, da zu Wien eine im Laboratorium erzeugte Pest über den Bereich des Krankenhauses hinauszugreifen drohte. Die liberale Presse hat damals aus purer Rücksicht auf den Hofrath Nothnagel, der das Wesen der Seuche nicht sogleich diagnosticiert hatte, alles daran gesetzt, die Pest in Wien nicht aufkommen zu lassen, während wiederum die antisemitische Presse — aus Rücksicht auf denselben Gelehrten — sich die Förderung der schüchternen Anfängerin nach Kräften angelegen sein liess. Man muss es anerkennen: die massgebenden Leute in Wien bewahren einer Seuche gegenüber Muth und Besinnung und prüfen mit nüchtern wägender Gelassenheit: Cui bono? Wird sie den Antisemiten oder wird sie den Juden frommen? Wer diese Frage frei hat an

Digitized by Google

das Schicksal, kommt natürlich bei exotischen Krankheiten weniger auf seine Rechnung. Bei dem Ausbruche der Pest in Wien mussten persönliche Rücksichten ins Treffen geführt werden, um die Sache in's Politische zu rücken, und da sich's später um Absperrungsmassregeln in Triest handelte, konnte die liberale Presse in objectivster Weise für den freien Handelsverkehr und für die Interessen der Kaffeemillionäre, die ihre Schiffsladungen bedroht sahen, eintreten. Vom Standpunkt der Communalpolitik hingegen ist vor allem der Typhus eine sehr wichtige Epidemie. Er hängt ja doch einigermassen mit der Hochquellenleitung zusammen, und der Gedanke, unmittelbar vor den Gemeinderathswahlen den Antisemiten das Wasser zu trüben, ist sicherlich verlockend. So kam die »Affaire Djörup« zustande, so gelangte jener Potschacher Typhus zum Ausbruch, dessen Entstehung, dessen Symptome neulich hier von fachkundiger Seite beschrieben waren und der, wenn er schon die christlichsocialen Wähler nicht decimierte, mindestens auf die gläubigen Gemüther im Ausland ansteckend wirken musste. Der Zweck war erreicht: Die Fremden, die seit jeher Wiens »Rückständigkeit« mit ironischem Wohlwollen betrachten, hatten allzulange respectvoll an dem einen Wahrwort festgehalten: ἄριστον τὸ ὕδωρ. Essen? »Nich berühmt!« Nachtleben? »Nich viel los!« Wasser? »Famos!« . . . . Und nun sollte auch dies letzte Restchen unserer Grossstadtherrlichkeit dahin sein! — — —

Während der Typhus in den Spalten der Wiener Zeitungen immer bedrohlicher um sich griff, konnten sich die glücklichen Besucher der Riviera einer völlig harmlosen, jedes Aufsehen vermeidenden Blatternepidemie erfreuen. Ja, wir hätten von den in Nizza herrschenden Blattern wohl überhaupt nie etwas erfahren, wenn uns die Zeitungen nicht so oft versichert hätten, dass sie nicht existieren. Von dieser Seuche kann man, wie vielleicht von keiner zweiten vor ihr,

Digitized by Google

behaupten, dass sie sich seit dem Moment ihrer Entstehung immer mehr dem Verlöschen näherte. Gewiss, sie hatte es von Anfang an überhaupt nur auf das Verlöschen abgesehen. Und es muss sich in rapider Weise vollzogen haben, täglich neue Opfer fordernd.... Aber sollten nicht Blattern in Nizza unter Umständen noch einträglicher sein als Typhus in Wien? Cui bono? fragt die liberale Presse und lässt sich über den Gesundheitszustand an der Riviera von den — dortigen Hôtelbesitzern unterrichten. An und für sich mag ihr — wer zweifelt daran? — das Wohl der Besucher von Monte Carlo mehr am Herzen liegen als das der Bewohner Wiens; aber sie, die nichts umsonst thut, lässt sich eine Blatternseuche auch noch um mehr Geld abkaufen, als sie der Typhus selbst gekostet hat. Am 23. Februar ergreift im ‚Neuen Wiener Tagblatt' ein Hôtelier aus Mentone das Wort, um das Vorhandensein einer Epipemie unter dem zwingenden Hinweis auf die Thatsache zu bestreiten,dass er »schon mehrere Absagen seiner Gäste erhalten habe«. Er ersucht darum das ‚Neue Wiener Tagblatt', »richtigzustellen«, dass »an der ganzen Riviera überhaupt kein Fall vorgekommen ist und nur vor zwei Monaten vereinzelte Fälle in Nizza aufgetreten sind«. Soweit das ‚Neue Wiener Tagblatt'. Anders das ‚Oesterreichische Sanitätswesen', Organ für die Publicationen des k. k. Obersten Sanitätsrathes, in der Nr. 8 vom 20. Februar. Hier ist wörtlich zu lesen: »In Nizza und Umgebung hat diese Krankheit (Blattern) eine epidemische Verbreitung angenommen. Es wurden daselbst während des Monats Jänner l. J. 284 Erkrankungen und 90 Todesfälle, gegenüber 150 Erkrankungen und 27 Todesfällen im Monat December v. J., beobachtet. In der Zeit vom 1. bis 8. Februar sind in der genannten Stadt 92 Personen an Blattern erkrankt und 25 gestorben. Die Erkrankungen treten zumeist unter der italienischen Arbeiterbevölkerung auf. Kürzlich sind auch in der

Digitized by Google

an der Riviera gelegenen Stadt Villefranche in einem Hause 5 Blatternerkrankungen vorgefallen.«

Ich weiss es nicht, ob in jedem einzelnen Falle, ob angesichts der Zuschrift des Gastwirts von Mentone in der Redaction des ‚Neuen Wiener Tagblatt' bloss beide Augen zugedrückt oder auch noch beide Taschen geöffnet worden sind. Wohl aber weiss ich, dass hier die verbrecherische Verbreitung beruhigender Nachrichten noch hundertmal schärfer geahndet werden müsste als die läppische Erzeugung des Potschacher Typhus, deren parteipolitische Pointe auch der stumpfsinnigste Leser gemerkt hat. Denn nach dem Ausspruch aller medicinischen Autoritäten soll sogar ein vorhandener Schnupfen ansteckender sein als eine erlogene Pest. Im letzten Frühjahr hat die liberale Presse Wiens, um die Rennen von Karlsbad nicht zu stören, die Ankunft des Scharlach im fashionablen Curort todtgeschwiegen. Jetzt schreckt sie die Wiener mit dem Typhus und schickt sie an die Riviera. . . .

* * *

In der letzten Nummer der ‚Fackel' wurde die vor dem Terminhandelsgesetz bangende Börse mit dem gesetztechnischen Nichtkönnen unserer Gesetzgeber getröstet. Unmittelbar nachher hat die Regierung einen neuen Gesetzentwurf eingebracht, und wenige Tage später hat der Referent des volkswirtschaftlichen Ausschusses im Abgeordnetenhause den seinigen abgeändert. Von beiden Entwürfen kann nur gesagt werden, dass sie die thörichtesten Absichten mit den zweckwidrigsten Mitteln zu erreichen suchen. Thöricht ist es, zu glauben, man könne den Bianco-Terminhandel abschaffen, den effectiven erhalten. Je kleiner der Umfang des Terminhandels in Wien ist, desto grösser muss bei ihm die Jobberei sein. Werden die Jobbergeschäfte verboten, so kann es hier, weil ohne massenhafte Geschäfte die Scontrationen unmöglich

Digitized by Google

sind, einen effectiven Terminhandel gar nicht geben. Nichts ist, sobald man diese Wahrheit erkannt hat, leichter als ein Terminhandels-Gesetz zu schaffen. Es hätte einfach zu lauten: Getreidegeschäfte nach Terminhandels-Usancen sind nichtig, und auf Grund von solchen Geschäften Geleistetes kann jederzeit zurückgefordert werden. Die Veröffentlichung von Terminhandels-Usancen und die Notierung von Terminpreisen an landwirtschaftlichen Börsen ist verboten. Was sonst noch mit dem Getreide-Terminhandel in Verbindung gebracht worden ist — Börsenorganisation, Commissionshandel und Differenzspiel —, das könnte bei anderer Gelegenheit, bei einer Erneuerung des Handels- und des Börsengesetzes, geregelt werden.

Aber die Regierung will den Getreide-Terminhandel nicht abschaffen, sondern, soweit er »legitim« ist, aufrechterhalten, dafür aber das »illegitime« Getreidegeschäft — das soll das warenlose sein — bestrafen. Bestrafen, und nicht etwa für nichtig erklären. Und so hat sie zwei Strafgesetzparagraphe ausgearbeitet, die besagen: § 30: ein Differenzgeschäft in Getreide oder Mühlenfabricaten ist strafbar, wenn dem Speculanten nachgewiesen wird, dass er von Anfang an nichts als eine Wette auf das Steigen oder Fallen der Preise beabsichtigt haben konnte, weil er sich, infolge des Missverhältnisses zwischen seinem Vermögen oder Credit und dem Umfang des Geschäftes, bewusst sein musste, er werde die Lieferung oder Uebernahme der Ware nicht vollziehen können; § 31: ein Differenzgeschäft in Getreide oder Mühlenfabricaten, das nach Terminhandels-Usancen abgeschlossen wurde, ist strafbar, auch ohne dass jenes Missverhältnis besteht. Das ist nämlich der Sinn, den man aus der ungeschickten Fassung der beiden Paragraphe mühsam enträthselt. Und nun ist nur noch die wichtigste Frage aufzuwerfen: in

Digitized by Google

welchen Fällen wird das Gesetz zur Anwendung kommen, wann wird die Strafanzeige eintreffen, die den Strafapparat in Thätigkeit setzt?

Die Antwort liegt auf der Hand. In den normalen Fällen des Differenzgeschäftes überhaupt und des Bianco-Terminhandels im Besonderen sind beide Contrahenten damit einverstanden, ihre Verpflichtungen durch Zahlung oder Annahme der Differenz zu erledigen. Der Verkäufer besitzt die Ware nicht und käme in eine Zwangslage, wenn er sie liefern müsste; aber auch der Käufer braucht die Ware nicht und wäre in arger Verlegenheit, wenn er sie beziehen müsste. Keiner hat zu fürchten, dass der Andere gegen ihn die Strafanzeige erstattet; am wenigsten der Verkäufer: denn was verschlägt es dem Käufer, selbst wenn er die Ware wirklich benöthigt, ob er sie vom Käufer, von dem er sie zum Preise 100 erworben hat, erhält, oder ob er Ware von besserer Qualität — die Minderwerthigkeit der Usanceware gehört ja zum Wesen des Terminhandels — zum Preise von 100+x oder 100—x von einem Dritten bezieht und sich mit dem ursprünglichen Contrahenten durch Empfang oder Bezahlung der Differenz x ausgleicht? Der Bianco-Terminhandel wird also durch den Strafparagraphen nicht unmöglich gemacht. Nur in einem Fall wird er durch ihn erschwert. Wenn die Hausseparteі die Ware aufkauft, die Baissiers »einzwickt« und dann effective Lieferung verlangt, so würde sie in Zukunft noch höhere Differenzzahlungen erpressen können, weil sie auch mit der Strafanzeige nach § 31 drohen könnte; die Baissiers, die bei solchen Gelegenheiten bisher Lärm schlugen, Aufschub der Erfüllungsfrist forderten und eine Ermässigung des Liquidationscurses durchsetzten, würden, weil § 31 denjenigen mit strengem Arrest bis zu drei Monaten bedroht, der zur Zeit des Erfüllungsverzugs die zu liefernde Ware oder das Verfügungsrecht über sie am Erfüllungsort nicht besitzt, sich zu jeder noch so hohen Differenzen-

Digitized by Google

zahlung verstehen. Der § 31 fördert also, anstatt den Bianco-Terminhandel zu beseitigen, bloss die Bildung von Ringen, vermehrt die Zahl der Schwänzen. Doch die Landwirte dürfen nicht glauben, dass dadurch Preisschwankungen nach oben gegenüber jenen nach unten begünstigt würden und deshalb höhere Getreidepreise zu erwarten wären. Denn die hier geschilderte Wirkung des § 31 kann nur unter einer Bedingung eintreten: der Dummheit und Voraussichtslosigkeit der Baissiers. Und gerade der § 31 wird die Baissiers besonders voraussichtig und übermässig ängstlich machen. Bei dem geringsten Anzeichen einer Ringbildung werden sie sich sogleich die Ware verschaffen, sie aus dem Ausland beziehen, und wenn die Schwänze missglückt, die kurze Hausseperiode vorüber ist, werden die Massen des lediglich aus börsentechnischen Gründen importierten Getreides auf lange Zeit hinaus hierzulande die Preise drücken.

Die Börse hat in ihrer klugen Taktik den Regierungsentwurf nicht verlacht, sondern durch ihre ärgsten Schreier über ihn in der stillen Hoffnung Lärm schlagen lassen, dass die Agrarier verblüfft werden und das Gesetz acceptieren würden. Und das Sprachrohr, durch das der tolle Lärm in die Oeffentlichkeit gelangte, war natürlich die ‚Neue Freie Presse', die unter der Ueberschrift »Aeusserungen hervorragender Fachmänner« die Meinung des Herrn Schwitzer mittheilte. Herr Schwitzer versicherte — ausnahmsweise nicht auf Ehrenwort —, der Regierungsentwurf spreche Strafandrohungen für jeden aus, der »ein Geschäft abschliesst, bei welchem er ausschliesslich die Erzielung eines Gewinnes im Auge hat«; und das sei »geradezu widersinnig«, »denn der ganze commercielle Verkehr der ganzen Welt beruht ja darauf, dass der Kaufmann Ware kauft, um sie theuerer zu verkaufen«. Und Herr Benedikt stimmte Herrn Schwitzer zu und schrieb: »Jeder Händler kann doch keine andere Absicht

Digitized by Google

haben als die Erzielung eines Gewinnes aus dem Steigen und Fallen des Preises.« Verschwiegen wurde dabei, dass der Regierungsentwurf nicht den bestraft wissen will, der »kauft, um theuerer zu verkaufen«, sondern bloss jene, die überhaupt nicht kaufen, ja wissen mussten, dass ihnen zum Kauf die Mittel fehlen würden, und die nur auf das Steigen oder Fallen des Preises wetteten. Freunde der ‚Neuen Freien Presse' waren erstaunt, dass man ihnen als hervorragenden Fachmann Herrn Schwitzer vorführte, während die Terminhandelsgelehrten, die früher das Blatt bedienten, schwiegen. Aber die Herren Horowitz, Landesberger und Weiss v. Wellenstein — sogar der letzte — sind Juristen und wagten das Gesetz nicht als ein börsenfeindliches hinzustellen, weil sie sich nicht nachsagen lassen durften, dass sie ein Gesetz nicht verstanden und die von ihrem börsenfreundlichen Lehrer Grünhut entwickelten Rechtsbegriffe in ihm nicht erkannt hätten. In der That, Grünhuts juristische Formulierungen liegen den §§ 30 und 31 der Regierungsvorlage zugrunde, und die Börse wüthet heute über das, was sie, als der gelehrte Börsenfreund in der Terminhandels-Enquête gesprochen hatte, bejubelte. Freilich, zu Grünhuts Ehre muss gesagt werden: seine Formeln sind so seltsam verballhornt, dass das dem Sectionschef v. Beck gemachte Compliment, er habe in Grünhuts Schule Ausgezeichnetes gelernt, heute sicherlich nicht mehr des Hofraths Ansicht ist.

8

* * *

Um Mitte März wird der Oberste Gerichtshof eine Plenissimarentscheidung über die Rückforderbarkeit der Depots fällen. So verkündet jubelnd die liberale Presse. Haben also die Freunde des Staates Grund, zu trauern? Der Oberste Gerichtshof hat doch in den meisten Fällen, die er entschied, die Rückforderbarkeit

Digitized by Google

der Depots anerkannt, und warum sollte die Rechtssicherheit, die er jetzt anlässlich einzelner abweichender Urtheile schaffen will, die betrogenen Börsenbetrüger und nicht vielmehr die Verleiteten gegen den Börsenbetrug schützen? Warum sollte sich über Rechtsbegriffe, die der Oberste Gerichtshof so oft geklärt hat, plötzlich jener Nebel gebreitet haben, der nach Homers Wort dem Hirten gefährlich ist, aber auch sein Gutes hat: dass er dem Diebe günstiger ist als die Nacht? . . . Die Börsenpresse jubelt. Doch man braucht nicht zu erschrecken. Denn wenn selbst der Oberste Gerichtshof ein Vertrauen, das ihn verdächtigt, rechtfertigen würde: von den inappellablen Auslegern des Gesetzes gibt es noch eine Appellation an die Gesetzgeber.

* * *

Zwei glückliche Tage.

Die Feier der goldenen Hochzeit des Erzherzogs Rainer ist bekanntlich durch die Versicherung einer Deputation der israelitischen Cultusgemeinde verschönt worden, dass die Juden in Oesterreich »schwere und dunkle Stunden zu durchleben haben«. Der greise Erzherzog, dessen Höflichkeit in allen Lebenslagen erprobt ist und dessen gutmüthiges Wesen gleich laut von den Männern der Akademie der Wissenschaften wie von den Frauen des Naschmarkts gepriesen wird, bewahrte auch in dieser schweren Stunde gute Haltung und unterliess es, den Herren Stern und Güdemann zu antworten, was ein Jubilar, dem das Temperament durchgeht, so schweren und dunklen Gratulanten vielleicht geantwortet hätte: Identificiert euch nicht mit den verwegensten Vorkämpfern der Corruption, heiliget nicht die Interessen der Speculanten als den Inhalt eures Volksthums, schreit nicht in Oesterreich solidarisch auf, wenn einem der Euren in Hindostan auf die Hühneraugen getreten wird, lasset nicht durch eure Presse verkünden, das Wuchergesetz sei eine antisemitische Massregel, assimiliert euch in Sprache, Sitten und Denken den Mitbürgern im Staate, lasset die Einheirathen u. s. w. Der Erzherzog Rainer, der die Berechti-

Digitized by Google

gung solch harter Strafpredigt sicherlich erkennt, ist ein friedlicher Herr, und in der Hoffnung, die klagenden, nach einem »Toleranzwort« lechzenden Besucher bald verschwinden zu sehen, beantwortete er ihre Gratulation mit der folgenden Condolenz: »Ja, Sie haben in den letzten Jahren manche schwere Stunde gehabt, wirklich ungerechtfertigt«; sprach noch etwas von einem gemeinsamen Gott, zu dem wir alle — Herr Moriz Benedikt und ich — beten, und entliess die Deputation in Gnade.

Ahnungslos hatte er den Anstoss zu einer Reihe von Leitartikeln gegeben. In der ‚Neuen Freien Presse' herrschte Jubel, auch in den Häusern der Scharf, Szeps, Rabbi Bloch u. s. w. wurden die Chanuka-Kerzen des Geistes angezündet, und aus der Gruppierung der Lichter, die die Façaden des Freisinns erhellten, flimmerte es nur so von: Staatsgrundgesetz, Kein Unterschied der Confession, Wissen ist Macht, Schmach des Jahrhunderts, Fessel des Concordats, Meer von Licht, Ungerechtfertigt . . . . . Die ‚Neue Freie Presse' aber that es allen anderen zuvor. Zur Freude künftiger Geschlechter sei hier verzeichnet, wie heroisch sie die höfliche Antwort eines alten Erzherzogs am 26. Februar aufgefasst hat: »Etwas von der Grösse und dem Heldenmuth der Märtyrer, die noch im Angesicht der Folterbank und des Scheiterhaufens ihren Glauben bekannten, liegt in diesen milden und doch so überzeugungstreuen Worten!« . . .

•

27. Februar. Auch der Theatertheil ist mit einem Mal in ein Meer von Licht getaucht. »Goldene Worte« wurden von der Bühne des Raimundtheaters gesprochen. Der Coulissenreisser Bonn fiel mit einem selbstverfertigten Stücke durch, in dem auch ein Jude eine Rolle spielt. Aber was für eine Rolle! Er ist »ein unermüdlicher, immer dienstbereiter Factor, der für seine Herrenleute selbst das Leben wagt«. Und »man hat schon lange keine liebevoller gezeichnete Judenfigur auf der Bühne gesehen«. So ist denn das Stück doch nicht ganz schlecht, ja, Herr Bonn spielte sogar »mit erstaunlicher Gewandtheit und grosser Wirkung«. Und die Aufnahme? Es versteht sich von selbst: »das Haus war übervoll und sehr enthusiastisch« . . .

•

y Googl

Der 27. Februar brachte mehr als dies. Gestern »kein Unterschied der Confession«, heute auch kein Unterschied der Rasse! Herr Professor Zuckerkandl hielt einen (natürlich höchst anziehenden und lichtvollen) Vortrag über die Rassentheorie und gab die durchaus befriedigende Versicherung, dass »wir weder wissen, wie der germanische noch wie der semitische Urtypus beschaffen war«. »Wir wissen nicht, wie die Leute früher ausgesehen haben« . . . Nun sind jene aufs Haupt geschlagen, denen es immer genügt hat, zu wissen, wie die Leute jetzt aussehen . . . Aber um den Jubel dieser, dank den Herren Erzherzog Rainer, Bonn und Zuckerkandl, so ertragreichen Tage ein wenig zu dämpfen, sei hier, wie folgt, ausgesprochen: Der Erzherzog ist ein höflicher Jubilar, der Komödiant muss sich bei der Presse beliebt machen und der Anatom —: Nun, »die Hebreischen haben jhe und jhe nichts gewisst in der Natur, allmal die gröbesten Püffel gewesen« Siehe Aureoli Philippi Theophrasti Bombasts von Hohenheim, Paracelsi, des Edlen etc. etc. »Philosophia Sagax«, Opera, Strassburg 1603. Bd. II, pag. 387.

»Fast müsste man glauben, dass in dem Corps der Motorführer, wie seinerzeit unter den Radfahrern, da dieser Sport in seiner Jugendblüte stand, sich einzelne ‚Wildlinge' befinden. Hier werden die Behörden mit aller Strenge und Energie vorzugehen haben. In jenen Fällen, in denen ein Verschulden der Motorführer nachzuweisen ist, wird sich die Praxis der Bezirksgerichte zur ausnahmslosen Verhängung empfindlicher Arreststrafen entschliessen müssen.«

Diese Niederträchtigkeit mit theilweise gesperrtem Druck stand am 28. Februar in der ‚Neuen Freien Presse'; unterzeichnet war sie mit jener Chiffre St—g, die über Wien schon mehr Jammer gebracht hat als die männermordende elektrische Tramway, deren Schreckensthaten neuestens zum Himmel schreien. Die Klagerufe,

Digitized by Google

die nach jedem Sonntag aus dem Publicum zu mir gelangen, waren diesmal, da die Unglückschiffre schon am Freitag erschienen war, von besonderer Eindringlichkeit. In Wien gibt es Todte und Verwundete, und die ‚Neue Freie Presse' designiert ihren geschmacklosesten Mitarbeiter — vielleicht, weil auch sie »St—g« als eine Abkürzung für »Sterbetag« ansieht —, das traurige Ereignis zu besprechen. Mit einem Witz, dem man die Gliederverrenkungen ansieht, in einem Deutsch, das, sarkastisch wie Herr St—g nun einmal ist, aller Schulregeln spottet, werden aus der Katastrophe die heuchlerischesten Lehren gezogen. Der Satz: »Kein Tag vergeht, ohne dass nicht neue Opfer unserer Strassenbahnen verzeichnet werden müssten« hat noch schönere im Gefolge, und das Resultat ist die perfide Abwälzung aller Schuld von der Betriebsgesellschaft auf die armen Motorführer. Ein ernster Verzeichner localer Unglücksfälle wäre mit positiven Vorschlägen gekommen, hätte gezeigt, wie hier zwei Leichtfertigkeiten concurrieren, die des Publicums und die einer Gesellschaft, welche über Nacht aus hunderten von Kutschern Motorführer gemacht hat. Er hätte etwa gesagt, was in einem der Briefe, die mir angewiderte Leser der ‚Neuen Freien Presse' sandten, gesagt war: Dass die Behörde, die in Fabriksbetrieben so strenge darauf sieht, dass zu jeder Maschine ein geprüfter Mann gestellt werde, hier jede derartige Bestimmung ausser Acht gelassen und es der Tramwaygesellschaft erlaubt hat, eine ungeschulte Mannschaft in ihren Dienst zu stellen; dass der Wagenführer mit drei ständigen Manipulationen überlastet ist, da er mit der linken Hand den Motor reguliert, mit der rechten die Bremse handhabt, mit dem Fusse fortwährend auf die Alarmglocke drückt, und zeitweilig auch noch die Absperrkette der vorderen Platform des Wagens einhängen muss, wenn ein Passagier ein- oder ausgestiegen ist; dass es nothwendig ist, diese Arbeit von mehreren erprobten Leuten verrichten zu lassen, die vordere Platform gänzlich von Passagieren freizuhalten u. s. w. . . . Von all dem hat man in Herrn St—g's Betrachtung nichts gefunden. Aber die geplagten Motorführer höhnt er »Wildlinge« und wünscht, dass man sie, nicht die Terminjobber, »empfindlichen Arreststrafen« zuführe.

Ich bekenne, dass es für mich kein peinlicheres Thema gibt, als diesen aufreizendsten, durch keine Zurechtweisung abzuschreckenden, immer wieder den Lesern sich aufdrängenden Wiener

Digitized by Google

Journalisten. Schon darum, weil man vermuthen könnte, dass ich ihm persönlich wegen gelegentlicher Witzanleihen aus der ‚Fackel' aufsässig bin: er sprach kürzlich einen Abgeordneten mit »Verehrter Herr v. Choc!« an und warf ihm vor, er sei unter die »parlamentarischen Zwischenrufer im Streite« gegangen, worauf ein freundlicher Leser mich die folgende Epistel an Herrn St—g zu bestellen bat: Verehrter Herr v. Schmock! Machen Sie gefälligst Ihre eigenen Witze und nicht die der ‚Fackel' . . . Ach, ich verüble es ihm im Gegentheil, dass er nicht öfter die ‚Fackel' plündert oder sie nicht mindestens besser liest. Dann müssten sich nicht mehr unter einer sprachlichen Uncultur, wie sie ähnlich noch in keinem Wiener Blatte gezüchtet wurde, die Leser in Krämpfen winden, dann wäre ein Satz, wie der folgende: »Die eine Schwalbe, dass ‚Es lebe das Leben!' bereits ausnahmsweise an einem Sonntag gegeben wurde, kann selbstverständlich den Winter unseres Missvergnügens nicht bannen«, unmöglich. In jener Plauderei, der das voranstehende Aperçu entnommen ist, schrieb Herr St—g: »Man kann den Grundsatz aufstellen, dass unseren Theaterdirectoren für den Sonntag das Schlechteste gut genug ist.« Auch unseren Chefredacteuren, Herr St—g! Und darum sollten sich nicht nur, wie Sie vorschlagen, die »Sonntagsbesucher der Wiener Theater zu einem Generalstrike organisieren«, sondern auch die Sonntagsleser der ‚Neuen Freien Presse'. Keiner von ihnen zweifelt, dass die Erbärmlichkeit eines Geschmacks, der zu einer blutigen Katastrophe Witzanstrengungen macht, nur von der Erbärmlichkeit einer Gesinnung übertroffen wird, die auf die geplagten Arbeiter einer scrupellosen Gesellschaft die Gerichte hetzen möchte. Wahrlich, ein Motorführer würde für den geringen Lohn, dem eine so grosse Verantwortung entspricht, schon lieber ein Wiener Redacteur sein wollen, den nie das Gefühl einer Verantwortung gedrückt hat. Beide können die pflichtgemässe Obsorge vernachlässigen; aber während dem Einen dort, wo er ein Delict begangen hat, der mildernde Umstand seiner Feigheit eine kleine Geldbusse sichert, harrt des Andern in jedem Falle eine »empfindliche Arreststrafe«. Mag indes auch das Wiener Publicum den Motorführern eine Schuld beimessen: die Sonntagsreiter des Humors werden ihm jederzeit bedrohlicher scheinen.

* * *

Digitized by Google

Mademoiselle Valentine Petit vor dem Civil-Bezirksgericht! Von ihrem Friseur beklagt, Gegenstand der Klage ihre Frisur, und der Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' als Sachverständiger! Zu viel des Köstlichen, zu viel, um es in einer kurzen Gerichtssaalnotiz zu verarbeiten! Das überraschende Eingreifen des Reporters in den Gang der Verhandlung verdient allein ausführlichste Würdigung, und so mag eine volle Spalte des Weltblattes nicht als Raumverschwendung erscheinen. Was eine hübsche Serpentintänzerin doch alles vermag! Sie bringt es zuwege, dass die ‚Neue Freie Presse' einem inserierenden Friseur mit unverhohlener Missgunst gegenübersteht, dass sie seine pathetische Versicherung, er sei ein Künstler, höhnisch glossiert und alles daransetzt, um seine Position im Gerichtssaal als die ungünstigere darzustellen. Wie das kam? Der Börsenwöchner rief neulich: »Ein Zinsfuss von drei Percent kitzelt die geschäftliche Phantasie!« Aber die Phantasie des Gerichtssaalreporters fühlt sich schon vom Fusse einer Tänzerin gekitzelt. Und so erzählt er denn unumwunden, wie sich coram judice die Annäherung zwischen ihm und der Beklagten vollzogen hat. »Mademoiselle Petit«, heisst es in dem Berichte, »war in der heutigen Verhandlung durch die Anwesenheit eines Zeitungsberichterstatters, der gewiss nichts zu ihrem Nachtheile berichten konnte, sichtlich beunruhigt, und gab ihm wiederholt, obwohl sie ihn nicht kannte, freundliche und vertrauliche Winke, dass er aufhören möge, sich Aufzeichnungen zu machen«. Nun, solch freundliche und vertrauliche Winke sind in unseren Gerichtssälen nichts Seltenes, und manch einer hat, wenn der Angeklagte den gewissen — nicht den Neuda'schen — »Griff in die Brusttasche« that, rechtzeitig »aufgehört, sich Aufzeichnungen zu machen«. Aber man höre nur, in wie uneigennütziger Absicht der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' die Einstellung seiner Berufsthätigkeit vollzogen hat. Die Erlaubnis, den Gegenstand der Klage, nämlich Mademoiselle Petit's Haar, berühren zu dürfen, ist Lohn, der reichlich lohnet. Aber wieder winkte sie mit dem Finger. Der selbstbewusste Friseur hatte nämlich vorgebracht, die gelieferte Perrücke sei »keine Theatersache«, sondern eine »Strassenarbeit« gewesen. »Wir«, ruft der Reporter, »glaubten diese ungentile Behauptung nicht und hatten auch bald die Gewähr dafür, dass es nicht so sei. Made-

Digitized by Google

moiselle Petit hatte die grosse Güte, sich zu dem Platze des Berichterstatters zu bemühen, um diesem die Ueberzeugung zu verschaffen, dass ihr reiches Haar ihr eigenes und von ihrem Kopfe untrennbar sei, dass sie also einer Perrücke durchaus nicht bedürfe. Niemals war einem Berichterstatter eine so angenehme Aufgabe gegeben worden, und wir können nicht genug Abscheu für die zum mindesten unbedachte Aeusserung des Klägers ausdrücken.« Ist das nicht lieb? Der Berichterstatter, der die Aufgabe der Presse so feinfühlig wahrnimmt, und die Tänzerin, die, wiewohl sie eine Fremde ist, doch allsogleich richtig erkennt, in welcher Ecke des Gerichtssaales die eigentlich ausschlaggebende Macht ihren Platz hat. Fräulein Petit war sicherlich der Meinung, dass der Zeitungsreporter über den Ausgang ihres Rechtsstreites entscheide, ihm vor Allen suchte sie »die Ueberzeugung zu verschaffen«, dass ihr Gegner im Unrecht sei, und aus dem ganzen Bericht der ‚Neuen Freien Presse' geht kaum hervor, dass — auch ein Richter bei dieser Verhandlung anwesend war . . .

Freilich, nicht jeder Schmock kommt den Frauen so zart entgegen, wie der Gerichtssaalmann der Serpentindame. Einer seiner Collegen hat sogar kürzlich die Frauen, die im »Wiener Frauenclub« zu einem ästhetischen Abend versammelt waren, in recht empfindlicher Weise beleidigt. Ein junger Kunsthistoriker, Herr Dr. Wolff, hielt dort einen Vortrag über die »künstlerische Bewegung in Deutschland und die Frau«. Er sprach, heisst es in dem Bericht, den die ‚Neue Freie Presse' tagsdarauf brachte, »schliesslich die Ansicht aus, dass nur von den unberührten Frauen eine Reorganisation der Künste zu erwarten sei«. »Nachdem der Vortragende seine Ausführungen beendet hatte, entstand eine stellenweise sehr lebhafte und erregte Discussion, welche von den anwesenden Damen sehr eifrig aufgenommen wurde. An derselben betheiligten sich am lebhaftesten die Damen Frey und Mohr. Erstere trat mit grosser Energie der Ansicht Dr. Wolff's von der Reorganisation der Künste durch ‚unberührte' Frauen entgegen. Schliesslich entwickelte sich ein regelrechtes Frage- und Antwortspiel. Allerdings konnte Herr Dr. Wolff dabei nur wenig zu Worte kommen, da er, so oft er replicieren wollte, mit einem ebenso höflichen als entschiedenen ‚Pardon' unterbrochen wurde.« Die Erregung der Mitglieder des

Digitized by Google

Wiener Frauenclubs ist begreiflich, und begreiflich ist es auch, dass sich nach der ungeheuerlichen Behauptung des Vortragenden ein »Frage- und Antwortspiel« entwickelte, welches — dem Milieu und der Aufregung entsprechend — eigentlich schon mehr ein Frage- und Fragespiel war. Die Aussicht, dass so wenige Mitglieder des Frauenclubs — er besteht ja zumeist aus verheirateten Frauen — auf die Künste reorganisierend wirken könnten, musste niederschmetternd wirken, und die unverheirateten Mitglieder durften die Worte des Vortragenden, die er nach der Darstellung der ‚Neuen Freien Presse' mit absichtsvoller Deutlichkeit hervorstiess, geradezu als persönliche Beleidigung empfinden. Die Leser aber standen vor einem Räthsel. Sollte wirklich ein Redner den dreisten Unsinn, mit dem so vielen Frauen jeglicher Einfluss auf die Kunstentwicklung abgesprochen wurde, gewagt haben? Erst am andern Tage, dem 1. März, folgte die Aufklärung des Seltsamen. Eine der erregten Damen schrieb, nunmehr doppelt erregt, an die ‚Neue Freie Presse': ihr Name erscheine in Verbindung mit Aeusserungen genannt, die in ganz anderem Sinne gesprochen worden seien. Sie hätte sich gegen jenen Passus des Vortrages gewendet, in welchem Herr Dr. Wolff die Ansicht aussprach, dass die von der Cultur unberührte Frau berufen sei, die neue Culturepoche Deutschlands zu begründen. — Herrn Dr. Wolff war also jede Absicht persönlicher Beleidigung ferngelegen, und er hatte durch seine Ausführungen lediglich den sachlichen Widerspruch der von der Cultur berührten Frauen des Wiener Frauenclub geerntet. Die Beleidigung war erst durch die Dummheit der ‚Neuen Freien Presse' begangen worden, deren Berichterstattung dort, wo es sich nicht um die berührten Haare der Valentine Petit, sondern um die culturelle Mission von unberührten Frauen handelt, eben durchaus unverlässlich ist. Ach, warum hiess es doch diesmal nicht: »Der Vortragende war durch die Anwesenheit eines Zeitungsberichterstatters sichtlich beunruhigt und gab ihm wiederholt freundliche und vertrauliche Winke, dass er aufhören möge, sich Aufzeichnungen zu machen«!

* * *

Die Berliner ‚Zukunft' hat in ihrer 22. Nummer eine interessante Conduitenliste der österreichischen Nordarmeeführer, die dem preussischen Generalstab

Digitized by Google

im Jahre 1866 zur Verfügung stand, veröffentlicht. Einzelne Wiener Blätter haben — natürlich mit der durch den § 64 gebotenen Hinweglassung der Charakteristiken zweier Erzherzoge — die Conduitenliste nachgedruckt, und so musste sich denn auch das ‚Fremdenblatt' entschliessen, in seiner militärischen Abtheilung von ihr Notiz zu nehmen. Auch wer nur flüchtig jene Liste übersah, musste zugeben, dass die Beurtheilung, die hier der österreichischen Generalität widerfuhr, eine nicht nur scharfsichtige, sondern auch, wenn man den Ausfall des folgenden Krieges in Betracht zieht, relativ günstige war. Der Bewunderung für Ramming und Edelsheim ist die hohe Anerkennung für Männer wie Benedek, Henikstein, Taxis, Schindlöcker, Waldstätten, Appel und andere gepaart. Daneben freilich wird manche altgediente oder jung protegierte Unfähigkeit mit argem Hohn übergossen. Nun werden selbst die patriotischesten Leser der Militärrubrik des ‚Fremdenblatt' nicht behaupten wollen, dass im Jahre 1866 alles geklappt hat, und gern der preussischen Conduitenliste glauben, die beispielsweise bei dem Grafen Clam-Gallas die Fähigkeit des Dinierens über die des Fechtens stellen wollte. Aber das heisse Bemühen des officiösen Blattes, auch die paar Flecken aus dem leuchtenden Bilde von 1866 wegzuretouchieren, muss selbst die ältesten Generäle zur Heiterkeit stimmen. Es sei klar — so hören wir da versichern —, dass »eine zutreffende Charakteristik besonders bei den weniger bekannten Männern nur in den seltensten Fällen vorliegen kann«. Und man erhalte »durch die paar Worte, mit welchen besonders die ungünstig beurtheilten Männer abgethan werden, keineswegs ein richtiges Bild von ihren Fähigkeiten und Kenntnissen; man muss sich vielmehr stets vor Augen halten, dass der preussische Generalstab seinen Commanden nur soviel mittheilen konnte, als er selbst durch seinen Zuträger erfahren hatte«. Aber wie merkwürdig: dort, wo der Zuträger »militärisches

Digitized by Google

Genie«, »Tapferkeit«, »Energie« u. dgl. signalisieren konnte, dort »stimmt das Urtheil«, wie auch das ‚Fremdenblatt' zugeben muss, »durchaus«. »Jene Charakteristiken« aber, »die infolge ihrer Flüchtigkeit und auffallenden Unrichtigkeit ungerecht sind, haben wir, da sie weder ein Interesse noch einen historischen Werth besitzen, nicht wiedergegeben.« Das zeugt von einem ausgesprochenen Sinn für Objectivität! Das ‚Fremdenblatt' erkennt, dass nur die günstigen Beschreibungen zutreffend sind, weil sie — und nur sie — »auf Erfahrungen aus früheren Feldzügen« gestützt sind. Wäre die Conduitenliste erst auf Grund der Erfahrungen aus dem Feldzug von 1866 abgefasst worden, sie wäre sicherlich durchaus gerecht und günstig ausgefallen! . . .

* * *

Unser Botschafter in Petersburg und unser Gesandter in Brüssel versorgen die ‚Neue Freie Presse' mit Nachrichten. Ob es sich um Toaste am Czarenhof oder um Beschlüsse der Zuckerconferenz handelt, stets erfährt man in der Fichtegasse rechtzeitig, nämlich noch für's Morgenblatt, was andere Zeitungen den Lesern erst im Abendblatt mittheilen können. Aber so werthvoll auch für die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' die Rücksicht sein mag, die österreichische Beamte dem Texttheil des Blattes bezeugen: einträglicher ist jedenfalls die Schonung, mit der der Staatsanwalt dessen Inseratentheil behandelt. Die Herren Bacher & Benedikt sind stolz auf ihren »grossen Zug«, doch sicherlich nicht so stolz auf die politischen Güter, die er vorn führt, wie auf die Kostbarkeiten, die rückwärts, sagen wir, angekuppelt sind. Wehe dem, der das Privileg der ‚Neuen Freien Presse' auf Beförderung der Unsittlichkeit verletzen wollte! Welcher Lärm wurde ehemals wegen der »etenim«-Annoncen des ‚Neuen Wiener Tagblatt' geschlagen, und wie demüthig hat man sich im Steyrermühlhof entschuldigt! Aber in der ‚Neuen Freien Presse' ist das Widernatürliche so wenig wie das Natürliche schimpflich und wahrscheinlich bloss besser bezahlt. Und der Staatsanwalt wagt das Kuppelgeschäft der Bacher

Digitized by Google

& Benedikt nicht zu stören, und hat sich niemals auch nur zur mildesten Strafmassregel, der nachträglichen Confiscation, aufgerafft. Ihm ist es ganz gleichgiltig, ob die »junge Witwe mit eigener Wohnung«, die neulich wieder einmal eine edle Persönlichkeit um ein Darlehen von 150 Gulden bat und Rückzahlung »nach Uebereinkommen« versprach, ihre Verpflichtungen erfüllen wird oder nicht, und er ist nicht neugierig, zu erfahren, ob in der Administration der ‚Neuen Freien Presse', die doch nur reelle Geschäfte empfiehlt, der Zusatz der »eigenen Wohnung« etwa zur Erhöhung der Creditfähigkeit ausdrücklich verlangt wurde. Er bemerkt es nicht, wenn in diesem Inseratentheil ein Prager Antiquar immer wieder ein Album »mit 500 Abbildungen aus dem Reiche der Schönheit und Freude«, »Actstudien«, die »Erlebnisse eines früheren Eunuchen« und den »Dämon des Alkovens«, ein »Bilderbuch für Hagestolze mit hochfeinen delicaten Geschichten«, »Pikanterien mit 200 leichtgeschürzten Abbildungen«, »Leckerbissen« u. dgl. anbietet; er bemerkt es nicht, wiewohl im redactionellen Theil jedesmal noch ausdrücklich darauf hingewiesen wird. Keine österreichische Freiheit ist so unantastbar wie die Freiheit des durch die ‚Neue Freie Presse' vermittelten Geschlechtsverkehrs, und die durch Herrn Thomas aus der Laune gescherzten liberalen Leser fanden am Sonntag, dem 2. März, wenigstens auf der letzten Seite des Blattes ein volles Sonntagsvergnügen, als sie an auffälliger Stelle lasen:

Jener Dame!

Ihre 35 Jahre kein Hindernis, aber Eigennutz und Temperamentsmangel. Wenn beides anders, schreiben Sie. Habe nicht nöthig; Gegentheil. Inzwischen suche ich weiter. Unter »**Hautgout 69**« an das Ank.-Bur. d. Bl.

70 heisst im Volksmund die »Judenzahl«; aber 69 ist liberaler. . . .

* * *

In freisinnigen Theaterkreisen herrscht grosse Erbitterung, weil ein Herr Pleban, dessen Bewerbung um die Direction des Jantschtheaters die Welt in Athem hielt und über dessen Chancen täglich zweimal Bulletins ausgegeben wurden, von der Behörde mit seinem Concessionsgesuch abgewiesen worden ist. In freisinnigen

Digitized by Google

Theaterkreisen ist man darob erstaunt, dass die Behörde Herrn Pleban als ehemaligem Apotheker die Fähigkeit nicht zutrauen wollte, eine Bühne zu leiten, nachdem hierzulande schon geborene Rosstäuscher und Paprikahändler diese Fähigkeit glänzend bewährt haben. Aber in freisinnigen Theaterkreisen thut man nur so, als ob in der Vergangenheit des Apothekers der wahre Grund der Abweisung zu suchen sei, weil man gern darüber hinwegtäuschen möchte, dass Herr Pleban auch noch eine andere Vergangenheit hat, nämlich die des Besitzers einer Localität, die im politischen Leben ehedem eine gewisse Rolle gespielt hat. In jener schönen Zeit, da den Alldeutschen die »Krugerstrasse« vorgeworfen wurde, wenn sie den Christlichsocialen das geheimnisvolle Wort »Spittelberg« zuriefen, und nur die fortschrittliche Fraction noch keinen Antheil an den Freuden des Hauses erhalten hatte, da war es Pleban, damals liberaler Ortsschulrath, der der Freiheit eine »Gutenberggasse« eröffnete. Das hat ihm die Behörde, bei der er sich um die Pacht eines Theaters bewarb, nicht vergessen. Aber die Parteifreunde, für die der Mann zum Märtyrer ward, möchten seine Verdienste schmälern und nennen ihn geringschätzig — einen Apotheker.

* * *

Die Massgebenden.

(Zur Première von »Der dot mon«).

Hanslick:

»Schade nur, dass der hübschen Oper eine Ouverture vorausgeht, die in ihrer anspruchsvollen Länge und Vornehmthuerei eine falsche Vorstellung gibt von dem heiteren Fastnachtsspiel. Ihre pathetische Einleitung klingt, als käme Lohengrin nicht mit einem, sondern mit 4 Schwänen herangezogen.«

Kalbeck:

»Wenn nur die Hauptsache, das ist der Charakter des Werkes, unangetastet bleibt! Die Ouverture stellt ihn fest, und darum erfüllt sie mehr als andere, die nur dem Herkommen zuliebe componiert worden sind, ihren Zweck. — — — Forster leitet mit seiner charakteristischen Ouverture nicht nur die Oper ein, sondern sagt auch dem Zuhörer so deutlich, wie es in Tönen geschehen kann, dass er mehr zu erwarten habe als einen groben Fastnachtsspass.«

* * *

Digitized by Google

Herr Leo Stein, der Mitlibrettist der Operette »Das süsse Mädel«, ersucht mich, zu constatieren, dass er mit dem Herausgeber des Blattes ‚Theater und Brettl' nicht identisch ist und der genannten Zeitschrift gänzlich ferne steht.

•

Herr Leo Stein, der Herausgeber des Blattes ‚Theater und Brettl', ersucht mich, zu constatieren, dass er mit dem Mitlibrettisten des »Süssen Mädel« nicht identisch ist und der genannten Operette gänzlich ferne steht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Strafrechtler. Dass man Oesterreich »ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht regieren kann«, ist sattsam bekannt. Interessant ist aber, dass dieses Land der Unwahrscheinlichkeiten trotz der ‚Neuen Freien Presse' regiert werden kann. Seit Jahrzehnten durchkreuzt sie die Pläne der Verwaltung, nimmt selbstständig Beamtenavancements vor und lässt wiederholt ungeniert ihren Wunsch den Vater ihrer Gedankenlosigkeit sein. Sympathische Polizeiobercommissäre ernennt sie zu Polizeiräthen, degradiert dafür missliebige Universitätsprofessoren zu Docenten und thut überhaupt alles Mögliche, um die Rangsclassen durcheinander zu bringen. Auch die österreichische Sprachenverwirrung würde dank ihrer Initiative stetig wachsen, wenn sie nicht von zielbewussten Regierungen mit starker Hand in ein System gebracht würde. Gibt es, so fragten sich kürzlich die Leser der ‚Neuen Freien Presse', in Prag eine deutsche und eine tschechische oder gibt es dort nur eine Universität? Bisher hatte ihr Blatt die tschechische, so weit die vorhandenen Kräfte reichten, redlich todtgeschwiegen; es durfte nur eine deutsche Universität in Prag geben. Da kommt aber eines Tages der Herr Professor Alois Zucker, der an der tschechischen Universität in Prag als Lehrer des Strafrechts wirkt, nach Wien und hält im »Culturpolitischen Verein« einen Vortrag über die Abschaffung der Voruntersuchung. Nun bedenke man das Dilemma: Professor Zucker, der Alttscheche, ist der Bruder des deutschliberalen Dr. Wilhelm Zucker in Wien, eines eifrigen Mitarbeiters der ‚Neuen Freien Presse', der ihr ehedem anonym und neuestens mit seinem vollen, ehrlichen Namen — also mit Aufopferung seines ehrlichen Namens — die Dienste eines Kronjuristen leistet. Den Professor Zucker muss man »nennen«. Aber wie? Den Lesern bei dieser Gelegenheit verrathen, dass es eine tschechische Universität in Prag gibt? Herr Bacher würde seiner ganzen deutschböhmischen Vergangenheit ins Gesicht schlagen! Den Professor Zucker an die deutsche Universität in Prag versetzen? Das würde, da hier das strafrechtliche Ordinariat seit dem Tode Friedmanns erledigt ist, nicht weiter auffallen, aber man kann nicht wissen, ob Herr Professor Zucker, der ja ein eingefleischter Alttscheche ist,

Digitized by Google

dem ehrenvollen Rufe Folge leisten würde. Wie löst man diese zweitwichtigste Zuckerfrage? Nun, man hilft sich, wie man kann und wie man sich — seit jeher geholfen hat, wenn es (und das war nicht selten) galt, den Herrn Professor Zucker zu »nennen«. Man bezeichnet ihn einfach und schlechthin als — »Professor an der Prager Universität«. . . . Das Zugeständnis des führenden deutschliberalen Blattes, dass die tschechische Universität in Prag »die Prager Universität« ist —: mehr verlangen die Tschechen nicht. Auch sie werden sich zu der Ansicht bekehren lassen, dass Oesterreich ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht regiert werden kann.

Erstaunter Leser. Wie es zu erklären ist, dass der zweite Präsident des Obersten Gerichtshofes, dass ein Emil Steinbach am 1. März 1902 mit einem Leitartikel unter dem Titel »Der Arbeiter als Beamter« in der ‚Wiener Morgen-Zeitung' debutierte? Wie es zu erklären ist, dass ein Alfred Freiherr von Berger am 6. März mit einem Feuilleton unter dem Titel »Shakespeare's Hamlet« in der ‚Wiener Morgen-Zeitung' debutierte? Nicht durch die Mitarbeit dieser Männer, sondern durch eine grobe journalistische Unanständigkeit dieses vormals Szeps'schen Blattes. Geheimrath Dr. Steinbach hatte tagszuvor einen Vortrag »Der Arbeiter als Beamter« im Gewerbeverein gehalten. Dies geht aus einer 7-, sage siebenzeiligen Localnotiz des Blattes hervor. Aber aus dem Leitartikel geht nicht hervor, dass er den von irgendeinem Kuli schlecht mitgeschriebenen Vortrag wiedergibt, vielmehr musste jeder Leser glauben, dass sich die Feder Steinbachs in den Dienst des Organs der Getreidewucherer gestellt hatte, dass er einen für die ‚Wiener Morgen-Zeitung' geschriebenen Originalbeitrag des Juristen vor sich habe. Alfred v. Berger hatte — in Hamburg — einen Vortrag über »Hamlet« gehalten. Dies geht aus einer 4-, sage vierzeiligen Theaternotiz des Blattes hervor. Aber aus dem Feuilleton geht nicht hervor, dass er den aus einem Hamburger Blatte einfach ausgeschnittenen Vortragsbericht wiedergibt, vielmehr musste jeder Leser glauben, dass sich die Feder Bergers in den Dienst des Organs der Tantièmenwucherer gestellt hatte, dass er einen für die ‚Wiener Morgen-Zeitung' geschriebenen Originalbeitrag des Aesthetikers vor sich habe. Aber »original« sind in diesem Blatte bloss die Beiträge des Herrn Dr. Elbogen. Die unfreiwilligen Mitarbeiter müssten das Blatt zu einer Erklärung zwingen. Doch die paar ernsten Männer, die wir haben, halten sich für zu ernst, um sich gegen die Beschmutzung ihres Namens zu wehren.

»*Alter Abonnent.*« Ihr Beispiel mit dem steigenden, seine Eigenlast hebenden Menschen ist vollkommen richtig, jedoch auf den von Professor Loos in Nr. 94 behandelten Fall nicht anwendbar. Es lag ja in der ‚Neuen Freien Presse' ein Fall der Energieumwandlung vor, ein Vergleich zwischen Wärme, Elektricität und mechanischer Arbeit. Demgemäss konnte Dr. Goldschmidt in seinem Vortrage nur die bekannten Äquivalenzzahlen gebraucht haben: 1 Calorie = 425 Kilogrammmeter, 75 Kilogrammeter = 1 Pferdekraft (Pferdestärke) = 736 Watt. Gibt man also unter solchen Umständen eine Zahl von Kilogramm-

Digitized by Google

metern an, so ist das Aequivalent in Pferden offenbar durch die Division durch 75 zu finden, gleichwie die Zahl der Calorien durch die Division durch 425 und die Wattzahl durch die Multiplication des Pferdeäquivalentes mit 736 gefunden wird. Waren jedoch die Angaben der ‚Neuen Freien Presse', entgegen jedem wissenschaftlichen Gebrauch, keine Secunden-Kilogrammeter, so war ja die Sache umso unsinniger.

»Ingenieur-Bureau.« Dank für die Anerkennung, die in der Angelegenheit Marconi-Kareis durch die hübsch illustrierte Postkarte der ‚Fackel' zu theil wurde. — Sogar die officielle ‚Wiener Zeitung' findet es für angemessen, den mass- und drahtlosen Uebertreibungen entgegenzutreten, indem sie in ihrer Nummer vom 15. Februar l. J. über einen Misserfolg des Systems Marconi berichtet — allerdings über einen Misserfolg auf den Sandwichinseln. In Europa und den Vereinigten Staaten ist der Pressdienst der Marconicompagnie gut organisiert, und nur der ablehnenden Haltung eines grossen Theiles der deutschen Presse, die an das Gelingen der transatlantischen drahtlosen Telegraphie, gleich der ‚Fackel', noch nicht glauben will, ist es zu danken, dass manche »Aufklärungen« seither erfolgt sind.

A. u. S. R. Den Ihnen unerklärlichen Ausruf »Hat ihn schon!« über der kleinen Trousseau-Notiz in Nr. 93 habe nicht ich als erster als Citat uud an Stelle eines Titels verwendet. Es ist der ziemlich bekannte Refrain aus »Pariser Leben« und er bezeichnet, sowie dort das pünktliche Eintreten des erwarteten Champagnerrausches, hier das prompte Erscheinen der Commentare zum »Trousseau« in der Wiener Schnüffelpresse.

Hs. Schriftliche Ergänzung Ihrer Mittheilung recht erwünscht.

S. Vielen Dank. Wiewohl ich nicht die Absicht habe, eine Veränderung vorzunehmen, möchte ich immerhin den Entwurf kennen lernen und bitte darum um Einsendung.

Neugieriger Leser in Budapest. Sie lesen seit Jahren in den Zeitungen von einem »Verein der in Wien lebenden Ungarn« und fragen, ob zu dessen Mitgliede auch die folgenden österreichischen Publicisten und Schriftsteller zählen: Gyula Bauer, Bernát Buchbinder, Tivadar Herzl, Vilmos Karczag, Lajos Karpath, Zsiga Salzmann und Rezsö Spitzer. . . . Möglich. Aber dann gehört dem Verein sicherlich Miksa Südfeld in Paris als correspondierendes Mitglied an.

Antisemit. Ich habe wiederholt meinen Standpunkt in dieser Frage betont. Meine Sache ist es nicht, die Qualitäten der einzelnen Zeitungen zu beurtheilen, sondern den Grad der Gefährlichkeit dieser und jener Art von Presse. Und da kommt freilich die grosse Finanzpublicistik schlechter weg als das ‚Deutsche Volksblatt', dessen harmlose Absichten doch höchstens Spott verdienen, solange es in Herrn Hülsner den gefährlicheren Feind der Christenheit wittert als in Herrn Moriz Bauer. Dass die hirnrissige Methode der ins gegnerische Lager geschleuderten Ausrufungszeichen nicht dem Geschmack der ehrlich conservativen Männer entspricht, braucht man doch nicht immer wieder

Digitized by Google

zu versichern. Niemanden hat es überrascht, dass das ‚Deutsche Volksblatt' den Bericht über die Verurtheilung einer erbarmungswürdigen Frau — des Opfers jenes Herrn Orange, an dem nichts als der Name wohlriechend ist — unter dem Titel »Eine Revolverjüdin« veröffentlichte und dass es das Wohlwollen des Präsidenten durch einen seiner vielsagenden Gedankenstriche mit der jüdischen Abstammung der Angeklagten in Zusammenhang brachte. Man fragt sich vergebens, inwiefern eigentlich durch die Beschimpfung dieser armseligen Frau das politische oder wirtschaftliche Programm der christlich-socialen Partei erfüllt werden soll. Tagszuvor hatte ein Theaterkritiker des ‚Deutschen Volksblatt' — derselbe, der »Das süsse Mädel« in alle Himmel gehoben hat — mit Entrüstung verzeichnet, dass in einer Wohlthätigkeitsvorstellung des Jubiläumstheaters Rubinstein gespielt wurde, und dazu die Worte geseufzt: »Man muss an der Zukunft der antisemitischen Bewegung wahrlich verzweifeln!« Gewiss, wenn man sie nach der antisemitischen Presse beurtheilt!

Ping-Pong. Ich betonte schon das letzte Mal, dass mir der Zweck der »Kunstwanderungen« ein ganz löblicher scheint. Es kann der Sache keinen Eintrag thun, dass sich dem Kunstsinn und der Wohlthätigkeit auf ihren Spaziergängen Snobismus und Eitelkeit als lästige Begleiter gesellt haben. Das muss man in dieser Stadt des Zeitungsruhms und der u. a.-Popularität nun einmal mit in den Kauf nehmen. Ich finde es auch nicht gerade aufregend, dass, wie die Sage geht, manche Mäcene vor Empfang der kunsthungerigen Gäste rasch noch durch Trödler und Antiquare eine Completierung ihrer Schätze vornehmen lassen. Es handelt sich ja bloss um das, w a s zu sehen ist, und dessen Beziehung selbst zu dem legitimen Besitzer ist ja in den seltensten Fällen eine legitime. Die persönliche Note des Herrn Schenk, Ritters vom Bankverein, wird niemand in der Einrichtung seines Palais suchen und niemand vermissen; über die ulkigen Zusammenhänge zwischen einem aus Debreczin emporgekommenen Financier und den von der Presse besonders gerühmten »Devotionalien«, die in seinem Besitz sind, braucht man sich weiter nicht den Kopf zu zerbrechen. Die Eigenart der Hausherren mag sich störend bemerkbar machen, wenn der Parvenu selbst den Fremdenführer spielen will oder wenn offenes Misstrauen die Gäste empfängt. Bei Herrn Baron Bourgoing sollen sämmtliche Gegenstände durch dicke, um sie gezogene Schnüre von den Besuchern abgesperrt worden sein, was für diese umso peinlicher war, als die Vorsichtsmassregel für die Zeit, da eine höchste Persönlichkeit den Rundgang machte, aufgehoben wurde. Herr v. Bourgoing scheint die Erfahrungen, die er in der Verwaltung der Länderbank gemacht hat, wenigstens in seinem eigenen Hause nutzbringend verwerthen zu wollen. Aoer er hätte besser gethan, anno Hahn und Rappaport, als der grosse Wind gieng, gewisse Gegenstände durch dicke Schnüre befestigen zu lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

Nr. 97 Erschienen am 17. März 1902 III. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
« «	18 « «	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36 « «	M. 7.—
« « « «	18 « «	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	« 8.20
« « « «	18 « «	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, **Stephanstrasse Nr. 12.**

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 97 WIEN, ANFANG MÄRZ 1902 III. JAHR

Alldeutsche Ehrlichkeit und Objectivität.

Von Karl Bleibtreu, der zur Zeit in Wien weilt, erhalte ich die folgende Zuschrift:

Vor mir liegt ein Brief, Innsbruck, 27. Februar 1902, der Redaction des ‚Scherer': »Da es uns unmöglich ist, Ihr Gutachten über den ‚Scherer' vollinhaltlich abzudrucken, senden wir Ihnen dasselbe auf Ihren Wunsch mit bestem Dank zurück.« Sinnend betrachte ich dies reizvolle Document echtdeutscher Gesinnung, das eine eigenartige Vorgeschichte kraftvoll zum Abschluss bringt. So viel Worte, so viel — Wahrheiten. Ein Gutachten über den ‚Scherer' habe ich nie gesendet; mein Wunsch der Rücksendung im Ablehnungsfalle stammt vom — September vorigen Jahres; die Unmöglichkeit des Abdrucks stellte sich erst nach einem halben Jahr heraus. Das klingt seltsam, doch es ist so. Auf Wunsch der ‚Scherer'-Redaction nach einem Gutachten über die Hutten-Nummer des Blattes — nur darum handelte es sich — sandte ich Ende August ein Manuscript und erhielt den Bescheid, es werde demnächst zum Abdruck kommen. Da jedoch nichts dergleichen erschien, mahnte ich später, mit dem Vermerk, die Redaction könne natürlich ihre gegentheilige Ansicht zum Ausdruck bringen, im andern Fall mir die kleine Arbeit zurücksenden. Als Antwort erhielt ich eine beliebige Agitationsnummer des ‚Scherer'. Als ich erwiderte, vergebens hätte ich in der Nummer nach dem Abdruck gesucht, erhielt ich die überraschende Mittheilung: man habe mir

Digitized by Google

doch schon früher geschrieben, dass erst Neujahr ein Gutachten über meine Zuschrift — also ein Gutachten über ein Gutachten! — erscheinen werde . . .

Mein schöner Traum zerrann. Herzlich hatte mich's erfreut, den sofortigen zustimmenden Bescheid zu erhalten, worin ich deutsche Objectivität und Ehrlichkeit, gewissermassen das gute Gewissen der Ueberzeugung zu erkennen glaubte. Natürlich erschien mir das zweite Schreiben als ein Verschleppungsversuch; auffällig blieb mir aber, dass meinem erneuten Wunsch nach eventueller Rücksendung des Manuscripts nicht entsprochen wurde. In meiner Harmlosigkeit verstand ich dies nicht anders, als dass dennoch ein Abdruck erfolgen sollte, garniert mit irgendwelchem zerschmetternden Gutachten eines alldeutschen Hohepriesters, der erst zu Neujahr seine aufgespeicherte Wotanskraft wider mich lostoben könne. Ich unterliess daher die naheliegende heftige Antwort und wartete in Geduld, da ich doch gern erfahren wollte, worin dies Gutachten bestehen solle. Neujahr kam, nichts erschien. Hierauf erst, Ende Februar, ersuchte ich das wackere Blatt, mir auf der Stelle das Manuscript nach Wien zu senden, und fügte einige unverfälschte deutsche Worte über den letzten löblichen Redactionserlass bei: 1. habe man nie vorher an mich zu schreiben gewagt, man werde erst Neujahr ein Gutachten bringen, 2. müsste ich ein solches Gutachten über mein, von der Redaction selbst erbetenes, Gutachten mir energisch verbitten.

Ach, auch die letzte Illusion schwindet. Alldeutsche Treue hat also ganz einfach den selbst erbetenen Beitrag ein halb Jahr unterdrückt, die Rücksendung absichtlich hintangehalten, damit ich ihn nicht an anderm Orte verwenden könne, mich anfangs mit zustimmendem, dann mit dreist zweideutigem Bescheid getäuscht — und das Alles nur, um nicht ehrlich bekennen zu brauchen, was von Anfang an feststand: »Da es uns unmöglich ist, Ihr

Digitized by Google

Gutachten **abzudrucken** . . . .«! Und worauf beruht diese Unmöglichkeit? Man muss das Schreiben in seinem Wortlaut kennen lernen, um einen Einblick in die Psychologie alldeutscher Objectivität — alldeutsche Ehrlichkeit ist bereits gekennzeichnet — zu erhalten. Fürchten wir Deutschen Gott und sonst nichts auf der Welt?

Berlin W. Ludwigskirch-Pl. 2. 23.8. 1901.

Sehr geehrte Redaction!

Sie wünschen mein Urtheil über Ihre Hutten-Nummer zu hören, und ich will es Ihnen nicht vorenthalten, jedoch mit der selbstverständlichen Erwartung, dass Sie nicht theilweise, sondern vollinhaltlich davon Gebrauch machen. Die künstlerische Ausstattung befriedigt sehr, auch die poetischen Beiträge erfreuen. Das Hutten-Drama meines alten Freundes Weiser verdient gewiss bekannt zu werden. Wie sehr ich selber mich in jüngeren Jahren für die Huttengestalt begeisterte, des zum Zeugnis darf ich wohl ein Gedicht meiner Sammlung »Lyrisches Tagebuch« (1883) anführen.

Ich bin ein frummer Landsknecht gut
Und gehe hier soldieren,
Von meinem ungestümen Blut
Viel Tropfen zu verlieren.
Mein Blut, das stolz im Herzen pocht
Und frisch in jungen Adern kocht,
Ist meine einzige Habe, ja Habe.

Ich wuchs in einer Burg empor
Und bin ein freier Ritter,
Doch Mutter mir die Haare schor,
Das Kloster schmeckte bitter.
Da lachte ich der Klerisei
Und all der Muhmenschererei
Der ausgetretenen Pfade, ja Pfade.

Mein Wort das ist ein schneller Pfeil,
Mein Lied ein scharfer Degen,
Ich schlage wie ein Donnerkeil
In faules Stroh verwegen.
Und meine Feder sticht den Star
Der ganzen Dunkelmännerschar,
Mein Blick verscheucht die Eulen, ja Eulen.

Digitized by Google

Von Land zu Land ein Rauschen kreist,
Gleich wie von Adlerflügeln,
Das ist dein Flug, o heiliger Geist,
Wer kann ihn hemmen, zügeln?
Ja Alles, was uns je beschwert,
Was falsch und faul, feig und verkehrt,
Fegt er hinweg wie Kehricht, ja Kehricht.

Wer ist's, der dieses Lied ersann?
Ihn hassen alle Kutten,
Ihn schmähen Krämer und Tyrann,
Den Störenfried, den Hutten.
Ich bin ein Landsknecht treu und gut,
Ich hab's gewagt mit frischem Muth,
Ich bin der Ulrich Hutten.

Gewiss that dieser Feind der Dunkelmänner, der eine »Reformation an Haupt und Gliedern« im Gegensatz zum Theologengezänk Luthers forderte, für seine Zeit und damaliger Verderbnis eines hoffärtigen Pfaffenthums gegenüber ein löbliches Werk. Es auf unsere heutige Gegenwart anwenden wollen, scheint mir freilich anachronistisch. Sein Elend und heimatloses Herumgehetztwerden theilt er nur mit allen genialen Naturen. Nicht die Kirche, sondern der ewig gleiche Kainsfluch des Idealisten trieb ihn ins Verderben! Weshalb also seinen Untergang den Römlingen in die Schuhe schieben? Heut hätte er sicher andere Verderber. Deshalb beginnt mein Gedicht »Am Züricher See«, ohne Ueberschrift als Schluss meiner Sammlung »Kosmische Lieder« (1890) angehängt:

Der Alpenbänke feenhaft Gezimmer
Umschliesst den See, die buntbelebte Bühne.
Roth strahlt die Ufenau im Abendschimmer,
Als schreie hier noch immer
Ein ungerecht vergossenes Blut nach Sühne.

Es floss kein Blut, doch hundertfaches Sterben
Quält die verbannten müdgehetzten Wandrer,
Des heiligen Geistes Erben,
Die nimmerwo ein irdisch Heim erwerben.
Und ist es Hutten nicht, so ist's ein andrer.

Es begreift sich ja, dass der kühne Ritter zu einer poesieverklärten Legendengestalt wurde, doch gestehe ich ehrlich, dass ich bei kühlerer und reiferer Weltanschauung nicht gar so viel Werth mehr auf seine literarischen Eigenschaften und auch nicht

Digitized by Google

auf sein sehr einseitiges Streben lege. Mit dem ewigen Losschlagen auf die »Römlinge« wird man noch kein freier Mann. Hutten blieb bis zuletzt ein Junker und von höheren Sphären des Gedankens ahnte er nichts. Ein Vergleich mit Ewigkeitsmenschen wie Giordano Bruno ist ganz unstatthaft. Diesen grössten Denker seit den Urweisen am Indus und Ganges aber in besonderen Gegensatz zur katholischen Kirche zu bringen, scheint mir grober Unfug. Denn wenn der über alle Schranken erhabene Gottesbegriff Giordanos sich in Widerspruch zu Kirchendogmen befand, so sind es weniger diese Dogmen, in denen ein tiefer mystischer Sinn lebt, als vielmehr einzelne pfäffische Ausleger der Dogmen gewesen, die einen solchen Widerspruch schufen. Glaubt man denn aber, dass irgend eine Staatskirche auf Erden sich je anders gegen einen Giordano benehmen würde? Dass der Staat, wo etwa die Kirche keine Strafgewalt besitzt, nicht ebenso tyrannisch gegen »Ketzer« vorgienge? Dass vor allen Dingen der Protestantismus je toleranter wäre? Heut verbrennt man keine Ketzer mehr, aber freies Denken zu unterbinden versteht die protestantische Kirche geradesogut wie die katholische, wo sie irgend vermag, im Gegentheil begegnet man im katholischen Clerus viel grösserem Verständnis für sociale Fragen. Ganz natürlich, weil dem stolzen Rom jede Unterthänigkeit und Abhängigkeit dem Staate gegenüber fehlt, während die protestantische Kirche sich einfach als Staatsdienerschaft betrachtet. Und wo sie einst ähnliche Macht besass, in Genf, Holland, Schottland, England, Skandinavien, da wüthete sie mit gleicher Unerbittlichkeit gegen Andersgläubige und Freigeister. Man lese Buckle's classische Abhandlung über die Ausrottung blühender Cultur in Schottland durch das finstere protestantische Pfaffenthum. Wo hätte diese sogenannte Reformation je freies Denken und freie Forschung gefördert! Sie folgte ihrem Vorbild Luther, der seine edlen Anfänge nachher als feiger Fürstenknecht schändete, der von Hutten eben so wenig wissen wollte wie von Münzer und Karlstadt und als selbsternannter Papst alle Unarten hoffärtiger Pfafferei herauskehrte. Man hat sich in Oesterreich gewöhnt, Preussen gleichsam mit Friedrich dem Grossen zu identificieren. Als ob das Genie einen Massstab für Allgemeines abgäbe! Schon unter seinem Nachfolger musste ein gewisser Kant seine Irrlehren abschwören, kraft strengen staatlich-muckerischen Verbots!

Digitized by Google

Den Nullverdiensten des Protestantismus, der überall dem Volke die Religion verekelt hat und in scheinheiliger Heuchelei z. B. in England den höchsten Record erzielte, stehen die unsterblichen historischen und Culturverdienste des überall kunstfördernden Katholicismus gegenüber. Schon einmal führte ich in der ‚Zukunft' aus, dass im Kampf der Hohenstaufen gegen die Päpste der unparteiliche Denker auf Seite der Päpste stehen muss, die gegen ein übermüthiges brutales Feudalsystem die Sache der wahren Demokratie vertraten. Nicht in ihnen, sondern im Kaiser sahen die Städterepubliken ihren Erbfeind. Der gewaltige Uebermensch Friedrich II. mit seinem atheistischen scheinheiligen Liberalismus suchte nur selbstsüchtige Tyrannis der Monarchengewalt. Ihm und seinesgleichen musste eine Weltinstitution ein Dorn im Auge sein, wo der Sohn eines Bauern, ja eines Schweinehirten zur höchsten Würde aufstieg. Man bedenke, was dies für jene Zeit, ja sogar in unsrer modernen Pseudo-Cultur besagen will: die katholische Kirche veranschaulichte gleichsam das Uebergewicht der geistigen Waffen.

Es fällt mir natürlich nicht ein, auch manigfache historische Sünden des Papstthums leugnen zu wollen; sie verschwinden aber vor seinen Segnungen und der Grossartigkeit des ganzen Gebäudes. Ein paar dumme Hetzkapläne machen noch nicht die katholische Kirche aus, und die am ärgsten verschrieenen Jesuiten, die ja wohl manches auf dem Gewissen haben mögen, überragen jedenfalls an geistiger Bildung himmelhoch die protestantische Durchschnittsgeistlichkeit und noch mehr an eiserner Selbstaufopferung für ihre Ideale. Man mag diese Ideale verdammen, doch man sollte so viel Objectivität bewahren, um der majestätischen Gefechtsdisciplin des Clerus Achtung zu zollen. Wer würde wohl die Schäden und Missgriffe im Einzelnen verkennen! Aber wenn z. B. Cölibat und Beichte gar oft zu geheimen Ausschreitungen Anlass gegeben haben mögen, so hat Gregor VII., einer der grössten Männer aller Zeiten, doch sehr wohl gewusst, was er mit dieser rein idealistisch gedachten Hoch- und Heiligstellung des Priesters bezweckte. Doch genug! Ich werde wohl schwerlich in den Verdacht kommen, katholische Propaganda treiben zu wollen, meine Familie ist altprotestantisch, meine sogenannten Ahnen sollen, als sie noch angeblich Freiherren waren, den Winterkönig Friedrich in der

Digitized by Google

Schlacht am Weissen Berge herausgehauen und dafür ein Zusatz-Wappen — mit Hinweis auf das Treu-Bleiben — erhalten haben — und im Uebrigen gehöre ich als Theosoph (esoterischer Buddhist) überhaupt keiner Kirche an, obschon ich der katholischen grade aus theosophisch-mystischen Gründen vor allen anderen den Vorzug gebe. Auch habe ich als Reichsdeutscher mich nicht ums Wohl und Wehe der Oesterreicher zu kümmern, so sehr ich als Alldeutscher — oder Pangermane, wie Björnson es richtig erweiterte — für den Kampf gegen das Slaventhum fühle. Aber grade deshalb könnte ich Oesterreichs Zerfall und Auflösung nur bitterlich beklagen, da dies Staatengebilde eine wunderbare Schutzmauer gegen Halbasien bildet und zugleich das Führerrecht der Deutschen den »Minderwerthigen« gegenüber symbolisch veranschaulicht. Darauf hier näher einzugehen verbieten Zeit und Raum. Ehrlich sei aber zugestanden, dass ich mit den Tendenzen der österreichischen Alldeutschen nur so weit herzlich übereinstimme, als sie Pflege deutscher Art und Gesinnung sowie berechtigten Trotz gegen fremde Ungebühr ausprägen. Darüber hinaus gehe ich nicht mehr mit und besitze für »Los von Rom« so wenig Verständnis, wie für die menschlich schöne, aber naive Bismarckschwärmerei à tout prix. In der Ferne sieht sich Vieles anders als in der Nähe. Wenn auch noch das letzte Reich verschwände, wo man sich deutscher Gemüthlichkeit erfreuen kann, nämlich Oesterreich, dann wüsste der arme Reichsdeutsche ja gar nicht mehr, wo er Luft schöpfen soll! Das wäre so, als ob die poesieumflossenen herrlichen Dome des Katholicismus wegrasiert würden, um der geschmacklosen langweiligen Prosa unserer »Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirchen« — so heisst unsere letzte Berliner Kirchenschöpfung — für ewig Platz zu machen . . .

Was ich hier sage, mag Vielen missbehagen, und auch Meister Dühring, der frühere Herrgott der Schönerianer, ward ja in Acht und Bann erklärt, weil er nicht mitmachen will. Da kann man sich halt nur mit Hutten selber trösten. »Ich hab's gewagt!«

Karl Bleibtreu.

* * *

Digitized by Google

In dem Leitaufsatz der ‚Ostdeutschen Rundschau' vom 8. März, 1. Spalte, steht der folgende Satz: »Ueberaus komisch fügte sich der Minoritätsantrag Spincic in den Rahmen der ernsten Ereignisse ein. Das Haus brach bei jeder Erwähnung dieses Minoritätsantrages in schallendes Gelächter aus. Herr Spincic verlangte nämlich mit beneidenswerther Naivetät, die Regierung solle dafür sorgen, dass solche Ereignisse künftig vermieden werden.« Und in der zweiten Spalte desselben Artikels heisst es: »Auch unsere Behörden müssen einsehen lernen, dass es zu wenig ist, einen Krawall entstehen lassen und ihn dann niederschlagen. Einmal vorbeugen ist eine grössere Leistung als zehnmal schiessen.« Die ‚Ostdeutsche Rundschau' verlangt also dasselbe, was Herr Spincic verlangt hat, und an ihren Lesern ist es jetzt, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Die Inconsequenzen des Herrn Wolf beginnen sich zu mehren, seit er uns sein allen antiliguorianischen Tendenzen abgekehrtes Privatleben enthüllt hat. Aber auch die deutschnationale Provinzpresse scheint neuestens von jener Gesinnung, die »auch anders kann«, erfüllt zu sein. Die Prager Benedictiner sind auf die schlaue Idee verfallen, den Inseratentheil der freisinnigen Presse zur Verkündung katholischer Lehren heranzuziehen und so gelegentlich zwischen Sargs' Kalodont, Männerschwäche und ehrbaren Annäherungen der Los von Rom-Bewegung entgegenzuwirken. Man sieht, die Kirche versteht es wieder einmal, so recht neuzeitlich zu sein, und scheint unter den »Machtmitteln der modernen Cultur«, die sie sich aneignet, dem Insertionswesen vor der Naturwissenschaft entschieden den Vorzug zu geben. Man mag die neueste Taktik nicht sonderlich geschmackvoll finden; aber sie stellt gewiss noch mehr die Organe bloss, die ihren Raum den dreimal gespaltenen Predigten des P. Alban, ord. s. Ben., zur Verfügung stellen. Die ‚Arbeiter-Zeitung',

Digitized by Google

die derartige Inserate zuerst im ‚Prager Tagblatt' entdeckte, war natürlich anderer Meinung und entschied sich, wiewohl oder weil ihre eigenen Mitarbeiter den Feuilletontheil jenes liberalen Blattes bedienen, für die Anulkung der Geistlichkeit. Nun finde ich auch im Annoncentheil der deutschvolklichen Presse Böhmens die Versicherung, dass die Hetze gegen Rom auf »Lüge und Verleumdung« basiert sei. Siehe ‚Reichenberger Zeitung', Organ für die deutschnationale Partei in Böhmen, vom 16. Februar Seite 26. Im redactionellen Text wird den Gesinnungsgenossen gepredigt, dass alle Wege los von Rom führen. Aber auf dem »nicht mehr ungewöhnlichen Wege« des Inseratentheiles werden sie wieder zurückgeführt. So ist es zu erklären, dass die Abfallsbewegung in Oesterreich auf halbem Wege stehen bleibt. Das Pathos der Redacteure bricht sich an der Besonnenheit der Administration, die sich's mit Roms Kundschaft — sie zahlt wohl Bankenpreise — nicht verderben will.

* * *

Gehört Herr Auspitz dem Zuckercartell an?

»Europa gegen Oesterreich! Das ist«, so schrieb der Börsenwöchner am 23. Februar, »die nüchterne Wahrheit über die Brüsseler Zuckerconferenz, die ihre scharfe Spitze gegen uns und nur gegen uns richtet.« Herr Benedikt war wie im Fieber, redete irre und verwechselte Oesterreich mit dem Zuckercartell. Kundige Diagnostiker waren mit Erklärungen für den krankhaften Zustand rasch zur Hand: Der Börsenwöchner habe sich an den Pauschalien des Zuckercartells übernommen, sagten die einen und verordneten die gänzliche Entziehung weiterer Gaben; er sei, so behaupteten die anderen, durch die »scharfe Spitze« hypnotisiert, und der Zustand sei nicht früher zu beheben, als bis die Spitze entfernt werde; wenn

Digitized by Google

das Zuckercartell, gegen das sie sich richtete, erst ausser Gefahr sein werde, sei Herr Benedikt gerettet. So radicaler Mittel hat es glücklicherweise nicht bedurft, um den Patienten wieder zu sich zu bringen. Er überstand, nachdem er noch mehrere Artikel deliriert hatte, die »Zuckerkrise«, verlangte, aus den Fieberträumen erwachend, das Coursblatt und überzeugte sich, als er die »vorgekommenen« Coursvariationen übersah, dass Oesterreich und das Zuckercartell auch nach den Brüsseler Beschlüssen noch aufrecht stehen müssten. Herr Benedikt war beruhigt; allen Bemühungen, sie zum Wanken zu bringen, haben die beiden, Oesterreich und Zuckercartell, noch stets getrotzt, und wenn jenes nur durch den § 14 aufrecht erhalten werden konnte, wird sich für dieses ohne Zweifel auf parlamentarischem Wege sorgen lassen. Denn neben den Abgeordneten, die an dem Zuckercartell, und den Zeitungen, die von ihm betheiligt sind, treten auch ganz unbetheiligte Parlamentarier als seine Anwälte auf. Zum Beispiel Herr Rudolf Auspitz, der am 11. Februar in der ‚Neuen Freien Presse' zwar die Abschaffung der Zuckerexport-Prämien gebilligt, aber für den Fall, dass England das österreichische Zuckercartell bedrohen würde, eine Zollkriegserklärung gefordert hat. Diese energische Vertretung der Cartellinteressen musste Herrn Auspitz umso höher angerechnet werden, weil er seit langem als Gegner des Cartellwesens bekannt ist und noch dazu ausdrücklich versicherte, er vertheidige es jetzt, »obwohl meine Firma dem Cartell gar nicht angehört«. Herr Auspitz ist wie alle die Herren, die kürzlich in einer christlich-socialen Interpellation angegriffen wurden, zweifellos ein Ehrenmann, eines Ehrenmannes Wort ist ein Ehrenwort, und der Nachweis der ‚Fackel' (Nr. 95), dass Herr Auspitz, als unbekannter Wohlthäter maskiert, alljährlich für den Pensionsfonds der Zuckerfabriksbeamten Beiträge von der Höhe jener spendet, die

Digitized by Google

andere, dem Zuckercartell angehörende Fabrikanten für dessen Dispositionsfonds leisten, konnte die bestimmte Behauptung des Herrn Auspitz höchstens verdächtigen, aber nicht entkräften. Wer würde auch dem millionenreichen und wegen seiner Freigebigkeit von der Concordiajournalistik gerühmten Mann das wucherische Gelüste zutrauen, just von der Wahrheit etwas abzuhandeln? Aber leider lässt sich der unwiderlegliche Beweis liefern, wie billig sich das liberale Gewissen des Herrn Auspitz mit der Wahrheit abfindet, und dieser Beweis ist auf allen Zucker-Schlussbriefformularen gedruckt zu finden. »Auf Grund der Zucker-Usancen der Prager Waren- und Effectenbörse ..... verkauften wir Ihnen etc. etc.« lautet ein solcher Schlussbrief, und an seinem Ende ist die Bemerkung beigedruckt: »Es ist bedungen, dass der Zucker aus einer der auf der Rückseite verzeichneten 234 Fabriken stammen muss... Zucker, welcher nicht aus einer der in dem rückseitigen Verzeichnisse angeführten Fabriken stammt, ist nicht lieferbar.« Zwischen den 234 Fabriken besteht also ein Verkaufscartell. Und nun wendet man das Schlussbriefformular um und gewahrt in dem Fabrikenverzeichnis die Namen Bisenz und Rohatetz, die Fabriken der Firma Rudolf Auspitz & Co. Wann soll man also, so werden naive Leute fragen, Herrn Auspitz glauben: wenn er eine Erklärung auf den Schlussbriefen der Prager Börse oder wenn er eine widersprechende in der ‚Neuen Freien Presse' drucken lässt? Herr Auspitz wird um die Antwort nicht verlegen sein. Dass man an der Börse weiss, er gehöre dem Zuckercartell an, und dass die Oeffentlichkeit glaubt, er gehöre ihm nicht an, ist beides für ihn gleich nützlich. Und wenn es sich um seinen Nutzen handelt, ist Herr Auspitz nicht in Verlegenheit zu bringen. Sollte er etwa, um seiner Ueberzeugung zu folgen, auf die Theilnahme am Cartell verzichten, und um die Behauptung, dass er ihm nicht angehöre,

Digitized by Google

wahr zu machen, sich eine weit höhere Geldstrafe als jene auferlegen, die jemals einer zu riskieren hätte, wenn er die Wahrheit über Herrn Auspitz sagen wollte?

* * *

Auf die Fahrkartensteuer kann der Finanzminister nicht länger verzichten, und das Abgeordnetenhaus wird nur dafür zu sorgen haben, dass sie die Armen weniger, die Vermögenden mehr belaste. Jenen sollte durch die Errichtung einer vierten Wagenclasse geholfen werden, diese können einen höheren Zuschlag zu den Fahrpreisen der zweiten und ersten Classe leicht ertragen. Nicht die Socialpolitiker, sondern die Nutzniesser der Corruption sind die eifrigsten Bekämpfer der Fahrkartensteuer. Sie hat eine kurze Notiz in der Nummer 78 der ‚Fackel'*) erschreckt, in der die Besteuerung der Freikarten gefordert wurde, weil zwar jede Bahn den ihr gebührenden Fahrpreis, aber keine eine staatliche Steuer erlassen kann. So einleuchtend war diese Begründung, dass die Presse aller Parteien sogleich die Fahrkartensteuer verwarf. Zur selben Zeit, da der ‚Norddeutsche Lloyd' den ‚Extrablatt'-Löwy zur Gratisfahrt nach Amerika einlud und Oesterreich endlich in den freien Weltverkehr eintrat, musste der Gedanke, den Inlandsverkehr

*) Es hiess dort unter anderem: »Nicht nur auf der Südbahn sieht man Abgeordnete in Extracoupés und Journalisten letzten Ranges in der ersten Classe frei fahren, sondern auch die Staatsbahnen treiben mit Freikarten eine masslose Verschwendung, und es ist, obwohl das Recht auf Freikartenbezug angeblich wiederholt geregelt wurde, bekannt, dass die Sippen und Magen, ja der ganze Bekanntenkreis kleiner Journalisten jederzeit auf Staatskosten Vergnügungsreisen unternehmen können. Der Ekel vor dem mit Freikarten bedachten Gelichter, mit dem man in den theuersten Classen immer wieder zusammentrifft, treibt seit langem die anständigen Menschen aus der ersten in die zweite und aus der zweiten in die dritte Classe, und so kosten die Freikarten die Bahnen auch noch bares Geld.«

Digitized by Google

zwischen Wien und Abbazia durch eine Steuer zu unterbinden, als ein reactionärer missbilligt werden. Und die Journalistik konnte sich, als sie für unbeschränkte Freiheit des Verkehrs, für völlig freie Fahrt eintrat, darauf berufen, dass sie wieder einmal die Interessen von Kunst und Wissenschaft vertheidige, dass sie das Recht der Beamten und sogar Rechte des Parlaments schütze. Welchen Aufschwung die österreichische Literatur durch das Freikartenwesen der Südbahn genommen hat, ist ja bekannt. Aber auch nach Berlin gravitiert ein Theil unserer Schriftstellergemeinde, und auch die Nordwestbahn hat Freikarten zu vergeben. Und nicht bloss die Dichtung wird von den Bahnen gefördert. Aerzte erhalten Freikarten, um für Bäder und Luftcurorte Reclame zu machen, und als die Südbahn noch die Hôtels in Abbazia besass, war sie mit Freikarten für Aerzte so verschwenderisch, dass mancher sich die Karte ausstellen liess, um seine Familie in Reichenau zu besuchen. Bei alledem könnte man noch vermuthen, dass die Bahnen in eigennütziger Absicht Freikarten vergeben. Aber ganz uneigennützig handeln sie offenbar, wenn sie staatliche Beamte, etwa Bezirkshauptleute, statt zum ermässigten Preise umsonst fahren lassen, wenn sie, wie es die Nordbahn thut, den Beamten der Gerichte in den Stationsstädten Gratiskarten erster Classe zur Verfügung stellen, und wenn sie bereitwillig die Lasten der Agitationsreisen von Abgeordneten auf sich nehmen. Und dieses ganze Heer von Freifahrern sollte in Zukunft die Fahrkartensteuer bezahlen müssen? . . . . In unserem Parlament sieht man hin und wieder den Geist des Anticorruptionismus sich regen, und dann jedesmal sogleich wieder verschüchtert sich zurückziehen. Neulich ward gemeldet, dass der Ausschuss, der die Fahrkartensteuer beräth, sich mit dem Freikartenwesen beschäftigt habe. Dass er die Besteuerung der Freikarten beschliessen werde, schien kaum zweifelhaft. Aber die Herren haben zu

Digitized by Google

viel Moral, um die Freikartencorruption zu billigen, und zu wenig moralischen Muth, um sie zu bekämpfen. So wollen sie denn die Freikarten nicht für steuer-, sondern bloss für stempelpflichtig erklären. Und die Stempelgebür soll nicht etwa, wie bei allen anderen stempelpflichtigen Documenten, nach dem Werth der Karten abgestuft werden, sondern in allen Fällen gleich — und natürlich gleich niedrig — sein. Bezweckt man damit, die Leute, die auf Freikarten gerechten Anspruch haben, zu schonen? Keineswegs: das Recht auf den Bezug einer Freikarte wird gänzlich von der Pflicht, den Stempel zu entrichten, entheben, und die rücksichtsvolle Bemessung der Stempelgebür bedeutet nur die Schonung des ungerechtfertigten Freikartenbezuges. Aber wenigstens eine Controle über dessen Umfang würde der Stempelertrag ermöglichen, und das müsste die journalistischen Freunde des freien Verkehrs peinlich berühren. Zum Glück hat ihnen der Steuerausschuss ein Hinterthürchen, durch das sie der Controle und dem Stempel entrinnen können, geöffnet: von der Stempelgebür sollen auch Anweisungen auf Freikarten, die zu »gemeinnützigen« Zwecken oder aus »eisenbahndienstlichen Rücksichten« gewährt werden, befreit sein. Und wer bezweifelt, dass die Zwecke der Presse gemeinnützig sind, oder wenigstens, dass eisenbahndienstliche Rücksichten die Betheiligung von Journalisten mit Südbahn-Freikarten erheischen, da man doch von Verkehrsstockungen und Zusammenstössen auf der Südbahn um so weniger hört, je mehr Journalisten gratis über den Semmering fahren? §

* * *

Herr Scharf, jetzt Anticorruptionist und Baissier — er hat herausgefunden, dass an der Börse Geben seliger ist als von den Banken nehmen —, war ehemals einer der gefürchtetsten Börsen-

Digitized by Google

journalisten. Aber die Furcht, die das Schweigen der Börsenjournalisten zu Gold werden lässt, dauert nur so lang, als das »Ja, wenn wir reden wollten!« Drohung bleibt. Kommt es, bei einem Unbestechlichen oder Unbestochenen, zur That, dann zeigt es sich, dass sich die Börsenjournalisten von den anderen durch nichts anderes unterscheiden, als dass sie nicht bloss nicht schreiben, sondern auch nicht lesen können: es gibt für sie nichts Unverständlicheres als eine Bilanz. Herr Scharf als Bilanzkritiker wäre hilflos, wenn er nicht in schwierigen Fällen mit besserem Erfolg als die Bilanzen — die ‚Fackel' studieren würde. So hat er kürzlich über den Bilanzbericht der »Niederösterreichischen Escomptegesellschaft« nichts, was die triste Lage dieses Instituts dargethan hätte, zu sagen gewusst, und erst am 3. März, bei Besprechung der Generalversammlung der »Böhmischen Escomptebank«, schrieb er: »Es hätte vielleicht Jemand fragen können, wie die Direction (der ‚Niederösterreichischen Escomptegesellschaft) es rechtfertigt, dass sie die Actien der ‚Böhmischen Escomptebank' mit K. 1000 eingestellt hat, da doch eine Capitalisierung von Bankactien mit 4 Percent bei uns durchaus nicht üblich ist. Auf die Dauer wird ja die Fiction, dass dies das Nominale der hingegebenen ‚Niederösterreichischen Escomptegesellschafts'-Actien sei, nicht aufrecht erhalten werden können.« Gewiss, es hätte vielleicht jemand fragen können; aber Herr Scharf hat, weil ihm die Vermögensbilanz dunkel war, nicht gefragt, und das Licht, das ihm nach Wochen aufgegangen ist, war kein anderes als das der ‚Fackel', die in der Nr. 94 allein darauf hingewiesen hat, dass die Vermögensbilanz der »Niederösterreichischen Escomptegesellschaft« unrichtig ist und dass eine Coursreserve für den Besitz an Actien der »Böhmischen Escomptebank« geschaffen werden müsste. Wenn nur Herr Scharf seinen Lesern auch sonst Aufklärungen, die die ‚Fackel' ertheilt, vermitteln wollte! Der »Goldminenschwindel« bei der »Fortuna« z. B. wäre gewiss ein interessantes Thema. Und Herr Scharf könnte dabei, wie man aus der Nr. 95 der ‚Fackel' weiss, aus eigener Erfahrung manches über die Finanzpresse schreiben, die doch das merkwürdigste Gebiet des Finanzwesens ist. Finanzinstitute und Finanzblätter: man muss über ihre Verbindung immer wieder Untersuchungen anstellen. Denn so wenig auffallend es beispielsweise ist, dass — wie die Blätter nicht

melden — die (in den Skodawerken erzeugten) Kanonen der Creditanstalt nichts taugen, so auffällig ist es, dass bei der Creditanstalt die am besten eingeschossenen Revolver nicht losgehen. . . .

+

Nahezu alle Tagesblätter haben kürzlich eine Anzeige über den Tod des Dichters Johannes Fercher von Steinwand veröffentlicht, die mit den Worten schloss:

»Dem gottbegnadeten Dichter, dem erhabenen Sänger der Natur, dem strengen Hüter idealer Sinnesart, dem glühenden Verehrer des Vaterlandes, dem sieghaften Bezwinger seines harten Schicksals, dem edelsten der Menschen und liebwerthesten der Freunde weihen schmerzerschüttert, aber nicht gebrochenen, sondern erhobenen Herzens den Zoll unauslöschlicher Liebe und Verehrung

seine überlebenden treuen Freunde.«

Nie ist eine pathetischere Parte ausgegeben worden, nie eine unaufrichtigere. Die überlebenden treuen Freunde hatten höchstens ein Recht, bei dieser Gelegenheit des »sieghaften Bezwingers seines harten Schicksals« zu gedenken. Denn die schmerzerschütterten, aber nicht gebrochenen Freunde des todten Fercher von Steinwand haben ihn bei Lebzeiten unerschüttert und ungebrochen hungern lassen. Und Fercher wäre auch verhungert, wenn ihn Professor Dr. Josef Hyrtl nicht unterstützt und ihm eine Jahrespension von 600 Gulden gesichert hätte, die ihm bis zu seinem Tode von der Hyrtl-Stiftung ausbezahlt wurde. So ergeht es den meisten österreichischen Schriftstellern, die überlebende treue Freunde haben. Ferdinand Kürnberger — nur

Digitized by Google

Schicksale, nicht Begabungen seien hier verglichen — hätte in einem Spital sterben müssen, wenn sich nicht Kaulbach seiner angenommen hätte. Joseph Schöffel bewahrte den Leichnam vor dem Eingescharrtwerden in dem Winkel eines Münchener Friedhofs und liess ihn in heimischer Erde, in Mödling bestatten. Jetzt, da dem Lyriker Fercher von Steinwand ein Ehrengrab gesichert ist, sind die Freunde mit dem gewissen »Zoll« der Liebe und Verehrung freigebig . . .

* * *

Wie lang ist's her, dass die Musikkritik zum letztenmal beim »Wiener Männergesang-Verein« zu Gaste war! Die Jünglinge waren, als Herbeck den Dirigentenstab niederlegte, sind heute Greise, die Stimmbänder sind erschlafft und säuselnde Tenöre zu Bierbässen entartet. Das Kunstgenre welkt dahin und bringt es nur selten noch in jüngeren Vereinen zu schwächlichen Johannistrieben. Am ehrsamen Thun der liedertafelnden Kunsthandwerker war höchstens noch die Gesinnung löblich, und wenn sie auf freien — oder ermässigten — Sängerfahrten ins Reich hinauszogen und den Brüdern an der Isaar, dem Rhein und der Spree vierstimmig treue deutsche Wacht an der Donau zu halten gelobten, dann schlugen wieder einmal vom Belt bis zur Adria die Herzen gleichen Schlages und so hörbar, dass es in allen liberalen Zeitungen widerhallte: 1866 sei vergessen! Dann erklang der Vereinswahlspruch »Frei und treu in Lied und That!« stolzer als jemals, weil das nationale Lied selbst eine nationale That war. Aber bisher war; wenn die wackeren Sänger in der Fremde den Mund vollnahmen, bloss im politischen, und wenn sie ihn in der Heimat öffneten, bloss im localen Theil vom »Wiener Männergesang-Verein« die Rede; die Musikkritik hatte bei Festen, bei denen die gute Gesinnung und gutes Bier überschäumen, nichts zu suchen. Welcher musikalischen Grossthat hat sich der »Wiener Männergesang-Verein« heute zu rühmen, dass sein letztes Concert gleich zweimal an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in der ‚Neuen Freien Presse' ausführlich recensiert wurde: zuerst, am 10. März, in einem sechzig-

Digitized by Google

zeiligen Referat, und dann, am 11., nochmals in einem Hanslickschen Feuilleton? Man fürchte nichts; der »Wiener Männergesang-Verein« hat nicht etwa eine Börsenwoche des Herrn Benedikt in der Vertonung von Herrn Charles Weinberger aufgeführt, sondern bloss den zweiten Musikreferenten der ‚Neuen Freien Presse' zu seinem zweiten Chormeister gewählt. Herr Richard Heuberger stand am Dirigentenpult, und auf den lange verwaisten Referentensitzen sah man natürlich seine Redactionscollegen und gleich paarweise. Der eine wusste zu melden, Herr Heuberger habe sich schon längst, da er die Première seiner eigenen Oper dirigierte, »den Meisterbrief als Dirigent geholt«, was leicht als eine feinsinnige Umschreibung dafür aufgefasst werden konnte, dass er sich damals einen Durchfall als Componist geholt hat; und Herr Hanslick sprach die Hoffnung aus, dass Herr Heuberger künftighin für künstlerisch werthvolle Programme des »Wiener Männergesang-Vereins« sorgen werde, sicherlich ohne damit andeuten zu wollen, dass er's diesmal verabsäumt hatte. Das collegiale Lob war uneingeschränkt, und der »Wiener Männergesang-Verein« mag sicher sein: welche Chöre auch immer Herr Heuberger noch dirigieren wird, sie können nicht besser zusammenklingen als der Chorus der liberalen Pressstimmen, die seine Dirigentenerfolge bejubeln werden. . . . . Es ist schade um Herrn Heuberger; denn er verdient die collegiale Protection und die Degradierung, die sie an ihm vollzieht, nicht und dürfte sich, wenn er nur als Künstler und nicht als Recensent recensiert werden wollte, bescheidener, aber redlicher Ehren redlich freuen. Kann man doch selbst heute erkennen, dass die kritischen Freunde Herrn Heuberger nicht für ganz unfähig halten: niemals haben sie für den Componisten des »Opernball« ein Zehntel der Lobesmühe und des Notizenruhms verwendet, die für den Zusammensucher der Melodien des »Süssen Mädel« verbraucht wurden. *

* * *

Die Schnüffler haben herausgebracht, dass der Vertrag mit der Hofopernsängerin Laura Hilgermann nicht erneuert werden soll, dass die Sängerin aber fortan als Gast in der Hofoper auftreten wird. Die Schnüffler dulden es nicht, dass etwas verheimlicht oder vertuscht werde. Und so decken sie das Räthselvolle auf:

Digitized by Google

»Frau Hilgermann ist durch und durch verschuldet, ihre Gage ist von den Gläubigern mit Verbot belegt. Von einer Gage, die man nicht beheben kann, lässt sich schwer leben, besonders wenn man einen blinden und erwerbsunfähigen Gatten hat. Das hat die Direction der Hofoper eingesehen und diese Einsicht auch der Generalintendanz vermittelt. Director Mahler kennt die Sängerin noch aus der Zeit, da er in Budapest das Directionsscepter geschwungen hat. Er hat ihr wohl aus jener Zeit freundschaftliche Gesinnungen bewahrt und dieselben als Director der Wiener Hofoper durch Berufung der Künstlerin bethätigt. Wahrscheinlich ist es auch nur Ausfluss seiner freundschaftlichen Gesinnung, dass er sich zu der Fiction hergibt, Frau Hilgermann werde künftighin nicht als Mitglied, sondern als Gast der Hofoper angehören. Für die Gläubiger ist das unbequem, denn Gastspielhonorare sind ein ungewisses, schwankendes Pfändungsobject; ihr Betrag lässt sich auch nicht so genau controlieren wie ein Jahresgehalt. Die Gläubiger werden also das Nachsehen haben und klein beigeben müssen. Ob aber Frau Hilgermann es werth ist, dass ihr Hofoperndirection und Hoftheaterintendanz in solcher Weise Succurs leisten — das ist die Frage.«

Nachbarin, Eure — Hundspeitsche! Wer diesen schamlosesten Eingriff in das Privatleben einer Künstlerin, diese hämische Erörterung des Unglücks einer Frau gelesen hat, begreift, dass alles noch viel zu wenig ist, was über die Verlotterung österreichischen Presswesens in diesen Blättern je gesagt wurde. Die sonst so engherzige, jeglicher Theatersocialpolitik verschlossene Hofbühnenverwaltung hat die anständige Absicht, einem blinden Mann die erwerbende Gattin und dem Institut eine werthvolle Kraft zu erhalten. Diese Absicht muss »enthüllt« und mit einem blinzelnden Hinweis auf directoriale Sympathien besprochen werden. »Kluge Leute« hätten, heisst es, »längst Lunte gerochen, dass etwas verheimlicht oder vertuscht werden sollte«. Aber die klugen Leute sind in diesem Fall dreiste Bursche, die eine beleidigte Künstlerin, wenn sich der Schauspielerstand nicht vollends zur Wehrlosigkeit und Vogelfreiheit verdammen will, wegen Eingriffs ins Privatleben gerichtlich belangen sollte. Eine Theaterkritik, die es einer Sängerin anhört, dass sie durch und durch verschuldet ist und einen blinden, erwerbsunfähigen Gatten hat, unterliegt, selbst wenn sie die »freundschaftlichen Gesinnungen« des Directors unerwähnt liesse, der Controle durch das Strafgesetz. Die oben citierte Notiz ist nicht etwa einem der gewissen Montagsblätter entnommen. Das

by Google

anrüchigste hat sich die Geschichte nicht entgehen lassen können, aber den Namen der Künstlerin nicht genannt und bloss in bedauerndem Ton von ihren »drückenden Sorgen« gesprochen. Sie bedarf freilich weder der Anerkennung (5 Gulden) noch des Mitleids (10 Gulden), die Herr Jaques Fürst spendet. Die infame Notiz ist jenem Blatte entnommen, das seit einigen Monaten an der ‚Fackel' schmarotzt, deren »Concurrenzblatt« zu sein vorgibt und von der Firma Moriz Feuerschein & Comp. verlegt wird. Es muss das Privatleben einer Sängerin rein mit dem Urheberrecht der ‚Fackel' verwechselt haben, da es einen so beispiellosen Eingriff verüben zu müssen glaubte.

* * *

Herr Servaes im Fieber:

»Ganz jedoch ist, wie man constatieren muss, die Secession noch nicht aus den Kinderschuhen heraus. Es laufen immer noch einzelne Werke mitunter, in denen ein braver Durchschnitt, dieweil er fest an den Brüsten fremder Kunstgrössen gekneipt hat, sich mit schmeichlerischen Wahnideen übernommen hat und, frisiert wie Ajax, in die Arena steigt. Es hilft nichts mehr: die Stunde der Selbstbescheidung hat geschlagen.«

(‚Neue Freie Presse', 27. Februar 1902.)

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Arbeiter-Zeitung. Zu der Rede, die der Innsbrucker Professor Wahrmund über die Strömungen innerhalb der katholischen Kirche gehalten hat, bemerkten Sie: »Die Rede entwickelt im Wesen Gedanken, die in dem bekannten Buche von Chamberlain ‚Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts' niedergelegt sind.« Ein kleines Versehen, erklärlich aus der Abneigung, von einer Publication der ‚Fackel' Notiz zu nehmen. Denn die Gedanken des Professors Wahrmund sind nicht in Chamberlains »Grundlagen«, sondern eher in Chamberlains Aufsatz über »katholische Universitäten« niedergelegt. Warum denn in die Ferne schweifen, wenn das Gute bloss fünf Nummern der ‚Fackel' zurückliegt?

Publicum. An welchen der Massgebenden Sie sich anlässlich der letzten Vorstellung des »Akademischen Vereins für Kunst und Literatur« halten sollen? An alle zusammen. Dann lautet die Kritik:

Digitized by Google

Maeterlinck ist ein starker Theatraliker und nicht der geringsten Bühnenwirkung fähig, aber wirklich tiefsinnige Worte vermögen für den völligen Mangel an Gedanken zu entschädigen. Gespielt wurde durchwegs schlecht, namentlich von Frau Körner, die vortrefflich war; sie copierte die Hohenfels, wolterisierte zu stark und zeigte eine durchaus originale Auffassung, bei der sie zwar den symbolistischen Tonfall peinlich festhielt, aber durch eine Uebertragung der Gestalt ins Realistische angenehm überraschte. Die Darstellung der Hans Sachs-Schwänke war durchaus stilgemäss und ins Possenhafte verzerrt. Die ungemein langweilige Aufführung interessierte lebhaft, und man kann dem Akademischen Verein, der diesmal einen Missgriff gethan hat, nicht genug dankbar sein. — Dies schafft wenigstens Klarheit. Ob nicht die verschiedene »Richtung« der Kritiker zu verschiedenen Urtheilen führen darf? Aber diesmal waren selbst Herr Bahr und Herr Hevesi, der ihm sonst jeden impressionistischen Brocken vom Munde wegpickt, um ihn wiederzukäuen, verschiedener Meinung. Jener spricht von einer »Parodie auf Maeterlinck«, von einer »tristen Aufführung, die durch die gewaltsamen Späße einer falsch secessionistelnden Regie und die leere, sinnlose Declamation der Frau Körner unerträglich wurde.« Der Mann ist gekränkt, weil ihm der Akademische Verein die Alleinvertretung Maeterlincks für Wien streitig gemacht hat. Herr Hevesi aber — und er hat zweifelsohne Recht — rühmt Frau Körner Talent nach, nennt die Aufführung vortrefflich und meint, Herr Heine und seine Leute hätten »den stürmischen Beifall und die vielen Hervorrufe redlich verdient.« Im Uebrigen rathe ich wieder zu selbstständigem Urtheil und zur Emancipation von den öffentlich Meinenden und rufe, wie schon früher einmal: Die Zeitungen nicht als Culturfactor, sondern als Packpapier betrachten!

Erstaunter Leser. Siehe Nr. 96. Nein, auch Geheimrath von Inama-Sternegg hat am 8. März keinen Leitartikel unter dem Titel: »Gedanken über sociale Politik« für das vormals Szeps'sche Blatt geschrieben. Wieder ist in einer verschämten Localnotiz darauf hingewiesen, dass es sich eigentlich um die Inhaltsangabe eines Vortrags handelt. Hoffentlich ist nunmehr dieser höchst schäbigen Methode, namhafte Mitarbeiter »heranzuziehen« und dreist eine Verbindung zwischen Männern wie Steinbach, Berger, Inama-Sternegg und der ‚Wiener Morgenzeitung' herzustellen, ein Riegel vorgeschoben. Den »Beitrag«, mit dem unlängst Tolstoi vertreten war, hatte er natürlich nicht von seinem Leidenslager dem Organ des Herrn Maxl Schlesinger gesendet. Aber dieses war auch ehrlich genug, in einer Fussnote wörtlich das Folgende zu bemerken: »Vorstehenden interessanten Artikel schrieb Graf Leo Tolstoi vor seiner schweren Erkrankung. Es ist mithin die letzte Arbeit des grossen Dichters und Menschenfreundes, vielleicht sein Schwanengesang.« Dass am Tage vorher die Bulletins von Tolstois Krankenlager beruhigende Nachrichten brachten, hat den Ehrenmann weiter nicht beunruhigt. Konnte er einen Originalbeitrag nicht fingieren, so wollte er wenigstens einen Schwanengesang haben. Das

Digitized by Google

macht immerhin Effect. Steht Tolstoi wieder auf, so ist's ein schöner Traum gewesen.

Scharfsinniger Leser. Aus dem überschwänglichen Nachrufe der ‚Neuen Freien Presse' für Herrn Professor Kaposi geht sicherlich hervor, dass er weit mehr als der tüchtige Dermatolog war, für den man ihn immer gehalten hat: er hat auch früher Kohn geheissen . . .

Kaufmann. Dass ein Hausherr den Miether eines Geschäftslocals, der stets pünktlich den Zins gezahlt und keinerlei Anstoss erregt hat, ausmiethet und ihn dadurch nicht nur um das im Local investierte Geld, sondern auch, weil das Geschäftserträgnis an den Geschäftsposten gebunden ist, um den Erfolg jahrelanger mühseliger Arbeit bringt, ist eine Härte, für die nicht der Mangel eines Gesetzes, sondern bloss ein Mangel an Moral verantwortlich gemacht werden kann. Sie sind, wie Sie mir darlegen, von diesem Schicksal getroffen und dem Ruin nahegebracht worden. Dass der rücksichtslose Hausherr, mit dem Sie es zu thun hatten, der Reichsrathsabgeordnete Dr. Carl Chiari war, beweist aber nichts gegen diesen Mann. Herr Dr. Chiari hat seine socialpolitischen Ueberzeugungen, die er in Ihrem Falle verleugnete, erst kürzlich wieder bewiesen, da er so warm für die bedrängten Zuckerindustriellen eintrat. Das that er gewiss nicht nur deshalb, weil er selbst eine Zuckerfabrik besitzt. Denn Herr Dr. Chiari kann auch von seiner Leinenfabrik recht auskömmlich leben. Bedauerlich ist nur, dass Herr Dr. Chiari, der in dem einen Fall, der Zuckerfrage, seine öffentliche mit seiner privaten Thätigkeit so gut in Einklang zu bringen wusste, im anderen Falle, Ihrer Ausmiethung, sich nicht gescheut hat, sein Privatleben zu seinem öffentlichen Thun in Gegensatz zu stellen.

Bessere Köchin. Ihre Beschwerde ist durchaus gerechtfertigt. Sie haben mit 219 stellesuchenden Colleginnen an einem der letzten Sonntage in der ‚Neuen Freien Presse' inseriert. Ausser dem Ihren sind 97 Inserate durch Druckfehler, ausgelassene Buchstaben und dergleichen Defecte entstellt. Zumeist ist die Adresse mangelhaft — im Drucke kommt die Ziffer des Bezirkes oder die Hausnummer nicht heraus —, so dass fast die Hälfte von 220 Dienstboten der Aussicht beraubt ist, einen Antrag zu erhalten. Sie betrachten sich demnach mit vollem Recht als geprellt. Dass in der ‚Neuen Freien Presse' auch die Ziffern des Coursblattes unleserlich sind, mag für die Objectivität einer technischen Schlamperei, die alle Stände gleichmässig benachtheiligt, sprechen, ist aber für Sie und Ihresgleichen, die ihre Sparpfennige auf's Annoncieren verwenden, ein geringer Trost. Der Inserent, dessen Angebot in entstellter Form veröffentlicht wird, ist mindestens um den Geldbetrag, der ihm in der Administration abgenommen wurde, geschädigt. Im Wege einer civilrechtlichen Klage, die 100 arme Köchinnen und Stubenmädchen gegen die Journal-Actiengesellschaft anstrengen sollten, müssen sie alle unbedingt die Rückstellung des für die erfolglosen Annoncen ausgelegten Geldes erzielen. Nur die intelligenten Masseusen erfreuen sich der Druckfehlerfreiheit, und auch »Hautgout 69« prangte wieder letzten Sonntag in klarstem Druck. Hier sollte freilich die Pressbehörde den Inserenten um die Aussicht bringen, einen Antrag zu erhalten!

Aufpasser. Sie fragen: »Wie verträgt sich die in dem Durchgange zwischen der Eingangshalle des Südbahnhofes und dem Fiakerstand hängende Tafel, welche die Ankündigung der ungarischen Staatswohlthätigkeitslotterie enthält, mit dem in Oesterreich bezüglich dieser und anderer ungarischen Lose bestehenden strengen Verbote?« Das ist die Blumensprache des Herrn Chlumecky. Der glückliche Gewinner darf den Haupttreffer nicht beheben. Aber ein »Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!« konnte den Südbahnreisenden doch nicht verkündet werden.

Neuer Freier Chemiker. »Der Londoner Nebel«, 9. März, Seite 6. So wenig Zeilen, so viel Unsinn! Nein, die Londoner Luft enthält von alldem nichts. Zunächst gibt es keinen »Wasserkohlenstoff«, sondern nur Kohlenwasserstoffe, deren aber wohl einige tausend verschiedene. Dass der »Wasserkohlenstoff« des Londoner gelben Nebels mit »theerartigen Substanzen« versetzt sei, ist ein Unsinn. Dass »Naphthalin und Phenol« theerartige Substanzen sind, ist falsch. Wahr ist vielmehr, dass man sie aus theerartigen Substanzen bereiten kann. Dass Pyridin »die schädlichste Substanz ist, welche der Tabak enthält«, ist falsch. Wahr ist vielmehr, dass der Tabak eine ganz grosse Menge sehr verschiedener Stoffe enthält, insbesondere solcher, die dem Organismus schaden. Aber er enthält kein Pyridin; dieses bildet sich erst bei der Verbrennung des Tabaks. Wahr ist, dass der Nebel, den die ‚Neue Freie Presse' über Oesterreich macht, der wissenschaftlichen Untersuchung werth wäre. Man würde finden, dass er wie der Londoner Schwefelsäure enthält, ausserdem aber Substanzen von Gemeinheit und Unbildung in grossen Mengen. Und wie der gelbe Nebel in London »den Blüten und Knospen«, so bedeutet dieser schwarzgelbe jeglicher Cultur die Vernichtung.

Schmock. Der Urheber des genialen Missverständnisses bezüglich der »unberührten Frauen« des Wiener Frauenclub (siehe Nr. 96) heisst, wie ich höre, Adolph Donath. Es ist derselbe Herr, den Theodor Herzl als den ersten vaterländischen Dichter des zukünftigen Judenstaates in Aussicht nimmt und den, wie wir jetzt täglich aus den Zeitungen erfahren, »kein geringerer als Georg Brandes« in die Literatur »eingeführt« hat. Wer ihn in den Wiener Frauenclub eingeführt hat, ist unbekannt. Der dänische Literaturhistoriker hat's übrigens schlau berechnet: in seiner Heimat hat er das Verständnis für Nietzsche und Ibsen, in Oesterreich das Verständnis für Adolph Donath und Fräulein Diamantidi gefördert.

Sammler. Es gibt Wendungen von typischer Prägung, die man sich nicht entgehen lassen darf. Hier, würdig jenes Ausseer Concertberichtes, der in Nr. 87 der ‚Fackel' citiert war, wieder einmal etwas für's Schmockkästchen: Der ‚Pester Lloyd' schreibt am 24. Februar über eine Soirée beim Grafen Albin Csáky, die sich natürlich »zu einem der glänzendsten Feste der diesjährigen Saison gestaltete«: »Wagen auf Wagen rollte zur festgesetzten Stunde dem gastlichen Hause zu, dessen Säle sich rasch mit den herbeiströmenden Gästen füllten, in deren

Reihen unser Hochadel und die hervorragendsten Gestalten unseres gesellschaftlichen Lebens nahezu lückenlos vertreten waren. Im ersten Salon empfing der Graf, im zweiten die Gräfin – unterstützt von dem Haustöchterchen Comtesse Ilona — die Ankommenden. Frauenschönheit, Diamantenfeuer, Ordenssterne und elektrisches Licht vereinigten sich zu einer berauschenden Symphonie, deren Scherzo sich vor dem mit den erlesensten Leckerbissen beladenen Buffet abspielte, das zumeist von der ‚goldenen Jugend' belagert war. Um zwölf Uhr mahnten zwölf Silbertöne der antiken Wanduhr — ein Wahrzeichen im Salon Csáky — zum Aufbruch, aber die in anregendster Unterhaltung befindliche Gesellschaft liess sich nur schweren Herzens zum presto des Nachhausegehens bewegen und hätte am liebsten ein da capo dieses Liedes an die Freude verlangt.« . . . Interessant ist, dass der Verfasser dieses Berichtes, der beinahe an die berauschenden Symphonien und die erlesensten Leckerbissen einer schmalzigen Concordiaball-Schilderung heranreicht, sich selbst »unter den Anwesenden bemerkt« hat. Der Mann heisst Ladislaus Neugebauer, ist, wie mir aus Budapest gemeldet wird, von Beruf Hausjude der Familie Csáky und grassiert seit Jahren als »genialer Petöfi-Uebersetzer«. — Sehr seltsam muss die Ballonfahrt verlaufen sein, über die am 10. März die ‚Neue Freie Presse' berichtet. »Der Aufstieg war um 8 Uhr Früh vom Arsenal aus erfolgt; der Ballon nahm eine westliche Richtung und um ½11 Uhr Vormittag wurde in der Nähe von Holics bei Pressburg die Landung vorgenommen; in Folge des heftigen Windes gestaltete sich dieselbe wohl etwas schwierig, doch konnte sie ziemlich glatt vollzogen werden.« Der Verfasser des Berichtes scheint jenes berühmte Poem übertrumpfen zu wollen: »Finster war's, der Mond schien helle u. s. w.«

Ping-Pong. Die Trauung des Directors Mahler hat »unter strengstem Ausschluss der Oeffentlichkeit« stattgefunden. Dies versicherten die Tagesblätter in spaltenlangen Berichten, in denen uns nicht verschwiegen ward, dass Herr Mahler »einen dunkelgrauen Strassenanzug, schwarzen Winterrock, einen breitrandigen schwarzen Schlapphut und Galloschen (Specialdetail der ‚Neuen Freien Presse') trug.« »Ausser der Brautmutter und den beiden Zeugen, nämlich dem Concertmeister Rosé und dem Maler Moll, sowie dem Mesner wohnte sonst Niemand der Trauung bei.« Hat also Herr Rosé oder Herr Moll oder am Ende gar der Mesner die Berichte geliefert? Nur die ‚Montagsrevue' muss ihren eigenen bewährten Vertreter entsendet haben. Der erzählte denn: »Die Kirche war von distinguiertem, zum grossen Theile aus Künstlerkreisen rekrutiertem Publicum dicht gefüllt. Sämmtliche Mitglieder der Hofoper und deren Orchester, Vertreter des Obersthofmeisteramtes, der Intendanz u. s. w. waren zu sehen.« So gibt's also wiederum Meinungsverschiedenheiten. Das kommt davon, wenn die Blätter nicht rechtzeitig verständigt werden und die Hochzeit des Directors Mahler genau so vollzogen wird, wie der Selbstmord jenes Ritters von Holzinger: unter strengstem Ausschluss der Oeffentlichkeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

Nr. 98 Erschienen am 27. März 1902 III. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Digitized by Google

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M.	7.—
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 98 WIEN, MITTE MÄRZ 1902 III. JAHR

Hört! Hört! *)

(Zum Kapitel: »Unlauterer Wettbewerb«).

Konrad Cosack, Lehrbuch des deutschen Handelsrechts. Seite 99. Unlauterer Wettbewerb (Gesetz v. 27. Mai 1896). »Auch die sogenannten ‚geschäftlichen Mittheilungen', welche selbst unsere grossen Zeitungen zu bringen sich nicht schämen, gehören hieher: sie sind nach ihrer ganzen Fassung darauf berechnet, den unkundigen Leser glauben zu machen, es gebe die Zeitungsredaction selber oder doch ein Unparteiischer ein günstiges Urtheil über das Geschäft ab; dies ist aber unwahr, da das Urtheil thatsächlich von dem Geschäftsinhaber selber abgefasst und der Zeitung gegen Bezahlung eingesandt ist; diese Reclame ist also nach Sinn und Wortlaut des Gesetzes verboten, selbst wenn der Inhalt jenes günstigen Urtheils zutreffend sein sollte.«

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn unser Parlament mit dem »unlauteren Wettbewerb« Ernst macht, dann ist Hoffnung vorhanden, dass der frechste Betrug, der je am Staatssäckel verübt ward, die Defraudation des Zeitungsstempels, halb gesühnt werden wird. Der Inseratentheil wird, wenn er schon die so wünschenswerthe

*) Unter diesem Aviso, das sich unseren Gesetzgebern am leichtesten einprägt, will die ‚Fackel' Ergänzungen zu den in Berathung stehenden oder angekündigten Gesetzentwürfen geben und bittet um die Unterstützung unabhängiger Fachmänner. Unlauterer Wettbewerb und Pressreform kommen wohl zunächst in Betracht.

Digitized by Google

Besteuerung nicht zu fürchten hat, sich auf eine erhebliche Einbusse und auf eine scharfe strafrechtliche Controle gefasst machen müssen. Die Herren Verantwortlichen, die unter dem Protectorat eines unglaublichen Pressgesetzes unentwegt die »pflichtgemässe Obsorge« für den redactionellen Theil vernachlässigen dürfen, werden unter dem Damoklesschwert des unlauteren Wettbewerbs, das die Annoncenrubriken bedroht, nicht allzuleicht durchschlüpfen können. Dass den wüsten Orgien der freien Concurrenz und des Reclameschwindels, deren Schauplatz die rückwärtigen Abtheilungen der Tagespresse sind, ein legislativer Dämpfer droht, ist eine ausgemachte Sache, wiewohl allem Anschein nach das Haar der Anna Csillag noch etliche Meter wachsen dürfte, bevor aus dem Parlamentschaos ein vernünftiges und volksfreundliches Gesetz erschaffen wird. Aber die aus einem Lehrbuch des deutschen Handelsrechts citierte Stelle soll die zu ernster Hilfe Entschlossenen auf jene verschämte und darum bei weitem unverschämtere Art verweisen, in der unsere Zeitungen dem unlauteren Wettbewerb ihre Spalten öffnen. Interessant ist, dass der Commentator schon die blosse Thatsache, dass eine Redaction gegen Bezahlung die Selbstanzeige einer Firma für Kritik ausgiebt, unter den Begriff »unlauter« gefasst wissen will. Es komme gar nicht darauf an, ob die Empfehlung der Ware eine berechtigte sei; die blosse Vorspiegelung des unparteiischen Urtheils sei strafbar. Welche Fülle von Thatbeständen böte da nicht der Texttheil unserer Zeitungen, die nicht etwa als »Geschäftliche Mittheilung«, sondern oft in Form einer neckischen Causerie und unter den lockendsten Feuilletontiteln die Anpreisung von Waren betreiben! Dass Herr Sandor Jaray sein mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattetes Badezimmer unter den verschiedensten Chiffren bespricht, die den Leser glauben machen sollen, dass abwechselnd die diversen Kunstkritiker,

Herr Servaes, Herr Hevesi und Herr Stern, nach genommenem Bade den Schöpfer loben, ist als typischer Fall in der ‚Fackel' bereits erwähnt worden. Wie aber wird unter dem Gesichtswinkel des Pressparagraphen, den das Gesetz über den »unlautern Wettbewerb« enthalten muss, erst der liebliche Usus zu beurtheilen sein, der Kaiserworte zu den offenkundigsten Reclamezwecken verwerthet, für Kaiserworte administrativen Lohn eincassiert, Kaiserworte je nach der Zahlungswilligkeit des industriellen Kunden verstärkt oder abschwächt und Kaiserworte, die nicht honoriert werden, zur Gänze unterdrückt? Dass aber Kaiserworte auch zur Gänze erfunden werden können, hat neulich der Fall eines Silberwarenhändlers gezeigt, den der Monarch gelegentlich des Besuches einer Ausstellung mit keiner Ansprache beehrt hatte, der aber in den Augen einer von der ‚Neuen Freien Presse' bedienten Oeffentlichkeit nicht hinter der Concurrenz zurückstehen wollte und sich darum das kaiserliche Lob, das ihm vorenthalten ward, beherzt und gegen Erlag einer Ausnahmstaxe selbst gespendet hat. Wie tadellos der administrative Apparat functioniert, beweist auch die »Ausstellung der Hausfrau«, in der neulich in Ermangelung des Kaisers eine Gräfin Attems zu einem einträglichen »Rundgang« benützt wurde. Eine schlichte Gräfin nur — aber sie war doch bei dem Object einer Grammophon-Actiengesellschaft »angenehm überrascht« und »zeichnete« den Vertreter einer andern Firma »durch eine Ansprache lobend aus«... Ueberblickt man heute die »Kleine Chronik« einer Sonntagsausgabe der ‚Neuen Freien Presse', so gewinnt man den Eindruck, dass noch einmal mit tausend administrativen Fangarmen hastig zusammengerafft werden soll, was in den mageren Jahren eines gesetzlich überwachten Reclamewesens ach! so schwer erreichbar sein wird. Der sich grässlich mühende Sonntagshumorist, dessen Rede von den Schweissperlen des Geistes funkelt, scheint in einem riesigen Warenbazar

Digitized by Google

zu stehen und hat die Aufgabe, die harrenden Kunden zu unterhalten, die hier alles beziehen können: Regenschirme, Feigenkaffee und magische Wunder. Und wünscht einer Teppiche, so wird ihm als »Hof- und Personalnachricht« vielbedeutend verkündet: »Herr S. Schein hat für längere Zeit eine Einkaufsreise nach dem Orient unternommen« . . .

Freundlicher Leser! Der du noch immer die Zeitung für ein von geheimnisvoller Macht Erschaffenes, aus pythischem Munde Weisheit Kündendes, beim Morgenkaffee plötzlich Daliegendes hältst, der du vom Offenbarungsschauer dich angeweht und der Ewigkeit näher fühlst, wenn Löwy oder Müller im Wir-Ton leitartikeln — besinne dich, dass all dein Respect nur der Namenlosigkeit gilt, und vergiss nicht, was Schopenhauer schon vor Gründung der ‚Neuen Freien Presse' geschrieben hat: »Eine besonders lächerliche Impertinenz solcher anonymer Kritiker ist, dass sie, wie die Könige, per Wir sprechen; während sie nicht nur im Singular, sondern im Diminutiv, ja, im Humilitiv reden sollten, z. B. ‚meine erbärmliche Wenigkeit', ‚meine feige Verschmitztheit', ‚meine verkappte Incompetenz', ‚meine geringe Lumpacität' u. s. w.« (Parerga und Paralipomena, II. Bd.) Und wähnst du, der Unbekannte, der dir Meinungen eingibt, sei ein anderer als der, so da gleich daneben Regenschirme, Feigenkaffee und magische Wunder offeriert? Werde misstrauisch, und einer von Druckerschwärze fast schon zerfressenen Cultur winkt die Errettung. Lasse den Zeitungsmenschen als Nachrichtenbringer und commerciellen Vermittler sich ausleben, aber peitsche ihm den frechen Wahn aus, dass er von einer Kanzel herab zu versammeltem Volke spreche und berufen sei, geistigen Werthen die Sanction zu ertheilen. Nimm das gedruckte Wort nicht ehrfürchtig für baare Münze! Denn deine Heiligen haben zuvor für das gedruckte Wort baare Münze genommen.

* * *

Die gegen den Gesandten Neriman Khan, der Persien wiederholt erfolgreich auf Carltheaterbällen vertreten hat, im Parlament erhobenen Anwürfe sind kürzlich von dem Ministerpräsidenten mit jenem Nachdruck zurückgewiesen worden, welchen die Rücksicht auf die »befreundete Macht«, die sonst wahrscheinlich sofort den Krieg erklären würde, immerdar erfordert. Herr v. Koerber spricht bei solchen Gelegenheiten mit einer Energie, die nicht nur den Einzelfall zu berichtigen, sondern auch die Möglichkeit zu bestreiten scheint, dass ein persischer Gesandter überhaupt und an und für sich seine Zollfreiheit zu einem Teppichhandel und seinen Einfluss zu Ordensgeschäften missbrauchen könnte. Ja, Herr v. Körber geht noch weiter. Er leugnet, dass der »geschäftsmässige Verkauf persischer und österreichischer Orden im Allgemeinen oder an einzelne namhaft gemachte Personen« vorkommen und dass ausser dem wahren Verdienst noch irgend etwas auf der Welt die Verleihung eines Ordens bewirken könne. »Mit aller Entschiedenheit« tritt er einer solchen Annahme entgegen und verweist darauf, »dass der Erstattung allerunterthänigster Auszeichnungsanträge in jedem Falle die genauesten Erhebungen über die Persönlichkeit und die Verdienste des Auszuzeichnenden vorangehen und daher die Möglichkeit einer Ordenserwirkung, welche sich nicht auf solche Thatsachen stützt, die den Auszuzeichnenden der a. h. Gnade durchaus würdig erscheinen lassen, schon vom Standpunkte der hiesigen Regierung unbedingt ausgeschlossen ist.«

Herr v. Koerber weiss, was er österreichischen Parlamentariern zumuthen kann; dennoch mag er sich, da er weder durch höhnische Zwischenrufe noch durch das von Herrn Wolf sonst so häufig citierte »Lachen der Karyatiden« unterbrochen wurde, in diesem Falle bass verwundert haben. Um zu berechnen, wie hoch persische, serbische, bulgarische, türkische und sonstige

Digitized by Google

hinterwäldlerische Auszeichnungen jeweilig notieren, braucht man nur die »Personalnachrichten« eine zeitlang in Evidenz zu halten und die Liste der Creaturen zu überblicken, die sich solcher Ordensgunst erfreuen dürfen. Und mit welchen »Verdiensten« rechtfertigt Herr v. Koerber die Verleihung des Franz Josefs-Ordens an einen Berliner Finanzjournalisten, der in Oesterreich durch die Fälschung eines Strossmayr-Briefes unmöglich wurde? Mit welchen die Beförderung des Taussigreporters vom ‚Fremdenblatt' zum Regierungsrath? Welches Resultat haben die »genauesten Erhebungen« zutage gefördert, die erst kürzlich der Erhebung einiger Industriellen in den Adelsstand vorangegangen sind, als dass der Reptilienfonds plötzlich um einen grösseren Betrag vermehrt wurde? Dass der Storch die Kinder bringt, mag Herr v. Koerber seinen Zuhörern glaubhaft machen; aber auch in einer politischen Kinderstube, in der mit Trompeten und Pultdeckeln gespielt wird, darf das Märchen von der Unerreichbarkeit eines Ordens nicht mehr erzählt werden. Selbst die officiellste Miene darf sich manchmal zu einem Augurenlächeln verziehen, und wer mit leidenschaftsloser Beharrlichkeit leugnet, dass ein Takowaorden nicht immer das wahre Verdienst belohnt, kann realistischen Autoren nicht als glaubhafte Dramenfigur empfohlen werden.

* * *

Während unsere Landwirte noch über die Ziele und Wege der Börsenreform streiten, haben die Börseaner längst die Reformierung des Ackerbauministeriums begonnen. Das Verlangen nach neuen Massnahmen der Gesetzgebung haben sie mit dem stürmischen Ruf nach neuen Männern in der Verwaltung erwidert, und dieses »men, not measures!« der Börse hat natürlich vor allen dem Mann gegolten, der im Ackerbau-

Digitized by Google

ministerium nicht bloss ein Amt, sondern auch eine der Börse gefährliche Meinung hatte: die Pensionierung des Sectionsrathes Dr. Karl Scheimpflug ist ein Börsenerfolg, der ein paar Gesetzentwürfe gegen den Terminhandel reichlich aufwiegt. Die Terminhandels-Enquête ist doch zu etwas nütze gewesen; das Ackerbauministerium hat zwar nicht vollen Einblick in die Börsenverhältnisse gewonnen, wohl aber die Börse in die Verhältnisse im Ackerbauministerium. Sie sah dort einen wissenschaftlich geschulten und energischen Beamten thätig, dessen Einfluss, weil er als rangältester Sectionsrath binnen Jahresfrist zum Ministerialrath vorrücken musste, sich bald zu verstärken drohte; sie sah aber auch, dass die Thatkraft dieses Beamten ebensosehr dem Ehrgeiz des ihm vorgesetzten Sectionschefs wie dem Ruhebedürfnis des Ministers unbequem war. Die Herren v. Giovanelli und v. Beck zu dem Entschluss zu bringen, sich des Sectionsraths Scheimpflug zu entledigen, war für die Börse leichter, als es für die beiden Herren war, den Anlass dazu zu finden. Man versuchte ihn durch ein paar läppische Intriguen vergebens herbeizuführen; vielmehr mussten bei dieser Gelegenheit die Vorgesetzten Herrn Dr. Scheimpflug ausdrücklich sein tadelloses Verhalten bestätigen. Endlich lieferte eine an ihm begangene Indiscretion das gewünschte »testimonium«. Als die Regierung ihren ersten Börsengesetzentwurf, der sogleich von allen Parteien verworfen und bald darauf auch von ihr selbst verleugnet ward, einbrachte, theilte Herr Dr. Scheimpflug, um seinen wissenschaftlichen Ruf zu wahren, mehreren befreundeten Nationalökonomen in Privatbriefen mit, dass bei der Abfassung des Entwurfs seine Vorschläge abgelehnt worden seien und er daher die Verantwortung für das Elaborat ablehne. Den Herren v. Giovanelli und v. Beck ward diese Aeusserung hinterbracht, und daraufhin wurde dem Sectionsrath Scheimpflug eröffnet, seine oppositionelle Haltung habe ihn des Vertrauens, das zu fernerem ge-

Digitized by Google

deihlichen Wirken im Ackerbauministerium erforderlich sei, verlustig gemacht und, falls er nicht freiwillig seinen Abschied nehme, sei seine Uebergehung beim Avancement unvermeidlich. Sectionschef v. Beck, der es sich, während er die Freundschaft der Börse zu gewinnen sucht, auch mit den Agrariern nicht verderben will, legte es dem Sectionsrath besonders nahe, seine Demission anzubieten, und sagte ihm schriftlich zu, dass sie, damit der Schein einer schimpflichen Entfernung vermieden werde, unter gleichzeitiger Verleihung des Ministerialrathstitels angenommen werden würde. Für den Sectionsrath Dr. Scheimpflug war in einem Ministerium, das bei der Frage der landwirtschaftlichen Börsen weniger das landwirtschaftliche als das Börseninteresse zu schützen gedachte, ein ehrenvolles Wirken nicht möglich, und so konnte ihm der ehrenvolle Abgang wohl zusagen. Auf ein Schreiben an den Minister v. Giovanelli, in dem er die Rangerhöhung als die Voraussetzung, unter der er demissionieren wolle, bezeichnete, erhielt er die Antwort, dass er zuversichtlich auf sie rechnen könne, und reichte infolgedessen ein Pensionsgesuch ein. Gleichwohl wurde Herr Dr. Scheimpflug einige Wochen später, ohne befördert zu werden, pensioniert; der Minister bedauerte höflich, seine Zusage nicht erfüllen zu können, und die Börseaner frohlockten im Stillen, ihr Gegner habe weichen müssen und so werde es allen ergehen, die sich künftig noch gegen die Börse aufzulehnen wagen. Die Börse wird wohl, dank der Schwäche unserer Agrarier Recht behalten, und sie wird es vielleicht auch gar nicht nöthig haben, weitere Kraftproben zu liefern. Ist denn nicht anzunehmen, dass jüngere Beamte des Ackerbauministeriums, die sich nicht der finanziellen Unabhängigkeit des Sectionsraths Scheimpflug erfreuen und ihre Stelle nicht für ihre Ueberzeugung in die Schanze schlagen können, aus dieser Hinopferung eines Beamten auf dem Börsenaltar eine Lehre ziehen werden? Die Börsenpresse hat

aus Scheimpflugs Pensionierung nicht viel Wesens gemacht, aber unsere Agrarier sind, da sie diese schlaue Taktik, stets laut über Unterdrückung zu klagen und still Triumphe zu feiern, nicht durchkreuzen, ebenso unvernünftig wie undankbar gegen einen Mann, der als einziger im Ackerbauministerium bei der Frage des Terminhandels ihre Interessen klug und muthig vertreten hat. Die agrarischen Abgeordneten haben sich durch die Andeutung beruhigen lassen, Scheimpflug sei nicht wegen seiner Haltung in der Terminhandelsfrage, sondern wegen Dienstwidrigkeiten, wegen einer Verletzung des Amtsgeheimnisses pensioniert worden. Als er von diesen verleumderischen Gerüchten hörte, begab sich der pensionierte Sectionsrath zu Herrn Baron Beck, der ihm versprach, die Grundlosigkeit solcher Ausstreuungen formell brieflich zu bestätigen. Doch dem Minister v. Giovanelli ist seine Ruhe lieber als die Ehre eines Beamten. Nach einiger Zeit schrieb der Sectionschef an Dr. Scheimpflug, der Minister gestatte ihm nicht, seine Zusage zu erfüllen. Und den Agrariern genügt es, dass eine Beschuldigung nicht etwa bewiesen, ja nicht einmal öffentlich erhoben, sondern bloss gerüchtweise verbreitet ist, um sich von einer Angelegenheit zurückzuziehen, die sie lediglich für eine persönliche halten, deren sachliche Tragweite aber ihre klügeren Gegner recht gut erkennen. Muss es denn heute den Landwirten noch gesagt werden, dass gute Beamte wichtiger sind als gute Gesetze? Jetzt können sie nicht genug Cautelen gegen den Börsenschwindel schaffen und begreifen nicht, dass es unnütz ist, am Buchstaben eines Gesetzentwurfs herumzutüfteln, wenn schliesslich die Männer fehlen, die den Punkt auf das i zu setzen haben. §

* * *

Als Herr Dr. Lueger kürzlich mit der deutschen Bank in Berlin den Vertrag über die 285 Millionen-

Digitized by Google

Anleihe abschloss und dabei die Relation zwischen Kronen-, Mark- und Francswährung fixiert ward, ist die liberale Presse wüthend gegen den Bürgermeister losgezogen: er discreditiere, da er eine Goldverpflichtung eingeht, unsere Währung und lasse sich überdies noch einen elenden Cours gefallen. Bald darauf, da der ungarische Finanzminister mit der Rothschildgruppe nicht etwa eine neue Anleihe, sondern bloss die Conversion von alten vereinbarte und die Eingehung einer Goldverpflichtung verweigerte, konnte man in der liberalen Presse lesen: das Ausland verlange Goldrente, die Kronenrente habe einen zu kleinen Markt, und der Uebernahmscours sei nebensächlich, lediglich um des Eindrucks im Parlamente willen von Bedeutung. Herr v. Lukacs ist eitel und steifte sich darauf, einen guten Cours zu erzielen. Man gebe ihm, ruft der Börsenwöchner am 9. März, dreiviertel Percent mehr! »Ist es niemals vorgekommen, dass ein Finanzminister für Bruchtheile von einem halben Percent, die ihm aus politischen Gründen wichtig scheinen, die genügende Entschädigung in anderen Bestimmungen des Vertrages geboten hätte?« So ward dem ungarischen Finanzminister ganz offen ein Schwindel angerathen, der für einen christlichsocialen Bürgermeister freilich allzu liberal wäre. Eine Conversion — von $4^1/_2$ percentigen in 4percentige Papiere — ist leichter durchzuführen als eine Anleihe, und der staatliche Credit ist fester als der communale. Trotzdem erzielt der ungarische Finanzminister wenig mehr als der Wiener Bürgermeister. Und um wieviel ungünstiger hätte die Wiener Anleihe noch ausfallen müssen, wenn es jener Börsenpresse, deren Terrorismus die Rothschildgruppe von Geschäften mit der Commune abhält, gelungen wäre, dem Ausland ihr Urtheil über die Finanzlage der Stadt Wien zu suggerieren?

†

* * *

Digitized by Google

Anatole Leroy-Beaulieu ist der liberalen Journalistik als Philosemit bekannt und wird darum von ihr gern mit seinem berühmten Bruder, dem Nationalökonomen, verwechselt. Aber am 15. März begann die Besprechung seines neuen Buches »Die Lehren des Hasses« in der ‚Neuen Freien Presse' mit den Worten: »Anatole Leroy-Beaulieu, nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Paul«. Was ist's, wodurch er sich der sonst gewohnten schmeichelhaften Hinweglassung seines Taufnamens — bedeutende Männer nennt man nur beim Familiennamen — unwürdig gemacht hat? Er bekämpft in diesem Werke wie in früheren den Antisemitismus, bekämpft den Antiprotestantismus, und sechs lange Spalten der ‚Neuen Freien Presse' werden den — wieder einmal »vernichtenden« — Argumenten gewidmet. Aber jetzt kommt's: »Der dritte Theil des Buches«, so fährt der Recensent fort, »ist dem Anticlericalismus gewidmet. Hier beginnt der Widerspruch gegen den Autor.« Und hier kommt auch der Autor nur ganz flüchtig, dafür aber der Widerspruch desto ausführlicher zu Wort. »Wie kann man den Anticlericalismus an den Antisemitismus und Antiprotestantismus anreihen? Als die dritte Lehre des Hasses?« Die Aneinanderreihung ist, so ruft die ‚Neue Freie Presse' entrüstet, »unlogisch und hält keiner Kritik Stand«. Liberale Zeitungsleser wissen es es ja längst: Der Anticlericalismus, das ist der Kampf für geistige und sittliche Freiheit! Sonst nichts? Der ‚Neuen Freien Presse' entschlüpft unversehens ein Geständnis: Sie bekämpfe nichts als jene Priester, welche, »statt sich um die ewige Glückseligkeit der Menschen zu kümmern, ihnen alle irdischen Lebensbedingungen vorschreiben«. Und wie das gemeint ist, das wird durch die Worte verdeutlicht: »Von solch kirchlicher Demagogie muss man sich abwenden, die da täglich des Cäsarius v. Heisterbach Wort zu wiederholen scheint: ‚Jeder Reiche ist ein Dieb oder eines Diebes Erbe'.« Also nicht die Freiheit des Denkens, sondern das laissez faire der Faiseure soll geschützt werden. Und das wirtschaftliche Interesse der Speculanten zu einer confessionellen Angelegenheit zu machen, ist ja liebgewordene Gewohnheit. Sie sei, erklärt die ‚Neue Freie Presse', nicht gegen die Clericalen, weil sie clerical sind, sondern »der Clericalismus mit seinen verbündeten zwei Antis hat den Anticlericalismus als Nothwehr hervorgerufen«. Von dem zweiten der verbündeten Antis, dem Anti-

Digitized by Google

protestantismus, war in Oesterreich in den besten Zeiten der liberalen Herrschaft nichts zu merken. Und so reduciert sich denn der Kampf der ‚Neuen Freien Presse' für die höchsten Güter der Cultur auf die Vertheidigung des jüdischen Capitalismus. Unser Anticlericalismus, so wird den Clericalen begütigend zugerufen, ist keine Weltanschauung: hört auf, die Assimilation der Juden zu fordern, seid gegen Wucher- und Börsengesetze, und der Kampf hat ein Ende.

†

* * *

Wie soll die Aerztekammer dem Treiben inserierender und brieflich ordinierender Collegen wirksam entgegentreten, wenn die noch weit anrüchigere Versippung docierender Aerzte mit dem textlichen Reclametheil der Tagespresse schwunghaft betrieben wird? Dass am Todestage Kaposis gleich zwei seiner Collegen, der Herr Hofrath Neumann und der ausserordentliche Professor Schiff, für's ‚Neue Wiener Tagblatt' mit »Nachrufen« bei der Hand waren, zeugt von einer klugen und besonnenen Pietät, die auch im Paroxysmus des Schmerzes das »Recht der Lebenden« auf Reclame nicht vergisst. Dass Männer der Wissenschaft es nicht verschmähen, auf den Wink des Herrn Singer die nächstbesten hingehauten Reporterphrasen auszuliefern, ist wahrhaft beschämend. Und nur die Komik des Bemühens, in möglichst »populärer« Weise die Verdienste des Verstorbenen plausibel zu machen, könnte Einen bei dem traurigen Anblick der ins Zeitungsjoch gespannten Gelehrten heiter stimmen. Herr Singer hatte offenbar mehr Pathos als Dermatologie gewünscht. Liest man den Nachruf des sonst ganz und gar nicht larmoyanten und eher durch eine an armen Klinikpatienten bewährte Witzsucht bekannten Hofrath Neumann, so möchte man alles andere eher vermuthen, als dass Professor Kaposi ein Medicinmann war. Er muss vielmehr ein Baumeister gewesen sein, denn er hat »auf Grundpfeilern weitergebaut«, oder ein Krieger, denn er war »gewappnet mit dem Rüstzeug« einer umfassenden Gelehrsamkeit. Herr Dr. Schiff scheint sich der ersten Deutung anzuschliessen; denn nach ihm hat Kaposi an einem »unvergänglichen Monument mitgebaut« — nein, mehr: »er hat die Mauern des Gebäudes immer fester und fester gestützt und zur Ausschmückung des Baues die werth-

vollsten Ornamente beigetragen«. Aber der Nachrufer spricht auch von einem »Firmament« der Wiener medicinischen Facultät, an dem »mit als hellster Stern« der Name Hebra leuchtet. Gleich darauf wird ein Platz »voll und ganz« ausgefüllt, Rokitansky — wir sind wieder im Kriegsmilieu — ist ein geistvoller »Pfadfinder«, während Kaposi, eben noch Architekt, sich alsbald in einen Musiker verwandelt, dessen harter Ton »immer durch die Sordine des frischen gesunden Humors« gemildert war. Hätte ein Localschmock die Nachrufe in eigener Regie fabricieren müssen, er hätte es nicht besser getroffen. Nur hätte er vielleicht bloss aus einer dem Arzte fernliegenden Sphäre seine Bilder geholt: sagen wir, aus der ritterlichen. Schmock ist nämlich, wie schon Kürnberger lachend festgestellt hat, immer Krieger: er bricht Lanzen, wirft den Fehdehandschuh hin, hält ein Banner hoch und kämpft mit offenem Visier. Darum mag ihm der »mit dem Rüstzeug einer umfassenden Gelehrsamkeit gewappnete« Hofrath Neumann noch besser zusagen, als der die Mauern des Gebäudes stützende College, der sich übrigens der Pressgunst in umfassender Weise erfreut. Feuilletons des Herrn Dr. Schiff wechseln neuestens mit Notizen über ihn, und zwischen Finsenbehandlung und Röntgenbehandlung des Lupus ist ein heftiger Zeitungskampf entbrannt. Die ‚Neue Freie Presse' bringt einen Bericht über seinen Vortrag unter der von Dukes & Comp. nicht besser zu erfindenden Aufschrift »Das heilende Licht!« und schreibt: »Schiff demonstrierte Apparate, welche es ermöglichen, jede dieser Componenten, deren Heilkraft speciell von französischen Autoren in Rechnung gezogen wird, auf ihre Wirkung hin zu prüfen.« O über die sinnreich construierten Reclameapparate! Man sieht, es gibt auch inserierende Hautärzte, die den Professortitel haben. Am 13. März aber darf Herr Dr. Schiff in der ‚Neuen Freien Presse' und unter der Aufschrift »Die moderne Heilstättenbewegung« verkünden: Erstens: »Der Staat kann nur gesunde Menschen brauchen, und darin liegt der Werth der Medicin und der Hygiene.« Und zweitens: »Während gelegentliche Erkrankungen nur das Individuum betreffen, gibt es eine Reihe von krankhaften Veränderungen des Organismus, welche man gemeinhin als Seuchen bezeichnet.« Wer's noch nicht gewusst hat, weiss es von diesem Tage an. Wie treffend sagte doch der allzeit witzige Hofrath Isidor Neumann in seinem Nachruf für

Digitized by Google

Kaposi: »Und so ist die dermatologische Schule in Wien noch immer das Mekka, wohin alle wissbegierigen Schüler und heilsuchenden Kranken aus allen Zonen der Erde pilgern.« Die ersten kommen sicher auf die Reisekosten!

Gelbers »Troilus und Cressida«-Bearbeitung, die man, wie alle Attentate auf gekrönte Häupter, als die »Unglücksthat eines Fanatikers« bezeichnen kann, hatte bei der Collegenkritik, der höchstens die Ehrlichkeit solcher Verirrung unsympathisch sein mochte, eine im grossen Ganzen anerkennende oder doch schonungsvolle Aufnahme gefunden. Auf den Schauspieler Altmann, der »Mass für Mass« für die Bühne zurechtschnitt und Shakespeare zwar keine Wohlthaten erwies, aber auch nicht die Schmach anthat, ihn auf Grund einer funkelnagelneuen »Auffassung« um und umzudichten, wurde eine kritische Hetzjagd veranstaltet, eine Tonart des Hasses und Hohns angeschlagen, die an die berühmten Beschreibungen der ungünstigen Zeugen im Dreyfus-Process erinnerte.

Die Mängel der Bearbeitung wurden vorweg aus der schauspielerischen Geringfügigkeit des Herrn Altmann erklärt, und wer nicht ausdrücklich hinzufügte, dass der Comparsenführer des Burgtheaters nicht allzu oft über die Meldung, dass die Pferde gesattelt seien, hinausgekommen wäre, der glaubte schon mit der Zusammenstellung der Namen Shakespeare und Altmann humoristisch zu wirken. Und doch könnte auch ein unbedeutender Episodist, dessen fatale Eigenheit es ist, das dramatische R nicht zu sprechen, sondern zu gurgeln, ein besserer Bühnenkenner sein als ein beliebiger Zeitungsfeuilletonist, der zum Recensieren beordert ward; und doch würde man den Bearbeiter Shakespeares suchen müssen, zwischen dessen und des Dichters Namen nicht ein, wenn man will, groteskes Missverhältnis bestünde. Herr Altmann war in Bezug auf die Rüpelscenen in »Mass für Mass«, nach

denen so lebhafte Nachfrage herrscht, gewiss nicht engherziger, als es die Hoftheatercensur gewesen wäre, wenn ihr allein die Bearbeitung des Originals überlassen geblieben wäre. Er hat in der Zusammenziehung und Streichung von Scenen, beim Ersparen von Verwandlungen den üblichen Handwerksverstand des Theaters walten lassen, eine literarische Leistung nicht zu vollbringen gedacht und seinen Namen nicht selbst neben den des Dichters, nicht auf den Theaterzettel gesetzt: sein Frevel — man könnte ja die Weglassung eines Wortes von Shakespeare als solchen bezeichnen — zählt nicht neben den grandiosen Hinrichtungen eines Dingelstedt.

Was den jammernden Hütern Shakespeares eigentlich geraubt wurde, ist aus dem Stimmengewirre nicht zu entnehmen. Der Grundgedanke ist höchstens durch Herrn Kainz, der den Angelo in einer Heuchlermaske spielte, zerstört worden; aber der hat ihr Lob gefunden. Und Frau Hohenfels und Herr Hartmann, welche die dichterische Absicht mit feinster Kunst herausarbeiteten, wurden getadelt. (»Frau Hohenfels kann den heutigen Tag im Kalender schwarz anstreichen, sie wurde einmal von uns nicht gelobt!« erdreistete sich der Spassmacher vom ‚Extrablatt' zu schreiben.) Herr Koppel, der Shakespearekenner von der ‚Wiener Morgen-Zeitung', erfasste das Werk in seines Wesens Tiefen: »Die Fabel ist von einer derben Ungeniertheit, wie sie nur die italienischen Novellisten der Renaissance haben, und alles dreht sich um einen Punkt, um das, was Salten den Fürsten in die Inschrifttafel der Prinzessin Anna setzen liess.« Herr Koppel aber mag sich seinen Shakespeare nicht durch Herrn Altmann entweihen lassen; er will sich doch die Möglichkeit gewahrt wissen, bei »Mass für Mass« an Herrn Salten zu denken. Woran aber dachte Herr Salten, als er über die Aufführung aburtheilte? An nichts. Das heisst: Er verlangte nach dem Dramaturgen, »der uns Shakespeare vorspielt, wie er in der Zeit, die Nietzsche und Ibsen gesehen hat, dargestellt werden muss«. Wie Shakespeare in einer Zeit, die Nietzsche und Ibsen gesehen hat, und vor einem Publicum, das Nietzsche und Ibsen nicht gelesen hat, dargestellt werden muss, sagt uns der Mann nicht; er ist froh, dass ihm eine »Wendung« geglückt ist, und weiss im Stillen, dass der die Ewigkeit umspannende Genius von den eine Zeit bezeichnenden Geistern unabhängig ist und dass man auch Herrn Altmann die schwierige Aufgabe, »Mass für Mass«

Digitized by Google

mit der Perspective auf Nietzsche und Ibsen einzurichten, ernstlich nicht zumuthen kann.

Dafür ward eine andere Perspective von allen Kritikern einhellig vermisst: Die auf Wien und den Stefansthurm, an den Shakespeare bei Abfassung seines Schauspiels unzweifelhaft gedacht hat. Die Burgtheaterbearbeitung enthält keinen Hinweis auf die Thatsache, dass »Mass für Mass« in Wien spielt, und ein unermüdlicher Gegner Schlenthers hat sich die Mühe nicht verdriessen lassen, dem Literaturforscher auf dem Directionssitz die zahlreichen Beweise unter die Nase zu reiben, dass nicht Mangel an Geographie, sondern »divinatorische Sehergabe« Shakespeare Wien zum Schauplatz der Begebenheiten erküren liess. Die Charaktere seien so wienerisch wie die Oertlichkeiten: das »heilige Brünnlein« weise auf das Bründlbad, der »geweihte Quell zwei Stunden vor der Stadt« auf Baden, und mit der Schilderung von Angelos Garten, den der Dichter »an einen Weinberg« grenzen lässt, sei ein echt wienerisches Landschaftsbild gegeben. Und bei dem »Brigittchen, das sich noch immer schminkt«, müsse man an die Brigittenau denken und »an das erste süsse Mädel«, Pompejus aber, der Bierzapfer, sei eine Figur, »als ob Costa sie gezeichnet hätte«. Fehlt nur noch der Hinweis darauf, dass Shakespeare in dem sich entfernenden Regenten und in dem Statthalter Angelo, der die Prostitution aus den Strassen fegt, den Grafen Taaffe und den Grafen Kielmansegg vorgeahnt hat, dem jener, von einer Reise heimgekehrt, ob solcher Veränderung des Stadtbildes die bittersten Vorwürfe machte. Und wenn der vergleichende Historiker noch eines Beweises bedürfte, dass Shakespeare wirklich Wiener Zustände schildern wollte, so gibt es einen, vor dessen überzeugender Schlagkraft sogar das Bründlbad zurückweicht: Der in dem Stücke vorkommende »einfältige Gerichtsdiener« heisst Elbogen ....

* * *

Die »todtgesagte Operette«.

»König Publicum rief, und Alle, Alle kamen: Weinberger, Leon, Stein, und die Dichter wiesen auf Frau Palmay. Frau Palmay schob den Componisten vor; Lorbeerkränze und Blumenbouquets wurden hin und her gereicht. Oben Jubel, unten Jubel!

Die Todtgesagten leben dem Sprichwort zufolge am längsten. Vielleicht gilt dies auch von der todtgesagten Operette.«

So oft der unverwüstliche Weinberger mit einer Novität herausrückt, wird die Operette eiligst »todtgesagt«, um durch ihn wieder »zum Leben erweckt« werden zu können. Das Zeitungscliché von der todtgesagten Operette ward eigens für diesen Liebling erfunden, und den entzückten Besuchern des Leopoldstädter Theaters ist der sich beim Takte eines Weinberger'schen Walzers ohnedies von selbst ergebende Dialog nunmehr in den Mund gelegt: »Todtgesagt? — Mir gesagt!«

Um zu zeigen, wie hitzig in Wien der Kampf der öffentlichen Meinungen tobt, wenn es sich um die Eröffnung eines neuen Operettenbetriebes handelt, will ich hier zwei Kritiken citieren, die man am Tage nach dem Wiedergeburtstag der Operette lesen konnte:

(Carltheater.) Zum erstenmale: »Das gewisse Etwas«, Vaudeville-Operette von Leo Stein und Victor Léon, Musik von Charles Weinberger. Wieder ein grosser Erfolg! Heute verbreitete sich rasch im ganzen Hause eine unbändige Heiterkeit und die fröhliche Stimmung einer glücklichen Première. — — Zwei gewiegte Theatermänner, der amüsante Herr Stein und der geschickte Herr Léon, denen man schon so zahlreiche vergnügte Theaterstunden verdankt, haben das Sujet einem Operettencomponisten notengerecht gemacht, indem sie tolle Situationen und eine Menge zündender Scherze für die Prosa erfanden und dem musikalischen Autor eine lange Reihe hübschgemachter Texte für seine Eingebungen überliessen. — — Der Componist, der uns sonst meist liebenswürdige Tanzmusik und klingende, leichte Weisen in verschwenderischer Fülle zu schenken pflegte, ist heute in verfeinerter Ausgabe erschienen. Die einzel-

(Carltheater.) Rüder kann der Ofen-Pester Orpheumton nicht mehr angeschlagen werden, als in Karl Weinbergers neuer Operette »Das gewisse Etwas«, die gestern das müde gehetzte »Süsse Mädel« ablöste. Kein terminus technicus der Halbwelt wurde im Dialoge vermisst, und man hatte den Eindruck, als ob man unversehens in ein »Tschecherl« anrüchigster Sorte gerathen wäre. Natürlich rührt das Buch von den sauberen Herren Léon und Stein her; ebenso natürlich ist es nichts Anderes als die Vergröberung eines französischen Schwankes, der natürlich nicht genannt wird. — — Wie decent liess sich z. B. Annie Dirkens in »Wie man Männer fesselt« von einer Tänzerin den Pariser Chic beibringen im Vergleiche zu Léon und Stein, die ihre Heldin, der das »gewisse Etwas«, der Chic, fehlt, auf einen Grisettenball schicken. Was sie dort lernt, ist Guttenberggasse gröbsten Calibers und so wenig Pariser Chic, wie Weinbergers Musik

Digitized by Google

nen Pièçen sind auf einen nicht nur ungemein wohlklingenden, sondern auch feingerathenen musikalischen Lustspielton gestimmt.

Eigenbau. Ein an den »Doppeladler«-Marsch bedenklich anklingendes Marschmotiv, das den Pariser Chic verherrlicht, wird zu Tode gehetzt, und was sonst noch musikalische Prätentionen erhebt, ist rhythmisch und melodisch so dürftig, wie ein Butterweibertrab.

Einer von den beiden Herren muss wohl Unrecht haben. Aber welcher!?

* * *

Auf die Orgien der Begeisterung, in die das Spiel der Sada Yacco den Kenner Bahr getrieben, ist ein kläglicher Katzenjammer gefolgt. Sada Yacco vom »Hoftheater in Tokio«, die »japanische Duse«: dieser Blütenzweig japanischer Kunst – so war etwa ein bei dem acuten Anfall von Japonismus vielcitiertes Wort Peter Altenbergs zu variieren — musste uns, auf unser Theater gepfropft, einen ganzen Kunstfrühling bringen. Natürlich erlebte Herr Bahr wieder einmal den tiefsten und reinsten Eindruck, natürlich waren alle Körperverrenkungen der japanischen Mimen, die das Entzücken der Kenner erregten, harmlos im Vergleich mit den Sprachverrenkungen, in denen es sich kundgab. Herr Bahr, der seit einem Jahrzehnt unermüdlich westliche Cultur — via Linz — nach Wien trägt, schwärmte nur noch für den fernen Osten und war schon so fest entschlossen, Japans Sprache zu erlernen, dass er sich bereits aus den Büchern der Goncourts ganz genau über die Eigenheiten der chinesischen informiert hatte. Und nun kommt der Maler Orlik, der Land, Leute und Kunst von Japan kennen gelernt hat, und erzählt in einem Vortrag im Kunstgewerbe-Museum: Sada Yacco ist gar keine japanische Schauspielerin, ist keine Künstlerin, sondern eine Geisha. Man könnte also noch eher das Wesen der Geisha aus der Operette, als das Wesen der japanischen Schauspielkunst durch das Spiel der Sada Yacco kennen lernen. Doch man darf Herrn Bahr beileibe nicht verlachen. Seine Verzückung war zwar nicht der Ausdruck tiefen Kunstverständnisses; aber sie war, wie die bewunderten Zuckungen des Herrn Kawakami: – St. Veitstanz.

* * *

Digitized by Google

Ein Bekenntnis

hat am 17. März in der ‚Sonn- und Montags-Zeitung' Herr Schnüfferl abgelegt, und mit einer Offenheit, die an diesem ehrenwerthen Tricotsachverständigen bisher nur in solchen Fällen bemerkt wurde, wo er die Interessen eines sichern Herrn Landesberg zu vertreten hatte. Man wusste: wenn der Kritiker Landesberg in der ‚Oesterr. Volkszeitung' eine Soubrette angehimmelt hat, weil sie demnächst in einem Werk des Autors Landesberg auftreten sollte, und wenn er sie dann zu tadeln geneigt war, weil sie nicht auftreten wollte, so kam ihm allemal Freund Schnüfferl zu Hilfe, half ihm über die Bedenken der Incompatibilität hinweg und rüpelte mit frischem Muthe die »launische Diva« an. Schnüfferl hat die Aufgabe, pünktlich »unangenehm« zu werden, wenn Landesberg die Wege seiner Tantièmenpolitik durchkreuzt sieht, und der Kritiker der ‚Oesterr. Volkszeitung' bekommt erst Courage, wenn der zwanglosere Plauderer ihm vorgearbeitet hat. Der Kritiker ist nämlich Respectsperson und liefert der Sängerin, die seiner Amtsgewalt untersteht, Coupletttexte nicht unter dem Betrage von 50 Gulden . . . Aber Schnüfferl's Thun und Lassen hat etwas noch weitaus Bestechenderes. Denn man weiss, er ist der ungezogene Liebling der Grazien, welche die Körbe der Theaterdamen in die Garderobe zu tragen haben, und seinem »schenialen« Spürsinn entgeht der wahre Grund einer Unpässlichkeit in den seltensten Fällen. Der Kern seiner scheinbar scherzhaften Aeusserungen ist immer ein Stück theatersocialen Ernstes. So hat er neulich mit dankenswerther Aufrichtigkeit über das Verhältnis zwischen Zeitungs- und Bühnenleuten geplaudert und es offen als ein Verhältnis gegenseitiger Gefälligkeiten, als einen Austausch von Gunst und Revanche bezeichnet. Er spricht von dem bevorstehenden »Volkstheaterabend«, dessen Programm auch eine Parodie auf das »Jung-Wiener Theater zum lieben Augustin« enthalten wird, und fährt in jovialem Dialekt, aber grimmiger Tonart fort:

»Die hochverehrenden mimenden Colleschen sind sehr empfindlich, wenn ihnen ein Herr von der Zeitung auf die Hühneraugen tritt. Aber dass sie ein künstlerisches Unternehmen verspotten, an dem sich zwei Herren von der Zeitung in Wien verblutet und ihre Mühe, ihre Arbeitskraft und auch ein schönes Schüpperl Moneten verloren haben, das ist wenigstens nicht sehr

Digitized by Google

tactvoll. Und das erlauben sie sich just solchenen Herren gegenüber, welchen die Herren Colleschen im Deutschen Volkstheater für wiederholt geleistete Liebesdienste, wohlwollende Beurtheilungen und zu fetten Ausschnitten geeignete Reclamen auch eine gewisse Rücksicht schuldig sein mögen.«

Bravo! Ein grades Wort zur rechten Zeit! Die »solchenen Herren« aber — College Löwy von der ‚Volkszeitung' und sein jungwiener Mitdirector — werden es sich hoffentlich als Mahnung dienen lassen, ihr kritisches Wohlwollen künftig nicht an »Unwürdige« zu verschwenden.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Mediciner. Die »Pharmaceuten-Zeitung' berichte — so meldeten am 15. März ‚Neue Freie Presse' und ‚Neues Wiener Tagblatt« — vom plötzlichen Tode eines Mädchens, das wegen Gelenksrheumatismus mit natrium salicylicum behandelt worden sei und in 60 Stunden 8·5 bis 9·5 Gramm davon genommen habe. Es sei darauf Erblindung und Herzhaut- und Herzbeutelentzündung, als Wirkung des Salicyls, eingetreten. Nun ist es bekannt, dass bei acutem Gelenksrheumatismus ohne Schaden bis zu 20 Gramm Salicyl im Tag gegeben werden, und ebenso, dass dabei Herzbeutelentzündung eine häufige Complication ist, die nicht das Geringste mit dem Medicament zu thun hat. Ueberdies machen Sie darauf aufmerksam, dass eine ‚Pharmaceuten-Zeitung' gar nicht existiert, und in der ‚Pharmaceutischen Post' ist keine ähnliche Notiz gestanden. Ihre Vermuthung, dass es sich darum handelt, Angst vor dem Salicyl zu erregen und so die Reclame für ein anderes Mittel, etwa Aspirin, einzuleiten, hat viel für sich. In den Heilmittelschwindel einmal hineinzuleuchten, wäre eine dankbare Aufgabe. Natürlich wird die leibliche Gesundheit der Bevölkerung ebenso wie die geistige am meisten durch die Zeitungen bedroht, die vom Heilmittelschwindel reichen Inseratengewinn ziehen. Auch die Notiz über die Schädlichkeit des Salicyls war wahrscheinlich gut bezahlt. Die ‚Neue Freie Presse' aber hat am nächsten Tage eine Gegenreclame für das Salicyl gebracht: sie erfahre von »ärztlicher Seite«, dass es ganz unschädlich sei. In der Fichtegasse ist man eben immer objectiv: man lässt heute einen Kaffeehändler versichern, dass Malzkaffee, morgen einen Malzkaffeefabrikanten, dass Bohnenkaffee nichts taugt. Und wenn die Leser schliesslich im Streit entgegengesetzter Behauptungen nicht auf die Wahrheit kommen, das Blatt kommt jedenfalls auf seine Rechnung.

Neugieriger. In Nr. 95 ward die erfreuliche Thatsache verzeichnet, dass der Coulissenriecherei nunmehr ein eigenes Organ erstanden ist, herausgegeben von einem Herrn Leo Stein, den ich

begreiflicher Weise mit dem durch das »Süsse Mädel« berüchtigten Leo Stein identisch wähnte. Bald darauf sendete mir dieser, der Librettomacher, eine Zuschrift, in der er sich dagegen verwahrte, mit jenem, dem Herausgeber von ‚Theater und Brettl', identisch zu sein. Dieser Erklärung gab ich in Nr. 96 bereitwillig Raum. Darunter aber setzte ich eine andere, aus deren gleichlautender Textierung und verschiedenem Druck hervorgieng, dass sie fingiert war und die erste parodieren sollte: ich liess Herrn Leo Stein, den Andern sich gegen die Verwechslung mit dem einen verwahren. Nun ist aber nichts so gut zu erfinden, dass es nicht die Wirklichkeit noch besser träfe. Als ich an dem Abend, an dem Nr. 96 in die Druckmaschine gegangen war, nachhause kam, fand ich auf dem Schreibtisch einen Brief des Herausgebers von ‚Theater und Brettl', in dem er sich auf Grund des § 19 gegen die Identität mit dem Mitschöpfer des »Süssen Mädel« verwahrte. . . . Ich hatte ihm bereits gedient und konnte umso leichteren Herzens auf den Abdruck der Berichtigung in der folgenden Nummer verzichten, als sie in ihrem zweiten Theil durchaus ungesetzliche Zumuthungen enthielt: Der Mann wünschte mit Berufung auf den § 19 des Pressgesetzes die Aufnahme der Constatierung, dass ich sein Organ »ungerecht« beurtheilt hätte. Immerhin — Leo Stein und Leo Stein ist nicht einer und derselbe. Seien wir Deutschen stolz, dass wir zwei solche Kerle haben!

Habitué. Im Deutschen Volkstheater wurden kürzlich Ansprachen gewechselt. Herr v. Bukovics setzte mit dem Kehlkopfton der Ueberzeugung dem Personal die Vorzüge seines neuen Compagnons, des Herrn Adolph Weisse, auseinander und sagte unter anderem: »Am Programm soll nichts geändert werden«. Herr Weisse aber meinte: »Deutsches Volkstheater ist es benannt. Deutsch und Volkstheater soll es sein und bleiben« und nannte es ein »uns allen heiliges Institut«. Mit einem Worte: »Der Spatz« bleibt im Repertoire! . . . Aber hoffentlich erfüllt der neue Mitdirector nicht die düsteren Ahnungen, die die Ansprachen erweckten, und entschliesst sich, mit den Traditionen des Herrn Bukovics zu brechen. Zunächst sehe er dazu, diesen armen Orgon aus den Klauen Tartuffe-Bahrs zu befreien, und fege ernstlich das tantièmenschnorrende Pressgelichter von der Bühnenthür. Die Betheuerung: »Es gilt einen hohen Preis: die Anerkennung von Publicum und Presse«, war wohl etwas conventionell gemeint. Herr Weisse ist gewiss ein viel zu ehrlicher Bühnenprakticus, um nicht zu wissen, dass die Anerkennung der Presse zwar ein hoher Preis, aber sehr oft um einen niedrigen zu haben ist.

Leser. Ihre Anfrage erledige ich mit dem Ersuchen, die Stelle noch einmal zu lesen. Sie werden dann unschwer erkennen, dass mich nicht die Absicht, dem Professor Kaposi »höhnisch seinen früheren Namen ins Grab nachzurufen«, geleitet hat, sondern der gute Wille, für das himmelstürmende Pathos der ‚Neuen Freien Presse', das ja mit der sachlichen Anerkennung wissenschaftlicher Tüchtigkeit nichts zu thun haben kann, eine plausible Erklärung zu geben. Ich missachte nicht, aber die ‚Neue Freie Presse' schätzt in Kaposi den Kohn.

Digitized by Google

Leserin. Ich glaube es ohneweiters: dem an ein Zeitungsdeutsch, das alle Sprachcultur gemordet hat, gewöhnten Ohr mag mancher Satz, der in der ‚Fackel' steht, fremdartig oder unverständlich klingen. Die in Nr. 94 enthaltene Wendung: »Dem Volksschullehrer wird, wenn er sich lange genug gerackert, wenigstens der eine Lohn: er darf in den Sielen sterben« ist sicherlich nicht journalüblich. Siele bedeutet ein Pferdegeschirr. Die deutsche Sprache verdankt ihre Bereicherung um dieses, wie um so viele kräftige Bilder aus dem agrarischen Leben dem Fürsten Bismarck: »Ein braves Pferd stirbt in den Sielen.« (Reden 12,39).

Freundlicher Leser. Die Zurückweisung des in der Journalgeschichte einzig dastehenden Attentats auf Frau H. hat Ihre Bedenken erregt. »Ich musste mich nämlich«, so schreiben Sie, »fragen, ob der Nutzen, der aus der wohlverdienten Brandmarkung eines gewissenlosen Schreibers erwächst, nicht durch den Schaden aufgewogen wird, den Sie durch Wiederholung der Notiz in Ihrem verbreiteteren Blatte der Sängerin zufügten. An Ihren guten Intentionen habe ich keinen Augenblick gezweifelt. Doch haben Sie die Zahl derer, die von der Schändlichkeit jenes Buben Kenntnis erhielten, zum mindesten verzehnfacht und das der Künstlerin zugefügte Unrecht, das hier doch rein persönlicher Natur war, durch weitere Publication vergrössert, ohne ihr die wünschenswerthe Genugthuung, die doch nur in einem völligen Verschweigen der besprochenen Verhältnisse hätte liegen können, zutheil werden zu lassen.« — Ich habe Ihre Bedenken vor meiner Publication getheilt, aber die Frage, ob der öffentliche Nutzen, der aus der Brandmarkung des Bubenstücks, durch den privaten Schaden, der aus der Weiterverbreitung erwächst, aufgewogen würde, mit gutem Gewissen verneinen zu können geglaubt. Hätte es sich bloss um die Polemik gegen einen kleinen Schmutzconcurrenten gehandelt, so wäre mein Verzicht auf jede Rücksicht nicht genug beklagenswerth; ich hätte die Pflicht gehabt, mich zu besinnen und die private Sache über das Interesse an der Anprangerung eines beliebigen Analphabeten zu stellen. Aber leider hatte ich nicht diese Wahl. Mir schien der Fall — trotz der einzigartigen Ausschreitung — typisch, für den Tiefstand unserer Presscultur bezeichnend, und seine Besprechung so recht geeignet, tausend andere Strauchritter vom Geiste, die ähnliches wagen könnten, abzuschrecken. Ich musste die Wunde vergrössern, wollte ich sie heilen, und der Nutzen, der durch solche Operation gestiftet wird, besteht — so will ich's hoffen — darin, dass so und so viele Berufsgenossen, deren Existenz dem Schnüfflerthum preisgegeben ist, vor Schaden bewahrt bleiben. Dass die Notiz in jenem Schmarotzerblatte stand, war mir nicht willkommener Anlass, sondern eine unangenehme Complication; glatter hätte sich der Fall aus dem Rahmen irgend eines der markanteren Revolver- oder Montagsblätter herausheben lassen. Dass mich nicht die Lust anwandelt, mit der Firma Moriz Feuerschein & Comp. über andere als die bekannten Fragen des unlautern Wettbewerbes und des Eingriffs in's Urheberrecht, der Markenerschleichung und der Zurückbehaltung von Abonnentenlisten und Abonnentengeldern zu debattieren, wird man

Digitized by Google

mir ohneweiters glauben. Und auch billigen, dass ich auf die Aberwitzigkeiten, die diese Firma »bezugnehmend auf mein geschätztes Letztes« letzthin gegen mich verübt hat, nicht weiter reagiere. Der Feigheit aber, einen armen Knaben, den väterliche Geschäftsraison zu allerlei unüberlegten Streichen missbraucht hat, vor die Geschwornen zu bringen, wird man mich nicht für fähig halten. Ich werde mich doch nicht dort »beleidigt« fühlen, wo alle Welt, wo Freund und Feind erkennt, dass verrannte Habsucht, die geistiges Schaffen durch zweiundeinhalb Jahre ausgebeutet hat, nun plötzlich alles das als schlecht verdammt, von dessen Ertrag sie sich so lange mästen durfte und noch weiter, wie ein schwebender Civilprocess beweist, mästen möchte. Der würdige Vater hat neulich in einer Gerichtsstube nicht mehr als den »halben Werth« der von mir geschriebenen, von ihm bespuckten ‚Fackel' für alle Zeiten beansprucht! Nichts da! Vor dem Strafgericht wollen wir uns nur treffen, wenn künftig wieder für einen der ‚Fackel' zugedachten und an eine frühere Adresse gelangten Abonnementsbetrag ein anderes Blatt gesendet werden sollte. Vor dem Strafgericht wollen wir uns nur treffen, wenn die Einsicht erfahrener Criminalisten über die Langmuth eines Betrogenen triumphieren sollte, dem es bisher immer noch widerstrebt hat, zu glauben, dass die Art, ein Concurrenzblatt in Scene zu setzen und es nicht nur in demselben Format erscheinen, sondern auch von »denselben Federn« wie die ‚Fackel' schreiben zu lassen, vor ein anderes als ein handelsrechtliches Forum gehört, eines Betrogenen, dem es genug Genugthuung war, dass in seiner Sache die Civilgerichtsbarkeit in neun Urtheilen eine Sprache geführt hat, die sie zur strafenden Justiz verwandelt zu haben schien. Aber »Beleidigungen«? Nein, mit solchen Kleinigkeiten geben wir uns nicht ab. Wer die criminalistische Wissenschaft um ein ganz neues Delict bereichert hat, um dessen Definition sich vorläufig noch die Besten bemühen und das die Gesetzgebung in ungeahnter Weise zu befruchten geeignet ist, wer der Rechtssuchung neue Wege gewiesen, wer den Anstoss zu einer Fülle fachwissenschaftlicher Aufsätze und zu einem Actenstudium gegeben hat, welchem heute die hervorragendsten Juristen des Reiches obliegen: den soll und darf man wegen des banalen Vergehens der »Schmähung« oder, wie zu erwarten wäre, der noch banaleren »Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge« nicht abnützen. . . . Und dass ich schliesslich nicht verhalten werden kann, auf alle Gipfel des Stumpfsinns, die einer erklimmt, nachzuklettern, versteht sich bei dem Uebermass der mir aufgebürdeten Arbeit von selbst. Darum darf ich es unterlassen, zu erklären und breitspurig zu beweisen, dass bei der Citierung jenes schamlosen Eingriffes in das Privatleben einer Künstlerin keine »Fälschung des Herrn Karl Kraus«, wie sie an allen Strassenecken placatiert ist, vorliegt. Nur in Kürze, und weil ein scheinbar sachlicher Vorwurf, und wäre er auch der albernste, auf Denkfaule von fascinierender Wirkung ist, wofern er nur mit dem nöthigen Pathos hinausgeschrieen wird: Wahr ist, ewig wahr und nicht wegzuleugnen, dass ich es unterlassen habe, zu citieren, dass

Digitized by Google

die gegen Frau H. verübte Gemeinheit auf einer aus der ‚Wiener Abendpost' entnommenen Information beruhte. Aber — die Feder sträubt sich, gegen solchen Idiotismus mich zu vertheidigen — die ‚Wiener Abendpost' hatte doch nur gemeldet, dass Frau H. fortan als Gast auftreten werde? Wie sollte die Wiedergabe dieser Meldung die Dreistigkeit des Commentars in milderem Licht erscheinen lassen? Dass Frau H. nicht mehr als Mitglied, sondern als Gast auftritt, ist ja bloss die natürliche, nicht wegzuleugnende Veranlassung des Bubenstücks, die der Bube ebensogut aus einem Theaterzettel der Hofoper wie aus der ‚Wiener Abendpost' beziehen konnte. Ich habe also etwas völlig Irrelevantes zu citieren unterlassen, dafür aber — etwas noch Irrelevanteres an anderer Stelle »eingeschmuggelt«. Ein Satz nämlich, der mit dem Wesen der Gemeinheit so wenig zu thun hat wie die Nennung der ‚Wiener Abendpost', ist von mir, nachdem die wörtliche Citierung beendet war, theilweise reproduciert worden. Und da findet sich denn das Wörtchen »längst«, welches in dem Original des geehrten unlauteren Wettbewerbers nicht enthalten ist. Ich könnte mich auf die meinem früheren Drucker bekannte undeutliche Handschrift ausreden, der es zu danken sei, dass das — nicht citierende, sondern persiflierende — Gänsefüsschen vor anstatt hinter dem Wörtchen »längst« seinen Platz gefunden hat. Dies wäre, wiewohl bei der ‚Fackel' eine schlechte Handschrift durch eine peinlich genaue Correctur paralysiert wird, möglich und könnte als Entschuldigung dienen, selbst wenn das Wörtchen »längst« nach irgendeiner Richtung eine Veränderung, eine Entstellung des Sinns bewirkt hätte. Da dies nicht nur nicht der Fall ist, sondern dank dem eingeschmuggelten Wörtchen beinahe eher eine Verringerung als eine Vergrösserung der angenagelten Gemeinheit bewirkt wurde, so wird auch der blindwüthigste Hasser mir eine dolose Absicht nicht imputieren können. Ein ehrenwerther Mann schrieb die Worte nieder, kluge Leute hätten Lunte gerochen, dass im Falle der Sängerin H. etwas vertuscht werden sollte, und siehe da: ich citierte, ein ehrenwerther Mann habe die Worte niedergeschrieben, kluge Leute hätten längst Lunte gerochen, dass u. s. w. Ich habe also einen ehrenwerthen Mann unverdient gekränkt und im Wege einer »dreisten Fälschung« den Sinn seiner Worte in dessen Gegentheil verkehrt. Das glauben jetzt hoffentlich alle gerechten Israeliter, denen die ‚Monatsschrift der österreichisch-israelitischen Union« den Bezug des ‚Feuerschein' »wärmstens empfohlen« hat. Aber unverbesserlich, wie ich nun einmal bin, bekenne ich: Die klugen Leute hätten, da sie's »längst« nicht thaten, überhaupt nicht Lunte riechen und nicht mit schmierigen Fingern das Familienleben einer Künstlerin berühren sollen. Die öffentliche Besprechung ihres Unglückes und ihrer pecuniären Lage empfinde ich — auf die Gefahr hin, mich der »Executionsvereitlung« mitschuldig zu machen — im Namen des Schriftthums hundertmal schmerzlicher als die Verunglimpfung meines — zur Zeit in einer andern Druckerei etablierten — Wirkens.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

. 99 Erschienen am 8. April 1902 III. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck verboten

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', III. Hetzgasse 4

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M.	7.—
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Digitized by Google

DIE FACKEL

Nr. 99 WIEN, ENDE MÄRZ 1902 III. JAHR

DIE JOURNAILLE.*)

Darf eine Zeitung beschimpft werden? Darf der einfache Mann aus dem Volke, dem jene Erkenntnis über das Zeitungswesen mangelt, aus der seit nunmehr drei Jahren der Herausgeber der ‚Fackel' aufreizende, zwingende Argumente für Hass und Verachtung gegen die parasitären Zerstörer des Geisteslebens schöpft — darf einer, der ihr Wirken nicht durchschaut, dem aber endlich ein Ahnen die Augen geöffnet, dem dumpfen Gefühl von Abscheu und Ekel in einem Schimpfwort den erlösenden Ausdruck geben? Oder macht der Caféhausgast, dem aus dem ‚Extrablatt', das ihm ein allzu dienstfertiger Kellner hinreicht, Verbrecherphysiognomien entgegengrinsen, sich einer Uebertretung, die auf Verlangen der Julius Bauer und Löwy mit einfachem Arrest von drei Tagen bis zu einem Monat zu bestrafen ist, schuldig, wenn er das Sudelblatt mit den Worten »Weg mit dem Sudelblatt!« von sich stösst? Unklug wäre es vom Gesetzgeber, der Volksempörung die Ventile zu verstopfen, und beklagenswerth, wenn die Interpreten des Gesetzes nicht dessen Willen, sondern dem Wink der Zeitungsmacht, die sich ungestraft leider so oft über das Gesetz gestellt hat, gehorchten. Als ein freudiges Ereignis ist darum die principielle,

*) Sprich: Journallje. Ein geistvoller Mann hat mir neulich, da wir über die Verwüstung des Staates durch die Pressmaffia klagten, diese für meine Zwecke werthvolle Bezeichnung empfohlen, die ich hiemit dankbar dem Sprachgebrauch überliefere.

Digitized by Google

weit über den läppischen Process der ‚Ostdeutschen Rundschau' gegen Herrn Bielohlawek hinausgreifende Entscheidung des Obersten Gerichtshofs zu begrüssen.

Der Oberste Gerichtshof hat das moralische Recht des Publicums, sich gegen eine schamlose Presse zu empören, anerkannt. Mehr hat er nicht gethan, und es ist eine plumpe Fälschung, ihm zu imputieren, er habe durch ein Tendenzurtheil die Presse als solche »für ehrlos erklärt«. Gewiss, man kann von dem höchsten Gericht nicht so niedrig denken, dass man an seiner innerlichen Pressverachtung zweifelte; aber ausgesprochen hat es sie diesmal nicht und sich begnügt, für das Publicum die klaren Schutzbestimmungen des Gesetzes geltend zu machen. Das Wort Zeitung, so erklärt der Oberste Gerichtshof durchaus logisch, bedeutet zweierlei: das Zeitungsunternehmen und das Zeitungsblatt. Keines von beiden kann Object einer Ehrenkränkung sein. Das Zeitungsunternehmen ist eine juristische Person, aber — um auf die ältere Terminologie, die als irreführend mit Recht verlassen wurde, zurückzugreifen — wenigstens in Beziehung auf die Ehre offenbar keine »moralische Person«; welche juristischen Personen nämlich in Beziehung auf die Ehre Rechtssubjectivität besitzen, darüber lässt das Strafgesetz gar keinen Zweifel: es sind dies — nach § 492 — Familien, öffentliche Behörden und gesetzlich anerkannte Körperschaften und insbesondere — nach § 495 — die Häuser des Reichsrathes, die Landtage, die Armee und die Flotte oder selbständige Abtheilungen dieser beiden. Aber das Zeitungsunternehmen hat nach österreichischem Recht so wenig wie etwa eine Actiengesellschaft Ehre, und wer sich nicht präciser und unter Anführung bestimmter Gesinnungen und Handlungen äussern mag, kann das ‚Neue Wiener Journal' ein Dreckblatt und die Südbahn eine Saugesellschaft nennen. Und wäre es denn, ganz abgesehen vom Gesetz, nicht ein Hohn auf alle Logik, dem Zeitungsunternehmen etwa deshalb Ehre

Digitized by Google

zuzuschreiben, weil es, wie unsere Journaljuristen behaupten, ein aus Menschen, den Redacteuren, die jeder für sich und als redactionelles Ganzes so etwas wie eine Ehre haben, bestehender Organismus sei? Es ist ja unwahr, dass die Begriffe Zeitungsunternehmen und Redaction sich decken, und man kann vom Gesinnungswechsel einer Zeitung sprechen, ohne auch nur einen einzigen Redacteur des Gesinnungswechsels zu bezichtigen, weil das Blatt einfach verkauft und die Redaction gewechselt wurde. Der Oberste Gerichtshof hat es, vom Standpunkt des Gesetzes und der Logik, mit Recht als »offenliegend« bezeichnet, dass ein Zeitungs u n t e r n e h m e n keine Ehre hat. Ebensowenig kann aber an einem Zeitungs b l a t t, einer für jedermann käuflichen Waare, eine Ehrenbeleidigung begangen werden. Der Erzeuger einer Waare, so erklärt der Oberste Gerichtshof, muss »eine Beleidigung seines Productes, insofern dieser Angriff eine Beziehung auf seine eigene Person nicht erkennen lässt, ruhig hinnehmen«: Die Brauerei kann nicht zu Gericht gehen, wenn ein unwirscher Wirtshausgast das Bier als ein »Gesöff« bezeichnet, wohl aber kann der Weinhändler klagen, dessen Wein ein »Pantsch« genannt wird. So werden sich desgleichen die Zeitungen zufrieden geben müssen, statt für eine nebulose höchstens für die zumeist auch nicht sehr klare Ehre ihrer, bestimmter unehrenhafter Handlungen oder verächtlicher Gesinnungen beschuldigten Herausgeber und Redacteure einzutreten. Beschimpfungen sind sicherlich — selbst wenn die Zusammenstellung der Beschimpfung und der thätlichen Misshandlung im § 496 St.-G. nicht deutlich bewiese, dass sie nur physischen Personen gegenüber ein Vergehen bilden — nicht das Aergste, und wenn unsere Zeitungen wirklich noch ein Ansehen verlieren könnten, so wäre es durch nichts weniger als durch Kraftworte bedroht.

Unsere freisinnige Presse hat — wir wollen ihr Ansehen sogleich durch einige Kraftworte bedrohen —

Digitized by Google

gegenüber dem Urtheil des Obersten Gerichtshofes Dummheit, Verlogenheit und Frechheit gleichmässig bewährt. Führerin im Chorus der Pressstimmen war diesmal die ‚Arbeiter-Zeitung', die den Ruhm hat, dass sie als erste das Urtheil nicht verstand, und die Genugthuung, dass es später auch alle anderen liberalen Blätter missverstanden. »Der Oberste Gerichtshof«, so schrieb die ‚Arbeiter-Zeitung' am 25. März, »verwechselt das Zeitungsblatt mit der Zeitung;« hingegen versichert die ‚Neue Freie Presse' am 28. März: »Der Oberste Gerichtshof nennt die Zeitung nacheinander ein Unternehmen und eine Waare. Beides gleichzeitig kann sie nun gewiss nicht sein.« Und als die ‚Arbeiter-Zeitung' am 29. März, da ihr das Urtheil im Wortlaut vorlag, erkennen musste, dass der Oberste Gerichtshof Zeitung und Zeitungsblatt nicht verwechselt, sondern just auf Grundlage der Unterscheidung zwischen beiden argumentiert hatte, behauptete sie, durch die Worte, »dass ein Zeitungsunternehmen nicht unter die Kategorie der in Bezug auf die Ehre Rechtssubjectivität geniessenden juristischen Personen gehört«, sage der Oberste Gerichtshof: »einem Zeitungsunternehmen könne die Qualität einer ‚juristischen Person' nicht zugebilligt werden«. Kann man sich wundern, dass die freisinnige Journalistik über ein Urtheil herfiel, das sie nicht begriffen hatte? Wahrheitsgemäss hätte die ‚Arbeiter-Zeitung' freilich eingestehen müssen, dass sie, deren Polemik gegen andere Blätter von gröblichen Beschimpfungen strotzt, alles Interesse daran hat, ungestraft etwa die ‚Deutsche Zeitung' tagtäglich »das dümmste Blatt von Wien« nennen zu dürfen, und dass sie mit gutem Grund, weil sie die Widerklagen fürchten müsste, noch niemals wegen einer der zahlreichen Beschimpfungen, die ihr selbst entgegengeschleudert wurden, geklagt hat, noch jemals klagen wird. Wahrheitsgemäss hätte die ‚Neue Freie Presse' bekennen müssen, dass ihr ein Urtheil herzlich gleichgiltig ist, das ihr das Klagerecht wegen

Digitized by

Beschimpfungen bestreitet, aber das niemals ausgeübte Klagerecht wegen der Vorwürfe der Feilheit, der Pauschalienannahme, der Erpressung von Zahlungen für den Abdruck von Kaiserworten u. s. w. ausdrücklich zuerkennt. Wer zweifelt daran, dass ein mit der Todtschweigetaktik operierendes Blatt, das sich nur einzugestehen schämt, dass es in keinem Fall klagen will, innerlich aufjubeln würde, wenn es zur Beschönigung der Schmach auf ein Votum des höchsten Gerichtshofes hinweisen könnte, das ihm auch im Fall der augenscheinlich auf die Personen der Schriftleitung gemünzten Beleidigung die Klagelegitimation abspräche? Die Entrüstung über das oberstgerichtliche Urtheil ist die heuchlerischeste und verlogenste, zu der sich die Presse ohne Bezahlung je aufgeschwungen hat. Und noch frecher ist die Verlogenheit, mit der Polemiken gegen den Obersten Gerichtshof, aus denen das völlige Unverständnis einer juristischen Argumentation sprach, Juristen und sogar — von der ‚Neuen Freien Presse' — einem »angesehenen Richter« zugeschrieben wurden. Am 29. März schrieb »ein Jurist« der ‚Neuen Freien Presse', was tags zuvor — der Gerichtssaalreporter des ‚Extrablatt' zum Urtheil des Obersten Gerichtshofes hinzugefügt hatte: dass gegen das Geistesproduct von Journalisten, die Zeitung, ebensogut eine Ehrenbeleidigung verübt werden könne, wie gegen das Geistesproduct des Richters, das Urtheil. Das Urtheil des Berufenen wird in eine Linie mit der feilen Meinung schmieriger Taglöhner des Geistes gestellt, von denen ein salopper Sprachgebrauch weiss, dass sie gleichfalls »Urtheile« abgeben und alle Tage mit einem majestätischen »Wir«, das Jener, in dessen Namen die gerichtlichen Urtheile verkündet werden, nur bei den feierlichsten Anlässen als Repräsentant der höchsten Gewalt gebraucht. Wie aber hat gar der Rechtsverständige, der am 29. März im ‚Fremdenblatt' zu Worte kam, den Beweis geführt, dass ein Zeitungsunternehmen wegen

Digitized by Google

Beschimpfungen klagen könne? Im Begriff des verantwortlichen Redacteurs liege es, dass »der Schimpf, der der Zeitung zugefügt wird, unmittelbar auch diesen treffen muss«. Wird also die Zeitung beleidigt, so hätte sich künftig der verantwortliche Redacteur beleidigt zu fühlen; während er es doch bekanntlich bisher immer nur als seine Aufgabe betrachtet hat, wenn die Zeitung jemanden beleidigt hatte, dem Beleidiger das Einstehen für seine That zu ersparen und selbst die Beleidigung nicht gelesen, die »pflichtgemässe Obsorge vernachlässigt« zu haben. Nein, der Hinweis des ‚Fremdenblatt'-Juristen auf den »verantwortlichen Redacteur« ist wohl eine der frechsten Provocationen der Oeffentlichkeit, die sich die Journaille in diesen Tagen erlaubt hat. Es ist notorisch, dass kein Blatt in Oesterreich — ausser der ‚Fackel' — für eine Ehrenbeleidigung, die es begeht, ernstlich zur Verantwortung gezogen werden kann, und man weiss, dass selbst politische Revuen, die sich »unabhängig« schimpfen lassen, einen Setzer oder Administrationsdiener als die für den Inhalt verantwortliche Persönlichkeit namhaft machen. Unsere Untersuchungspraxis sanctioniert die Ungeheuerlichkeit, dass die vom Beleidigten als Zeugen geführten Redactionsgenossen des Beleidigers sich mit Berufung auf den Schimpf- und Schaden-Paragraphen der Aussage entschlagen. Die ‚Arbeiter-Zeitung', die am lautesten schreit, hat sich neulich nicht geschämt, jeden einzelnen ihrer Mitarbeiter, die vor dem Untersuchungsrichter über den Urheber der Beleidigung eines Parteigegners auszusagen hatten, durch dies elende Schlupfloch entkommen zu lassen, und um selbst der Strafe für »Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge« zu entgehen, leistete sie in einem andern Falle in herzzerreissender Demuth öffentliche Abbitte. Es ist eine Dreistigkeit sondergleichen, auf der Basis der heutigen Pressgesetzgebung von einem Rechtssubjecte der Zeitung sprechen zu wollen, das sich doch, wo es

Digitized by Google

eine Verantwortung tragen soll, noch nie zum Worte gemeldet hat. Bei keinem andern Berufszweige würde der untersuchende Richter ohneweiters den Einwand gelten lassen, dass dem Zeugen das Bekenntnis der Wahrheit zum Schaden oder zur Schande gereichen könnte. Aber der journalistischen Allmacht gegenüber zögert die Sonde einer Rechtssuchung, die lieber die Gesellschaft in eine Reihe von Berufscliquen, deren Mitglieder einander den Rücken decken, zerfallen liesse, bevor sie einem Redactionsgenossen zuriefe: Lump, du musst wissen, wer den beleidigenden Artikel geschrieben und zum Drucke befördert hat, dein Schaden bekümmert uns nicht, und deine Schande kann durch die Aussage nicht mehr vergrössert werden! . . . Wenn die Köchin einen Diebstahl leugnet, wird die Zofe gefragt, der Schlosser ertheilt Auskunft darüber, was in der Werkstatt geschieht. Aber der Chefredacteur, der College vom localen Theil und hundert Reporter können sich nicht erinnern, wer seit Jahren ständig die Rubrik für Coulissenschnüffelei redigiert. Ich will gar nicht davon sprechen, wie aufreizend das plötzliche Persönlichkeitsgefühl von Druckerschwärzern wirkt, deren suggestive Täuscherkraft gerade auf der vorgemachten Unpersönlichkeit eines zu Gläubigen sprechenden Orakels beruht, deren ganzer imponierender Zauber von der nicht nur ungefährlichen, sondern auch mystisch geheimnisvollen Anonymität bestritten wird, und die dank jenem allen Einwänden entgegengehaltenen »Wir« die Gehirne hundertmal dichter zu umnebeln verstanden haben, als die Pfaffen aller Religionen. Der Hinweis auf den »verantwortlichen Redacteur« führt das Geschrei schon von selbst ad absurdum. Gerade seine Existenz macht es klar, welche Ungerechtigkeit darin läge, im Falle der Beschimpfung einer Zeitung den Privatmann verantwortlich zu machen — es sei denn, dass man für diesen eigens ein schmerzloses Analogon zur »Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge« schüfe.

Digitized by

Ist es denn aber, um auf den impertinenten Vergleich zwischen Zeitungen und Urtheilen zurückzukommen, wirklich ausgemacht, dass gerichtliche Urtheile in Oesterreich nicht in beleidigender Weise kritisiert werden dürfen? Die freisinnige Journalistik ist davon überzeugt. Doch wie konnte dann alles, was sie über das Pressurtheil des obersten Gerichtshofs geschrieben hat, dem Auge des Staatsanwalts entgehen? Dass die ‚Arbeiter-Zeitung' das Urtheil »falsch und ungerecht«, »grotesk« und ein »trauriges Beispiel von dem Niedergang der intellectuellen Kraft unseres höchsten Gerichtes« nannte, war noch milde. Und dass die ‚Neue Freie Presse', die soundso oft die christlichsocialen Angriffe auf den Verwaltungsgerichtshof als das schlimmste Symptom der Culturverwilderung verdammt*) hat, die Begründung des oberstgerichtlichen Urtheils bloss als »unglaublich« und als eine, »die das grösste Befremden hervorrufen und zur schärfsten Kritik Anlass geben müsse«, bezeichnet und von einem »dummen oder parteiischen« Urtheil nur anspielungsweise gesprochen hat, ist abermals ein Beweis ihrer Vornehmheit. Das ‚Extrablatt', das Organ für Raubmörder und solche, die es werden wollen, meinte, man könne, wenn im Falle der Beleidigung einer Zeitung sich bloss das Papier getroffen fühlen dürfe, getrost auch das Papier, auf dem die Urtheile des Obersten Gerichtshofes geschrieben stehen, beleidigen. Aber alles bisher erreichte Mass von Frechheit ward vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' überschritten, das in seiner Abendausgabe vom 28. März wörtlich schrieb: »Unumstösslich ist nur das Eine, dass die Herren Hofräthe ihre Competenz weit über-

*) Man erinnert sich des Gezeters, das sich damals erhob. Und als kurz nach dem christlichsocialen Aufstand gegen den Verwaltungsgerichtshof der Professor des deutschen Rechts, Hofrath Siegl starb, klagte die ‚Neue Freie Presse', der vornehme Jurist sei angesichts der Respectlosigkeit, die er erleben musste, an gebrochenem Herzen gestorben! . . .

Digitized by Google

schritten haben. Sie sind um ihre Entscheidung in einem bestimmten Falle angegangen worden, und nicht um die allgemeine Feststellung der Ehrbegriffe in Beziehung auf die Presse. Danach hat sie Niemand gefragt, und dafür haben sie von Niemandem ein Mandat erhalten.« ... Dem Staatsanwalt scheint angesichts eines so ungeheuerlichen Erfrechens der Rothstift entfallen zu sein. Oder bedeutet seine Unthätigkeit, dass ebenso wie die Zeitungen — wenn's auch der Oberste Gerichtshof leider nicht ausdrücklich gesagt hat — zu tief stehen, um beleidigt zu werden, der Oberste Gerichtshof zu hoch steht, um sich durch eine Zeitung beleidigt zu fühlen? Wie dem immer sei, die Entscheidung des höchsten Gerichtes ist schon wegen des beispielgebenden Muthes, den sie gegen die einzig fühlbare Macht, gegen die wahren Verweser dieses Staates beweist, von weittragender Bedeutung. Als »reactionär« mag sich getrost schelten lassen, was die Cultur unserer Tage besser fördert als der von den Phrasenmäulern der Parteien gepriesene Fortschritt.

* * *

Auf Auspitz folgt im Alphabet der Corruption Byk. Die beiden Herren haben gemeinsam — und allein unter den drei Dutzend Mitgliedern des Steuerausschusses — gegen die Einführung des Stempels für Eisenbahn-Freikarten gestimmt. Man weiss, auch ihre Collegen haben sich zur Besteuerung der Freikarten nicht entschliessen können, und sogar der Freikartenstempel, dessen Höhe doch zweifellos nach den für die Stempelpflicht von Schenkungsdocumenten geltenden Normen zu bemessen wäre, soll nur einen lächerlich geringen Betrag ausmachen. Aber damit geben sich die Herren Auspitz und Byk nicht zufrieden. Unbeschränkte Freiheit, volle Freikarten

Digitized by Google

und freie Bahn wenigstens auf einem Gebiet für die Corruption: das ist es, was sie verlangen. Sind die Herren Auspitz und Byk bloss — aufrichtiger als ihre Collegen, oder soll — ihre Namen lassen es vermuthen — wieder einmal die Corruption zu einer confessionellen Angelegenheit gemacht werden? Niemand würde einem Auspitz oder Byk die Bekämpfung der Corruption zumuthen, und es stände den beiden Abgeordneten, die als Fachmänner für reine Wahlen einen weitverbreiteten Ruf erlangt haben, wahrhaftig nicht allzu gut an, wenn sie sich als Sachverständige für reine Hände aufspielen wollten. Wohl aber muss solch bereitwilliges Erfassen der schmutzigen Hände selbst in Tarnopol Bedenken erregen. Doch die Toleranz, welche diese beiden Abgeordneten vertreten möchten, wird trotz ihnen aus einem ihrer sichersten Schlupfwinkel vertrieben werden, und Gladstones Wort: »Man nehme die Karte zur Hand und zeige mir, wo Oesterreich je etwas für die Freiheit gethan hat!« wird künftig wenigstens nicht eine Widerlegung durch die Vorweisung einer Freikarte der k. k. Staatsbahnen erfahren.

Eine Freikartensteuerfrage beschäftigt gerade jetzt auch Paris, und es ist lehrreich, zu erfahren, um wie viel energischer man dort den publicistischen Verfechtern der Freiheit und Ausnützern aller Freiheiten zu Leibe geht. Von den Billets der Pariser Theater wird bekanntlich seit jeher eine Armensteuer erhoben, die der »Assistance publique« zufliesst, und zwar nicht nur von den bezahlten, sondern auch von einem Theile der unbezahlten Billets, jenen nämlich, die den Autoren eingeräumt werden und einen Theil des Autorenhonorars bilden. Aber alle übrigen Freikarten und namentlich die von der Presse bezogenen waren steuerfrei. Kann aber, so lautet die von der »Assistance publique« soeben aufgeworfene Frage, ein Theaterdirector nach seinem Ermessen nicht bloss freie Plätze, sondern auch Steuerbefreiungen ge-

Digitized by

währen? Und würde man, wenn es sich darum handelte, dass eine der beiden Kategorien von Theaterbillets, die bezahlten oder die unbezahlten, steuerfrei sein soll, nicht vielmehr eine Steuer verlangen, die lediglich die Freikarten träfe? Herr Chassaigne-Goyon, ein Steuerfachmann des Pariser Stadtraths, hat einen Gesetzentwurf über die Freikartensteuer ausgearbeitet, und nur über die Art der Einhebung der Steuer und nicht über ihre Höhe wird gestritten. Kein öffentlicher Vertreter, aber auch kein Mitglied der Presse, die mehr als zwei Drittel der unbesteuerten Freikarten bezieht, findet sich zum Protest gegen einen Steuersatz bereit, der für die billigsten Billets 25 und für die theueren und meistbenützten 75 Centimes betragen soll. Wahrscheinlich wird die Freikartensteuer in Form eines Freikartenstempels eingehoben werden, ein System, das vor langem kein Geringerer als Francisque Sarcey empfohlen hat und das längst in Russland geübt wird. Auch in Russland werden nämlich Freikarten so gut wie andere besteuert. Nur bei uns wird noch das Recht der Journalistik auf Corruption geschont, einer Journalistik, welche die stolze Verheissung: »Ich mache euch frei!« längst mit einem katzbuckelnden »Ich bin so frei!« vertauscht hat.

§

* * *

Der drahtlose Impresario.

Jenem Impresario, der in Nr. 93 der ‚Fackel' vorgeführt wurde, beginnt nun der Draht seines Witzes, der auf einer schier endlosen Spule aufgewickelt schien, denn doch allmählich auszugehen. Ueber einen berühmten Kranken, der weder leben noch sterben kann, wurden kaum je so viele Bulletins veröffentlicht wie über die drahtlose Marconi-Telegraphie, die unser Impresario propagiert. Da sahen wir den Marconi in der Experimentierstube, den verlobten Marconi, Marconi als treulosen Bräutigam, Marconi den Telegraphenapparat umtanzend, Marconi die offenen Hände

Digitized by Google

der Reporter informierend .... dazu die verexperimentierten Millionen, das erreichte »himmelhohe Ziel«, das »hohe Weihnachtsgeschenk für die ganze Menschheit«, das, gespickt mit Versen Schillers und Heines, der Abonnentenwelt der ‚Neuen Freien Presse' und gesinnungsverwandter Commerzblätter zu theil wurde, als der Impresario Europa mit Amerika drahtlos verbunden hatte. Und gar in den letzten Wochen! Jagte da nicht eine Marconi-Notiz die andere? Wo liegen also die Gründe für diese masslose Reclame? Ist die Sache etwa schlecht oder unfertig, oder liegt gar ein finanztechnischer Grund dem Impresario am bedrückten Herzen?

Solange die Guarini, Tommasini, Blondel u. a. m. — interessante Plauderer und vom Gesichtspunkt des Geschäftes harmlose Experimentierer — ihre drahtlose Kleinkunst zum besten gaben, war der Impresario still und zuckte kaum die Achseln über diese Bestrebungen. Als die Deutschen Slaby und Braun über die Abstimmung der Wellen sprachen, horchte bereits unser Geschäftsfreund vorsichtig auf, lächelte coulant und beschritt sofort denselben Weg. Als jedoch diese Gelehrten sich mit »Siemens« und der »Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft« verbanden, da roch der Impresario Lunte, das Schreckgespenst eines vernichteten oder doch arg beschnittenen Gründergewinnes machte ihn erbeben. Es erwachte der Furor der Geldgier und Eifersucht, denn — siehe da — diese nüchternen, gelehrten Deutschen waren nun auch capitalskräftig genug, ihr Wissen in praktisches Wollen umzusetzen, und hatten zweifellos auch technisch einen Vorsprung gewonnen. Dem gereizten Makler schien die Gefahr brühheiss, da lag ein mächtiger Hemmklotz, der zuschanden gestampft werden musste um jeden Preis! Diese gefährlichen, verlässlichen und überlegenen Resultate der Concurrenz mussten durch einen uneinbringlichen Record geschlagen werden, Marconi musste über Nacht drahtlos von Amerika nach Europa telegraphieren, mochte er können oder nicht! .... Einige zehntausend Dollars genügten, diese Thatsache wenigstens auf dem Zeitungspapier zu anticipieren, die Erfindung war damit der Concurrenz vorweg genommen, und die weitere Conception des Erfinders mochte zusehen, wie sie den Humbug nachträglich in Wahrheit umtaufen könne .... Und hastig wurde Marconi um Marconi-Notiz dem Moloch des Annoncenprofits geopfert.

Digitized by Google

Doch solche Lügen haben keine Flossen. Ein Schiff machte sich den Spass, das Abfangen von drahtlosen Depeschen zu demonstrieren, obgleich, nach einer Versicherung des Impresarios, das Telegraphengeheimnis vollkommen gewahrt ist, und das drahtlose Weltmonopol ist ernstlich erschüttert, weil der deutsche Kaiser bereits für seine Schiffe zu Gunsten des Systems Slaby-Arco entschieden hat. Was nützt es also dem Impresario, wenn er sich weigert, Depeschen von Apparaten anderer Systeme weiterzugeben? Was nützte es ihm, wenn er dummerweise sich erdreistete, eine Depesche des Prinzen Heinrich anlässlich der Amerikafahrt zu ignorieren? Der Draht seines Witzes ist eben abgespult, und keine noch so goldene Zeitungsreclame wird ihm das concurrenzlose Wuchergeschäft wiedergeben, das er angestrebt, kein Hofrath Kareis wird ihn mehr auf jener culturhistorischen Monumentalhöhe erhalten können, auf die er taxfrei von der Weihnachtsnummer der ‚Neuen Freien Presse' erhoben wurde. Zwar versuchte derselbe Hofrath (‚N. F. P.' vom 18. März) neuerdings Hilfe bei Guarini zu finden, um die Möglichkeit der drahtlosen Telegraphie nach Amerika zu bekräftigen, die ja ohnedies von keinem Fachmann negiert wird. Dabei hält er die Gegner des Impresario für Gegner Marconis und nennt sie durch die Blume Ochsen und effectiv »Stubenhocker« .... Die drahtlose Telegraphie ist aber, vom Impresario abgesehen, denn doch in zu guten Händen, als dass sie gerade dieser Hilfe bedürfte. Slaby und Braun werden, wenn sie irgendwo in der Drahtlosigkeit stecken bleiben sollten, nimmer zu Kareis rufen: Kyrie eleeison! Hilf uns, Hofrath, der du »die Wunder der Neuzeit« mit der einleuchtenden Kraft deines Skioptikons auf die Wände aller fortschrittlichen Vereine, bis zum jüdischen Volksverein hinab, projicierst! Sie werden nicht rufen: Hilf uns »Neue Freie Physik«, die du die flüssige Kohlensäure brennen liessest und allen Spatzen Wiens den elektrischen Tod auf den Starkstromleitungen der Strassenbahnen prophezeit hast! ....

Professor Victor Loos.

*

Das Vorstehende hatte die ‚Fackel' bereits im Satz, als Nachrichten durch eine Reihe deutscher Blätter liefen, welche die von Professor Loos ausgesprochenen Anschauungen vollkommen bestätigten. Der Impresario war von Gründerwehen befallen. Die ‚Hamburger Nachrichten' vom 2. l. M. bringen ausführliche Mit-

Digitized by Google

theilung. Das Capital soll 1,000.000 Dollars betragen, davon werden 750.000 Dollars sofort baar eingezahlt. 250.000 Dollars bekommt die heutige englische Gesellschaft, der Rest von einer halben Million dürfte nach Marconi genügen, um die Operationen zu beginnen. Da diese Operationen sich auch auf die Bestechung der Blätter erstrecken müssen, so ist die Summe viel zu gering; aber es eröffnet sich doch eine ganz nette Perspective auf eine Jobberei in Marconi-Actien*). Leider dürfte die Freude nicht von Dauer sein, denn schon in der constituierenden Versammlung erklärte ein gewisser Mr. Rose namens der Marconigesellschaft, dass man vorläufig »nicht erwarten könne, von Meeresufer zu Meeresufer zu telegraphieren« ... Somit hat also unser Impresario bisher geschwindelt, und Hofrath Kareis und die ‚N. F. P.' sind zufolge ihres bewährten »fachlichen« Scharfblicks weidlich aufgesessen. Nach der ‚Kölnischen Zeitung' v. 1. April erklärte Geheimrath Slaby einem Times-Correspondenten, »man dürfe die Funkentelegraphie überhaupt nicht als Gewinnquelle betrachten; dazu seien ihre Erfolge noch zu ungewiss.« Und das sagte jener Mann, dessen System das Marconi-System übertrifft und der jetzt, ganz unberechtigterweise, von Marconi des geistigen Diebstahls bezichtigt wird, weil der Impresario es will und für zweckmässig hält und wiewohl Marconi selbst in einem Vortrage vor der Society of Art die Worte gesprochen hatte: »Ich hoffe, man wird nicht annehmen, dass ich in irgend einer Weise die Bedeutung von Slaby's Arbeit zu verkleinern wünsche.« Der Begeisterungstaumel der ‚Neuen Freien Presse', die vorahnende Kennerschaft der Redacteure, hat somit auch diesmal nichts zur Klärung des Urtheils beigetragen, sondern unbewusst und daher auch unbezahlt dem Speculantenthum in die Hände gearbeitet. Aber das lässt sich noch gut machen: — man hat ja bereits »gegründet«!

* * *

In der ‚Fackel' ist einmal der Versuch unternommen worden, das Leben eines Arbeiters zu schildern, der es sich nach den Weisungen der ‚Arbeiter-Zeitung' einrichten würde. Wenn aber ein gläubiger Leser des socialdemokratischen Blattes zwischen Textheil und Inseratentheil nicht allemal streng zu unterscheiden wüsste und Annoncen mit Rathschlägen verwechselte, für die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse von den Männern ertheilt, von denen

*) Hat bereits begonnen. Impresario in der ‚Wiener Mittagszeitung' 4. l. M. erhöht das Capital bereits auf 6,150.000 Dollars und bekommt von Canada 16.000 Pfund Sterling. Hurrah! Wie wird der Economist um den Marconi-Apparat tanzen!

Digitized by Google

er vertrauensvoll sein täglich geistiges Brot bezieht: er trüge den Schaden, die Redaction der ‚Arbeiter-Zeitung' nicht die Verantwortung. Erklärt sie doch immer und immer wieder, dass sie für Inserate »keinerlei Verantwortung übernimmt«. Und wie könnte sie's auch rechtfertigen, schwindelhaften Ratenhändlern mit Möbeln und Kleidern, Apothekern, die Specialitäten erzeugen, und Specialärzten die Kunden zuzutreiben und mit lockender Schilderung vor den Stätten geistverderbender Vergnügungen den Ausrufer abzugeben? Unmöglich kann der Journalist, der das Elend der Heimarbeit schildert, beim Schreiben nach der letzten Seite seines Blattes hinüberschielen, wo nicht etwa der Boycott der Ausbeuter von Heimarbeitern, sondern der »staunend billige« Bezug der von diesen hergestellten Waren gepredigt wird. Aber während die ‚Arbeiter-Zeitung' vor der Oeffentlichkeit augenverdrehend leugnet, dass die unverantwortlichen Weisungen des Inseratentheils Empfehlungen sind, blinzelt sie dem Inserenten zu und versichert ihm im Vertrauen, dass sie von den Lesern als Empfehlungen betrachtet werden und als solche wirken. Ein kürzlich an die Wiener Geschäftsleute versandtes Circular, betitelt »Mittheilungen der ‚Arbeiter-Zeitung' Nr. 2« gibt bekannt, dass vom 1. April an ein »Geschäftlicher Wegweiser der ‚Arbeiter-Zeitung'« erscheint, und empfiehlt diese Ausgestaltung des Blattes, die werthvollste seit der Einführung des Courszettels, mit den Worten: »Was die ‚Arbeiter-Zeitung' für diese Rubrik besonders geeignet macht, ist der Umstand, dass sie von einem Publicum gelesen wird, das seine Bedürfnisse an der Hand jener Ankündigungen deckt, die ihm in seiner täglichen Zeitung immer wieder vor Augen kommen.« Wahrlich, dieses kostbare Zeugnis verdient einem weiteren Kreise als den Adressaten eines Circulars zugänglich gemacht zu werden; denn unumwundener kann man nicht eingestehen, was es mit der Ablehnung der Verantwortlichkeit für Inserate eigentlich auf sich hat. Der Arbeiter richtet sich, das weiss die ‚Arbeiter-Zeitung', nach ihren Annoncen, und wenn er dabei zu Schaden kommt, muss der Redacteur »mea culpa, mea maxima culpa!« bekennen und kann höchstens auf den Mangel des dolus plaidieren. Das Inseratenwesen, das hat schon Lassalle, der nur seine schüchternen Anfänge sah, erkannt, erniedrigt die Zeitung zum Geschäft, und der Arbeiter wird künftig, statt an des

Digitized by Google

Redacteurs Mund, dem sociale Weisheit entströmt, zu hangen, dem Redacteur auf die Hände schauen müssen: auf die rechte, die als »geschäftlicher Wegweiser« ausgestreckt wird, und auf die linke, die Inseratengelder zusammenscharrt. Aber bis es dazu kommt, werden die Gläubigen des Socialismus dem geschäftlichen Wegweiser der ‚Arbeiter-Zeitung' wohl glauben, dass einzig die Wirte, die er ihnen empfiehlt, die wahren Volkswirte sind. +

* * *

Schutz dem Kleingewerbe!

Ueber der Betrachtung des täglichen Thuns und Unterlassens in den grossen Betrieben publicistischer Verworfenheit hat die ‚Fackel' es nie verabsäumt, sich — in ihrer Art — des Kleingewerbes der Corruption anzunehmen. Man erinnert sich noch der Behandlung, die ich den colorierten Pestbeulen der Journalistik, dem aus Frauenschenkeln und Bankinseraten seltsam zusammengesetzten Inhalt der sogenannten »Witzblätter« im Vorjahre angedeihen liess. Aber einer Seite der Thätigkeit dieser eine Wiener Specialität repräsentierenden Culturträger ward noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit erwiesen. Und diese eine Seite ist ihre Titelseite. Sie stellt nur in den seltensten Fällen eine gleichgiltige Schweinerei dar, jenes ewige Cliché, das eine rauchringelnde Balleteuse und den nach der Mode der Achtziger Jahre gekleideten Kahlkopf in den verschiedensten Stellungen zeigt, und jenen »pikanten« Dialog, der seit einem Menschenalter alle Möglichkeiten des »Wurzens« erschöpfend variiert. Die Titelseite wird zumeist besseren Zwecken vorbehalten: sie ist die illustrierte Empfangsbestätigung von zwischen 10 und 100 Gulden schwankenden Beträgen. Wie's der Revolverzufall trifft, wird uns das Conterfei eines Bahnhofrestaurateurs, den der anschliessende Text als den bedeutendsten Bahnhofrestaurateur der Epoche schildert, oder der Anblick einer zu den besten Hoffnungen berechtigenden Buffetdame geboten. Vor allem aber gewährt — und hier setzt das criminelle Interesse ein — die Leichtgläubigkeit der Provinztheaterleute den illustrierten Erpressern reichen Portraitstoff. In Curorten kann man vor Saisonbeginn den »Chef« mit einem Gehilfen um den Bühneneingang schleichen sehen, und in den Theatercafés umlungern sie die Tische,

Digitized by Google

an denen aus der Provinz in die Residenz der Agenten gereiste Mimen ihren Zukunftsträumen nachhängen. In solcher Stimmung, der die nimmer ruhende Eitelkeit zuhilfe kommt, ist man bereit, den letzten Sparpfennig zu opfern, um sich ein »Bild« bei dem Herausgeber der ‚Wespen', des ‚Wiener Leben' oder des ‚Humorist' einzulegen. Keiner will sich eingestehen, dass auch der stumpfste Leser und ein Director, der vor Gedrucktem den denkbar grössten Respect hat, das bestellte und bezahlte Lob erkennen müsse, und jeder fühlt sich durch eine Anerkennung, deren Wortlaut er selbst redigiert hat, geschmeichelt.

Aber die Bilderredacteure setzen zumeist auch bei ersten Künstlern, die längst in fester Stellung sind, ihre Absicht durch. Hier speculieren sie auf den Mangel an jener Energie, die sich zu einem beherzten Hinauswurf aufraffen könnte, und auf die auch den Tapfersten beschleichende Furcht vor einem geladenen Revolver. Ein Gerichtsfall, der neulich verhandelt wurde, hat das so recht bewiesen. Der Kammersänger Schmedes hatte sich nicht entschliessen können, dem Eigenthümer der ‚Wespen', der ihn während des Studiums um Ueberlassung seiner Photographie nebst dazugehörigen 30 Gulden bat, die Thüre zu weisen, und den Bedränger mit dem dritten Theil der Summe abgefertigt. Herr Spitzer »brachte« das Bild, verkündete den Ruhm des Herrn Schmedes und gieng, da er den Restbetrag aussergerichtlich nicht erlangen konnte, vor das Bagatellgericht, wo er in überzeugender Weise sein Recht auf die zwanzig Gulden verfocht. Ich habe der Verhandlung, die mit der Verurtheilung des Sängers endete, beigewohnt und mir ein Wort des Mannes, der mit Feuereifer seinen Anspruch auf die volle Bestechungssumme geltend machte, notiert: »Herr Schmedes«, rief er, »ist damals zum Kammersänger ernannt worden. Das ist doch ein Anlass für ein Witzblatt, ein Bild zu bringen? Wie Frau Kaulich das Verdienstkreuz bekommen hat, bin ich auch hingegangen zu ihr und hab' ihr Bild gebracht. Herr Richter, ich bring' kein Bild von selbst!« Der Richter bewies volles Verständnis für diese Argumentation. Für ihn spielte sich der Fall im engen Rahmen eines Civilstreites ab, und darüber hinaus vermochte er nicht zu blicken. Er sah nur den Kaufvertrag, zu dem sich zwei Leute vereinigt hatten und von dem nachträglich einer nichts wissen wollte, fühlte nicht, dass es dem Hofopern-

sänger nicht um den Betrag von 20 Gulden zu thun sein konnte, sondern nur um die principielle Entscheidung in einer für die gebrandschatzte Theaterwelt wichtigen causa, einer typischen causa turpis, und zeigte keine Lust, dem eklen Schauspiel durch Abtretung der Acten an die Strafbehörde ein Ende zu machen. Und so gieng denn Herr Spitzer, der pathetisch versichern durfte, dass er sein Gewerbe seit dreissig Jahren (mit einer zweimonatlichen Unterbrechung) betreibe, erhobenen Hauptes aus der Gerichtsstube. Bedauerlicher Weise ist sein Selbstbewusstsein am andern Tage durch einen Bericht der ‚Neuen Freien Presse' geknickt worden, die von »journalistischen Parasiten« sprach und der Welt zeigen wollte, dass sie Herrn Spitzer, der sich um eine Summe von 20 Gulden herumbalgt, »fallen gelassen« habe. Das zeugt von einem nicht genug zu tadelnden Hochmuth, und ich bleibe nur meinem Programm treu, indem ich gegen die rücksichtslosen Grossunternehmer der Corruption das Kleingewerbe in Schutz nehme, das ohnehin arg darniederliegt, wenn die Kammersänger nicht mehr freiwillig zahlen wollen . . . .

Wieder ein Abenteuer der Miss Stone.

Miss Stone, »deren Schicksal durch nahezu ein halbes Jahr die Theilnahme der ganzen civilisierten Welt wachgehalten hat«, ist auf Wiener Boden abermals in eine für sie recht bedrohliche Situation gerathen. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' vom 28. März berichtet hierüber wie folgt: »Miss Stone hat gestern abends eine Stunde lang in Wien geweilt. Während dieser Zeit, auf dem Wege von einem Bahnhof zum andern, hatte ein Mitarbeiter unseres Blattes Gelegenheit, die interessante Dame zu sprechen.« Man weiss, was das bedeutet. Die orientalischen Räuber haben — Miss Stone selbst muss dies zugeben — immerhin eine gewisse Rücksicht walten lassen, da sie »Gelegenheit« hatten,

Digitized by Google

die interessante Dame zu sprechen. Sie haben sich der Missionärin weder auf dem Weg von einem Bahnhof zum andern bemächtigt, noch auch die Stirn besessen, sich ihres Gewaltstreichs öffentlich zu rühmen. Hören wir, welcher Grausamkeit ein Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Tagblatt' fähig ist. Er hatte also — hinter dem harmlosen Wort birgt sich immer eine teuflische Sache — »Gelegenheit«. »Ihr Gesicht verräth deutlich die Spuren der kaum überstandenen Leiden und Mühen.« Nützt nichts; er musste die interessante Dame dennoch auf dem Weg von einem Bahnhof zum andern sprechen. Eine Stunde war's bloss bis zum Abgang des nächsten Zuges, die kaum ausreicht, um mit den qualvollen Gepäckscherereien fertig zu werden! Nützt nichts; er sprach sie dennoch. Und höhnisch erzählt er, sie habe sich »inmitten all der kleinen Mühseligkeiten, welche die Ankunft, die Ueberfahrt zum nächsten Bahnhofe, die Vorbereitungen zur augenblicklichen neuerlichen Weiterreise bereiten, in einem gewissen Sinne fast freudig erregt der Unterredung hingegeben«. Er kannte sie nicht persönlich, hatte nach eigenem Geständnis bloss ihr Porträt in einer amerikanischen Zeitung gesehen und wartete zwei Tage auf dem Perron des Staatsbahnhofes. Endlich kam sie, und er agnoscierte sie sofort.

»‚Miss Stone?'

Sie sah mich einen Augenblick verwundert an. — ‚Yes!'«

Nun war kein Entrinnen möglich, und resigniert gab sie, während sie den Gepäckträgern Koffer und Taschen reichte, »ihre Bereitwilligkeit kund«, das kurze Stündchen ihres Verweilens in Wien mit Reminiscenzen an ihre Gefangenschaft bei den macedonischen Briganten auszufüllen. »Als wir im Wagen sassen, um zum Westbahnhof zu fahren . . . .« Jawohl: wir! Aber man gewöhnt sich schliesslich in jede Situation, und Miss Stone begann die ihrige mit Ironie zu betrachten: »Ich kann Ihnen nicht schildern, wie sehr ich Gott danke, endlich wieder civilisierten Boden betreten zu haben.« Damit meinte sie natürlich Wien, wo ausländische Damen auf dem Perron von fremden Reportern angesprochen werden, die sich sogleich zu ihnen in den Wagen setzen. Und Miss Stone wurde immer ironischer. Sie könne den (macedonischen) Briganten das Zeugnis nicht verweigern, dass sie »gute Geschäftsleute« sind. »Sie thaten Alles, was sie konnten, um uns nach Massgabe ihrer Kräfte zufriedenzustellen, und Einer von ihnen hatte Freimuth genug,

Digitized by Google

mir zu sagen, dass dies die Bande sich selber zu Liebe thue.« »Wir wollen für Ihre Freilassung Geld haben«, habe er ihr gesagt. Und nun wurde sie geradezu beleidigend: »Eines möchte ich, nicht bloss weil Sie mich danach fragen, sondern weil auch schon zu mir selbst mancherlei dunkle Gerüchte darüber gedrungen sind, mit voller Klarheit und mit aller nöthigen Schärfe feststellen. Ich habe jetzt wieder auch von Ihnen gehört, dass man den guten Pastor Zilka im Verdacht hat, an meiner Entführung mitschuldig zu sein. Verzeihen Sie, dass ich Ihnen das so unumwunden sage: Er ist mindestens so ehrlich wie Sie ....« ... »Wir waren auf dem Westbahnhof angelangt. Miss Stone vollzog in Ruhe ihre letzten Vorbereitungen zur Weiterreise.« Zum Schluss aber sagte sie noch: »Ich freue mich, Sie gesehen zu haben. Die Begegnung mit Ihnen hat mich, ich möchte sagen, heimatlich angemuthet.« Nun ja, der Aufenthalt in den Balkanländern war ihr, sie hatte es zuvor eingestanden, zur zweiten Heimat geworden. Dennoch weiss sie nicht, ob sie dahin zurückkehren wird. Jedenfalls wartet in Salonichi bereits ein Brigant auf dem Bahnhof, um sie über ihr Wiener Erlebnis zu interviewen. Und vielleicht auch darüber, ob sie sich nicht gegen ein gutes Lösegeld aus der Gefangenschaft hätte befreien können.

* * *

»Ein Aschen!«

Im »Briefkasten« der ‚Neuen Freien Presse' vom 27. März ward einem besorgten Leser in Königinhof die folgende verschämte Antwort ertheilt:

> »Dass L. ins nationalistische Lager übergegangen sei, kann man nicht behaupten. Er gibt jedoch eine Zeitschrift heraus, in welcher er eine ganz eigenartige Politik vertritt, über die wir schon mehrfach berichtet haben. Auch hat er sich mit der Familie seines ehemaligen Clienten entzweit.«

Wer nur dieser L. und sein »ehemaliger Client« sein mögen? Dass nach zweiundeinhalb Jahren von all dem Pathos solch ein katzenjämmerliches Briefkastennotizchen erübrigen werde, das hat sich die ‚Neue Freie Presse' nicht träumen lassen, als sie von Wien aus die Vertheidigung in einem hunderte Meilen weit sich abspielenden Process tagtäglich kritisierte und anfeuerte!

* * *

Digitized by Google

Um den Freiherrn v. Torresani, dessen letzte dramatische Arbeit — sie ward allerdings im Jubiläumstheater aufgeführt — eine nicht durchwegs günstige kritische Aufnahme gefunden hat, bei der Presse wieder beliebt zu machen, bittet mich ein Leser, die folgende Stelle aus dem Romane des Autors »Aus drei Weltstädten« (Seite 173) zu citieren:

»— Aber auch da wies man sie ab; mit Bedauern zwar, denn ihre Ausweise bezeichneten sie als Mitglieder der Presse, und diese Herren haben mit den Parthern das gemein, dass sie ihre Pfeile nie sicherer abschiessen, als nach einem Hinauswurf.«

* * *

Eine feine Familie.

Zwischen allerlei Geschlechtsinseraten brachte ‚Le Journal' vom 15. März das folgende Angebot:

> Prince étranger, 26 a., anc. offic. caval., cousin de S. M. le roi de Serbie, dés. mar. très riche. Très sérieux. Rien par agences. Ecrire: A. B. 2. Journal.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Staatsanwalt. Es steht im Strafgesetzbuch klar und deutlich. Und doch muss es Ihnen erst durch die ‚Fackel' zu Gemüthe geführt werden, die ohnedies der üblen Nachrede, dass sie mit Vorliebe »denunciere«, ausgesetzt ist. Aber was denunciert sie? Schlechtigkeiten, denen, weil sie von Mächtigen begangen werden, kein Richter zu erstehen wagt. Sie denunciert also die Mächtigen bei den Ohnmächtigen. Das ist nicht odios. Und wer macht ihr's zum Vorwurf, dass sie denunciere? Ein paar Zeitungsstrolche, die theils aus Demokratie, theils aus schlechtem Gewissen das Wort »Polizei« nicht gern aussprechen hören. So denunciert sie denn wohlgemuth und macht Sie zugleich auf den ersten Artikel in Nr. 96 der ‚Fackel', in dem von der Vertuschung der an der Riviera herrschenden Blatternepidemie die Rede war, und auf den § 335 Str.-G. aufmerksam. Er lautet: »Jede Handlung oder Unterlassung, von welcher der Handelnde schon nach ihren natürlichen, für Jedermann leicht erkennbaren Folgen oder vermöge besonders bekannt gemachter Vorschriften oder nach seinem Stande, Amte, Berufe, Gewerbe, seiner Beschäftigung oder überhaupt nach seinen besonderen Verhältnissen einzusehen vermag, dass sie eine Gefahr für das Leben, die Gesundheit oder körperliche Sicherheit von Menschen herbeizuführen oder zu vergrössern geeignet sei, soll, wenn hieraus eine schwere körper-

Digitized by Google

liche Beschädigung eines Menschen erfolgte, an jedem Schuldtragenden als Uebertretung mit Arrest von 1 bis zu 6 Monaten, dann aber, wenn hieraus der Tod eines Menschen erfolgte, als Vergehen mit strengem Arrest von sechs Monaten bis zu einem Jahre geahndet werden.« Gewiss, es treffen nicht alle Bedingungen dieses Paragraphen auf die Handlungen resp. Unterlassungen der Wiener Presse zu. Vorläufig ist wenigstens nicht nachzuweisen, dass die Erkrankung oder der Tod eines auf die beruhigende Hôtelierzuschrift hin nach dem Seuchenherd abgereisten Lesers des ‚Neuen Wiener Tagblatt' erfolgt ist. Sicher ist aber, dass hier »eine Gefahr für das Leben, die Gesundheit oder körperliche Sicherheit« von Hunderten vorausgesehen werden konnte, ja musste. Sicher auch, dass der Gesetzgeber, wenn er an die möglichen Beziehungen zwischen Presse und Epidemien gedacht hätte, den Paragraphen nicht bloss leichtfertigen Baumeistern und den an Eisenbahnunfällen und Theaterbränden Schuldtragenden anbequemt hätte. Sollte die Untersuchung ergeben, dass zwar die Darstellung des Obersten Sanitätsrathes bloss aus Leichtfertigkeit von der Redaction übersehen, aber das furchtbare Dementi des Hôteliers aus pecuniärem Interesse aufgenommen wurde, so müsste dies natürlich als ungemein erschwerend in Betracht kommen. Die Zeitung hat, da sie berufsmässig Nachrichten veröffentlicht, die Verpflichtung, einen wahrheitsgetreuen Bericht, im vorliegenden Falle also mit warnender Tendenz, über den Gesundheitszustand an der Riviera zu bringen. Geschieht dies nicht, so ist eigentlich die Grundbedingung des § 335 St. G. schon erfüllt. Die verbrecherische Aufnahme einer bewusst lügenhaften, zu Geschäftszwecken erfundenen Meldung würde ein Strafausmass erfordern, das in jenem Paragraphen gar nicht vorgesehen ist. Natürlich sind auch alle die Organe zu fassen, welche die durch die ‚Fackel' vermittelte Aufklärung ihrem Publicum vorenthalten haben, also z. B. die ‚Neue Freie Presse', deren Verschweigen der durch die ‚Fackel' vermittelten Aufklärungen ein gewohnheitsmässiges ist. Nur Muth! Und Schutz des Publicums gegen seine bezahlten Schädiger! Das ist die Pressfreiheit, die ich meine! — — P. S. Soeben finde ich in der Osternummer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' belletristische Beiträge eines Staatsanwalts und eines Landesgerichtsrathes. Nein, so habe ich mir die Annäherung des Strafgerichtes an die Blatternredaction nicht gedacht!

Politiker. Die seinerzeit von der ‚Fackel' gebrachte Mittheilung, dass die ‚Frankfurter Zeitung' den Nachfolger des Herrn Kanner der Redaction des ‚Fremdenblatt' entnommen habe, war richtig. Aber seither ist längst an die Stelle des Goluchowski-Officiosus ein Koerberofficiöser Correspondent getreten, und die Prager ‚Politik' irrte, da sie mit Berufung auf jene veraltete Notiz der ‚Fackel' den Ursprung einer in der ‚Frankfurter Zeitung' erschienenen Meldung im ‚Fremdenblatt' vermuthete. Irrig ist es übrigens, jede Lüge eines Officiösen für eine officiöse zu halten. Neben dem amtlichen Auftrag haben eben auch die officiösen Journalisten bisweilen noch das private Bedürfnis, die Unwahrheit zu sagen. Man kann also gewiss nicht den Grafen Goluchowski und nicht einmal Herrn v. Koerber für alles verantwortlich machen, was

Digitized by Google

jetzt der ‚Frankfurter Zeitung' aus Wien berichtet wird. Deren Correspondent ist gegenwärtig der Herausgeber der ‚Wiener Morgenzeitung'. Aber daraus, dass Steinbach, Berger und andere, die Herr Kornitzer in der ‚Morgenzeitung' nennt, nicht seine Mitarbeiter sind, darf man nicht immer schliessen, dass Herr v. Koerber, den er nicht nennt, sein Mitarbeiter sei.

Alldeutscher Leser. Herr Arthur v. Wallpach, der Schriftleiter des ‚Scherer', hat neulich in der ‚Ostdeutschen Rundschau', gegen Bleibtreus in Nr. 97 der ‚Fackel' veröffentlichten Artikel polemisierend, erklärt, er könne die Kenntnis dieses Artikels aus der ‚Fackel' »bei alldeutschen Lesern nicht voraussetzen.« Darauf ist zu erwidern: wenn die ‚Fackel' in Wien nicht immer noch mehr alldeutsche Leser hätte als der ‚Scherer', so wäre es unbegreiflich, dass Herr v. Wallpach nicht im ‚Scherer' selbst, sondern in der ‚Ostdeutschen Rundschau' Bleibtreu zu widerlegen versucht hat. Dass jene Unentwegten, denen es genügt, zweimal täglich eine alldeutsche Weltanschauung von der ‚Ostdeutschen Rundschau' fix und fertig ins Haus geliefert zu bekommen, die ‚Fackel' nicht lesen und kaum mit Nutzen lesen können, ist ja zweifellos. Aber Herr v. Wallpach leugnet einfach, dass es gebildete Alldeutsche gibt, wenn er bestreitet, dass alldeutsche Leser lieber bei einem H. St. Chamberlain oder bei Karl Bleibtreu als bei strammen Parteijournalisten Belehrung über Culturfragen suchen und dabei auch die Erkenntnis finden könnten, dass die ‚Fackel', die keinen einzigen Clericalen, wohl aber zwei protestantische Pangermanen über Protestantismus und Katholicismus schreiben liess, kein römisch-clericales Parteiblatt ist.

Beobachter. Für kommende Geschlechter werden als die Ursache des von mir noch nicht gewürdigten Begeisterungstaumels, welcher die internationale Presse anlässlich der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich erfasste, zwei Aussprüche zu verzeichnen sein. Der Bruder des deutschen Kaisers sagte zu den Journalisten, die ihn bewirteten: »Zweifellos ist die Presse heutzutage ein Factor, wenn nicht eine Macht, welche nicht vernachlässigt werden darf, und die ich mit zahllosen submarinen Minen vergleichen möchte, welche in vielen Fällen in der am wenigsten erwarteten Weise losgehen.« Jubel der Gastgeber! Der Kaiser aber hatte zu seinem Bruder gesagt: »Ich wünsche, du mögest dir stets vergegenwärtigen, dass die Pressleute in den Vereinigten Staaten mit meinen commandierenden Generalen rangieren.« Jubel in Deutschland! In beiden Fällen aber Jubel in Oesterreich, wo sie ob der ihnen so hohnvoll bestätigten Unentbehrlichkeit Purzelbäume zu schlagen begannen. Und unser führendes Blatt liess sich damals wörtlich, wie folgt, telegraphieren: »Wie er (der Prinz) beginnt, die Mission zu erzählen, die der Kaiser ihm gegeben, erhebt sich Alles . . . Ein auch für hiesige Verhältnisse aussergewöhnlicher Jubel folgt. Selbst sonst anti-deutsche Collegen gestehen, dass sie bezaubert sind. Niemand hat vorher mit solcher Nonchalance mit der Presse gesprochen.« Man denke!

Bibliophile. Sie klagen, dass die Universitätsbibliothek zu wenig Dienerpersonal habe? An Dienern fehlt es wohl nicht, aber sie können

Digitized by Google

den Besuchern der Bibliothek nicht zur Verfügung stehen, weil sie mit wichtigeren Arbeiten überhäuft sind. So müssen z. B. in der Universitätsbibliothek sämmtliche Theaterzettel geordnet werden, was nicht wenig Zeit in Anspruch nimmt. Nachher werden sie natürlich, wie alle Pflichteinsendungen, auch gebunden. Die ‚Fackel' hat schon einmal darauf verwiesen, dass die Kosten der Einbände von Pflichtsendungen einen immer grösseren Theil der Dotation, welche die Universitätsbibliothek bezieht, verschlingen und dass infolge dessen die Neuanschaffungen immer spärlicher werden. Aber was liegt schliesslich daran, dass z. B. ein künftiger Theaterhistoriker in der Universitätsbibliothek die wichtigsten theatergeschichtlichen Werke vermissen wird? Für Originalforschung wird er trotzdem dort schätzbares Material finden. Die dicken Volumina, in denen sämmtliche Theaterzettel von Danzers Orpheum und dem Sommertheater in »Venedig in Wien« vereinigt sind, werden es ihm nebst den Zeitungsbänden, die zahllose Reclamen für Gabor Steiner enthalten, leicht machen, das Bild der culturhistorisch so bedeutungsvollen Wirksamkeit dieses Mannes zu zeichnen. Und die Frage, wann zum erstenmal und ob wirklich an allen folgenden Tagen im englischen Garten »Die Landstreicher« gespielt wurden, wird jederzeit auf Grund zuverlässiger Documente beantwortet werden können. Beim Ordnen sämmtlicher Gabor Steiner'scher Programmzettel wurde neulich keuchend ein Diener der Wiener Universitätsbibliothek betreten.

S. Vielen Dank für Ihre grosse Freundlichkeit. Ich nehme an, dass Sie sich schon der Mühe unterzogen hatten, als Sie anfragten, und nicht erst durch meine Antwort zu dem Entwurfe ermuntert worden sind. Leider muss ich bekennen, dass ich vorläufig nicht die Absicht habe, auf die (bekanntlich durch einen galizischen Einfall meines vormaligen Druckers bewirkte) Schmucklosigkeit der Titelseite zu verzichten.

Gegner der Truth. Alles Entsprechende bereits in Nr. 89 vorgekehrt. Ich kann nicht zu jedem einzelnen Ausbruch dieser vulkanischen Talentlosigkeit, die zuerst über Monte Carlo und neulich über Baden-Baden niedergieng, mein Sprüchlein sagen. Zur Beruhigung vieler erregten Leser wurde schon damals versichert, dass die Dame Pinkas heisst und somit alles in Ordnung ist.

Besitzer einer Hundspeitsche. In der letzten Zeit mehren sich die Fälle, dass über Ehescheidungsprocesse öffentlich berichtet wird. Vor einiger Zeit wurde in den Blättern erzählt, dass einem Manne die Scheidung von seiner Frau bewilligt wurde, weil sie sich zum Modellstehen hergab, und in den allerletzten Tagen wurde gemeldet, dass ein Ingenieur (folgt Vorname und Anfangsbuchstabe des Zunamens) bei seiner Gattin (folgt Vorname) eine Photographie gefunden, auf der die Frau und ein Rittmeister in Husarenuniform abgebildet waren, und dass er deshalb die Scheidungsklage eingebracht habe. Die ‚Wiener Morgenzeitung' schmockte die Sache speciell dahin aus, dass sie von verflucht knapp anliegenden und gut sitzenden Hosen sprach. Hier wurde also über eine erst eingebrachte Klage referiert. Von einer Ehescheidungsverhandlung können die Schnüffler nicht ferngehalten

Digitized by Google

werden; sie wissen im Falle der Geheimerklärung als »Vertrauensmänner« doch immer wieder Einlass zu finden. Die Toleranz unserer Gerichte der Journaille gegenüber ist eine wahrhaft bewundernswerthe. Die Veröffentlichung von selbst wahren Thatsachen des Privat- und Familienlebens ist strafbar, aber leider ein Antragsdelict, und welchem Ehemanne kann man es zumuthen, dass er die Publicität seiner Alkovengeheimnisse durch eine Ehrenbeleidigungsklage gegen die Publicistik vergrössere? Hier wäre es Pflicht der Gerichtskanzleien, die Reportage durch Geheimhaltung der Termine von für die Oeffentlichkeit irrelevanten Verhandlungen thunlichst zu erschweren.

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Cg. IV 725/2
9

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Oberlandesgericht in Wien als Berufungsgericht hat unter dem Vorsitze des k. k. Oberlandesgerichts-Vice-Präsidenten v. Scharfen im Beisein der k. k. Oberlandesgerichtsräthe Dr. v. Noe, Hummel, Dr. Schimm und v. Čischini als Richter, in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers in Wien, I., Elisabethstrasse 4, Klägers, vertreten durch Dr. Albert Weingarten, wider Justinian Frisch, absolvierten Juristen und Herausgeber der Zeitschrift ‚Im Feuerschein' in Wien, I., Bauernmarkt 3, Beklagten, vertreten durch Dr. Julius Monath, wegen 3000 K s. N. G. infolge Berufung des Beklagten gegen das Urtheil des k. k. Landesgerichtes Wien vom 29. Jänner 1902 G. Z. Cg. IV 725/1, 5 *auf Grund der mit beiden Parteien am 28. März 1902 durchgeführten mündlichen Berufungsverhandlung zu Recht erkannt:*

Der Berufung des Beklagten wird keine Folge gegeben und das Urtheil des Gerichtes erster Instanz, welches in seinem abweislichen Theile unberührt bleibt, im Uebrigen bestätigt.

Der Beklagte ist schuldig, dem Kläger die mit 204 K 60 h bestimmten Kosten des Berufungsverfahrens binnen 14 Tagen bei Execution zu bezahlen.

Entscheidungsgründe

Die Ablehnung der auf Ergänzung der Verhandlung abzielenden Anträge ist darin begründet, dass dieselben irrelevant sind.

Es ist gleichgiltig, welches Verhältnis zwischen dem Kläger und Moriz Frisch bestand, weil der Beklagte, der mit Moriz Frisch nicht identisch ist, daraus jedenfalls keine Rechte für sich ableiten könnte.

In die ziffermässige Feststellung der aus den Expensnoten des Dr. W. und des Dr. K. abgeleiteten Entschädigungsansprüche des Klägers einzugehen, hatte das Berufungsgericht keinen Anlass, weil selbst bei Annahme, dass sich die auf Bl. P. 16 vorkommende Anerkennung der Höhe der vom Kläger gemachten Aufwendungen nur auf die Post per 362 K 36 h beziehe — was aber mit Rücksicht auf die unbestritten gebliebene Constatierung im Urtheilsthatbestande, wonach die Höhe der vom Kläger angegebenen Schadensbeträge von 544 K 03 h, 371 K 40 h und 362 K 36 h schliesslich nicht bestritten wurde, nicht anzunehmen ist —, gegen die einzelnen Beträge abgesehen von einer kleinen Post per 5 K 90 h in erster Instanz keine Einwendungen erhoben wurden, die diesfälligen in der Berufungsinstanz vorgebrachten Bemängelungen sich daher als Neuerungen darstellen, auf welche nach § 482, Abs. 2 C. P. O. kein Bedacht zu nehmen ist.

Es erübrigt sonach nur mehr die Ueberprüfung des Urtheiles in rechtlicher Beziehung.

Das vom Beklagten am 5. October 1901 in den Strassen Wiens affigierte Placat: »Die Fackel ist todt« etc. fällt zwar nicht direct unter die Sanction des § 22 U. R. G., aber es ist ein Vorbereitungsact zu der in der fraglichen Gesetzesstelle bezeichneten rechtswidrigen Handlung, welcher dieselbe wirksam zu machen und die Irreführung des Publicums über die Identität der Werke zu befördern geeignet ist.

Wegen dieses Zusammenhanges des vorbereitenden Actes mit der verbotenen Handlung selbst ist das in § 22 U. R. G. dem Urheber eingeräumte Entschädigungsrecht auch anf diejenigen Auslagen zu beziehen, welche zur Abwehr des durch das fragliche Placat auf das Publicum erzielten Eindruckes nothwendig waren.

Hiedurch rechtfertigt sich der in seiner Höhe anerkannte Anspruch von 362 K 36 h.

Was die Beträge von 538 K 13 h und 371 K 40 h betrifft, so ist zunächst im Principe folgendes zu bemerken: Es ist richtig, dass die Kosten eines Verfahrens als Accessorium des Hauptanspruches in der Regel von derjenigen Behörde festzustellen sind, vor welcher die Sache verhandelt wurde, und dass hiefür die Normen des betreffenden Verfahrens massgebend sind.

Digitized by Google

Das gilt aber nur dann, wenn das Verfahren vor jener Behörde zur definitiven Regelung der Sache bestimmt war, und nicht dann, wenn es sich dort nur um Verfügungen handelte, welche die einstweilige Sicherung des Ansprechers bezweckten, ohne die Sache endgiltig zum Austrage zu bringen.

Die obigen Beträge stellen sich nun als die Kosten solcher provisorischer Sicherungsmassregeln dar, bezüglich welcher, soweit es die einstweilige Verfügung des Bezirksgerichtes Innere Stadt II betrifft, in § 393 E. O. der Ersatzanspruch ausdrücklich vorbehalten ist.

Dies ist zwar bezüglich des vom Bezirksgerichte Josefstadt in Strafsachen gemäss § 22, Abs. 3 U. R. G. erlassenen Verbotes nicht der Fall, allein da auch diesem der Charakter einer vorbereitenden Massregel zur Sicherung des strafrechtlichen Schutzes des § 52, al. 4 U. R. G. zukommt, so ist die analoge Anwendung obiger Bestimmung der E. O. nicht ausgeschlossen.

Dieser Auffassung steht auch der Umstand nicht entgegen, dass das Strafgericht die Bestimmung dieser Kosten, rücksichtlich den Auftrag zur Zahlung derselben an den Beklagten abgelehnt hat: weil der Beklagte sich keiner strafbaren Handlung schuldig machte, daher die St. P. O. keine Handhabe bot, ihn zum Kostenersatze zu verurtheilen, diese Kosten aber durch die rechtswidrige Handlung des Beklagten veranlasst wurden, der Kläger, welcher sie vorschussweise bestreiten musste, hiedurch beschädigt erscheint, daher nach § 22 U. R. G. deren Ersatz verlangen kann.

Hinsichtlich der Höhe dieser Beträge ergibt sich schon aus der Begründung der Ablehnung der Ergänzungsanträge, warum das Berufungsgericht auf die diesfalls vorgebrachten Bemängelungen nicht eingegangen ist.

Anlangend endlich den Betrag von 528 K 11 h, wodurch die Summe obiger Beträge auf die zuerkannten 1800 K ergänzt wird, handelte es sich um die Auslegung, welche dem Worte: »Entschädigung« im § 22 U. R. G. zu geben ist.

Es ist nicht zu verkennen, dass bei dem Umstande, als im § 57 bezw. 60 U. R. G. der Fall eines Eingriffes geregelt wird, während der § 22 U. R. G. von der illoyalen Concurrenz in Bezug auf die äussere Erscheinung eines Werkes handelt, die Begriffsbestimmung, welche von

Digitized by Google

der Entschädigung in § 57 gegeben wird, nicht ohneweiters auf vorliegenden Fall angewendet werden kann.

Gleichwohl glaubte das Berufungsgericht an der Berechtigung auch dieses Anspruches festhalten zu sollen.

Mangels einer näheren Erklärung des Wortes Entschädigung im § 22 U. R. G. ist auf die Bestimmungen des a. b. G. B. über den Schadenersatz zurückzugehen.

Nach § 1324 a. b. G. B. gebührt im Falle eines aus böser Absicht oder aus einer auffallenden Sorglosigkeit verursachten Schadens dem Beschädigten die volle Genugthuung und unter letzterer ist nach § 1323 a. b. G. B. nebst dem erlittenen Schaden und dem entgangenen Gewinne auch die Tilgung der verursachten Beleidigung zu verstehen.

Nun handelte der Beklagte in diesem Falle offenbar dolos, da er in keiner Weise berechtigt war, seinem neuen Werke den Anschein einer Fortsetzung des früheren Unternehmens zu geben, und Alles, was von ihm zur Darthuung seiner bona fides in dieser Beziehung angeführt wird, sich höchstens auf seinen Vater Moriz Frisch wegen des behaupteten Gesellschaftsverhältnisses beziehen könnte, nicht aber auf ihn, der durch die Herausgabe des neuen Werkes im Kleide des alten einen Act bewusster unlauterer Concurrenz verübte.

Der Beschädigte kann somit die volle Genugthuung, daher auch zur Tilgung der verursachten Beleidigung einen entsprechenden Betrag verlangen, wodurch der Zuspruch obigen Betrages gerechtfertigt erscheint.

Das angefochtene Urtheil war demnach zu bestätigen.

Der Ausspruch über die Berufungskosten beruht auf § 41 und 50 C. P. O.

Wien, am 28. März 1902.

K. k. Oberlandesgericht, Abtheilung IV
Scharfen m. p.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7·—
„ „ „	18	„ „	„ 3·60
„ das Deutsche Reich	36	„	M. 7·—
„ „ „ „	18	„	„ 3·60
„ die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	„ 8·20
„ „ „ „	18	„	„ 4·20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit des gelegentlichen Aussetzens vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

[illegible] in allen Postanweisungen und Zeitungsbureaus, [illegible] bei allen Postämtern in die Postsparcassen unter Nr. 12620 [illegible] österreichischen Post [illegible]

[illegible] Wien III Rennweg 4.

[illegible] Nr. 857.864.

[illegible]

[illegible] Wien, Baumgasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 100 WIEN, ANFANG APRIL 1902 IV. JAHR

Die antisemitische Presse hat seit jeher die Erfüllung ihres Programmes darin erblickt, dass sie der capitalistischen Blutsauger des Volkes im Text der Annoncenseiten gedachte, aber ihr redactionelles Gewissen toben liess, sobald es durch die Mär von irgend einer Blutabzapfung, die in den Wäldern von Polna so gut wie in der Pramergasse geschehen kann, irritiert ward. Der Ritualmord dünkt ihr nach wie vor die bessere Agitationswaffe als jener hundertmal gefährlichere Ritualraub, der erwiesen ist und auf den Blättern der österreichischen Wirtschaftsgeschichte mit schreienden Lettern verzeichnet steht: ihn anzuzeigen macht nur ein integrer, wahrhaft christlichsocialer Sinn zur Pflicht, ihn verschweigen sichert in jedem einzelnen Fall einen ansehnlichen Hehlergewinn . . . Treu hält College Schwer, ein erprobter Blutabzapfungsprüfungscommissär, die Wacht und sieht darauf, dass ohne sein Wissen kein Blutstropfen eines »arischen Dienstmädchens« zur Erde falle. Wir sahen das alte Schauspiel. Und die jüdische Presse, die sich mit einem Echauffement ins Zeug legte, das einer schlechteren Sache würdig gewesen wäre, die mit einer Beflissenheit die Defensive ergriff, als ob's einen alten Bankdieb zu decken gegolten hätte, lieferte wieder einmal dem auf Irrwege gerathenen Antisemitismus die besten Vorwände. Anstatt eine Dummheit sich ausleben zu lassen, schreit sie, eingedenk jenes fluchwürdigen Gebotes jüdischer Solidarität: »Es gibt nichts zu untersuchen!« Durch ihr

aprioristisches Verneinen hat sie dem schwersten Verdacht Thür und Thor geöffnet, der Frage, ob nicht auch das Zeitalter der drahtlosen Reclame und des noch nicht construierten Luftschiffes für traurige Residuen dumpfen Sectenglaubens Raum haben könnte, von vornherein ihren ganzen blödsinnigen Aufklärungshochmuth entgegengestellt und jenes Ideal der Toleranz bethätigt, das höchstens Meldungen über christliche Ritualmorde in Belgien, Russland und China glaubhaft findet. Und so ist sie denn dank der vertrackten Pünktlichkeit, mit der sie auf jede Albernheit hineinfällt, heute selbst zur Uhr geworden, die die »schweren, dunklen Stunden für Israel« anzeigt. . . Die antisemitische Presse aber darf sich, wenn sich das liberale Pathos ausgetobt hat, grossmüthig zeigen und nach der durch einen »hervorfagenden Arzt und Gesinnungsgenossen« besorgten Untersuchung erklären, dass »von irgend einer Blutabzapfung der Theresia Jedlicka absolut nicht gesprochen werden« könne. Mit wissenschaftlicher Objectivität wird in der Redaction des ‚Deutschen Volksblattes' festgestellt, dass »die beiden kleinen Wunden, die das Mädchen an den beiden Unterarmen besitzt, ihren Sitz neben den Adern haben, weshalb ein grösserer Blutverlust als ausgeschlossen bezeichnet werden muss«. Aufathmend verzeichnet die liberale Journalistik dies bemerkenswerthe Zugeständnis, und die ‚Neue Freie Presse' kann als die lauteste Interpretin nunmehr überstandener Sorgen des Tages Gewinn doppelt hoch bewerthen. Sie hat, da die anderen bloss zu betheuern wussten, dass kein Blut abhanden gekommen war, in der ihr eigenen Weise des Räthsels Lösung gefunden und dem »Blutmärchen aus der Pramergasse« ein nüchternes, in Zahlen auszudrückendes Ende gesetzt. »Die Mägde erzählten«, schrieb sie, »dass sie bei ihren Dienstgebern sehr zufrieden waren, doch habe sie bald eine Beobachtung stutzig gemacht und zuerst ihren Argwohn geweckt; sie hatten entdeckt, dass oftmals die Suppe mit Blut gekocht wurde. Nun

Digitized by Google

stellte sich heraus, dass das, was die Mägde für Blut hielten, Maggi's Fleischextract war.« Und zwei Tage später mit derselben Deutlichkeit und in demselben gesperrten Druck: »Die Jedlicka gieng sofort zur Credenz und entnahm dem Innern derselben mit sicherem Griff eine braune Flasche, von der sie erklärte, dass sie Blut enthalte. Diese Flasche wurde dann zu Amte gebracht, auf den Gerichtstisch gestellt, und es wurde protocollarisch constatiert, dass diese Flasche Maggi's Fleischextract enthalte.« So löst sich denn Alles in ein Wohlgefallen auf, an dem besonders die Administration betheiligt ist. Am Ende war das Ganze nur eine kunstvoll eingefädelte Textreclame? »Es gibt keinen Ritualmord!« wird uns noch oft und oft dröhnend betheuert werden. Wir aber, denen ohnedies der Glaube fehlt, werden immer nur die Botschaft heraushören: »Maggi's Fleischextract ist der beste!«

* * *

Ueber den Geist unserer Volksschule, diesen Compromiss zwischen atomisierend liberaler und ständisch conservativer Gesinnung, hat zum erstenmal im Abgeordnetenhause ein Vertreter des vierten Standes gesprochen. Der Sprecher war ein Lehrer. Was hatte, nachdem zwei Jahrhunderte lang — seit John Locke's »Thoughts concerning the education« — die Erziehung des Individuums und die Erziehung zum Individuum durchdacht worden ist, ein socialistischer Pädagoge nicht alles über die neue Aufgabe der Classenerziehung zu sagen! Wie einst das Recht des civis Romanus dem werdenden modernen Staat aufgepfropft ward, hat man, da die allgemeine Schulpflicht proclamiert wurde, die Bildung der Gentry auf die mannigfachen Schichten einer modernen Gesellschaft übertragen, und liberalen Geistern mag noch heute die Erkenntnis fehlen, dass jeder Classe ihre

Digitized by Google

eigene Moral immanent ist und dass eine andere Lebensauffassung im Sohn des Bauers, dem Regen und Sonnenschein den Arbeitsertrag zumessen, eine andere im Kinde des Proletariers, der von Arbeitskrisen bedroht ist, keimt. An den geistigen Bedürfnissen von Vätern, für die die Bitte »Unser täglich Brot gib uns heute!« nicht mehr noch minder als »Schütze uns vor Arbeitslosigkeit!« bedeutet, war der Ideengehalt zu messen, den unsere Schule ihren Söhnen vermittelt, ein Unterricht war zu kritisieren, der von Werth und Würde der Arbeit wenig, gar nichts von ihrer Theilung und vom Zusammenschluss niedrigster Leistungen zu den höchsten Werken lehrt und der immerzu, was die Könige bauten, jenen verkündet, die da wissen sollen, was die Kärrner zu thun haben. Die Schule und die besitzlosen Volksclassen: wahrlich, Herr Seitz hatte Gelegenheit, das Tiefste zu sagen, was seit drei Jahrzehnten zu den Ohren der Parlamentarier gedrungen ist, und bei allen Objectiven die Bedenken gegen den Anschluss der Volkslehrer an die Volksmasse, der durch den Uebertritt zur Socialdemokratie bekundet werden soll, zu zerstreuen. Herr Seitz hat vier Stunden lang gesprochen, und er hat nichts bewiesen, als schlechte Manieren und — nach einem hübschen Wort des Ministers Hartel — mangelnde Uebung im Citieren. Kenner, welche die »socialpolitische« Welt nicht durch die Parteibrille betrachten, hat er nicht enttäuscht; ihnen war schon vorher bekannt, wes Geistes Kind der Mann ist, der die dummen Bübereien des abgedankten Sonntagshumoristen Ludwig Bauer gegen den Kaiser durch Interpellationen immunisiert, damit ein profitbedürftiger Drucker endlich doch sein Geschäft mache. Beschämt hat er nur die Socialdemokratie, deren Centralorgan den Kummer über die Enttäuschung mit Kübeln Lobes begoss, und aufrichtigen Dank hat er sich, da er weidlich auf die Christlichsocialen losschimpfte, bei der ‚Neuen Freien Presse' verdient, die's ihm denn auch

Digitized by Google

— nachsah, dass er die Beispiele für reactionäre Erziehung just einem Lehrbuch des liberalen Schulmannes Franz Mair entnommen hatte, und die — obwohl bekanntlich kein Bündnis zwischen Liberalen und Socialdemokraten besteht — einmüthig mit der ‚Arbeiter-Zeitung' die Entlarvung der Citierungskünste des Herrn Seitz durch den Unterrichtsminister unterschlug. †

* * *

In der ‚Fackel' wurde, als die Bilanz der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft« erschien, auf die Unzukömmlichkeit hingewiesen, dass in ihr die Actien der »Böhmischen Escomptebank«, ohne dass eine Coursreserve gebildet worden wäre, mit dem Werthe von 1000 Kronen eingestellt sind, obgleich die »Böhmische Escomptebank«, wie bereits verlautbart war, für das Jahr 1901 nur 40 Kronen Dividende zahlt. Wie es aber zu diesen 40 Kronen kam, darüber hat die seither veröffentlichte Bilanz der »Böhmischen Escomptebank« Aufschlüsse gegeben, statt welcher freilich die Leser unserer Börsen- und unserer »unabhängigen« Blätter lediglich fette Inserate zu Gesicht bekamen. Die »Böhmische Escomptebank« ist seit etwa zwanzig Jahren Besitzerin des Hauses am Graben in Prag, in dem ihre Bureaux untergebracht sind, seit zehn Jahren Besitzerin eines Hauses in Teplitz, und vor zwei Jahren hat sie Häuser in Karlsbad und Tetschen erworben. Ein Conto für diese Häuser war bisher in keiner Bilanz zu finden; ihr Ankauf war aus den laufenden Erträgnissen bestritten worden, und ihr Werth bildete also eine stille Reserve. Aber in der letzten Bilanz erscheint plötzlich ein Immobilienconto in der Höhe von 1,300.000 Kronen: das bedeutet, dass der Reingewinn für das Jahr 1901, der unwesentlich höher ist, zum grössten Theil durch die Heranziehung einer Reserve errechnet wurde; der

Digitized by Google

Rest ward dem Gewinnvortrag, der im letzten Jahre 1,245.000 Kronen betrug, entnommen, und es ist nicht zu bezweifeln, dass die »Böhmische Escomptebank« im Jahr 1901 nicht nur keine Dividende getragen, sondern mit Verlust gearbeitet hat. Aber in der Bilanz der »Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft« werden auch weiterhin Actien, die auf 400 Kronen lauten und sich nicht verzinsen, mit 1000 Kronen bewerthet bleiben. Und die nicht befriedigten journalistischen Erpresser stören ebensowenig wie die befriedigten solche Bilanzierungskunststücke, weil die einen wie die anderen nicht imstande sind Bilanzen zu lesen. +

* * *

Herr v. Mauthner hat neulich wieder recht beweglich über die Höhe der von Actiengesellschaften zu entrichtenden Steuern geklagt, und er hält es für höchst ungerecht, dass die Skoda-Werke, seitdem sie in eine Actiengesellschaft umgewandelt wurden, weit mehr Steuern als vordem, da sie einem Privatmann gehörten, zahlen müssen. Natürlich gilt allen liberalen Blättern, was für Herrn Mauthner unrecht ist, als unbillig, und natürlich finden sie es absurd, dass der Staat zwischen Privatfirmen und Actiengesellschaften einen Unterschied macht, den sie selbst — gleichfalls machen. Eine Actiengesellschaft hat — man sehe im Inseratentarif der ‚Neuen Freien Presse' (Mosse's Katalog) nach — höhere Inseratengebühren zu zahlen als eine Privatfirma. Und nun könnte man fragen: Ist die Forderung grösserer Abgaben nur, wenn sie der Staat an die Actiengesellschaften stellt, ein Missbrauch oder auch, wenn sie von den Zeitungen erhoben wird, — Corruption? Die Antwort ist nicht schwer: Die Zeitungsmacht ist grösser als die Staatsmacht, und darum haben die Zeitungen auch grössere Rechte als der Staat. +

* * *

Digitized by

Die liberalen Blätter haben die Berichte über die Handlungsgehilfenwahlen, die am 6. April in der Rotunde stattfanden, mit Blut geschrieben. Aber die ‚Arbeiter-Zeitung' will, dass dieser besondere Saft für die Schilderung von Wahlen vorbehalten bleibe, bei denen die Christlichsocialen durchdringen, und sie kanzelte ihre freisinnigen Colleginnen tüchtig ab. »Jedes Handgemenge, jede Rauferei zwischen ein paar Leuten«, schrieb sie, » wird da gleich zu einem ‚fürchterlichen Sturm' aufgebauscht; wenn eine Gruppe über eine Strasse läuft, ist das gleich eine ‚wilde Flucht'.« Am ärgsten habe es die ‚Neue Freie Presse' getrieben, »die die Wahl ‚die Wahlschlacht im Prater' betitelt«. Weil's zwischen ein paar Leuten Schläge setzte, eine Schlacht, statt einer harmlosen Rauferei! Die ‚Arbeiter-Zeitung' hasst bekanntlich die Uebertreibungen, und sie hat ihrerseits die läppischen Raufscenen wie folgt geschildert: »Die Christlichsocialen kämpften mit der Kraft der Verzweiflung«, obgleich ihr Führer Axmann »so feig davongelaufen« war. Aber es nutzte nichts: die gesammte Vertretung der Handlungsgehilfen ward »von den tapferen Socialdemokraten unter den Angestellten erobert und erstritten«. Und die Wahlen endeten mit einem »glänzenden Sieg« der Socialdemokraten. Eroberung und Sieg und doch — keine Wahlschlacht? Nein, nach der ‚Arbeiter-Zeitung' hat es bloss einen »schweren Wahlkampf« gegeben . . . Aber die socialdemokratischen Handlungsgehilfen haben für so feine Unterscheidungen keinen Sinn, und die Auffassung, die sie sich von den Vorgängen in der Rotunde zurechtgelegt hatten, war eine viel friedlichere: Sie betrachteten das Hantieren mit den Stimmzetteln als ein Spiel, jubelten »Pick ist Atout!« und waren sich ebensowohl wie ihre Gegner bewusst, dass es nur auf's Glück und nebstbei noch darauf ankomme, wer am besten »packelt«.

* * *

Der ‚Neuen Freien Presse' (12. April) zufolge hat die Deutsche Volkspartei eine Störung des Parlamentsfriedens, »unvorhergesehene Zwischenfälle ausgenommen, gar nicht ins Auge gefasst«. Das ist die verwickeltste »Lage«, die es bisher in Oesterreich gegeben hat. Schon bisher war Oesterreich das Land der

Digitized by Google

Unwahrscheinlichkeiten; aber unwahrscheinlich war immer nur, was eintraf, und »vorausgesehen« hatte man stets das Wahrscheinliche. Jetzt aber sieht die Deutsche Volkspartei die unvorhergesehenen Zwischenfälle vorher. Nun, vielleicht werden sie gerade deshalb nicht eintreten.

* * *

Zeitungsschreiber, die, wenn sie wegen Beleidigung ihrer persönlichen Ehre klagen, an einen armen Teufel erinnern, der sich als Opfer eines Millionendiebstahls bezeichnen würde, und die wegen Irreführung der Behörde in Untersuchung gezogen oder auf ihren Geisteszustand geprüft werden müssten, discutieren noch immer die Frage, ob die Zeitung eine Ehre hat. Und wenn sie schon zugeben, dass Schmähungen, die gegen das einzelne Zeitungsblatt gerichtet sind, nicht unter Anklage gestellt werden können, so bleiben sie doch steif und fest dabei, dass die beleidigende Kritik des geistigen Inhalts der Zeitung eine Beleidigung der Redacteure sei, von denen dieser Inhalt herrühre. Aber nicht einmal, sofern sie ein Geistesproduct ist, wird die Zeitung ausschliesslich oder auch nur vorwiegend von ihren Journalisten erzeugt, und wer die ‚Neue Freie Presse' und das ‚Neue Wiener Tagblatt' als »Masseusenblätter« bezeichnet, weist deutlich auf ihre — weil sie bezahlen, statt bezahlt zu werden — werthvollsten geistigen Mitarbeiter hin. Vollends lächerlich wird aber die Identificierung der Zeitungsschreiber mit der Zeitung, wenn von dem Zeitungsblatt die Rede ist und die Herren, in einer nur zu begreiflichen Befangenheit, in dessen Bezeichnung als einer »für jedermann käuflichen Waare« eine Anspielung des Obersten Gerichtshofs erblicken wollen und sich unter den »Erzeugern« dieser Waare gemeint glauben. Natürlich ist das Zeitungsblatt eine Waare, und es theilt diese Eigenschaft — ohne Rücksicht auf seinen

Digitized by Google

Inhalt — mit den Büchern, die die kostbarsten literarischen Erzeugnisse enthalten. Aber Goethe ist so wenig der Erzeuger eines Exemplars von Goethes Werken — einer für jedermann käuflichen Waare —, wie die Redaction die Erzeugerin eines Zeitungsexemplars. Keine Aufregung, meine Herren! Der Oberste Gerichtshof ist nicht die ‚Fackel' und hat mit dem Worte »käuflich« durchaus nichts Anzügliches sagen wollen. Im juristischen Sinne ist kein geistiges Product eine Waare, und erst ein Reproductionsverfahren — hier Satz und Druck — macht Waaren aus den Werken der Helden wie der Taglöhner des Geistes. Das Zeitungsunternehmen aber umfasst neben der Redaction auch alles andere: Die Administration mitsammt der so undankbar vergessenen Inseratenverwaltung und die technische Herstellung. Und es bleibt dabei: Dieses Unternehmen kann, weil es nicht zu den Ehre besitzenden juristischen Personen gehört, nicht wegen Ehrenbeleidigung klagen. Zielt hingegen die Beleidigung einer Zeitung auf irgend ein Glied des Unternehmens — nicht bloss auf Redacteure — ab, so hat der Oberste Gerichtshof das Klagerecht nicht versagt, und dieses Recht wird auch fernerhin ebenso unangetastet wie unausgenützt bleiben.

§

* * *

Sie hatten gesprochen. Der Jurist, der namhafte Jurist, die geschätzte und die hochgeschätzte, die beachtenswerthe und die ernste Seite und schliesslich sogar der angesehene Richter. Mit dem ganzen Schwergewicht ihrer anonymen Autoritäten waren sie in's Vordertreffen des Kampfes gestellt worden, der um die Entscheidung des Obersten Gerichtshofes entbrannt war. Aber sollte sich denn — so hörte man fragen — kein Rechtskundiger finden, der bereit wäre, mit vollem Namen und unter Gewährung der vollen Garantie, dass er wirklich existiere, in den Spalten der ‚Neuen Freien Presse' dem Obersten Gerichtshof den — wie sagt man

Digitized by Google

doch nur — »Fehdehandschuh hinzuwerfen«? Richtig — und ein Beben gieng durch die Reihen der höchsten Richter —, am Abend des 5. April trat er auf den Plan. Er hört auf den Namen Moriz Sternberg, ist ein kleiner Concipient und hat in der ‚Gerichtshalle' in unzulänglichem Deutsch einen Artikel veröffentlicht, dessen Nachdruck die ‚Neue Freie Presse' eine lange Spalte öffnet und den sie »interessant« nennt. Noch interessanter wird die Sache, wenn man bedenkt, dass Herr Sternberg niemand geringerer als der Bruder des durch seinen Humor allgemein beliebten St—g ist. Aber auch er scheint eine satirische Ader zu besitzen. Für den Humor freilich, der darin liegt, dass man s e i n e Meinung der des Obersten Gerichtshofes gegenübergestellt hat, ist er nicht verantwortlich. Aber ungemein belustigend wirkt seine Berufung auf den Strafrechtsprofessor Lammasch, der vermöge eines Missverstehens seiner Untersuchung über den Beleidigungsparagraphen, für das er als Prüfer Herrn Sternberg vielleicht durchfallen liesse, zum Eideshelfer für die ‚Neue Freie Presse' avanciert. Und auch an sich entbehrt die Situation nicht der amerikanischen Komik, in der ein Lammasch, den die Journaille nicht erst seit den Tagen der Abstimmung über den Zeitungsstempel als »Reactionär« kennen und fürchten muss, der consequenteste und vornehmste Schützer des Staates gegen die Uebergriffe frecher Presstyrannis, für die »Ehre der Zeitung« Zeugenschaft leisten muss. Aber der Einfall des führenden Blattes deutschösterreichischer Intelligenz, den kleinen Bruder eines der grössten Sonntagsschmöcke als juristische Capacität vorzuführen, hat im Grunde nichts Ueberraschendes. Was in der ‚Neuen Freien Presse' nicht bezahlt ist, war seit jeher nichts anderes als die ehrliche Meinung eines Bruders über den andern, eines Onkels über den Neffen und eines Schwagers über die Schwägerin. Tief wurzelt in diesem Blatte die Familie. Der Adoptivsohn des Herrn Wittmann schreibt graziöse Operettenmusik, der Neffe des Economisten wird als talentvoller Advokat empfohlen, das Töchterchen des Inlandredacteurs zeigt in Schülervorstellungen discreten Humor und wird als muntere Liebhaberin von Reclamenotizen ihren Weg machen, die Schwägerin des Herrn Hanslick, eine Frau Wohlmuth-Petrasch, ward einst im Theater- und Kunsttheil die »bedeutendste Recitatorin b e i d e r Hemisphären« genannt, und so ist man schliess-

Digitized by Google

lich auch darauf gefasst, in dem Bruder des Localreporters einen interessanten Juristen kennen zu lernen.

Eine begabte Frau, das erste ausserhalb der Clique gewachsene dramatische Talent, hat sich aus der Welt fortgemacht, weil drei Einacter nach der zweiten Aufführung vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters abgesetzt wurden. Diese zweite Aufführung trug laut Aussage des Herrn Bukovics 2200 Kronen und hätte mehr getragen, wenn der Frühlingssonntag nicht die Parquetbesucher und die Zuweisung des Reinertrags an die »Deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft« nicht die Logenbrüder vom Hause ferngehalten hätte. Stücke des Herrn Bahr haben, wie in einem Schwurgerichtsprocesse dargethan wurde, durchschnittlich weit weniger getragen. Dennoch hat man nichts von einer Absetzung, nichts von einem Selbstmord des Herrn Bahr vernommen. Im Gegentheil! Die Sonntagsgunst der Direction lächelte auch den bei der Première verhöhnten Machwerken, und durch eifriges »Poussieren« gelang es, den Tantièmensack einflussreicher Kritiker zu füllen. Herr Bukovics lege öffentlich Rechnung über die zweite Einnahme des Buchbinder'schen »Spatz«, und für den Fall, dass sie günstig war, bekenne er, ob er diese Spottgeburt von Dreck und Talentlosigkeit wie eine werthvolle literarische Arbeit zu misshandeln gewagt hätte, wenn das Erträgnis nicht grösser als 2200 Kronen gewesen wäre! Der Revolver, der so oft an der Schwelle der Volkstheaterkanzlei losgieng, hat nie den Autor getödtet ....

Digitized by Google

Frage an das Schicksal: Hätte sich jene Frau auch dann erschiessen müssen, wenn sie nicht ein Fünkchen Talent und die Verbindungen besessen hätte, die das materielle Gelingen etwa durch die Parole sichern: »Schwester Baumberg wünscht einen grossen Erfolg«?

* * *

Im Theater in der Josephstadt kann man jetzt allabendlich erschüttert einem Schauspiel tiefer Erniedrigung beiwohnen. Der echteste und letzte Künstler des Wiener Volkshumors, der seit Jahrzehnten sich selbst spielt und den jeweilig als Autoren zeichnenden Hausierern zu Tantièmen verhilft, Alexander Girardi, ist dazu verurtheilt, sich frohgemuth in einer Jauche des Herrn Buchbinder zu tummeln. Für die völlige Verwahrlosung der Volksbühne, für die endgiltig beschlossene Verwüstung alles Urthümlichen, für die Hinopferung der letzten Schätze einer individuellen Cultur im Dienste des talentlosesten und anrüchigsten Theaterjobberthums ist nichts bezeichnender als die Verbindung des Namens Girardi mit dem Namen des vormaligen Budapester Polizeireporters. Ueber die Mache des Stückes »Er und seine Schwester« ist nichts zu sagen, als dass selbst Herr Landesberg, gewiss ein unverdächtiger Gewährsmann, erklärt hat, alle seine Situationen seien uns schon »viel tausendmal in allen Variationen vorgespielt und vorgesungen« worden. Aber Herr Buchbinder weiss sich nicht nur das Fremde anzueignen; er macht es sich kraft der persönlichen und penetranten Gesinnung, von der er jeder seiner Bühnenfiguren mittheilt, wahrhaft zu eigen. So führt er uns in die ihm vertraute Sphäre der Wechselbeziehungen zwischen Theater und Presse ein und versteht es, gleich zu Beginn durch die Bemerkung, dass ein Kritiker eine Schauspielerin »angegriffen« habe, schalkhaft eine doppelte Perspective zu eröffnen. Derselbe Kritiker fragt den ihn beleidigenden Bruder einer Debutantin, ob er sich denn »nicht fürchte«, dass man sein Benehmen die Schwester »entgelten lassen könnte«. Diese warnt er, der offenbar die Rubrik »Hinter den Coulissen« im ‚Neuen Wiener Journal' nicht schreibt, vor der

Digitized by Google

Bühnenlaufbahn, weil die Theaterdamen »Freiwild für gewisse Elemente« seien, und von ihm selbst, dem Journalisten, sagt einer im Stück, er sei so einflussreich, dass man getrost mit ihm »einbrechen gehen« dürfe, ohne dass einem etwas geschehen könnte. . . . . Dass fast jede Situation des Stückes eine Insulte gegen den Schauspielerstand ist, scheint die Schauspieler nicht zu alterieren. Sie wissen es besser als der Autor, dass fast jede Situation auch eine Insulte gegen den parasitären Journalismus ist, und mit kundigem Blick hat der Regisseur an die Wand der Redactionsstube, deren Leben uns Herr Buchbinder ohne jede feindliche Absicht zeigt, die Porträts der Herren Lautenburg und Angelo Neumann gehängt. Aber die schwerste Beleidigung empfindet doch der Zuschauer, der sich dagegen wehren möchte, dass die Liebedienerei eines Theaterdirectors vor der Presse ihn für drei Stunden in eine Athmosphäre von Cretinismus und moral insanity zwingen will. In jeder Scene spritzt der Dreck bis zur letzten Gallerie, und auch dort, wo Herr Buchbinder sentimental wird und für die bürgerliche Tugend eintritt, hält man sich die Nase zu. Dieser Dialog scheint aus den Canälen der deutschen Sprache heraufzudringen. Er kann, wenn Girardi und die Niese zur Stelle sind, gesprochen werden. Aber man kann sich nicht vorstellen, dass dergleichen je in Handschriftform vorhanden war.

* * *

Herr Gabor Steiner, Wiens maître de plaisir, der gegenwärtig zwischen Orpheum, Prater und Theater an der Wien die Stadt in einem Automobil durchrast und die Chancen der für den Sommerbetrieb verfügbaren Lebensfreudigkeit mustert, er, der sich nachgerade das Epitheton des »Unverwüstlichen« errungen hat, ist neulich in dem Organ der Deutschen Bühnengenossenschaft von einer Seite gezeigt worden, die man an ihm nach gelegentlichen Civilprocessen mit entlassenen Mitgliedern bloss vermuthet hatte. Wir lernten nämlich den »Hausvertrag« kennen, den der Director des Danzer'schen Orpheum und Beherrscher von »Venedig in Wien« seine Angestellten unterschreiben lässt, wir erfuhren, welches die sociale Basis ist, auf der zur Zeit im Theater an der Wien zwei-

Digitized by Google

hundert Tricotmädchen die Schenkel schwingen. Das Organ der Deutschen Bühnengenossenschaft, Nr. 13, meint, Herr Steiner habe einen Vertrag eingeführt, »in dem die gefährlichen Paragraphe so stark in der Mehrzahl sind, wie wohl in keinem andern«, und spricht von einem »Mustervertrag, wie er nicht sein soll«. Vier Paragraphe werden als irrelevant nicht citiert, von § 9, nach welchem männlichen und weiblichen Mitgliedern das erforderliche Costüm geliefert wird, ausdrücklich zugegeben, dass er vortheilhaft sei.

Die anderen aber lauten:

§ 2. Der Direction steht das Recht zu, diesen Vertrag an jedem Tage des ersten Engagementsmonates derart zu kündigen, dass der Vertrag nach acht Tagen, vom Tage der erfolgten Kündigung an gerechnet, gelöst ist.

Die Direction behält sich jederzeit das Recht der vierzehntägigen Kündigung vor.

Der Direction steht das Recht zu, ganz nach ihrem Ermessen die künstlerische Thätigkeit des Mitgliedes zu verwenden. Demzufolge ist das Mitglied verpflichtet, die ihm zuzutheilenden Rollen ohne Rücksicht auf deren Grösse oder Beschaffenheit in allen Theaterstücken und Pantomimen zu übernehmen und darzustellen.

Das Mitglied ist verpflichtet, am Tage oder am Abend oder auch mehrere Male am Tage oder am Abend aufzutreten, ohne in letzteren Fällen eine separate Entschädigung beanspruchen zu können. Proben und Repertoire werden nur an der Probetafel angekündigt.

Bei neu zu lernenden Rollen müssen je zweieinhalb Bogen gewöhnlicher Schrift in einem Tage, bei Gesangsrollen in zwei Tagen gelernt werden. Die Frist läuft vom Tage der Uebernahme der Rolle oder Partie.

§ 3. Das engagierte Mitglied verpflichtet sich, vom Tage der Unterschrift dieses Vertrages bis zur Beendigung des Engagements ohne besondere schriftliche Genehmigung der Direction in keinem öffentlichen oder Privattheater oder in einem anderen öffentlichen Locale aufzutreten.

§ 4. Das Mitglied unterwirft sich den derzeit bestehenden und in Zukunft zu erlassenden Bestimmungen der Haus- und Disciplinar-Ordnung.

§ 5. Im Falle der Erkrankung eines Mitgliedes ist die Direction berechtigt, diesen Vertrag sofort zu lösen, ohne dass das betreffende Mitglied weitere Ansprüche zu erheben berechtigt ist, als auf Zahlung der Gage und des Spielhonorars bis zum Tage der Erkrankung. Doch steht der Direction auch das Recht zu, den Vertrag bestehen zu lassen und für die Tage der Krankheit den entsprechenden Gagetheil in Abzug zu bringen.

§ 7. Die Direction ist berechtigt, dem Mitgliede während der Engagementsdauer alljährlich einen Urlaub in der Dauer von .... Monaten — unterbrochen oder ununterbrochen — zu ertheilen, und ist das Mitglied verpflichtet, diesen Urlaub anzunehmen. Innerhalb dieser Frist entfällt die Zahlung der Gage.

§ 8. In folgenden Fällen steht der Direction gleichfalls das Recht zu, diesen Vertrag sofort zu lösen, ohne dass dem Mitgliede ein weiterer Anspruch zusteht, als auf Zahlung der Gage und des Spielhonorares bis zum Tage der Vertragslösung, und zwar:

a) wenn das Mitglied dienstunfähig ist;
b) wenn Krieg, politische Unruhen, Epidemien oder andere, den Besuch des Unternehmens schädigende Ereignisse, ferner Landestrauer oder Brand des Theaters oder andere Ereignisse die Schliessung der Bühne nothwendig machen. — Ob diese Nothwendigkeit vorhanden ist, hat ausschliesslich die Direction zu beurtheilen;
c) wenn die Schliessung der Bühne oder des Etablissements, in welchem sich die Bühne befindet, von der Behörde angeordnet wird;
d) wenn nachweislich die Einnahmen während ununterbrochen vier Wochen zur Deckung der Ausgaben während dieser Zeit nicht hinreichen;
e) im Falle das Mitglied das Engagement gar nicht oder nicht rechtzeitig antritt;
f) im Falle auch nur einmaliger Dienstverweigerung;
g) im Falle das Mitglied sich ohne Einwilligung der Direction aus dem Rayon jener Stadt, in welcher die Vorstellungen stattfinden, entfernt;
h) im Falle unanständigen Benehmens des Mitgliedes gegen den Director, Regisseur oder gegen die anderen Mitglieder;
i) im Falle das Mitglied den bewilligten Urlaub überschreitet;
k) wenn dasselbe ohne Erlaubnis der Direction seit Unterfertigung des Vertrages bis zur Lösung desselben auf einer anderen Bühne oder an einem anderen öffentlichen Orte der Stadt auftritt;
l) wenn dasselbe eine Probe oder Vorstellung unentschuldigt und ohne hinlängliche Ursache versäumt;
m) wenn dasselbe, aus welchem Grunde immer, strafgerichtlich verurtheilt wird.

§ 10. Sollte das Mitglied zu den vor Beginn des Engagements angesetzten Proben nicht eintreffen oder das Engagement nicht rechtzeitig antreten, so ist dasselbe verpflichtet, an Herrn Director Gabor Steiner eine der richterlichen Mässigung einverständlich entzogene Conventionalstrafe im Betrage von ... Kronen zu bezahlen, ohne dass Herr Director Gabor Steiner einen Schadennachweis gerichtlich oder aussergerichtlich zu erbringen hätte.

Ausserdem steht der Direction das Recht zu, den Vertrag sofort zu lösen oder auch noch überdies die Erfüllung des Vertrages zu beanspruchen.

Digitized by Google

§ 13. Die für diesen in einem Exemplare ausgefertigten Vertrag zu entrichtenden Gebühren hat das Mitglied zu bestreiten.

Fast in jedem einzelnen dieser Paragraphe des Gabor Steiner'schen jus civile ist zum Schaden noch der Hohn gefügt. Sehr hübsch sind z. B. die »in Zukunft zu erlassenden Bestimmungen«, denen sich das Mitglied blind unterwirft, und nicht minder das »Recht« der Direction, den Vertrag im Falle der Erkrankung eventuell auch bestehen zu lassen, aber für die Tage der Krankheit den entsprechenden Gagetheil in Abzug zu bringen. Geradezu rührend ist die Güte, mit der den Mitgliedern ein Urlaub, unterbrochen oder sogar ununterbrochen, in Aussicht gestellt wird, den sie, ohne durch Zusendung einer Gage behelligt zu werden, in Musse geniessen können, bis sie wieder die Pflicht zur Arbeit ruft. Die Erklärung des Herrn Gabor Steiner, dass er nicht erst einen Krieg abwarten müsse, um zur Schliessung des Orpheums zu schreiten, hat zwar für manche Besucher etwas Beruhigendes, aber ganz und gar nicht für die armen Teufel von Angestellten, die es nur ungern der »Beurtheilung« der Direction überlassen, wann für sie die »Nothwendigkeit« hereinbrechen soll, obdachlos zu werden. Sie mögen sich trösten. Kein einziger dieser »Paragraphe« und am allerwenigsten, der von einer »der richterlichen Mässigung entzogenen Conventionalstrafe« faselt, vermag vor einem österreichischen Civilgerichte standzuhalten. Glücklicherweise sind durch den Gabor Steiner'schen Entwurf die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches nicht ausser Kraft gesetzt. Und so ist es denn vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, dass dem über so viele Existenzen unumschränkt Gebietenden im Ernstfall das Handwerk gelegt wird.

* * *

Ueber die letzte Volkstheater-Première lässt sich die ‚Ostdeutsche Rundschau' also vernehmen: »Da der Abend zugunsten der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft stattfand, so hätte man mit einiger Berechtigung einen stärkeren Besuch erwarten dürfen. Das Haus war ja gut, sogar sehr gut besucht, aber doch beiweitem nicht ausverkauft. Es fehlten eben gar viele von Denen, die den Mund nicht genug voll nehmen können von einer unbeeinflussten, anständigen Presse, von

Digitized by Google

der nothwendigen Förderung des bodenständigen Schriftthums und ähnlichen schönen Dingen.« Und gerade die hätten kommen sollen, meint die ‚Ostdeutsche Rundschau'. Sie ist im Irrthum. Wer eine unbeeinflusste, anständige Presse wünscht, hätte nicht ohne Schamgefühl einer Theaterpremière beiwohnen können, deren Reinerträgnis dem Pensionsfonds jener Presse zugedacht war, die er gern unbeeinflusst und anständig sähe. Wer eine anständige Presse wünscht, sieht es mit Betrübnis, dass der Verband der antiliberalen Journalistik den Kampf gegen die »Concordia« mit der Eroberung der wichtigsten Vorposten der Corruption eröffnet, mit der getreuen Nachahmung der Sitten, die den liberalen Zeitungsklüngel so verächtlich gemacht haben. Die Deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft, deren Mitglieder in den Theaterrubriken der antisemitischen Tagespresse jüdische Schauspieler abfällig beurtheilen, verwendet dieselben jüdischen Schauspieler kostenlos an Vereinsabenden und spart dann, ganz wie die »Concordia«, mit den an die Parteiblätter versendeten Lobnotizen nicht. Und ganz wie die »Concordia« sucht sie den Auftrieb der Wiener Theaterwelt auf ihrem grossen Repräsentationsfeste möglichst glanzvoll zu gestalten und hat, ganz wie die »Concordia«, für solche Gelegenheiten die Behandlung mit Zuckerbrot und Peitsche eingeführt. Der einzige Unterschied ist nur der, dass arische Naivetät hin und wieder das Geheimnis des Erfolgs preisgibt, das von jüdischer Geschäftsklugheit ängstlich bewahrt wird. So ist jene Klage der ‚Ostdeutschen Rundschau' zu erklären, so die Versicherung des ‚Deutschen Volksblatts' am Tage nach dem Schriftstellerball, das zahlreiche Erscheinen von Wiener Theaterleuten sei ein Beweis für die »Macht der antisemitischen Presse«. Dass die Deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft den Reinertrag einer Volkstheaterpremière zugewiesen erhält, bedeutet einen Vorstoss ins feindliche Lager, der die Angehörigen der »Concordia« mit Recht besorgt macht. Sie sind vielleicht entschlossen, Repressalien (in diesem Worte war ein Druckfehler nur schwer zu vermeiden) an dem Jubiläumstheater zu üben, dessen Casse ihnen lange genug verschlossen war. So mag die confessionelle Scheidewand fallen, und bei einigem Entgegenkommen auf beiden Seiten wird es sich erzielen lassen, dass sämmtliche Theater Wiens beiden Zeitungsgruppen tributpflichtig sind. Der Wohlthätigkeitsact

Digitized by Google

der Volkstheaterdirection ist leider in allzu verschämter Form vollzogen worden. Der Spender gab »unter der Hand«, liess aus Furcht vor der das Theater umschleichenden liberalen Journaille die Schenkung nicht einmal auf den Zettel setzen, und nur der allzu beflissenen Art, in der der Beschenkte seinen Dank bekundete, ist es zuzuschreiben, dass die Sache herauskam. Die Schriftstellergenossenschaft ist noch ungeübt und wird lernen müssen, die Zuweisung eines Theaterreingewinns an ihre Casse als etwas Selbstverständliches zu betrachten.

*

Nicht nur die Corruptionssitten, auch die Dummheiten der fortschrittlichen Presse lassen ihre Rivalin nicht schlafen. Darf sie die Profite theilen, so will sie auch an den Blamagen participieren. Und so hat denn die Deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft sich pünktlich veranlasst gefühlt, gegen den Obersten Gerichtshof für die »Ehre der Zeitung« einzutreten und eine Zuschrift an das Justizministerium zu richten, in der sich ein selbstständiges Unverständnis in den dem Gegner abgelauschten Phrasen Luft macht: Der Beruf sei für »ehrlos«, die Presse für »vogelfrei« erklärt u. s. w. Selbst der drollige Hinweis auf die Verantwortlichkeit des »verantwortlichen Redacteurs« fehlt nicht. Hier heisst er freilich »Schriftleiter«. Aber das hindert ihn nicht, im Ernstfall jede Verantwortung abzulehnen und die in weiteren Kreisen bekannte »pflichtgemässe Obsorge« vernachlässigt zu haben. . . .

* * *

Zwei bemerkenswerthe Kundgebungen über die Freimaurerei sind neulich erflossen: eine vom Papst und eine vom Schnüfferl. Jene kehrt sich gegen die Freimaurerei, diese nimmt, anlässlich der Aufführung eines Werkes von Karl Bleibtreu im Raimundtheater, die angegriffene Institution energisch in Schutz.

Gegenüber der Meinung des Papstes, dass die Logenbrüderschaft es auf die Religion und die Monarchie abgesehen habe, ist der internationale Freisinn wieder einmal mit dem Argument krebsen gegangen, dass Eduard VII. bis zu seiner Thronbesteigung Grossmeister der englischen Freimaurer und dass Wilhelm I. und

Digitized by Google

Kaiser Friedrich Logenbrüder waren. Aber der Prinz von Wales war auch ein Busenfreund des Türken-Hirsch, und dass die Freimaurerei die ihr von ihren Ueberschätzern zugemutheten Absichten nicht besser erreichen könnte, als indem sie Monarchen in ihren Bund aufnimmt, ist einleuchtend. Mindestens geht ihr die Pflicht gegenseitiger Förderung über die Staatstreue, und wenn ihr Einfluss in hohe politische Sphären langte, so hat sie ihn noch allemal zu übelstem Stellenschacher und Protectionismus zu nützen verstanden. Wer just Wilhelm I. im Conflict zwischen staatlichen Interessen und Bruderpflichten schauen will, der braucht nur Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« durchzublättern, wo im neunten Capitel (Band I) von der Berufung des unfähigen Usedom an den Frankfurter Posten die Rede ist. Man hatte mit ihm in Turin die traurigsten Erfahrungen gemacht. »Aber er war ein hoher Freimaurer«, setzt Bismarck lapidar hinzu. Und: »Als ich im Februar 1869 die Abberufung eines so unbrauchbaren und bedenklichen Beamten verlangte, stiess ich bei dem Könige, der die Pflichten gegen die Brüder mit einer fast religiösen Treue erfüllte, auf einen Widerstand, der auch durch meine mehrtägige Enthaltung von amtlicher Thätigkeit nicht zu überwinden war und mich zu der Absicht brachte, meinen Abschied zu erbitten.« Und in demselben Capitel wird die Corruptionswirtschaft im Auswärtigen Amte geschildert. Ein österreichischer Unterhändler, namens Levinstein, operierte dort mit Trinkgeldern: »Thätige Agenten und Geldempfänger auf diesem Gebiete waren einige von Manteuffel und Schleinitz übernommene Kanzleidiener, unter ihnen ein für seine subalterne Stellung hervorragender Maurer.«

Wo die Loge nicht Monarchen, sondern höchstens Theatergewaltige als Werkzeuge verwenden kann, wird ihr Einfluss naturgemäss bloss das künstlerische und gesellschaftliche Leben corrumpieren. Auf dieser Gefahrsstufe befindet sie sich in Wien, und für uns wäre etwa noch jene Stelle der päpstlichen Encyclika von actuellem Interesse, wo der Freimaurerei nachgesagt wird, dass sie sich fälschlich »ihrer humanitären Bestrebungen rühmt«. Es ist für den Grad der Selbstschätzung unserer Logenbrüder bezeichnend, dass sie die Antwort auf die dramatische Attaque Bleibtreu's durch einen dem Bunde angehörenden Coulissenschnüffler ertheilen liessen. Und Herr Landesberg, ganz aus dem

Digitized by Google

Souffleurhäuschen gebracht, wird ernst und weist pünktlich auf die »humanitären Bestrebungen« hin: »Die Freimaurerei, hab' ich mir sagen lassen, ist bestrebt, Gutes zu stiften. Sie baut Asyle für verwaiste Kinder, die sie zu anständigen Menschen erzieht; sie baut Reconvalescentenhäuser für Männer und Frauen, die der Staat verkommen liess; sie ist bemüht, durch Volksbibliotheken, Vorträge, Concerte, Flugschriften die Menge zu bilden und sie für Gesittung und Moral empfänglich zu machen; sie bestrebt sich, den Streit der Nationen, der Confessionen und Racen durch die Menschenliebe zu besiegen. Eine solche Institution lässt man doch nicht in einem Theater besudeln, dessen Director das Wesen derselben kennen sollte und der nicht auf die Gunst der Dummen und Verdummenden speculiert.« Man merkt die officiöse Rüge für Herrn Gettke, die wohl in der nächsten Sitzung ihr Nachspiel haben wird. Und auch ihr kritisches Nachspiel. Herr Landesberg, hab' ich mir sagen lassen, ist bestrebt, Gutes zu stiften. In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht . . . Und auch sonst zeigt er sich eingedenk der Bruderpflichten. Die Theater, die er recensiert, sind ihm Asyle für seine verwaisten Geisteskinder, durch den Text des »Süssen Mädel« bildet er die Menge, und durch die »Badener Localzugstudien« besiegt er den Streit der Confessionen . . .

* * *

Mein verehrter unlauterer Wettbewerber sendet mir auf Grund des § 19 die folgende Belästigung:

In der Nr. 97 der ‚Fackel' ward ein Theil des am 15. März 1902 in der Zeitschrift ‚Im Feuerschein' erschienenen Artikels »Theatralische Fragen« citiert. In dieser Wiedergabe durch die ‚Fackel' sind die Stellen: »besonders wenn man einen blinden und erwerbsunfähigen Gatten hat«, ferner: »freundschaftliche Gesinnungen« und »freundschaftlichen Gesinnung« durch gesperrten Druck besonders hervorgehoben, was geeignet erscheint, den fälschlichen Glauben zu erwecken, dass diese Worte auch im Originale gesperrt gedruckt, also mit besonderer Betonung gebraucht wurden. Dies ist keineswegs der Fall, die betreffenden Stellen sind vielmehr im Originale nicht gesperrt gedruckt. Ferner ist der in derselben Notiz der Nr. 97 der ‚Fackel' enthaltene Satz: »Kluge Leute« hätten, heisst es, »längst Lunte gerochen, dass etwas verheimlicht oder vertuscht werden sollte«, dem Wortlaut nach

Digitized by Google

völlig unrichtig wiedergegeben worden. Er lautet vielmehr richtig: »Unter solchen Umständen war es kein Wunder, dass kluge Leute Lunte rochen und aus der Veröffentlichung der ‚Wiener Abendpost' entnahmen, dass etwas verheimlicht oder vertuscht werden sollte.« Das Wort »längst« kommt darin überhaupt nicht vor. — Justinian Frisch, Herausgeber der Zeitschrift ‚Im Feuerschein'.

Man wird nicht sagen können, dass diese Belästigung den Bedingungen des § 19 entspricht. Dennoch habe ich, um nicht den Eindruck zu erwecken, dass ich ihre sachliche Beweiskraft scheue, sie gern über mich ergehen lassen. Sie kam mir am Tage ins Haus, da eben Nr. 98 der ‚Fackel' ausgegeben wurde, in der ich mich ohnehin zerknirscht als einen der »Fälschung« Ueberwiesenen vorstellte. Sie ist mir aber willkommen, weil sie auch jenen Leuten, die den ‚Feuerschein' gewohnheitsmässig nicht lesen — also tout Vienne — Gelegenheit gibt, durch vergleichende Studien den Thatbestand der Fälschung zu überprüfen. Der Schmutzconcurrent hat allerdings, wie mir von mehreren Seiten mitgetheilt wird, auf Grund der zurückbehaltenen Abonnentenliste allen ständigen Abnehmern der ‚Fackel', die sich seinerzeit nicht foppen lassen wollten, jene Nummer seines Blattes ins Haus geschickt, in der ich einer Reihe von Schandthaten geziehen werde, welche noch ärger sind als der sündige Druckereiwechsel, dessen ich mir bewusst bin. Aber da man nicht wissen kann, ob sie gelesen wurde, war's immerhin klug, die Abonnenten auch durch die ‚Fackel' selbst von dem Geschehenen zu unterrichten. Das geht bekanntlich mit Hilfe des § 19, und strittig bleibt nur, ob auf diesem Wege eine Thatsache, die ich nie behauptet habe, widerlegt werden kann. Ich habe nie behauptet, dass bei der Schmutzconcurrenz eine der angeführten Stellen gesperrt gedruckt war. Kein Mensch konnte diesen Eindruck empfangen, und jeder verstand, dass ich in dem wörtlichen Citate jene Stellen, auf deren penetrante Gemeinheit ich besonders hinweisen wollte, aus freien Stücken gesperrt drucken liess. Das ist erlaubt und üblich, seitdem es erlaubt und üblich ist, fremde Geistesblüten mit Quellenangabe zu citieren. Und die Betonung dieses Rechtes schien mir so überflüssig, dass ich in Nr. 98 gegen diesen albernsten Theil der Fälschungsanklage überhaupt nicht protestieren zu müssen glaubte. Schon die Aufklärung bezüglich der unterschlagenen »Abendpost« und des eingeschmuggelten »längst« war unnöthige Arbeit

Digitized by Google

Meine Todfeinde haben versichert, dass ein blöderer Vorwurf die ‚Fackel' in den drei Jahren ihres Bestehens nicht getroffen hat, und sind über die Ungeschicklichkeit des neuen Bundesgenossen verzweifelt.

* * *

Lustige Ecke.

»Wir leiden Unrecht und schäumen nicht auf, den Fuss brutaler Herrschsucht lassen wir uns auf den Nacken setzen und erwürgen die nicht, die uns misshandeln. . . . Darum ist mir nicht bange, wenn mich auch der Augenblick allein sieht. Der Hass der Clique ist mein Adelsbrief. Ich halte darauf, mir diesen Hass stets von neuem zu verdienen. Sie hassen mich, weil sie mich fürchten, weil sie wissen, dass mir ein Gott gab, zu sagen, was wir leiden. . . .«

(Herr Dr. Friedrich Elbogen im ‚Barreau' Nr. 3, Leitartikel über die Wahlen in die Advocatenkammer.)

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Staatsanwalt. Ich habe mich neulich einer Irreführung der Behörde schuldig gemacht. Ich machte Ihnen nämlich in Nr. 99 den Vorschlag, gegen das ‚Neue Wiener Tagblatt' wegen Verbreitung beruhigender Nachrichten über die Blatternepidemie an der Riviera gemäss § 335 einzuschreiten, und meinte, wenn sich auch die in diesem Paragraphen ausgesprochene »körperliche Beschädigung« der Menschen, die auf die Zuschrift des Hôteliers hin nach dem Blatternherd abgereist sind, nicht in jedem einzelnen Falle erweisen lasse, so sei doch die Anwendung jenes Gesetzes, das nur die lucrativen Beziehungen zwischen Presse und Epidemien nicht vorgesehen habe, auf den Fall des ‚Neuen Wiener Tagblatt' geboten. Welch' unjuristische Anquälung eines Paragraphen auf einen Thatbestand! Um die Usancen unserer Presse criminalistisch zu fassen, bedarf es wahrlich nicht erst künstlicher Gesetzesinterpretationen. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' wäre fein heraus, wenn seiner That kein verlässlicheres Remedium erfunden wäre als der § 335. Nicht auf diesen, sondern auf den § 431 unseres Strafgesetzbuches hätte ich Sie verweisen müssen, der wörtlich also lautet: »Ueberhaupt lassen sich die Uebertretungen, wodurch die körperliche Sicherheit verletzt werden kann, nicht sämmtlich aufzählen. Es soll daher jede der in §§ 335 bis 337 bezeichneten Handlungen und Unterlassungen auch dann, wenn sie keinen wirklichen Schaden herbeigeführt hat, als Ueber-

Digitized by Google

tretung mit einer Geldstrafe von fünf bis fünfhundert Gulden oder mit Arrest von drei Tagen bis zu drei Monaten geahndet werden.« Das hält! Das letztemal hätte ich Sie beinahe auf einen falschen Weg geführt, was freilich umso gefahrloser war, als Sie auch den richtigen nicht zu betreten willens sind. Der Unterschied zwischen uns beiden ist eben der, dass Sie das Gesetz kennen, aber nicht anwenden, während ich es nicht kenne, aber um jeden Preis anwenden möchte.

Unzufriedener. Sie machen mir den Vorwurf, dass ich nicht auch das Verhalten der Herren Bacher und Benedikt ihren Angestellten gegenüber ins rechte Licht setze. Mit Unrecht. Ich habe mich dieser Mühe, die meine Pflicht nicht ist, beinahe schon so oft unterzogen, wie ich ausgeführt habe, dass und warum sich die ‚Fackel' mit der Erörterung privater Ausbeutungsverhältnisse eigentlich nicht befassen kann. Dass die täglichen Verderber unseres Geisteslebens meist selbst wieder arme Opfer der Profitgier und Hartherzigkeit ihrer Chefs sind, dass zumal die ‚Neue Freie Presse' auch nach der Einsackung des Zeitungsstemp els an interne und externe Mitarbeiter, wie Sie sagen, »wahre Schandlöh ne« zahlt, ist nur zu bekannt. Und dennoch kann das Blatt des H errn Wilhelm Singer, der seinen Dienern ein besserer Herr sein soll, vom Standpunkt des Corruptionskampfes nicht anders gewerthet werden als das Unternehmen der Herren Bacher und Benedikt. Die interne Frage, ob von jenem Schandlohn, den die inserierende, bestechende und abonnierende Oeffentlichkeit ihren Schmarotzern zahlt, der grössere Theil auf den Besitzer des Freudenhauses oder auf die sich in seinem Dienste Prostituierenden entfällt, hat mich erst in zweiter Linie zu beschäftigen. Wenn vollends die wirtschaftliche Lage der technischen und administrativen Angestellten der »Journal-Actiengesellschaft« eine so traurige ist, wie Sie es versichern, so scheint mir eine gründliche Erörterung dieser Verhältnisse im Organ der socialdemokratischen Partei geboten. »Kürzlich hat sich«, schreiben Sie, »ein Stenograph, der dort seit vielen Jahren angestellt ist, an die Herren B. & B. mit der Bitte um eine monatliche Gehaltsverbesserung von 10 Gulden gewendet. Die millionenreichen Inseratenhändler haben dem armen Teufel die Bitte rundweg abgeschlagen. Die Entrüstung in der Redaction war allgemein, und Einer machte den Vorschlag, dem Stenographen durch eine Sammlung der Bureaugenossen die ersehnte Erhöhung seiner elenden Bezüge zu gewähren; aber die Anderen beschlich die alte Furcht vor den Sclavenhältern, und so bleibt's beim Hungern.« »So sind«, rufen Sie zum Schlusse, »die Männer geartet, die an der Spitze der das österreichische Bürgerthum beherrschenden Zeitung stehen«, und setzen ein »Pfui!« hinter diese Betrachtung. Nicht mit Unrecht.

Kunstgewerbler. Dass bei den »Clausurarbeiten« an der Kunstgewerbeschule — ebenso wie bei jeder Maturitätsprüfung — geschwindelt wird, ist bekannt — absolvierte Kunstgewerbeschüler erzählen ja überall herum, dass sie Zutritt zur Clausur finden und ihren jüngeren Collegen bei den Arbeiten helfen —, aber das ist sicherlich der geringste der Uebelstände im kunstgewerblichen Unterricht. Thöricht ist, dass man, anstatt begabten Schülern für die Gesammtleistungen Stipendien zu ver-

Digitized by Google

leihen, Preisvertheilungen anlässlich der Clausurarbeiten vornimmt, und eine unzweckmässige Verwendung staatlicher Gelder ist es, wenn beispielsweise ein Fräulein Mauthner v. Markhof mit einem Preise von 100 Kronen bedacht wird. Aber über Stipendienverleihungen wird eben nicht wie über Preisvertheilungen in den Zeitungen berichtet; und um die Zeitungsreclame ist es doch diesem ganzen System Hartel, das uns von seinen Anhängern eine Blüte von Kunst und Kunstgewerbe erschreiben lässt, zu thun. Zu den Preisconcurrenzen passen auch die Ausstellungen provincialer Kunstgewerbeschulen, wie wir sie mehrfach gesehen haben: Schulausstellungen, in denen sämmtliche Objecte von Lehrern herrührten. Von unseren neuen Kunstgewerbe-Pädagogen wird der Grundsatz, dass man nicht für die Schule, sondern für's Leben lernt, in ganz eigener Art durchgeführt; die Schüler lernen rechtzeitig, worauf es im Leben — ihren Lehrern — ankommt: von sich reden zu machen.

Chemiker. Wie die ‚Hochschul-Correspondenz' kürzlich berichtete, kann für die chemisch-technische Lehrkanzel, die vordem Hofrath v. Perger innehatte, keine namhafte Lehrkraft ausfindig gemacht werden, und wie sie zwei Tage darauf meldete, wird diese Lehrkanzel dem Hofrath Gintl in Prag verliehen werden. Dass die zweite Meldung eine Bestätigung der ersten ist, müsste, weil Hofrath Gintl primo et unico loco vorgeschlagen wurde, wohl bezweifelt werden Aber nach der ‚Neuen Freien Presse' hat der zum Nachfolger Pergers Designierte wirklich keinerlei Verdienste um die chemische Technologie aufzuweisen. Das Blatt wusste dem Hofrath Gintl (Abendblatt vom 12. April) nichts anderes nachzurühmen, als dass er als Sachverständiger im Hülsner-Process fungiert hat. Für die liberale und die antisemitische Presse ist also der Standpunkt, der gegenüber dieser Berufung einzunehmen ist, gegeben: Hofrath Gintl glaubt nicht an den Ritualmord.

Budapester Leser. Zur Aufführung der Operette »Der Kleine Günstling« (Katalin) im Carltheater bemerken Sie, die Durchpeitschung des Stückes am Pester Volkstheater sei ein typisches Beispiel für den Missbrauch kritischer Machtstellung gewesen: Der Textdichter, Herr Izor Béldi (lies Isidor Goldstein), schreibt die Volkstheater-Referate für den ‚Pesti Hirlap'. Die deutsche Uebersetzung von »Katalin« ist unzulänglich; man hat bloss den Titel des Werkes, aber nicht auch die Namen der Autoren ins Deutsche übersetzt. Der Componist Fejér (lies Weiss) ist ein wohlhabender Getreidehändler. Er lässt bei dem Capellmeister des Volkstheaters, Herrn Izso Barna, arbeiten und brachte es schon vor Jahren mit einer Operette »A betyárvilág« (Räuberwelt) zu einem Durchfall, was ihn aber nicht entmuthigte, dem erwähnten Musiker weitere Ordres zukommen zu lassen. In Budapester Theaterkreisen circuliert die Anekdote, dass Herr Fejér zwei Tage vor der Première im Volkstheater 30 Liter Wein für die Orchestermitglieder »springen« lassen musste, um seine Ouverture zu hören . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
" "	18 " "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 " "	M. 7.—
" " " "	18 " "	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18 " "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

Nr. 101 WIEN, MITTE APRIL 1902 IV. JAHR

Seit einigen Wochen lässt Herr A. Hlawitschka, ein ehemaliger Beamter des Zuckercartells, in Lieferungen eine Broschüre über »Das Wesen und die schädliche Wirkung des Zuckercartells und der Rübencartelle — es sollte richtig heissen: ‚Rübeneinkaufscartelle' — in Oesterreich-Ungarn« erscheinen. In einer solchen Streitschrift konnte das Verhältnis zwischen Zuckercartell und Presse unmöglich unerörtert bleiben. Aber so genau auch Herr Hlawitschka die Zuckercartell-Verträge kennt und so leicht es ihm ward, zu berechnen, dass von den Regiebeiträgen, die das Cartell erhebt, nach Abzug aller Spesen etwa eine halbe Million Kronen jährlich verbleibt, für welche keine andere Verwendung als die zu Bestechungen der Presse denkbar ist, — so wenig war ihm gleich den übrigen Cartellbeamten von der Vertheilung der Bestechungsgelder und von den Bedingungen, unter denen sie gewährt werden, bekannt. Er musste sich deshalb begnügen, eine Notiz aus der Nummer 88 der ‚Fackel' zu citieren, die über den Inhalt der Pauschalienverträge des Zuckercartells wichtige Aufschlüsse geboten hat, und konnte ausserdem nur noch aus der Thatsache, dass der Administrator der ‚Ostdeutschen Rundschau', Herr Guttmann, im Sommer des letzten Jahres ein fleissiger Besucher der Geschäftsleitung des Cartells war, den Schluss ziehen, in dem Gedränge, das an der Futterkrippe des Herrn v. Schöller herrscht, habe auch das journalistische Ostdeutschthum sich ein Plätzchen er-

Digitized by Google

obert. Herr Hlawitschka ist wohl — sein Name spricht dagegen, aber seine Bekanntschaft mit Herrn Guttmann dafür — ein Alldeutscher, und die Herrn Wolf feindliche Gruppe der Alldeutschen hat den Ankläger der ‚Ostdeutschen Rundschau' als willkommenen Rufer im Bruderstreit begrüsst. Zum Pressbekämpfer mangelt es ihm augenscheinlich an Personalkenntnis: sonst hätte er ausser Herrn Guttmann sicherlich noch zahlreiche Besucher des »Zuckerhauses« als Zeitungsadministratoren agnosciert. Diese bedauernswerthen Administratoren der radicalen und der »unabhängigen« Zeitungen müssen sich nämlich, während den grossen Concordia-Blättern die Pauschalien von den Unternehmungen direct ins Haus geschickt oder durch einen gemeinsamen Vertrauensmann übermittelt werden, die Füsse wundlaufen, um in allen Bureaux von Banken, Bahnen und Industrie-Actiengesellschaften den kärglichen Corruptionslohn zusammenzuraffen. Und sie sind dabei immer wieder die Prügelknaben ihrer Lohnherren: einmal, weil sie zu wenig genommen haben, und das anderemal — wenn's herauskommt, dass sie bekamen —, weil sie überhaupt genommen haben. Man könnte den Administrator eines solchen Blattes die linke Hand des Herausgebers nennen; sei's wegen der Ungeschicklichkeit beim Zugreifen, sei's, weil die rechte, die schreibende redactionelle, niemals weiss, was er gethan. Glaubhaft mag es immerhin erscheinen, dass Herr K. H. Wolf von der Aufbringung der Betriebsmittel für den journalistischen Phonographen seiner Agitationsreden nichts erfahren hat. Der am 23. April abgegebenen Erklärung, »dass von ihm oder auch nur mit seinem Wissen für die ‚Ostdeutsche Rundschau' niemals vom Zuckercartell Geld oder Geldeswerth in irgend einer Form verlangt oder angenommen wurde«, hat er am 24. April die Mittheilung folgen lassen, Herr Guttmann habe »Aufklärungen und Auskünfte in dieser Angelegenheit« gegeben, sei aus dem Ver-

Digitized by Google

band der ‚Ostdeutschen Rundschau' geschieden und habe seine nationalen Ehrenstellen niedergelegt. Eines aber verlangt hier noch nach »Aufklärung«: Das Zuckercartell fordert, wie die ‚Fackel' in der Nummer 88 verlautbart hat, in seinen Pauschalienverträgen die Unterdrückung aller nicht von ihm selbst zur Veröffentlichung bestimmten Nachrichten über seine Gebarung. Und die ‚Ostdeutsche Rundschau', verschämter als die ‚Neue Freie Presse', die Publicum und Cartell gleich frech betrügt, hat jenen Vertrag getreulich gehalten. Die Handelsredacteure der ‚Ostdeutschen Rundschau' haben also, da Herr Guttmann die Bestechungsgelder des Zuckercartells empfieng, die Hände krampfhaft zur Faust geballt; aber nicht aus Zorn über den Administrator, sondern bloss, um über das Zuckercartell beileibe nicht zu schreiben, was ihnen in den Fingern juckte. Muss nicht doch zwischen Administration und Redaction hier wie anderwärts ein Zusammenhang bestehen? Für die dichterische Inspiration brauchte Schiller faule Aepfel, mit denen er seine Schreibtischlade zu füllen pflegte. Unsere Handelsredacteure müssen, um inspiriert zu werden — zum Schreiben oder auch zum Nichtschreiben —, faule Gelder im Kasten sehen.

* * *

»Der deutsche Bundesfürst ist gestorben«, so ruft der Leitartikler der ‚Neuen Freien Presse' am 22. April aus, »welcher im Gefühle seiner souveränen Macht über dreihundertsechzehn Quadrat-Kilometer mit achtundsechzigtausenddreihundert Einwohnern das unvergessliche Wort sprach: ‚Hier het Bismarck nix to seggen'«. Das Wort ist der noch dreimal wiederkehrende Refrain eines dreispaltigen Nachrufs für den Fürsten Heinrich XXII. zu Reuss älterer Linie. Und wenn von dem Reusser Fürsten, fährt der Leitartikler fort, nichts anderes bekannt geworden wäre, »durch

Digitized by Google

jenes Wort allein hätte sich dieser Serenissimus die Unsterblichkeit gesichert«. So leicht möchte es das liebedienerische Blatt einem Fürsten machen, zur Unsterblichkeit zu gelangen. Aber wenn Heinrich XXII. zu Reuss auch nicht »als sprichwörtlich gewordener Gegner des Gewaltigen« fürderhin in Bismarcks Lebensgeschichte genannt werden sollte, merkwürdig wird jenes Wort noch lange bleiben als Denkmal einer babylonischen Sprachenverwirrung: »Hier het Bismarck nix to seggen«, das ist reinstes Plattdeutsch. Wird Fritz Reuters Sprache im Fürstenthum Reuss älterer Linie gesprochen, oder ist Heinrich XXII. wie mit so vielen seiner Thaten auch in seinen Reden den getreuen Vogtländern unverständlich geblieben? Der Leser hat aus diesem Dilemma leicht den Ausweg gefunden: die Sprachenverwirrung ist nicht in dem thüringischen Fürstenthum, sondern bloss in der Redaction der ‚Neuen Freien Presse' eingerissen, nicht der Beherrscher von Reuss, sondern ein Mecklenburger Grossherzog hat den Ausspruch gethan »Hier het Bismarck nix to seggen«, und wenn schon beim Tode des zweiundzwanzigsten Heinrich von Unsterblichkeit die Rede sein soll, so kann es sich nur um eine »unsterbliche Blamage« der ‚Neuen Freien Presse' handeln. Aber von dieser sind freilich auch noch »andere bekannt geworden«.

†

* * *

Selbsterkenntnis oder Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge?

Am 19. April brachte die ‚Neue Freie Presse' ein Feuilleton von Herrn Nordau, betitelt »Der Leumund«. Hier stand gedruckt:

»Der Richter, die Geschwornen sehen den Angeklagten vor sich, denn das Versäumnisverfahren ist die seltene Ausnahme. Sie lassen seine Persönlichkeit auf sich einwirken. Und sie geben ihm Gelegenheit, sich zu vertheidigen. Die Person, mit der die Publicität sich beschäftigt, erfreut sich dieser Rechtswohlthaten nicht. Diejenigen, die über sie öffentlich urtheilen und aburtheilen

Digitized by Google

haben sie in der Regel nie gesehen, nie gehört. Sie haben keine eigene, auf Wahrnehmung beruhende Vorstellung von ihrem Wesen. Sie wissen gewöhnlich nichts von ihr, als was sie flüchtig gelesen oder unbestimmt gehört haben und was meist von Anderen herrührt, die auch keine Gelegenheit gehabt haben, nach dem Modell zu arbeiten. Es lässt sich denken, wie ein Urtheil beschaffen sein kann, das auf solche Weise zustande kommt. Das Mildeste, was man darüber sagen kann, ist, dass es jeder Begründung ermangelt, willkürlich und grotesk unzutreffend ist. Es zu berichtigen, sich zu vertheidigen, hat der Beurtheilte keine Gelegenheit. Der Betrieb der Publicität macht diese dem Schneeball-, Hydra- oder Gella-System ähnlich. Ein Organ bringt etwas über eine Person, die aus irgend einem Grunde eben die Oeffentlichkeit beschäftigt. Am nächsten Tage haben fünfzig beflissene Scheren der Notiz fünfzig neue Verbreitungskreise ausgezirkelt. Die fünfzigfache zweite Hand reicht sie einer tausendfachen dritten Hand weiter. So strahlt die Notiz über ein Land, dann über einen ganzen Welttheil aus, schwimmt über die Oceane, klimmt über die grossen Wasserscheiden der Erde, taucht in Alaska und in der Capcolonie auf und findet Verbreitung über den ganzen Planeten. Gesetzt, diese Notiz war eine ehrenrührige Verleumdung. Der Verleumdete soll doch einmal versuchen, ihr nachzulaufen, sie einzuholen, sie am Halse zu fassen und zu erwürgen! Nehmen wir den günstigsten Fall. Er kennt die Quelle, aus der die Verleumdung geflossen ist. Er hat von ihr sofort Kenntnis erlangt. Er erzwingt unverweilt eine Berichtigung. Darüber ist mindestens ein Tag verflossen. Die Wiederholung in anderen Organen hat bereits begonnen. Sie nimmt ihren Fortgang. Sie ist nicht aufzuhalten. Sie wird ihren Lauf rund um die Erde vollenden. — — — — Ich könnte nun salbungsvolle Redensarten machen, in Aussicht stellen, dass das einmal besser werden wird, dass die Schöpfer und Handhaber der Publicität sich allmählich zu höherem Verantwortlichkeitsgefühl, zu regerem Wahrheitssinn, zu feinerer Gerechtigkeit, zu strengerer Achtung der fremden Persönlichkeit erziehen werden. Ich denke aber nicht daran, denn ich glaube kein Wort davon. Es wird nicht besser werden. Es wird bleiben, wie es ist. Die Thatsache ist unabänderlich wie die allmähliche Erschöpfung der Kohlenvorräthe und die Verkarstung entwaldeter Gebirge.«

Herr Nordau tröstet schliesslich die moderne Publicistik und legt ihr ein Pflaster auf die Wunde, die er ihr eben beigebracht. Die Presse habe den Leumund entwerthet, aber das sei gerade einer der Fortschritte, die sie herbeiführe. Gut, das sociale Gewissen sei stumpf geworden; aber es werde durch das »individuelle Gewissen« ersetzt werden, »das allem Pessimismus zum Trotz immer

Digitized by Google

tiefer, feiner, wirksamer wird«. Das verdanken wir der Presse. Sie tödtet den Leumund der Ehrlichen, das ist wahr; aber sie wird dafür das individuelle Gewissen der Haderlumpen verfeinern. Es ist gut, dass Herr Nordau diese tröstliche Perspective noch offen gelassen hat: seine Charakteristik des Lügenberufes der modernen Presse muss ohnehin gewaltig »verstimmt« haben. Feuilletons des Herrn Nordau, auf dessen Gesinnung man sich bisher verlassen konnte, werden wohl ungelesen und ohne dass Herzl I. die Sanction ertheilte, zum Drucke befördert . . .

Auch das ‚Neue Wiener Tagblatt' bot am 19. April das Schauspiel einer regelrechten Selbstzerfleischung. Im Leitartikel ward ein Aufsatz Emil Steinbachs über Cartellgesetzgebung aus einer nordamerikanischen Monatsschrift im Auszug wiedergegeben. Der Gelehrte spricht von der Forderung weitgehender Oeffentlichkeit der Gebarung in den grossen Actiengesellschaften. Die durch das Gebot der Oeffentlichkeit zugänglich gewordenen Thatsachen wären von unabhängigen, sachverständigen Organen zu prüfen. Denn — so heisst es weiter nach der Darstellung des ‚Neuen Wiener Tagblatt' bei Steinbach —:

»Das grosse Publicum besitzt nicht ausreichende Fachkenntnisse, um aus den veröffentlichten Thatsachen die entsprechenden Folgerungen zu ziehen, und die Urtheile der Presse sind in solchen Fällen nicht immer genug unbefangen, um dieselben als ausreichende Quelle der Information für alle Betheiligten ansehen zu können.«

Ei der Tausend! Die Urtheile der Presse sind »in solchen Fällen«, also z. B. der Bilanz einer Actiengesellschaft gegenüber, »nicht immer genug unbefangen«? Wie das wohl Steinbach gemeint haben mag? »Die wissenschaftliche Stellung und Persönlichkeit des Verfassers sowie der Inhalt seiner Ausführungen veranlassen uns, den Aufsatz auszugsweise wiederzugeben«, schrieb das ‚Neue Wiener Tagblatt'. Aber es hat entschieden zu viel citiert . . .

Die ‚Neue Freie Presse' gibt zu, dass die moderne Publicistik verleumderisch, ihr Concurrenzblatt gibt zu, dass sie käuflich ist. Und da verlangen sie vom Obersten Gerichtshof, dass er die »Ehre der Zeitung« bestätige!

* * *

Digitized by Google

Decenz ist eine viel zu wenig gewürdigte Eigenschaft unserer Tagespresse. Nur ausnahmsweise findet einer oder der andere der sonst bloss in den Witzblättern heimischen Liebhaber der Zote Zutritt bei den täglich geöffneten öffentlichen Meinungs-Häusern, und wenn sich Herr Bahr heute noch einmal auf das Gebiet verirrt, das ihm, ehe er sich im Steyrermühlhof ansässig machte, vertraut war, dann bekommt er es mit Herrn Pötzl zu thun. Man könnte einwenden, dass der geistige Zusammenhang zwischen dem Feuilleton- und dem Inseratentheil des ‚Neuen Wiener Tagblatt' durch Herrn Pötzl nur gestört und einzig durch Herrn Bahr wieder angeknüpft wird. Aber es ist der unerschütterliche Grundsatz des liberalen Herrn Wilhelm Singer, dem doch als dem Herausgeber die Wahrung des geistigen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Ressorts im ‚Neuen Wiener Tagblatt' obliegen müsste, überall die Sittlichkeit zu schützen, wo kein materielles Interesse die Beförderung der Unsittlichkeit gebieterisch erheischt. Und wie würdig waltet die Tagespresse selbst dort noch ihres Amtes, wo sie Handgeld für Kupplerdienste genommen! Mit höchster Decenz werden verfängliche Anträge durch das Wörtchen »ernstgemeint« zur Harmlosigkeit umstilisiert, die Herren, die in Absteigequartiere aufgenommen werden, müssen ausdrücklich als »anständig« bezeichnet werden,*) und wenn man schon nicht umhin kann, von sexuellen Verirrungen, die in das Gebiet des Strafrechts gehören, Notiz zu nehmen, nennt man sie niemals beim Namen

*) Zu den decentesten Blättern gehört das ‚Amtsblatt der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien', und es unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von der amtlichen ‚Wiener Zeitung', die wegen der pikanten Schilderungen unzüchtiger Ansichtskarten berüchtigt ist. Ganz vermag freilich auch das Wiener Amtsblatt die Unsittlichkeit nicht zu verschweigen. Aber die Inhaberinnen von Bordellen figurieren hier – siehe »Eintragungen in das Gewerbe-Register« in der Nr. 26 des laufenden Jahrgangs – nur als Trägerinnen von Concessionen für »Wohnungsvermiethung und Verköstigung der Mietherinnen«.

Digitized by Google

oder auch nur mit der grob-symbolischen Zahl eines Strafgesetzparagraphen, sondern deutet sie durch die Zahl 69 oder durch schwerverständliche Schlagworte an. Während jedoch der Inseratentheil sexuelle Ausschweifungen wenigstens nicht ganz unterdrückt, ist dem Texttheil unverbrüchliches Schweigen über ihre Folgen auferlegt. Von solchen Dingen darf nicht gesprochen werden, und selbst ihre wissenschaftliche Bezeichnung ist verpönt. Das Wort »Syphilis« ist aus den Spalten unserer Tagesblätter verbannt, und unnachsichtlich wird jede Discussion über diese furchtbare Volkskrankheit, deren Hauptträgerin die von der Inseratenpresse am meisten geförderte wilde Prostitution ist, von eben dieser Inseratenpresse unterdrückt. Als in den letzten Wochen beim Balneologencongresse zwei Vorträge über die Balneotherapie der Syphilis gehalten worden waren, wurden in den Blätterberichten, wenn die beiden Vorträge nicht gänzlich ohne Erwähnung blieben, die merkwürdigsten Umschreibungen angewendet, um über das Wort Syphilis hinwegzukommen. Man meldete, es sei über die »Mineralbehandlung der Hautkrankheiten«, über »Schwefelbäder« oder über »Fango und gewisse Stoffwechselkrankheiten« gesprochen worden. Und während die Aerzte wieder einmal neue Methoden in Erwägung ziehen, um der immer weitere Volkskreise durchfressenden Krankheit beizukommen, haben sich die Blätter längst dahin geeinigt, dass man gegen die Syphilis nur mit der an allen socialen Uebeln erprobten Todtschweigetaktik etwas ausrichten kann. Wie anders verfährt man anderwärts! Da kürzlich die Pariser Theatercensur Brieux' Drama »Les avariés«, eine rücksichtslose Schilderung des Wüthens der Syphilis, verboten hatte, haben sich sämmtliche Pariser Blätter eingehend mit der von Brieux aufgeworfenen Frage beschäftigt, der Kriegsminister hat für Officiere und Mannschaft militärärztliche Vorträge über die Krankhei angeordnet, und der Minister des Innern hat,

Digitized by Google

von der »Assistance publique« aufgefordert, eine Commission, der ausser Aerzten Sociologen, Ethiker, Deputierte und Senatoren angehören, zum Studium der Syphilisfrage eingesetzt. Hätte ein ähnliches Unternehmen in Wien auf die öffentliche Antheilnahme zu zählen? Die Zeitungen — das ist gewiss — werden das Wort Syphilis nicht aussprechen. Denn es ist das Vorrecht der Wiener Presse, nicht nur durch das, was sie sagt, sondern auch durch ihr Schweigen das Wohl der Bevölkerung zu vernichten.

○

* * *

Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat längst eingesehen, dass die Ablehnung der Verantwortlichkeit für den Inseratentheil ihrem moralischen Ansehen nichts nützt, aber dem Inseratengeschäft schadet, und in dem Widerspruch zwischen Moral und Geschäft hat sie sich für eine bequeme Geschäftsmoral entschieden: die Versicherung, dass die Redaction für Inserate »keinerlei Verantwortung übernimmt«, wechselt neuestens mit der Aufforderung ab, bei allen Bestellungen »sich auf die Annoncen der ‚Arbeiter-Zeitung' zu berufen«, und manchmal stehen jene Warnung und diese Verlockung in einer und derselben Nummer des Proletarierblattes über den verschiedenen Inseratenseiten unvermittelt nebeneinander. Warum eigentlich die ‚Arbeiter-Zeitung' just für das Inserat einer Firma, die Brillen und Thermometer anpreist, die Verantwortung scheut und dafür um so nachdrücklicher Geschäftshäuser, welche Kleider und Möbel gegen Theilzahlungen liefern, empfiehlt, darüber lässt sich schwer ins Reine kommen: vermuthlich wird für die Uebernahme der redactionellen Verantwortlichkeit ein besonderer Zuschlag zum Annoncentarif eingehoben. Ein neuer Inseratenfrühling ist hereingebrochen, und wieder erscheinen, »eingesendet« von der »Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft«, in der ‚Arbeiter-Zeitung' die Meldungen von den Abfahrtzeiten jener Donau-Dampfer, die von früheren Jahren her den socialdemokratischen Lesern als die »Mordschiffe der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft« wohlbekannt sind. Aber mit dem zunehmenden Alter

Digitized by Google

haben die Donau-Dampfer augenscheinlich ihre Gefährlichkeit eingebüsst. Beruhigt mag sich der Proletarier ihnen anvertrauen. Nur vergesse er nicht, sich vorher ausdrücklich auf die Empfehlung seines Leibblattes zn berufen! Er hat dabei künftighin nichts als höchstens, der Aufforderung des »Eingesendet« gemäss, schon bei der Station Weissgärber die Karten zu den Wettrennen — à 2 K für den I. Platz und 40 h für den eingefriedeten Raum — zu besorgen. Denn die ‚Arbeiter-Zeitung' macht jetzt auch für den Turfbesuch, bei dem jeder Besitzer von fünf Gulden sein Glück erproben kann, Propaganda, nachdem sie alles Pathos, das sie gegen den Jockey-Club aufzubringen vermochte, bei der Bekämpfung des für die aristokratische Jugend so gefährlichen Karten-Glücksspiels verbraucht hat. Und wenn an milden Frühlingssonntagen die zwölfte Stunde für die Befreiung des Proletariats geschlagen hat, dann verkündet sie dem Arbeiter, dass er nur noch dreissig Minuten zu warten braucht, um sich — nach Lösung einer Fahr- und Eintrittskarte in die Freudenau — als Turfaristokrat zu fühlen.

\+

* * *

Das ‚Illustrierte Wiener Extrablatt' bringt jetzt allsonntäglich in seinem redactionellen Theil an der Hand von Abbildungen interessante historische und topographische Mittheilungen aus dem alten Wien. Da wird uns zum Beispiel ein merkwürdiges Haus auf dem Kohlmarkt beschrieben, das zur Zeit des ersten Türkenkrieges, während der Belagerung Wiens, der Schauplatz eines grauenhaften Vorfalles war:

»In die tiefen Kellerräume des Hauses hatten sich Frauen, Greise und Kinder geflüchtet während der heftigen Beschiessung der Stadt. Von einer glühenden Kanonenkugel getroffen, fieng das Schindeldach des Hauses Feuer, und bevor die im Keller Versteckten das Freie gewinnen konnten, stürzte das brennende Haus über ihnen zusammen. Der Rauch drang in die Kellerräume, und 25 Personen fanden so einen entsetzlichen Tod durch Ersticken, obwohl ein zweiter Ausgang in die Kellergewölbe des Nachbarhauses führte. Zwei Frauen wurden noch lebend aufgefunden, und die erzählten, vor dem Rauche seien Alle in die entferntesten Abtheilungen des Kellers geflüchtet, und da sei ihnen das Licht ver-

Digitized by Google

löscht. Im Dunkeln vermochten die durch den Rauch betäubten armen Menschen den nahen, rettenden Ausgang nicht mehr zu finden und mussten so elendiglich ersticken.«

So weit der Historiker. Aber der Administrator fährt fort:

»Wohl hat man schon seit Jahrzehnten die Wichtigkeit einer verlässlich functionierenden Taschenlampe für Leben und Sicherheit der Menschen erkannt und Constructionsversuche gemacht, jedoch erst dem Fortschritte der neuesten Zeit auf elektrotechnischem Gebiete ist es gelungen, in dem Apparate »Ever-Ready«, »Immer fertig« ein Taschenlicht zu erfinden, das — ohne Uebertreibung — in geradezu idealer Weise dieses Bedürfnis erfüllt. »Immer fertig« ist ebenso praktisch, wie einfach und geschmackvoll in Form und Ausstattung. »Immer fertig« ist der beste Schutz gegen alle Gefahren der Finsternis, gegen Feuers- und Explosionsgefahr in Räumen, wo leicht entzündbare Stoffe lagern. »Immer fertig« ist daher überall nöthig und ganz unentbehrlich für Spiritusbrennereien, Raffinerien, Gasanstalten etc. In Wien haben die Eigenthümer der ingenieusen Erfindung, (folgt Name) ihr Generaldepôt für Oesterreich-Ungarn I. Kohlmarkt Nr. 8.«

In dem Hause also, in welchem zur Zeit des ersten Türkenkrieges die grosse Explosion stattfand, in demselben Hause befindet sich heute das Generaldepôt der Firma »Immer fertig«. Ein Triumph der materialistischen Geschichtsauffassung!

Aus der Fülle von Gegenüberstellungen aus dem interessanten alten und dem einträglichen modernen Wien noch ein Beispiel:

Die Katakomben von St. Stephan werden beschrieben. Wir befinden uns mitten zwischen »ausgetrockneten, uralten Gebeinen«. Nichts als Grüfte und Moderdüfte. »Das fahle, verwitterte Grau erglühte düster roth im Scheine unserer Lichter«. »Unheimliche, geheimnisvolle Schatten, die hoch oben und seitwärts in den Ecken sassen und glotzten«. Den abgehärtetsten Leser des ‚Extrablatt' erfasst ein Schauder.

»Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von Moder, dann leere Gänge und Gewölbe. In manchem Gemache sieht man einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, dass er etwas trage oder dass man hindurchgehe, aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer angefüllt, so dass die Vermuthung entsteht, dass hinter ihm ein Gewölbe sei, das man zugemauert hat, als es voller Todter war.

Digitized by Google

Und wirklich! Jetzt traten wir an eine Stelle, wo man eine Schlussmauer durchbrochen hatte, und siehe: Aus der Bresche ragte eine Unzahl Särge hervor. Wie weit sich das Alles hinausstrecke, weiss man gar nicht mit Gewissheit.«

So weit der Alterthumsforscher. Aber es wird nichts so heiss gegessen, als es gekocht ward. Auch aus Särgen kann ein geschickter Administrator neues Leben erblühen lassen. Und schon ergreift er das Wort:

»Wer von dem Modergeruch und Staub der Katakomben eine trockene Kehle verspürt und den Drang, nach Tod- und Schauermähren sich seines lebendigen Daseins recht fröhlich bewusst zu werden, der gehe in die Bodega, in das Weinhaus »zum güldenen Rebenhuhn«. Die echten, unverfälschten Tisch- und Tafelweine werden sein Blut feuriger durch die Adern treiben. Das Geschäft führt die erlesensten Weinsorten, Tisch- und Tafelweine, echt französische Champagner, Medicinal- und Dessertweine von tadelloser Beschaffenheit. Specialitäten der Firma sind ihr Mailberger und Kalterer, Tischweine von auserlesenem Feingeschmack und Zartheit. Die Bodega Goldschmiedgasse Nr. 6 führt auch die Niederlage der Erzherzog Rainer'schen Liqueurfabrik: Ebereschengeist, Cognac aux Sorbes und Ebereschenliqueur, ein wundervolles Product, gewonnen aus der Vogelbeere, die wegen ihrer Heilkraft schon im Alterthum bekannt und hochgeschätzt war.«

Zum Schlusse schlägt ihm doch wieder der Historiker in den Nacken. Aber ein kommendes Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb (siehe Nr. 98 der ‚Fackel') wird ihm dies schon abgewöhnen. Es wird den Forscher des ‚Extrablatt' verhindern, unter dem Vorwande historischer und topographischer Belehrung in dümmster und frechster Weise Geschäftsreclame zu treiben.

Digitized by Google

Wie werden Dichterpreise und — Dichterruhm vertheilt?*)

Eine wenig angenehme Pflicht zwingt uns, in literarischen Dingen das Persönliche hervorzukehren, an allzu Menschlichem herumzunörgeln. Denn da literarischer Marktbetrieb nur von persönlichen Beeinflussungen geleitet wird, so dürfen wir keine Gelegenheit versäumen, hinter die Coulissen dieses Kasperletheaters zu leuchten. Zur Ermunterung anderer Künste stiftete man Akademiestipendien, zur Hebung des Dichterstandes Schiller-, Grillparzer-, Raimund-, Bauernfeldpreise, und es winkt uns sogar ein neuer Volks-Schillerpreis des Sudermannhaften Goethebundes. Die Kunststipendien dienen bekanntlich dazu, die protegierte Mittelmässigkeit auf ihren löblichen Wegen anzufeuern, die Dichterpreise aber werden von vornherein dadurch beeinträchtigt, dass man sie lächerlicherweise fast nur dem Dramatiker zukommen lässt oder wenigstens laut Statuten zukommen lassen soll. Denn dass einmal

*) Karl Bleibtreu, der streitbare Dichter der »Freimaurer« und des »Weltgerichts«, sendet mir den nachstehenden Aufsatz, den ich umso bereitwilliger abdrucke, als in ihm der Groll gegen literarisches Cliquenthum und Verkennen wahrer Grösse in weniger persönlich beziehungsreicher Weise wüthet denn in den zahlreichen Antikritiken, mit welchen der Autor den liberalen Unterschätzern seiner Werke auf Wiener Boden heimgeleuchtet hat. Ich bekenne offen, dass ich in der Bekämpfung des kritischen Geschmeisses, das an den beiden Raimundtheater-Aufführungen ästhetischen und historischen Unverstand bethätigte, mit meinem Mitarbeiter nicht eines Herzens und eines Sinnes bin. Nicht, weil ich in dem Dramatiker die eigentliche Stärke der Persönlichkeit Karl Bleibtreu's nicht fühle; seine Versuche einer grosszügigen Theaterkunst überragen thurmhoch die mit Tantièmen belohnten Handlangerleistungen der modernen Bühne. Aber die Methode, sich dem elendesten Schmierer, der aus parteipolitischer Gehässigkeit nicht Anerkennung spenden kann, von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustellen und von einer parteipolitisch nicht minder verdächtigen Tribüne Lob und Tadel an die Lobspender und Tadler zu vertheilen, scheint mir nicht empfehlenswerth, nicht des Dichters würdig. Dass gerechte Erbitterung des Verbitterten sich in persönlicher Art Luft machen darf, wird niemand bestreiten. Aber der Bodensatz unfruchtbaren Aergers schmeckt allzu bitter. Gerade mir, der den Einzelkampf gegen die Presse bekanntlich nicht scheut, mag Bleibtreu eine gewisse Erfahrung auf diesem Gebiete zutrauen. Auch ich habe es oft mit den Kleinsten unter den Kleinen zu schaffen. Aber nicht sie selbst, sondern das Missverhältnis zwischen ihrer Kleinheit und ihrer Gefährlichkeit ist dann mein Kampfobject. Das wollen die ernsten Leute, die achselzuckend »wer ist Herr Julius Bauer?« fragen, selbst bei mir nicht einsehen.

Digitized by Google

der Schillerpreis dem Novellisten Fontane zugesprochen ward, widerspricht durchaus den festgelegten Satzungen. Doch wollen wir uns um solche Ausnahmen nicht kümmern. Wichtiger erscheint schon der Umstand, dass noch kein wirklich Grosser je solche Preise erhielt und dass wir, hätten wir eine »Akademie« wie die französische, genau das nämliche Schauspiel wie dort erleben würden, wo Molière, Balzac, Daudet, Zola und Ähnliche umsonst — oder höchstens am Ende ihres Lebens, allen Minderwerthigen den Vortritt lassend — an die heilige Pforte pochen durften oder ein Musset erst, als er nichts mehr schrieb, der Aufnahme gewürdigt wurde: und zwar, um dem armen abgelebten Kerl doch eine Freude zu machen, da er freilich ein gar schlechter Dichter, aber ein harmloser Mensch sei. (Nachzulesen in Musset's Biographie.) Liest die Nachwelt solche Unglaublichkeiten, so wirft sie sich in die Brust: So etwas könnte bei uns nie vorkommen! Die liebe naive Nachwelt, die vergisst, dass sie genau aus dem

---

Aber Bleibtreu hat den Reporter eines parasitären Montagsblattes zu seinem Niveau erst emporgehoben und sich dann mit ihm auseinandergesetzt. Und nicht um den Typus konnte es ihm zu thun sein, da er gleichwerthige Recensenten, die zufällig Lob gespendet hatten, ausdrücklich gelten liess. Die Abfertigung der dreisten Meute, die sich hier an seine Fersen hieng, hätte er getrost der ‚Fackel' überlassen können, die gewiss Verständnis für die Thatsache hat, dass Herr Schütz von der ‚Neuen Freien Presse' nicht nur die Stücke Bleibtreu's heruntermacht, sondern seit einiger Zeit das früher verhätschelte Raimundtheater mit seinem massgebenden Hasse verfolgt, für eine Thatsache, die sofort gemeinverständlich wird, wenn man erfährt, dass Herr Director Gettke ein Stück des Herrn Ganz abzulehnen gewagt hat. Und auch die in der That unglaubliche Frechheit des Herrn, der »aus dem Souffleurkasten« allmontäglich seine Tantièmenpolitik verfolgt, wäre mir nicht entgangen, die offene Bedrohung der Theaterdirectoren, die sich unser Schnüfferl in der ‚Sonn- und Montags-Zeitung' vom 21. April erlaubt hat: »Jetzt bin ich aber neugierig, ob jene Herren, welche die Kritik in den Wiener freisinnigen Zeitungen schreiben, sich noch die Ehre geben werden, Stücke vom Herrn von Bleibtreu einer Kritik zu würdigen. . . . Wenn ich Kritiker wäre, für mich würde dieser Herr von Bleibtreu überhaupt nicht mehr existieren. Freilich auch wenn ich Theaterdirector in Wien wäre, würde ich nicht ein Stück von einem Dichter aufführen, der kurz vorher Wiener Kritiker öffentlich beschimpft hat. So viel Rücksicht ist ein Herr Director den Herren von den Zeitungen schuldig.« Das ganze Theaterwien mit seiner Pressmaffia und seinen botmässigen Directoren stinkt aus diesen paar Zeilen! Anm. d. Herausgebers.

gleichen Menschlichen, allzu Menschlichen sich zusammensetzt und dass die Pharisäer nur desshalb Christus kreuzigen, um sich nachher vergötternd seiner Grösse zu bemächtigen. Bei Musset fällt uns eine andere ergötzliche Anekdote ein. Lamartine dictierte auf seine alten Tage einen Grundriss französischer Literaturgeschichte, und als er zu Musset kam, da wusste er nichts weiter, als dass dieser den prachtvollen »Lettre à Lamartine« (Lorsque le grand Byron allait quitter Ravenne) geschrieben und der grosse Lamartine ihm darauf in einem albernen »Lettre à M. Alfred de Musset« als »Kind mit blonden Haaren« gnädigst abgewinkt hatte. Er dictierte daher einige nichtssagende wegwerfende Sentenzen. Da warf sein Secretär die Feder hin: Mein Gewissen verbietet mir in Ihrem Interesse, das zu schreiben. Haben Sie denn je etwas von Musset gelesen? »O ja, hier und da.« »Dann schicke ich Ihnen morgen Mussets sämmtliche Werke.« Der weltberühmte Lamartine lächelte und dictierte weiter, aber der Secretär hielt Wort und Lamartine liess sich herab, den ganzen Musset zu lesen. Eine Woche später erhielt der Secretär ein Billet: «Unsterblicher Musset! Verzeihe mir in der Ewigkeit, was ich über dich geschwatzt habe!« Wenn Niemand mehr Lamartine liest, sollte dies Zeugnis seiner vornehmen Gesinnung unvergessen bleiben. Aber freilich — Musset war nun todt. Dergleichen passiert in der literarisch gebildetsten Nation, wo der erhabene Dichter des »Rolla« trotzalledem auch bei Lebzeiten eine kleine Bewunderergemeinde hatte! Sollte dies nicht allzeit über Vertheilung zeitgenössischen Ruhms zu denken geben?

Doch wir verirren uns von unserem »actuellen« Thema: der Vertheilung der Dichterpreise. Kürzlich hat man den Grillparzerpreis an den reichsdeutschen Autor und das Werk ertheilt, das am offenbarsten Grillparzers Geist fortsetzt, Herrn Hartlebens ulkigen »Rosenmontag«. Begründung: diese grossartige Schöpfung wurde zweifellos am öftesten dem Theaterpöbel vorgesetzt. Wohl und gut, dieser Standpunkt lässt sich vertheidigen. Dichterpreise sind nicht etwa dazu da, um vornehmem Dichterthum fern vom Tageserfolg gebührende Anerkennung zu spenden, sondern um dem Geschmack des Pöbels ein officielles Placet aufzudrücken. Eine erquickende Abwechslung bildet höchstens die Willensmeinung des deutschen Kaisers, welcher den Hauptmann, Sudermann, Fulda die Schillerpreis-Genehmigung versagt und diese vermuthlich dem er-

Digitized by Google

folglosesten Hohenzollerndramatiker aufsparte, Major Lauff von der dichtenden Artillerie, einem in epischer Verskunst wirklich begabten Manne, der die kaiserliche Gunst umgekehrt durch ebenso masslose Unterschätzung der literarischen Kreise büssen muss. Wer aber hier über Vergewaltigung schreit und unabhängige Volks-Schillerpreise stiftet — unter »Volk« versteht man das Berliner Thiergartenviertel —, ist entweder ein Betrüger oder ein Betrogener. Wie Harden kürzlich prophezeite, wird man zuerst anstandshalber Hauptmann prämiieren, um sodann aus Leibeskräften alles zur Clique und Claque Sudermanns Gehörige poussieren zu können. Auch hier soll natürlich Volkesstimme nur aus gefüllter Theaterkasse ertönen. Doch wir sind mit der Willkürlichkeit der Standpunkte noch nicht zu Ende. Vor einiger Zeit ward ein Bauernfeldpreis an Herrn Dörmann für ein Stück ertheilt, das bisher weder aufgeführt, noch überhaupt im Buchhandel erschienen war. Letzterer Umstand bleibt uns insoferne nebensächlich, als bei Vertheilung der sogenannten Dichterpreise an Dramatiker bisher der Usus herrschte, sie vom Erfolg der Aufführung abhängig zu machen. Dörmanns Stück fiel seither in Berlin durch, es war nicht besser und nicht schlechter, als viele solche Märchenversuche und ein ähnliches Drama »Die Könige« von Korfiz Holm, mit dem Dörmanns Opus eine verzweifelte innere Aehnlichkeit besitzt, steht gewiss ungleich höher. Aber die Herren Preisrichter kannten natürlich nicht das Werk des Münchener Dichters, sondern gefällige interne Gunst hatte Dörmanns unaufgeführtes und nicht einmal im Handel erschienenes Erzeugnis*) auf ihren Lesetisch geweht. Welchen Zweck hatte es nun, vorher durch den Preis dafür Reclame zu machen?

Gewöhnlich veranlasst der äussere Erfolg eines Theaterprodukts die Preisrichter, »einstimmig« auf die fetten Tantièmen noch eine Plus-Krönung darauf zu zahlen. Dann aber, wenn es ihrer Gunst und Laune so passt, darf man umgekehrt Stücke prämiieren, welche die angebliche Feuerprobe des äusseren Erfolges noch gar nicht bestanden. Das ist eine Willkür, der gegenüber ich beiweitem den sonstigen Unfug vorziehe, worin doch wenigstens Me-

*) In Nr. 87 der ‚Fackel' ward (siehe den Artikel »Das Buch-Manuscript«) dargelegt, wie die Preisrichter in dem guten Glauben, es handle sich um ein bereits erschienenes Buch, die Prämiierung vornahmen. Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

thode lag. Man hat z. B. früher Wildenbruchs schwächste Theatralik »Harold« mit dem Schillerpreis gekrönt, aber man hatte die Begründung, dass diese Nichtdichtung auf der Bühne stark gewirkt habe. Man krönte aus dem gleichen Grunde Hauptmanns »Hannele» mit dem Grillparzerpreis, und hier durfte man obendrein mit Recht literarische Qualitäten anerkennen. Aber, Hand aufs Herz, hätte wohl Jemand daran gedacht, Hauptmanns Werken Preise zu ertheilen, wenn sie erfolglos oder gar unaufgeführt geblieben wären? Nun wohl, möchte man denn wirklich dem armen gläubigen Publicum einreden, dass nicht noch viele andere unaufgeführte oder äusserlich erfolglose Dramendichtungen herumliegen, die gerade so gut eines Preises würdig wären? Indem man mit sonstigem Brauche bricht, will man den Anschein erwecken, als ob dieser schnöden Ungerechtigkeit ein Ende gemacht werden sollte. Der kundige Thebaner aber merkt sofort, dass nun erst recht der Cliquenwirtschaft Thür und Thor geöffnet wird. Die Preisrichter sind theils gar nicht in der Lage, die Literatur zu übersehen, theils geben sie sich nicht die Mühe, näher nachzuforschen, theils wollen sie sich überhaupt keine Mühe geben, sondern nehmen hin, was Gönnerschaft ihnen vorschlägt. Und endlich, letztens, sind sie denn in allen Fällen die Berufenen, um ein solches Urtheil zu schöpfen? Wer hat sie dazu ernannt, welcher Berufene ertheilte ihnen diese Berufung?

Kürzlich veranstaltete der Triester ‚Piccolo' eine Enquête über Victor Hugo, wobei viele Engländer und nur drei Deutsche zu Worte kamen. Als ich dabei mich unterfieng, meine geringe Achtung vor dem Wortberauscher auszudrücken, fügte der ‚Piccolo' bissig hinzu, mein deutscher Chauvinismus beeinflusse wohl den Ernst (serenitá) meiner Kritik. Denn ich hatte offen bekannt, dass ein gewisser Grabbe, dessen Jubiläum auch kürzlich in Deutschland »gefeiert« worden sei (nämlich mit ein paar Feuilletons), mehr Genie im kleinen Finger hatte als der weltberühmte Franzose. Armer Grabbe! Wieviel Schiller-, Grillparzer-, Raimund-, Bauernfeldpreise möchten dir wohl heute erblühen!

Man hat sich erbost, dass der literarische Nobelpreis einem ziemlich unbekannten französischen Lyriker ertheilt wurde. Man verlangte ihn für Tolstoi, Ibsen und Zola, auch Strindberg scheint einer getäuschten Hoffnung mit öffentlicher Absage Luft gemacht

Digitized by Google

zu haben. Gewiss verdienen die Genannten unendlich mehr solche Auszeichnung, und wenn man einen Unbekannten entschädigen wollte, so liessen sich selbst in Frankreich Stärkere finden. Der Verdacht, ja die Gewissheit waltet ob, dass die würdigen Professoren von Stockholm bei ihrer Prämiierung nur ihrer gelehrten Abneigung gegen das Moderne folgten und einen ehrwürdig akademischen Verspathetiker für den einzig berechtigten Dichtkünstler hielten.*) Dennoch scheint uns dies unabhängige Verhalten, das absichtlich und grundsätzlich nicht nach dem äusseren Erfolg fragt, ja sogar sich in bewussten Gegensatz dazu stellt, weitaus löblicher und angemessener, als die Liebedienerei haltlos schwankender Unselbstständiger, die ein Stück wie das Hartleben'sche »einstimmig« krönen, weil Genosse Schlenther, der versippte Germanist der fortwuchernden Scherer-Clique, es für's Burgtheater erwarb. Dass freilich auch der Nobelpreis von Universitätsprofessoren vertheilt wird, mit dem köstlichen Zusatz, nur solche Candidaten würden noch berücksichtigt, die ein ausländischer dito Professor vorschlage, eröffnet erheiternden Einblick in die wahre Werthschätzung, deren der souveräne Dichter sich erfreut. Und welche Professoren wählt man dazu? Etwa Lehrer der Aesthetik? Nein, beliebige Goetheschnüffeler wie Erich Schmidt in Berlin.

Karl Bleibtreu.

* * *

Unter dem Titel »Eine Anklage« brachte das ‚Deutsche Volksblatt' am 18. April einen flammenden Leitartikel gegen die jüdische Theaterclique, die Antonia Baumberg in den Tod getrieben. Von dieser Clique heisst es, sie habe dem wahren Künstler immer das Brot sauer gemacht und dem heimatlichen Schriftthum den Bettelstab in die Hand gedrückt, sie habe es ermöglicht, dass man heute in Wien »wohl hundertfünfzig Aufführungen eines Ope-

*) Allerdings hat Frankreich's grösster moderner Lyriker, Paul Verlaine, in einem vereinzelten kritischen Aufsatz Sully-Prudhomme als Lyriker höchsten Ranges gewürdigt; dies zwanzig Jahre, bevor die Stockholmer Professoren ihn krönten. Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

rettenblödsinns wie des ‚Süssen Mädels', nicht aber drei Aufführungen der letzten dramatischen Werke Antonia Baumbergs verträgt«.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unter dem Titel »Carltheater. Zum erstenmal ‚Das süsse Mädel', Operette in drei Acten von Alexander Landesberg und Leo Stein, Musik von Heinrich Reinhardt« brachte das ‚Deutsche Volksblatt' am 26. October 1901 eine 116 Zeilen umfassende Kritik einer Carltheaterpremière. In dieser Kritik hiess es: »Mit der gestern aufgeführten Novität dürfte das Carltheater endlich das ersehnte Zugstück für die Wintersaison gefunden haben. Seit Jahren ist an dieser Bühne keine Novität mit so anhaltendem, lautem, nicht durch die bezahlten, sondern durch die zahlenden Besucher hervorgerufenen Beifall aufgenommen worden, wie Heinrich Reinhardt's ‚Süsses Mädel'.« Und weiter: »Das sind im Verein mit der Thatsache, dass das Publicum sich auch sonst während des ganzen Abends in animiertester Stimmung befand, so glückliche Auspicien, dass man der neuen Operette wohl eine mehrwöchentliche Lebensdauer prophezeien darf. Die beiden Autoren (nämlich die Herren Landesberg und Stein) haben dem Componisten geschickter vorgearbeitet, als man das sonst von ihnen gewöhnt ist. Sie schrieben eine Handlung, die, wenn auch keineswegs originell, so doch unterhaltend und im Allgemeinen glaubhaft ist und dem Componisten eine natürliche Gelegenheit bietet, seine Lieder, Duette und Terzette und seine sonstigen Musiknummern anzubringen.« Folgt die Inhaltsangabe. »Reinhardt's Musik zu diesem Sujet (war hier Herr Landesberg oder Herr Stein gemeint?) ist echte, unverfälschte Operettenmusik mit stark wienerischer Localfärbung«. Folgen Sätze, aus denen die Worte hervorglänzen: »....stürmisch zur Wiederholung verlangt.... pikante Situationen.... rasche

Digitized by Google

Masseuse Fritzi....fesche Walzer, schneidige Märsche, prickelnde Polkas.... einschmeichelnde, gefällige Melodien.... bald populär werden.... kein Wunder, denn Reinhardt kleidete dieselben in ein berückend schönes orchestrales Gewand.... feinsinniger Musiker .... das zwitschert und singt, das duftet und blüht, das glitzert und glüht, dass jeder Kenner seine Freude an dieser Arbeit haben muss.... prächtig.... urwüchsig.... hübsch.... fesch.... entzückend.... in die Füsse gehend.... reizend.... charakteristisch.... famos.... zu dem Feinsten und Besten, was wir seit langen Jahren in einer Operette hörten.... Schlager.... gar nicht satt hören und sehen....« Zum Schluss muss noch Herr Treumann, ein Leopoldstädter Komiker, dessen Gehaben nach einem Ausrufungszeichen des ‚Deutschen Volksblattes' schreit, »wahre Lachstürme entfesseln«, und die Epopöe tönt in die zukunftsfrohen Worte aus: »Bei solcher Besetzung braucht Herrn Director Aman, der sich wieder als famoser Regisseur bewährte, vor dem Schicksal seiner jüngsten Novität nicht bange zu sein.«

Und so hat es denn einzig und allein die jüdische Clique ermöglicht, dass man heute in Wien »wohl hundertfünfzig Aufführungen eines Operettenblödsinns wie des ‚Süssen Mädels', nicht aber drei Aufführungen der letzten dramatischen Werke Antonia Baumbergs verträgt«.

* * *

Der Enthusiast, der in der Redaction des ‚Deutschen Volksblattes' sitzt, lässt sich anlässlich der Schönbrunner Schlosstheater-Aufführung also vernehmen:

»In der Titelrolle, einer Baronin, die mit einem jungen Rechtsanwalt anfangs nur ein kokettes Spiel treibt, dann aber, gefangen durch seine männliche Energie, sich ihm schliesslich verlobt, nahm Frau Gräfin Anastasia Kielmansegg wieder alle Herzen gefangen. Schon das silberhelle Lachen, mit dem die schöne

Digitized by Google

Frau die Bühne betrat, wirkte elektrisierend, nicht minder fascinierend aber auch die gesangliche und schauspielerische Leistung der Gattin unseres Statthalters, die die Erwartungen in den Vorstellungen früherer Jahre bereits auf das denkbar höchste Mass geschraubt hat, aber trotzdem gestern den von ihr aufgestellten Record schlug und, vom Beifall des verwöhntesten Publicums umrauscht, selbst die äussersten, auf die heurigen Vorstellungen gesetzten Hoffnungen noch übertraf.«

Sonderbarer Schwärmer!

* * *

Liebe Fackel!

Der lebhafte Streit der Meinungen, der über der Frage, ob eine Zeitung Ehre besitzt oder nicht, entbrannt ist, gibt mir den Anlass, Ihnen meine Ansicht als Mathematiker bekannt zu geben, nachdem schon so viele Juristen, ohne eine endgiltige Klärung der Sachlage herbeizuführen, gesprochen haben. Den juridischen Spitzfindigkeiten gegenüber hat die mathematische Methode — und ich werde zeigen, dass das Thema mathematisch fassbar ist — den Vorzug der klaren, folgerichtigen Entwicklung, die zu einem unanfechtbaren Resultat führt. Der mathematische Calcül muss zunächst die Administration einer Zeitung, den Körper ihrer technischen Herstellung und Versendung, ebenso das papierne Zeitungsblatt als Dinge, die ja ohnedies nicht in Frage kommen, aus der Betrachtung ausscheiden. Nur der Kopf der Unternehmung, die Redaction, fühlt sich in der Ehrenfrage getroffen und gekränkt; darum müssen wir auch nur ihre geistigen Fonds und Leistungen zu gliedern und mathematisch zu werthen trachten. Dies geschieht durch die nachstehende Anordnung der redactionellen Producte:

1) Annoncen, Empfehlungen, Anpreisungen, Verwerthung von Kaiserworten etc. — Setzen wir den Werth derselben gleich A, so wächst dieser mit der Dichte der Annoncen d, mit dem Volumen der Zeitung V und ist abhängig von einem Geschicklichkeits-, respective Täuschungscoëfficienten c, mit welchem der jeweilige Reclamezweck verdeckt werden soll. Aus diesen Grössen ergeben sich die Formeln:

d V = M, in Worten: Dichte × Volumen = Masse, und

M c = A, in Worten: Masse × Täuschungscoëfficient = Geldwerth der angeführten Leistungen. Dieser wird von den Auf-

Digitized by Google

traggebern entrichtet, vom Journal empfangen. Der Ehrenpunkt als Factor oder Coëfficient kommt in den Gleichungen nicht vor.

2) Mittheilungen uud Nachrichten. — Diese müssen gegliedert werden:

a) in Mittheilungen objectiver Art, nackte Thatsachen mit dem positiven Nachrichtenwerth + w' ohne Ehre;

b) in subjective, verdrehte oder entstellte Nachrichten mit dem negativen Schädlichkeitswerth — w'', der bei unbeabsichtigten Entstellungen Ehrenindifferenz, bei beabsichtigten Entstellungen ausgesprochene Ehrlosigkeit besitzt;

c) in dumme und unnütze Nachrichten (z. B. dass Herr Eisner von Eisenhof irgendwo anwesend war) mit dem Mittheilungswerth Null.

Den Gesammtwerth $W = w' - w'' + 0$ empfängt das Publicum gegen Bezahlung des Zeitungsblattes. Diese Gleichung enthält demnach gleichfalls die Grösse »Ehre« nicht. Da die unter b) eingereihten gefälschten Nachrichten auf Grund des § 19 zwangsweise berichtigt werden können, so entfällt auch hier jede freiwillige Ehrenregung, die nicht einmal dann vorhanden ist wenn der Betroffene die Berichtigung bezahlt.

3) Leitartikel, Beurtheilungen und Belehrungen aller Art und Abfassungen, welche sittliche Eigenschaften und ehrenhafte Gesinnung voraussetzen. — Die ehrenhafte Gesinnung G ist unter normalen Umständen eine Function der sittlichen Eigenschaften E, kann daher allgemein durch die Formel: $G = f(E)$ (lies: ehrenhafte Gesinnung ist eine Function der sittlichen Eigenschaften) ausgedrückt werden. Es kann jedoch leicht bewiesen werden, dass diese Formel im gegebenen Falle in Oesterreich nicht anwendbar ist. Die Gesinnung des Journalisten muss zunächst als variable Grösse v aufgefasst werden, die zwischen Grenzwerthen $v_0 = 0$ (Gesinnungslosigkeit) und v_m = Maximum (Parteiverblödung) in allen Zwischenwerthen veränderlich ist und die Elasticitätsveränderung der Gesinnung darstellt. Das Motiv der Veränderlichkeit ist die treibende Kraft K, die wieder von jener variablen Summe abhängt, die eine Finanzgruppe oder politische Partei zur Verfügung stellt. Wo also nach dem Hook'schen Gesetz die Veränderung der Gesinnung wie jede Elasticitätsänderung abhängig ist von der sie in Anspruch nehmenden Geldkraft, dort

Digitized by Google

eliminiert sich der Factor »ehrenhaft« von selbst, der nur entweder den starren, dem Charakter nach unveränderlichen Materien zukommt oder solchen Veränderungen der Gesinnung, die auf Ueberzeugung und geänderten Lebensauffassungen beruhen, somit ehrliche, zwangsweise sich vollziehende Naturerscheinungen sind. Die Gesinnung einer Zeitung ist daher nicht eine Function der sittlichen Eigenschaften, nach Formel G = f (E), sondern eine Function der richtunggebenden Subventionen S und Cameraderien C, muss daher durch die Formel G = f (S C) (lies: Gesinnung ist die Function der Subvention und Cameraderie) ausgedrückt werden.

Da in den mathematischen Schlüssen und Formeln laut 1), 2), 3), welche alle geistigen Relationen der Zeitungen zusammenfassen, der Factor »Ehre« entweder gar nicht vorkommt oder aus den Gleichungen von selbst herausfällt, so erscheint die Frage, ob eine Zeitung ehrlos ist oder nicht, vollkommen aufgeklärt und keiner Erörterung bedürftig. Was zu beweisen war.

Ein Mathematiker.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

K. k. Postdirection. Was sind denn das jetzt für Zustände?! Der Brief mit der Ankündigung des Vorschusses, den Herr Bukovics an die Schriftstellerin Baumberg gerade vor ihrem Selbstmord abgesendet hat, ist bis heute nicht angekommen!

Baumeister. Auch wer sich gegen Stilneuerungen im Kirchenbau nicht ablehnend verhält, wird jene, die es mit einem neuen Stil zuerst bei den Landkirchen versuchen wollen, an den Zusammenhang, der bei der Landbevölkerung zwischen religiöser und conservativer Gesinnung besteht, mahnen müssen. Die künstlerischen Leistungen der Herren Leopold Bauer und Wunibald Deininger, die bei der jüngsten Concurrenz für eine Landkirche prämiiert wurden, in allen Ehren; aber dass der Landmann diese Bauten, wenn sie ausgeführt würden, für Reclamebuden und nicht für Kirchen halten wird, ist gewiss.

Logiker. Sie empfehlen, den in der letzten Burgtheaterkritik des Herrn Hevesi enthaltenen Satz zu zergliedern: »Der Verlauf des Abends hat dem Rothstift theils Recht, theils nicht Unrecht gegeben. Es wäre zu bedauern, wenn er das ganze Stück gestrichen hätte, aber es war auch wieder schade um manchen hübschen Zug, der ihm zum Opfer gefallen ist.« Ueben Sie Nachsicht! Von diesem Geist haben seit mehreren Jahren Logik und Vernunft Secession gemacht ....

Zeitgenosse. Der Fall Baumberg hat gezeigt, dass sich die Dichter hierzulande entscheiden müssen, ob sie an den Ritualmord

Digitized by Google

glauben oder nicht, weil sie sonst zwischen Concordia und Schriftstellergenossenschaft gerathen und einfach zerrieben werden. Ein tragischer Conflict! Und noch um den Leichnam der Dichterin kämpfen die jüdische und die arische Journaille. Mit Recht sagen Sie, jeder noch lebende Schriftsteller müsse diesen Kampf mit Abscheu und Entsetzen ansehen. Das Aergste leistete sich die ‚Morgenzeitung', die beweisen wollte, dass Frau Baumberg durchaus nicht Antisemitin war: sie wollte in der »Kadimah« eine Vorlesung halten, und die von rituellstem Hass gegen die Volkstheaterdirection, die der Schriftstellergenossenschaft auch etwas zukommen liess, erfüllte Kritik der ‚Sonn- und Montags-Zeitung' hat sie unmittelbar vor ihrem Tode noch »mit Freuden« begrüsst.

Aufpasser. Sie theilen mir mit, dass die ‚Neue Freie Presse' die ‚Fackel' neulich »genannt« hat. Sie brachte eine Annonce des Inhalts: »Schriftsteller sucht Buchdruckereibesitzer als Compagnon. Anträge unter Anti-Fackel.«

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Cg. I 538/1
9

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Landesgericht in Civilrechtssachen in Wien hat unter dem Vorsitze des k. k. Oberlandesgerichtsrathes Dr. Raimund Appel im Beisein der Landesgerichtsräthe Adolf Kahn und Doctor Johann Christ als Richter in der Rechtssache des Herrn Moriz Frisch, Buchdruckers in Wien, I., Bauernmarkt 3, Klägers, vertreten durch Herrn Dr. M., wider Herrn Karl Kraus, Schriftsteller in Wien, I., Elisabethstrasse 4, Beklagten, vertreten durch Herrn Dr. W., wegen Feststellung des Gesellschaftsverhältnisses und Miteigenthums bezüglich der periodischen Zeitschrift ‚Die Fackel' auf Grund der mit beiden Parteien am 30. Jänner 1902 und 26. März 1902 durchgeführten mündlichen Verhandlung zu Recht erkannt:

1. Es wird festgestellt, dass zwischen dem Beklagten Herrn Karl Kraus, und dem Kläger, Herrn Moriz Frisch, in Ansehung des die Herausgabe und den Vertrieb der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' zum Gegenstande habenden geschäftlichen Unternehmens ein Gesellschaftsverhältnis begründet worden sei und bis zum 30. Juni 1901 bestanden habe; es wird ferner festgestellt, dass das erwähnte geschäftliche Unternehmen in des Beklagten und des Klägers gemeinschaftlichem Eigenthum bis 30. Juni 1901 gewesen sei.

Digitized by Google

2. Das weitere Klagebegehren, es möge festgestellt werden, dass das oberwähnte Gesellschaftsverhältnis noch derzeit bestehe und dass das erwähnte geschäftliche Unternehmen noch derzeit im gemeinschaftlichen Eigenthum beider Parteien stehe, wird abgewiesen.

3. Der Beklagte ist schuldig, dem Kläger zwei Drittel der mit Ausschluss der besonders zu vergütenden Erkenntnisgebür auf 902 K 50 h bestimmten Processkosten binnen 14 Tagen bei sonstiger Execution zu bezahlen.

Begründung:

Es ist durch die übereinstimmenden Angaben beider Parteien festgestellt, dass dieselben beabsichtigten, ihre rechtlichen Beziehungen zu einander in Ansehung der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' in einem schriftlichen Vertrage zu fixieren, dass diesbezüglich durch längere Zeit Verhandlungen zwischen den Parteien geführt und auch mehrere Vertragsentwürfe verfasst wurden, jedoch eine Unterfertigung des einen oder anderen Entwurfes nicht erfolgt ist

Wenn nun auch der intendierte schriftliche Vertrag nicht zu Stande gekommen ist, so ergibt sich doch bei Prüfung des zwischen den Parteien factisch bestandenen Rechtsverhältnisses unter Zugrundelegung der Parteivorbringen, der Zeugenaussagen und der bezüglichen Urkunden, dass zwischen den Parteien im Sinne der §§ 863, 1175 a. b. G. B. eine zum Mindesten durch concludente Handlungen zustande gekommene Gesellschaft zum gemeinschaftlichen Erwerbe errichtet worden ist

Es geht nämlich zunächst aus der Zeugenaussage des Dr. A. hervor, dass sich die Parteien oder eine der Parteien Ende Februar oder anfangs März 1899 an den Zeugen wegen schriftlicher Formulierung eines Gesellschaftsvertrages gewendet haben, dass niemals eine andere Vertragsfigur in Vorschlag gebracht wurde, dass der Zeuge bei dem von ihm verfassten Entwurfe von dem Streben geleitet war, im Vertrage zum Ausdruck zu bringen, dass der Kläger Frisch als der eine Gründer der ‚Fackel' erscheinen solle und dass die Parteien schon mehrere Monate vor dem Erscheinen der ‚Fackel' darüber einig gewesen seien, dass Kraus den redactionellen, Frisch den administrativen Theil des Unternehmens besorge.

Aus der Aussage des Zeugen Richard Kraus ist hervorzuheben, dass derselbe im Juni 1899 seitens des Klägers einen von Dr. A. ver-

Digitized by Google

fassten, also von der Construction eines Gesellschaftsvertrages ausgehenden Vertragsentwurf erhielt, bezüglich dessen ihm wesentlich nur die Bestimmung unannehmbar erschien, dass Frisch im Falle der Lösung des Verhältnisses den Ertrag des letzten Jahres als Abfindung erhalten sollte.

Dieser Zeuge gibt ferner an, dass er anlässlich der Prüfung der klägerischen Geschäftsbücher sich erkundigte, wie »der Gewinn« vertheilt werde, und ihm entgegnet wurde, dass ganzjährig abgerechnet werde, sein Bruder 50% Gewinn erhalte und dieser Antheil bei einem Ertrage von mehr als 6000 fl. bis 10.000 fl. um je 2½% per Tausend, somit bis 60% steigen sollte.

Ferner ist darauf hinzuweisen, dass sowohl der von Dr. A. verfasste und mit »Gesellschaftsvertrag« überschriebene Entwurf (H), als auch der von Dr. W. angefertigte Vertragsentwurf (G) im § 1 die Bestimmung enthalten: Moriz Frisch und Karl Kraus treffen in Ansehung des von ihnen gemeinschaftlich gegründeten, seit April 1899 bestehenden Zeitungsunternehmens ‚Die Fackel' behufs Regelung ihrer wechselseitigen Rechte und Pflichten nachstehende Bestimmungen etc.

Fasst man alle diese Momente zusammen, so ergibt sich, dass die Parteien mindestens stillschweigend eingewilligt haben, dass ihre Mühe und auch ihre Sachen zum gemeinschaftlichen Nutzen verwendet werden, dass also ein, wenn auch ungeschriebener, Gesellschaftsvertrag gemäss §§ 863 und 1175 a. b. G. B. zwischen den Parteien bestanden habe.

Steht dies fest, so war der Beklagte, da weder die Zeitdauer der Gesellschaft ausdrücklich bestimmt worden war, noch aus der Natur des Geschäftes bestimmt werden konnte, nach § 1212 a. b. B. G. berechtigt, die Gesellschaft nach Willkür aufzukündigen.

Durch die von dem Zeugen Richard Kraus in Ansehung ihres Inhaltes und der begleitenden Umstände bestätigte Erklärung des Beklagten gegenüber dem Kläger: dass die beiden Juninummern, die 1901 noch erscheinen sollten und auch erschienen, die letzten seien, die der Beklagte beim Kläger erscheinen lasse, ist nach der rechtlichen Ueberzeugung des Gerichtshofes eine rechtsgiltige Aufkündigung des zwischen den Parteien bestandenen Gesellschaftsverhältnisses und zwar für den 30. Juni 1901 erfolgt, da der Sinn dieser Worte nur auf die Auflösung des bestehenden Gesellschaftsverhältnisses abzielte und es gleichgiltig erscheint, ob der Ausdruck »Kündigung« gebraucht wurde oder nicht.

Digitized by Google

Es war demnach dem Feststellungsantrage des Klägers, soweit sich derselbe auf die Begründung und den Bestand des Gesellschaftsverhältnisses mit dem Beklagten bezog, mit der Einschränkung auf die Zeitdauer bis 30. Juni 1901 stattzugeben.

Es musste aber auch mit derselben Einschränkung hinsichtlich der Zeitdauer über Antrag des Klägers festgestellt werden, dass das Geschäftsunternehmen im gemeinschaftlichen Eigenthume des Klägers und des Beklagten bis 30. Juni 1901 gestanden sei, weil nach § 353 a. b. G. B. das Eigenthum einer Person alle ihre körperlichen und unkörperlichen Sachen bilden, das Unternehmen, welches die Herausgabe und den Vertrieb der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' zum Gegenstande hatte, zweifellos als eine unkörperliche Sache sich darstellt, und ein gemeinschaftliches Eigenthum an diesem Unternehmen im Sinne des § 361 a. b. G. B. aus dem Grunde angenommen werden muss, weil nicht vorliegt, dass der Beklagte die Druckschrift ‚Fackel' in die Gesellschaft eingeworfen habe, dieselbe vielmehr das Product der gesellschaftlichen Thätigkeit beider Parteien gewesen ist.

Die Rechte des Herausgebers der Druckschrift und die Autorrechte des Beklagten kommen hier ebensowenig in Frage, wie die Grösse des Antheiles eines jeden der beiden Gesellschafter, bezüglich deren eine Erörterung ausserhalb des Rahmens des gegenwärtigen Feststellungsprocesses liegt.

Auf Grund dieser Erwägungen musste aber das weitergehende Klagebegehren, soweit dasselbe auf die Feststellung des derzeitigen Bestandes des Gesellschaftsverhältnisses und gemeinschaftlichen Eigenthums gerichtet wurde, umsomehr abgewiesen werden, als der Kläger selbst zugeben muss, dass eine Wiedererneuerung des mit 30. Juni 1901 gelösten Verhältnisses beider Parteien nicht stattgefunden hat, ja sogar in der von Moriz Frisch, bezw. dessen Sohne herausgegebenen Druckschrift ‚Im Feuerschein' ein Concurrenzunternehmen gegenüber der ‚Fackel' begründet worden ist.

Es erübrigt noch die Erörterung der Frage, ob die Voraussetzungen des § 228 C. P. O. in Ansehung der Zulässigkeit der Feststellungsklage für den vorliegenden Fall gegeben sind.

Diese Frage muss bezüglich des für zulässig erkannten Klagebegehrens bejaht werden. Das rechtliche Interesse des Klägers, dass festgestellt werde, dass in der Vergangenheit das von ihm behauptete Gesellschaftsverhältnis bestanden habe, erscheint damit begründet, dass

Digitized by Google

der Beklagte den Bestand eines solchen Gesellschaftsverhältnisses überhaupt bestritt. Das rechtliche Interesse des Klägers an der alsbaldigen Feststellung liegt aber deshalb vor, weil der Kläger aus diesem auf die Vergangenheit sich beziehenden Rechtsverhältnisse Rechte in der Gegenwart ableitet.

Da der Kläger mit einem nicht unwesentlichen Theile seines Klagebegehrens abgewiesen werden musste, erschien in Gemässheit des § 43 C. P. O. eine Theilung der Kosten in der Art angemessen, dass dem Beklagten nur die Zahlung von 2/3 der dem Kläger aufgelaufenen Kosten auferlegt wurde.

Wien, am 26. März 1902.

K. k. Landesgericht in C. R. S., Abtheilung I

L. S. Appel m. p.

Da die meisten gerichtlichen Urtheile, die bisher gegen den unlauteren Wettbewerber erflossen sind, an dieser Stelle im Wortlaut veröffentlicht wurden, so sollte den Lesern auch das vorliegende, durch welches er theilweise Recht behält, nicht vorenthalten bleiben. Alle Hinweise auf den beispiellosen Eingriff in Autorrechte hat jener bisher mit der Versicherung abzuwehren versucht, er habe in begreiflicher Aufregung über den »listigen Vertragsbruch« gehandelt, den der Herausgeber der ‚Fackel' begangen habe, und er hat selbst noch am Tage, nachdem das oben veröffentlichte Urtheil ausgesprochen war, seiner dürftigen Oeffentlichkeit zu erzählen gewagt, es sei nunmehr festgestellt, dass ihm sein Eigenthum »entwendet« worden sei. Nunmehr liegt das Urtheil in schriftlicher Ausfertigung vor, und mit klaren Worten spricht es aus, dass der Herausgeber der ‚Fackel' in durchaus gesetzlicher Weise ein Verhältnis gelöst hat, das bis zu einem gewissen Zeitpunkt im Sinne des Klägers als bestehend angenommen wird. An seiner inneren Berechtigung, einem in der Leidensgeschichte geistiger Arbeit einzig dastehenden Ausbeutungsverhältnisse ein Ende zu machen, hat schon vor diesem Urtheilsspruch kein Gerechter gezweifelt.

Für alle dem Herausgeber der ‚Fackel' anlässlich der Ausgabe des hundertsten Heftes gesandten freundlichen Grüsse und Glückwünsche sagt er an dieser Stelle verbindlichsten Dank.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Mai 1902 IV. Jahr

ackel

geber:

KRAUS.

al im Monat.

Nummer 20 h.

n verboten; gerichtliche Verfolgung
ten.

N.

III. Hotzgasse 4.

Die Fackel.

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7.—
" "	18	" "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36	" "	M. 7.—
" " " "	18	" "	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18	" "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.684.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 102 WIEN, ENDE APRIL 1902 IV. JAHR

Was alles zu einer ordentlichen Grubenkatastrophe gehört, das ist, weil hierin häufige Wiederholung bereits einen feststehenden Usus geschaffen hat, sattsam bekannt: zunächst aufopferndes Benehmen der Ingenieure bei den Rettungsarbeiten, dann ein fulminanter Artikel der ‚Arbeiter-Zeitung', hernach ein Dringlichkeitsantrag der socialdemokratischen Abgeordneten, den das Abgeordnetenhaus einstimmig genehmigt und bei dessen Berathung der Ackerbauminister strengste Untersuchung zusagt, ferner Erscheinen des böhmischen Statthalters beim Leichenbegängnis der verunglückten Bergleute und schliesslich eine splendide Versorgung ihrer Hinterbliebenen durch die Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft. Grubenkatastrophen pflegen nämlich meistens bei der Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft vorzukommen. So war's auch neulich wieder am letzten April in Teplitz, und auch sonst hat alles so ziemlich gestimmt bis auf den Artikel der ‚Arbeiter-Zeitung', der diesmal, weil die Maifestfreude nicht verdorben werden durfte, recht mild ausfiel. Ganz gewiss wird aber das Ergebnis der strengen Untersuchung mit dem aller früheren stimmen; Herr Hallwich wird weiter im Sorgenstuhl des Präsidenten der Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft und niemals in strengem Arrest sitzen, und Herr Petschek, der Vicepräsident, der bei dem Unternehmen der eigentlich Machthabende ist, darf zufrieden darauf hinweisen, dass die Gewinne der Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft jährlich nicht

Digitized by Google

weniger als zwanzig Procent ihres Capitals, die Verluste aber während aller Jahre ihres Bestehens kaum mehr als zehn Procent ihrer Arbeiter betragen.

+

* * *

Das Leben, längst schon witziger als die Sonntagshumoristen der ‚Neuen Freien Presse', hat jetzt auch Herrn Bacher bei seinem sonntäglichen Versuch, eine juristische Farce gegen den Obersten Gerichtshof zu veranstalten, übertrumpft. Da just in der bekannten Concordiaversammlung der Kampf für die Ehre der Zeitungen erneuert wurde, drangen über das Blatt, das ihn durch die Klage gegen einen christlich-socialen Gemeinderath begonnen, Mittheilungen in die Oeffentlichkeit, die jeden Liebhaber grotesker Schauspiele herzlich bedauern lassen mussten, dass es der ‚Ostdeutschen Rundschau' nicht gelungen ist, sich den Anspruch auf eine Beurtheilung vom Standpunkt der Ehre zu sichern. Wie einer, der all seine Hoffnung auf einen Erbonkel gesetzt hätte und schliesslich einen riesigen Ueberschuss von Passiven erbte, hat die ‚Ostdeutsche Rundschau' leidenschaftlich um die Zuerkennung einer Ehre gestritten, bei der sich jetzt ein klägliches Deficit ergeben hat. Herr Guttmann hat immerzu das Pauschalienconto vergrössert, und der sorglose Herr Wolf merkte nicht, dass das Ehrenconto beständig abnahm. Nunmehr ist Herr Guttmann, der vom Zuckercartell bestochene, aus dem Verband der ‚Ostdeutschen Rundschau' entlassen, und vorher wurde er, der in Wahrheit auch »Schriftleiter« des Handelstheiles' war, noch zum blossen Verwalter des Blattes degradiert. Solches geschah in der Erkenntnis, dass, da doch die ‚Ostdeutsche Rundschau' dem Obersten Gerichtshof zufolge keine Ehre hat, die Compromittierung der Administration unmöglich der Redaction schaden könne, die sich, unerschüttert von

Digitized by Google

allen administrativen Beeinflussungsversuchen, auch fürderhin als »ehrenfeste Schriftleitung« titulieren lassen wird. Aber schon am Tage, da die Entlassung eines bestechlichen Verwalters angekündigt wurde, drängte sich die Frage auf, welchen Zweck eigentlich das Zuckercartell mit den Bestechungen von Zeitungsadministratoren verfolgen sollte, neben denen ehrenfeste wirtschaftliche und politische Redacteure jederzeit unbekümmert über den Zuckerwucher ihre Meinung sagen. Die Antwort lautete wenige Tage später: die ‚Ostdeutsche Rundschau' hatte, offenbar um auch jeden Schein administrativer Eingriffe in das redactionelle Gebiet zu vermeiden, kurz entschlossen das heiss umstrittene Grenzgebiet von Redaction und Administration, den volkwirtschaftlichen Theil, ganz und gar in die Hand des Administrators gegeben: Herr Guttmann war nicht bloss Verwalter des Blattes, sondern auch Leiter des Wirtschaftsressorts, und Herr K. H. Wolf hat sich principiell um dieses Ressort nicht gekümmert. Gerade bei der Zeitung, deren starker Corpsgeist ihr die Aberkennung einer Verbandsehre so schmerzlich erscheinen liess, bestand, wie uns jetzt versichert wird, die strengste Absonderung und Arbeitstheilung, und Herr Wolf wird, da die ‚Ostdeutsche Rundschau' der Annahme von Pauschalien des Zuckercartells überwiesen ist, zwar vielleicht bald ein Gefallener sein, aber ist heute noch kein Prostituierter.

•

Eine Interpellation im Abgeordnetenhause hatte behauptet, dass die Wiener Blätter, sozusagen »von der ‚Neuen Freien Presse' bis zum letzten Pressköter, der ‚Ostdeutschen Rundschau'«, vom Zuckercartell bestochen seien, und bald erfuhr man, dass die Reihe der Bestechungen, die, wie die ‚Fackel' seinerzeit gemeldet hat, mit 100.000 Gulden beginnt, mit 12.000 Kronen ende. Da aber geschah nie Dagewesenes: am 26. April gab die ‚Neue Freie Presse', von

Digitized by

der die ältesten Leute sich nicht erinnern können, dass sie jemals unbestochen war, die stricte Erklärung ab, dass weder sie selbst, noch einer von ihren Herausgebern, Redacteuren, Mitarbeitern und Beamten jemals vom Zuckercartell oder von einem seiner Theilhaber oder Bevollmächtigten Geld erhalten oder sich ausbedungen habe. So niederschmetternd war der Eindruck dieser Erklärung, dass sich noch am selben Tage der Wiener Correspondent des ‚Vorwärts' hinsetzte, um für das Centralorgan der reichsdeutschen Socialdemokratie einen — am 30. April erschienenen — Bericht über die Zuckercartellpauschalien der ‚Ostdeutschen Rundschau' zu schreiben, in dem es heisst: »Sie (die ‚O. R.') theilt diese Charakterlosigkeit mit dem überwiegenden Theil der Wiener Presse, die fast gänzlich den Zuckerwucherern dienstbar ist und die Interessen der Bevölkerung an das Zuckercartell für klingende Münze ausgeliefert hat. Der Unterschied ist nur, dass man die ‚Ostdeutsche Rundschau' für ein anständiges Blatt gehalten hatte, wozu sich bei der ‚N. Fr. Presse' zum Beispiel wohl niemand entschliessen wird; dass man von ihr erwartete, sie sei zu solcher Gemeinheit unfähig, wogegen man von der vulgären Börsenpresse weiss, dass sie zu allem bereit ist.« In der That, auch am 26. April konnte sich niemand in Wien entschliessen, die ‚Neue Freie Presse' für ein anständiges Blatt zu halten. Alles in der Welt ist möglich. Und so ist ja vielleicht sogar möglich, dass die ‚Neue Freie Presse' diesmal die Wahrheit gesagt hat. Unmöglich ist aber, dass irgendjemand der ‚Neuen Freien Presse' geglaubt hat, dass sie die Wahrheit sage. Mit Nachrichten wie jener über den Bezug von Pauschalien des Zuckercartells ist's eine eigene Sache. Sie können, selbst wenn sie aus der vertrauenswürdigsten Quelle fliessen, irrig sein; sie können aber noch leichter von der (im wahren Sinne des Wortes) betheiligten Seite bestritten werden. Denn der Vorgang bei Abschliessung

Digitized by Google

der Schweiggeldverträge ist der folgende: Als das Zuckercartell vor sechs Jahren gegründet wurde, kam ein Agent des Cartells in die Redactionen. Er offeriert dem Herausgeber das Pauschale gegen die blosse Verpflichtung, über das Cartell nichts Nachtheiliges zu bringen. Der Mann von Ehre schwankt, wiewohl der Agent versichert, die anderen Blätter hätten die Summen acceptiert, ohne Anstand zu nehmen. Der Mann von Ehre greift erst zu, da der Agent versichert, dass eine Entdeckung des Pauschalverhältnisses ganz unmöglich sei und dass die Blätter keinen Scandal zu befürchten hätten. Und es gibt keinen discreteren Compaciscenten als das Zuckercartell. Nur wo der Handelsredacteur sich selbst ins Zuckerhaus bemüht, ist Gefahr vorhanden, dass die Sache aufkommt. Die ‚Ostdeutsche Rundschau' war unvorsichtig. Aber glaubt einer ernstlich, dass das Cartell, dem der Gehorsam eines in wirtschaftlichen Dingen gleichgiltigen Blättchens 12.000 K. werth ist, nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hat, um die gefürchtete Unnahbarkeit eines Weltblattes in Versuchung zu bringen? Niemand dachte daran, die Erklärung der ‚Neuen Freien Presse', dass sie zum erstenmal nicht bare Münze genommen habe, für bare Münze zu nehmen, und allenthalben wurde bloss darüber gestritten, ob das Blatt so unverhohlen zu lügen gewagt oder ob es sich in seiner Erklärung nicht doch irgendwelches Hinterthürchen offen gelassen habe. Ganz unglaublich konnte eine einfache freche Lüge nicht erscheinen; denn das Blatt, das soeben noch — während der Brüsseler Conferenz — mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit die Interessen des Zuckercartells vertheidigt hatte, schrieb in seinem Protest gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit, seine aufmerksamen Leser wüssten, »dass wir das Zuckercartell, seit es besteht, als eine volkswirtschaftlich schädliche und die Bevölkerung ganz ungerechtfertigt belastende Einrichtung bekämpft haben und

Digitized by

noch immer bekämpfen.« Das nannte die ‚Neue Freie Presse' eine »offenkundige Thatsache«, und doch hatte sie während der Tagung der Zuckerconferenz kein einzigesmal eine redactionelle Meinung über die Zuckerfrage abgegeben, keines einzigen Volkswirts Meinung eingeholt und fast Tag für Tag in spaltenlangen Artikeln ausschliesslich Mitglieder des Zuckercartells zu Wort kommen lassen und neben ihnen nur noch — Herrn Auspitz. Aber halt! mochte sich ein geübter Leser der ‚Neuen Freien Presse' zurufen, sollte nicht der Name des Herrn Auspitz den Fingerzeig für eine Auslegung geben, bei der der Protest der ‚Neuen Freien Presse' eben so wahr bleibt wie die Beschuldigung? Man erinnert sich der Versicherung des Herrn Auspitz, dass er dem Zuckercartell nicht angehöre, und der Aufklärungen, welche die ‚Fackel' in den Nummern 95 und 97 über die stille Theilnehmerschaft des Besitzers der Fabriken in Rohatetz und Bisenz am Zuckercartell ertheilt hat. Und die ‚Neue Freie Presse' leugnet doch bloss, dass sie »zu dem Zuckercartell in irgend einer wie immer gearteten Beziehung stand« und vom Cartell »oder einem seiner Theilhaber oder Bevollmächtigten« Geld erhalten hat. Ihre Beziehungen zu Herrn Auspitz kann sie hingegen unmöglich bestreiten. Sollte die Vermuthung so ganz ungereimt sein, dass sie die Gelder des Zuckercartells wirklich von keinem Cartell-Theilhaber, sondern nur von Herrn Auspitz empfängt? . . . Oh über die Aufrichtigkeit der Entrüstung, weil einige Abgeordnete es gewagt hatten, die Pauschalienbehauptung »mit ihrer Immunität zu decken«! In Wahrheit hat es einer Immunität gegen Ehrenbeleidigungsklagen der ‚Neuen Freien Presse' noch niemals bedurft, weil sie selbst sich längst eine Immunität gegen Ehrenbeleidigungen durch Abstumpfung erworben hat.

†

* * *

Digitized by Google

Was man alles bis zur Empörung über das »Urtheil des Obersten Gerichtshofes« der ‚Neuen Freien Presse' sagen durfte:

»Wenn Kürnberger heute hören könnte, dass die ‚Neue Freie Presse', diese Missgeburt August Zang's — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine von der Regierung concessionierte Kupplerin jeglicher Corruption, als die unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe bezeichnete —, sich heute, 30 Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser schamlosen Dirne ins Gesicht zu schlagen.«

Josef Schöffel,
niederösterreichischer Landesausschuss;
in Nr. 81 der ‚Fackel'.

Vom Conservatorium.

»Wir sind nicht blind gegen das, was uns mangelt, aber es ist meine Pflicht, mich für unser Institut einzusetzen.«

Richard v. Perger.

Am 24. April fand die diesjährige Generalversammlung der Gesellschaft der Musikfreunde statt. Ganz gegen den sonstigen Brauch fand sich ein Theilnehmer, der den zaghaften Versuch machte, ein klein wenig in das grosse Wespennest, genannt Wiener Conservatorium, hineinzustechen. Die Eingeweihten wissen längst, dass hier vieles faul und morsch

Digitized by

geworden; aber aller Reformierungseifer begnügt sich damit, zu übertünchen und zu vertuschen: man blendet durch äussern Glanz, schwimmt in allen Wonnen der Selbsttäuschung und Selbstberäucherung, und Niemand wagt es, die mühsam geschaffene Illusion zu stören. Auch der schüchterne Antragsteller machte eigentlich nur Uebertünchungsversuche und brachte ein paar unbeträchtliche Verbesserungsvorschläge bezüglich des Lehrplanes vor, ohne die eigentlichen Ursachen des Verfalls zu berühren. Wie eines der Tagesblätter — man mag annehmen, dass sie diesmal nicht in gewohnter Weise nach dem jeweiligen musikalischen Parteistandpunkt entstellt oder unterschlagen haben — meldet, erhob sich Director von Perger und erwiderte, dass er »mit dem grössten Danke, da, wo es gilt, wirkliche Mängel zu beseitigen, Verbesserungsvorschläge annehme.« »Unsere Schule strengt sich immer an, das Möglichste zu leisten. Der Antragsteller kennt nicht die Schwierigkeiten, die darin bestehen, ein Gebäude, wie das unserige, immer von Neuem aufzufrischen. Ein Comité, durchwegs aus Fachmännern bestehend, gefällt mir nicht. Gerade in Kunstangelegenheiten haben begeisterte Kunstfreunde und kunstverständige Dilettanten einen viel richtigeren Blick als die Fachverständigen. Wir sind nicht blind gegen das was uns mangelt, aber es ist meine Pflicht, mich für unser Institut einzusetzen. (Bravorufe). Die Institute in Deutschland leisten viel auf dem Papier. Man arbeitet da mit grossem Ernst, aber das Talent ist bei uns. (Beifall). Wir haben ein herrliches Material und an unserem Institut wird mit Begeisterung gearbeitet. Blicken Sie hinaus in die Welt, überall begegnen Sie Kapellmeistern unserer Schule, unseren Instrumentalisten, unseren Sängern; der Director unserer Hofoper gehörte unserer Schule an, Sänger wie Naval, Demuth, wie Fräulein v. Mildenburg gleichfalls, ich erinnere an die Geiger und Bläser des Hofopernorchesters. Im Auslande wirken

Digitized by Google

Nikisch und Mottl, Sterne erster Grösse, die unserem Conservatorium alle Ehre machen. Gar so schlimm ist es also nicht um unsere Schule bestellt. (Grosser Beifall). Es ist ein Fluch für uns Oesterreicher, dass wir die Einrichtungen des Auslandes loben, unsere Errungenschaften aber nicht achten. Es mag an unserer Schule Manches fehlen, aber ein schöner künstlerischer Geist herrscht an derselben, von dem ich wünsche, dass er fortbestehen möge. (Lebhafter, anhaltender Beifall.)«

Herr v. Perger soll ein äusserst liebenswürdiger Herr sein, als Grüner Inselbruder und Schlaraffe seinen ganzen Mann stellen und in Gesellschaften (auch von Nicht-Musikfreunden) durch eine gemüthliche Plaudergabe angenehm wirken. Die Gesellschaft der Musikfreunde scheint sich nun in erster Linie als Gesellschaft der Freunde zu fühlen und hat, die Musik ganz beiseite lassend, Herrn v. Perger zu ihrem Liebling erkoren. Anders ist seine merkwürdige Laufbahn nicht recht erklärlich. Sieht man von seinen gesellschaftlichen Talenten ab, so ist er als ein dilettantischer Clavier- und Violoncellospieler zu werthen, der sich auch in einigen Compositionen, über die man rasch zur Tagesordnung hinwegeilte, versucht hat. Gerechterweise muss noch hervorgehoben werden, dass er in jüngster Zeit Gesangsunterricht nimmt — nehmen ist hier seliger denn geben —, um auch von dieser äusserst problematischen Wissenschaft einige oberflächliche Kenntnisse zu erlangen. Seine Dirigententhätigkeit begann er bei einer Chorvereinigung in Rotterdam. Von dort tauchten ab und zu in unseren Tagesblättern lobende Nachrichten über »unseren Landsmann, der in weiter Ferne wirkt« auf. Eines Tages erschien aber der Landsmann in Wien und übernahm die Leitung der Gesellschaftsconcerte. Diese Institution hatte Hans Richter auf eine hohe künstlerische Stufe gebracht, die sein tüchtiger Nachfolger Wilhelm Gericke nicht ganz zu behaupten vermochte.

Digitized by

Den Weg nach abwärts zu weisen, war keiner berufener als Herr v. Perger. Ihm gelang es in kürzester Zeit, die Gesellschaftsconcerte völlig herunterzubringen. Zielbewusst verflachte er den Geist der Programme und Aufführungen und verringerte erheblich die Leistungsfähigkeit des Singvereins, wobei ihm seine Dirigierunfähigkeit sehr zu statten kam. Als dies alle Welt erkannte und Herr v. Perger sein Amt schliesslich niederlegte, genügten die Resultate, die er errungen, der Gesellschaft der Musikfreunde noch lange nicht. Offenbar dachten sie: Einem so liebenswürdigen Manne müssen wir die Arbeit erleichtern; es bereitet ihm immerhin einige Mühe, ein künstlerisch gut geschultes Material zu verderben; geben wir ihm daher das noch ungeschulte Material der Conservatoriumszöglinge, damit die Zerstörung sich gründlicher schon im Keim vollziehe. Und so ward der Mann Conservatoriumsdirector. Auffallender erschien bei dieser Wahl die Haltung des Unterrichtsministeriums. Dieses muss nämlich den Director bestätigen. Ich weiss zwar nicht, wer Herrn v. Perger zur Bestätigung vorgeschlagen hat, aber es ist anzunehmen, dass Herr Hofrath Wiener, der Berather des Ministers in Dingen der bildenden Kunst, auch von Musik genug wenig versteht, um im Amte massgebend zu sein.*)

Als Director hielt es Herr v. Perger für seine Pflicht, sich für das Conservatorium »einzusetzen«. Wenn nicht durch Thaten, so doch wenigstens durch eine Rede in der Generalversammlung der begeistert applaudierenden »Musikfreunde«. Er betonte gleich anfangs, der Antragsteller kenne nicht die Schwierigkeiten, die darin bestehen, das »Gebäude« immer von neuem »aufzufrischen«. Herr v. Perger freilich kennt Schwierigkeiten, von denen weder der Antragsteller, noch die Theilnehmer der Generalversammlung etwas wissen. Man braucht ihn nur an die vielen ergötzlichen

*) Ist auch Directionsmitglied der Gesellschaft der Musikfreunde.

Digitized by Google

Scenen zu erinnern, die sich bei Orchesterübungen und Ensembleproben abspielen, wobei seine Hilflosigkeit selbst in den primitivsten Handgriffen für den ersten Professor wie für den letzten Schüler gleich klar zu Tage tritt. Von dem schönen künstlerischen Geiste, den der Herr Director in seiner Rede beschwor, ist leider in den unter seiner Leitung stehenden Aufführungen — auch in den jüngsten — recht wenig zu spüren. Denn da wimmelt es von »Umschmissen«, Disharmonien, in Tempo und Rhythmus verfehlten Wiedergaben, und der Taktstock des Dirigenten scheint hier ausschliesslich dem Zwecke zu dienen, dem künstlerischen Geist, der sich etwa doch einstellen könnte, die Thüre zu weisen. Treuherzig bekennt Herr v. Perger, ein Comité von Fachmännern gefalle ihm nicht. Das ist begreiflich; denn die Fachmänner würden nur allzubald seine Defecte herausfinden. Aber ob unter solchen Umständen das Lob der Urtheilskraft »begeisterter Kunstfreunde« und »kunstverständiger Dilettanten« — die Mehrzahl der Directionsmitglieder des Musikvereins sind solche — ein Compliment ist, bleibe dahingestellt. Immerhin ist's eine gute Taktik, den Dilettanten zu sagen, dass sie alles besser verstehen; sie verfallen dann wenigstens nicht auf den Gedanken, sich von den Fachleuten die Augen über die Fähigkeiten ihres Directors öffnen zu lassen.

Die Taktik des Herrn v. Perger würde nun freilich ihr Ziel verfehlen, wenn sie ohne die Logik des Herrn v. Perger arbeiten müsste. Der Antragsteller sagt, in Deutschland gebe es Musikschulen mit mustergiltigen Lehrplänen, der Director erwidert: wir haben ein besseres Material und mehr Talente unter den Schülern. Man müsste meinen, je werthvoller das anvertraute geistige und körperliche Gut, desto grösser sei auch die Verpflichtung, für den denkbar besten Unterricht zu sorgen; und man müsste meinen, dass selbst wenn in Deutschland schlechtere

Digitized by Google

Lehrpläne existierten, dies für uns noch lange kein Grund wäre, uns mit einem andern als dem überhaupt erreichbaren vorzüglichsten zu begnügen. Beiläufig bemerkt, nützt der schönste Lehrplan nichts, wenn er nicht mit dem entsprechenden Geist gehandhabt wird. Die »Begeisterung« allein hilft da gar nichts, die kann man auch in verkehrten und veralteten Dingen bethätigen. Gewiss wirkt eine Anzahl von Lehrkräften äusserst verdienstlich, echt künstlerisch und bei den geringen Gehalten aufopferungsvoll; — um sie kurz zu nennen: es sind diejenigen, deren Namen selten oder nie in den Tagesblättern genannt werden;*) aber das hebt die Verpflichtung nicht auf, sich mit den wirklichen Errungenschaften auf musikwissenschaftlichem und rein künstlerischem Gebiete zu beschäftigen, die in Deutschland namentlich in der Musiktheorie und Gesangs-Tonbildung neuestens zu Tage getreten sind.**)

Nun kommt der Knalleffect der Rede, der so verblüffend und blendend wirkte, dass die Versammlung sich nicht enthalten konnte, in lebhaften Beifall auszubrechen. Der Director nannte Namen, deren Träger einst — lange vor der Directionsaera Perger — der Anstalt als Schüler augehörten und heute einen bedeutenden künstlerischen Ruf geniessen. Nikisch, Mottl, Mahler sind aus unserer Schule hervorgegangen, und da wagt man noch etwas zu sagen! Vorerst die Bemerkung, dass man in den leitenden Kreisen der Gesellschaft der Musikfreunde Herrn Director Mahler sonst durchaus nicht freundschaftlich gesinnt ist; wenn er beispielsweise die 9. Symphonie Beethovens aufführen will, so verweigert man ihm die Mitwirkung des Singvereines, um ihm Verlegenheiten zu bereiten. Immerhin, zur Erhöhung des Ruhmes der Anstalt ist

*) Der Name des Herrn Gustav Geiringer erscheint am häufigsten in den Zeitungen.

**) Für Fachleute: Die Gesangsmethode, die Herr v. Perger jetzt mit seinem Gesangslehrer Haböck betreibt, ist hier nicht gemeint.

Digitized by Google

der Missbrauch seines Namens gut. Also Mottl, Nikisch und Mahler. Aber diese drei Künstler sind ja vor allem als glänzende Dirigenten bekannt, und eine Dirigierschule gab es und gibt es auch heute nicht am Wiener Conservatorium: bestünde eine, Herr v. Perger müsste sich sofort als ihr Zögling inscribieren lassen. Die Technik des Dirigierens dürften diese Herren also mit ihrem eigenen Verstande und ihrer eigenen Geschicklichkeit erlernt haben. Aber dann ist doch wohl ihr musikalischer Geist in der Anstalt grossgezogen worden? Leider trifft auch das nicht zu, denn die genannten Künstler gehen dem Geiste nach aus der Wagner-Liszt'schen Schule hervor, jener künstlerischen Richtung, die bis heute im Wiener Conservatorium, in der Wiener Musikkritik und im Wiener Tonkünstlerverein auf das heftigste bekämpft wird und ganz besonders dem derzeitigen Conservatoriums-Director nicht genehm ist. Gegen den Geist der Anstalt, deren missrathene Schüler sie waren, haben sie an Wagner, Liszt und Bülow sich herangebildet und, in mühevollster Arbeit aus ureigener Kraft sich selbstständig weiter entwickelnd, ihre hohe künstlerische Position errungen. Wenn sich heute die Anstalt ihrer rühmt, so ist das ein ähnliches Verhältnis, wie wenn man beim Hindernisrennen dem Hindernis das Verdienst zuschriebe, dass das Pferd glücklich ans Ziel gelangt ist. Würde man die drei Künstler um ihre Meinung über das Wiener Conservatorium befragen, so hätte Director v. Perger wahrscheinlich allen Grund, sich über Undankbarkeit einstiger Zöglinge dieser Anstalt zu beklagen. Wären sie an der kleinsten Musikschule erzogen worden, sie stünden heute eben so gross da. Gerade ihre Namen durfte Herr v. Perger nicht nennen. Oder er müsste mit Betrübnis darauf verweisen, dass bei ihnen selbst die Schule der Anstalt, der er vorsteht, ihre Wirkung versagt hat, weil an ihnen beim besten Willen nichts zu verderben war. Man hätte ihnen rein die Schädeldecke ein-

Digitized by Google

schlagen oder die Arme zerbrechen müssen; — und diese Unterrichtsmethode wird (trotz gelegentlichen Drohungen des Herrn v. Perger bei den Proben) selbst im Wiener Conservatorium dermalen noch nicht gehandhabt.

Anders verhält es sich mit der Sängerschaft. Dieser kann man doch wenigstens einen verkehrten, gesundheitsschädlichen Gebrauch der Stimmorgane beibringen und sie dadurch für immer ruinieren, ohne doch, wie beim Einschlagen der Schädeldecke, mit dem Strafgesetz in Conflict zu kommen. Herr v. Perger hat auch drei Gesangskünstler genannt, die angeblich ihren Ruf der Ausbildung am Conservatorium verdanken sollen. Das ist wieder ein Verkennen des Thatsächlichen. Eine positive, klare Wissenschaft auf dem Gebiete der Tonbildung gab es in den letzten drei Jahrhunderten ebensowenig wie eine eigentliche Fachkritik. Es war immer nur ein Herumwerfen mit nicht verstandenen Schlagworten, bei allen Völkern ein Herumsuchen und Tappen im Dunkeln, es blieb dem reinen Zufall anheimgestellt, wer als Gesangskünstler dauernden Ruhm erlangen konnte und wer nicht. Wenn aber Herr v. Perger sich auf diese drei Künstler beruft, weil sie zufällig die gefährliche Klippe des Gesangsunterrichtes scheinbar ohne nennenswerthen Schaden übertaucht haben, so fragen wir ihn nach den Hunderten von stimmbegabten Talenten, die nach kurzer Künstlerlaufbahn oder bevor sie diese überhaupt noch begonnen hatten, kläglich zu Grunde gegangen sind. Kommt einem Gesangslehrer ein seltenes Talent ins Haus geflogen, so ist er sofort ein hervorragender Meister; sein Verdienst ist eigentlich dabei nicht viel grösser als das des Losbesitzers, der das grosse Los gewinnt. Aus all dem kann man Niemandem einen directen Vorwurf machen: Generationen haben da gesündigt, und mehrerer Generationen wird es bedürfen, um den Schaden wieder gut zu machen. Näher auf das actuelle Thema vom

Digitized by Google

»Verfall der Gesangskunst« einzugehen, würde hier zu weit führen und hätte überdies nur in einem Fachblatte Berechtigung. Dem Leiter einer grossen Musiklehranstalt sollten aber diese thatsächlichen Verhältnisse bekannt sein. Jawohl: »wir haben ein herrliches Material und an unserem Institut wird mit Begeisterung gearbeitet« — es zu vernichten. . . .

Der »Fluch für uns Oesterreicher« liegt nicht darin, dass wir immer nur »das Ausland loben und unsere Errungenschaften nicht achten«, sondern vielmehr darin, dass wir unsere Talente in die Fremde ziehen lassen und Leute wie Herrn Perger an leitende Stellen berufen, dass wir blind und taub gegen offenkundige Schäden sind und dass wir um keinen Preis der Welt dazu gebracht werden können, eine Illusion zu opfern. Hiezu kommt die Unaufrichtigkeit einer staatlichen Kunstpflege, die aller Misswirtschaft und allem Protectionismus ihr Placet aufdrückt und, wenn es nicht allzu anspruchsvoll ist, bereitwillig das Untalent subventioniert. Jenes officielle Kunstinteresse, das nach dem Grundsatz »ut aliquid fecisse videatur« bethätigt wird, ist in Wahrheit schlimmer als die betonte Nichtachtung der Kunst. Man würde als Leiter einer Militär-Akademie keinen Börseaner, als Sanitätsrath keinen Redacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' anstellen. Aber Herr Richard v. Perger ist Director des Wiener Conservatoriums. . . .

»Die ergebenst Gefertigten erlauben sich Euer Hochwohlgeboren höflichst mitzutheilen, dass Herr Director Müller-Gutenbrunn sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt hat, das Erträgnis der Dienstag, den 29. April im Kaiser-Jubi-

Digitized by Google

läums-Stadttheater stattfindenden Première der Deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft zu widmen.

Zur Aufführung gelangt das Schauspiel: »Helden der Feder« unseres durch seine dramatischen Arbeiten rühmlichst bekannten Vicepräsidenten Herrn Dr. Wolfgang Madjera. Die Tendenz dieses Stückes darf gerade augenblicklich eines besonderen Interesses sicher sein, da dasselbe die oft beklagte terroristische Thätigkeit gewisser Presscliquen in Bezug auf unsere Theaterverhältnisse in der energischesten Weise brandmarkt.

Desgleichen hatte Herr Director Gettke die grosse Liebenswürdigkeit, der Deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft das Erträgnis der Samstag, den 3. Mai, im Raimundtheater geplanten Aufführung des Schwankes »Dolly« zu widmen.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung
Der Hauptausschuss der Deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft.

•

Wolfgang Madjera's »Helden der Feder« sind, wenn man von der unfreiwilligen Pointe dieses Rundschreibens absieht, an und für sich eine gut und ehrlich geführte Abrechnung mit den an der Bühne schmarotzenden Presscliquen. Es ist durchaus thöricht, das Stück für nicht mehr als eine häusliche Polemik des Jubiläumstheaters gegen die ‚Neue Freie Presse' anzusehen. Die kritischen Besserkönner haben, wo nicht parteiliche Verblendung sie in Bausch und Bogen verdammen hiess, das »Conventionelle« der Bühnengestaltung getadelt. Der Vorwurf lag nahe, trifft aber den Autor nicht. In Karl Schönherr's »Sonnwendtag«, der freilich auch sonst in weitem Abstand von Madjera's Versuch zu nennen ist, gewinnt ein modern österreichischer Conflict, der längst als acut empfunden wird, auch ohne das theatralische Geschick des Gestalters volle Bühnenlebendigkeit; alle Mache war hier nur geeignet, das eigentlich Dramatische zu verwirren: uns fesselt — und hierin scheint mir einzig der Werth der Schönherr'schen Arbeit zu liegen — die Tragik der zwischen den Parteifanatismen zerriebenen Existenz; was nebenher läuft, der Glaubens-

Digitized by Google

conflict (Rofnermutter und Hans) lässt nur das Interesse an dem Wesentlichen unliebsam zerflattern. Bei Herrn Madjera mag man eine zeitgemässe Absicht anerkennen, deren ehrlicher Lehrhaftigkeit die künstlerische Ausführung nicht gewachsen sein konnte. Der Conflict, den er zu meistern suchte, der Kampf der Persönlichkeit gegen die papierne Tyrannis, hat eben erst im Falle Baumberg zu einem tragischen Abschluss geführt. Er brennt wohl schon da und dort in den Gemüthern, ist aber noch nicht über die Schwelle des Zeitbewusstseins hinausgelangt. In die Bühnensphäre verpflanzt, kann er keinen andern als einen conventionellen Ausdruck gewinnen und kaum lebendiger empfunden werden als die Gestaltung eines dem Gegenwartsbewusstsein bereits entrückten Conflictes. Hier galt es, einer Tendenz die Bühne erst als Tribüne zu gewinnen, und nur Ungeschicklichkeit, nicht Unrealistik vermochte hier störend zu wirken. Den kindlichen Schluss mit dem höfischen Gunstbeweis für den von der Parteikritik verunglimpften Dichter vertheidige ich nicht: Gegen das Fehlurtheil einer corrupten Pressjustiz ist nur ein Appell an das stolze Bewusstsein einer freien Persönlichkeit möglich; nur schuldbewusste Feigheit mag den Weg zur königlichen Gnade vorziehen. Einen derartigen Dramenschluss muss man, wenn er einem im ersten Wurf widerfahren ist, streichen. Aber dass ein Autor auf die Idee verfällt, ihn im Gange der Bühnenproben erst zu schaffen, ist mindestens originell. So pflegen — wenn der gegen eine Welt voll Tücke vertheidigte Idealist nicht zufällig Lauff heisst — diese Tragödien im Leben nicht zu enden.

Herr Madjera hat in dem Moment, da er den Büchsenspanner mit dem Lorbeerkranz auftreten liess, den Ernst seiner Absicht schwer geschädigt. So mag er sich's erklären, dass ihn auch die ihm nahestehende Kritik missverstanden hat. Er überschätze die Macht der Tagespresse, ward ihm vorgehalten. Und in der That, wenn ihre corrosivischen, an die Existenz des unabhängigen Künstlers greifenden Wirkungen rechtzeitig von einem königlichen Audienzbefehl paralysiert werden, so überschätzt er sie. Dennoch bleibt es unbegreiflich, dass antiliberale Kritiker sich diesem aggressiven Stücke gegenüber zunächst als »Collegen« getroffen fühlen konnten. Aber die Kritiker der ‚Ostdeutschen Rundschau' und des ‚Vaterland' stimmten auch die Melodie von der »Ueberschätzung« des Einflusses der Kunstkritik an. Ein Mann wie Bruckner habe unter

Digitized by Google

der Gehässigkeit der Massgebenden gewiss schwer zu leiden gehabt, »aber sein Ruhm wird alle Kritiker lang überleben«. Ebenso sei es »umgekehrt der parteiischen Kritik noch nicht gelungen, aus einem armseligen Zeitungsschreiber einen Dichter zu machen: man mag ihn materiell fördern, wie man will«. Die Dummheit dieser Argumentation ist nicht gefährlich, weil sie sich gleich selbst offenbart. Kein Bekämpfer der Pressmaffia, auch nicht Madjera, behauptet, dass die öffentlich Meinenden von dem wirklichen Genie auch die Anerkennung der Nachwelt fernhalten können; aber das Leben können sie ihm sauer machen und es schlau so einrichten, dass erst nach eingetretenem Hungertode die Tage des »Ruhmes« anbrechen. Und die unter ihren sorgenden Händen gedeihende Talentlosigkeit mag die materiellen Erfolge, die sie einheimsen darf, mit Recht aller Aussicht auf posthume Anerkennung vorziehen. Es ist eine sträfliche Frivolität, wenn Recensenten, die das Treiben der liberalen Clique so gut wie Herr Madjera kennen, von »Ueberschätzung des Einflusses« sprechen. Dass die Herren dabei als Kritiker sich gleichsam mitverletzt fühlen, ist ein heiteres Nebenmoment. Persönlich konnte die Ausfälle des Autors einzig der Mann vom ‚Deutschen Volksblatt' nehmen. Herr Madjera hat unter parteimässiger Vergewaltigung der Kunst ganz richtig nicht nur die ungünstige Voreingenommenheit der liberalen, sondern auch die gleich gefährliche günstige der antisemitischen Presse für alle Leistungen des Jubiläumstheaters verstanden, und es fehlt in den »Helden der Feder« nicht an wohlverdienten Hieben gegen jene kritiklose Sorte von Kritik, die blind begeistert »unser Theater ein zweites Burgtheater, den jeweiligen Autor einen zweiten Schiller« preist. Herr Puchstein vom ‚Deutschen Volksblatt' – so heisst der aus Nr. 101 der ‚Fackel' bekannte Enthusiast der Gräfin Kielmansegg und des »Süssen Mädel« — ist aber durch nichts aus dem Gleichgewicht seiner schönen Empfänglichkeit zu schrecken, die er sich in dieser allen Idealen und allem Ritualmordglauben abtrünnigen Welt bewahrt hat. So brachte er denn am Tage nach der Erstaufführung der »Helden der Feder« ein elfspaltiges Feuilleton zuwege, in welchem er pünktlich das Jubiläumstheater einem zweiten Burgtheater und Herrn Madjera einem zweiten Schiller verglich. Herr Madjera, Vicepräsident der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft, zieht gegen das literarische Cliquen-

Digitized by Google

thum zu Felde; Herr Puchstein, Secretär der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft, aber nennt ihn einen »gottbegnadeten Dichter«. Madjera habe uns ein Stück geliefert, »dessen meisterhafter Aufbau, dessen zwingende Logik bezüglich des Fortgangs der Handlung zu dem Besten gehört, was je ein deutscher Poet geschaffen, durch das von der ersten bis zur letzten Scene mächtiges, dramatisches Leben pulsiert«. Der folgende Satz aber ist nicht nur durch seinen Gefühlsinhalt, sondern auch als Stilcuriosum bemerkenswerth: »Die athemlose Spannung, die von tiefster Ergriffenheit zeigende Stille, mit der das Publikum dem Fortschreiten der Handlung in den für das Drama wichtigsten, übrigens, wir betonen nochmals, meisterhaft aufgebauten und herrlich sich steigernden Scenen zwischen dem Dichter und Regisseur im ersten, zwischen dem Regisseur und der Gattin Schürers im zweiten und dem Dichter und seinem Weib im letzten Act folgte, bewies mehr als der demonstrativste Applaus bei den tendenziösen Schlagern, welche aussergewöhnlich tiefgreifende Wirkung die rein menschlichen Conflicte dieser Novität auf das Publikum der gestrigen Vorstellung machten, das zum grössten Theil nicht aus den leicht empfänglichen regelmässigen Besuchern des Kaiserjubiläums-Stadttheaters, sondern aus der Elite des geistigen Wien bestand, die gewöhnt ist, den schärfsten Massstab anzulegen, weil sie nicht nur das Beste kennt, was bisher an Wiener Bühnen aufgeführt wurde, sondern die auch, was mehr sagen will, ausserdem auf Grund jener Werke urtheilt, die nur in Buchform vorliegen, denen sich aber unsere Theater bisher nicht immer aus den lautersten Motiven verschlossen.« Und bemerkenswerth ist auch ein Zug perversen Erkenntnisdranges, der durch diesen Hymnus geht. Es heisst da: »Die Herrschaft von Cliquen, ihre Uebertragung politischer Gegnerschaften auf das Gebiet der Kunst, der Mangel an Gerechtigkeit gegenüber den wirklich Gutes leistenden Gegnern ist verdammenswerth und verächtlich, gleichviel gegen wen sich diese Machinationen richten und von wem sie ausgehen. Solche Züge, wegen derer wir den Dichter besonders schätzen, enthält sein Werk eine grosse Fülle.« Das schreibt derselbe Herr, der erst kürzlich empört war, da in einem Concert auf der Bühne des Jubiläumstheaters Rubinstein und Offenbach gespielt wurden. . . .

* * *

Digitized by Google

Herr Georg Brandes, einstmals vornehmer Essayist, dient, wie man weiss, seit mehreren Jahren als brauchbarer Trossknecht im Heerlager des Freisinns. Und wenn dem Glauben an Alfred Dreyfus mit dem Advocaten Labori die ausgepichtesten Liberalen abtrünnig wurden, er glaubt und erneuert sein Bekenntnis immer wieder im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse'. Wenn uns in einer und derselben Abendausgabe unseres Blattes auf drei Seiten versichert wird, dass die französischen Wahlen, bei denen 591 Mandate zu vergeben waren und von denen das Schicksal der inneren und äusseren Politik Frankreichs abhängt, nur ein einziges wichtiges Ereignis gezeitigt haben, nämlich die Niederlage der Antisemiten in Algier, so wird dies keinen Leser der ‚Neuen Freien Presse' wundern. Eine andere als die Politik der Kleinen Schiffgasse hat noch kein Deutscher in Oesterreich von diesem Blatte vertreten gesehen. Aber die Begeisterung für Alfreds Sache muss auch dem geduldigsten Leser schon etwas abgetragen scheinen. Herr Brandes nahm neulich zweimal hintereinander eine Revision des Processes vor. Die erste Kundgebung war ob ihrer butterweichen Pathetik, deren Töne der berühmte Herr sonst nur in Vorreden für zionistische Lyriker aufzieht, bemerkenswerth. Aber die andere, die am 1. Mai erschien, war interessanter. Da erfuhren wir, Zola habe aus Bescheidenheit nicht gleich loslegen und für die »Sache der Gerechtigkeit« vorerst einen andern Literaten vorschieben wollen. Wen? Man vernahm's mit Erstaunen: François Coppée. »Coppée!«, sagte er ihm, »ich habe eine schöne Rolle für Sie, habe Ihnen eine schöne Aufgabe zu geben. Machen Sie sich zum Fürsprecher der ungerecht verurtheilten Unschuld. Die Sache liegt so und so. Sie haben alle Bedingungen, sie durchzuführen.« Coppée, fährt Herr Brandes fort, »war ursprünglich nicht abgeneigt. Bekanntermassen aber sagte er sich in Bälde los und gieng in's entgegengesetzte Lager über, wo man dieses weiche Gehirn alsbald an die Spitze stellte. Zola hingegen wurde eins mit der Sache und wuchs in diesem Kampfe an sittlicher Grösse zu ungeahnter Höhe empor.« Wie man sieht, eine ganz amusante Reminiscenz; aber zugleich auch die geradezu burleske Enthüllung der Taktik des liberalen Generalstabs. Coppée wollte nicht; er sagte sich in Bälde los und gieng ins entgegengesetzte Lager. Kein Geringerer als Zola hatte ihn der »Rolle«, die dieser selbst später übernahm,

Digitized by Google

für würdig gehalten; er besass »alle Bedingungen, sie durchzuführen«. Kaum aber hat er die Rolle refusiert, wird ihm auch schon die Eigenschaft eines »weichen Gehirns« zuerkannt. Hätte er Ja! gesagt, er wäre an »sittlicher Grösse zu ungeahnter Höhe emporgewachsen«. . . . Bekanntlich hatten in der ‚Neuen Freien Presse' die Dreyfus freundlichen Zeugen einen goldenen Zwicker, die ihm feindlichen einen Hornkneifer, und einem, der sich erst später in seiner wahren Natur enthüllte, wurde nachträglich als »biderbe Gemüthlichkeit« ausgelegt, was tagszuvor als Rohheit getadelt worden war. Und das weiche Gehirn Coppées erinnert verdächtig an das »halbe Gehirn«, das an dem Vater Bertillons zur Entkräftung des Gutachtens, das der berühmte Graphologe abgab, rechtzeitig constatiert wurde. Herr Brandes arbeitet wacker und hat sich, seit er vom Katheder in die Arena des Schmockthums hinabgestiegen ist, alle die kleinen Behelfe und Rancunen der neuen Zunftgenossen zu eigen gemacht. Als Pariser Correspondent seines Kopenhagener Blattes ist er damals, als die Freunde der Gerechtigkeit zu verzweifeln begannen, sogar auf die schneidige Idee verfallen, in seine Heimat zu telegraphieren, in Paris sei die Pest ausgebrochen. War die Wahrheit nicht auf dem Marsche, so sollte wenigstens der Fremdenverkehr geschädigt werden. Die geriebensten Rachereporter aus der Schule der Szeps und Frischauer, Leute, die in Wien kaum einen Typhus zu erfinden und an der Riviera kaum eine Blatternepidemie hinwegzulügen imstande sind, sollen in jenen Tagen beschämt sich's eingestanden haben, dass nach solcher Kraftleistung eines Outsiders für sie nichts mehr übrig bleibe, als Shakespeareforscher und Nietzscheförderer in Skandinavien zu werden. »Es war weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, was ihn trieb; er hatte nur die Sache vor Augen«, schreibt Herr Brandes, um die Handlungsweise — Zola's zu erklären . . . Nur eines lässt er unaufgeklärt. Zola, der seit der Affaire von allen liberalen Fettbürgern als Dichter geachtet wird, meinte von Coppée, der bis zur Affaire diesen Ruhm genoss, er habe »alle Bedingungen«, den Kampf für Alfred Dreyfus durchzuführen. Und Herr Brandes führt als erste und einzige unter diesen Bedingungen ein »weiches Gehirn« an?

* * *

Digitized by Google

»Alle künstlerisch-ethischen Gründe, die den Theaterleiter auf die Förderung junger Talente weisen, sind hier ad absurdum geführt. Das schwere Unrecht, das . . . begangen wird, lässt sich vom Standpunkt der Bühnenverwaltung aus geschäftlichen Rücksichten, Repertoirehindernissen, Besetzungsschwierigkeiten vielfach entschuldigen; von einem höheren Gesichtspunkt aus ist es keineswegs zu rechtfertigen und wohl schwerlich wieder gutzumachen.« .... Wer ist der Theaterleiter, der so schweres Unrecht begieng, wer das junge Talent, an dem es begangen wurde? Ach, Herr Bukovics hat Herrn Rudolf Holzers »Frühling« noch immer nicht aufgeführt, und in der Nummer 395 der »Zeit«, bei der Herr Holzer als Theaterrecensent thätig ist, nimmt sich ein Buchrecensent Herrn Holzers gegen Herrn Bukovics an. Der Buchrecensent mag sich hüten! Sollte ihn der Director des Deutschen Volkstheaters zur Verantwortung ziehen, weil er die bittere Klage, die Herr Holzer in einer Stunde des Unmuths erhoben, in die Oeffentlichkeit hinausgerufen hat, so wird es sich ergeben, dass der »Frühling« mit Zustimmung des Autors seit vier Jahren immer wieder verschoben ward, und — volenti non fit injuria. »Schweres Unrecht!« Herr Bukovics hat Herrn Holzer, wie man aus dem Process Bahr-Bukovics gegen den Herausgeber der ‚Fackel' weiss, auch vor dem Winter 1901 niemals sein Wort für die Aufführung des »Frühling« zu einem bestimmten Termin verpfändet, und er hat im Gerichtssaal, als Zeuge unter Eid einvernommen, bloss versichert, das Stück werde noch aufgeführt. Einen Termin hat Herr Holzer also nicht. Doch für die Aufführung bürgt ihm sicherlich besser als ein Pönale — auf das man ja, wie sich gezeigt hat, »freiwillig« verzichten kann — die eidliche Aussage des Theaterdirectors.

* * *

Ein Naturlaut des Herrn Nordau.

In einem theaterkritischen Feuilleton des Herrn Nordau haben am 25. April die Leser der ‚Neuen Freien Presse' zu ihrer Freude den folgenden Satz gefunden:

»Frau La Chesne war seine eigene Gattin, und sie entwindet sich ihm ebenso wie Madame Savières. Wo bleiben die Siege? Der einzige Triumph scheint der über seinen eigenen Dienstboten gewesen zu sein. Kunststück!«

* * *

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Parlamentarier. Dass ein Vertreter der Brünner Handels- und Gewerbekammer, die auch Herrn Auspitz ein Mandat verliehen hat, neulich »Sachlichkeit und zweckmässige Darstellung der Verhältnisse« einer Reichsrathsrede des Herrn Schneider nachrühmte, war wirklich nicht Ironie. Herr Dr. Licht mochte glauben, die Brünner Handels- und Gewerbekammer habe für den Handel — auch in Zucker und Papierweizen — durch Herrn Auspitz hinlänglich gesorgt und er selbst dürfe ein wenig das Gewerbe vertreten. Mit Mass — Herrn Wilhelm Exners Beispiel beweist's — hätte er das auch thun dürfen. Aber unverzeihlich ist es, wenn ein Deutschfortschrittlicher erklärt: »Die gewerbepolitischen Ausführungen des Abgeordneten Schneider könne er zum allergrössten Theil unterschreiben« und sie verdienten »alle Anerkennung«. Die ‚Neue Freie Presse' hat Herrn Dr. Licht eine strenge Zurechtweisung ertheilt: die citierten Worte wurden gesperrt gedruckt, sprangen den freisinnigen Lesern förmlich in die Augen und rissen sie ihnen für Herrn Lichts unverlässliche Gesinnung auf. Was nützte es, dass nur die »gewerbepolitischen« Ausführungen Schneiders belobt waren und dass der Brünner Abgeordnete ausdrücklich hinzugefügt hatte, »über den gewissen decorativen Aufputz, der nun einmal dabei sein muss, wolle er nicht reden«? Tagszuvor (1. Mai) hatte die ‚Neue Freie Presse' über Herrn Schneiders Rede berichtet: »Redner spricht gegen die Meistercurse .... und verlangt den Befähigungsnachweis. Der Hauptpunkt sei die Judenfrage.« Nichts weiter von Gewerbepolitik! Und wahrhaftig, für die ‚Neue Freie Presse' ist noch allemal der Hauptpunkt gewesen, was selbst für Herrn Schneider manchmal nur »decorativer Aufputz« ist. Der Ruf nach »mehr Licht« wird künftig in der Fichtegasse wohl durch den passenderen ersetzt werden: »mehr Auspitz«!

Politiker. Herrn Sieghards Ernennung zum Hofrath ist schon im Budget des Jahres 1901 vorhergesehen und in der Nummer 73 der ‚Fackel' angekündigt worden. Dafür, dass Herr Sieghart binnen vier Jahren vom Ministerialconcipisten zum Hofrath emporgerückt ist, sind zwar keinerlei fachliche Verdienste massgebend gewesen. Aber Herr Sieghart ist bekanntlich ein wichtiger Factor in unserer inneren Politik; er ist nämlich der Factor des Herrn v. Koerber.

Jurist. Das Urtheil des Obersten Gerichtshofes begegnet noch immer den dümmsten Missdeutungen. Herr Scharf, der seine Zeitung auch nicht gern ehrlos genannt sieht, fingiert scherzhaft einen Angriff auf das Amtsblatt und versteht nicht, dass nach dem klaren Votum des höchsten Gerichtes Ausdrücke wie »Lügenblatt« und »corruptionistisches Organ« von jeder Redaction, selbst von der der ‚Sonn- und Montagszeitung', geklagt werden können. Herr Kanner in der ‚Zeit' hat einen Leitartikel über die Angelegenheit geschrieben. Aber man weiss, dass er sich auf's Ministerstürzen besser versteht als auf das Erfassen einer juristischen Argumentation. Dank seinen politischen Glossen sind schon zahlreiche Regierungen vor Langeweile gestorben, aber dem Obersten Gerichtshof wird er, auch wenn er noch so temperamentlos gegen ihn an-

Digitized by Google

rennt, nichts anhaben. Mit den Concordialeuten theilt er die naiv-sentimentale Anschauung, das Gericht habe ein »politisch-moralisches Urtheil über die Zeitungen« fällen wollen, indem es »ihnen als verkäuflicher Ware, mit einer nicht misszuverstehenden Anspielung auf eine in den letzten fünfzehn Jahren ungefähr populär gewordene verächtliche Anschauung vom Zeitungswesen, die Ehre kurzweg absprach«. Herr Kanner spricht von einer »juristisch ganz unhaltbaren, politisch aber überaus bemerkenswerthen Begründung«. Es ist zu dumm! — An der Rede, die Herr Dr. Bacher in der Concordia-Versammlung hielt, ist in journalistischen Kreisen der Parallelismus mit dem Artikel der ‚Fackel' in Nr. 99 aufgefallen. Sie wurde geradezu als eine Erwiderung aufgefasst, und die Versammlungstheilnehmer trugen geheimnisvoll die geistreiche Version herum, der Artikel »Die Journaille« sei von einem Mitglied des Obersten Gerichtshofes inspiriert oder gar verfasst worden. Natürlich redete Herr Dr. Bacher juristischen Unsinn. »Wenn Jemand sagt: Im Wirtshaus ‚zum goldenen Löwen' werden die Gäste durch falsches Mass betrogen, oder das Hôtel X. ist ein Ort für unerlaubte Zusammenkünfte, glauben Sie, dass da der Wirt oder Hôtelier nicht das Recht hat, zu klagen, weil er damit beleidigt ist?« Gewiss, Herr Bacher. Und in analogen Fällen können auch Redacteure, wie der Oberste Gerichtshof ausdrücklich zugegeben hat, klagen. Also, wenn z. B. einer behauptet, dass durch die ‚Neue Freie Presse' unerlaubte Zusammenkünfte vermittelt werden .... Herr Dr. Bacher wurde auch pathetisch. »Denken Sie sich den Fall«, rief er, »dass Jemand sich einer geringschätzigen oder verächtlichen Aeusserung über die Fahne eines Regimentes bediente. Ich glaube, die Säbel aller Officiere würden sofort aus der Scheide fliegen.« Der Vergleich stimmt nicht ganz. Denn ein Regiment wird nie freiwillig seine Fahne dem Feind ausliefern. Aber bei einer Zeitung ist es schon öfter vorgekommen, dass die Fahne (Bürstenabzug) in die Hände des Anzugreifenden gelangt ist, wobei zwar nicht die Säbel aus der Scheide geflogen sind, aber die Revolver gezückt wurden .... Uebrigens hat ausser dem Bruder des St—g kein zweiter Jurist der ‚Neuen Freien Presse' ein Gutachten über die die Gemüther erregende Frage geliefert, und wir halten nicht weiter als damals, da wir aus einer langen Spalte erfuhren, wie sich der kleine Moriz die Ehre der Zeitung vorstellt. Die endgiltige Lösung lautet wohl: Kein Oberster Gerichtshof der Welt kann den Herren das Recht nehmen, sich beleidigt zu fühlen. Nur klagen können sie nicht.

Sportsman. Das ‚Neue Wiener Abendblatt' vom 16. April war fast zur Gänze voll des Ruhmes der Firma Mercèdes. Ein Telegramm aus Cannes meldete den »sensationellen Erfolg« des Mercèdesbootes bei einem Bootsrennen. Auf der nächsten Seite wurden die Mercèdes-Automobile als unerreicht gepriesen, und die Leser erfuhren, dass es in Amerika zum guten Ton gehört, einen Mercèdes-Wagen zu besitzen, obwohl leider die schlechten Strassen und die guten Gesetze der Vereinigten Staaten nicht gestatten, die Schnelligkeit dieser Wagen auszunützen. Das ward dem nach Nizza entsendeten Specialberichterstatter

Digitized by Google

des ‚Neuen Wiener Tagblatt' in einem Interview von keinem Geringeren als von Mister Vanderbilt betheuert. Herr Mercèdes hatte den Sportsman und den Sportsschmock miteinander bekannt gemacht, und die beiden vereinigten sich nun, um dem freundlichen Vermittler bei den Lesern des ‚Neuen Wiener Tagblatt' Reclame zu machen. Dafür machte wiederum Herr Mercèdes dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' bei dem amerikanischen Milliardär Reclame, und zum Dank für die Behauptung, dass die Mercèdes-Automobile die besten der Welt seien, versicherte er, der Schmock sei der Berichterstatter des »angesehensten und bedeutendsten der Wiener Blätter«. Dann sahen sich Herr Mercèdes und der Specialberichterstatter sicherlich mit einem Augurenlächeln an. Aber der Milliardär blieb ganz ernst. Er hat im Dollarlande gelernt, dass die angesehensten Blätter jene sind, die die höchste Bezahlung fordern und erhalten, und er versuchte, einer Unterredung auszuweichen, indem er bescheiden erklärte, was er zu sagen habe, werde schwerlich für ein Interview hinreichen. Der Berichterstatter beruhigte ihn: er wolle ihm keine »volkswirtschaftlichen« Fragen zur Beantwortung vorlegen. Nur ganz zum Schlusse wurde doch eine »mercantile« Frage an Herrn Vanderbilt gerichtet; aber sie betraf lediglich die amerikanische Automobil-Industrie, und dann wurde die Unterredung sofort abgebrochen. Ob Herr Vanderbilt zum Abschied dem Zeitungsmann bloss die Hand oder auch etwas in die Hand gedrückt hat, ist unbekannt.

Arzt. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' tritt bekanntlich nicht bloss für die rascheste Fortbewegung von Booten und Automobilen, sondern auch für jeden sonstigen »Fortschritt« ein. Unentwegt wirkt es volksaufklärend, hat soeben noch die Herren Nothnagel und Schrötter in einer dröhnenden Philippika für die wahre Humanität gegen die satirischen Anfälle der Gräfin Salburg vertheidigt und spart niemals mit Hohn und Spott und wissenschaftlicher Belehrung, wenn es die Verblendeten zu überzeugen gilt, die lieber bei alten Weibern und Dürrkräutlern als beim Arzte die Heilung ihrer Gebrechen suchen. Wenn aber der Leser das Feuilleton durchflogen hat, das von den letzten Errungenschaften der Heilkunst erzählt, und sodann weiterblättert, findet er ein spaltenlanges Inserat eines Herrn James William Kidd (‚N. Wr. Tagblatt', 20. April, Seite 56) und erfährt, dass der Amerikaner »sicher das Lebenselixir entdeckt hat, dass er fähig ist, mit Hilfe einer Mischung aus Tropenkräutern, nur ihm allein bekannt, — das Resultat seines jahrelangen Suchens nach diesem Lebensspender — alle und jede Krankheit zu heilen«. Was sind alle Wunder der Wissenschaft, von denen die Redaction berichtet, gegen dies köstliche Mittel! »Die Lahmen warfen ihre Krücken weg und giengen nach nur zwei oder drei Proben des Heilmittels.« . . . . »Rheumatismus, Neuralgie, Magen-, Leber-, Nieren-, Blut- und Hautkrankheiten und Blasenleiden, Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Nervosität, Fieber, Auszehrung, Husten, Erkältungen, Asthma, Katarrh, Bronchitis und alle Hals- und Lungenleiden, Lähmung, Locomotor, Ataxia, Dropsy, Gicht, Scrofeln und Hämorrhoiden« — das alles vermag das Lebenselixir zu heilen. »Schreibt

Digitized by Google

heute um das Heilmittel. Es ist frei für jeden Leidenden. Sagt, was ihr geheilt haben wollt, und die richtige Medicin dafür wird sofort postfrei gesendet«. . . Die alten Weiber und die Dürrkräutler sind geschlagen. Werden aber die »brieflichen Aerzte«, die bisher die treuesten und werthvollsten wissenschaftlichen Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Tagblatt' waren, nicht mit Recht über die Förderung der amerikanischen Concurrenz aufgebracht sein?

Beobachter. Wenn sich sociale Dinge im Kopfe eines Sonntagshumoristen spiegeln, werden sie seltsam verzerrt; man weiss ja, wie grotesk Hohlspiegel alles wiedergeben. Nicht, dass ein Theaterdirector seinen Orchestermitgliedern unwürdige Löhne zahlt, weckt sein sociales Empfinden, aber dass der Theaterdirector auf Leistungen, die er für entbehrlich hält, künftig lieber ganz verzichten als sie elendiglich entlohnen will, dünkt ihm unerträglich. Der wirtschaftliche Grundsatz, unnützliche Arbeitsleistung überall auszuschalten, der nützlichen einen immer wachsenden Antheil an ihrem Ertrage zu sichern, kümmert den Gefühlssocialisten der ‚Neuen Freien Presse' nicht. Er will, dass für den kleinen Mann etwas geschehe, und wenn's Gott nicht schneien lässt, damit die Schneeschaufler verdienen, dann muss Musik gemacht werden, damit die Musiker zu leben haben. Doch Herr St—g darf stolz sein; dafür, dass zum erstenmal eine Dummheit, die er ausgesprochen, eine wienerische Dummheit war, hat er das Zeugnis eines Amerikaners, des Herrn Frank Vanderlip, der am selben Tag, dem 27. April, in der ‚Neuen Freien Presse' citiert wurde. »Warum einen armen Teufel um sein Brot bringen?«, das ist nach Herrn Vanderlip die Frage, durch die in Wien jedesmal »die Gewohnheit unnützer Arbeitsleistung« gerechtfertigt wird. Der Amerikaner bespöttelt unsere Strassenbespritzungswagen mit dem hinterdrein gehenden Spritzenschleuderer, und zustimmend erwähnt die ‚Neue Freie Presse' seine Versicherung: »Wenn ein Amerikaner Spritzwagen einführen wollte, bei denen das Bespritzen der Strassen durch eine Handbewegung des Kutschers geschieht, bekäme er gewiss nicht die Salvator-Medaille.« Nun, solche Spritzwagen haben wir in Wien längst, und Herr Vanderlip hat für eine richtige Beobachtung ein unrichtiges Beispiel gewählt. Aber die Leser der ‚Neuen Freien Presse' brauchten nur umzublättern, um ein besseres zu finden.

Alldeutscher. In Nr. 101 heisst es: »Herr Hlawitschka ist wohl — sein Name spricht dagegen, aber seine Bekanntschaft mit Herrn Guttmann dafür — ein Alldeutscher.« Ein Satz, der — Sie haben ganz Recht — zu der sonstigen Auffassung der ‚Fackel' vom österreichischen Nationalismus nicht passen will. Es hätte heissen sollen: Herr Hlawitschka ist wohl — sein Name spricht ebenso dafür wie seine Bekanntschaft mit Herrn Guttmann — ein Alldeutscher.

Genosse. Herr Schuhmeier hat ein dramatisches Talent entdeckt, einen »schlichten« Tischler, dem die Bretter bald auch die Welt bedeuten sollen. Und die liberalen Zeitungen sind voll des Lobes. Herr Lothar, der unglaubliche Thomas der ‚Neuen Freien Presse', schreibt

zed by Googl

einen grossen Sonntagsartikel, und am Montag gibt Herr Landesberg seinen Segen. Wie ist der Rummel zu erklären? Eine Verbrüderung liberaler und socialdemokratischer Interessen wird abgeleugnet. Aber vielleicht kann man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, von einer solchen sprechen, wenn der socialdemokratische Entdecker eines Talents mit dessen liberalen Förderern in einer Loge sitzt? Bruder Schuhmeier wünscht einen grossen Erfolg . . .

Meister Anton. Die ‚Neue Freie Presse' nicht vom Zuckercartell gekauft, ihr Raimundtheater-Kritiker nicht infolge Ablehnung eines Stückes gehässig — Sie verstehen die Welt nicht mehr! Ich aber durchschaue die Sophistik all dieser »Erklärungen«, mit denen jetzt das Blatt gegen die ‚Fackel', deren Namen es noch immer, deren Wirkungen es nicht mehr todtschweigen kann, zu polemisieren anfängt. Ich hatte in Nr. 101 behauptet, die Gehässigkeit des Raimundtheater-Referenten gegen Bleibtreu's Werke und gegen das Theater überhaupt erkläre sich aus der Ablehnung einer Arbeit des Collegen Ganz. Herr Ganz erklärt, nie sei ihm von der Raimundtheaterdirection ein Stück zurückgewiesen worden. Um das Sachliche meiner Behauptung zu entkräften, hätte nun freilich nicht Herr Ganz, sondern Herr Schütz mit einer »Erklärung« kommen müssen. Denn die Mittheilung, Herr Ganz sei refusiert worden, ist zwar unrichtig, richtig aber bleibt, dass Herr Schütz neuestens gegen das einst protegierte Raimundtheater eifert, weil Herr Gettke das Werk eines Collegen abgelehnt hat. Die ‚Neue Freie Presse' kommt also — vide Zuckercartell — billig zu Dementierehren. Karl Bleibtreu, dem man die treffende Enthüllung der Motive des Raimundtheaterhasses verdankt — die irrige Version Ganz lag nahe —, schreibt mir aus Berlin, die Erklärung erinnere ihn lebhaft an die zornige Berichtigung eines andern Mitarbeiters der ‚Neuen Freien Presse', des Herrn Nordau, dass er nie Schönfeld geheissen habe: er hiess nämlich Südfeld. Dass das Theaterstück eines Redacteurs der ‚Neuen Freien Presse' von Herrn Gettke abgelehnt wurde, hält Bleibtreu aufrecht; er habe diese Mittheilung »aus allernächster Quelle«.

Habitué. Gewiss, Antonie Baumberg ist ein Opfer unserer »Helden der Feder«, und ihr Fall beweist die Berechtigung des dramatischen Versuchs, den das Jubiläumstheater neulich geboten hat. Wie Martin Rofner im »Sonnwendtag« wurde sie zwischen den Parteien zermalmt. Die jüdische Journaille hetzte, weil die antisemitische von der Erstaufführung der drei Einacter profitieren wollte. Nur das ist unter der materiellen Schädigung der Aermsten durch die Schriftstellergenossenschaft zu verstehen. Die Tantièmen wurden ihr natürlich nicht entzogen. Das sollten die Montagsschmöcke, die neulich der antisemitischen Schriftstellervereinigung die alleinige Schuld an dem Selbstmord gaben, doch von den Schnorrereien der »Concordia« her wissen: unter »Reinertrag« versteht man die Gewinnsumme, die sich nach Abzug der Tagesspesen und Tantièmen ergibt. — Der Theaterzettel des Jubiläumstheaters bringt in seinem textlichen Theil neben wenig geschmackvollen Selbstanzeigen auch ganz hübsche Polemiken. So konnten sich die Besucher der Première von »Helden der Feder« an der folgenden Zusammenstellung

Digitized by Google

ergötzen: 1. Citierung der 17zeiligen hämischen Kritik der ‚Neuen Freien Presse' über A. Baumbergs »Liebesheirat«. 2. Citierung der 18zeiligen hämischen Kritik über A. Baumbergs »Familie Bollmann«. 3. Citierung der kaum günstigeren 19zeiligen Kritik über A. Baumbergs »Das Kind«. 4. Citierung des 186zeiligen schwungvollen Nachrufes für die todte A. Baumberg, in welchem es heisst: »Wenige Tage nach ihrem letzten Premièren-Abend ist die hochbegabte Frau, deren Werke in den letzten Jahren mit Erfolg über mehr als eine Wiener Bühne gegangen sind, freiwillig aus dem Leben geschieden. . . . In literarischer Hinsicht hat die Dichterin auch diesmal einen schönen, von der Kritik anerkannten Erfolg erzielt. . . . Ihr erstes grösseres Werk war ‚Trab, Trab', das am Raimundtheater mit Erfolg in Scene gieng. Dieser Erfolg wurde noch durch das Lebensbild ‚Eine Liebesheirat' überboten.« »Solche Worte«, bemerkt der Theaterzettel, »wurden der Dichterin bei Lebzeiten in der ‚Neuen Freien Presse' nie gewidmet. Das Wort ‚Erfolg', das in jedem der hier angeführten Sätze wiederkehrt, es war in den Premièren-Berichten der ‚Neuen Freien Presse' über die Baumberg'schen Stücke nie zu lesen.«

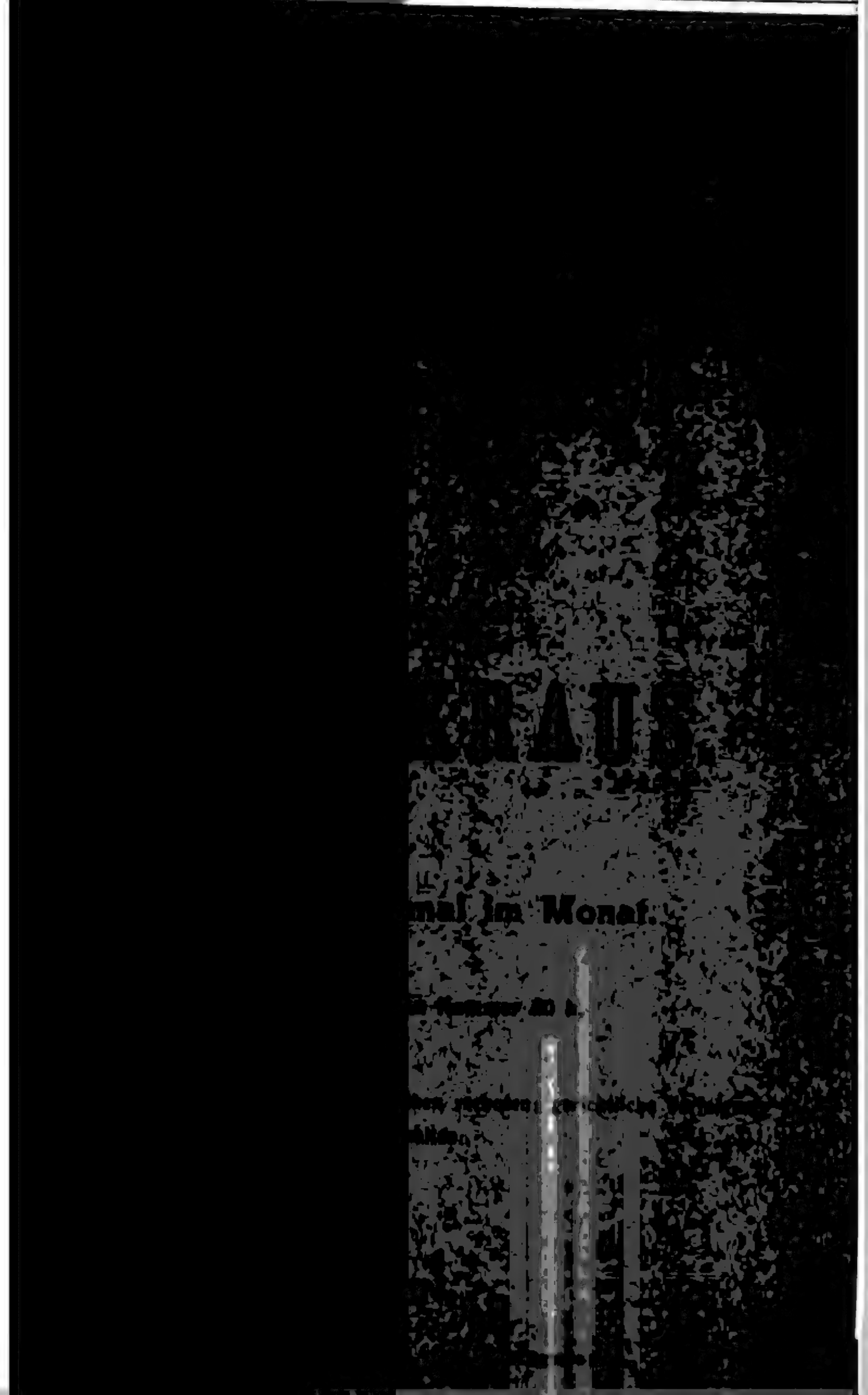
Leser. Wie's gemacht wird, zeigt an einem typischen Fall die Lectüre der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 26. April. In schreienden Lettern: »Schreckliches Unglück auf der Londoner Stadtbahn.« Darunter in kaum minder schreienden ein zweiter Titel: »Viele Todte, 50 Verwundete.« Folgt telegraphische Meldung aus London, wo, wann und wieso ein Eisenbahnzug entgleist ist. Zum Schluss heisst es: »Fünzig Personen wurden verletzt. Man befürchtet, dass auch einige Personen getödtet wurden.«

Confuser Leser. Jetzt kennen Sie sich schon nicht mehr aus. Herr Bahr schreibt über Herrn Thimig, er habe (in der Darstellung des Rofnerbauern im »Sonnwendtag«) »eine Wahrheit und Macht des Ausdruckes, die erschüttert«. Herr Salten hinwiederum spricht ausdrücklich von der »Machtlosigkeit«, die Herr Thimig in der entscheidenden Scene offenbart habe. Jetzt kennen Sie sich schon nicht mehr aus. Herr Salten und Herr Bahr theilen sich sonst in eine Meinung, und Thimig ist bekanntlich seit mehreren Jahren zur schauspielerischen Machtlosigkeit verdammt, seit damals nämlich, als er die Macht bewies, den »Spezi« der Herren, den Burckhardt, aus der Direction des Burgtheaters hinauszudrängen. So war's ausgemacht. Anders haben Sie's nicht erwartet. Und nun kommt Herr Bahr und lobt wieder mit vollen Backen, wie einst im Mai vor der »Intrigue« gegen Burckhardt. Nein, da kann der Andere, gesinnungstüchtig, wie er ist, nicht mithalten. Für ihn ist und bleibt Thimig seit jener Affaire als Schauspieler gerichtet. Nicht er ist ja inzwischen mit einem von Herrn Thimig inscenierten Stück als Autor ins Burgtheater eingezogen, sondern eben College Bahr.

Besitzer einer Hundspeitsche. In einem Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse', das angebliche »Memoiren des Königs Milan« bespricht, heisst es mit Beziehung auf die noch lebende Mutter Alexanders von Serbien wörtlich: »— — Aber dann musste sich Natalie einer Operation unterziehen, welche zur Folge hatte, dass die Intimität der ehelichen Gemeinschaft aufhörte.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7.—
"	18	"	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36	"	M. 7.—
" " "	18	"	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18	"	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 103 WIEN, ANFANG MAI 1902 IV. JAHR

Die Reincultur des landläufigen Antimilitarismus wird in der ‚Arbeiter-Zeitung' gezüchtet, und weil der Kriegsminister 38 Millionen, zu denen noch 180 bis 200 weitere kommen werden, für die Neubewaffnung der Artillerie fordert, ist das socialdemokratische Blatt in einen Paroxysmus von Wuth gerathen. Niemand dürfte sich wundern, wenn die socialdemokratischen Abgeordneten demnächst dringlich die vollständige Abrüstung beantragen würden. Aber niemand wird auch solches erwarten, der von dem ethischen, durch Bedenken, den üblichen politischen, nur durch Denken nicht gehemmten Radicalismus unterscheiden gelernt hat. Die Alternative »Friedensidee oder Militarismus« ist von bürgerlichen Idealisten längst entschieden, aber jener Socialdemokratie noch kaum gedämmert, die auf einem Weltcongress die allgemeine Abrüstung verworfen hat, deren beste Köpfe für das die Schrecken des Kriegs vermehrende Milizsystem eintreten, und deren jüngere Mitglieder sich mit dem Gedanken an den Eintausch von Arbeiterschutzgesetzen für Kanonen vertraut zu machen beginnen. Der Antimilitarismus der ‚Arbeiter-Zeitung' hat sich immer nur gegen den Geist der kaiserlichen Armee gerichtet, aber er vermag sich mit dem Bestande eines Heeres ganz gut abzufinden. Nur die Frage, was dieses Heer brauche, will er nicht hören. Der Kriegsminister fordert neue Kanonen. Der Friedensfreund könnte antworten: man schaffe die Artillerie ab! Soll aber die Artillerie beibehalten werden, so kommt alles darauf an, ob die

Digitized by Google

alten Kanonen noch brauchbar sind. Welche unermessliche Thorheit läge darin, Jahr für Jahr hunderte von Millionen für die Erhaltung einer Armee zu verwenden, die, weil ihr ebenbürtige Waffen fehlten, leistungsunfähig wäre! Wenn es wahr ist, dass die Schussweite, Schusspräcision und Feuerschnelligkeit unserer Kanonen nicht ausreicht, dann wäre der ganze ungeheure Armeeaufwand unsinnig, wofern man nicht noch fernere zehn Millionen jährlich für eine ausreichende Bewaffnung gewähren will. Und man kann, die radicalen Scherze der ‚Arbeiter-Zeitung' in Ernst verkehrend, sagen, dass dies mehr als eine Dummheit, nämlich ein Verbrechen ist. Ein Heer von Hunderttausenden erhalten und dadurch beständig den Krieg riskieren, sodann aber dieses Heer ungenügend gerüstet in den Krieg schicken, das hiesse es aufopfern. Der Kriegsminister mag unbesorgt sein; seine Forderungen werden, obgleich alle Spiessbürger ebenso wie die ‚Arbeiter-Zeitung' denken, bewilligt werden, weil der brave Bürger immer lieber feig als dumm ist, in das radicale Eselsgeschrei nicht einzustimmen wagt und, statt sein J-a hinauszutrompeten, ein Ja flüstert. Für alle Denkenden aber ist es klar: nicht nur der Militarismus, sondern auch der Kampf gegen den Militarismus bedarf neuer Waffen.

* * *

Lange vor den Delegationsberichten haben sich die Börsenberichte mit den neuen Kanonen beschäftigt. Ueber die Schiessversuche, bei denen die Stahlrohre der Skoda-Werke erprobt wurden, haben uns sachkundige Börsenreporter gewissenhaft Meldung erstattet, und während die Schiesstabellen noch geheim blieben, wiesen die Curstabellen bereits die schönsten Erfolge auf. Herr Mauthner von der Creditanstalt, der Besitzerin der Skoda-Actien, inspicierte die Artillerie-Schiess-

Digitized by Google

plätze der Monarchie und telegraphierte immer pünktlich seine Zufriedenheit an die Börsenblätter. Einmal konnte man sogar lesen, dass die Skoda-Werke dem Kaiser das glänzende Gelingen neuer Schiessversuche depeschiert hätten. Die Börse jubelte. Es war ein klares Symbol geworden: der eherne Radetzky, der vor dem Kriegsministerium stehend nach der Creditanstalt den wegweisenden Arm ausstreckt; bei ihr musste sich die Armee den Kanonenrohr-Stahl holen, und alle Geschützbronze sollte künftig zu Denkmälern umgeschmolzen werden. Und jetzt sind, ach, die Symbole entwerthet, und Herrn Mauthners militärische Rolle ist ausgespielt. »Würde man sich,« so erklärte der Kriegsminister den Delegierten, »für Stahl entschlossen haben, so wäre es bei dem momentanen Stand der Entwicklung unserer Industrie nicht ausgeschlossen gewesen, dass wir uns diesbezüglich vom Ausland abhängig gemacht hätten, da nur Krupp mit absoluter Sicherheit einen solchen Stahl von so hohen Qualitäten zur Erzeugung von Geschützrohren, aus welchen Brisanzgranaten geschleudert werden sollen, herzustellen in der Lage ist.« Aber man will lieber riskieren, dass etliche Spekulanten, als dass die Geschützrohre zerspringen. Es ist nichts mit dem Skoda-Stahl, wir bleiben bei der Bronze, und der Curs bleibt der alte. Und man hatte doch schon so zuversichtlich auf eine Besserung der Curse gehofft!

* * *

Die Empörung gegen den Obersten Gerichtshof, die gemeingefährliche Formen anzunehmen droht, wird in der folgenden Zuschrift von einem neuen Gesichtspunkte beurtheilt:

»Die ehrlose Zeitung«: wer künftig, im Schlagwörterbuch unserer Zeit blätternd, die Verwüstung von Sprache und Denken überschaut, die die Journaille angerichtet, wird Mühe haben, den Sinn des Wortes,

das sich im Zeitungsdeutsch einzubürgern droht, zu enträthseln. »Ehrlos« hat bisher den Gegensatz von »ehrenhaft« bedeutet, und die eine wie die andere Eigenschaft konnte nur von Wesen, denen Ehre zukommt, ausgesagt werden. Kein unvernünftig Ding erfuhr solche Werthung, und niemand hat je den schlechten Köter, der nach jedem von fremder Hand gereichten Brocken schnappt, als ehrlos bezeichnet. Nun hat der Oberste Gerichtshof erklärt, auch der »Pressköter«, der gleichfalls unvernünftig ist und alle irgend erreichbaren Brocken wegschnappt, sei indifferent in Bezug auf die Ehre, ein Ding ohne Ehre. Und da kommen die Taglöhner der Presse, und statt sich zu freuen, dass die Zeitung glücklich los von der Ehre ist, jammern sie, die Zeitung sei ehrlos gemacht worden. Als pressfeindlich wird von den Trägern und Nutzniessern der Presscorruption ein Urtheil gescholten, das doch höchstens ein intransigenter Gegner des capitalistischen Zeitungswesens beklagen dürfte, weil es einer verworfenen Presse das unwürdige Dasein erleichtert. Denn was müsste geschehen, wenn einmal unwiderruflich festgestellt würde, dass die Zeitung Ehre besitzt, dass Blätter, die kaum durch die Lücken der geltenden Gesetze entschlüpfen können und sicherlich vor einer zukünftigen, von socialem Geist erfüllten Gesetzgebung nicht bestehen werden, nicht nur den staatlichen Richtern, sondern auch vor dem strengeren Forum, das über Ehre urtheilt, verantwortlich sind? Kein Zweifel, gerade die Zeitungen, deren Herausgeber sich gegen das Urtheil des Obersten Gerichtshofs auflehnen, wären, wenn wirklich von Zeitungsehre die Rede sein sollte, ehrlos, und weil von der Ehre eines Verbandes jene seiner Mitglieder abhängt, müssten ehrenhafte Leute wie die Herren Goldbaum, Poetzl und David ihren Journalen den Dienst künden und ihre gute Sache von Jobberei, Kuppelei und Scandalsucht reinlich scheiden. Aber die milde

Digitized by Google

Klugheit unseres Obersten Gerichtshofs ist weit entfernt von der unerbittlichen Weisheit jenes höchsten Gerichts, das alles sittliche Thun richtet; sie rechnet mit der Schwachheit vom Leben bedrängter Menschen, und sie will redlichen Männern den Halt juristischer Argumente bieten, durch die sie sich vor ihrem Gewissen dafür zu rechtfertigen vermögen, dass sie sich halb unbewusst, halb schon wissend, den unsaubersten Zwecken dienstbar machen lassen und das Ansehen wie den Gewinn der Corruption fördern. Durch die Thüre, durch die die Ehre — die in Wahrheit Ehrlosigkeit bedeutete — aus der ‚Neuen Freien Presse' ausgetrieben ward, werden künftig vielleicht häufiger als bisher — das ist die ernste Gefahr, die das Urtheil des Obersten Gerichtshofs birgt — Gelehrte sich einschleichen, den Weg aus der stillen Studierstube in die Oeffentlichkeit finden; der Oberste Gerichtshof hat ihnen die Beruhigung zugesichert, dass die schmutzige Hantierung mit Druckerschwärze nicht auf sie abfärbt und dass sie keine Minderung ihres Ansehens zu fürchten haben, weil es keine Ehre des Blattes gibt, die auf die Ehre der Mitarbeiter zurückwirkt. Und sollte man den Obersten Gerichtshof nicht wenigstens für die Offenherzigkeit loben, mit der er einen Grundsatz proclamiert, nach dem sein Vicepräsident Emil Steinbach handelt, wenn er in der Zeitung der Manchestermänner John Ruskins Lehre verkündet?

Die Heftigkeit, mit der die Herausgeber der freisinnigen Blätter das Urtheil des Obersten Gerichtshofs bekämpfen, ist nur zu begreiflich. Es liegt im Interesse dieser Männer, den Glauben aufrecht zu halten, als ob Feilheit der Meinung, als ob die Förderung des schädlichsten Speculantenthums nicht das Mass ihrer eigenen, persönlichen Ehre bestimmen würden. Die Zeitung, das unpersönliche Wesen, soll Ehre haben. Und ebenso wie beim Gewinn, den der capitalistische Zeitungsbetrieb bringt, soll auch bei

Digitized by Google

dem Verlust an Ehre, der aus ihm erwächst, eine leoninische Theilung zwischen dem Arbeitgeber und den journalistischen Arbeitnehmern stattfinden. Je reichlicher bemessen der Antheil ist, den sich der Herausgeber vom Geldertrag des Zeitungsgeschäftes vorbehält und je karger den Schreibsclaven der Corruption der Lohn zugemessen wird, ein desto gehäufteres Mass der Missachtung, die das corrupte Treiben erntet, soll durch die Schaffung einer Zeitungsehre, von der für jeden Redacteur sein Theil abfiele, vom Chef auf die Untergebenen überwälzt werden. Nichts ist natürlicher, als dass aus der lärmend angekündigten Kundgebung der Wiener Journalistik gegen den Obersten Gerichtshof schliesslich ein Protest der Unternehmer unserer Concordia-Blätter wurde. Er vollzog sich, wie man erzählt, in vollzähliger Abwesenheit aller jener der Concordia angehörenden Journalisten, die zum Protest gegen einen Versuch, die persönliche Ehre der im Zeitungsdienste Frohnenden anzutasten, berufen wären. Umso zahlreicher aber waren diejenigen versammelt, denen, wenn sie dem geheimsten Herzenswunsch Ausdruck zu leihen wagten, angesichts des Urtheils des Obersten Gerichtshofs nur eins erübrigen würde: der Wunsch, dass durch richterlichen Spruch, wie diesmal die Zeitung, ein nächstesmal der Zeitungsschreiber als indifferent in Bezug auf die Ehre erklärt werden möge. Zu solcher Anschauung scheinen sie sich ja schon längst geeinigt zu haben, und dass dem in der Concordia bestehenden Ehrengericht keine andere Aufgabe zukommt, als ihr zum Durchbruch zu verhelfen, wird leicht erkennen, wer da weiss, dass jenes Ehrengericht niemals selbst in den flagrantesten Fällen der Verletzung der Schriftstellerehre eingeschritten ist. Wie viel bequemer wäre das Leben freisinniger Journalisten, wenn niemand mehr ihnen vorwerfen dürfte, dass sie die schwersten ehrenrührigen Anschuldigungen ruhig hinnehmen, niemand

Digitized by Google

mehr, weil der Zeitungsredacteur ein Wesen ohne Ehre wäre, von ehrlosen Redacteuren reden könnte, und wenn man, so wie vor anderthalb Jahrhunderten das Wort »Canaille« als Bezeichnung des »gemeinen« Volks jeden üblen Sinn verloren hatte, ohne Empörung und Missachtung von der »Journaille« reden würde.*)

* * *

*) Der Gedankengang, der durch die voranstehende Betrachtung führt, wird in dankenswerther Weise von einem Wort erhellt, das neulich, anlässlich des Gastspiels des Deutschen Theater-Ensembles, auf der sonst schlechteren Erkenntnissen geweihten Bühne des Carltheaters gesprochen wurde. In einer der vier »Lebendigen Stunden« Arthur Schnitzler's ruft der sterbende Journalist Rademacher: ». . . Wissen Sie, woran ich zu Grund geh'? Sie meinen an den lateinischen Vocabeln, die da auf der Tafel steh'n —? Oh nein! An Gall', dass ich vor Leuten hab' Buckerln machen müssen, die ich verachtet hab', um eine Stellung zu kriegen. Am Ekel, dass ich Dinge hab' schreiben müssen, an die ich nicht geglaubt hab', um nicht zu verhungern. Am Zorn, dass ich für die infamsten Leutausbeuter hab' Zeilen schinden müssen, die ihr Geld erschwindelt und ergaunert haben, und dass ich ihnen noch dabei geholfen hab' mit meinem Talent. Ich kann mich zwar nicht beklagen: von der Verachtung und dem Hass gegen das Gesindel hab' ich immer meinen Theil abbekommen, — nur leider von was Anderm nicht.« Diese eine Stelle verleiht der letzten dramatischen Arbeit des Wiener Schriftstellers eine Bedeutung, die ihr vermöge ihres künstlerischen Gehaltes nie zukäme. Das eigentlich Tragische einer Gestalt ist hier in einem Satze, der der Gesinnung seines Autors alle Ehre macht, erschöpft; er entschädigt für alle erschwitzte Psychologie, die an die Begegnung des Sterbenden mit seinem Jugendfreunde und an die anderen Variationen eines recht problematischen »Problems« gewendet erscheint. Kein Wiener Beurtheiler und Ueberschätzer der »Lebendigen Stunden« hat aus der Fülle scenisch verkleideter Feuilletonbeobachtungen dies eine Wort hervorgehoben. Begreiflicher Weise. Aber Arthur Schnitzler möge aus der lebendigen Stunde, die es ihm eingab, innern Vortheil ziehen, und wenn er wirklich der grösste Dramatiker Oesterreichs ist, sie meinetwegen »künstlerisch ausnützen«. Mit einem Satz hat er sich über einen wahrhaft dramatischen Conflict hinweggesetzt, und hat, da ihn das »Verhältnis des Künstlers zum Leben« beschäftigte, nicht Leben gestaltet, sondern eine artistische Spielerei geboten.

Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

Weil wir noch kein Gesetz haben, das Bestechungen der Presse verbietet, sollte doch das öffentliche Urtheil, das die Bestochenen richtet, die Geber der Bestechung nicht ganz vergessen. Mit Herrn Wolf ist man fertig, und dass der Mann, der sich vor zwei Jahren »lieber die Hand abhacken« als sich von Herrn Schönerer trennen wollte, heute verkündet, er müsse, weil er selbst und nicht Herr Schönerer vom Zuckercartell bestochen wurde, an Herrn Schönerers Stelle der Führer der Alldeutschen werden, das ist bloss eine Burleske der Unmoral. Dringender ist es, sich um das Ethos der Leiter des Zuckercartells zu kümmern. Ohne mit den Wimpern zu zucken, ohne den leisesten Versuch, zu leugnen oder wenigstens zu beschönigen, haben sie die Enthüllung, dass sie das Schweigen der Presse bezahlen, hingenommen. Das Opfer des Erpressers wird, wenn die Erpressung gelingt, verdächtig; aber wer freiwillig Schweiggelder anbietet, bekennt sich selbst zu unsauberen Machenschaften. Nicht dass das Zuckercartell schädlich ist, sondern dass sie seine Schädlichkeit kannten und bewusst zu verwerflichen Zwecken verwerfliche Mittel anwandten, ist den Zuckercartellmännern zum Vorwurf zu machen. Mit Ausartungen des Wirtschaftslebens mag in anderen Fällen der Volkswirt rechten. Hier hat die öffentliche Moral zu richten. Und das Wort »Ausbeuter«, das ein wirtschaftliches System und nicht den einzelnen, der in ihm Mehrwerth zusammenrafft, trifft, es reicht nicht aus, um den unehrenhaften und unredlichen Mehrwerth zu brandmarken.

§

Digitized by Google

Keiner, der einen Blick hinter die Coulissen des Presstreibens thun und aus eigener Anschauung erfahren will, wie's gemacht wird, unterlasse es, sich die Nummer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 8. Mai und die Abendausgabe desselben Blattes vom 25. April zu beschaffen. In der Nummer vom 8. Mai wird er auf Seite 12 die folgende Notiz finden:

(Eine erfundene Nachricht.) In der letzten Nummer des in Bern erscheinenden ‚Intelligenzblatt' heisst es: »In den letzten Wochen wurden in Steiermark und Kärnten wegen der dort herrschenden Hundswuth mehr als tausend Hunde getödtet. Gegen siebzig Menschen wurden heuer in diesen Ländern von wüthenden Hunden gebissen, von denen mehrere an den Folgen des Bisses gestorben sind.« Es ist überflüssig, zu bemerken, dass diese Nachricht, die offenbar den Zweck hat, den Fremdenstrom von den österreichischen Alpenländern abzulenken, vollständig erfunden ist.

Die Worte »vollständig erfunden« sind im ‚Neuen Wiener Tagblatt' besonders unterstrichen. Und nun ist der freundliche, hoffentlich nicht mehr allzulange pressfreundliche Leser wohl recht gespannt darauf, zu erfahren, was im ‚Neuen Wiener Abendblatt' vom 25. April gestanden war. Er blicke auf Seite 4 und lese:

(Tausend Hunde vertilgt.) In den letzten Wochen wurden in Steiermark und Kärnten wegen der dort herrschenden Hundswuth mehr als tausend Hunde getödtet. Gegen siebzig Menschen wurden heuer in diesen Ländern von den wüthenden Hunden gebissen, von denen mehrere an den Folgen des Bisses gestorben sind.

Es ist »überflüssig, zu bemerken«, dass diese Nachricht offenbar den Zweck hatte, den Fremdenstrom von den österreichischen Alpenländern ab- und den Schweizer Hôtels zuzulenken. Es ist überflüssig, zu bemerken — man bemerkt es ohnehin —, dass die erschreckten Curverwaltungen in Steiermark und Kärnten sich endlich auf ihre Pflicht besonnen und nebst den die Inseratenspalten wieder füllenden Hôtelanzeigen das Dementi vom 8. Mai eingesendet haben.

Digitized by Google

Es ist überflüssig, zu bemerken, dass nach Bedarf jederzeit auch in der Schweiz die Hundswuth ausbrechen, überflüssig zu bemerken, dass sie dort, wo sie etwa wirklich ausgebrochen ist, jederzeit gleich den bekannten Blattern an der Riviera durch die Presse unterdrückt werden kann. Und es ist schliesslich überflüssig, zu bemerken, dass die Volksgesundheit durch wüthige Hunde noch immer in geringerem Masse geschädigt wird als durch tollgewordene Pressköter, die gegen Bezahlung lügen, gegen Besserbezahlung sich der Lüge zeihen und dabei unentwegt — die »Ehre der Zeitung« reclamieren.

* * *

Wien, am 6. Mai 1902.

An den verantwortlichen Redacteur der ‚Oesterreichischen Wochenschrift'!

Auf Grund des § 19 Pr.-G. hat die folgende Berichtigung der in dem Artikel »Brimanus der Jüngere« in Nr. 18 enthaltenen unwahren Angaben zu erscheinen und zwar an derselben Stelle, in denselben Lettern und unter derselben Aufschrift, an der, bezw. in denen, bezw. unter der der berichtigte Artikel erschienen ist:

Es ist unwahr, dass aus dem übrigens stilistisch falsch citierten Satz in Nr. 100 der ‚Fackel' hervorgeht, dass ich meinen Leserkreis glauben machen will, es gebe jüdische Secten, in denen der Ritualmord geübt wird. Wahr ist, dass aus dem citierten Satz bloss hervorgeht, dass ich die Taktik der jüdischen Presse dem Ritualmordglauben gegenüber missbillige.

Es ist unwahr, dass ich den Ritualmordglauben »brauche«, unwahr, dass ich eine »journalistische Speculation auf den Blutaberglauben« unternehme, unwahr, dass ich den »Aberglauben vom Ritualmord vertheidige«. Wahr ist im Gegentheil, dass ich in den bisher erschienenen Nummern der ‚Fackel' wiederholt und in unzweideutiger Weise, durch Ernst und Spott, die Benützung des Ritualmordglaubens zu Zwecken der antisemitischen Propaganda verurtheilt habe. Wahr ist, dass ich auch in Nr. 100 der ‚Fackel' ausdrücklich von einer »Mär von irgend einer Blut-

Digitized by Google

abzapfung« sprach, von einer »Dummheit«, die man sich ausleben lassen müsse, und von einer »Albernheit«, auf die die jüdische Presse jedesmal pünktlich hereinfalle. Wahr ist, dass ich mit klaren Worten auch diesmal wieder meinen Standpunkt in dieser Frage vertreten habe, indem ich einerseits betonte, dass die jüdische Presse durch ihr Treiben »dem auf Irrwege gerathenen Antisemitismus die besten Vorwände liefere«, und anderseits beklagte, dass einer antisemitischen Presse, die »der capitalistischen Blutsauger des Volkes im Texte der Annoncenseiten gedenkt«, der Ritualmord »die bessere Agitationswaffe dünke, als jener hundertmal gefährlichere Ritualraub, der erwiesen ist und auf den Blättern der österreichischen Wirtschaftsgeschichte mit schreienden Lettern verzeichnet steht«.

Der Herausgeber der ‚Fackel'.

Dies Schreiben habe ich an den Rabbi Bloch gerichtet. Es hat bloss den Zweck, in thatsächlicher Beziehung das in dem Artikel »Brimanus der Jüngere« Gesagte richtigzustellen. Wegen der ehrenrührigen Anwürfe, die der Artikel sonst enthielt, habe ich gegen den Rabbi beim Wiener Landesgericht in Strafsachen als Schwurgericht die Klage überreicht.

* * *

Dass unsere freisinnige Journalistik, die die intimsten, in Ehescheidungsprocessen erörterten Angelegenheiten des Familienlebens ausposaunt, die Künstlerinnen in ihre Garderoben verfolgt, die bei den Wäschekästen fürstlicher Frauen herumschnüffelt und sich als Klatschbase an ihr Wochenbett drängt — dass diese Journalistik auch discret sein kann, das hat die ‚Neue Freie Presse' am 29. April im Börsentheil bewiesen: »Der Directionsrath der Budapester Waren- und Effectenbörse«, so meldete sie aus Budapest, »hat in seiner am Freitag abgehaltenen Sitzung einen der grössten und reichsten Getreide-Terminspeculanten der hiesigen Börse für die Dauer von vier Wochen von dem Börsenbesuche ausgeschlossen. Es wurde dem Betreffenden zur Last gelegt und nachgewiesen, dass er in der vorigen Woche durch

Digitized by Google

forciertes Ausgebot den Versuch machte, die Notierungen der Getreidepreise zu beeinflussen.« Seinen Namen werdet ihr nie erfahren! Er heisst vermuthlich Kohn oder Löwy, wenn er nicht schon Kende oder Levai heisst. Welches Zartgefühl, welche Scrupulosität gegen einen der scrupellosesten, und darum »grössten und reichsten«, Speculanten! Man könnte beinahe auf den Gedanken gerathen, dass die ‚Neue Freie Presse' plötzlich reactionär geworden ist und den Getreideterminhandel für eine Pest, für eine widerliche Volkskrankheit hält: Die Syphilis und die Terminjobber werden in dem decenten Blatt nicht beim Namen genannt.

Aber das Zartgefühl macht nicht vor den Affairen der Börsengauner, also öffentlicher Schädlinge, Halt. Es umfasst manchmal wirklich auch die Erörterung von Angelegenheiten des Privat- und Familienlebens. Wie anständig hat sich zum Beispiel die ‚Neue Freie Presse' am 6. Mai benommen, da sie in einer unscheinbaren Notiz das Gerücht abthat, »der Sohn eines hiesigen Grossindustriellen« sei in Amerika verunglückt. So war's in Ordnung. Wie aber, wenn das private Unglück nicht eine dem Economisten nahestehende Persönlichkeit betrifft, wenn's keine Rücksicht gibt, der man eine Sensation zu opfern bereit ist? Wie infam wurde zum Beispiel ein paar Tage zuvor die »abgesagte Hochzeit« des Prinzen Radziwill mit der Gräfin Chotek beschnüffelt! In solchen Fällen scheint aus jeder Zeile die Zuversicht zu sprechen, dass die Entfernung zwischen dem Feudaladel und der ‚Neuen Freien Presse' weit genug ist, um auch jede Berührung mittelst Hundspeitsche auszuschliessen. Und da sich der Vater des Bräutigams mit einer scharfen Berichtigung begnügte und die Verschiebung der Hochzeit mit der Erkrankung der Braut erklärte, verstieg sich die Tapferkeit der besser informierten ‚Neuen Freien Presse' zu der lapidaren Erklärung, das Dementi stehe »nicht ganz in Uebereinstimmung mit der uns heute Mittags zugekommenen Meldung«! . . .

* * *

Die Weihe des Hauses.

Es gibt jetzt mehrere Wahrzeichen des modernen Wien. Das Riesenrad, das aus Gabor Steiner's Reich verheissend winkt, Sigi Ernst's durch die Nacht flammende Initialen, die als ein

Digitized by Google

Menetekel dem nach »Venedig in Wien« Wandernden verzeichnet stehen, und der »stattliche Bau«, den sich Herr J. Lippowitz errichtet hat. Es musste viel alte Wiener Art entwurzelt werden, bevor der Palast des ‚Neuen Wiener Journal' erbaut werden konnte. Nun kann die Verseuchung volksthümlichen Denkens durch eine international gesinnungslose Pressmache ihren Fortgang nehmen. Der neudeutschen Generalanzeigersitte haben Lippowitz & Comp. in Wien zum Durchbruch verholfen, jener ganz neuen Art, mit Hilfe von einfachen Scheren die sonst kostspieliger besorgte Uncultur zu verbreiten. Die Eigenthümer des Blattes, das von täglich zusammengestohlenem Weltklatsch lebt und in dem kaum mehr als die infamste Wiener Coulissenschnüffelei geistige Arbeit ist, haben anlässlich der Einweihung des »neuen Hauses« ein Festbankett veranstaltet, über dessen Verlauf uns in sechs langen Spalten berichtet ward. Zwar wird zu Beginn des Artikels versichert, der Umstand, dass es sich um eine persönliche Veranstaltung, sozusagen um eine Familienangelegenheit des ‚Neuen Wiener Journal' handelt, »verbiete, das Fest eingehender zu charakterisieren«. Wenn man aber bedenkt, wie »eingehend« erst das ‚Neue Wiener Journal' dort zu »charakterisieren« pflegt, wo es es sich um fremde Familienangelegenheiten handelt, dann wird man die Beschränkung auf sechs Spalten in eigener Privatsache lobenswerth finden . . . Der Ministerpräsident hatte sein Fernbleiben in einem »liebenswürdigen« Schreiben entschuldigt, liess aber einen officiellen Regierungsvertreter von der Gastfreundschaft der Herren Lippowitz & Comp. Gebrauch machen. Herr v. Koerber selbst »sprach seine besten Wünsche für das Gedeihen« eines den Volksgeist vergiftenden Klatschblattes aus. Auch der in Dingen der Presse so schlecht berathene Herr Dr. Lueger übersandte Glückwünsche. Der Polizeipräsident, Herr v. Habrda, schrieb wörtlich: »Ich habe meine Herren ersucht, möglichst zahlreich dort zu erscheinen und dem herzlichen Wunsche Ausdruck zu geben für ein gedeihliches Zusammenwirken von Presse und Polizei. Gar mancher schöne Erfolg ist auf diese Weise entstanden, und so werde ich für meine Person stets für ein gedeihliches Zusammenwirken sein.« Ich nicht, Herr v. Habrda! Aber dass an der Tafel, an der Herr Buchbinder sass, die Herren von der Polizei »möglichst zahlreich« erscheinen sollen, ist immerhin ein

Digitized by Google

löblicher Vorsatz. Leider waren nur die erschienen, die man ohnehin erwartet hatte: der Häuseradministrator Rothschilds, Herr Frankl, und der Mitarbeiter des ‚Extrablatt', Herr Stukart . . . Also sprach Lippowitz: »Wir Eingeweihten wussten es ja längst, dass das ‚Neue Wiener Journal' Wurzel gefasst hatte in dieser schönen Stadt; aber es fehlte das weithinragende Symbol dieser Bodenständigkeit, und nun erhebt sich auf dem festgefügten, unerschütterlichen Grunde der alten Wiener Stadtmauer, welche den Stürmen ungezählter Jahrhunderte getrotzt hat, der stolze, kuppelgekrönte Bau des ‚Neuen Wiener Journal'«. Wahr, wahr! In ein paar erschütternden Worten das Bild einer Entwicklung! Trotzdem fand der Wiener Girardi die Laune, ein Bänkel vorzutragen. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, dass es von Julius Bauer und in Folge dessen zündend war. Die Unterhaltung war animiert, das Menu erlesen, das Arrangement der Tafel erweckte Bewunderung. »Auf dem Tischtuch«, so wird uns gemeldet, »zogen sich Rosenketten hin.« Man denke nur: Herr Buchbinder in Rosenketten! . . .

* * *

Fast schon so gut wie bei den erprobtesten freisinnigen Blättern klappt bei der ‚Arbeiter-Zeitung' der Mechanismus des journalistischen Betriebs, und wer da weiss, wie es gemacht wird, staunt ob der Pünktlichkeit, mit der hier stets die Räder ineinandergreifen. Niemals eine Störung in der complicierten Verbindung von redactionellem und Inseratentheil! Angriffen auf die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft folgen deren »Eingesendet« auf dem Fusse, und mit dem Boycott einer Brotfabrik, deren Arbeiter im Strike stehen, correspondiert die auffallende Annonce, die zum Bezug ihres unvergleichlichen Brotes haranguiert. Die Rubrik »Streik und Boycott« ist eine Specialität des socialdemokratischen Blattes, und das Specialitätengeschäft blüht. Da bringt die ‚Arbeiter-Zeitung' am 3. Mai unter »Streik und Boycott« die folgende Mahnung: »Achtung, Schneidergehilfen! Die Schneidermeister in München scheinen mit ihren Gehilfen absolut nicht Frieden machen zu wollen. Noch sind circa siebzig Arbeiter von der Aussperrung her nicht wieder eingestellt . . . . Dessenungeachtet lässt der Arbeit-

Digitized by Google

geberverband durch seine Agenten in Böhmen Arbeiter suchen.... Die Schneider werden deswegen gut thun, bei Arbeitsangeboten aus München die Verhältnisse in Betracht zu ziehen.« Wie prompt diese Mahnung bei den — Arbeitgebern wirkt, das zeigt schon am nächsten Tage das folgende Inserat. Am 4. Mai steht mit grossem, fettem Druck im Inseratentheil: »Für Schneider! In meinen Betriebswerkstätten oder ausser Haus finden tüchtige Schneider dauernde Beschäftigung auf Paletots und Saccos bei hohen Löhnen. Kleiderfabrik Isidor Bach, München, Schwanthalerstrasse 53.« Aber die Wirkung der Strike-Notiz war nicht genug ausgiebig. Am 5. Mai will sich kein weiteres Inserat einstellen, und so wird am 6. Mai die Mahnung erneuert: »Achtung, Schneidergehilfen! Die Differenzen in München zwischen Unternehmern und Gehilfen sind noch immer nicht beigelegt. Jeder Zuzug ist daher fernzuhalten.« Ganz richtig: Kein Geld, keine Schweizer — kein Zuzug von Inseraten, kein Zuzug von Arbeitern!

Für Methode zu halten, was vielleicht bloss Wahnsinn ist, wird auch der Gutgläubigste geneigt, wenn er die Fälle einer in der höheren Synthese der Profitmacherei sich auflösenden Antithese zwischen redactionellem Text und Inseraten gehäuft sieht. Kann denn wirklich die pflichtgemässe Obsorge für das materielle, geistige und gesundheitliche Wohl proletarischer Leser immer wieder straflos vernachlässigt werden, wenn es Annoncengelder zu ergattern gilt? An der Spitze der ‚Arbeiter-Zeitungs'-Redaction steht als Herausgeber und leitender Redacteur ein Arzt, und das Blatt bringt als Beilage einen umfangreichen Prospect, der in starken Lettern verkündet: »Lungenleiden (chronische Katarrhe und Schwindsucht) heilbar!« Das ist Interessenverrath schlimmster Sorte. Denn nichts muss einem Arbeiterblatte mehr am Herzen liegen als der ernste Kampf, den es gegen die Proletarierkrankheit zu führen berufen ist. Der Annoncentheil einer solchen Zeitung, der ihre Leser auch ohne die Mahnung, sich »bei allen Einkäufen auf sie zu berufen«, blindgläubig vertrauen, kann nicht peinlich genug vor falschen Empfehlungen bewahrt werden. Gewiss, die Scrupellosigkeit der ‚Arbeiter-Zeitung' kommt nicht der Tasche eines einzelnen Profitmachers, sondern zuletzt wieder proletarischen Zwecken zugute. Aber wie bodenlos pervers ist diese Taktik: man schwächt die Ge-

Digitized by Google

sundheit proletarischer Leser und stärkt dafür den Pressfonds der proletarischen Partei! Mag der Zweck hier manches sonst unerlaubte Mittel heiligen, mögen schlechte Zahnärzte und faule Ratenhändler den Arbeitern auch fürderhin an's Herz gelegt werden, schlechterdings unerhört ist es, im Sanierungsfeld der Tuberculose den Inseratenagenten operieren zu lassen und durch Anpreisung irgend eines unerprobten Heilmittels tausend Kranken um den Preis ihrer letzten Habe eine trügerische Hoffnung einzugeben. Aerger als der »schwarze Tod« im Mittelalter, so erfährt der Arbeiter, ist die Lungentuberculose; aber »Dr. Hoffmanns Glandulen« heilt sie sicher, »selbst wenn die Krankheit schon ziemlich weit vorgeschritten ist«. Dr. Hoffmanns Glandulen kann »mit Recht als ein Naturheilmittel bezeichnet werden«, aber auch zahlreiche Aerzte bezeugen seinen Erfolg. »Dr. D., Dr. B., beide in H., Dr. F. K. in B. und Dr. H. in C., Herren Prof. G. S. und V. M. in Neapel und die Oeffentliche Krankenanstalt S.« — wer die Adressen enträthseln kann, mag bei ihnen nachfragen. Der Wiener Proletarier hat's nicht erst nöthig; er hält sich an die medicinische Autorität des Dr. Victor Adler, des einzigen Arztes, der mit seinem vollen, auf der ‚Arbeiter-Zeitung' unterzeichneten Namen für »Glandulen« Propaganda macht.

* * *

Das »Pensionsinstitut der ungarischen Journalisten«, von Herrn Max Falk geleitet, ist unserer Concordia ebenbürtig und ihr an Offenherzigkeit sogar überlegen. Soeben ward der Ausweis der Einnahmen und Ausgaben während der 20½ Jahre seines Bestandes veröffentlicht: »357.329 K 79 h ist die Summe«, so heisst es dort, »welche die bescheidenen Taglöhner der Presse erspart und in die Kasse unseres Instituts eingezahlt haben«. Dass die Taglöhner der Presse wirklich bescheiden waren und nicht mit allzu grossen Beiträgen protzen wollten, kann man daraus ersehen, dass im gleichen Zeitraum »insgesammt 762.222 K an Spenden einflossen«. Mehr als zwei Drittel des Vereinsvermögens ist also erbettelt worden. Beruhigend wirkt nur die Versicherung, dass unter den 762.222 K »allerdings auch freiwillige Spenden — unserer Mitglieder« enthalten sind. Doch ist anzunehmen, dass die unfreiwilligen Spenden den bei weitem grösseren Theil der Summe

Digitized by Google

ausmachten. Sehr fein ist die Thatsache umschrieben, dass Actiengesellschaften eine höhere Leistung zu dem journalistischen Pensionsfonds zu zahlen haben als etwa Künstler, Schauspieler und U. a.-Genannte: »Die wohlthätige Basis unseres Instituts haben ..... alle Classen des volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens mit grösseren oder kleineren Summen gestärkt.«

* * *

Ein Zeitungsausschnitt, der auf meinem Schreibtisch liegt, bringt mich in rechte Verlegenheit. Ich möchte ihn meinen Lesern übermitteln, aber ich vermag die passende Einkleidung nicht zu finden. Soll ich einfach citieren, was ich im ‚Berliner Tagblatt' — man muss auch manchmal über die Grenze schielen — vom 8. Mai gefunden? Kein Leser würde mir's glauben, und was ich lachend geschaut, jeder für die aberwitzige Erfindung eines stoffhungrigen Humoristen halten. Man weiss ja noch immer nicht, dass die Wirklichkeit heute im Tragischen und im Heiteren weit erfindungsreicher als die düsterste, die burleskeste Phantasie ist. Und auch an dem entsprechenden Titel fehlt's mir: welches Schlagwort vermöchte den Inhalt jener überwältigenden Schilderung auszuschöpfen, die der Pariser Correspondent des ‚Berliner Tagblatt', Herr Theodor Wolff, von der Sculpturenhalle einer soeben eröffneten Pariser Ausstellung entwirft? Ich kann nichts thun als misstrauischen Lesern zureden, sich die Ausgabe des ‚Berliner Tagblatt' vom 8. Mai zu beschaffen. Kranke werden bei der erfrischenden Lectüre des Feuilletons genesen, um sich sogleich wieder krank zu lachen. Es heisst dort wörtlich:

»Unter den berühmten Leuten, deren Marmorbilder und Büsten noch in der Halle zu sehen sind, befinden sich Victor Hugo, Pasteur, Sarcey, Corneille und der Pariser Correspondent der ‚Neuen Freien Presse', mein theuerer College Doctor Frischauer. Der russische Bildhauer Sinayeff-Bernstein hat die eigenartigen Züge Frischauers mit einer Lebendigkeit wiedergegeben, die frappierend wirkt, und mit einer Sauberkeit, die erstaunlich ist.«

* * *

Digitized by Google

Aus einer Gerichtsverhandlung:

Zwei Dichter und ein Staatsanwalt.

Der Vertheidiger: »— — Da sassen Sie jetzt mit ihrem Kinde, und über Ihnen zwitscherten in den Bäumen die Vögel. Und da dachten Sie: Der Vogel ist glücklich, weil er sein Junges bei sich hat, und ich muss das meinige weggeben.«

Der Gerichtssaalschmock: »— — Damals, als sie zur Nachtzeit dort im Erdreich wühlte, um ihr todtes Kind heimlich zu betten, mochte ihre Kleidung nicht so sorgsam und gewählt gewesen sein wie heute. Vielleicht blickte sie zusammenfahrend, mit erschrecktem Ausdruck und fliegendem Haar um sich, wenn das Laub vom Winde stark bewegt wurde und sie besorgte, das Geräusch eines herannahenden Spähers zu hören.«

Der Staatsanwalt: »— — Eine Lüge ist es, dass sie einen Kuss auf die kalten Lippen des Kindes drückte, eine Lüge ist der Vogel, der, angeblich um Mitternacht, in den Zweigen sang.«

Die Assimilationstheorie.

»Bernhard Endler, der Geliebte der Janderka, ein 28jähriger Mann, in St. Georgen bei Pressburg ansässig, gibt zu, dass er ein Liebesverhältnis mit der Janderka unterhielt. Sie wollte haben, er solle sie heiraten. Da sie aber eine Christin sei und er ein Jude und er wusste, seine Eltern würden nicht einwilligen, sagte er, es werde schwer gehen.«

Einer, der's besser wissen muss.

Staatsanwalt: Sie sagten, dass Sie sich dem Endler hingaben, weil er Ihnen die Ehe versprach. — Angeklagte: Ja, das war der Grund. — Staatsanwalt: Sie werden hören, dass Sie schon seit Ihrem 16. Lebensjahre intim verkehrten. — Angeklagte: Er war der Erste. — Staatsanwalt: Er war nicht der Erste.

* * *

Liebe Fackel!

Du hast schon so oft gezeigt, wie unsere führenden Blätter die Vermittlung zeitgeschichtlicher Kenntnisse besorgen. Das Principat über die öffentliche Unmündigkeit nimmt unsere ‚Neue Freie' in Anspruch, und die apodiktische Sicherheit ihrer Aussprüche gilt leider immer noch bei vielen als exemplarisches Wissen und als Ueberlegenheit des Urtheils.

Las da seinerzeit ein harmloser Vogelfreund von der Gefährlichkeit der Starkstromleitungen unserer elektrischen Strassenbahnen, las mit wachsender Bestürzung, wie die armen Spatzen bei der Berührung mit den Drähten todt zur Erde sinken, las

Digitized by Google

gerührt: »nach dem letzten Tramwayross wird bald auch der letzte Spatz aus den Strassen Wiens verschwinden.« . . . Und da der Zeitungsmandarin so gesprochen, geziemte es dem lesenden Chinesen, nicht zu deuteln und zu zweifeln. Und obwohl seither Monate verstrichen sind und noch niemand einen Spatzen todt vom Leitungsdraht herabfallen sah, obwohl die Leser der ‚Fackel' in Nr. 93 sich an der Kundgebung eines alten Spatzen ergötzten, der die neue freie Spatzensterblichkeit energisch dementierte, obgleich die ‚Hamburger Nachrichten' und andere ausländische Blätter lachend die Verbreitung dieses Dementis besorgten und die Spatzen es von den Leitungsdrähten pfiffen, dass die Neue Freie Physik eine voraussetzungslose Wissenschaft ist, zweifelte der gläubige Chinese noch immer nicht an der Sachkennerschaft der ‚Neuen Freien Presse', setzte sich vielmehr, als der Frühling ins Land gezogen war, an den Schreibtisch und schrieb — seine Chiffre C. F. sei dem Gedächtnis der Nachwelt empfohlen — ein Feuilleton »Veränderungen der Vogelwelt Wiens«, das die folgende schwachsinnige Neuauflage des schon einmal verlachten Unsinns enthält:

»Die Zahl der Spatzen, die ausser den Hauskatzen und übermüthigen Buben ja kaum weitere Feinde hatten, war eher in Zunahme als in Abnahme begriffen, bis ihnen plötzlich in den elektrischen Strassenbahnen ein ungeahnter, aber um so furchtbarerer Gegner erstand, der schon in ganz kurzer Zeit eine auffallende Verminderung des Vogelbestandes herbeiführte. Der ausgespannte, zur Ruhe und Beobachtung so einladende Leitungsdraht äussert bei der geringsten Berührung seine tödtliche Wirkung auf den Sperling. Wie ihm, so geht es hunderten seiner Artgenossen, und es scheint, als ob diese sonst so schlauen Vögel sich der Gefahren der elektrischen Drähte immer noch nicht recht bewusst geworden wären.«

Nicht zur Entschuldigung kann es dienen, dass die Veröffentlichung im Morgenblatt der ‚Neuen Zeitung' vom 10. Mai geschah, also in jener Zeitung, die für einen Kreuzer derlei Uncultur den weitesten und ärmsten Kreisen der Bevölkerung zugänglich macht. »Wie ihm« — dem gedankenlosen Nachschwätzer der ‚Neuen Freien Presse' — »so geht es hunderten seiner Artgenossen, und es scheint, als ob diese sonst so schlauen Vögel sich der Gefahren«, welche die Berührung mit der ‚Neuen Freien' bringt, »immer noch nicht recht bewusst geworden wären«.

Ein alter Spatz.

* * *

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Geolog. Die Vulcane auf Martinique spieen, und sie speien weiter, da die geschäftige Nachrichtengier unserer Zeitungen mit bisher noch nicht erreichter Ekelhaftigkeit am Werke ist, die Katastrophe auszuschroten. Aber die Reporter verliessen sich in diesen Tagen durchaus nicht auf die eigene erfinderische Kraft; jedes Blatt wusste sich irgend einen Mann der Wissenschaft zu erraffen, der über ein Ereignis, dessen äusseren Charakter noch nicht einmal verbürgte Nachrichten bezeichnen, sein Sprüchlein sagen musste. Bis zu welchen Tiefen der Erniedrigung der Pressgehorsam akademischer Grössen führen kann, zeigt der Fall des Professors Eduard Suess, dessen wissenschaftlicher Autorität bisher weder die Sympathie der liberalen Journaille noch die Antipathie der antisemitischen zu schaden vermocht hatte. Der freundliche Herr, der nicht an den Ritualmord glaubt, durfte ein taugliches Streitobject geistesarmer Parteikämpfer abgeben; die Geologie war neutrales Gebiet. Aber, wenn Vulcane speien, lässt sich ein Mann wie Eduard Suess nicht bloss für den Freisinn ins Treffen schicken, sondern auch als Geolog missbrauchen. Am 10. Mai schon muss er sich über den zwei Tage zuvor auf Martinique verübten Gewaltstreich der Natur sein Urtheil gebildet haben, am 11. Mai wird es den Kunden des ‚Neuen Wiener Tagblatt' serviert. Man könnte erwarten, ein Gelehrter von seinem Range würde der wissenschaftlichen Selbstachtung jede Rücksicht auf das befreundete liberale Blatt opfern und — wie einst Chamberlain in der ‚Fackel' sagte — »den reclamesüchtigen Bedränger die Treppe hinunterwerfen«. Aber Eduard Suess ist gefällig und schreibt einen Artikel darüber, dass er nichts zu sagen hat. Zuerst ein Situationsplan der Insel: man kannte ihn auch schon vor Suess aus allen Geographielehrbüchern für Mittelschulen. Sodann heisst es: »Soweit aus den bisherigen Berichten zu entnehmen ist, hat der Berg Pelée einen bedeutenden Ausbruch von Asche und Lava von sich gegeben. St. Pierre wurde von den feurigen Auswürfen überdeckt und zerstört.« Prof. Suess erzählt also, was aus den »bisherigen Berichten« ohnehin zu entnehmen war. Doch weiter: »Die Nebenerscheinungen wie Verfinsterung (das ist doch eine Folge- und keine Nebenerscheinung), allgemeiner Schrecken, der plötzliche Ausbruch von einzelnen Wahnsinnsfällen und dergleichen wiederholen sich fast stets bei ähnlichen grossen Ausbrüchen.« Aber um zu wissen, dass durch Aschenregen, Rauch und in der Luft massenhaft herumfliegende lichtundurchlässige Körper, also durch einfache Lichtverdeckung, eine Verfinsterung entsteht, dass die Leute meistens erschrecken, wenn ihnen Untergang droht, und dass sogar manche wahnsinnig vor grauenhaftestem Entsetzen werden — ja, um das alles zu wissen, braucht man doch wahrhaftig nicht Eduard Suess zu sein. Und warum so vorsichtig? Der Gelehrte hätte getrost sagen können: in solchen Fällen, nämlich wenn durch Aschenregen u. dgl. die Sonnenstrahlen verdeckt werden, tritt immer eine Verfinsterung ein, in solchen Fällen erschrecken die Leute immer. Weiter: »Es ist noch nicht genau zu ersehen, ob Brand oder Erdbeben oder vielleicht eine Flutwelle des Meeres das

Digitized by Google

grössere Unheil angerichtet haben.« Ja freilich ist das noch nicht genau zu ersehen. Aber dazu bedarf's doch nicht eines Eduard Suess? Das hätte ja umgekehrt der Reporter dem Gelehrten sagen können. So wenig weiss jeder andere auch. »Man muss in dieser Beziehung nähere Berichte abwarten, wie auch in Bezug der Zahl der untergegangenen Menschenleben, da der erste Schrecken immer die Berichte übertreibt.« Ja gewiss muss man nähere Berichte abwarten, und das hätte auch Herr Prof. Suess thun sollen. Und dass wir warten müssen, bis die Zahl der zugrunde gegangenen Menschenleben festgestellt ist, dass der erste Schrecken übertreibt, wissen wir auch. Das braucht uns nicht erst St. Pierre zu lehren. Aber Prof. Suess fährt fort: »Bei allen ähnlichen Vorgängen ist zu unterscheiden zwischen der Gewalt des physischen Ausbruches und dem verursachten verheerenden Schaden.« Gewiss ist da sehr genau zu unterscheiden, weils eben zweierlei ist, so wie Schiessen und Sterben. »Denn der Letztere (der Schaden) hängt von dem Umstande ab, ob die betreffenden Gegenden stark oder weniger stark bevölkert waren und von anderen Umständen.« Gewiss. Wenn mehr Menschen dort sind, gehen mehr zugrunde, wenn weniger, dann weniger, und wie sich's erst verhielte, wenn gar kein Mensch in St. Pierre gewesen wäre, kann man sich beiläufig ausdenken. Auch hängt der Schaden von »anderen Umständen« ab. Was hier Prof. Suess gemeint hat, ist leider nicht klar. Sicher ist, dass bei Schwangerschaft Schrecken besonders schadet .... In diesem Ton geht's fort bis zu dem folgenden Ausspruch: »Ich wiederhole, dass die Zahl der untergegangenen Menschen keinen Massstab für die Heftigkeit der physischen Erscheinung bietet.« Und ich erkläre ebenso feierlich, dass umgekehrt die Heftigkeit der physischen Erscheinung keinen Massstab bietet für die Zahl der untergegangenen Menschen, denn wenn auf Martinique keine Menschen gewesen wären, so wären auch keine untergegangen, selbst wenn die »physische Erscheinung« noch so heftig gewesen wäre. Nun sollte man aber glauben, dass auf den Vordersatz ein logisch verwandter Nachsatz folgt. Keine Idee! Es wird daran erinnert, dass nach dem Ausbruch des Krakatoa feine Asche in die Atmosphäre geschleudert und hiedurch eine rothgelbe Färbung des Sonnenaufgangs herbeigeführt wurde, und als Schlusssatz geschrieben: »Es wird sich zeigen, ob der Ausbruch des Pelée einen ähnlichen Einfluss auf die Färbung des Sonnenaufganges bei uns ausüben wird.« Gewiss wird sich das zeigen, aber diese Vermuthung ist so naheliegend, dass sie als Prophezeiung im Munde oder aus der Feder eines Gelehrten eigenartig erscheint. Mit Sicherheit könnte man sagen, dass der Sonnenaufgang demnächst schwefelgelb gefärbt sein wird .... Es thut einem im Herzen leid, zu sehen, wie ein Gelehrter es über sich bringt, seinen Namen als Aushängeschild für eine leere Auslage herzugeben. Aber Eduard Suess kann als mildernden Umstand unwiderstehlichen Zwang für sich geltend machen. Das ist die furchtbarste Wirkung einer unumschränkt gebietenden Tagespresse, dass sie in ihrem Dienste Würde, Tradition und alle guten Werthe corrumpiert. Und nichts vermag

Digitized by Google

diesem Treiben zu steuern. Quod ferrum non sanat, ignis sanat. Möge sich, wenn die ‚Fackel' nicht hilft, der Kahlenberg erbarmen! Wie denkt Professor Suess über seine vulkanischen Möglichkeiten?

Gutsbesitzer v. L. Die mir übermittelten Daten über die »Brünner Wasserwerks-Actiengesellschaft« sind nicht ganz richtig. Nach dem »Finanziellen Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn, 1902« von Wischniowsky wurden den Actionären 1250 im Jahre 1895 emittierte Actien zum Curse von 300 fl. angeboten, nachdem die Regierung — mit Recht — die Erlaubnis zu einer Emission al pari verweigert hatte. Der Preis von 300 fl. oder 600 K war auch angemessen, und wer den Vertrag zwischen der Actiengesellschaft und der Gemeinde Brünn — die zur Einlösung der Wasserwerke im Jahre 1902 um den $16^2/_3$ fachen Betrag des Durchschnittserträgnisses der letzten fünf Jahre berechtigt war — kannte, der musste auch voraussehen, dass die Actien im Jahre 1902 thatsächlich für etwas mehr als 600 Kronen den Actionären abgelöst werden würden. Aber wir leben in Oesterreich, und hier ist es ein altes Herkommen, dass Actionäre immer durch zu geringe eigene Umsicht und durch die unverantwortliche Gebahrung der Bankiers zu Schaden kommen. Diesmal waren die Creditanstalt und das Haus S. M. v. Rothschild die Schädiger. Dass das Haus Rothschild Ihnen, dass die Creditanstalt ihrer Clientel den Ankauf von Brünner Wasserwerksactien zu den Cursen, die im Jahre 1895 nach dem Emissionsbeschluss erreicht wurden — der höchste Curs war damals 429 fl. —, empfahl und diese Actien, die hundert Gulden über ihrem Werthe notierten, als ein eminent sicheres und steigerungsfähiges Anlagepapier bezeichnete, das kann unmöglich in gutem Glauben geschehen sein. Die Creditanstalt hieng denn auch den grössten Theil der in ihrem Besitze befindlichen Wasserwerksactien zu übertriebenen Preisen den Privatcapitalisten an; bis zum Schlusse des Jahres 1900 sank der Curs unaufhaltsam bis zu 620 Kronen, und als im Herbst 1901 der Verkauf der Werke an die Gemeinde Brünn beschlossen wurde, hiess es, der Kaufpreis werde wirklich 620 Kronen für die Actie ergeben. Jetzt erfahren die Actionäre, dass sie noch einmal getäuscht wurden: ein Bericht des Liquidationscomités theilte ihnen kürzlich mit, dass die Gesellschaft noch in alte wasserrechtliche Processe verwickelt ist und dass sie von der Höhe der Steuerbemessung keine Kenntnis habe. Aber die Steuerbemessung ist in Wahrheit, weil das Gesetz bezüglich der Besteuerung des Liquidationsgewinns ganz klar spricht, nicht zweifelhaft. Dass Sie also im günstigsten Falle durch die Rathschläge des Hauses Rothschild einen Verlust von 200 Kronen per Actie erleiden werden, ist gewiss. Dabei wird natürlich die Rothschildpresse auch fernerhin die »Reaction« in Oesterreich dafür verantwortlich machen, dass das Actienwesen keinen Aufschwung nimmt, und Herr Mauthner von der Creditanstalt wird weiter über die »specifisch österreichischen Verhältnisse« klagen, unter denen keine Actienemission mehr glücken will: Die Todtengräber jammern über die hohe Sterblichkeit!

Digitized by Google

K. k. Postdirection. Es ist höchste Zeit, dass endlich etwas gegen die Ueberschwemmung der österreichischen Kronländer mit Aufforderungen, in der ungarischen Classenlotterie zu spielen, geschieht. Den hiesigen Behörden kann es doch nicht unbekannt sein, dass dieses verbotene Spiel immer grössere Verbreitung gewinnt. Und gerade weil der österreichische Staat — siehe kleines Lotto — die Ausbeutung der Dummen zu seinem eigenen Vortheil betreibt, hat er allen Grund, die Concurrenz der ungarischen Ausbeuter zu unterdrücken. Die k. k. Postverwaltung brauchte nur die an ungarische Lotterie-Collecteure gerichteten Bestellbriefe zu confiscieren, amtlich öffnen zu lassen und ein paar Besteller empfindlicher Bestrafung zuzuführen. Den Budapester Schwindlern kann man ja nichts anhaben, aber man sollte wenigstens den Opfern heilsamen Schrecken einjagen. Die k. k. Postdirection möge ein Verzeichnis der Budapester Collecteure, die in Oesterreich Spieler werben, anlegen und es den Postämtern mittheilen. Wird dann auch einmal ein harmloser Brief inhibiert, so wird sich das noch immer eher rechtfertigen lassen als die amtliche Controle der Correspondenz von bosnischen Studenten. Die ungarischen Lotterie-Collecteure erleichtern unserer Postverwaltung sogar wesentlich die Arbeit, da sie zu ihrer wie des Publicums Bequemlichkeit den Animierbriefen auch gleich Couverts für die Bestellbriefe mit vorgedruckter Adresse beischliessen. Etliche solcher Adressen liegen dem Herausgeber der ‚Fackel' vor, und er denunciert sie gern der Postdirection: es sind die Collecteure Karl Fekete, Franz-Deakgasse 14, Moriz Klein, Elisabethgasse 48 und Franz Wagner, Franciskanerplatz 2, sämmtlich in Budapest. Die k. k. Postdirection richte an das Publicum die Aufforderung, ihr weitere derartige Adressen durch Uebermittlung der aus Budapest zugeschickten Spielpläne bekannt zu machen.

Habitué. Ich will Ihnen eine gelungene Probe directorialer Pressfurcht bieten. Herr Director Gettke hat, wie Sie bereits wissen, nicht durch die Ablehnung eines Stückes des Herrn Hugo Ganz, sondern durch die Ablehnung eines Stückes irgend eines andern Angehörigen der ‚Neuen Freien Presse' die Ungnade jenes Herrn Schütz sich zugezogen, der nicht nur den eigenen Gram über das frühe Hinscheiden seiner gottseligen »Sophia Dorothea« die Volkstheaterdirection büssen lässt, sondern auch collegialen Autorengroll zur kritischen Ausführung übernimmt. Wessen Sache war es, sich gegen die in der letzten Nummer corrigierte Meldung der ‚Fackel' zu verwahren? Doch entweder die des Herrn Ganz, dessen Autoreneitelkeit immerhin gekränkt sein mag, wenn man erzählt, es sei ihm irgendwo ein Stück zurückgewiesen worden, oder die des Herrn Schütz, dessen kritische Autorität durch die Enthüllung seiner Motive in jedem Falle berührt ist. Aber Herr Schütz schweigt, Herr Ganz veröffentlicht in der ‚Neuen Freien Presse' eine Erklärung, und die ‚Fackel' berichtigt — Herr Gettke. Knapp vor Drucklegung der Nr. 102 erhielt ich den folgenden Brief: »Höflichst ersuche ich Sie, die in Nr. 101 Ihres geschätzten Blattes ‚Die Fackel' gebrachte Mittheilung: das Raimundtheater habe ein Stück des Herrn Ganz abgelehnt, als gänzlich unzutreffend zu berichtigen. In grösster

Digitized by Google

Hochachtung ergebener Ernst Gettke.« Vor der ‚Fackel' hat der Dir… des Raimundtheaters die grösste Hochachtung, vor der ‚Neuen Fr… Presse' aber die grösste Furcht. Darum ist es begreiflich, dass er … mit der ‚Neuen Freien Presse' um jeden Preis gut stellen will, … darum ist es auch unbegreiflich, dass er sich zu diesem Zwecke … ‚Fackel' bedienen will. Herr Gettke weiss ganz gut, dass es ihm … obliegt, die literarische Reputation des Herrn Ganz zu vertheidi… dass er nur eine Nebensächlichkeit, die ich mit Vergnügen richtig… berichtigt und dass es zur Beurtheilung der Ethik des Herrn Sch… ganz gleichgiltig ist, welchem Herrn von der ‚Neuen Freien Pre… der Raimundtheater-Director ein Stück zurückgegeben hat. Darum h… er besser gethan, mir überhaupt nicht zu schreiben, da er dem … ist unwahr« nicht die in Berichtigungen übliche Bejahung fol… lassen konnte: Wahr ist, dass ich einem andern Collegen des He… Schütz einen Refus ertheilt habe. . . .

Zeitgenosse. Ich weiss, dass Bernhard Baumeister zwisch… dem 5. und 7. Mai öfter den Wunsch gefühlt haben muss, mit Götz… Faust auf einen Tisch zu schlagen und das Geschmeiss von Gratulan… und Reportern aufzuscheuchen. Der Contrast zwischen der Erscheinu… des Mannes und der ihn umwimmelnden Schaar machte hohnvoll … Feierlichkeit zuschanden. Das mögen die öffentlich Meinenden sel… gefühlt und darum umso unbefangener ihrer schmierigen Sitte gefrö… haben. Da die ‚Neue Freie Presse' von Bernhard Baumeister spr… und dem Festtage deutscher Kunst, der im Burgtheater begangen wur… vergass sie nicht zu erwähnen, dass Herr Moriz Bauer vom Bankver… und Herr Feilchenfeld von der »Prager Eisen« dabei waren. Aber … macht nichts; als Klinger's Beethoven aufgestellt wurde, wusste sie a… zu allererst zu melden, dass die Industriellen Kohn und Wärndo… ihn bereits besichtigt hätten. Man trachtet eben das fremdartig Gro… der Menge näher zu bringen. Man zieht es in seine Kreise. Der ‚Ex… blatt'-Löwy ist darin am radicalsten: er schreibt ein Feuilleton u… dem Titel »Wie ich mit Baumeister Bruderschaft getrunken habe!« … ist lange her. Herr Löwy musste erst durch einen gewissen Pollak … Gaya, der ihn in New-York als Landsmann begrüsste, daran erin… werden: vor siebzehn Jahren war's, bei der Czarenbegegnung in Krems… Baumeister spielte mit einigen Burgschauspielern; Herr Löwy war natürl… dabei und trank bei dieser Gelegenheit mit Baumeister Bruderscha… Glaubhaft ist an der Geschichte entschieden die Bekanntschaft mit He… Pollak aus Gaya. Was Baumeister anlangt, so setzt Herr Löwy sel… bescheiden hinzu: »Seither sind fast siebzehn Jahre in's Land gegang… Auch der vielgefeierte Jubilar von heute wird sich an die für … ganz unscheinbare Episode nicht mehr erinnern.« Beina… ja beinahe glaube ich das selbst . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Mai 1902 IV. Jahr

ackel

eber:

KRAUS.

al im Monat.

Nummer 20 h.

verboten, gerichtliche Verfolgung
en.

l.

III. Untergasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7·—
" "	18	"	" 3·60
" das Deutsche Reich,	36	"	M 7·—
" " "	18	"	" 3·60
" die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	" 8·20
" " "	18	"	" 4·20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, wobei der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post,

oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 6.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.634.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 104 WIEN, MITTE MAI 1902 IV. JAHR

Als die socialpolitischen Fortschritte unserer Rechtspflege durch die Advocaten — die bekanntlich das Recht suchen und die Honorare zu gering finden — bedroht wurden, sind alle freisinnigen Männer den Advocaten zu Hilfe geeilt; niemand durfte bezweifeln, dass die Billigkeit des Processverfahrens der Billigkeit gegen die Rechtsanwälte geopfert werden müsse. Da aber durch socialpolitische Fortschritte der Gesundheitspflege der Aerztestand bedroht ist, bleibt die Oeffentlichkeit theilnahmslos. Und doch handelt es sich hier um eine wirkliche Proletarisierung, die sich binnen dreizehn Jahren — seit dem Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes — vollzogen hat. Die Bedeutung der Krankencassen für den Aerztestand wird durch die folgenden Zahlen anschaulich: Die Zahl der Mitglieder von Krankencassen beträgt rund $2^1/_2$ Millionen, die Morbidität (der Procentsatz der jährlich Erkrankten) über 50 vom Hundert; und das Heer von Aerzten, die für $2^1/_2$ Millionen Patienten erforderlich sind, ist derart bezahlt, dass die Aerzte des »Verbandes der Genossenschafts-Krankencassen Wiens« in einem Memorandum an die Verbandsleitung kürzlich als erstrebenswerthe Honorierung einen Einheitssatz von K 2·50 per Kopf und Jahr gefordert haben. Als das Existenzminimum eines Wiener Arztes — der über einen Ordinations- und einen Warteraum verfügen, der Instrumente, wissenschaftliche Bücher und Fachzeitschriften bestreiten muss — kann ein Einkommen von 150 Gulden monat-

Digitized by Google

lich angenommen werden. Soll dieses Mindesteinkommen bei einer Bezahlung von K 2·50 per Kopf und Jahr erreicht werden, so müssen auf einen Arzt 1440 Cassenmitglieder entfallen. Und dabei haben die Cassenärzte nicht nur mit hohen Krankenständen, sondern auch, weil die Wohnungen der Arbeiter aller Art die Heimat schwerer chronischer Krankheiten und besonders der Tuberculose sind, mit langen Behandlungszeiten zu rechnen. Aber gegenwärtig ist die von den Aerzten verlangte Leistung noch grösser, die ihnen gewährte Entlohnung noch geringer. Bei den Wiener Genossenschafts-Krankencassen werden Gehalte von weniger als 2000 K gezahlt, und keiner ihrer Rayonsärzte bezieht über 3000 K.

Unter den Verbesserungsvorschlägen, die von den Aerzten gemacht wurden, wird, wer auf Abhilfe sinnt, leider nicht viel Brauchbares finden. Mit Recht wird das Unwesen der freiwilligen Mitglieder bei der »Allgemeinen Arbeiterkrankencasse« getadelt: Dieser Casse gehören als freiwillige Mitglieder neben den ärmsten Proletariern auch selbständige Gewerbetreibende, Hausherren und Fabrikanten sammt ihren Familien an — auch der Obmann, ein Fabrikant, ist freiwilliges Mitglied —, und so wie die Heranziehung der ärmsten Schichten zur Versicherung die Bilanzen der Casse verschlechtert, schädigt die Zulassung von Vermögenden das Einkommen der Aerzte. Aber auch bei der Wiener Bezirkskrankencasse, die kein Deficit infolge der Versicherung freiwilliger Mitglieder aufweist, werden die Aerzte ungenügend entlohnt. Eine ernstliche Besserung, eine ausgiebige Erhöhung der ärztlichen Honorare, ist nur dann möglich, wenn bei einem der drei übrigen Ausgabenposten der Cassen beträchtliche Ersparungen erzielt werden. Klar ist, dass nichts bei den Krankengeldern, fraglich, ob viel bei den Verwaltungskosten erspart werden kann. Anders steht es indes mit den Kosten der Medicamente. Die ‚Fackel' hat schon einmal den Medica-

Digitized by Google

mentenwucher, der mit staatlicher Autorisation in unseren Apotheken getrieben wird, besprochen. Von einem Jahr zum andern werden die Arzneipreise und die Recepturarbeiten vertheuert. Am meisten leiden darunter die Krankencassen, durch deren Schaffung doch, weil sie Hunderttausende von Personen, die vorher niemals ein Medicament erhalten hatten, der ärztlichen Behandlung zugeführt haben, der Gewinn der Apotheken auch ohne Erhöhungen der Arzneitaxe vermehrt worden wäre. Thatsächlich ist in Wien infolge des Krankenversicherungsgesetzes, während das Einkommen der Aerzte unaufhaltsam sank, der Werth der Apotheken um 40 bis 50 Procent gestiegen. Wie sollte es bei unserer Arzneitaxe auch anders sein? Zehn Stück Morphiumpulver von gewöhnlicher Dosis kosten, um nur ein Beispiel und nicht das crasseste zu nennen, in der Apotheke 1 Krone 6 Heller — und in den bei den Apothekern so beliebten eleganten Schachteln sogar 1 Krone 22 Heller —, in einer Militärspitals-Apotheke dagegen 9 Heller. Ein Fachmann hat vor mehreren Jahren die folgende Berechnung aufgestellt: Würde die Wiener Commune — für die Gemeindearmen und für ihre versicherungspflichtigen Angestellten — gemeinsam mit den sämmtlichen Wiener Krankencassen die Medicamentenherstellung in eigener Regie betreiben, in jedem der zwanzig Bezirke eine Apotheke für den Medicamentenverkauf an die Versicherten errichten, das Apothekerpersonal ausreichend entlohnen und ihm Alterspensionen gewähren, so könnte eine Ersparnis von $52^1/_2$% vom heutigen Medicamentenetat erzielt werden. Das würde jährlich eine halbe Million Kronen ausmachen, und das ärztliche Honorar könnte um eine Krone per Kopf und Jahr erhöht werden.

Die Apotheker haben nicht zu fürchten, dass so einschneidende Massregeln bald verwirklicht werden. Mit welcher Mühe hat der Regierung die Errichtung der einen Spitalsapotheke im Allgemeinen Kranken-

Digitized by Google

hause abgerungen werden müssen! Und mit zärtlicher Sorgfalt ist die Regierung seither auf die »Wahrung des Besitzstandes« der Apotheker bedacht, ja sogar auf seine Mehrung. Unbegreiflich ist die unaufhörliche Erhöhung der Arzneitaxe nur für jene, die nicht wissen, wie sie gemacht wird. Der Oberste Sanitätsrath, dem diese Arbeit obliegt, setzt alljährlich eine Tax-Commission ein. Sie besteht aus drei Apothekenbesitzern Wiens, den Herren Grüner, Dr. Hellmann und Kremel, und dem Medicamentendirector des Allgemeinen Krankenhauses, Herrn Hellerich. Herr Hellerich ist der eigentliche Verfasser der Arzneitaxe und bezieht als solcher ein besonderes Honorar. Durch diese Bestallung wird aber Herr Hellerich in einen peinlichen Interessenconflict gebracht. Er war, ehe er Medicamentendirector des Allgemeinen Krankenhauses wurde, seit langen Jahren Taxator der Wiener Apotheker, d. h. er verfasste die Apothekerrechnungen für öffentliche Fonds und wurde dafür mit 4% vom Bruttobetrag entlohnt. Diese Thätigkeit übt er auch heute noch im Nebenamt — allerdings in geringerem Umfang — aus, und ihm zuzumuthen, dass er für eine Ermässigung der Arzneitaxe stimme, heisst also von ihm verlangen, dass er freiwillig seine Bezüge schmälere und sich vielleicht gänzlich mit den Apothekern, die seine Brotgeber sind — der Staat liefert ihm die Butter zum Brot — überwerfe. Was Wunder, dass Herr Hellerich sich den Gründen, welche die Apotheker in der Tax-Commission für eine Erhöhung der Arzneitaxe geltend machen, nur selten verschliesst! Auffallender ist es jedenfalls, dass die verstärkte Commission des Obersten Sanitätsraths, die unter dem Vorsitze des Sectionschefs v. Kusy und mit Beiziehung der Professoren Ludwig und Vogl endgiltig die Arzneitaxe beschliesst, niemals Aenderungen an dem Elaborat der Tax-Commission vornimmt. So ist es möglich, dass die Apotheker willkürlich die Medicamentenpreise bestimmen: die Liefe-

Digitized by Google

ranten der Arzneiwaare dictieren einseitig den Preis, zu dem die Waare bezogen werden muss, und niemals hat ein Cartell, niemals der Staat dort, wo er ein Monopol ausübt, den Preis von Waaren so hoch über ihren Werth hinaufzuschrauben gewagt, wie es die Apotheker thun. Wer würde der österreichischen Arzneitaxe noch ihren Ursprung anmerken, wer auf den heute fast grotesk anmuthenden Gedanken verfallen, dass öffentliche Taxen ein Mittel des Consumentenschutzes sind! Seit dreizehn Jahren ist in den Krankencassen ein grosser Theil der Consumenten von Arzneien gesetzlich organisiert; es sind zugleich die ärmsten und durch die Medicamententheuerung am härtesten getroffenen Consumenten. Einmüthig sollten sie die Forderung aufstellen, dass ihre Vertreter in gleicher Anzahl wie die Apotheker in die Körperschaft, welche die Arzneipreise bestimmt, berufen werden. Wenn sich die Krankencassen von der Ausbeutung durch die Apotheker befreien, werden sie es nicht nöthig haben, ihre Aerzte auszubeuten.

†

* * *

Aus einem Aufsatz, betitelt: »Kann eine Zeitung Object der Ehrenbeleidigung sein?«, den Hofrath Eugen Lorenz, Generaladvocat beim Cassationshof, soeben in der ‚Allg. österr. Gerichtszeitung' (Nr. 19, vom 10. Mai) veröffentlicht hat:

»Eine Flut von Angriffen ergoss sich in jüngster Zeit über eine Plenarentscheidung des Cassationshofes, welche die einer Zeitung widerfahrene Beleidigung behandelt. Von kundiger, wie unkundiger Hand flogen die Pfeile ab, die das Judicat zu treffen bestimmt waren; ob sie ins Schwarze trafen, bedarf eingehender Untersuchung. Vielen von diesen in der Presse veröffentlichten Erörterungen kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass sie, streng zu sondernde Begriffe verwirrend, die in der arg befehdeten Entscheidung enthaltenen Gedanken völlig missverstanden haben.«

Digitized by Google

»Juristische Personen sind nicht Träger des Rechtsgutes der Ehre und darum — von besonderen gesetzlichen Bestimmungen abgesehen — kein taugliches Object einer Ehrenbeleidigung. Diese Frage ist kaum mehr controvers. Die entgegenstehenden Anschauungen der vormärzlichen Doctrin können als aufgegeben gelten. Unter den neueren Theoretikern sprechen sich nur Liszt und Merkel für die Beleidigungsfähigkeit juristischer Personen aus, fügen aber hinzu, das positive Gesetz erkenne sie allerdings nicht an.«

Dagegen L. v. Bar, den Lorenz unter unzähligen Anderen citiert (»Gerichtssaal«, LII, S. 189): »Nach der hier angenommenen Grundansicht über das Wesen der Beleidigung kann die Antwort nicht zweifelhaft sein, dass juristische Personen und überhaupt Gesammtpersönlichkeiten im juristischen Sinne nicht beleidigt werden können, da sie eben den der Beleidigung charakteristischen Seelenschmerz nicht empfinden können.«

»Die positive Gesetzgebung fand es . . . für nöthig, im Interesse der Autorität gewissen staatliche Zwecke verfolgenden oder doch staatlich anerkannten Collectiveinheiten als Ausnahme von der Regel Beleidigungsfähigkeit zuzuerkennen. So erklärt § 492 des österreichischen Strafgesetzes, dass der in den §§ 487—491 bezeichneten strafbaren Handlungen sich auch der schuldig mache, welcher die daselbst bezeichneten Angriffe gegen Familien, öffentliche Behörden (als dauernde Institution gegenüber ihrem wechselnden Personal), einzelne Organe der Regierung mit Beziehung auf ihre ämtliche Wirksamkeit oder gesetzlich anerkannte Körperschaften richtet. Diese Ausnahme fand ferner eine Erweiterung durch Art. V des Ges. v. 17. December 1862, R. G. Bl. Nr. 8 ex 1863, insoferne dasselbe die amtswegige Verfolgbarkeit von gegen eines der beiden Häuser des Reichsrathes, einen Landtag, eine öffentliche Behörde, die kaiserliche Armee, die kaiserliche Flotte oder gegen eine selbständige Abtheilung einer der beiden letzteren gerichteten Beleidigungen statuiert. Aehnlich dehnen §§ 196 und 197 des deutschen Reichsstrafgesetzes die Beleidigungsfähigkeit auf Behörden, eine gesetzgebende Versammlung des Reiches oder eines Bundesstaates oder andere politische Körperschaften aus. Diese Bestimmungen sind taxative und wie alle Ausnahmen strenge zu interpretieren. Collectiveinheiten, die einer der im Gesetze ausdrücklich angeführten Kategorien nicht angehören, bilden daher kein taugliches Object der Ehrenbeleidigung. — Dies schliesst jedoch die Verfolgbarkeit gegen nicht privilegierte Personengesammtheiten gerichteter Angriffe nicht aus, wenn dieselben zugleich persönliche Beleidigungen einzelner oder aller ihrer Mitglieder in sich fassen; allerdings muss in diesem Falle ihre Richtung gegen bestimmte Personen erkennbar sein.«

Digitized by Google

»Den entwickelten Principien gemäss ist der Ausspruch des Cassationshofes, dass weder ein Zeitungsunternehmen als solches, noch auch die Zeitung selbst das Object einer Ehrenbeleidigung bilden könne, rechtlich unantastbar. Er steht auf der Höhe der heutigen Rechtswissenschaft. Schon an diesen Ausspruch knüpfen sich in den gegen ihn gerichteten Angriffen allenthalben Begriffsverwirrungen und Missverständnisse oder vielleicht treffender ein Nichtverstehenwollen.«

»Die ‚Zeitung' selbst aber bezeichnet der Cassationshof als ‚Waare'. Man dürfte nicht fehlgehen, gerade hierin die Quelle des ausgebrochenen Unwillens zu finden. Derselbe beruht aber auf einem Missverständnisse. Der Cassationshof denkt an das Product des Zeitungsunternehmens und bezeichnet dieses als ‚Waare'; gewiss nicht um irgendwelche Empfindlichkeiten zu verletzen, sondern um das durch das Zeitungsunternehmen erzeugte veräusserliche wirtschaftliche Gut in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Der Sache nach aber hat der Cassationshof das Richtige getroffen. ‚Waare' im volkswirtschaftlichen Sinne ist jede res in commercio, mag sie nun das Product geistiger, manueller Arbeit oder beider dieser Thätigkeiten sein. Belangend die Zeitung ist hier nicht etwa nur an das einzelne käufliche Zeitungsblatt, sondern geradezu an die Gesammtauflage der Zeitung in der Gesammtheit ihrer Nummern zu denken, insoweit sie eben zur Verbreitung im Publicum bestimmt sind. Wird gegen diese Auffassung geltend gemacht, die Zeitung sei das Ergebnis geistiger Schaffenskraft, der Ausfluss des innersten Wesens ihrer Autoren u. dgl. m., so ist darauf zu erwidern, dass Redefiguren, mögen sie die Sprache noch so sehr schmücken, für den Strafrichter unfruchtbar sind. Er beurtheilt die Sache nüchtern nach ihrer realen Wirklichkeit und nach den bestehenden Gesetzen; ihm ist die Zeitung eine res in commercio, wie jedes andere für den Umlauf bestimmte Gut auch; auf ihren publicistischen Werth kommt es dabei nicht an. Das edelste Werk der Poesie und das banalste Geschreibsel, das herrlichste Bildwerk und die geschmackloseste Caricatur haben vor dem Forum des Strafrichters gleiches Recht. Sie sind ihm Werke der Literatur und Kunst, die gegen Eingriffe einen und denselben gesetzlichen Schutz geniessen. Ihr Autor kann frei über sie verfügen, und verwerthet er seine Erzeugnisse — mögen sie auch nur der Befriedigung rein ideeller Bedürfnisse dienen — im Wege des Güterumlaufes, so macht eben damit er selbst sie zur ‚Waare'. In diesem Sinne ist ‚Waare' jedes in einer Buchhandlung käufliche, seinem literarischen Werthe nach noch so hoch stehende Buch, jedes vom Künstler zum Verkaufe bestimmte, an sich noch so herrliche Werk der Plastik oder Malerei, und nicht minder die Zeitung, die ihren Kundenkreis im Wege der Pränumeration und der Colportage findet. Und selbst wenn sie

Digitized by

unentgeltlich hintangegeben würde, so ist sie doch sicherlich eine leblose Sache, die wegen Abganges der Personsqualität Träger des Rechtsgutes ‚Ehre' nie und nimmer sein kann. — Damit ist jedoch nicht ausgesprochen, dass Angriffe auf die Zeitung eine persönliche Spitze gegen die sie vertretenden Personen nicht annehmen können. Ist der Angriff ein derartiger, dass er sich erkennbar gegen den Redacteur, Eigenthümer, Herausgeber, Drucker oder sonstigen Mitarbeiter der Zeitung kehrt, also mittelbar diese physischen Personen oder doch eine derselben an ihrer Ehre verletzt, so werden sie unbedenklich als Beleidigungen der letzteren zu behandeln sein. Ob dies der Fall ist, ist quaestio facti und vom Instanzrichter in freier Beweiswürdigung festzustellen. — — — Das Verhältnis zwischen Producent und von ihm erzeugtem Product wird gar oft jenen Zusammenhang herstellen, welcher in einem Angriffe auf das Product den Producenten mittelbar beleidigt erscheinen lässt, so z. B. die Behauptung, ‚die Waaren im Geschäfte des X seien unecht', ‚das Geschäft des Y sei der purste Schwindel' u. dgl. m. Hier ist die Persönlichkeit des Producenten selbst getroffen; unlauteres Gebaren in seinem Berufe wird ihm implicite zum Vorwurfe gemacht.« *)

»Wesentlich anders liegt es mit der Beschimpfung (§ 496 St. G.) — einer Beleidigungsform, die im englischen Rechte nur unter gewissen Voraussetzungen (schriftliches Vorbringen und Vorwurf eines bestimmten Verbrechens, welch letzterer Fall jedoch dem Bereiche des § 487 österr. St.-G. anheimfiele), strafbar ist, im deutschen Reichsstrafgesetz keine Ausnahmsstellung einnimmt, im österreichischen Gesetze aber als mildeste Art der Beleidigung gilt. Nicht einmal das Andenken des Verstorbenen ist hier vor Beschimpfung geschützt (§ 495, 2. Abs., Cass. Entsch. v. 30. März 1897, Z. 3586, Slg. Nr. 2080). Beschimpfung von Sachen kann unter gar keinen Umständen der Strafnorm des § 496 St.-G. unterstellt werden; aus §§ 122, lit. b. und 306 St.-G. ist gegen diese Ansicht kein Argument zu schmieden, dieselben schützen ein von der Ehre ganz verschiedenes Rechtsgut. — — Selbst nichts weniger als naive Gemüther schaffen sich gar oft durch Beschimpfung eines ihren Aerger erregenden Dinges (eines in ihrem Wege liegenden Steines, über den sie stolpern, eines sie behelligenden Thieres u. dgl.) psychische Erleichterung. Wo ist die Person, die durch diesen Schimpf mitbetroffen wird? Und wenn jemand, seinem Unmuthe über den ihn verletzenden Inhalt eines Zeitungsblattes oder die seinen Anschauungen widerstrebende Richtung des-

*) Siehe in Nr. 99 der ‚Fackel' die Gegenüberstellung der Beispiele »Bier als Gesöff« und »Wein als Pantsch«.

Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

selben mit einem ausschliesslich gegen die Zeitung als solche gerichteten Schimpfworte (wie ‚Pressköter', ‚Aas', ‚Käsblatt' u. dgl.) Ausdruck verleihend, sich auf diese, allerdings nicht eben geschmackvolle Art sein Herz erleichtert, so berührt dies den sittlichen Werth und die persönliche Ehre der bei dem Zeitungsunternehmen beschäftigten Personen gewiss nicht; ihren Aerger vielleicht mag auch dieser auf die Sache beschränkte Schimpf erregen: allein Gemüthsruhe und inneres Wohlbehagen stehen nicht unter strafrechtlichem Schutz.«

»Sogar der Vorwurf der Rückständigkeit wurde gegen das fragliche Judicat des Cassationshofes erhoben. Nichts ist verkehrter als dies. Besteht die Rückständigkeit darin, dass der freien Gedankenäusserung ein weiterer Spielraum gelassen wird? Sicherlich gereicht es der periodischen Presse nicht zum Vorwurfe, dass sie nach möglichst freier Bethätigung ihrer Ziele und Bestrebungen ringt. Im harten Kampf der Parteien legt sie nicht jedes Wort auf die Goldwage, und sie hat in der Competenznorm des Art. VI, lit. A Einführungsgesetzes zur St.-P.-O. gegen Empfindlichkeiten Dritter ausgiebigen Schutz. Da ziemt es ihr wohl, auch ihrerseits in der Empfindlichkeit nicht zu weit zu gehen und nicht bei jedem gegen sie gerichteten freieren Worte sofort nach Richter und Arrest zu rufen. Freie Meinungsäusserung gegenüber einer der Freiheit zustrebenden Presse — ein Zukunftsbild, das eben nicht reactionär anmuthet!«

Dass sich die Ausführungen dieses bedeutenden Juristen mit dem in Nr. 99 und in den späteren Nummern der ‚Fackel' Gesagten vollinhaltlich decken, mag den »Seelenschmerz« der Journaille, den sie nach L. v. Bar als »Gesammtpersönlichkeit im juristischen Sinne nicht empfinden kann«, wecken. Der ganze Rummel ist nunmehr endgiltig als eine ungeheuere Blamage gekennzeichnet, die nur deshalb nicht die verdiente europäische Heiterkeit ernten wird, weil kein einziges österreichisches Blatt sich dazu verstehen wird, das Gutachten eines Mannes wie Lorenz zu citieren: ihnen allen ist die juristische Meinung des kleinen Moriz noch heute massgebend. Aber sie suchen wenigstens auf anderen Wegen die Komik der Sache populär zu machen. Ward doch neulich ganz ernsthaft gemeldet, der »Fachschriftstellerverband« habe eine Resolution gegen den

Digitized by

Obersten Gerichtshof beschlossen. Herr Lichtblau und die Horde der gewissen Versicherungsrevolverblätter machen das Recht der Zeitung auf »Ehre« geltend. Von einer Kundgebung der ‚Pschüttcaricaturen', des ‚Kleinen Witzblatt' und der ‚Wespen' hat auffallender Weise bisher nichts verlautet . . .

* * *

Ende October 1901 wurden in der Nummer 84 der ‚Fackel' — in dem Artikel »Zur Pressreform« — Vorschläge für eine Neuregelung der Pressverantwortlichkeit erstattet, die die Voraussetzung für die Beseitigung des objectiven Verfahrens zu sein hätte. Jene Vorschläge waren in sechs Paragraphe gegliedert, deren letzter lautete: »Reichsrathsabgeordnete oder Mitglieder sonstiger Körperschaften, die den Immunitätsschutz geniessen, dürfen niemals als verantwortliche Redacteure und nur in Gemeinschaft mit zweiten Personen als Herausgeber zeichnen.« Es ist dem Herausgeber der ‚Fackel' nicht bekannt, ob die Herren in den Ministerialbureaux, die seitdem ein neues Pressgesetz verfasst haben, auf seine Anregungen eingegangen sind. Sicher ist aber, dass Herr Schuhmeier durch sie auf eine gute Idee gebracht worden ist. Herr Schuhmeier, der Weltbürger von Ottakring, betreibt nämlich seit zweiundeinhalb Jahren den Auflösungsprocess des österreichischen Staates sowohl im mündlichen wie im schriftlichen Verfahren; er ist Reichsrathsabgeordneter und gleichzeitig Herausgeber und verantwortlicher Redacteur der ‚Volkstribüne'. Da er nun von der Befürchtung der ‚Fackel', dass künftighin ein immuner Abgeordneter sich der Verantwortung für die Artikel einer von ihm geleiteten Zeitung entziehen könnte, Kenntnis erhielt, gerieth er auf den Gedanken, die Immunität könne auch heute schon und auch zu dem Zwecke benützt werden,

Digitized by Google

die übliche Nichtverantwortung eines verantwortlichen Redacteurs, die Vernachlässigung der pflichtgemässen Obsorge, straflos zu machen. Ein alpenländischer Abgeordneter hat, wie jüngst im Parlament mitgetheilt wurde, am Tage nach der Wahl einem gegnerischen Landbürgermeister gedroht: Ich werde Sie von jetzt an immer beschimpfen, denn ich bin immun; wenn Sie mir aber antworten, werde ich Sie klagen! Herr Schuhmeier geht weiter. Er begnügt sich nicht, seine Gegner selbst zu beschimpfen, sondern er lässt das ausserdem noch durch die Redacteure der ‚Volkstribüne' besorgen, die natürlich niemals den Verfasser eines Artikels vor Gericht nennt und ihren Mitarbeitern ausser der Anonymität auch noch eine indirecte Immunität — den Schatten der Immunität des Verantwortlichen — zusichert. In diesem Schatten finden socialdemokratische Journalisten nach hitzigen Presskämpfen angenehme Kühle und Dunkelheit. Herr Schuhmeier aber gestattet sich noch ein Extravergnügen: die ‚Volkstribüne' kann nicht bloss nicht geklagt, sondern auch nicht berichtigt werden. Der § 19, der so oft die Zeitungen verhöhnte, muss es sich jetzt gefallen lassen, einmal selbst von einem immunen verantwortlichen Redacteur verhöhnt zu werden, und er, mit dem so oft Missbrauch getrieben wurde, ist durch Herrn Schuhmeier ganz und gar ausser Gebrauch gesetzt worden. Die Staatsanwaltschaft hat neulich erklärt, dass sich dagegen nichts thun lasse; sie sei ausser Stande, »die behauptete Collision der Pflichten eines verantwortlichen Redacteurs mit den Rechten eines Reichsrathsabgeordneten zum Anlass von Schritten wegen Bestellung eines andern verantwortlichen Redacteurs zu nehmen«. Das ist zweifellos richtig und war auch die Meinung der ‚Fackel', die gerade deshalb in ihrer Nummer 84 eine gesetzliche Bestimmung forderte. Die ‚Arbeiter-Zeitung' aber glaubt hier noch zweifeln zu dürfen und wünscht, dass eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs

Digitized by Google

über eine Frage eingeholt werde, die »angesichts der vielen Abgeordneten, die verantwortliche Redacteure sind, nicht unwichtig« sei. Jedenfalls würde, so versicherte die ‚Arbeiter-Zeitung' am 21. Mai, durch die Immunität eines verantwortlichen Redacteurs »zwischen dem formalen Recht und dem Princip der Gerechtigkeit ein arger Widerspruch entstehen, dessen Beseitigung nothwendig wäre«. Verdammte Heuchelei! Mit keinem Wort verräth die ‚Arbeiter-Zeitung', dass von den »vielen Abgeordneten«, die verantwortliche Redacteure sind, seitdem wir ein Parlament haben, nur einer, ein socialdemokratischer, die Immunität dazu missbraucht hat, die Aufnahme von Berichtigungen zu verweigern. Mit keinem Worte deutet sie an, dass die socialdemokratischen Verfechter des »Princips der Gerechtigkeit« nicht erst eine Entscheidung des Obersten Gerichthofs abzuwarten brauchen, sondern das Uebel, indem sie Herrn Schuhmeier zur Namhaftmachung eines Andern als verantwortlichen Redacteurs veranlassen, selbst beheben können. Und auch wenn es sich nicht um Herrn Schuhmeier allein handelte, wozu bedürfte es einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofs oder warum müsste ein neues Pressgesetz abgewartet werden? Auch bei einer Abänderung der Bestimmungen über die Immunität der Reichsrathsabgeordneten könnte der Missbrauch behoben werden, und mit einer solchen Abänderung beschäftigt sich bekanntlich ein Ausschuss, den das Abgeordnetenhaus über Dringlichkeitsantrag des vom Wiener Bezirksschulrath disciplinierten Herrn Seitz und seiner Genossen eingesetzt hat. Minder bekannt ist allerdings, dass jener Ausschuss kein einzigesmal zusammengetreten ist, dass sich kein Socialdemokrat jemals um sein Schicksal gekümmert hat und dass Herr Seitz, da er mit der Degradierung zum Unterlehrer bei der Disciplinarbehandlung glimpflich davon kam, allen Geschmack an der Erörterung der Immunität verloren hat.

§

Digitized by Google

Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat manchmal Momente reuevoller Besinnung. Dann schreibt sie z. B.:

»Wenn das Zuckercartell den Weg gefunden hat zu dem Blatte, das von allen bürgerlichen Zeitungen als das zuverlässigste galt, von dem selbst seine Gegner nicht angenommen hätten, es wäre fähig, seine Meinung zu verkaufen: wie gross muss dann der Grad der Intimität mit jenem Gelichter sein, dem der Beruf der Journalisten nie anderes als plumpe Geldmacherei war, dem es als krankhafte Verirrung erscheint, über Menschen und Dinge eine eigene, unbeeinflusste Meinung zu haben! Schon lange hat sich die unheimliche Macht der Geldmächte, die verwüstende Wirkung, die sie auf die Presse üben, nicht so erschreckend offenbart wie in diesem Falle, der weit schlimmer ist als das bekannte Urtheil, weil er die Zeitungen nicht etwa als ehrlos erklärt, sondern als ehrlos erkennen lässt.«

Na also! Und das ist umso netter von der ‚Arbeiter-Zeitung', als sie bekanntlich die Führerin im Protestchore gegen den Obersten Gerichtshof gewesen ist und sich am lautesten für die Ehre ihrer bürgerlichen Colleginnen eingesetzt hat. Aber sie scheint sich diesmal an dem Reuegenuss förmlich sättigen zu wollen:

»Man darf es nicht leugnen: Die Käuflichkeit der Zeitungen ist nachgerade ein wahrer Nothstand geworden, und es ist aller Anlass vorhanden, gegen diese Pest nach Schutzmitteln zu suchen. So wie der strafbar ist, der einen Beamten bestechen will, so soll auch der strafbar sein, der einen Journalisten besticht, und dem Missbrauch der Amtsgewalt sollte der Missbrauch der durch die Thatsachen anvertrauten Gewalt der öffentlichen Meinung gleichgestellt werden. Durch blosse Ermahnungen und Betrachtungen ist dieses fressende Uebel nimmermehr auszurotten; will man ihm Einhalt thun, so muss man es ausbrennen.«

Na also! Und das ist umso netter von der ‚Arbeiter-Zeitung', als sie bekanntlich wiederholt den Herausgeber der ‚Fackel' darob verspottet hat, dass er den Einfluss und die Gefährlichkeit der Presse »überschätze« und die Corruption mit dem Staatsanwalt austreiben wolle. Leider kommt sie, die sich offenbar an dem Gefühl der Reue übersättigt hat, gleich in dem nächsten Absatz mit den dümmsten demokratischen Phrasen vom »jahrzehntelangen Druck, der auf der österreichischen Presse gelastet«, und vom Zeitungsstempel, der alle Corruption verschuldet habe, angerückt. Aber nun, da er glücklich defraudiert ist, ist's doch nicht besser geworden? Diese Erkenntnis hindert die ‚Arbeiter-Zeitung' nicht, das moderige Schlagwort von

Digitized by Google

der Unfreiheit der österreichischen Presse — in Wahrheit seufzt kein Land Europas unter einer freieren — zu strapazieren. Das ist nicht nett von ihr!

Ein Pfingstgeschenk.

Weihnachten, Ostern, Pfingsten — man weiss, was diese Feste für den Wiener Zeitungsleser bedeuten. ‚Neue Freie Presse' und ‚Neues Wiener Tagblatt' erscheinen in einem Umfang, als ob's die Cultur eines Jahrhunderts zu verpesten gälte, und das einzelne Exemplar wiegt schwer genug, um die bezweckte Lähmung des Lesergehirns einfacher durch das Zertrümmern der Schädeldecke herbeizuführen. 100 Seiten und mehr; wohin soll das noch führen? Weiter als bis Triest kann ja doch der Südbahnzug nicht, von dessen Locomotive man sich nach alter Weisung »das Papier unserer Sonntagsauflage« aufgerollt denken muss. 100 Seiten und mehr: bewundernd steht der Laie vor dieser Riesenschöpfung, zu der sich menschliche Dummheit und menschliche Schlechtigkeit vereinigt haben. In diesem Ungethüm, bei dem der schmächtige Vordertheil mit dem gigantischen Annoncenhintern seltsam contrastiert, muss eine Armee von Hohlköpfen und Erpressern Platz finden können. Aber ach, der gläubige Trojaner, dem es am Pfingstmorgen vor die Thür geschoben wird, lässt sich von dem Danaergeschenk, das auch nach der Aufhebung des Zeitungsstempels bloss vier Kreuzer kostet, blenden. Der schmächtige Vordertheil: er ladet doch zu angeregter Betrachtung. Zwar, die Sonntagshumoristen — sie waren, Spass bei Seite, ehrliche Kerle, die ihr Bestes gaben — sprechen nicht mehr zu uns. Staberl, der einst so Gesprächige, der die Punkte mitten im Satz liebte, hat hinter sein Schaffen einen Punkt gesetzt und lässt sein berühmtes Gedächtnis rosten. St—g bescheidet sich, die Rubrik für Theater, Kunst und Fräulein Wallentin zu redigieren, bietet uns hin und wieder socialpolitischen Ernst und scheint nicht mehr an Humor — dieser von starker Schweiss-

Digitized by Google

absonderung, völliger Apathie und Lallen begleiteten Krankheit — zu leiden. Ludwig Bauer aber ist bekanntlich unter die geistesfreien Einzelmenschen gegangen, wirkt nicht mehr für die Oeffentlichkeit, sondern redigiert den ‚Don Quixote'. Von den ständigen Verderbern der Sonntagslaune behauptet nur der unverwüstliche Lothar das Feld, mit einer Beharrlichkeit, die es begreiflich erscheinen liesse, dass eines Tages an die ‚Neue Freie Presse' eine Verwahrung aus dem Jenseits gelangt, unter der Spitzmarke »Fatale Namensgleichheit« und unterzeichnet »Daniel Spitzer«.... Aber das Terrain der Feiertagsnummer ist in Wirklichkeit lange nicht so verödet, wie man, gewohnt die paar markanten Chiffren aufzustöbern, gemeinhin annimmt. Wenn der Börsenpoet eine ernste Pfingstbetrachtung schreibt, gibt es mehr lachende Gesichter in Wien, als nach den Leistungen aller Sonntagshumoristen zusammen.

Da putzt sich die ‚Neue Freie Presse' festtäglich mit Beiträgen von Schnitzler und Hofmannsthal, opfert den kostbaren Raum, der sonst der Lyrik des Paprika-Schlesinger gewidmet war, wirklichen Franzosen, die über Bühnensterne von heute und morgen, über literarischen Chauvinismus und über die Eroberung der Wissenschaft plaudern. Alles überflüssig! Der einfache Localbericht über den »Schah von Persien in Wien«, den die Pfingstsonntagnummer bot, war den Lesern lieber. Man erinnert sich nicht, je etwas Spannenderes, von der ersten bis zur letzten Zeile Abwechslungsvolleres gelesen zu haben. Nichts liegt vor als die einfache Thatsache, dass der Schah von Persien zwei Stunden in Wien, darunter eine in einem Wartesalon der Nordbahn zugebracht hat. Aber was versteht die ‚Neue Freie Presse' daraus zu machen! Von dem Moment, da der Hofzug »maëstoso, molto andante und piano in die Halle des Bahnhofes glitt«, bis zu dem Zeitpunkt, da er »majestätisch, langsam und leise weiterfährt«, ein ganzer Roman voll eigenartiger Beobachtungen aus dem Familienleben des Schah und voll Einblicke in die Gewohnheiten des persischen Hofes! Der Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' ist dem Schah nicht von der Falte gewichen und hat »Gelegenheit gehabt«, die intimste Seelenregung, deren Persiens Herrscher im Wartesalon eines Bahnhofes fähig ist, zu belauschen. Der Zug fährt ein, »der Schah steht zwischen dem Gesandten am Wiener Hofe, Neriman Khan, und seinem Grossvezier am Fenster des Salonwagens, die Hand salu-

Digitized by Google

tierend an die Lammfellmütze gelegt, heiter lächelnd«. Warum lächelte der Schah heiter? Weil er neben dem lustigen Herrn Neriman Khan stand? Oder weil er den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' sich vordrängen sah? »Sonst sah ich ihn«, bemerkt dieser, »nur selten lächeln«. Potentaten stehen bei einer Ankunft immer am Fenster des Salonwagens und salutieren; aber ein Perser hat die Pflicht zur Melancholie, und wenn er ausnahmsweise heiter lächelt, so muss das etwas zu bedeuten haben. »Der mächtige Hängeschnurrbart ist in den letzten zwei Jahren nicht grauer geworden. Nur wenn man ganz in seiner (des Schah) Nähe steht (der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' gibt also zu, dass er ganz in seiner Nähe stand), sieht man den Kreis von kleinen Fältchen um die Augen, zwei grossen tiefen Augen, die bald langsam etwas zu suchen scheinen, bald ernst und nachdenklich betrachten, bald wie in einem Traum verloren vor sich hinblicken.« Fern vom Orient, ward der Schah beim Anblick des Herrn von der ‚Neuen Freien Presse' offenbar an seine Heimat erinnert, und das Lächeln wich melancholischer Wehmuth. Was »trägt« der Schah? »Einen weiten dunkelgrauen Ueberzieher mit Sammtkragen; keinen Schmuck, keine Agraffe an der Mütze, keine Nadel im weissen Seidenslips — nur einen Brillantring mit einem grossen Türkis am Finger.« Aber der Berichterstatter hat noch weit mehr gesehen. Ausser ihm waren auch die Brüder des Schah, die im Wiener Theresianum erzogen werden, zum Empfange erschienen. »Die Knaben bestiegen den Salonwagen. Er küsst seine Brüderchen auf beide Wangen — langsam, weich und leise, wie ich auch die persischen Väter ihre sie hier erwartenden Söhne umarmen sah.« Immer schön langsam, weich und leise!... Soweit die Stimmung des Empfanges, zu der auch die zwei persischen Polizisten, »dunkle Gestalten mit höchst energischen Schnurrbärten«, gehören. Nun aber folgt die Handlung. Der Schah will um die Ringstrasse spazieren fahren, »rasch werden einige Fiaker requiriert«. Der Berichterstatter muss leider zurückbleiben. Aber selbst wenn ein Berichterstatter zurückbleibt, hat er — »Gelegenheit«. Und der unsere hatte denn auch richtig Gelegenheit, sich im Gespräche mit einigen gleichfalls auf dem Bahnhof zurückbleibenden Landsleuten des Schah, die in Wien studiert haben, »zu überzeugen, wie rasch die jungen Perser Deutsch gelernt

Digitized by Google

haben und wie sicher und weltgewandt sie sich benehmen«. Leider wird es immer ein dunkles Geheimnis bleiben, ob auch die jungen Perser im Gespräch mit dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' dieselbe Beobachtung zu machen »Gelegenheit hatten« . . . Aber die feinsten Bemerkungen kommen erst. Der Schah kehrt zurück. Nun entwickelt sich innerhalb einer Stunde, die noch bis zum Abgang des Zuges reicht, ein Familienleben, wie es bisher noch in keinem Wartesalon der Welt, wenigstens nicht innerhalb einer so kurzen Spanne Zeit, sich abgespielt hat. Der Schah hält Cercle. »Sein ganzes Interesse scheint vornehmlich den Knaben zu gelten.« Das ist natürlich bloss im väterlichen und landesväterlichen Sinne gemeint und soll nicht etwa eine Anspielung auf freiere orientalische Sitten bedeuten. Der Berichterstatter versteht kein Wort persisch; aber der »Tonfall« des Schah scheint ihm »Liebe und Güte der Worte« zu verrathen. »Dann bestimmt der Schah den Prinzen ihre Laufbahn: der älteste soll sich in der Artillerie ausbilden, der jüngere in der Infanterie, Isa Khan soll hauptsächlich Finanzwissenschaft, Muhsin Khan die Rechte studieren.« So ward es am 17. Mai zwischen elf und zwölf im Wartesalon der Nordbahn beschlossen. Aber nicht nur Familienangelegenheiten werden geordnet, auch Regierungsacte werden vollzogen: »Inzwischen hat dem Schah einer der Prinzen eine Bittschrift überreicht: die Knaben haben sich zusammengethan und petitionieren um eine Rangserhöhung für ihren alten Erzieher daheim, den sie im Herbste verlassen haben. Der Schah lässt sich vom Grossvezier das Siegel reichen, und indem er es auf das Schriftstück drückt, ist die Bitte gewährt.« Begnadigungsurkunden werden nicht unterzeichnet, und nach den grauenvollen Martern, denen die Gefangenen in Persien unterworfen sind und von welchen just neulich wieder die Rede gieng, hat sich der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' bei keinem der anwesenden Würdenträger erkundigt. Er hatte nur Sinn dafür, wie sich »hinter dem Zwicker des Grossveziers lebhaft die dunklen Augen bewegen«. »Ich würde mich nicht wundern«, ruft er begeistert, »diesen Kopf im ungarischen Magnatenhause zu sehen.« Aber Atabek Azam ist im Wartesalon vollauf beschäftigt. »Couriere kommen und gehen, Depeschen laufen ein und werden abgefertigt, mit den anwesenden persischen Diplomaten gibt es viel zu conferieren.« Und nun folgt die Pointe

Digitized by Google

dieser Schilderung. Ich citiere wörtlich: »Im Verlauf des Cercles genoss auch der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' als der einzige anwesende Journalist die Ehre, dem Grossvezier vorgestellt zu werden. Es wurden einige Höflichkeiten gewechselt, zu einem politischen, ernsten Gespräch, meinte lächelnd der Kanzler, müsse wohl ein andermal die Gelegenheit kommen.« Aus dem Persischen ins Deutsche übersetzt: Einer hat sich als ungebetener Gast in eine fremde Gesellschaft gedrängt, ist eine Stunde allen Leuten im Wege gestanden, hat Intimitäten erschnüffelt und wurde schliesslich hinausgeworfen, wozu auch knapp vor Abgang eines Hofzuges immer noch Zeit ist. Indes, selbst bei seiner Entfernung hat er noch »Gelegenheit«, etwas aufzuschnappen, und gibt zum Schluss gerade die üppigste Schilderung von den Vorgängen im Wartezimmer. Drittes Läuten . . . Aber was unternimmt der Schah nicht noch alles! »Immer wieder kehrt er zu den Knaben zurück. Er gibt ihnen Geschenke, und nach einer gewissen Zeit, nachdem er mit diesem oder jenem Herrn, mit dem Grossvezier oder General Neriman Khan gesprochen, gibt er ihnen neuerdings Geschenke.« Der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' muss also noch zuguterletzt Zeuge der peinlichen Scene sein, wie andere Leute Geschenke kriegen. »Einmal sind es goldene, mit Edelsteinen besetzte Schmucksachen, dann wieder alte persische Münzen, dann wieder etwas Geheimnisvolles in verschlossenem Couvert.« Das Geheimnisvolle in verschlossenem Couvert mag ihn besonders angeheimelt haben; nur dass es der Khan und und nicht der Kohn empfieng, verdross ihn. Er öffnet die Hand: vergebens. Er öffnet das Ohr, aber ach: »ein lautes Wort wird nicht gehört; alle Gespräche werden leise geführt und auch die Kinder antworten in gedämpftem Ton.« Die Gesellschaft wusste sich offenbar nicht anders zu helfen, da selbst die Grobheit des Grossveziers nichts genützt hatte. Der Schah wird ungeduldig. So hat der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' Gelegenheit, — die Ungeduld des Schah zu beobachten. Er »sitzt bald auf einem der Sofas, die längs der Wand hinlaufen, bald geht er, sich leicht auf den Rohrstock mit silberner Kugel stützend, durch den Saal, da und dort mit Dem oder Jenem stehen bleibend. Er zeigt für Alles, was er sieht, lebhaftes Interesse. Er betrachtet nachdenklich die landschaftlichen Wandbilder und lässt sich sie vom

Digitized by Google

Grossvezier erklären, er interessiert sich für den Stein der Säulen, welche die Decke tragen, und für die Blattpflanzen, die den Raum schmücken«. Nur für die eine Blatt-Pflanze, die den Raum noch immer schmückt, zeigt der Schah kein Interesse! Darum beginnt ihn der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' zu frozzeln und stellt ihn als einen zugereisten Tölpel dar, der die Einrichtungsgegenstände eines Wiener Wartezimmers für die Sehenswürdigkeiten von Wien hält. Schon will der Schah nach seinem Rohrstock mit der silbernen Kugel greifen, — da wird gemeldet, dass die zwei Stunden Aufenthaltszeit vorüber sind. Schah, Schmock und Gefolge eilen auf den Perron. Und wieder steht ein heiter lächelnder Mann zwischen dem General Neriman Khan und dem Grossvezier am Fenster des Salonwagens. Ein letzter Schmerz des Abschieds und — der Entsagung: der Schah ruft seine Brüder noch einmal heran und »lässt etwas Funkelndes in ihre Hände gleiten.« Es schlägt zwölf Uhr, die zurückbleibende »persische Colonie« verneigt sich tief, der Schah legt salutierend die Hand an die Lammfellmütze . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich den im Voranstehenden skizzierten Bericht der ‚Neuen Freien Presse' nicht etwa durch einen in der Redaction sitzenden Bundesgenossen zum Zwecke nachträglicher Verwerthung in der ‚Fackel' aus Stoffhunger in das Blatt geschmuggelt habe und dass ich seiner Entstehung und Drucklegung vollständig fernestehe. Ich habe ihn wie jeder andere Leser der Pfingstnummer als seriösen Specialbericht vorgefunden und kann mir ihn nur damit erklären, dass die ‚Neue Freie Presse' von dem Bestreben geleitet war, zur festlichen Gelegenheit etwas Besonderes zu bieten.

* * *

»Statt einer bühnenmässigen, von dramaturgisch verständiger, energischer Hand gemachten Bearbeitung, in der vielleicht — ich glaube sogar bestimmt — ‚Peer Gynt' einen wirklichen Bühnenerfolg haben könnte, gab man das Original, wenn auch mit einigen Veränderungen und ausgiebigen Strichen. Die Zusammenziehung und Kürzung war aber sehr oft recht dilettantisch, Unnöthiges blieb stehen, Wichtiges fiel zum Opfer. — — — — Die Regie stand nicht ganz auf der Höhe. Die rechte Stimmung

Digitized by Google

kam nicht heraus, und einige grobe Verstösse wären leicht zu vermeiden gewesen. — — — Die Irrenhausscene wirkte grotesk und brutal, zerriss alle Stimmung, blieb unverständlich mit ihren zahllosen Anspielungen auf norwegische Verhältnisse. — — — Gewiss blieb das Stück vielen Zuschauern recht unklar und sichtlich hat es viele ermüdet, aber die dramatische Kraft des Dichters wirkte doch bis zum Schlusse. Trotz der Aufführung bleibt die Frage noch offen und zu lösen: Welches Theater wagt es, ‚Peer Gynt' der deutschen Bühne endgiltig zu gewinnen?«

Der »Akademische Verein für Kunst und Literatur« hat neulich auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters die erste deutsche Aufführung von Ibsen's »Peer Gynt« zustande gebracht, und das oben citierte Urtheil ist einem in der ‚Wage' am 18. Mai veröffentlichten Aufsatze des Herrn Rudolph Lothar entnommen. Mit Herrn Lothar muss man sich jetzt oft und oft beschäftigen; denn er drängt sich der öffentlichen Aufmerksamkeit mit jedem Tage in anderer Gestalt auf. Kaum hat er als Essayist Widerspruch, als Dramatiker Langeweile und als Sonntagsplauderer Entsetzen erregt, so stürzt er schon in irgend einen Club, um einen Vortrag über Frauenmoden, Bienenzucht oder Humanität im Kriege hervorzusprudeln. Herr Lothar ist der einzige Dichter, der in Wien mit der Actentasche herumrennt. Auf Verlangen öffnet er sie und offeriert interessierten Kaffeehausgästen die neuesten Muster für ein Libretto. Der betriebsame Mann, neben dem Herr Victor Leon als ein schläfriger Kleingewerbetreibender, für den endlich etwas geschehen muss, erscheint, handelt neuestens mit Ibsen. Er hat eine umfängliche Biographie des Dichters mit einer Plötzlichkeit und Vehemenz auf den Büchermarkt geworfen, nein, geschmissen, dass alle Feuilletonfedern des Wiener Reclamerayons von selbst losgiengen. Aber eine Biographie, und wenn sie noch so flach und liederlich gemacht ist, trägt keine »Tantièmen«. Tantièmen trägt bloss ein Stück. Und Ibsen hat mehrere Stücke geschrieben, die noch nicht für die deutsche Bühne »gewonnen« sind. Der akademische Verein ist eben daran, es mit »Peer Gynt« zu versuchen. »Peer Gynt« ist von Ibsen, der Plan, ihn aufzuführen, vom akademischen Verein. So ist also noch Spielraum für Rudolph Lothar, ihn zu »bearbeiten«. Aber der akademische Verein will nicht. Ibsen ohne Lothar dünkt ihm besser und billiger als Ibsen mit Lothar. Und der ausgezeichnete Theatermann Heine findet die eingereichte »Bearbeitung« so aufreizend talentlos

Digitized by Google

und bühnenwidrig, dass er die Leiter des jungen Vereins in ihrem Entschlusse, sich mit Ibsen ohne Lothar durchzufretten, bestärkt. Der erzürnte »Bearbeiter«, der die an »Peer Gynt« geknüpften Tantièmenhoffnungen zerrinnen sieht, warnt die tollkühnen Veranstalter und ruft ihnen zu: »Ich fühle mich Ihnen gegenüber als Vertreter Ibsens.« Sie aber bleiben verstockt. Da ertheilt er ihnen gratis den Rath, wenigstens auf die »Irrenhausscene«, die nicht wirken könne, zu verzichten, und geht von dannen. . . .

Die Aufführung kam trotzdem zustande, und man erinnert sich, dass nach Aase's Tod die stärkste Wirkung von der schon schauspielerisch verlockenden Irrenhausscene ausgieng. Der Vertreter Ibsens aber gieng hin und schrieb die oben citierte Kritik. Nur die Eingeweihten begriffen, wer unter der »dramaturgisch verständigen, energischen Hand«, die gefehlt hat, gemeint war und dass die Frage: »Welches Theater wagt es, ‚Peer Gynt' der deutschen Bühne endgiltig zu gewinnen?« für den Verfasser der Kritik eine Erwerbsfrage ist. . . .

•

Dass die Vorstellungen von »Peer Gynt« ein materielles Deficit ergaben, hat einige Herren von der Presse, denen so »ausgefallene Sachen« überhaupt nicht sympathisch sind, sichtlich erfreut. Aber das geistige Deficit, das sich bei der Beurtheilung dieser Vorstellungen ergab, ist weitaus grösser. Ein Exemplar Brandes scheint vierzehn Tage vor der Première die Runde durch die Wiener Redactionen gemacht zu haben. Die Herren, die »Peer Gynt« kennen lernen wollten, scheuten die Mehrauslagen, die ihnen der Ankauf der Ibsenbiographie Henrik Jaegers verursacht hätte. Aber einen Tag nach der Aufführung knabberten alle schon fleissig an den »Symbolen« herum, und jeder wusste flink Bescheid, was der Knopfgiesser, die Grüngekleidete und die Stimme des Grossen Krummen bedeuten sollte. Für die kleinen Krummen des geistigen Wien immerhin eine ansehnliche Leistung! . . . . Einer besonderen Gemeinheit sei bei dieser Gelegenheit nachträglich gedacht. Herr Lewinsky gab den Dovrealten leider in der Maske Ibsens, und er hatte Gottseidank den Muth, dies auch bei der zweiten Aufführung trotz den vereinten Pressangriffen zu thun. Allen voran hatte Herr Bahr von einem »ebenso läppischen als hämischen Einfall« gesprochen, »den man mit aller Schärfe

Digitized by Google

als durchaus ungebührlich zurückweisen muss«. Ich finde den Einfall Lewinsky's nicht glücklich, aber mit aller Schärfe und als durchaus ungebührlich ist bloss der Ton zurückzuweisen, den jeder Schmierfink gegenüber einem ernsten und ehrlichen Künstler seit dem Tage anschlägt, da dieser sich erkühnt hat, die alten Burgtheaterschätze gegen den Einbruch des Vandalen Burckhard zu schützen. Herr Lewinsky hat für die Aufführung von »Peer Gynt« sicherlich gründlichere Vorstudien gemacht als Herr Bahr. Und darum weiss er auch, dass in ganz Norwegen der Dovrealte in der Maske Ibsens gespielt wird. . . .

* * *

Herr Rudolf Holzer, Redacteur der ‚Wiener Zeitung', schreibt mir: »Um missgesinnten Auslegungen vorzubeugen, ersuche ich, bezugnehmend auf die Notiz in Nummer 102 der ‚Fackel', Seite 22, zur Kenntnis zu bringen, dass ich seit dem Frühjahre 1901 nicht mehr als Theaterrecensent der Wochenschrift ‚Die Zeit' thätig bin, seither überhaupt zu diesem Organe in keinerlei Beziehung stehe.«— Ich habe wieder einmal etwas für Herrn Holzer, den im Deutschen Volkstheater trotz Contract, Ehrenwort und Schwurgerichtsprocess noch immer nicht aufgeführten jungen Autor, thun wollen. Aber er wehrt sich abermals. Dem Manne kann nicht geholfen werden. Freudig hat er, wie er im Process Bahr-Bukovics aussagte, den Director des Deutschen Volkstheaters von den Fesseln des Vertrags und des Versprechens befreit, und ohne Klage trägt er bis heute das Los des Nichtaufgeführtseins. Er ist nicht mehr Mitarbeiter der ‚Zeit' und muss sich als Redacteur des Amtsblattes gegen eine Verbindung mit dem Organe des Ministerstürzers Kanner öffentlich verwahren. Ich nahm auch nicht an, dass die Freunde, die er in der ‚Zeit' hat — und er hat sie trotz seinem Widerstreben —, auf seinen directen Auftrag gegen Herrn Bukovics gemurrt haben. Aber sicher haben sie so wie ich, der Herrn Holzer nicht einmal persönlich kennt, die gerechte Sache des unterdrückten Autors vertreten, der ohnmächtig ist gegenüber dem Theaterdirector und der auch manchmal im Schwurgerichtssaal ohnmächtig wird. Aber Herr Holzer will nicht, dass man ihn auch noch um die Wollust des Unterdrücktwerdens bringe, wenn er sich schon um

Digitized by Google

das Vergnügen des Tantièmenverdienens gebracht sehen muss. Solchen Autoren gegenüber braucht freilich Herr Bukovics nicht einmal Reue zu empfinden. So werden denn im Deutschen Volkstheater nach wie vor fleissig Contracte gemacht und die Stücke junger Autoren angenommen und entweder gar nicht gegeben oder »auf Durchfall« besetzt. Der Todesschuss der armen Baumberg, deren Werk nach der zweiten Aufführung abgesetzt wurde, hat Herrn Bukovics erschreckt. Darum hat er neulich das »Frühlingsopfer« des Grafen Kayserling von vornherein nur zweimal auf den Spielplan gesetzt. Ein probates Mittel, das Selbstmorde aus Enttäuschung ein für alle Mal unmöglich macht!

* * *

Herr v. Perger, Dilettant und Director des Wiener Conservatoriums, hat ein paar Tage nach dem Erscheinen von Nr. 102 der ‚Fackel' den Orden der Eisernen Krone dritter Classe erhalten. Ich glaube nicht an die vielfach verbreitete Version von dem »Pflaster«, das dem Manne »aufgelegt« wurde, — wiewohl sechs Tage eine genug lange Frist sind, um an einen Erfolg der vereinten Bemühungen der Herren Hartel und Weckbecker glauben zu machen. Wie dem immer sei, an dem Urtheil des musikalischen Wien über die Qualitäten des Herrn v. Perger und an der Zustimmung zu dem Artikel der ‚Fackel' ändert die Verlautbarung der ‚Wiener Zeitung' nicht das Geringste. Wer Herrn v. Perger — ob vor oder nach Nr. 102 der ‚Fackel', ist gleichgiltig — vorgeschlagen hat, verdient sicherlich den Orden der Eisernen Stirne erster Classe. Bei der Frage, ob Herr v. Perger ein ausgezeichneter oder ein unfähiger Musiker sei, werden sich die Kenner fortan eben für den Mittelweg entscheiden, der zu dem Bekenntnis führt: Herr v. Perger ist ein ausgezeichneter unfähiger Musiker. Sollte sich aber das Gerücht von dem »aufgelegten Pflaster« bewahrheiten, so verspreche ich, dass ich noch vielen öffentlich wirkenden Männern in Oesterreich zu Orden verhelfen werde!

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Beobachter. Sehr erquicklich ist das Pathos, das der Economist für Kunstfragen riskiert. Wenn der Herr Graf Montecuccoli in einer Debatte der Budgetcommission des Herrenhauses der Secession nicht eben geschmackvoll an den Leib rückt und Klinger's »Beethoven« eine »ganz missglückte plastische Schöpfung« nennt, so benützt der Börsenwöchner die Gelegenheit, seine culturfreundliche Gesinnung zu bethätigen, und vertheidigt die moderne Kunst gegen »einen läppischen Finger, der den zarten Farbenschmelz zerstören würde«. Aber der erfahrene Mann müsste doch wissen, wo der Präsident der »Alpinen« hinauswill. Gerade er war berufen, den Kampf um Klinger nicht als eine Frage der Cultur, sondern als eine interne Angelegenheit der Montanindustrie zu enthüllen. Die kleine Rancune gegen Herrn Wittgenstein, der Klinger zu Ehren ein Bankett veranstaltet hat, brauchte nicht zu einem Leitartikel aufgebauscht zu werden, sondern war mit einer kurzen Notiz im »Economist« abzuthun. Die glühende Vertheidigung der Kunstideale durch einen Börseaner hat übrigens gerade in derselben Nummer Platz gefunden, in der ein Fachmann Kupferstiche von Hans Dürer entdeckt. Also lassen wir künftig überhaupt von Themen, die uns nicht »liegen«, den läppischen Finger! Was soll zum Beispiel das unentwegte Eintreten für die Sache des Professors Ehrhard? Mehr Masseusen, weniger freie Forschung! So ein katholischer Theologe ist ja doch nur undankbar. Er veröffentlicht eine Schrift, in der er rundweg erklärt, dass er die Sympathie der liberalen Wiener Presse »weder verdient noch erbeten« habe . . .

Bauchredner. Es ist interessant, wie feinhörig Herr Hevesi in den Jahren der Secession und Stilverrenkung geworden ist. In seinem Baumeister-Festartikel versicherte er uns, Herr Thimig sei eine zeitlang »ein kleiner Baumeister« gewesen, der »sich die Grosszügigkeit und Volltönigkeit B.'s durch Nachahmung mit seinen kleinen Mitteln zu einer Quelle komischer Wirkungen zu machen wusste«. Das ist aber noch gar nichts. Man höre erst das Folgende: »Auch Frau Hohenfels verschmäht Baumeister'sche Naturlaute und Nuancen keineswegs, und diese Aeusserungen einer Kraftnatur machen sich, von einem zierlichen Backfisch verwendet, recht putzig.« Welch ein Beobachter!

Habitué. Gastspiel der deutschen Truppe. Drei Herren in einer Loge. Der eine heisst Brahm und ist ein kleiner Berliner Theatergeschäftsmann. Der andere ist dessen derzeitiger Günstling, der junge Vacano. Als Gast ist in der Directionsloge kein Geringerer als unser Unterrichtsminister, Herr Hartel, erschienen. Der unermüdliche Kunstförderer, unter dessen Augen auch Isidora Dunkan zum erstenmal ihre nackten Füsse zeigen musste, athmet literarische Höhenluft. Brahm — Vacano . . . . »Sind Sie vielleicht ein Sohn jenes Vacano . . .?« Nein, aber er ist der Sohn des Weinhändlers Abeles aus Wien. Der Minister der schönen Künste ist um eine Illusion ärmer. Aber glücklicherweise ist Herr v. Hartel auch Philologe. Und so sinnt er im Zwischenact darüber nach, wie leicht aus »Abraham« »Brahm« entsteht und wie compliciert die ethymologische Zurückführung des ungebräuchlichen »Vacano« auf die Wurzel »Abeles« ist . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by G

. Juni 1902. IV. Jahr.

ackel

geber:

KRAUS.

nal im Monat.

Nummer 20 h

N.

W. Bergasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K. 7.—
" "	18 " "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 " "	M. 7.—
" " " "	18 " "	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18 " "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, welche Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

[illegible] in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, [illegible] Postämtern des Auslandes, unter Nr. 12622, [illegible] der k. k. österreichischen Post[illegible] dem

[illegible] „Die Fackel", Wien III, Hetzgasse 6.

[illegible] Nr. 857.584.

[illegible] für Deutschland:

[illegible] Stephanstrasse No. 17.

Die Fackel

No. 105 WIEN, ENDE MAI 1902 IV. JAHR

Die Journaille fühlt demokratisch. Aber nur im Allgemeinen. Sie bekämpft die Monarchie als »Institution«, sie hasst den Adel als »Kaste«, sie steckt an Festtagen die zerschlissenen Ideale der Gleichheit aus. Aber diese märzgefallene Dame pflegt ihre Grundsätze nicht zu persönlichen Antipathien zu missbrauchen, und bei aller programmässigen Abneigung gegen die Classe hat sie sich noch stets zärtlicher Beziehungen zu deren Angehörigen überführen lassen. Sollte es dem Aufklärungseifer unserer »demokratischen Organe« einst gelingen, die Menschheit auf jene Höhe zu bringen, die die Existenz eines hohen Adels überflüssig erscheinen lässt, so kann man überzeugt sein, dass sie dem p. t. Publicum die Nothwendigkeit der Erhaltung aller Grafen und Barone predigen werden. Es ist nicht abzusehen, was die Publicistik des österreichischen Bürgerthums ohne Aristokratie anfangen würde; die schmerzliche Vereinsamung der Lakaienseele wäre unerträglich. Gewohnt, die Errungenschaften der französischen Revolution in der Erlaubnis zu geniessen, sich allerhöchsten Trousseaus zu nähern, geübt, die Gewährung der Menschenrechte darin zu erblicken, dass man dem Volke die Zahl der über ein fürstliches Nachthemd hingestreuten Tupfen verkünden darf, — wie sollte man sich so rasch einer neuen Ordnung der Dinge anpassen? Kaum hat man es glücklich dahin gebracht, dass die Prinzen wie Fiaker und die Fiaker infolgedessen wie Prinzen sprechen, und dieses Triumphs demokratischer Forderungen soll man sich eines schönen Tages leichtfertig begeben? Nein,

Digitized by Google

nur zwischen Junkerhochmuth und Bürgerstolz gähnt eine sociale Kluft. Aber wenn die Leutseligkeit der Speichelleckerei entgegenkommt, bleibt kein liberales Wünschen unerfüllt. Darf der schlichte Vorstand einer literarischen Vereinigung mit einer wirklichen Fürstin Blumencorsos arrangieren, dürfen die schlichten Mitglieder dieser Körperschaft feudale Brautausstattungen beschnuppern, so wäre es thöricht, zwischen Ständen, die einander nur noch um den Mangel an Vorurtheilen beneiden, Hass und Zwietracht säen zu wollen.

So war denn die Haltung eine durchaus entsprechende, welche die führenden Blätter des deutsch-österreichischen Bürgerthums, das liberale und das demokratische Organ, an dem Tage bewahrten, da Frau Gräfin Anastasia Kielmansegg im Schwurgerichtsprocess Pajarola als Zeugin vernommen wurde. Sie schrieben Leitartikel, sie brachten Stimmungsberichte, und sie gaben dem Gerichtssaalberichterstatter eine Toilettenberichterstatterin zur Seite. Durch den freisinnigen Blätterwald zog das gewisse Geräusch, das von den Lippen ehrfürchtiger Männer des Schottenring hörbar wird, wenn einer den Namen Taussig eitel nennt, jenes Geräusch, über das einst der an Applaus gewöhnte Herr v. Sonnenthal bei einem Gastspiel in Lodz erschrocken sein soll: ein langgedehntes Sss . . ., der Zischlaut der Bewunderung . . . Im fernen Osten der Monarchie aber mögen die Demokraten gelächelt haben: nicht nur über das Gut in Bessarabien, auf welches die Gräfin Kielmansegg zum Beweise, dass sie keine Schulden habe, stolz hinwies, sondern auch über die Leitartikelehren, die auf das Haupt des Fräuleins Lebedeff gehäuft wurden, weil sie Gräfin geworden ist, die Gattin eines hochgestellten Automobilfahrers, weil sie mit redlichem Bemühen Patronate ausübt und Schönbrunner Wohlthätigkeitsacte durch falsches Singen stört.

Die Schulden des Grafen Kielmansegg, von denen man lange nicht mehr in Wien sprach, die aus der

Digitized by Google

Welt zu schaffen seine Gemahlin in den Schwurgerichtssaal entsendet ward und von denen man erst seit dieser Zeugenaussage wieder häufiger spricht, sind ein herzlich uninteressantes Capitel. Dass Escompteure durch Jahre über Kielmansegg'sche Wechsel als einen schlechten Handelsartikel klagen durften, ohne dass es gelang, auch nur einen der stadtbekannten Verbreiter des Geredes zu fassen, ist das einzig Bemerkenswerthe an der Sache. Aber ungleich interessanter bleibt die Frechheit, welche uns die wirklichen oder — wie man nunmehr glauben muss — erfundenen Geldcalamitäten einer Familie zu einer die Oeffentlichkeit in Athem haltenden Affaire hinaufschwindeln möchte. »Gräfin Anastasia Kielmansegg ist heute als Zeugin vernommen worden« — mit diesem vielbedeutenden Ton aus der Jerichoposaune seines schwersten Pathos eröffnet Herr Benedikt den Leitartikel, der eine niederschmetternde Anklage gegen jene »heimliche Niedertracht« enthält, die es so lange gewagt hatte, von den Schulden des Grafen Kielmansegg zu tuscheln. Aber am nächsten Tage erscheint die ‚Wiener Allgemeine Zeitung', ein Blatt, dem man einige Localkenntnis der Hintertreppen liberaler Politik zutrauen kann. Es erbost sich nicht minder über den Stadtklatsch, der das gräfliche Paar verleumdet hat; aber es schreibt auch wörtlich: »Die Lueger-Majorität zog in den Landtag ein, und Graf Kielmansegg schenkte seine Sympathien deutlich dem neuen Regime und dessen leitenden Personen. Die antisemitische Presse hatte von da ab an dem Grafen nichts mehr auszusetzen, aber einzelne liberale Blätter, u. A. das grösste liberale Blatt Wiens, übernahmen nun das Geschäft, mit halben Anspielungen, beziehungsreichen Scherzen u. dgl. m. die angebliche materielle Misslage des Statthalters polemisch auszubeuten« . . . Um zu diesem Schlag auf den Heuchlermund der ‚Neuen Freien Presse' auszuholen, bedurfte es im Grunde nur

eines guten Gedächtnisses. Aber wer auch das, was nicht gedruckt wird, weiss und wer in den Wiener Gesellschaftssumpf, aus dem üble Gerüchte aufsteigen, ein wenig tiefer eingedrungen ist, der kann vielleicht auch den Urheber der über den Statthalter von Niederösterreich verbreiteten Geldgeschichten bezeichnen: Eine der ‚Neuen Freien Presse' sehr nahestehende, von ihr immer wieder genannte Persönlichkeit, deren ernstes Streben — man lache nicht — auf die Erlangung einer Truchsess-Stelle abzielt und die darum schon seit Jahren bei allen passenden Gelegenheiten öffentlich die Volkshymne singt. Aber in dem Grafen Kielmansegg wittert der Mann den Dämon, der seinen Hochflug zu hemmen in die Welt gesendet ward, und dieser Dämon hat auch wirklich bei einem Diner im Hause des Ehrgeizigen nicht nur abgesagt, sondern sogar das ‚Salonblatt', das ihn als anwesend nannte, berichtigt. Das verträgt selbst ein Hausherr nicht, der nicht Truchsess werden will, und der Entschluss, der Residenz eine Geschichte zu erzählen u. s. w., ist bekanntlich auch in dem Busen des Idealisten in »Kabale und Liebe« gereift. . . .

Aber die Frechheit der ‚Neuen Freien Presse', die am hellichten Tage »haltet den Verleumder!« ruft, nachdem sie so oft schon, wo sie geplündert hatte, »haltet den Dieb!« gerufen, wird doch von der Niedrigkeit einer Gesinnung übertrumpft, die sich bei dem Gedanken an eine gräfliche Zeugenaussage berauscht. Wo's dem Leitartikler vollends die Rede verschlagen hat, findet der Gerichtssaalberichterstatter wenigstens Worte stammelnder Galanterie. Die Constatierung des Alters der Zeugin wird ihm zum »pikanten« Ereignis. Haltet den Athem an: Gräfin Kielmansegg wird die Zahl ihrer Jahre angeben. Aber ach, die Generalien werden verlesen und man hört, »da der Präsident hier nicht deutlich sprach«, nur — »zig Jahre«. Und nun hat der Gerichtssaalberichterstatter eine Wendung von unübertrefflicher Delica-

Digitized by

tesse. Der Präsident sagte, das Auditorium enttäuschend, nur »zig Jahre«. »Doch redeten deutlicher als der Präsident in diesem Falle die jugendfrischen Züge und die elastische Gestalt der Gräfin.« Nachbarin, euer — Brechmittel! ... Aber der Herr College vom »demokratischen Organ« ist noch aufgeregter. Athemlos sehen wir ihn hinter der Excellenz vom Thore des Landesgerichtes in das erste Stockwerk wedeln, von dort zum Zimmer des Staatsanwaltes kriechen, dann zum Schwurgerichtssaal. Und jetzt kommt das Grosse. »Unter allgemeiner Spannung betrat nun Gräfin Kielmansegg den Saal. Sie trug ein tegetthoffblaues Cheviotcostüm, das offene Jäckchen mit grossen Metallknöpfen geschmückt, eine crême Blouse und schwarzen, mit Sammtbändern geputzten breitrandigen Filzhut, weisse Handschuhe. Ein feiner Parfumduft verbreitete sich im Saale.« Und sie tritt an die Barre und bestätigt »in der ihr eigenen offenen Weise«, dass sie nie Wechsel unterschrieben habe, vermögend sei u. s. w. Da ist nicht nur Schmock, da ist sie selbst von der historischen Bedeutung des Moments übergossen. Und so entfährt ihr denn, da der Vertheidiger sie fragte: »Wollen Sie mir gütigst sagen, Excellenz, hat Frau Pajarola wissen müssen, dass Sie kein Kind haben?«, der elementare Ausruf: »Gewiss, das weiss doch jeder Mensch!« Schlag folgt auf Schlag und Schmock bebt dermassen unter der Wucht der auf ihn einstürmenden Erlebnisse, dass er den Präsidenten, der nach Beendigung des Verhörs mit usueller Höflichkeit sein »Ich danke!« sagte, wörtlich folgendermassen schliessen lässt: »Ich danke sehr, Excellenz, dass Sie erschienen sind, Ihre Vernehmung ist zu Ende.« Wer's nicht glaubt, lese es im ‚Neuen Wiener Abendblatt' vom 24. Mai nach.

Die Journaille fühlt demokratisch. Aber nur im Allgemeinen. Im Besonderen wird sie in Ohnmacht fallen, wenn ich ihr versichere, dass auf der Zeugen-

Digitized by

vorladung, welche die Gräfin Anastasia Kielmansegg erhalten hat, genau so wie auf jeder anderen die Worte gedruckt standen: »Zur Beachtung: Ihr Ausbleiben würde die Verhängung einer Geldstrafe von 10 bis 100 Kronen und nöthigenfalls die Erlassung eines Vorführungsbefehls, sowie die Auferlegung des Ersatzes der Kosten im Falle der Vereitlung der Hauptverhandlung nach sich ziehen. — Ein Anspruch auf Zeugengebühr ist längstens innerhalb 24 Stunden nach der Vernehmung bei sonstigem Verluste zu stellen.« Gräfin Kielmansegg aber hat mit ostentativer Absichtlichkeit keine Zeugengebühr beansprucht ....

* * *

Herr K. H. Wolf gibt zu, dass er Pauschalien genommen hat. Aber er hat zwei gewichtige Entschuldigungsgründe: die Pauschalien waren immer nur sehr klein, und es waren ausschliesslich Pauschalien von Bahnen. Den ersten Grund wird jeder Jurist, wenn auch nicht uneingeschränkt, gelten lassen müssen; denn auch beim Diebstahl verringert die Geringfügigkeit des Betrages die Schuldbarkeit, hebt sie jedoch nicht auf. Aber wenn Herr Wolf mit Stolz versichert, dass er »das Eingehen eines solchen Pauschalverhältnisses lediglich mit Bahnen gestattet habe, nie aber mit Banken«, so muss man erwidern, dass die Feinfühligkeit, mit der er zwischen den Aemtern des Herrn v. Taussig bei der Bodencreditanstalt und bei der Nordwestbahn und der Staatseisenbahn unterscheidet, schon deshalb nicht am Platze war, weil Herr v. Taussig selbst sich niemals auf eine so genaue Unterscheidung eingelassen hat. Indes, Herr Wolf begnügt sich nicht, sich zu entschuldigen. Er beschuldigt! Er beschuldigt die Leser der ‚Ostdeutschen Rundschau' keines geringeren Vergehens als der Erpressung: sie hätten ihn durch Drohungen — das Abonnement

Digitized by Google

aufzugeben — zur Veröffentlichung »gewisser Ankündigungen und Mittheilungen« gezwungen und es sei klar, »dass eine Zeitung das nicht umsonst thun kann«. Herr K. H. Wolf ward also zum Pauschaliennehmen gepresst. Der Erpresser aber, das Publicum, leugnet jetzt, um die Herkunft der Mittel zur Befriedigung seiner Wünsche gewusst zu haben. Die Argumentation des Herrn Wolf hat bloss eine Lücke: Nur wenn eine psychiatrische Untersuchung feststellen sollte, dass er unter dem unwiderstehlichen Zwang, die ‚Ostdeutsche Rundschau' herauszugeben, sich befindet, wird man zugeben können, er sei durch die Wünsche seiner Leser zur Annahme von Pauschalien gezwungen gewesen. Andernfalls aber wird man sich dafür entscheiden, dass Herr Wolf lieber die ‚Ostdeutsche Rundschau' einstellen als sie durch eine Gelderannahme erhalten musste, die er selber als unlauter erweist, indem er erzählt, dass nicht die Bahnen ihre Ankündigungen, sondern dass das Publicum diese in der ‚Ostdeutschen Rundschau' zu sehen wünschte. Die ‚Arbeiter-Zeitung' freilich, die das Schuldbewusstsein ihrer relativen Moral drückt, muss das Débâcle des Herrn Wolf mit einsichtsvoller Milde aus den »allgemeinen Zuständen« der bekannten »österreichischen Pressunfreiheit« zu erklären suchen, die es verschuldet haben, dass »selbst ein so anständiges Blatt u. s. w. sich genöthigt sieht«. Ja, wo in aller Welt besteht denn eine Verpflichtung, die ‚Ostdeutsche Rundschau' herauszugeben? Die Sehnsucht der Leser nach den Inseraten der Bahnen ist wohl nur ein Witz des Herrn Wolf, vom Galgenhumor seiner gegenwärtigen Situation eingegeben. Und die Wünsche alldeutscher Abonnenten mit ihrem Gelde zu bezahlen, haben die Bahnen sicherlich keinen Grund; sie geben Pauschalien gegen Leistungen, die sie selbst vom Zeitungsherausgeber, nicht für solche, die seine Leser von ihm erwarten. Wäre wirklich die Wichtigkeit der Veröffentlichungen für die Bahn der Massstab

Digitized by Google

ihrer Pauschalienleistung, dann dürfte nicht der Abdruck von Fahrplänen, Zugs- oder Tarifveränderungen, über die sich das interessierte Publicum auch anderweitig unterrichten kann, sondern dann müsste die tägliche Cursnotiz am höchsten bezahlt werden. Ein Wink für Erpresser und solche, die es werden wollen: Man könnte auch für jede Zeile des Cursblattes Bezahlung verlangen. Das wäre überdies noch raumsparend. Und wie jede andere strebt doch auch die Zeitungstechnik dem Ideal zu, mit dem geringsten Aufwand — an Papier und Druckerschwärze — die höchsten Leistungen zu erzielen. Leistungen Anderer natürlich.

* * *

Die ‚Ostdeutsche Rundschau' war vom Zuckercartell bestochen. Das bestreitet ihr Herausgeber nicht. Der Verwalter des Blattes hat die Pauschalien des Zuckercartells genommen, und weil er zugleich volkswirtschaftlicher Redacteur war, stand die Erfüllung der Bedingungen, unter denen die Pauschalien gegeben wurden, nur bei ihm. Denn dass Herr K. H. Wolf als Abgeordneter das Zuckercartell nicht angreifen werde, war nicht ausbedungen, und die Unterlassung, die hierin Herrn Wolf nachgewiesen ist, war keine Leistung gegen Entgelt. Ein Entgelt hat aber Herr Wolf persönlich auch für die Leistungen der ‚Ostdeutschen Rundschau' vom Zuckercartell nicht bezogen. Die 12.000 Kronen, die Herr Guttmann von den Zuckerleuten erhielt, hat er behalten und nur als Darlehen zwei Drittel der Summe ohne Wissen des Herrn Wolf der ‚Ostdeutschen Rundschau' zur Verfügung gestellt. So ist denn — Herr K. H. Wolf behauptet's in seiner »Antwort auf Dr. Schalks Schmähschrift« — die Pauschalienaffaire völlig aufgeklärt, und »Sache des Herrn Dr. Schalk wird es sein, vor Gericht zu beweisen, dass Herr Guttmann mit meiner (Wolfs) Einwilligung oder auch nur mit meinem Wissen die Gelder des Zuckercartells angenommen habe«.

Aber, mit Verlaub: gerade die wichtigsten Umstände in der Pauschaliensache sind noch unklar, und ehe es zum Ehren-

Digitized by Google

beleidigungsprocess gegen Herrn Dr. Schalk kommt, wird zwei Männern die Pflicht obliegen, sie aufzuklären. Die beiden sind der Staatsanwalt und — der Bürgermeister von Wien. Den Staatsanwalt kann der Verdacht nicht ruhen lassen, dass Herr Guttmann einen Betrug begangen habe, und um diesen zu verfolgen, hat er auf den Antrag des geschädigten Herrn Wolf nicht zu warten. Sind nicht, so muss er sich fragen, die Pauschalien ein aus dem Zeitungsgeschäft entspringender Nutzen, und war nicht Herr Guttmann als Gewalthaber (Bevollmächtigter) nach § 1009 a. b. G.-B. verpflichtet, diesen Nutzen seinem Machtgeber Herrn Wolf zu überlassen? Und weiter: sind jene 12.000 Kronen dem Verwalter der ‚Ostdeutschen Rundschau' nicht ausdrücklich für das Blatt, also für seinen Herausgeber ausbezahlt worden? Darüber wäre der Geschäftsleiter des Zuckercartells einzuvernehmen. Herr Guttmann aber hat 8000 Kronen als Darlehen an die ‚Ostdeutsche Rundschau' abgeführt und seine Darlehensforderung durch die Eintragung in die Geschäftsbücher sichergestellt; er hat sich also das Eigenthum an fremdem Gelde widerrechtlich angemasst, er liess sich — höchstwahrscheinlich — von Herrn Wolf für das diesem gehörende Geld Zinsen zahlen, und wenn er, bevor die Broschüre des Herrn Hlawitschka erschien, gestorben wäre, so hätten seine Erben sicherlich jene 8000 Kronen zurückgefordert. Und wie steht es, nachdem Herr Guttmann aus dem Verband der ‚Ostdeutschen Rundschau' entlassen worden ist, um die restlichen 4000 Kronen? Hat er sie Herrn Wolf ausgeliefert? Der Staatsanwalt wird das zu erforschen haben. Möglich ist es, dass seine Untersuchung rasch wieder eingestellt wird. Das müsste geschehen, wenn Herr Guttmann beweist, dass die Buchung der 8000 Kronen als eines Darlehens nur zum Schein erfolgte und dass Herr Wolf die übrigen 4000 Kronen richtig erhalten hat. Was Herr Wolf weiter gethan hat, darf den Staatsanwalt — weil kein Gesetz heute noch Bestechung und Bestechlichkeit der Presse in Oesterreich verbietet — nicht kümmern. Ob Herr K. H. Wolf den Pauschalienbetrag dem Zuckercartell etwa zurückgegeben, ob er ihn Herrn Guttmann geschenkt oder ob er ihn endlich ruhig eingesteckt hat, das ist keine juristische und nur eine moralische Frage — wofern man bei Zeitungen, die zwar in Gottesnamen nicht ehrlos, aber mindestens — im älteren Sinne des Wortes — »unehrlich« sind,

Digitized by Google

moralische Fragen aufwerfen will. Einstellen müsste aber der Staatsanwalt seine Untersuchung auch, wenn sie ergäbe, dass Herr Guttmann die Pauschalien des Zuckercartells nicht für die ‚Ostdeutsche Rundschau', sondern für sich selbst — als volkswirtschaftlichen Schriftleiter — erhalten hat. Dann aber hätte, wo die Neugierde des Staatsanwaltes endet, jene des Bürgermeisters von Wien zu erwachen. Herr Dr. Lueger erinnere sich an den § 1013 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, in dem es heisst: »Es ist ihnen (den Bevollmächtigten) nicht erlaubt, ohne Willen des Machtgebers in Rücksicht auf die Geschäftsverwaltung von einem Dritten Geschenke anzunehmen. Die erhaltenen werden zur Armencasse eingezogen.« Von der Geltung dieses ganz vergessenen Paragraphen sind nur Geschäftsvermittlungen ausgenommen. Aber geradezu ein Schulfall des § 1013 a. b. G.-B. ist es, dass der Redacteur ohne Wissen des Chefs Geschenke annimmt gegen die Verpflichtung, sein Ressort im Sinne des Geschenkgebers zu führen. Herr Dr. Lueger muss namens der Armencasse der Stadt Wien den Anspruch auf die 12.000 Kronen des Zuckercartells anmelden und die Einleitung der Erhebungen fordern, die nothwendig sind, um die Giltigkeit des Anspruchs zu erweisen. Die Entscheidung über die Zuckerpauschalienangelegenheit der ‚Ostdeutschen Rundschau' kann nicht der Jury in einem Ehrenbeleidigungsprocess überlassen bleiben. Ausser der Möglichkeit, dass ein Herrn Wolf diffamierender Wahrheitsbeweis erbracht wird, gibt es noch zwei ungleich interessantere: dass zwar der Ankläger der ‚Ostdeutschen Rundschau' gutgläubig, aber Herr Guttmann ein Betrüger war, oder dass durch Herrn Guttmanns Geschenkannahme das Zuckercartell wider Willen zum Wohlthäter der Armen wird.

* * *

Der »Verein der Montanindustriellen« hat gegen den Ausspruch des Kriegsministers, dass »nur Krupp mit absoluter Sicherheit einen Stahl von so hohen Qualitäten, wie er für die Erzeugung von Geschützrohren, aus welchen Brisanzgranaten geschossen werden sollen, nothwendig ist, herzustellen in der Lage wäre«, protestiert. Man wird den Unmuth der Herren,

Digitized by Google

denen das Kanonengeschäft verdorben wurde, verzeihlich finden. Lächeln werden freilich, da die technische Autorität des Leiters der Skoda-Werke gegen jene des Artillerie-Inspectors v. Kropatschek, des Arsenaldirectors Thiele und des Oberstlieutenants Maudry, des Directors der Wiener Artillerie-Zeugsfabrik, ausgespielt wird, bloss die Waffentechniker und die Unbetheiligten; von den Stirnen der Börseaner wird der düstere Ernst, den der Cursfall der Creditactien hervorgerufen hat, nicht so bald wieder verschwinden. Aber der »Verein der Montanindustriellen« beschuldigt nicht nur die artilleristischen Constructeure der Unwissenheit, sondern er zeiht auch den Kriegsminister unpatriotischer Leichtfertigkeit. »Wenngleich auch der Zweck der vorstehenden Vorstellung«, so erklärt er, »nicht der ist, ein Urtheil darüber zu fällen, welches Material für die Herstellung der Feldgeschütze das geeignetste ist, so hält es der ergebenst unterfertigte Verein unter nachdrücklichstem Hinweise auf das Vorgehen der anderen grossen Staaten hinsichtlich der Verwendung von Stahlgeschützen für seine patriotische Pflicht, bei diesem Anlasse davor zu warnen, dass man etwa nur aus ökonomischen Gründen ein Material wähle, wodurch die Wirksamkeit unserer Kriegsmacht gegenüber denjenigen anderer Länder hintangesetzt wird.« Herr v. Krieghammer ist vom Regen in die Traufe gerathen. Kaum sind die Angriffe der parlamentarischen Vertreter der Arbeiter, weil er zu viel Geld für Kanonen fordere, verstummt, so greifen ihn die Industriellen an, weil er zu wenig Geld fordere. Das ist die patriotische Pflicht der Industriellen. Und man darf den Industriellen das stählerne — das kanonenstählerne — Pflichtgefühl glauben. Ein Patriotismus, der Millionen eintragen soll, ist sicherlich wahr. Lehrt doch die Psychologie, dass die lustvollen Gefühle — zu denen der Patriotismus gehört — für das Individuum förderlich sind.

†

* * *

Digitized by Google

Herrn v. Chlumecky hat man in der letzten Generalversammlung der Südbahn vorgeworfen, er vertrete als deren Präsident, weil die Rothschilds die grössten Prioritätenbesitzer seien, das Interesse der Prioritäre statt des Actionärinteresses. Herr v. Chlumecky hat erwidert, er habe sich überzeugt, dass die Rothschilds nur sehr wenig Prioritäten, aber sehr viele Actien der Südbahn besitzen. Es ist nicht klar, was Herr v. Chlumecky damit beweisen wollte. Wollte er den Vorwurf, dass er die Interessen der Priontäre vertrete, durch die Versicherung widerlegen, dass die Rothschilds sehr viele Actien besitzen, oder wollte er die Behauptung, dass er das Interesse der Rothschilds vertrete, durch die Feststellung entkräften, dass die Rothschilds wenig Prioritäten besitzen? Was ist Herr v. Chlumecky eigentlich: Anwalt der Rothschilds oder der Prioritäre?

Die Generalversammlung der Südbahn hat einstimmig beschlossen, Herrn v. Chlumecky zu vertrauen. Ausgesprochen hat sein Vertrauen nur einer der Anwesenden. Es war Herr Dr. Granitsch, der Schwager des Herrn Dr. Mündel, Präsidialbeamten der Südbahn. Und Eingeweihte erzählten, Herr Dr. Granitsch beziehe von seinem Schwager nicht nur die Informationen, die ihn zu seinem Vertrauen, sondern auch die Actien, die ihn in die Generalversammlung gebracht haben. Natürlich gehören diese Actien nicht Herrn Dr. Mündel, sondern seinen Chefs, der Verwaltung der Südbahn, die mit der Vertretung durch Herrn Dr. Granitsch eines der bekanntlich noch immer nicht verbotenen »Geschäfte in sich« gemacht hat.

Wenn Herr v. Chlumecky mit Mittheilungen kargt, sollten die Südbahn-Actionäre ihre Fragen an die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrathes richten. Da sitzen die Verwaltungsräthe Grafen Bombelles und Ceschi a Santa Croce und der Baron Nopsca, und werden in der Generalversammlung so wenig

Digitized by Google

gefragt wie vermuthlich in den Verwaltungsrathssitzungen. Wäre es nicht angezeigt, sich bei den Herren zu erkundigen, ob sie die Interessen der Prioritäre oder jene der Actionäre vertreten? Es ist anzunehmen, dass sie, wie sie's im Verwaltungsrathe gewohnt sind, mit Ja antworten würden. Aber man könnte dann weitergehen und fragen, ob die Herren den Unterschied zwischen Prioritäten und Actien kennen. Das aber wird ein neues Actiengesetz zu bestimmen haben: dass sämmtliche Verwaltungsräthe bei Strafe des Mandatverlustes und der Nichtwiederwählbarkeit der Generalversammlung beiwohnen müssen und dass es jedem Actionär freisteht, von einem bestimmten Verwaltungsrath Auskunft zu verlangen. Strenge öffentliche Prüfungen der Verwaltungsräthe: ohne dies Mittel gibt es keinen Actionärschutz. +

* * *

Ob Professor Lammasch, dessen glänzende Herrenhausrede zum Justizetat auch den Beifall des ‚Extrablatt' gefunden hat, wohl jetzt stolz in Wien umhergeht? Jedenfalls ist ihm die grösste Ehrung widerfahren, die von dieser Seite überhaupt zu erwarten war. Seine Rede ist nicht nur »überaus interessant«, er selbst »der berühmte Strafrechtslehrer unserer Universität« genannt worden — nein, mehr, viel mehr: das ‚Extrablatt' hat die Rede in einzelne Abschnitte getheilt und jeden einzelnen mit einem Titel versehen, ganz als ob's über einen Mord zu berichten gälte. Wir lasen da: »Einschränkung der Todesstrafe« — »Das Kind als Verbrecher« — »Ein Curiosum« — »Die Begegnung beim Agnesbründl« — »Schutz den Frauen« u. s. w. Namentlich durch die »Begegnung beim Agnesbründl« — dieser Titel bezieht sich auf eine Bemerkung des Gelehrten über das Lotteriespiel — hat Prof. Lammasch das Herz des ‚Extrablatt' gewonnen. Aber ach, er wird es, wenn seine staats- und culturerhaltenden Absichten das neue Strafgesetz durchdringen werden, nur zu bald wieder abstossen! Denn wenn auf blutrünstige Abbildungen, Illustrationen

Digitized by Google

von Familienkatastrophen und sonstige Methoden der Volksverdummung schwere Freiheitsstrafen gesetzt werden, so hört das ‚Extrablatt' zu bestehen auf und wird dann schon aus diesem Grund den Professor Lammasch nicht mehr loben können. . . .

Wieder wird in medicinischen Kreisen von Schrötters gemunkelt. Natürlich nicht von ihren wissenschaftlichen Leistungen. Von denen erfährt man allemal nur aus den freisinnigen Tagesblättern. Aber es gibt wieder, so heisst es im Allgemeinen Krankenhause, eine »Affaire Schrötter«. Diesmal ist — der Sohn untersteht der Disciplinargerichtsbarkeit des akademischen Senats nicht mehr — der Vater in Disciplinaruntersuchung gezogen worden. Schrötter junior hat an der Klinik Schrötter seniors, so erzählt man sich, obwohl er dieser Klinik nicht mehr angehören darf, weiter practiciert, aber — gegen Entgelt. Das ist bekanntlich streng verboten. Kürzlich soll er dort eine Tracheotomie vorgenommen haben, und die Chirurgen Gussenbauer und Eiselsberg sollen die Anzeige erstattet haben. Die liberale Tagespresse, die für jede geschmacklose Toilette vom Marsfest einen beschreibenden Reporter aufbringt, hat diese Affaire todtgeschwiegen oder, was noch schlimmer ist, ohne Nennung des Namens Schrötter von ihr Notiz genommen. — Aufgefallen ist, dass Hofrath v. Schrötter neulich bei der Tuberculosebekämpfungs-Versammlung fehlte. Alland war nur durch den Fürsten Fürstenberg vertreten. Ob der wohl weiss, dass es um die Allander Anstalt schlecht steht? Die Erfolge, so behaupten Eingeweihte, sind gleich Null,

Digitized by Google

und das habe auch Schrötter senior bereits eingesehen und sei der Ueberzeugung, dass eine Besserung nur erzielt werden könne, wenn der Anstaltsdirector v. Weismeyer zurücktritt und — durch Schrötter junior ersetzt wird. . . .

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Der »Neuen Freien« ist die »Neue Wiener« Physik des Steyrermühlblattes vollkommen ebenbürtig. Ja die jüngste Errungenschaft der letzten, die ein Herr Dr. M. Wilhelm Meyer am 31. Mai in dem Feuilleton »Die Ernte des Todes« ausposaunt hat, übertrifft den in der ‚Neuen Freien Presse' verübten Spatzentodtschlag bei weitem an Raffinement. Schreibt da Herr Dr. Meyer im ‚Neuen Wiener Tagblatt': »Die Vulcane werden heute nicht mehr als Ventile angesehen, durch die ein ehemals angenommenes glühendes flüssiges Innere mit der Aussenwelt communiciert und den durch die Abkühlung des Erdballes bewirkten Ueberdruck der festen Kruste ausgleicht. Unter dem gewaltigen Druck der überliegenden Schichten kann das Erdinnere überhaupt nicht flüssig sein, ebenso wie in einem festgeschlossenen Topfe Wasser nicht sieden kann.« Dieser Satz ist geeignet, eine geradezu vulcanische Umwälzung aller physikalischen Begriffe herbeizuführen. Denn den Unterschied, den man bisher schon in der dritten Gymnasialclasse zwischen zweien grundlegenden machen lernte, hebt Herr Dr. Meyer einfach auf. Die alte Physik kannte zwei Gesetze. Das eine handelte von der Beziehung zwischen dem Druck und dem Schmelzpunkt fester Körper, das andere von der Beziehung zwischen dem Druck und dem Siedepunkt flüssiger Körper. Nun aber kommt die Neue Wiener Physik und stellt durch ein kühnes »ebenso wie« die Identität von Schmelzen und Sieden her. Und zugleich wird ein Gesetz betreffend das Sieden, das sogenannte Gesetz von den kritischen Temperaturen, mittelst Verordnung vom 31. Mai von Herrn Dr. Meyer umgestossen, indem er erklärt, dass »in einem festgeschlossenen Topfe Wasser nicht sieden kann«. Vor dem

Digitized by Google

31. Mai 1902 konnte nämlich das Wasser das und that es auch, mochte der Druck noch so hoch gesteigert werden, wenn die Temperatur von 411° C erreicht war. Und meistens bedurfte es einer so hohen Temperatur gar nicht, weil der »festgeschlossene Topf« — z. B. einer der Papin'schen Töpfe, in denen die Köchinnen gern das Fleisch sieden — schon bei einem Druck von wenigen Atmosphären sein Ventil öffnete und das Sieden erlaubte. Wenn aber der Topf auch noch so viel Druck aushielt, konnte die Erhöhung des Drucks das Sieden immer nur verzögern, niemals verhindern. Mit einem einzigen Satze ist also Herr Dr. Meyer über die Kluft, die zwischen grundverschiedenen physikalischen Begriffen bestand, hinweggesprungen, und man wird ihn in Zukunft gewiss als einen der grössten feuilletonistischen Physiker verehren. Denn das Wesen der feuilletonistischen Physik ist, zugleich zu belehren und zu unterhalten: d. h. die physikalisch Ungebildeten zu belehren und die physikalisch Gebildeten zu unterhalten. Allen, welche die Unterhaltung suchen — die Belehrung dürfte wohl das Geld nicht werth sein — sei mitgetheilt, dass Herr Dr. Meyer, wie er im ‚Neuen Wiener Tagblatt' verrieth, ausser Feuilletons auch Bücher geschrieben hat. Der Titel des einen lautet: »Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen.« Die darin entwickelten Theorien sollen auf der Nichtunterscheidung sämmtlicher physikalischen Begriffe aufgebaut sein. Kenner freilich wollen gerade bei diesem Buche einen sonst nicht bestehenden Unterschied machen und behaupten, dass sich hier die Begriffe »Volumen« und »Inhalt« nicht decken. Das Volumen sei gross, der Inhalt gering. Doch genug des Spotts über Herrn Dr. Meyer! Werden wir ernst: Wie schrecklich ist es, wenn Unwissenheit sich erdreistet, zu belehren, und welcher Muth gehört selbst dem Leserkreise volksverdummender Blätter gegenüber dazu, öffentlich über die Fragen einer exacten Wissenschaft zu schreiben, von der man nicht das Geringste versteht!

* * *

Dass Herr Rudolf Lothar ein Dichter sei, hat ihm, da er aus allen Städten zwischen Neapel und Hammerfest die Triumphe des »König Harlekin« telegraphierte, niemand geglaubt, und hart-

Digitized by Google

näckig blieben die Leute dabei, nachweisen zu wollen, woher der geschäftige Literaturreisende den Stoff eines Theaterstückes, den er für sein eigenes Erzeugnis ausgab, bezogen habe. Aber die Fabulierkunst, die niemand Herrn Lothar zutraute, hat jetzt Herr Th. Thomas bewiesen. Noch eine Namensänderung, und Spitzer wird vielleicht ein Dichter sein. Einstweilen hält er noch beim dritten Namen und, weil der Fabuliergabe die Kraft künstlerischer Gestaltung fehlt, statt des Dichtens noch beim Erdichten. Dreimal ist er binnen drei Wochen ertappt worden. Das erstemal gieng es noch glimpflich ab. Thomas hatte die Schauspielerin Lehmann sagen lassen, mit Gerhart Hauptmann sei es aus. Aber die Schauspielerin des Berliner Deutschen Theaters hat, da eben das Theater ein Gastspiel in Wien absolvierte, die ‚Neue Freie Presse' nicht zu dementieren gewagt und von dem Director Brahm wahrscheinlich bloss Erlaubnis erhalten, durch Herrn Siegfried Löwy in Berlin versichern zu lassen, dass sie, was Thomas geschrieben, nicht gesprochen hatte. Da ward Herr Thomas kühner. Acht Tage später überfiel er den völlig ahnungslosen Goldmark mit einem Interview. Dieser arme Goldmark kann sich, obwohl er seit Richard Wagners Tod und durch Richard Wagners tief empfundenen Einfluss der grösste lebende Musikdramatiker geworden ist, der liberalen Protection ebensowenig wie der — viel ungefährlicheren und viel ehrenvolleren — antisemitischen Gegnerschaft erwehren. Für Freund und Feind ist er nicht sowohl zum Musiker wie als Jude geboren. Und Herr Th. Thomas fühlt sich mit ihm so sehr eines Glaubens, dass er ohneweiters auch die eigenen musikalischen Ueberzeugungen bei Goldmark voraussetzt. Herr Thomas fragte also den Meister um seine Meinung über den Ausspruch Wilhelms II., dass ihm Wagners Musik zu lärmend sei, und Sonntags erfuhr der Schottenring, dass Goldmark über den deutschen Kaiser und die moderne Musik durchaus dasselbe wie die ‚Neue Freie Presse' denke. Aber schon Montag dementierte Goldmark. Er hat's gewagt; angesichts des Herrn Thomas konnte der tief eingewurzelte Respect vor der Machthaberin in der Fichtegasse nicht Stand halten. Die Ausrede, dass Goldmark jene Aeusserungen über Kaiser Wilhelm wirklich gethan und nur nachträglich aus Aengstlichkeit dementiert habe, lässt sich nicht gebrauchen, da Goldmark versicherte, dass er auch über musikalische Persönlichkeiten — Richard

Digitized by Google

Strauss und Hausegger — nichts oder das gerade Gegentheil von dem gesagt habe, was ihm Thomas in den Mund gelegt hatte. Auf dramatischem und musikalischem Gebiet geschlagen, warf sich Rudolf Lothar, noch warm vom heissen Ringen um »Peer Gynt«, zuletzt auf die Culturgeschichte, die darob heftig erschrak, und debutierte am folgenden Sonntag mit einem Artikel über das Khalifenschloss Amra. Das war endlich ein Stoff aus dem heimatlichen Orient, und hier konnte sich die östliche Phantasie ungehemmt ergehen. Amra ein einfaches Badeschlösschen? Unmöglich! Herrn Thomas »drängt es sich auf, ob das ganze märchenhafte Gebäude nicht eine Cultstätte war für die Riten eines Geheimbunds«. Eines ähnlichen Bundes, meint er vorsichtig, wie jenes der Manichäer. Und die ahnungsvollen Leser der ‚Neuen Freien Presse' denken den Gedanken weiter: Gewiss, die uralten Anfänge, von denen das Freimaurerthum so geheimnisvoll erzählt, haben hier eine Stätte gehabt. Aber Tags darauf erhält die ‚Neue Freie Presse' aus »akademischen Kreisen« eine Zuschrift: Alles war Schwindel. Den Hypothesen des Dichters stehen unzweifelhafte Thatsachen, Inschriften etc., gegenüber. Auch mit dem Culturgeschichten-Erzählen ist es nichts. So muss der Interviewdichter rastlos nach neuen Stoffen suchen. Und auf jeden Sonntag folgt ein Montag, an dem ein eben gesponnenes Lügengewebe wieder aufgetrennt wird. Die ungläubigen Leser des Thomas werden nachgerade kopfscheu. Und Herr Lothar hat in dieser Hetzjagd zwischen Interviews und Dementis seine Actentasche verloren.

* * *

Die Gräfin Kielmansegg, Director Bukovics und der unvermeidliche Herr Lothar haben sich zu einer Action gegen das vulcanische Treiben des Mont Pelée vereinigt. Am 29. Mai erschien in der Wiener Tagespresse ein Aufruf, der nicht nur die Versicherung enthielt, dass es »den Franzosen ein Trost in ihrer schweren Heimsuchung« sein werde, wenn die Aufführung der »Arleserin« im Deutschen Volkstheater ein »volles Haus« machen würde, sondern der auch verhiess: »Dann wird sich auch mit Bezug auf die Katastrophe in Martinique das Dichterwort erfüllen, Neues Leben

Digitized by Google

blüht aus den Ruinen.« Und am 31. Mai rief Herr Lothar in einem Prolog dem im Deutschen Volkstheater versammelten Publicum zu: »Gebt mit vollen Händen!« und versprach ihm: »Die Liebe spricht das Schöpferwort: es werde! Und seht, ein neues Eiland steigt herauf und neue Menschen greifen zu dem Pfluge.« Herrn Lothars Aufforderung, mit vollen Händen zu geben, kam bei einem Theaterpublicum, das die erhöhten Sitzpreise bereits bezahlt hatte und sich zu weiteren Leistungen für die Opfer von Martinique durchaus nicht verstehen wollte, zweifellos zu spät, und Leute, die noch ausserhalb des Deutschen Volkstheaters weilten, konnte der Prolog — wenn er schon die drinnen Sitzenden nicht hinaustrieb — keinesfalls in das Haus locken. Dagegen ist die Verheissung des Wiederaufblühens von Martinique infolge der 3000 Francs, welche die Wiener Wohlthätigkeitsvorstellung ergeben hat, wohl verfrüht. Denn ob wirklich auf Martinique neues Leben blühen und der Pflug Furchen ziehen wird, das hängt nicht von der Gräfin Kielmansegg und Herrn Lothar, die es so voreilig versprochen haben, sondern ausschliesslich vom Mont Pelée ab. Hoffen wir, dass der Vulcan — in Prosa und Versen — mit sich reden lassen wird. Es wäre geradezu unhöflich, wenn er's nicht thäte und angesichts der Verse des Herrn Lothar am Ende weiterspeien wollte. Den Eindruck einer Ehrfurchtsbezeugung vor den Premièrenbesuchern des Deutschen Volkstheaters würde das wenigstens gewiss nicht machen. Und während die vulcanischen Eruptionen bisher von den Geologen als »revolutionäre Erscheinungen« aufgefasst worden sind, würde der Mont Pelée dann unbedingt in den Ruf reactionärer Gesinnung gelangen.

* * *

»Mitgeher« wünscht sich der Künstler. Nun, das ist Herr W. Fred, ein Wechsler seines Namens und immerfort auch des Schauplatzes seiner Thaten; der geht per Schnellzug — zwischen Wien, Berlin, Paris und Turin — und sogar per Dampfer — nach London — mit den modernen Künstlern mit. Am liebsten mit Herrn Olbrich, dem Darm-Wiener. So hörten wir neulich wieder Neues — im ‚Neuen Wiener Tagblatt' (28. Mai) — von Herrn

Digitized by Google

Olbrich. Herr W. Fred hatte die Turiner Ausstellung gesehen und sich nach Darmstadt zurückversetzt geglaubt: »Da ist das bunte Portal«, schreibt er, »mit den flachen Dächern, dem Schachbrettmuster und den Wellenlinien, wie es Olbrich vor einem Jahre gebaut hat. Da sind die Reissbretthäuser, über die er heute lächelt.« Wahrhaftig, was vor einem Jahre ein »Document deutscher Kunst« war, ist jetzt zum Schüleraufsatz degradiert, den der geistig gereifte Mann belächelt. Herr W. Fred hat Herrn Olbrich sicherlich mit eigenen Augen lächeln gesehen. Oh über die Armen im Geiste, denen die Darmstädter Bauten wie im Vorjahre noch heute gefallen! Hat sich Herr Hermann Bahr diesmal nur rechtzeitig überwunden? Oder ist er vielleicht gar noch ernst, während Olbrich schon lächelt? Man sollte den geistigen Wandlungen endlich einmal die technischen Errungenschaften der Zeit dienstbar machen. Herrn Olbrichs rascher Entwicklung wird Herr W. Fred im Schnellzug nicht immer nachkommen. Der letzte Kunststandpunkt müsste jederzeit telegraphisch oder telephonisch verbreitet werden, und nicht im Feuilletontheil, sondern in der Rubrik »Neuestes« wird künftighin Kunstgeschichte getrieben werden. Erklärt denn nicht schon das Wort »Mitgehen«, das — in der Zeit der gedankenschnellen Ueberbrückung räumlicher Entfernungen — die langsamste Bewegung für die metaphorische Bezeichnung des Fortschritts im Kunstgeschmack verwendet, zur Genüge die allgemeine Rückständigkeit der Kunstanschauungen? Die modernen Künstler werden um eine passendere Bezeichnung für ihre Versteher bemüht sein müssen. Die unaufhörliche Theilnahme am geistigen Leben des Künstlers müsste in ihr ausgedrückt werden. So wie etwa das Wort »Mitesser« die unaufhörliche — und auch nicht unappetitlichere — Theilnahme am körperlichen Leben des Individuums bedeutet. □

* * *

Entartung.

Aus Paris wird berichtet: »Während der vorgestrigen Vorstellung kam es im Theater Sarah Bernhardt im Parquet zu einer lebhaften Scene, die grosses Aufsehen erregte. Ermete Novelli

Digitized by Google

gab den Shylok, und das Haus war dicht gefüllt. Als Max Nordau ins Theater kam, bat er eine alte Dame, neben der ihr Sohn, ein bekannter Schriftsteller, sass, ihm Platz zu machen. Da die Dame dieser Aufforderung nicht Folge leistete, schaffte Herr Nordau sich brüsk Zugang zu seinem Sitze. Als hierauf der Sohn der alten Dame Nordau insultierte, antwortete dieser mit einer Ohrfeige, die quittiert wurde. Es entstand eine regelrechte Rauferei, die erst durch das Dazwischentreten einiger Saaldiener und Theaterbesucher ihr Ende fand.«

* * *

Liebe Fackel!

Ist es dir nicht aufgefallen, dass Vater Hartel vor einem halben Jahr, als sein Sohn, damals Concipist, turnusgemäss im Ministerium für Cultus und Unterricht Vice-Secretär werden sollte, diesen nicht ernannte? Seine Feder sträubte sich gegen solche Beförderung. Zur Belohnung dieser starren Correctheit ernannte Herr v. Koerber, der es als Chef der Regierung nicht dulden konnte, dass einem Ministerialconcipisten Unrecht geschieht, Hartel den Sohn zum Ministerial-Vicesecretär im Ministerium des Innern. (Als solcher macht er jetzt Luftschifffahrten mit dem bekannten Dr. v. Schrötter) . . . . . Rührendes Rechtlichkeitsgefühl . . . Ein Wunder, dass die Presse es nicht belobte!

Das Geschäft ist aber das folgende: Hartel junior bleibt als Vice des Innern dem Cultus und Unterricht zugewiesen, wie nur irgend ein protectionsmässig einberufener Bezirkscommissär oder Statthaltereipraktikant. Er wird daher aus dem Budget des C & U »beköstigt«. Aber: er avanciert im Status des Innern. Folge: dort gibt es blutwenig Vice; dort wird Hartel II. sehr rasch der rangälteste sein, und Herr v. Koerber, dem kein Verdienst entgeht, kann ihn dann zum Ministerial-Secretär befördern, ohne Rücksicht auf Vormänner »seines« Beamten. Ist das geschehen, so kann ihn das Ministerium für C & U als Sectionsrath wieder übernehmen, wird es sogar müssen, weil er beständig im C & U geblieben sein und sich daher Verdienste erworben haben wird, namentlich, wenn in deren Würdigung der allwissende

Digitized by Google

Cabinetschef den Jüngling inzwischen decoriert haben und Hartel Vater abgegangen sein wird. — Profit auf dem Wege starrer Rechtlichkeit und grössten Zartgefühls: Fünf Jahre Ersparnis an Zeit im Avancement!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Demokrat. Der Unterschied ist der: die Unfähigen im Herrenhause schweigen, während die Unfähigen des Abgeordnetenhauses am häufigsten und am lautesten sprechen. Aber in zwei Tagen hat das Herrenhaus bei der Budgetberathung mehr geleistet als das Abgeordnetenhaus in sieben Monaten. In jenem Meer von Redseligkeit, das während des letzten Sessionsabschnittes in der Volksvertretung flutete, ist nicht so viel Salz enthalten wie in den vier Reden der Herren Wilhelm v. Berger, Gomperz, Lammasch und sogar des Herrn v. Plener. Das blöde Geschimpfe auf die »Herrenhäusler« mag man der ‚Arbeiter-Zeitung' gönnen. Sie muss ja über eine Rede des Herrn Seitz in Begeisterung gerathen und einen Lammasch mit ein paar ungezogenen Bemerkungen abthun.

Pharmaceut. Es braucht nicht erst eigens betont zu werden: eine Action gegen die Ausbeutung proletarischer Kranken durch die Apotheker, wie die in der No. 104 der ‚Fackel' angeregte, würde zugleich einer grossen Anzahl von Pharmaceuten ein ausreichendes, gesichertes Einkommen und Pensionsberechtigung verschaffen. Da heute kein anderer Intelligenzberuf unter einer ähnlichen Ausbeutung zu leiden hat wie der pharmaceutische — die Arbeits- und Einkommensverhältnisse des Apothekerpersonals sind einer der schlimmsten öffentlichen Scandale —, wäre schon um dessentwillen allein die Gründung möglichst vieler in öffentlicher Regie betriebenen Apotheken wünschenswerth. Nicht gegen, sondern für den Pharmaceutenstand tritt die ‚Fackel' auf, und sie bekämpft auch hier nichts als den Capitalismus, dessen Auswüchse im Apothekerwesen besonders gefährlich sind. Ein heftiges Plaidoyer für die Ausbeuterinteressen veröffentlicht als Antwort auf den Artikel der ‚Fackel' soeben die ‚Pharmaceutische Post' (No. 22, 1. Juni). Von den sachlichen Behauptungen wird keine widerlegt. Der Vorwurf, die ‚Fackel' hätte verschwiegen, dass die Militärapotheken nur den Preis der Waare als solcher, nicht aber Regiekosten, Miethzins, Arbeit etc. berechnen, ist zu unsinnig, da doch die ‚Fackel' bloss eine Ersparnis von 52½% beim Medicamentenetat als möglich bezeichnet hat, während die Medicamentenpreise in den Militärapotheken, weil eben nur der Preis der Waare selbst gefordert wird, um mehrere hundert Procente hinter jenen der gewöhnlichen Apotheken zurückbleiben. Eine grobe Fälschung ist es aber, wenn die ‚Pharmaceutische Post' als Kronzeugen gegen die ‚Fackel' die — Cassenärzte anführt und mit gesperrtem Druck aus deren Memorandum den Satz citiert, dass »an den Medicamenten, ohne Gefährdung des Heilerfolgs, selbst der Gesundheit und des Lebens der Kranken keine weiteren Ersparungen gemacht werden können«. Natürlich wenden sich die Cassenärzte bloss

Digitized by Google

dagegen, dass ihnen die Leitung der Cassen verschwenderisches Gebahren mit Medicamenten vorwirft. Wir können, behaupten sie, nicht weniger Medicamente geben. Und es ist ja auch wahr, dass man dem gemeinen Mann selbst dort, wo eine Verschreibung unnöthig ist, meistens um der Suggestivwirkung willen eine Arznei verordnen muss, weil er sich sonst vernachlässigt glaubt. Was aber hat die Menge der Medicamente mit ihrem Preis, was das Medicamentensparen mit der Ersparnis bei den Medicamenten zu thun? Höchstens jene von den Aerztekammern noch immer nicht gemassregelten Aerzte, die von den Apothekern Procente beziehen, könnten sich gegen die Verbilligung der Medicamente aussprechen.

Arzt. Das ‚Neue Wiener Journal' schreibt: »Tuberculose, Krebs und chronische Nierenentzündung — diese furchtbare Trias, die noch immer schwer auf dem Menschengeschlechte lastet, will ein Mecklenburger Arzt, Dr. Krull, durch eine neue Behandlungsmethode zur Heilung bringen. Dr. Krull glaubt auf Grund eines mehr als 1800 Patienten umfassenden Materiales zu der Annahme berechtigt zu sein, dass Einspritzungen einer stark verdünnten Lösung von Ameisensäure in der That jene schrecklichen Krankheiten zum Stillstand bringen. — — — Die Ankündigung des Mecklenburger Arztes nimmt sich etwas phantastisch aus; die Misserfolge, die zahlreiche andere Behandlungsmethoden bisher gezeitigt haben, lassen eine gewisse Zurückhaltung des Urtheils gerechtfertigt erscheinen, und das umso mehr, als es bisher an einwandfreien Nachprüfungen der Methode und ihrer Resultate fehlt.« Wie gewissenhaft! Die Misserfolge aller möglichen Behandlungsmethoden der Tuberculose lassen »eine gewisse Zurückhaltung des Urtheils« gerechtfertigt erscheinen. Des Urtheils? Ja. Aber um Himmelswillen doch nicht des Inseratenagenten? Eine Preisfrage: Welches Wiener Blatt — liberal oder antisemitisch, bürgerlich oder proletarisch — verschliesst der Reclame für das Tuberculosemittel des Dr. Krull die Spalten seines Annoncentheils?

Panamist. Herr Berthold Frischauer depeschierte neulich, Jules Lemaître, »welcher in der Placaten-Literatur viel Bedeutenderes leistet als in der schönen Literatur«, habe anlässlich des Humbert-Scandales einen Wahlaufruf erlassen. Dies fachmännische Urtheil eines Mannes, der selbst in der schönen Literatur so Bedeutendes leistet, ist aus der folgenden Stelle des von Lemaître erlassenen Aufrufes zu erklären: »Waldeck-Rousseau wusste alles seit fünf Jahren. Warum ist er in den letzten drei Jahren, da er Minister-Präsident ist, nicht gegen die grösste Betrügerei des Jahrhunderts eingeschritten? Warum gab er nicht den Auftrag, die Untersuchung einzuleiten? Weil Frau Humbert nur ein Instrument war, weil zahlreiche Personen, die den Regierungskreisen und der Freimaurerei angehören, in diese unerhörte Affaire verwickelt sind.«

Südbahnpassagier. Sie schreiben: »Am 21. Mai wollte ich von Atzgersdorf nach Wien fahren. In der Station prangte ein mit fetten Lettern gedruckter, vom 1. Mai bis 1. September giltiger Fahrplan; der

Digitized by Google

dem Fahrplan entsprechende Zug sollte um 7·55 abends kommen. Da wenige Minuten vor Eintreffen des Zuges der Billettenschalter hermetisch geschlossen blieb und das Publicum ungeduldig wurde, erfuhren wir zu unserem Staunen, dass der besagte Zug erst vom 1. Juni an verkehren werde. Ob auch andere Züge, die auf dem vom 1. Mai an giltigen Fahrplan verzeichnet stehen, erst vom 1. Juni an verkehren, weiss ich nicht. Jedenfalls ist es eine niedliche Eigenthümlichkeit der Südbahn, Fahrpläne auszugeben, die, vom 1. Mai datiert, erst einen Monat später volle Giltigkeit haben.« Alles findet seine Erklärung. Die Fahrpläne der Südbahn dienen weder im Mai noch im Juni zur Orientierung des Publicums. Kein Mensch kann wissen, wann und ob überhaupt ein Südbahnzug in einer Station ankommt. Man thut gut, sich an die mündliche Auskunft des Personals zu halten, und kann sich viel besser nach der bekannten Antwort des Badener Stationsbeamten: »So um'ra elfe kommt er gern!« richten als nach dem Fahrplan, wenn man annähernd wissen will, wann ein Zug der Südbahn eintrifft. Mit den Fahrplänen ist's also nichts. Wenn sie dennoch ausgegeben werden, so hat das seine besonderen Gründe. Erstens hat die Südbahnverwaltung bei anderen Bahnen Fahrpläne bemerkt und die Erfahrung gemacht, dass dergleichen Lectüre zum Ausfüllen der Wartepausen in den Anschlussstationen ganz gut geeignet ist. Zweitens aber sind die Fahrpläne zur Orientierung für die Zeitungen da, die dann genau wissen, wie sie sich bei der Generalversammlung zu verhalten haben. Die Generalversammlung der Südbahn fand diesmal im Monat Mai statt. Darum musste der eigentlich erst für den Juni berechnete Fahrplan schon am 1. Mai »eingeschaltet« werden. Dadurch entsteht nicht die geringste Verwirrung. Denn — seien Sie unbesorgt — der Zug, auf den Sie in Atzgersdorf gewartet haben, kommt auch vom 1. Juni an nicht um 7·55. Der Ruf: »Atzgersdorf, aussteigen!« hat für diese Bahn mehr eine symbolische Bedeutung . . .

Börseaner. Der Ausdruck »eine Offerte« (anstatt »ein Offert«), den der Economist neulich in dem Artikel über die Verstaatlichung der Staatseisenbahn-Gesellschaft öfter gebrauchte, wird mit Vorliebe in der Sprache der Wiener Bankdirectoren angewendet. Angeblich stammt das Wort in dieser Form aus dem Französischen, dort ist es jedoch ausschliesslich ein Ausdruck der katholischen Liturgie und bedeutet jene Partie der Messe, bei welcher der Priester Brot und Wein heiligt. In Wien wird es aber auch bei Anbetung des goldenen Kalbes gebraucht.

Leser. Das ‚Neue Wiener Journal' ladet in einem Prospecte zu einem »Monatsprobeabonnement« ein und macht dem Publicum durch Aufzählung seiner »Mitarbeiter« den Mund wässerig. An der Spitze wird Herr Buchbinder genannt. Das kann Niemanden Wunder nehmen. Aber auch Alphonse Daudet fungiert unter den Genannten. Der bereits seit Jahren todte französische Romancier wird sich vielleicht ob der Ehre, die ihm da angethan wird, im Grabe umdrehen, allein darauf wird sich auch seine Thätigkeit für das ‚Neue Wiener Journal' beschränken; eine Abfassung von Beiträgen dürfte unter den gegebenen

Digitized by Google

Umständen gänzlich ausgeschlossen sein. Der werthvollste, immer rührige und eigentlich einzige belletristische Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Journal' fehlt in der Liste: Die Schere des Herrn Lippowitz.

Aufpasser. Mein Gott, mein Gott, man kann nicht hinter allem her sein. Also: ‚Neues Wiener Tagblatt' vom 22. Mai: »Dame der guten Gesellschaft, blond, 30 Jahre alt, sucht junge und gleichgesinnte Freundin. Anträge unter ‚Griechenland Nr. 16040' hauptpostlagernd. Nur gegen Schein.« Der edle, ewig hilfsbereite Wilhelm Singer! Hoffentlich hat die Dame der guten Gesellschaft das Land der Griechen, das sie mit der Seele und mit einer Annonce suchte, gefunden!

Sammler. Sentimentales über rumänische Auswanderer: »Es sind Frauen und Kinder aus Rumänien, die ihren Gatten und Vätern nach Amerika nachfolgen. Die Männer sind vor zwei Jahren hinübergewandert — — — — — Die Mütter haben oft noch Säuglinge im Arm. . . .« Na, es ist nicht das Schlimmste, was der ‚Neuen Freien Presse' in diesen Tagen passiert ist. Deutsch können die armen Teufel, die dem deutsch-österreichischen Bürgerthum tagtäglich Bildung zuführen müssen, noch immer nicht. Ein Literaturkritiker unseres Weltblattes hat neulich »ohne« mit dem Dativ construiert: »Aber auch ohne dieser drakonischen Massregelung«, meinte er, »zählte Amphitheatrow zu den populärsten Schriftstellern des modernen Russland«. Und ohne dieser drakonischen Massregelung der deutschen Sprache würde die ‚Neue Freie Presse' nicht zu den populärsten Blättern des modernen Oesterreich zählen. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' muss trachten, hinter der Concurrenz nicht zurückzubleiben. Darum lässt es bald darauf einen seiner Feuilletonisten — er heisst allerdings W. Fred und so wird's ihm nicht schwer — »begegnen« mit dem Accusativ construieren. »Es ist eine schöne Sache ums Reisen«, versicherte er; »mir fällt das immer ein, wenn ich meine braven Mitmenschen in Italien begegne, diese armen Sclaven der Sehenswürdigkeiten.« Und es ist eine noch schönere Sache ums Deutschschreiben; mir fällt das immer ein, wenn ich meine braven Collegen von der Feder begegne, diese armen Sclaven des Meinungsdienstes. Da ist die Schere vom ‚Neuen Wiener Journal' besser dran; sie hat nichts gelernt und nichts vergessen. Legt der Herr Redacteur sie beiseite und ergreift er zur Abwechslung einmal die Feder, so geht's schief. Da plauderte er kürzlich über allerlei Methoden, sich in der Gesellschaft beliebt zu machen, und gab unter anderem die folgenden Anweisungen: »Sprechе auf dem Ball niemals vom Gurkensalat und Magenkrämpfen!« und »Helfe deinem Vorgesetzten den Rock anziehen!« Kategorische, aber sprachlich verfehlte Imperative! . . . Nun, mehr will ich für heute nicht ausbessern. Schon sehe ich die finsteren Mienen sonst wohlwollender Beurtheiler, die es mir verübeln, dass ich hin und wieder — es geschieht selten genug — auch an den sprachlichen Sitten der Tagespresse herumnörgle, und die es »kleinlich« finden, im Kampf gegen die Corruption der Journaille deren »Stilschnitzer« zu beachten. Zu meiner Rechtfertigung citiere ich Schopenhauer: »Dies Alles sind keine Kleinigkeiten: es ist die Verhunzung der Gram-

matik und des Geistes der Sprache durch nichtswürdige Tintenklexer, nemine dissentiente. . . . Die deutsche Sprache ist gänzlich in die Grabuge gerathen: Alles greift zu, jeder tintenklexende Lump fällt darüber her. — — — — Ganz ernstlich muss ich nun aber hier zu bedenken geben, dass gewiss mehr als 9/10 der überhaupt lesenden Menschen nichts als die Zeitungen lesen, folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen bilden, — — ja, überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Auktorität gilt. Daher sollte, in allem Ernst, von Staatswegen dafür gesorgt werden, dass die Zeitungen, in sprachlicher Hinsicht, durchaus fehlerfrei wären. Man könnte, zu diesem Zweck, einen Nachcensor anstellen, der, statt des Gehaltes, vom Zeitungsschreiber für jedes verstümmelte oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden grammatischen, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in falscher Verbindung oder falschem Sinne gebrauchte Präposition einen Louisd'or, als Sportel, zu erheben hätte, für freche Verhöhnung aller Grammatik aber 3 Louisd'or und im Wiederbetretungsfall das Doppelte. Oder ist etwan die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze werth ist, den doch jeder Misthaufen geniesst? Elende Philister! Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungsschreiber discretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Massgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes?« (Parerga und Paralipomena II).

Mehrere Vorgesetzte des Herrn Stukart. Mit der collegialen Freude über jede Bemerkung der ‚Fackel', mit der Hoffnung auf die nächste Nummer nach dem Auftreten des Herrn in einem Schwurgerichtsprocess, bei dem er den Mörder des Mordes und — was noch schwerer ist — sich selbst des Scharfsinns überführt hat, ist's nicht gethan! Die schöne Zeit der Jagd nach Pokerspielern ist vorüber, und die ‚Fackel' kann auch nicht jede Reclamenotiz im ‚Extrablatt', jedes Erscheinen auf Bällen, Hochzeiten, bei Begräbnissen, Derbys u. s. w. in Evidenz halten. Dass der Mann, der mir einst schriftlich den Beweis anbot, dass er »nicht Poker gespielt« habe, ein heller Kopf ist, wissen wir nunmehr alle, und der inbrünstige Ruf polizeilicher ‚Fackel'-Leser nach »Mehr Stukart« kann nicht immer ein Echo finden. Zur Unterhaltung der Herren sind all diese Notizen nicht geschrieben, und ein ernstes Streben, endlich die Zustände im Sicherheitsbureau zu sanieren, dem Reclametreiben und der ausseramtlichen Intervenierererei ein Ende zu machen, wäre wahrhaftig löblicher als das beschauliche Vergnügen an der publicistischen Zurechtweisung durch die ‚Fackel'. Für heute sei nur eine Action des Herrn Stukart der Polizei zur Anzeige gebracht. Im Sommer 1900 hatte verrathene Liebe eine unglückliche Schauspielerin, die am Raimundtheater engagiert war, zum Selbstmord getrieben. (Ein Wiener Arzt hat in jener Affaire eine traurige Rolle gespielt. Aber wir leben im gemüthlichen

Digitized by Google

Wien, und der Mann darf, wiewohl die Aerztekammer in Kenntnis der damals erschienenen Zeitungsangriffe, auf die mit keinem Wort und keiner Klage reagiert wurde, ist, als Herzenbrecher weiter ordinieren.) Vor ein paar Tagen hat die am Jubiläumstheater engagierte Schwester der Dame — aus einem Motive wirtschaftlicher Natur — einen Selbstmordversuch verübt. Fräulein K. hatte, heisst es, von ihrem verstorbenen Vater eine Concession zur Betreibung eines Realitätenhandels geerbt und diese einem Manne zur Ausnützung überlassen. Aus dieser Geschäftsverbindung seien ihr schwere Misslichkeiten entstanden, gegen die sie schliesslich die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen sich genöthigt sah. »Sie wendete sich deshalb an Polizeirath (irrthümlich statt Polizei-Obercommissär) Stukart, wurde von diesem Herrn aber so brüsk abgewiesen, dass sie aus Erregung darüber zum Revolver griff.« Ich habe hier ein antiliberales Wiener Tagesblatt citiert. Lediglich, um zu fragen, warum es, wenn seine Darstellung unrichtig war, nicht schleunigst amtlich berichtigt worden ist. War die Darstellung aber richtig, so stelle ich an Herrn Stukart die Frage, ob er auch, wenn irgend eine Persönlichkeit der »Wiener Gesellschaft«, wenn z. B. Gräfin Kielmansegg, Baron Popper oder Herr Moriz v. Gutmann um seine Intervention ersucht, wenn ihn der Länderbankhahn zum Diner und Herr Riedel — am Tage vor seiner Verhaftung — zu einer Praterfahrt einladet, ob er auch dann »brüsk abweist«?

Habitué. Gewiss kommt es vor, dass ein Theaterkritiker Jahre hindurch seinen Groll gegen die Direction wegen Ablehnung oder rascher Absetzung seines Stückes conserviert. Aber Herr Schütz hält, wenn er noch heute das Volkstheater bekämpft, seine Motive offenbar für »verjährt«, kommt sich selbst ungeheuer objectiv vor und glaubt zuversichtlich, das Gedächtnis des Lesers reiche nicht bis in jene fernen Zeiten, da eine Dichtung namens »Sophie Dorothea« eines allzufrühen Todes verblich. Mehr als zehn Jahre sind seit damals verstrichen, und der Aerger hat darum auch jene schöne Ursprünglichkeit verloren, die der neuestens entfesselten Wuth gegen die Raimundtheaterdirection anhaftet. Früher wurden die beiden Theater gegen einander ausgespielt, dem leichtfertigen Bukovics der zielbewusste Gettke entgegengehalten. Seit der Ablehnung eines collegialen Werkes hat auch Herr Gettke allen echten Kunstgeschmack für eine »vom Augenblick lebende Geschäftstaktik« hingegeben. Der Raimundtheaterdirector begieng überdies das Verbrechen, Fräulein Petri ziehen zu lassen, eine im Odilon-Fach kaum minder gewandte Dame, von der uns Herr Schütz nachträglich zu erzählen weiss, dass sie »auf dem Gebiete des classischen Stückes wie auf dem des französischen Lustspiels und der modernen Comödie Hervorragendes geleistet« hat. Die Albernheit culminiert in dem folgenden Satz: »Das Josephstädter Theater wird durch Frl. Petri eine bessere Richtung erfolgreich pflegen können, das Raimundtheater stände für die nächste Saison vor dem sicheren Fiasco, hätte man nicht Frau Niese rasch als Partnerin gewonnen.« Aber man hat, Herr Schütz! Und wenn wirklich der Abgang oder das Engagement einer Schau-

Digitized by Google

spielerin Ruin oder Rettung einer Bühne bedeutet, so ist doch der Gewinn der Niese für die Entwicklung einer Wiener Volksbühne gewiss entscheidend, wenn schon nicht der Verlust einer routinierten Salondame ohne Schmerz empfunden sein soll. Aber Herr Schütz versteht es, mit seinem Hass und seiner Liebe die um ihn herum sitzenden unmündigen Kritiker zu inficieren. Ganz in seiner Art greint der Herr von der ‚Abendpost', dem doch kein Stück abgelehnt wurde, über »die an dieser Bühne herrschende Spielplanlosigkeit«. Und das Fräulein Petri stellt er in holdem Ueberschwang als Cyprienne über die Niemann-Raabe und nennt sie »die beste deutsche Nora«. Herr Armin Friedmann übernimmt sich. Er möge doch bekennen, welche deutsche Schauspielerin er eigentlich als Nora gesehen hat. Was uns Frau Hohenfels in dieser Rolle wäre, lässt sich bei der bekannten Energie, mit der sich Herr Schlenther seines Ibsen annimmt, nur ahnen. Aber wissen müsste Herr Friedmann, dass es in Berlin eine Frau Sorma gibt, und vor allem, dass die unübertroffene Nora des Münchener Hoftheaters Marie Conrad-Ramlo heisst. Der Mann war, bevor er Theaterkritiker wurde, Juwelier. Er mag darum von dem Schmuck, den Fräulein Petri in Salonrollen trägt, etwas verstehen; seine Beurtheilung der schauspielerischen Fähigkeiten einer Dame ist dreiste Ueberhebung.

Logenbruder. Natürlich ist die Beschuldigung, dass die Freimaurerei nur die von ihren Tendenzen erfüllte Literatur fördere, eine ganz unzutreffende. Die Wiener Logeninsassen sind objectiv genug, nicht das Werk, sondern den Autor zu protegieren. Bruder Bahr wünscht einen grossen Erfolg; er werde ihm, mag in dem zu erwartenden Theaterstück auch eine Apologie von Thron und Altar enthalten sein. Bruder Fuchs-Talab wird an einem »literarischen Abend« des Josefstädter-Theaters aufgeführt, und die in jedem Fall enthusiastischen Berichte der Tagesblätter haben durch die Bank Freimaurer zu Verfassern. Der »Kreuzwegstürmer«, das Stück eines socialistischen Arbeiters, wird in der bourgeoisen Tagespresse gelobt, weil Bruder Schuhmeier der Entdecker des neuen Talentes ist. Und so ist schliesslich auch der Sensationserfolg Vera's zu erklären, der Verfasserin jenes läppischen Tagebuchs, in dem eine Dame mit anatomischer Jungfräulichkeit den Katzenjammer ihrer unzüchtigen Träume zu der Forderung missbraucht, der Mann müsse unberührt in die Ehe treten. Das ist in einer Zeit, die die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Befreiung der Frau von conventionellen Schranken ahnt, nicht klug gedacht; aber es ist auch nicht freimaurerisch gedacht. Denn Bruder Waldmann würde ein schlechtes Geschäft machen, wenn »der Mann« vor dem Eintritt in die Ehe das Etablissement Ronacher zu meiden hätte. Trotzdem haben die Wiener Freimaurer, denen es einzig um die Förderung der Person und nicht der Sache zu thun ist, alles Mögliche für Vera und ihr ebenso gedanklich wie sprachlich unsauberes Machwerk gethan. Die Autorin ist eben die Tochter des Bruders Kriss, und die guten Onkel thaten sich zusammen und bestellten die Reclamefeuilletons in der Wiener liberalen Presse.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

Nr. 106 Erschienen am 16. Juni 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Digitized by

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M,	7.—
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 106 WIEN, ANFANG JUNI 1902 IV. JAHR

Der Entwurf des neuen Pressgesetzes, den Herr v. Koerber am 11. Juni 1902 dem Abgeordnetenhause vorgelegt hat, bedeutet nicht weniger als die vollständige Abdication der sogenannten Regierung zu Gunsten jener wirklichen Macht im Staate, deren Ueberlegenheit sie längst bebend erkannt hat und nunmehr auch officiell anzuerkennen willens und gezwungen ist. Ueber diesen Eindruck vermögen die decorativen Vorbehalte nicht hinwegzutäuschen, mit denen der Entwurf an dieser und jener unpassenden Stelle die schmähliche Verzichtleistung auf alles, was dem Staatswesen Rückhalt und Würde leiht, durchsetzt hat. Gewiss, ganz konnte die nominelle Regierung Oesterreichs die Erbitterung, die sich aller Freunde des Staates und einer vaterländischen Cultur, aller ehrlich conservativen und der Phrasenfreiheit abgekehrten Geister bemächtigt hat, nicht verachten; völlig konnte sie die furchtbaren Documente von dem Verfall unseres Geisteslebens nicht übersehen, die in den drei Jahrgängen dieser Zeitschrift gesammelt sind. Man hat, so scheint es, in den Recepten geblättert, auf welchen ein isolierter Arzt, der seine Thätigkeit selbst nicht allzu hoch einschätzt, gegen das epidemisch wirkende Gift beharrlich ein Gegengift verschrieben hat. Aber dieser aufgeklärte Herr Koerber sah ein, dass den Leiden des kranken Staates nur dann ein Ende werden kann, wenn Patient sich selbstmordet. So entstand das neue Pressgesetz. Anständige Absichten einsichtsreicher und unabhängiger

Digitized by Google

Justizbeamten, die Auffassung der modernen Presse als einer Gefahr für den modernen Staat, die Erkenntnis der Nothwendigkeit, das Publicum zu schützen, sind darin unverkennbar. Aber die Einsichtslosigkeit höhergestellter und darum abhängiger Minister, die Speculation auf das Phrasenbedürfnis der Menge und die Erkenntnis der Nothwendigkeit, sich endlich populär zu machen, haben Oberwasser behalten. So stellt der Entwurf das Ringen zweier Anschauungen und den Triumph der schlechteren dar. Was mit der einen Hand gegeben wird, wird mit der andern genommen! — klagt der Publicistik begehrlichster Theil. Aber wahr ist nur, dass mit der andern Hand gegeben wird, was mit der einen genommen wurde.

In seiner trefflichen Rede zum Justizetat hatte das Mitglied des Herrenhauses, Professor Lammasch, gesagt: »Ich glaube, dass es nicht wünschenswerth ist, die Strafgesetz- und Pressgesetzreform von einander zu trennen, sondern halte es für wünschenswerth, sie pari passu zu behandeln.« Und in der ‚Fackel' sind wiederholt jene nothwendigen Aenderungen des Strafgesetzes besprochen worden, die erst eine gedeihliche Reform des Presswesens ermöglichen könnten. Dass Pressreform sich zum Theil schon mit einer Reform, beziehungsweise Erweiterung des Erpressungsparagraphs deckt, ist eine der exaltierten Anschauungen des Herausgebers der ‚Fackel'. Aber Herr v. Koerber meint offenbar, zwischen der Oeffentlichkeit und ihrer Publicistik gebe es keine anderen Verbindlichkeiten zu regeln, als die Frage der Ehrenbeleidigung. Dies Capitel wird im Wesentlichen durch Abschaffung der Schwurgerichte und Verweisung des Delicts vor den Einzelrichter erledigt; das strafgesetzliche Moment bleibt unverändert, und die veralteten Paragraphe, für deren Handhabung doch die Jury immerhin ein werthvolles Correctiv bieten konnte, bleiben in Geltung. Das grösste Geschenk an die Journaille: es wird auch in Zukunft die »pflichtgemässe Obsorge

Digitized by Google

vernachlässigt« werden dürfen. Dabei versicherte der Ministerpräsident, der Entwurf suche »dem Strohmännerthum in den Redactionen« ein Ende zu machen. Welches »übrigens«, fügte er sogleich begütigend hinzu, »nur mehr« bei der Winkelpresse üblich sei. Wie wenn es nicht ganz gleichgiltig wäre, ob im kritischen Moment ein wirklicher Redacteur oder ein schlichter Redactionsdiener das feierliche Bekenntnis ablegt, er habe den incriminierten Artikel weder gelesen noch zum Drucke befördert! Dass »übrigens« Setzer und Diener nicht nur bei der Winkelpresse, sondern auch bei Organen, auf deren Freundschaft Herr v. Koerber einigen Werth legt, die »Verantwortung« ausüben, kann die Regierung aus jeder zweiten Nummer der ‚Fackel' erfahren. Und will uns Herr v. Koerber ernsthaft einreden, dass die Verantwortlichkeit der »wirklichen« Redacteure heute und unter der Aegide des neuen Gesetzes kein Strohmännerthum sei? Wo ist ausser dem verantwortlichen Redacteur der ‚Fackel' der österreichische Publicist, der in den letzten Jahren vor den Geschwornen einen grossen Ehrenbeleidigungsprocess mit all dem Aufwand an Zeit, Geld und Nervenkraft über sich ergehen liess, der bereit wäre, ihn auch dann über sich ergehen zu lassen, wenn er nicht selbst der Verfasser des incriminierten Artikels ist? Herr v. Koerber scheint die ganze Autorität, die eine Regierung in Oesterreich sich noch gönnen darf, gegen jene »Winkelpresse« ins Treffen zu führen, welche — er rief's entrüstet — »auch das Lob nicht selten tarifmässig abstuft«. Man denke nur! Aber gibt's dann in diesem gesegneten Vaterlande eine andere als eine Winkelpresse? Stuft denn die grosse Freundin des Herrn v. Koerber in der Fichtegasse das Lob anders als tarifmässig ab? Selten anders als tarifmässig! Redigiert sie doch unentwegt sogar das Lob des Kaisers, das er industriellen Ausstellern gespendet hat. Weiss das Herr v. Koerber noch immer nicht, und war er

Digitized by Google

bisher wirklich der Meinung, dass es ihr bloss um die »geistige Fortbildung der breiten Schichten der Bevölkerung« zu thun sei? Im Motivenbericht zum Pressgesetz, den der Ministerpräsident selbst verfasst haben soll, gibt er wenigstens vor, dieser Meinung zu sein . . . Ich glaube, dass wir in Oesterreich rapide Fortschritte machen: Der Minister Gautsch konnte ohne die ‚Neue Freie Presse' bloss nicht regieren. Der Minister Gleispach konnte ohne sie nicht frühstücken. Aber der Minister Koerber kann ohne sie nicht leben . . . Er hat gehört, dass es Blätter gibt, die das Lob tarifmässig abstufen. Wie schade, dass der Ministerpräsident nicht mehr über dieses Thema gehört, nicht mehr darüber verrathen hat! Herr v. Koerber kennt doch von einer sommerlichen Begegnung in Ischl Herrn Jakob Herzog, Besitzer der ‚Montagsrevue' und eines echten Rembrandt? Er hätte ihn, bevor er ein Pressgesetz schuf, fragen sollen, wie man es in Oesterreich als Eigenthümer eines Winkelblattes zuwegebringt, mehr Gemälde als Abonnenten zu besitzen.

Solche und andere Fragen werden gründlichst zu erörtern sein, wenn der Entwurf des Herrn v. Koerber in den Bereich der Gefährlichkeit rücken, wenn er an die Schwelle der Tagesordnung gelangen wird. Für heute seien nur noch in aller Hast einige wichtigere Bestimmungen erwähnt, die in der Pressgesetznovelle nicht enthalten sind. Ich citiere sie zu meiner Bequemlichkeit aus einem längst vergessenen Antrag, der am 5. April 1886 im Abgeordnetenhause eingebracht wurde. Der Antrag umfasste mehrere Pressgesetzentwürfe. Aus dem

»Gesetz vom . . ., durch welches Bestimmungen gegen den Missbrauch der Presse getroffen werden«

seien hier die folgenden Paragraphe wiedergegeben:

Mit Zustimmung beider Häuser des Reichsrathes finde Ich anzuordnen, wie folgt:

Digitized by Google

§ 6. Die Bestimmung des § 98 St. G. (Erpressung) findet auch auf die Drohung Anwendung, durch eine Druckschrift Thatsachen zu veröffentlichen, welche geeignet sind, jemanden in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Credit oder das ihm in Bezug auf die Ausübung seines Berufes nöthige Vertrauen des Publicums zu gefährden.

§ 7. Des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Erpressung schuldig und nach § 100 St. G. zu bestrafen ist:

a) wer für die Verhinderung eines Angriffes von der im § 6 bezeichneten Art, oder
b) wer dafür, dass in einer Druckschrift über eine öffentliche Gerichtsverhandlung nur in einem bestimmten Sinne oder überhaupt nicht berichtet werde, die Gewährung eines Vortheiles verlangt oder denselben in Kenntnis des Umstandes, dass ihn ein anderer hiefür auf solche Art verlangt hat, annimmt.

Aus dem § 8: Wegen Vergehens ist mit strengem Arrest bis zu 6 Monaten und an Geld bis zu 2000 fl. oder mit einer dieser beiden Strafen zu bestrafen, wenn darin nicht eine schwerer verpönte strafbare Handlung liegt: wer dafür, dass in einer Druckschrift über einen Gegenstand nur in einem bestimmten Sinne oder über einen Gegenstand von öffentlichem Interesse überhaupt nicht berichtet werde, einen Vortheil verlangt oder annimmt oder dritten Personen zuwenden lässt.

§ 9. In den Fällen der §§ 7 und 8 muss auf die Einziehung des gewährten Vermögensvortheiles und kann auch auf Leistung eines Mehrfachen desselben oder dessen Geldwerthes zu Gunsten des Armenfonds des Thatortes erkannt werden.

Aus dem § 10: Wegen Vergehens wird mit strengem Arrest bis zu einem Jahr und an Geld bis zu 5000 fl. bestraft, wer in Druckschriften wissentlich falsche Thatsachen vorspiegelt oder wahre Thatsachen entstellt, um zur Betheiligung an einem geschäftlichen Unternehmen, insbesondere an einem Actienunternehmen, zu Börsespeculationen, zum Ankauf von Werthpapieren oder zum Lottospiele zu bestimmen.

Aus dem § 11: Wegen Vergehens wird mit Arrest bis zu drei Monaten und an Geld bis zu 1000 fl. oder mit einer dieser beiden Strafen bestraft:

a) wer in einer anderen als der im vorhergehenden Paragraph bestimmten Art geschäftliche Anzeigen, welche auf Irreführung und Ausbeutung des Publicums berechnet sind;
b) wer Anzeigen über den Verkauf von Heilmitteln, deren Gebrauch von der Sanitätsbehörde untersagt ist,

in Druckschriften veröffentlicht.

---

§ 13. In denjenigen Fällen, für welche das allgemeine Strafgesetz strengere Strafen als das gegenwärtige Gesetz festsetzt, haben

Digitized by Google

die strengeren Strafbestimmungen des allgemeinen Strafgesetzes in Anwendung zu kommen.

Ich hab's gewagt! Und ich höre schon die Empörung über die Vermessenheit, aus dem Kehricht des stenographischen Protocolls den finsteren Anschlag, den irgend eine »reactionäre« Fraction einst auf Freiheit und Fortschritt geplant hat und den man ruhig modern liess, just jetzt hervorzuholen, da »modern« in der österreichischen Amtssprache bereits mit dem Nachdruck auf der zweiten Silbe ausgesprochen wird. So sei's denn verrathen, wer die Männer sind, die jenen Antrag eingebracht haben, mit dem sie der liberalen Presse wohl das Ärgste zumuthen wollten, was mittelalterlicher Hass nur zu ersinnen vermag. Vierzig Namen inhaltsschwer stehen unter jenem Antrag unterzeichnet, und ich nenne Euch: Eduard Suess, Dr. Weitlof, Hallwich, Dr. v. Derschatta, Dr. Roser, Siegmund, Pernerstorfer, Dr. Foregger, Menger. Es war der »Antrag Foregger und Genossen«.... Und so fordere ich denn jene der liberalen Antragsteller, die heute noch im hohen Hause wirken, vor allem die Herren Pernerstorfer, Derschatta und Menger auf, die Meinung, die sie im Jahre 1886 mit ihren Namen gedeckt haben und die heute wahrlich nicht veraltet ist, im Abgeordnetenhause zu vertreten, wenn der Pressgesetzentwurf des Herrn v. Koerber zur Berathung vorgelegt wird.

* * *

Herr v. Krieghammer ist barsch und herrisch nach unten — gegen die Delegierten aus dem Abgeordnetenhause —, aber geschmeidig und demüthig nach oben — gegen die Montanindustriellen. Am Tage des Erscheinens der letzten ‚Fackel'-Nummer beantwortete er den dort erwähnten Protest des »Ver-

Digitized by Google

eins der Montanindustriellen« gegen die Behauptung, dass nur Krupp brauchbaren Kanonenstahl für moderne Feldgeschütze herstellen könne. Der Verein hatte nur ein wenig mit seinem papiernen Protestwisch zu rascheln gebraucht, und der Kriegsminister ward so klein, dass er sich am liebsten in das Zündloch einer Kanone verkrochen hätte. Aber es wäre nutzlos gewesen: die Kanonen, dieser rocher de bronze Oesterreichs, sind vor den Kanonenstahlmännern nicht mehr sicher. So stammelte Herr v. Krieghammer ein paar entschuldigende Sätze: er habe eben erst erfahren, dass die Skoda-Werke ihre »Versuche über sprungsichern Kanonenstahl« beendet haben, man werde diese Versuche natürlich überprüfen, das Urtheil über die Wahl des Rohrmaterials sei noch nicht gesprochen. Kurz, die Verwerthung der Geschützmaterialfrage für Hausse- und Baisse-Speculationen wird noch ein Jahr lang möglich sein. Fest steht nur, dass die Haubitzenrohre aus geschmiedeter Bronze hergestellt werden; erstens, weil die Bronze »nach unseren vergleichenden Versuchen jedem Stahlrohr gleichwerthig, ja in mancher Beziehung über ist«, und zweitens, weil sie billiger ist. Herr v. Krieghammer weiss auch noch ein drittens und viertens. Und alle diese Gründe — man denke nur! — sollen bei der Herstellung der Kanonenrohre nicht mehr stichhältig sein, weil die Skoda-Werke »sprungsichern« Kanonenstahl erzeugen? Der Kriegsminister ist durch den montanindustriellen Patriotismus augenscheinlich überwältigt. Das mag ihm hingehen. Aber mit der montanindustriellen Logik wird er niemanden überzeugen. Wahr ist, dass es ein unbedingt sprungsicheres Rohrmaterial nicht gibt; das ist — trotz grösserer Zähigkeit — nicht einmal die Bronze. Wahr ist aber auch, dass das Springen eines Stahlrohres weit kostspieliger ist als das Springen eines Bronzerohres: Das gesprungene Bronzerohr behält den vollen Materialwerth, weil es eingeschmolzen werden kann; das gesprungene Stahlrohr muss als

Digitized by Google

Brucheisen für wenige Gulden verkauft werden. Mit dem Kanonenstahl verhält es sich eben ähnlich wie mit dem montanindustriellen Patriotismus; auch dieser könnte — wenn die Kanonenbestellungen ausbleiben — leicht einen Sprung bekommen und wäre dann wahrscheinlich wenig mehr werth. †

•

Der Rückzug des Kriegsministers vor den Montanindustriellen vollzog sich der ‚Arbeiter-Zeitung' zufolge — siehe den Delegationsbericht in der Nummer vom 6. Juni — in der folgenden geordneten Weise:

»Reichskriegsminister Freiherr v. Krieghammer will das ‚Missverständnis' aufklären, das sich an seine Rede im Budgetausschuss geknüpft hat. Er gibt nun eine Darstellung, in welcher er die österreichische Stahlindustrie als der ausländischen durchaus ebenbürtig bezeichnet. Thatsächlich ist auch in Folgedessen die Auswanderung bedeutend zurückgegangen, so dass sie in diesem Jahr eine kaum nennenswerthe Ziffer aufweist. Die Verordnung war nothwendig, um die zu treffen, die sich mit der Auswanderungsagitation befassten. Das Ausmass der Strafe, das die Verordnung mit drei bis sechs Monaten statuiert, ist im Verhältnis zu der Strafe, die zum Beispiel im Deutschen Reich mit zwei Jahren Gefängnis festgestellt ist, eine keineswegs strenge Massregel. Im übrigen wurden auf Grund dieser Verordnung nur zwei Personen als unbefugte Auswanderer erklärt.«

Der Leser greift sich an den Kopf. Was hat die Ebenbürtigkeit der österreichischen Stahlindustrie mit der Auswanderung zu thun, und wie konnte die Wahl der Bronze auf die Auswanderungsagitation einwirken? Von welcher Verordnung war die Rede? Hatte der Entschuldigungen stammelnde Herr v. Krieghammer den Verstand verloren? Dann weg mit ihm! Ein tollgewordener Kriegsminister: welche Gefahr für den Staat! . . . Möglich wäre indes auch, dass nicht der Minister, sondern der redactionelle Bleistift, der seine Rede kürzte, verrückt ward. Das wäre weiter kein Unglück. Redactionelle Unglücksfälle haben noch niemals geschadet, und es wäre unbillig, die Bestrafung des schuldtragenden Redacteurs zu verlangen. Falls man ihn dennoch bestrafen will, dann thue man es wenigstens in der mildesten Form: Man mache den Mann um einen Kopf kürzer. Gewiss, er wird hernach nicht schlechter redigieren. †

• • •

Digitized by Google

Neue Freie Heeresorganisation.

Chemie, Physik, Naturgeschichte sind von den Reportern bereits reformiert. Aber noch immer neue Gebiete werden für die Neue Freie Wissenschaft erobert. Wippchen wird sicherlich nächstens als Sachverständiger für Strategie und Taktik engagiert werden. Ein ihm Ebenbürtiger hat — am 6. Juni — über »die Neuorganisation der Feldartillerie« berichtet. Die »Corpsartillerie-Regimenter«, so erfuhren die Leser der ‚Neuen Freien Presse', werden nach wie vor aus je 2 Kanonen-Batteriedivisionen und aus 1 Haubitz-Batteriedivision zusammengesetzt sein.« Oh Weisheit, du redest vom Kriege wie eine Taube! Wahr ist, dass die Feldartillerie bisher keine Haubitzen und folglich auch keine Haubitz-Batteriedivisionen hatte. Unwahr ist, dass ein Corpsartillerie-Regiment aus zwei Kanonen-Batteriedivisionen zusammengesetzt war; wahr ist, dass es aus vier Kanonenbatterien bestand, und dass die Kanonen-Batteriedivisionen zwar bei der reitenden Artillerie organisatorische, aber bei der fahrenden Artillerie bloss taktische Einheiten waren. Wahr ist endlich, dass bei 8 von den 14 Corpsartillerie-Regimentern ausser vier Kanonenbatterien je eine reitende Batteriedivision besteht. Aber die ‚Neue Freie Presse' reorganisiert nicht bloss die Corpsartillerie. Es heisst weiter: »Die Divisionsartillerie-Regimenter zählen nur je 2 Kanonen-Batteriedivisionen. Eine jede Kanonen-Batteriedivision hat 3 Batterien zu 6 Kanonen und zusammen 36 Geschütze, während sie früher nur 32 Geschütze hatte.« Aber es ist unwahr, dass $3 \times 6 = 36$ ist; wahr ist, dass $3 \times 6 = 18$ ist. Wahr ist, dass ein Divisionsartillerie-Regiment — nicht eine Kanonen-Batteriedivision — künftig 36 Geschütze haben wird und bisher 32 Geschütze hatte. Wahr ist also, dass auch die fernere Behauptung der ‚Neuen Freien Presse', »die Vermehrung per Batteriedivision beträgt daher

Digitized by Google

4 Kanonen« falsch ist, und falsch ist auch Wort für Wort der Rest des Artikels über die Neuorganisation der Feldartillerie. Gewiss, man kann der ‚Neuen Freien Presse' Aergeres als ihre Unwissenheit in militärischen Dingen vorwerfen, und die Leser vom Schottenring, die nicht einmal immer Mein und Dein klar zu unterscheiden wissen, nehmen es, wenn es sich nicht um den Curszettel handelt, mit der Unterscheidung von Wahr und Falsch niemals allzu genau. Doch wer heisst die ‚Neue Freie Presse', über Heeresangelegenheiten überhaupt berichten? Dafür lässt sich nur ein Grund finden: Die Kenntnis der Heeresorganisation gehört zwar nicht zur allgemeinen Bildung, wohl aber passt die Unkenntnis der Heeresorganisation ganz gut zu der allgemeinen Unbildung, die die ‚Neue Freie Presse' durch alle Spalten herausschwitzt. Seit Wilhelm's II. Wort von den Journalisten, die in Amerika auf der Rangstufe commandierender Generäle stehen, bemüht sich der Börsenwöchner in missverstehendem Eifer, Einfluss auf die Angelegenheiten der Armee zu gewinnen. Aber so lang »Divisionär« nicht von »Dividende« kommt, ist und bleibt dieser Einfluss ein illegitimer.

* * *

Im ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 10. Juni war zu lesen:

»Minister des Aeussern Graf Goluchowski beantwortet eine Interpellation der Delegierten Dobernig, Dr. Sylvester und Genossen betreffend die Verbreitung von ungünstigen Nachrichten über den Gesundheitszustand in den Alpenländern durch schweizerische Blätter und bemerkt, es sei allerdings vorgekommen, dass eine solche Notiz in einem unbekannten Schweizer Blatte abgedruckt wurde, dass aber unsere Gesandtschaft, als sie davon Kenntnis erhielt, eingeschritten ist. Es hat sich gezeigt, dass es sich um den Abdruck einer Notiz gehandelt hat, die in einer deutschen Zeitung erschien, die man absolut nicht beachtet hatte. Als die betreffende Zeitung die absolute Unrichtigkeit dieser Nachricht erfuhr, hat sie sich entschuldigt, und das Dementi dieser Nachricht, das in österreichischen Zeitungen, speciell im ‚Neuen Wiener Tagblatt' und in der ‚Neuen Freien Presse' erfolgte, ist von mehreren schweizerischen verbreiteten

Digitized by Google

Blättern auf das entgegenkommendste aufgenommen worden. Ich bitte die Herren, diesbezüglich beruhigt zu sein, wenn solche Fälle vorkommen, schreitet unsere Vertretung stets ein. — Delegierter Dr. Sylvester: Es geschieht aber systemmässig! — Minister des Aeussern Graf Goluchowski: Wir thun, was wir können! Wir haben keinen unbedingten Einfluss auf die schweizerische Presse. Das Einzige, was wir thun können, ist, solche Nachrichten zu dementieren und dafür zu sorgen, dass ein solches Dementi aufgenommen wird.«

In der ‚Neuen Freien Presse' vom 10. Juni war dieser Theil der Delegationsverhandlung gleichfalls wiedergegeben, nur mit einer kleinen Abweichung. Das Dementi, hiess es dort, sei »in österreichischen Zeitungen, speciell in der ‚Neuen Freien Presse' erfolgt«. Sie gönnt nämlich der Concurrentin nicht einmal das Dementi einer Nachricht. Aber auch der Bericht des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist eigentlich unvollständig. Es hätte stolz darauf hinweisen können, dass es nicht nur das Dementi, sondern auch — die dementierte Nachricht veröffentlicht hatte. Graf Goluchowski will die lügenhafte Notiz bloss in einem »unbekannten Schweizer Blatte« bemerkt haben. Sie stand auch in dem ihm wohlbekannten ‚Neuen Wiener Tagblatt', auf das ihm ja im Gegensatz zur schweizerischen Presse ein »unbedingter Einfluss« zusteht. »Ungünstige Nachrichten über den Gesundheitszustand in den Alpenländern« — das klingt allzu geheimnisvoll, um den Leser nicht auf die richtige Fährte zu bringen. Er erinnert sich, dass in Nr. 103 der ‚Fackel' jene drollige Gegenüberstellung aus zwei Nummern des ‚Neuen Wiener Tagblatt' erschienen ist. Am 8. Mai rief man: »Eine erfundene Nachricht!«, und am 25. April hatte es geheissen: »Tausend Hunde vertilgt!« Das ‚Neue Wiener Tagblatt' war die Zeitung, welche gemeldet hatte, dass in Steiermark und Kärnten Hundswuth herrsche und dass »gegen siebzig Menschen heuer in diesen Ländern von wüthenden Hunden gebissen« worden seien. Und dass eine solche Nachricht im ‚Neuen Wiener Tagblatt' weitaus grösseren Schaden anrichtet als »in einem unbekannten Schweizer Blatt«, sollte, wenn's schon der Minister des Aeussern verschweigt, das ‚Neue Wiener Tagblatt' aus Stolz auf seine Verbreitung zugeben.

Digitized by Google

»Ingenieur«, so ist im Grimm'schen Wörterbuch zu lesen, »dieses heute eingebürgerte Fremdwort für Kriegsbaumeister, Feldmesser, im 17. Jahrhundert als Bild für einen fein berechnenden Menschen überhaupt: wer die Teutschen in ein verstand bringen woll, muesz ein kluger und sehr gut ingenieur sein. Weidners Zinkgref 3, 158.«

Die Deutschen »in ein Verstand«, d. h. zu einerlei Meinung zu bringen: nein, so schwere Dinge sind heute den Ingenieuren nicht zugemuthet. Nicht einmal Bismarck — dessen Name wohl »als Bild für einen fein berechnenden Menschen überhaupt« gebraucht werden könnte — hat diejenigen, die er unter eine Krone brachte, auch unter einen Hut zu bringen vermocht. Das Wort »Ingenieur« aber hat die bildliche Bedeutung eingebüsst und bezeichnet jetzt ganz bestimmte Thätigkeiten: wer technische Arbeiten beim Bau von Strassen, Eisenbahnen, Brücken, bei Wasserbauten und städtischen Tiefbauten, beim Maschinen- und Schiffsbau, im Hüttenwesen und in der Elektrotechnik verrichtet, heisst Ingenieur. Hiess wenigstens bisher so; jetzt soll das anders werden. Da kommen die Herren, die an unseren technischen Hochschulen studiert haben und noch studieren, und wollen das Wort, das nach der classischen Autorität des Grimm'schen Wörterbuchs seit Jahrhunderten als Bezeichnung einer Berufsthätigkeit eingebürgert ist, als einen Titel reclamieren, der über die Absolvierung von Hochschulstudien Auskunft zu ertheilen hätte. Unser Oberingenieur ist kein Ingenieur, werden etwa die Inhaber einer grossen Brückenbau-Unternehmung in Zukunft sagen müssen; und wenn sie darauf gefragt werden, was denn der Mann eigentlich sonst sei, werden sie in arge Verlegenheit gerathen. Ist es erlaubt, zu sagen, er sei ein berühmter Techniker? Auch das Wort Techniker könnte die Vermuthung wecken, dass er die Technik, also eine Hochschule, besucht habe. Oder soll man den Herrn, der vor zwanzig

Digitized by Google

Jahren aus der Schule entlassen ward und seither selbst Schule gemacht hat, sein ganzes Leben lang einen Staatsgewerbeschüler nennen? Ich weiss nicht, ob eine solche Brückenbau-Unternehmung existiert. Jener Oberingenieur ist »nur ein Problema«. Wohl aber ist es bekannt, dass zahlreiche der hervorragendsten österreichischen Ingenieure nicht aus den technischen Hochschulen hervorgegangen sind. Doch nicht nur ungerecht, sondern unmöglich wäre es, den Begriff Ingenieur zum Titel zu stempeln, wofern man nicht etwa die Ausübung der Ingenieurthätigkeit gesetzlich von der Erlangung des Titels abhängig machen wollte. Und darum hat das Abgeordnetenhaus recht gethan, die Vorlage über den Schutz des Ingenieurtitels zurückzustellen. Herr v. Hartel hatte diese Vorlage unterbreitet. Man muss indes diesem Freunde der technischen Wissenschaften, unter dessen Patronanz es die Technik in Oesterreich zwar noch nicht zu höheren Leistungen, aber doch schon zum Doctorat gebracht hat, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er's gegen seine Ueberzeugung that. Gegen seine Ueberzeugung thut der liberale Herr v. Hartel freilich auch alles andere, seitdem er Minister geworden ist. Diesmal hat er, da er Abgeordneten aller Parteien unter der Hand versicherte, dass ihm der Fall des Gesetzentwurfs sehr angenehm wäre, wenigstens keinen Schaden gestiftet. Mit dem Titelwesen aber halte man es künftighin so: Man mache Titel, die eine Stufe des Könnens bedeuten — wie den Doctortitel — selten; man entwerthe dagegen unbesorgt jene Titel, die bloss eine Auszeichnung bilden. Mit der Verleihung des Regierungsrathstitels an analphabetische Zeitungsschmierer ist bereits der Anfang gemacht, und das Mittel, das Ludwig Börne den deutschen Duodez-Fürsten empfahl, ihre Völkchen zufrieden zu machen — die Ernennung sämmtlicher grossjährigen Unterthanen zu Hofräthen —, wird auch bei uns probat sein. Aber Hand weg von der deutschen Sprache!

Digitized by Google

Das Wort Ingenieur hat ein altes sprachliches Recht, und das soll ihm zu Gunsten der titelsüchtigen Vielversprechenden, die wenigstens für etwas gehalten werden wollen, wenn sie schon nichts halten, nicht verkümmert werden. +

* * *

Das Schweigen der Presse über den Fall Schrötter — bald wird es hoffentlich »Schrötters Fall« heissen — war kein spontanes. Jahrelang hat sich Herr Schrötter plagen müssen, bis er's erreichte, dass die Blätter ihn spontan nannten; jetzt war zu befürchten, dass sie der ihnen mühsam beigebrachten Gewohnheit zur Unzeit folgen würden. So musste sich Herr Schrötter von neuem bemühen. Eine Redaction nach der andern hat vor zwei Wochen seinen Besuch empfangen. Er kam, das Unglück zu melden, das ihn betroffen, und bat um stilles Beileid. Es ward grossmüthig gewährt. Ob gratis oder zum gewöhnlichen Inseratenpreis, ist nicht bekannt. Aber selbst die ‚Wiener Allgemeine Zeitung', deren Leser es längst satt haben, sich die ältesten Lügen als »Neuestes« auftischen zu lassen, und die auf keine ausnahmsweise wahre Sensationsnachricht verzichten kann, unterdrückte wenigstens den Namen des in Disciplinaruntersuchung gezogenen Professors und suchte überdies auch die Spur zu verwischen, indem sie aus dem klinischen einen Abtheilungsvorstand des Allgemeinen Krankenhauses machte. Man versichert, dass sich Herr Schrötter über diese Degradation nicht beklagt hat. Möge er baldigst eine gründlichere zu beklagen haben!

* * *

In ihrem Abendblatt vom 27. Mai brachte die ‚Neue Freie Presse' die folgende verschämte Meldung:

[Verhaftung eines Heiratsschwindlers.] In Kopenhagen wurde am 23. d. infolge Requisition der Wiener Polizeibehörde ein wieder-

Digitized by Google

holt abgestraftes Individuum, der angebliche Brasilianer Lars Nielsen, verhaftet, dem zur Last fällt, in Wien gegenüber zwei Erzieherinnen Heiratsschwindeleien begangen zu haben. Er hat sich hiebei als mexikanischer Plantagenbesitzer ausgegeben.

In anderen Wiener Blättern sind über diesen Fall, der immerhin ein Wiener Localinteresse beansprucht, weit ausführlichere Berichte erschienen. So brachte z. B. das ‚Fremdenblatt' in seiner Morgenausgabe vom 27. Mai einen zwei Spalten langen Artikel, der in fettestem Drucke die Aufschrift führte: »Louis de Pilger recte Lars Nielsen. Verhaftung eines internationalen Heiratsschwindlers.« Die letzte Action dieses vielgewandten Mannes, deren Schauplatz Wien war, wird in allen ihren Einzelheiten geschildert. Das Sicherheitsbureau habe, heisst es da, am 22. Mai das Folgende ermittelt: »Im Juni vorigen Jahres war in einer hiesigen Zeitung ein Inserat des Inhaltes erschienen, dass ein reicher mexikanischer Plantagenbesitzer und auch einige seiner Freunde behufs Heirat Verbindungen mit Mädchen anzuknüpfen wünschen. Dieses Inserat beantwortete damals die bei einem hiesigen Privaten als Erzieherin verwendete Alice K. Die Correspondenz wurde immer reger. Der Adressat stellte sich ihr brieflich als Louis Nelson vor, die Bekanntschaft gedieh soweit, dass sich Alice K. am 9. v. M. auf dem Dampfer ‚Kenington' der Red Star-Linie einschiffte und nach New-York fuhr, um dort mit ihrem präsumptiven Gatten zusammenzutreffen u. s. w.« Die Wiener Erzieherin hat den ihr durch »eine hiesige Zeitung« vorgestellten Herrn Nielson in New-York geheiratet. »Nach einer mehrwöchentlichen Vergnügungstour durch Italien kam er vor ungefähr zwei Wochen nach Wien. Hier liess er sich durch seine junge Gattin in vornehmen Familien einführen und sich als ihren Gatten und reichen Plantagenbesitzer vorstellen.« »Sein stetes Bestreben war aber darauf gerichtet, das Aufgabsrecepisse über das Gepäck seiner Gattin, das Effecten und Bargeld im

Digitized by Google

Werthe von 4000 Kronen enthielt, herauszubekommen. Als ihm dies nicht gelang, schützte er verschiedene dringende Geschäfte vor und veranlasste seine Frau, zu ihrer Familie nach Termonde zu reisen, von wo er sie abholen und in die Heimat nach Mexiko bringen werde.« Indessen war aber der Vortreffliche — offenbar wiederum durch Vermittlung »einer hiesigen Zeitung« — in Beziehungen zu einer andern Wiener Dame getreten, die er veranlasste, mit ihm nach Kopenhagen zu reisen. Und da er von dort aus telegraphisch um die Einsendung der in einer Wiener Bank erliegenden Werthpapiere seiner neuen Verlobten ersuchte, kam der Schwindel an den Tag, und der treue Inserent »einer hiesigen Zeitung« wurde in Kopenhagen über Ansuchen der Wiener Polizeidirection verhaftet.

Dass die Ehen, die der mit mehreren Jahren Zwangsarbeit wegen Betruges bereits Vorbestrafte geschlossen, eo ipso ungiltig sind, ist der geringste Trost für die unglücklichen Frauen, die das Opfer eines internationalen Heiratsschwindlers und einer hiesigen Zeitung geworden sind. Der internationale Heiratsschwindler ist unschädlich gemacht. Aber die hiesige Zeitung? Sie nimmt nach wie vor täglich unter den Augen des Staatsanwalts Gelder für Heiratsinserate, die sie auf den ersten Blick als schwindelhaft erkennen muss. Und passiert einmal das Malheur, dass ihr einer ihrer treuen mexikanischen Clienten durch eine vorübergehende Verhaftung entrückt wird, so tröstet sie sich mit sechs unscheinbaren Zeilen. Ob der freundliche Leser wohl schon errathen hat, welche Zeitung die »hiesige Zeitung« eigentlich ist? Wer's erräth, erhält ein Gratisabonnement auf die ‚Neue Freie Presse'.

* * *

Der Volksbildungsverein muss die Zahl seiner Vorträge einschränken. Aber unsere Arbeiterbildungsvereine gedeihen als Tanzkränzchen lustig fort, und der vielsubventionierten »Urania« scheint

Digitized by Google

es ganz gut zu gehen, seitdem sie mit dem Bildungsgeschäft des ‚Extrablatt' und des ‚Interessanten Blatts' in Concurrenz getreten ist. Die Operation von Radica und Dodica hat gezogen, und die Proteste, denen sich sogar liberale Blätter angeschlossen haben, wären vergeblich geblieben, wenn nicht endlich der Pariser Chirurg die Speculation mit den zu wissenschaftlichen Zwecken angefertigten Photographien verboten hätte. Seither scheint bei der Leitung der »Urania« eine heftige Abneigung gegen die Photographie zu herrschen. Man hat jüngst einer von der Trauerkunde aus Martinique erschütterten Menge Phantasiebilder einer vulcanischen Eruption vorgeführt, die den hellen Neid des Specialzeichners vom ‚Extrablatt' wachrufen mussten. Wer aber wird in Zukunft, wenn der Specialzeichner wieder einmal irgendwo dabeigewesen sein will, bestreiten können, dass er andere als belehrende Zwecke verfolgt, da doch die »Urania« desgleichen thut? Die neueste Errungenschaft der »Urania« ist ein Vortrag über Automobilismus. Aber darüber unterrichtet auch der Sporttheil des ‚Neuen Wiener Tagblatt' nicht minder lehrreich, und es ist ein rührender Beweis der Selbstlosigkeit des Sportredacteurs, dass er sich nicht über Concurrenz beklagt, sondern vielmehr versichert, das Projectionsstück »Automobilismus« dürfte »vor dem grossen Automobilrennen Paris—Wien in Sportkreisen besonderes Interesse erwecken«. Zu erwägen wäre nur, ob man die zu einem Panoptikum und zu einem Institut für die Interessen der Sportkreise umgewandelte »Urania« fernerhin mit Gemeindegeldern subventionieren soll. Mindestens müsste die Gemeinde Wien verlangen, dass das Unternehmen ihr auf die Wahl seiner Darbietungen nicht weniger Einfluss zugestehe, als es so bereitwillig den Zeitungen einräumt. Dass die liberale Presse, wenn die städtische Subvention für die »Urania« nicht mehr zur Gänze in Form von Tantièmen in die Taschen liberaler Redacteure gelangen sollte, über die Bildungsfeindlichkeit des Gemeinderathes heftig schreien wird, darf unsere Stadtväter nicht anfechten. Von den Herren, die anstatt bei der Volksverdummung manchmal auch bei der Volksbildung ihr Schäfchen zu scheren trachten, gilt eben das umgekehrte Sprichwort: wenig Wolle, viel Geschrei. ⊠

* * *

Die Pforten der Secession sind geschlossen. »Das Höchste und Beste, was die Menschen zu allen Zeiten bieten konnten, — die Tempelkunst« hatten uns die Herren von der Secession — so versicherte der Katalog — diesmal zeigen wollen. Wie unvorsichtig just in der Stadt und in der Zeit confessioneller

Digitized by Google

Kämpfe! Dass es sich um einen Tempel handle, haben ja Misstrauische, da sie die Gesichter der wenigen wirklich andächtigen Besucher musterten, sogleich vermuthet und solche Vermuthung durch die Sitte, den Hut auf dem Kopfe zu behalten — und den Hut behielt, auch wer den Kopf verloren hatte —, noch bekräftigt gefunden. Da überdies das ‚Deutsche Volksblatt' alsbald meldete, Max Klinger sei jüdischer Abstammung, brach der allgemeine Unwille des antisemitischen Wien über die Secession herein .... Das liberale Wien benahm sich nicht viel besser. Seit langem hängt hier der Begriff »liberal« viel enger mit Nehmen — von Pauschalien, Inseraten etc. — als mit der ursprünglichen Bedeutung der Freigebigkeit zusammen. Nun ward dem Liberalismus zugemuthet, neunzehn Zwanzigstel der Summe, die Klinger für sein Werk verlangt hatte, und, als der Wiener Stadtrath die Beisteuerung eines Zwanzigstels verweigerte, sogar die ganze Summe aufzubringen. Aber das liberale Wien hat ausser einer kunstfreundlichen Empörung gegen das stadtväterliche Banausenthum nichts aufgebracht. Das Drängen der Herren von der Secession nutzte nichts. Vergebens hat man mit den Leipzigern gedroht, die schon darauf lauerten, den »Beethoven« für ihre Stadt zu gewinnen, vergebens erzählt, dass »Klinger die Güte hatte, uns eine Frist zu geben, bevor er endgiltig Wien verlässt«. Am 1. Mai musste ein »hervorragendes Mitglied der Secession« einem Redacteur der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' resigniert bekennen: »Die Frist ist vorüber!« Und in den seither verstrichenen Wochen haben — so scheint es — nicht bloss die Leipziger endgiltig die Absicht, sondern auch die Wiener Secessionisten die Hoffnung aufgegeben, Klingers Werk zu erwerben.

Dass es so kommen musste, ist ernstlich schade. In der Stadt, in der der Beethoven des Herrn Professors Zumbusch Allen nichts sagt, hätte der Klinger'sche Vielen etwas gesagt. In eine Zelle gleich jener, die

Digitized by Google

hier Ueberschätzer Canovas einst seinem Minotauruskämpfer erbaut haben, hätte man ihn stellen sollen: da wäre sein Anblick den Profanen und Profanierenden entzogen und für die Bewunderer mächtiger und ungetrübt gewesen. Aber was hat die Secession dazu beigetragen, dass das Wünschen der Kunstfreunde erfüllt werde? Die Herren, die vorgaben, Klingers Sache zu der ihrigen zu machen, haben in Wahrheit nur ihre eigene Sache zu der Klingers zu machen versucht. Wes Geistes Kind Klingers Beethoven sei, haben aufrichtige Feinde und falsche Freunde gleichmässig aus seiner Umgebung schliessen wollen, und die Wiener Stadtväter, die sich vom Beethoven abgestossen fühlten, sind nachträglich durch Herrn Hermann Bahr, die Blechtrompete der Secession, gerechtfertigt, der jüngst, um seine Meinung über Klinger gefragt, in der Berliner ‚Zukunft' versicherte, er wisse nicht, »was von dieser Wirkung seiner (Klingers) Statue gehört und was die Werke unserer Künstler, die sie umgeben, an Wirkung etwa hinzugefügt haben«. »Ich bin unfähig«, ruft Herr Bahr aus, »sie im Geiste auszulösen und abzutrennen. Ich kann sie mir ohne die Bilder Klimts gar nicht denken«. Und doch verargt die Sippe des Herrn Bahr den communalen Machthabern, dass auch diese sich von dem Gedanken an Klimts Bilder bei der Betrachtung einer Plastik nicht freimachen konnten, die Klinger unleugbar ganz unabhängig von der in Wien besorgten Umrahmung geschaffen hat.

Klingers Beethoven verlässt Wien. Das ist nicht, wie uns die Herolde der Secession einreden wollen, ein Kunstscandal, sondern das ist nur einer der alljährlich wiederkehrenden Klimt-Scandale. Angewidert hat man sich von den grossmannssüchtigen Excessen der Allegoristerei, von jenen Verrenkungen der Körper und des Denkens abgewendet, zu denen wieder einmal begeisterungstaumelnde Schmöcke einen zweifellos hochstehenden und nur zu gern mit der Technik

Digitized by Google

seines Handwerks spielenden Landschaftenmaler aufgestachelt haben. Aber das Publicum sollte nachgerade klüger werden. Man braucht nicht in Empörung zu gerathen, wenn Herr Bahr erzählt, Klimt stelle »immer die höchsten Ideale unserer ganzen Zeit« dar, wenn Otto Wagner betheuert, Klimt sei ein »Gigant« und seine Fresken »mindestens 100.000 Kronen werth«. Man kann sogar angesichts der Klimtschen Fresken selbst die Fassung und bei der Lectüre des Katalogs, der sie erklärt, den Verstand behalten. Und wenn der Katalog zu melden weiss, dass der geflügelte Gorilla in einem der Klimt'schen Bilder — Herr Hevesi hielt ihn für einen geflügelten Löwen — der »Gigant Typhoeus, gegen den selbst Götter vergebens kämpften«, sein soll, dann braucht man sich nicht aufzuregen und darf sich bei der Erkenntnis beruhigen, dass auch die ganze übrige Allegorienmalerei des Herrn Klimt etwas ist, wogegen heute wie seit jeher — Götter selbst vergebens kämpfen. Man lasse Dummheiten sich ausleben. Wir werden auch noch die nächste Ausstellung der Secession mit dem dritten für die Universität bestimmten Deckengemälde des Herrn Klimt, der uns ach! seine Philosophie, Juristerei und Medicin angethan hat, glücklich überstehen. Und unsere Leiden sind schliesslich noch rascher vergänglich als die Werke, die sie uns zufügen. Schon rüsten sich die Tüncher, um von den Mauern des Secessionsgebäudes die Kaseïnfarben, mit denen sie seit Monaten bemalt waren, abzukratzen. Das beklagt höchstens Herr Bahr, der indes, wie man weiss, weder den Lesern der ‚Volkszeitung' noch in Oesterreich etwas zu sagen hat. Hätte er's — so hat er in einem Feuilleton verkündet —, dann »dürfte das Haus der Secession nie mehr verändert werden«. Ganz zu verwerfen wäre dieser Vorschlag übrigens nicht gewesen. Denn mindestens wären wir, wenn man die Umrahmung des Klinger'schen Beethoven intact erhalten hätte, vor allen weiteren Ver-

Digitized by Google

anstaltungen der Secession bewahrt geblieben. Und man kann auch Herrn Bahrs Behauptung zustimmen, dass die verewigte Beethoven-Ausstellung »ein Monument dieser sehnsüchtigen und gequälten Menschen (des heutigen Wien) für alle Nachkommen« gewesen wäre. Aber es ist sicherlich humaner, den Nachkommen unsere Qualen zu ersparen □

* * *

Der unglaubwürdige Thomas.

Das Nachspiel zum Goldmark-Interview und das zum Artikel über »Amra« begaben sich, wie aus Nr. 105 der ‚Fackel' bekannt, an Ort und Stelle, nämlich in der ‚Neuen Freien Presse'.

Das Nachspiel zum Interview mit Else Lehmann wurde neulich in Budapest aufgeführt, woselbst die Truppe des »Deutschen Theaters« zur Zeit Gastvorstellungen gibt. Im ‚Budapester Tagblatt' vom 8. Juni findet sich ein Artikel, der die artige Aufschrift trägt: »Else Lehmann gegen Interviews«. Ein Vertreter des Blattes hat mit der Künstlerin Rücksprache genommen und schreibt: »Sie hat so gar nichts ‚Starmässiges' und hasst Alles, was nach Reclame duftet. Besonders vor den Zeitungen hat sie eine helle Angst. Nicht vor der Rubrik, wo ihr künstlerisches Schaffen besprochen wird. Dort bekommt sie nur liebe Dinge zu lesen. Aber ihr graut vor den Interviews, seit in einem Wiener Blatte ihr Worte in den Mund gelegt wurden, die ihr nicht im Traume eingefallen sind, und Ansichten angedichtet wurden, zu denen sie sich nie bekennen möchte. — ‚Ich habe auch geschworen', sagte Else Lehmann, als sie mir ihr Leid klagte, ‚in den nächsten zehn Jahren mich zu keinem Interview mehr herzugeben. Man kann durch ein paar missverstandene Worte leicht um seine besten Freunde kommen. Auch finde ich es uncollegial, für meinen Namen Druckerschwärze zu beanspruchen, wenn meinen Collegen nicht dieselbe Ehrung wiederfährt.' — — — Als wir Abschied nahmen, sagte die grosse Künstlerin: ‚Ich wiederhole Ihnen, dass ich mich wenigstens zehn Jahre nicht interviewen lassen werde . . .'

Digitized by Google

Rodin in Wien. Lothar glücklicherweise auch in Wien. Interview am 6. Juni in der ‚Neuen Freien Presse'. Nachspiel am nächsten Tag im Sachergarten, wo Rodin zu Ehren ein Mahl gegeben wurde. Als letzter, schwerster Gang ward dem Künstler, auf französisch zubereitet, die Publication des Th. Thomas von Freunden serviert. Rodin rang die Hände und schrie nach Speisepulver. Von Rodin hatte Herr Lothar versichert, dass er nach der Natur arbeite. Aber Rodin versicherte von Herrn Lothar, dass er aus freier Phantasie schaffe . . . .

Sonntag den 8. Juni, Interview mit der soeben aus Amerika heimgekehrten Frau Odilon. Hier ist wohl kein Nachspiel zu befürchten. Höchstens, dass Frau Odilon sich gelegentlich dagegen verwahrt, den ihr von Herrn Lothar in den Mund gelegten Satz gesprochen zu haben: »Und hart neben dem wirklich Eleganten begegnen Sie nun drüben auf Schritt und Tritt das Uebertriebene, das Auffällige um jeden Preis« . . .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Diplomat. Wodurch sich eigentlich ein Weltblatt von einem blossen Wiener Blatt unterscheidet? Ach, »alle Welt«, für die die Wiener Blätter käuflich sind, ist doch gar zu beschränkt. Aber die Käuflichkeit eines Weltblatts kennt keine Schranken und am wenigsten territoriale. Es lässt sich wirklich von jedermann in der Welt kaufen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass es auch in jedem Fall gekauft wird. Die ‚Neue Freie Presse' z. B. kann resigniert-stolz und durchaus wahrheitsgemäss behaupten, dass sie für ihre Haltung im Burenkrieg nichts bekommen hat . . . . Sie wollen wissen, wie es mit den Beziehungen der ‚Neuen Freien Presse' zur russischen Regierung steht? Der Berliner ‚Vorwärts' hat vor einiger Zeit gemeldet, ein Vertrauensmann der russischen Regierung habe nach dem Attentat auf den Minister Sipjagin an die ‚Neue Freie Presse' und das ‚Neue Wiener Tagblatt' die Bitte gerichtet, ausser den officiellen russischen Mittheilungen nichts über die Sache zu bringen. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat die Behauptung des ‚Vorwärts' bestritten. Die ‚Neue Freie Presse' schwieg. Das will freilich nicht viel sagen. Wohl aber ist das Schweigen vielsagend, das sie seither gegenüber Vorgängen in Russland, die in der ganzen Welt commentiert werden, beobachtet. In den Gefängnissen, in denen die russische Regierung die politischen »Verbrecher« unterbringt, wüthen wieder, wie zur Zeit der ärgsten Verfolgungen unter Czar Alexander III., die Hungerstrikes. Aber den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' darf durch die Schilderung des freiwilligen Hungertodes von Studenten der Appetit nicht gestört werden. Die Verfolgung der Arbeiterschaft hat zum Attentat

Digitized by Google

auf v. Wahl geführt. Die ‚Neue Freie Presse' enthielt ausser der officiellen Depesche keine Zeile über dieses Attentat. Dafür brachte das Blatt am 27. Mai einen Lobeshymnus — auf die Petersburger Polizei. Wenn aber auch all dies eine natürliche Erklärung zuliesse, eines ist unnatürlich: Die ‚Neue Freie Presse' hat sich gegenüber der Erschwerung des Eintritts jüdischer Handlungsreisender in das russische Reich zu keinem Wort des Protestes aufgeschwungen!

Raubmörder. Welches Blatt man eigentlich halten soll? Die Frage ist, da das ‚Ill. Wr. Extrablatt' und das ‚Interessante' in der letzten Zeit so viel von ihrem Credit verloren haben, schwer zu beantworten. Trachten Sie doch auch in Ihren Kreisen eine Emancipation von dem Einflusse der Presse durchzuführen! Bedarf's denn immer wieder der Initiative der Zeitungen? Es wäre wahrhaftig beschämend, wenn die Zahl der Raubmorde, die jährlich in Wien begangen werden, nach Ausschaltung der Lectüre des ‚Extrablatt' erheblich verringert würde. Ein Blatt, dessen Specialzeichner ein und dasselbe Zebra zweimal zerfleischen liess, hat jeden Anspruch verwirkt, in Fachkreisen ernst genommen zu werden. Ein wenig besser ist es um's ‚Interessante' bestellt, wenngleich auch dieses Organ sich neuestens in der Darstellung simpler Unglücksfälle zu verflachen droht. Aber der Mattherzigkeit unseres Zeitalters scheint nicht einmal dieses Genre mehr zu behagen, und so hat denn neulich die Bergsteigerriege des Innsbrucker Turnvereines eine Resolution gegen das ‚Interessante Blatt' gefasst, die dieser Zeitung wieder die Sympathie ihrer Kreise zuführen dürfte. Die Resolution lautet: »In der ersten Juni-Nummer 1902 brachte das ‚Interessante Blatt' in Wien die Abbildung der Aufbahrung zweier auf der Rax verunglückten Bergsteiger, von denen einer auch Mitglied der Bergsteigerriege des Innsbrucker Turnvereines war. Diese Abbildung ist in einer, jeder Menschlichkeit Hohn sprechenden Weise gehalten, deren öffentliche Wiedergabe auf jedes nur im mindesten gefühlvolle Gemüth, ganz besonders auf die näheren Bekannten empörend wirken muss. Um Blättern im Range des ‚Interessanten Blattes' in Wien für die gemeine gewerbsmässige Ausschrotung alpiner und anderer Unglücksfälle die gebührende Würdigung zu bezeigen, halten wir Worte allein für zu schwach; wir bedauern es auf das Tiefste, dass sich aus dem Kreise der Wiener Bekannten der zwei Verunglückten Leute gefunden haben, welche die auf die niedersten Triebe gemünzte Richtung des genannten Hintertreppenblattes durch die Abgabe von Bildern unterstützten. Wir hoffen und wünschen, dass kein deutscher Turner und Bergsteiger mit diesen Schandblättern in irgend einer Beziehung steht.«

Leser. Am 8. Juni enthielt der Leitartikel des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ein Gespräch, das ein »Kritiker conservativer Kunstrichtung« mit Herrn v. Hartel geführt hatte. Der Kritiker hatte den Minister gefragt, wie er »über die moderne Kunst urtheile«. Der Minister aber sagte: »Die Frage muthet mich an, wie die an Dr. Faustus gestellte: ‚was er von der Religion halte'.« — Goethe-Forscher dürfte diese neue

Digitized by Google

Lesart einer Stelle des »Faust« mächtig interessieren, aber den Betrachter modernen Geisteslebens wird vor allem die Untersuchung reizen, ob wir sie dem österreichischen Unterrichtsminister oder dem Kunstkritiker eines der grössten Tagesblätter zu verdanken haben. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass sich ein Feuilletonist in derselben Nummer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zu der alten Lesart jener »Faust«-Stelle, von der ein »conservativer« Kritiker nie hätte abweichen sollen, bekannte. So fragt denn auf Seite 1 Gretchen den Dr. Faustus, was er von der Religion halte. Aber auf Seite 3 plaudert eine junge Frau über ihr Eheleben und betheuert, ein dutzendmal habe ihr »die variierte Gretchenfrage« auf den Lippen geschwebt: »Wie hältst Du's mit der Secession?«

Beobachter. Sie irren. Es sind zumeist die besten Hausväter und für die Ihren in zärtlichster Weise besorgt. Der Eigenthümer eines Wiener Montagsblattes kam neulich freudestrahlend nachhause und begrüsste seine Gattin mit den Worten: »Rosa, du kannst dir bald ein neues Kleid anschaffen. Ich weiss was auf wen!«

Zionist. Herrn Nordau ist abermals ein Naturlaut entfahren. Zu dem achselzuckenden »Kunststück!«, das ich neulich citierte, hat sich nunmehr ein kopfschüttelndes »ausgerechnet« gesellt. An die modernen Kunstkritiker richtet er am 24. Mai die Frage: »Nun, wo ist die ‚Reizsamkeit' geblieben, die ausgerechnet das Freilicht forderte und nichts Anderes?« — Dieselbe Sprache beherrscht Herr Rudolf Lothar perfect. In der ‚Wage' beginnt er ein Theaterreferat wörtlich folgendermassen: »Am 1. October 1872 wurde ‚L'Arlésienne' in Paris zum erstenmal gegeben und fiel durch. Was sage ich, sie fiel durch, es war ein unerhörter Theaterscandal...« Ja, was sagt er dann, sie fiel durch? Ausgerechnet!

Snob. Aus der Schilderung, die uns Herr Hevesi Sonntag, den 8. Juni, von der Persönlichkeit Rodins gab, ist nur der eine Satz bemerkenswerth: »Die massive Schädelkuppel erscheint auf den ersten Blick eher etwas klein im Verhältnis. Nacken, Profil und Bart sind zu monumental. Aber diese gedrungene Schädelform hat ihre Logik, wie die fast schlanke Curve, welche Michelangelo der Kuppel Sanct Peters gab. Es war ein berühmter Anatom in der Gesellschaft; schade, dass ich ihn nicht darüber interviewt habe.« Herr Hevesi hatte vorher erwähnt, dass »einige berühmte Professoren der medicinischen Facultät« an dem Festmahl zu Ehren Rodins theilnahmen. Vielleicht war ausser dem Anatomen auch ein berühmter Psychiater darunter? »Es war gegen Mitternacht«, schliesst Herr Hevesi stimmungsvoll, »als die letzten Gäste den Sachergarten verliessen. Einige trieben sich aber noch längere Zeit im Prater herum und sahen sich die Nacht an. Klimt war nicht aus dem Prater herauszubringen.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

Nr. 107 Erschienen am 27. Juni 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 7.—
« « 18 « « . . « 3.60
« das Deutsche Reich, 36 « « . . M. 7.—
« « « « 18 « « . . « 3.60
« die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei « 8.20
« « « « « 18 « « « 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 107 WIEN, MITTE JUNI 1902 IV. JAHR

Die äußerste Pressfreiheit.

Sie ist erreicht. Die Lobredner des Regierungsentwurfes ahnen es selbst noch nicht. Sie wissen es nicht zu würdigen, was die Reform des Herrn v. Koerber für die Corruptionspresse eigentlich bedeutet, und würzen den Dank für freie Colportage und Aufhebung des objectiven Verfahrens mit manch bitterem Wort des Tadels, weil nicht nur die Ehrenbeleidigung der Strenge des Einzelrichters ausgeliefert, sondern auch ganz neue Uebertretungen construiert werden sollen, neue Fesseln, einer eben erst »die Schwingen regenden« Presse zum Tort. Da ist zunächst die wirklich alberne Bestimmung gegen jene Mittheilungen aus dem Privatleben, die — auch ohne ehrenrührig zu sein — das »Ansehen« oder die »gesellschaftliche Stellung« des Betroffenen zu beeinträchtigen geeignet sind (§ 33). Da ist das an den Lebensnerv des Fortschritts rührende Verbot der Publication unzüchtiger Inserate (§ 34), — im Gestrüpp laxer und liberaler Maßnahmen die einzige, mit der Herr v. Koerber sich als Leser der ‚Fackel' auszuweisen berechtigt ist. Da ist weiters die Strafandrohung gegen die Ankündigung verbotener Heilmittel oder Lospapiere (§ 35). Da ist endlich das zumal dem ‚Deutschen Volksblatt' gefährlich scheinende Verbot des politischen, nationalen oder confessionellen Boycotts (§ 36).

Keine Angst, meine Herren Collegen! Der Pressgesetzentwurf des Herrn v. Koerber ist selbst in

Digitized by Google

diesen Punkten nicht so bös wie er ausschaut, hat selbst hier euren Tadel nicht verdient und ist in seiner Gänze geeignet, statt Furcht und Schrecken eitel Hoffnung und Freude zu verbreiten. Die wichtige Errungenschaft, die er bringt, ist die: Alle neu construierten Uebertretungen bleiben straflos. Und straflos wird fortan auch die Ehrenbeleidigung sein, gerade aus dem Grunde, weil sie nicht mehr als Vergehen der Gefühlsjustiz der Geschwornen, sondern als Uebertretung der strengen Iudicatur des Strafrichters überwiesen werden soll. Ich sehe die Freunde und die Feinde einer freien Presse die Köpfe schütteln und höre sie fragen, was in aller Welt mir denn zu so freudvoller, beziehungsweise trüber Voraussicht die Handhabe bot. Sicherlich wird man's im Ausland nicht glauben, daß in Oesterreich ein Pressgesetz eigens zu dem Zwecke geschaffen wurde, um das Privatleben (§ 33), die Sittlichkeit (§ 34), die Gesundheit und wirtschaftliche Sicherheit (§ 35 und 36) und schließlich die Ehre (§ 37) für vogelfrei zu erklären. Und doch ist dem so. Ich glaube nicht, daß Herr v. Koerber es so gewollt hat. Dazu habe ich von seiner Schlauheit eine viel zu geringe Meinung. Es wäre wahrhaftig ein trauriger Muth, auch die wenigen Paragraphe, die zum Schutze des Publicums gegen die dreiste Presstyrannis geschaffen sein sollen, bewußt und absichtsvoll als einen wirkungslosen Popanz anzufertigen. Nein, nicht um die List eines Zeitungsministers, der mit der einen Hand der schnappenden Journaille heimlich wieder zusteckt, was er ihr mit der andern coram publico entrissen hat, handelt sich's hier, sondern einfach — um eine Blamage.

Ein jüngerer Kenner des Strafrechts hat mich zuerst auf die famose Lücke aufmerksam gemacht, durch die — gewiß gegen den Willen des ahnungs-

Digitized by Google

losen Herrn v. Koerber — künftig die Presssünder sammt und sonders, in neuen Paragraphenschlingen gefangen, rasch wieder entschlüpfen werden. Der Oberlandesgerichtspräsident a. D., Herr v. Krall, hat inzwischen in seiner Besprechung des Entwurfs (‚Neue Freie Presse', 22. Juni) die monströse Sache flüchtig und ganz schüchtern berührt, ohne ihre ungeheuerlichen Consequenzen auch nur anzudeuten. So ist denn die Blamage noch nicht ruchbar geworden und wird erst von dieser Stelle aus den Ruhm einer Gesetzmacherei künden, von der die Presskulis aller Parteien nur in stammelnder Verzückung sprechen und von der die ‚Arbeiter-Zeitung' am 12. Juni prophezeit hat, sie werde »Oesterreich auf geradezu europäisches Niveau heben«. Das Niveau der europäischen Lächerlichkeit scheint mir erreicht, — erreicht durch einen Lapsus, der in der Geschichte flüchtiger und talentloser Gesetzesklitterung einzig dasteht. Ich bitte die sachkundigen Beamten des Justizministeriums, denen in der letzten Nummer der ‚Fackel' die Mitarbeit an dem Entwurf zugetraut wurde, um Verzeihung. Die Reform ist — unbestritten — das Werk des Herrn v. Koerber und seiner Pressbureau-Juristen. Man höre und staune, was man in Oesterreich der Vorsanction des Kaisers und dem Urtheile erwachsener Parlamentarier zu unterbreiten gewagt hat:

Das famose Delict der Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge bleibt bekanntlich bestehen. § 31 definiert es als die durch Vernachlässigung der dem verantwortlichen Redacteur obliegenden Sorgfalt erfolgte Ermöglichung der Herstellung, Veröffentlichung oder Verbreitung einer Druckschrift, »deren Inhalt den Thatbestand eines Verbrechens oder Vergehens begründet«. Dazu bemerkt der Motivenbericht noch ausdrücklich: »Gleich dem geltenden Rechte wird auf eine Strafandrohung (gegen

Digitized by Google

die Vernachlässigung der Obsorge) verzichtet, wenn der Inhalt nur eine Uebertretung begründet.« Daraus folgt: Wenn der verantwortliche Redacteur erklärt, er habe einen (nicht gezeichneten) eine Ehrenbeleidigung oder eine Mittheilung aus dem Privatleben oder die Aufreizung zum Boycott enthaltenden Artikel, oder er habe ein Inserat, welches unzüchtig ist oder verbotene Heilmittel oder Lospapiere anpreist, nicht gelesen, also die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigt — so entfällt, weil es sich in jedem dieser Fälle um eine Uebertretung handelt, jegliche Bestrafung. Da nun der Motivenbericht anderseits erklärt: »Die Ehre eines jeden Einzelnen bedarf besserer gesetzlicher Garantien«, kann hier nicht eine Absicht, sondern bloß ein unerhörter Lapsus des Verfassers des Entwurfs vorliegen. Bisher nämlich hatte die Ehre gegenüber den stets anonymen Angriffen der Tagespresse die ungenügende Garantie, dass — da Ehrenbeleidigungen Vergehen waren — wenigstens der verantwortliche Redacteur eine milde Geldstrafe erhielt. Künftig würde es zu einem Proceßverfahren gar nicht kommen, weil die Erklärung des Verantwortlichen in der Voruntersuchung, dass er den Artikel nicht gelesen habe, zur sofortigen Einstellung des Verfahrens führen müßte. Grotesk wäre es aber, neue Uebertretungen eigens zu construieren und sie gleichzeitig für straflos zu erklären.

Wäre Absicht und nicht Schlamperei im Spiel, so würde Herrn v. Körbers Pressrecht das folgende Curiosum zeitigen: Während die muthige, mit vollem Namen erfolgende Beleidigung schwerer als bisher bestraft werden soll, wird die anonyme straflos. Es wäre geradezu eine Prämie für absolut unbeweisbare Schmähungen ausgesetzt; man müßte nur, was ganz aus der Luft gegriffen ist, anonym vorbringen. Der Presse wird nicht nur Freiheit, sondern absolute Straflosigkeit gewährt. Die Ehrenbeleidigung

Digitized by Google

ist eine Uebertretung, und die Vernachlässigung der Obsorge im Falle einer Uebertretung wird nicht verfolgt. So werden denn die verantwortlichen Redacteure künftig, weil's die Eigenthümer keinen Heller kostet, mit erhöhtem Eifer jener Vernachlässigung obliegen. Und vor dem neuen Pressgesetz mag vielleicht nur noch der Herausgeber der ‚Fackel', der für Beleidigungen eintritt, zittern. In diesem Sinne ist es wohl zu deuten, wenn der Entwurf des Herrn v. Koerber allseits als »Markstein« gepriesen wird . . . Marksteine dienen den Bedürfnissen von Presskötern, die, ledig auch des Maulkorbzwanges der Beschlagnahme, am hellichten Tage ihr Unwesen treiben werden.

* * *

Die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft hat jederzeit sehr stark auf parlamentarische Angriffe reagiert. Jedesmal hat sie die Erörterung ihrer Verhältnisse im Abgeordnetenhause mit Pauschalien, die den Parteiblättern des parlamentarischen Gegners gewährt wurden, bezahlen müssen. Enthüllungen der Parteiblätter haben meistens den Parlamentariern den Stoff geboten. Aber es schien nachträglich, als hätten die Zeitungen die Abgeordneten nur darum zum Reden gebracht, um selbst von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft zum Schweigen gebracht zu werden. Wie hat ehemals das ‚Deutsche Volksblatt' gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft und gegen die liberale Pauschalienpresse, die sie unterstützt, gewettert! Am 28. Juli 1898 schrieb dann die ‚Arbeiter-Zeitung': »Zu dieser Pauschalienpresse gehört natürlich auch das ‚Deutsche Volksblatt', das eine zeitlang sich auffallend viel mit der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft beschäftigte, dessen Hunger seither aber gestillt zu sein scheint.« Damals beschäftigte sich nämlich gerade die ‚Arbeiter-Zeitung'

Digitized by Google

auffallend viel mit der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft. Bald hernach aber (im December 1898) kam die Interpellation des socialdemokratischen Abgeordneten Schrammel, welcher hohe Beamte des Unternehmens der gemeinsten Handlungen und sogar des Diebstahls — im strafrechtlichen, nicht etwa in bildlichem Sinn — bezichtigte, und im nächsten Frühjahr erschienen die Inserate und »Eingesendet« der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft in der ‚Arbeiter-Zeitung', deren »Hunger seither gestillt zu sein scheint«. Später sind noch die Alldeutschen gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft losgezogen. Da war indes die Gesellschaft bereits gewitzigt und fand, ehe es zu arg wurde, den Weg zur ‚Ostdeutschen Rundschau'. Die ‚Ostdeutsche Rundschau' ließ sich billig finden. Sie bekam bloß 1000 Kronen des Jahrs.

Der Abgeordnete Berger hat jüngst über die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft mancherlei Unvernünftiges, über ihre Pauschalien aber die sehr vernünftigen, von den Tagesblättern weislich verschwiegenen Worte gesprochen: »Von Seite der Angegriffenen und hauptsächlich von Seite der Presse wird man mir zur Antwort geben und mit dem Brustton der Ueberzeugung sagen: ‚Das sind Bezahlungen, Pauschalien für Inserate und' — so wird man hinzusetzen — ‚wenn wir dieselben nach dem Tarif berechnen würden, würde die Summe noch viel mehr ausmachen'. Gewiß, ich bin überzeugt, daß, wenn man die Inserate nach dem Tarif berechnen würde, das viel mehr ausmachen möchte; aber das Charakteristische dieser Schweiggelder und Pauschalien ist nicht im Inseratenkauf zu suchen. Denn wenn man den Blättern das nicht als Pauschalien geben, wenn man nicht als Gegenleistung das Schweigen der Blätter erkaufen würde, dann würden dieselben überhaupt keine Annoncen bekommen.«

Die ‚Neue Freie Presse' und die ‚Ostdeutsche Rundschau' haben in charakteristischer Weise von

Digitized by Google

diesen Worten Notiz genommen. In gesperrtem Druck meldet die ‚Neue Freie Presse', Herr Berger selbst habe anerkannt, daß die Pauschalien »allerdings die Gegenleistung für die Veröffentlichung von Inseraten und Ankündigungen« seien; »Redner bemerkt jedoch«, fährt der wahrheitsliebende Berichterstatter fort, »dass sich darunter auch solche Blätter befinden, in denen die Publication der Inserate keinen Werth haben kann«. Der Abgeordnete Berger wird also geradezu als Kronzeuge für die Reinheit der ‚Neuen Freien Presse' geführt, die in gerechtem Stolz seine Mittheilung, dass sie von allen Blättern den bei weitem größten Pauschalienbetrag beziehe, nicht gänzlich unterdrückt und bloß dadurch abgeschwächt hat, daß sie statt der von Herrn Berger namhaft gemachten Summe von 8000 Kronen nur 4000 Gulden einbekennt. Während aber die ‚Neue Freie Presse' den Sinn der Rede in sein Gegentheil umfälschte, that die ‚Ostdeutsche Rundschau' genau dasjenige, was Herr Berger von der corrupten Presse erwartet hatte. Herr K. H. Wolf, der Virtuose der Ueberzeugung, versicherte in der Einleitung zum Parlamentsbericht wirklich mit dem von Herrn Berger prophezeiten Brustton, die ‚Ostdeutsche Rundschau' drucke »im Anzeigentheil die Fahrpläne, Verkehrsanzeigen und sonstigen Mittheilungen ausschließlich dieser Art, die für den Leserkreis ein Interesse haben«, ab und bekomme »selbstverständlich für diese Leistung von der Gesellschaft eine Entschädigung«. Und er fügt wörtlich hinzu: »Indessen betragen die Leistungen der ‚Ostdeutschen Rundschau' nach ihrem Anzeigentarife für das Jahr 1901 mehr als das Vierfache der hiefür gezahlten Entschädigung. Das ist buchmäßig nachweisbar. Und auch im laufenden Jahre hat das Blatt an Anzeigen schon erheblich mehr geleistet, als das Pauschale beträgt.«

Herrn K. H. Wolfs Vertheidigung wird ihm selbst nicht nützen. Wohl aber ist sie, ohne daß dies

Digitized by Google

von Herrn Wolf beabsichtigt war, als Anklage gegen die ‚Arbeiter-Zeitung' durchaus beachtenswerth. In der Liste der Blätter, die Herr Berger als Pensionäre der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft nannte, ist das Centralorgan der österreichischen Socialdemokratie von allen Kundigen vermisst worden. Aber die ‚Arbeiter-Zeitung' nimmt in der That keine Pauschalien, — sondern mehr. In der Polemik gegen die ‚Fackel' (siehe deren Nr. 49) hat sie über ihre Beziehungen zur Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft erklärt, dass »sich unser Blatt nichts schenken lässt und jedem Inserenten für sein Geld den ihm nach dem Tarife gebührenden Raum einräumt«. Die ‚Ostdeutsche Rundschau' leistet viermal so viel, als sie nach dem Tarif zu leisten hätte. Der ‚Arbeiter-Zeitung' wagt man so erniedrigende Bedingungen nicht zu stellen. Mögen die Interessen aller Bevölkerungsschichten in Oesterreich minuendo verlicitiert werden; die Interessen des österreichischen Proletariats werden in keinem Fall unter dem festen Tarif der ‚Arbeiter-Zeitung' verkauft. †

Das ‚Deutsche Volksblatt' verwahrte sich am 14. Juni gegen die von dem Abgeordneten Berger vorgebrachte Beschuldigung, es habe Schweiggelder in Form von Inseratenpauschalien von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft genommen. Die Mißstände bei dieser Unternehmung habe es doch stets bekämpft und »diesen Kampf durch eine Reihe allerdings rein sachlicher Artikel eröffnet«. »Wir konnten das, weil wir uns durch unsere geschäftliche Beziehungen zu der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft sowie zu allen öffentlichen Unternehmungen überhaupt das Recht der Kritik nicht nehmen lassen.« Das ist nur zu wahr. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat nicht nur zur Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft »geschäftliche Beziehungen«, sondern zu allen öffentlichen Unternehmungen überhaupt. Und darum führt es den Kampf gegen sie auch nur in »rein sachlicher« Weise, also ohne Rufzeichen hinter die Namen der unterschiedlichen jüdischen Verwaltungsräthe zu setzen. So wenig vermögen die geschäftlichen

Digitized by Google

Beziehungen zu der Gesellschaft, die der Abgeordnete Berger angriff, das ‚Deutsche Volksblatt' von seinem sachlichen Kampfe abzubringen, wie eben die Erkenntnis, dass an der Spitze dieser Gesellschaft ein Mann steht, der ein »Ungar und ein Jude« ist, das ‚Deutsche Volksblatt' von seinen geschäftlichen Beziehungen zu ihr abzubringen vermag.

*

Die ‚Wiener Allgemeine Zeitung', die gewiss sehr wenig bekommt, ist doch anständig genug, über die Angriffe des Herrn Berger auf die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft empört zu sein. Unter den Händen dieser Sorte von Parlamentariern, klagt sie, »werde das Gold« zum Koth. Aber sie freut sich, daß Herr Wolf bei dieser Gelegenheit seinen früheren Waffenbrüdern in den Arm gefallen ist, und verzeichnet auch mit Behagen den Zwischenruf: »Gegenseitiges alldeutsches Läusesuchen!« »Mit diesem allerdings etwas drastischen Worte«, ruft sie, »hat Abgeordneter Glöckner die Situation treffend gekennzeichnet«. Aber hören wir, wie sich dieser der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' gefällige Abgeordnete in jener Sitzung sonst aufgeführt hat. Das stenographische Protocoll nennt ihn als Autor der folgenden Zwischenrufe: »Das ist ja eine Schweinerei!«, »Das könnte man schon eine Bande (nicht ein Bandel) nennen!«, »Das ist die reinste Lumperei, und wir sollen da wieder schwitzen! Kein anständiger Mensch kann für die Vorlage stimmen!«, »Das ist eine Lumperei und Gaunerei!«, »Es ist sehr sonderbar, dass die Sache der Staatsanwaltschaft nicht aufgefallen ist!« Ach, auch unter den Händen des Abgeordneten Glöckner ward das Gold der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft zum Koth!

* * *

Was die ‚Neue Freie Presse' für unwichtig hält.

Die ‚Neue Freie Presse'

(aus einer Rede des Abgeordneten Dobernig über die Fahrkartensteuer):

»— — Die Gewährung von Begünstigungen sollte eingeAbg. Dobernig:

»— — Die Gewährung von Begünstigungen, von Freikarten, sollte auf den Staatsbahnen und noch mehr auf den Privatbahnen einge-

Digitized by Google

schränkt werden. Wenn die Steuer schon bewilligt werde, müsse man weiters von der Staatsbahnverwaltung verlangen, dass sie dem reisenden Publicum mehr als bisher entgegenkomme.«

schränkt werden. Die Südbahn insbesondere übt den Freikartenunfug in geradezu unerhörter Weise aus. Wenn die Steuer schon bewilligt werde, müsse man weiters von der Staatsbahnverwaltung verlangen, dass sie dem reisenden Publikum mehr als bisher entgegenkomme.«

* * *

Daß »antisemitisch« mit »reactionär« identisch ist und daß »freisinnig« und »antisemitisch« sich wie links und rechts verhalten, ist die unverbrüchliche Ueberzeugung der liberalen Journalistik. Nur Alexander Scharf hat bisher, als erster erkennend, daß das Zeitungshandwerk keiner Ueberzeugung bedürfe, auch an dieser einen, letzten gerüttelt; er ist philosemitisch und doch antiliberal, »freisinnig« in confessionellen und dabei »reactionär« in politischen Fragen. Nun hat sich zur ‚Sonn- und Montags-Zeitung' das Widerspiel in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' gefunden, seitdem diese von der Deutschen Volkspartei in Niederösterreich zu ihrem officiellen Organ erkoren ward: die Deutsche Volkspartei — und daher auch die ‚Oesterreichische Volkszeitung' — ist, wie neulich wieder in St. Pölten und Wiener-Neustadt feierlich versichert wurde, antisemitisch und doch liberal, »reactionär« in confessionellen und dabei »freisinnig« in politischen Fragen. Aber wie bekanntlich alle Extreme, so berühren sich auch die ‚Oesterreichische Volkszeitung' und die ‚Sonn- und Montags-Zeitung'. Und der Berührungspunkt heißt Schnüfferl. Eine Seele, Schnüfferls Seele, wohnt, ach!, in beiden Blättern, und es ist ein tragischer Anblick, wie sie durch den Zwiespalt der Verpflichtungen gepeinigt wird. Muss Schnüfferl Samstag in der liberalen ‚Volkszeitung' zum Antisemitismus gute Miene machen, so setzt er sich Sonntags aufathmend an den Redactionstisch der ‚Sonn- und Montags-Zeitung', des Organs der Rechten, und schreibt nach ritueller Gepflogenheit von rechts nach links, an die Adresse der Schottenring-Bewohner.

Digitized by Google

Ihnen hat er am 23. Juni in den »Localzugsstudien« betheuert, daß nur seine wochentäglichen Dienste und nicht sein Herz der Deutschen Volkspartei gehören. Der bekannte Herr Kohn schreit Wehe und erklärt die Deutsche Volkspartei für nicht besser als die Christlichsocialen, ja er prophezeit, dass sie sich mit diesen »noch ausgleichen« werde. Aber die große Frage bleibt unentschieden, wo Schnüfferls eigentlicher Platz ist: beim Volk, dem auserwählten, oder beim Völkl, dem aus St. Pölten. +

* * *

Wiens Proletarier waren es bisher gewöhnt, nur am Sonntag zum Einkauf von »Tait's Diamanten« eingeladen zu werden. Da ward durch eine Gerichtsverhandlung der dreiste Schwindel, mit dem seit Monaten unsere Oeffentlichkeit belästigt wird, enthüllt. Die ‚Arbeiter-Zeitung' nahm nebst wenigen anderen Wiener Blättern von diesem Gerichtsfall Notiz. Sie nannte die Verhandlung, die mit der Abtretung des Actes »wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Erpressung« an das Landesgericht endete, sogar eine »merkwürdige«; aber sie behandelte den angeklagten Procuristen der Firma Tait nicht so schlecht wie etwa den Professor Lammasch, wenn er im Herrenhause eine vernünftige Rede über die Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes auf Radfahrer und Automobilisten gehalten hat. Immerhin: nahm sie Inserate von der Firma Tait, so nahm sie auch Notiz von der Verhandlung gegen die Firma Tait. Am 12. Juni 1902. Aber am 13. Juni 1902 deckte schon ein Inserat von »Tait's American Diamond Palace« eine volle Seite der ‚Arbeiter-Zeitung'. Mitten in der Woche! Die Firma Tait hatte diesmal nicht bis zum Samstag warten können, um den proletarischen Lesern die »beste Imitation der Welt« anzupreisen. Morgens las man den Gerichtssaalbericht über die »merkwürdige« Verhandlung, Tait's American Diamond Palace erzitterte, und Mittags traf bereits ein Sendling der Firma in der Administration der ‚Arbeiter-Zeitung' ein. Hält man das Blatt, auf dem am nächsten Morgen das funkelnde Inserat Platz fand, an's Licht, so blinzelt von der andern Seite das folgende Aviso durch: »Unsere p. t. Leser werden höflichst ersucht, sich bei Bestellungen oder Einkäufen stets auf die Annoncen der ‚Arbeiter-Zeitung' zu berufen.«

Digitized by Google

Was bleibt den p. t. Lesern anderes übrig? Sie, die tagszuvor vor Tait's Kostbarkeiten gewarnt worden waren, denken nicht mehr daran, sich bei der Bildung eines Urtheils auf die redactionellen Gesinnungen der ‚Arbeiter-Zeitung' zu berufen. Der Anticorruptionismus und das socialdemokratische Gewissen ihres Leibblattes sind — sie merken es endlich — die »beste Imitation der Welt« . . .

* * *

»Das interessante Blatt«.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sie besprechen in Nr. 106 (Antwort des Herausgebers) eine Resolution, welche die Bergsteigerriege des Innsbrucker Turnvereines gegen das ‚Interessante Blatt' beschlossen hat wegen einer das menschliche Gefühl verletzenden Reproduction einer photographischen Aufnahme der Aufbahrung jener beiden auf der Raxalpe verunglückten Touristen. In dieser Resolution wird angenommen, daß die photographische Aufnahme durch Wiener Bekannte der beiden Verunglückten dem ‚Interessanten Blatt' zur Verfügung gestellt wurde.

Dies ist jedoch unrichtig; die Photographie gelangte vielmehr durch einen groben Mißbrauch in den Besitz des ‚Interessanten Blattes'. Der Vorgang war der folgende:

Ich befand mich am 30. Mai im Vollmachtsnamen der Familie meines Schwagers Dr. Aristides Brezina in Payerbach, um die Vorbereitungen zum Transporte der beiden Leichen nach Wien zu treffen. Bei dieser Gelegenheit theilte mir der Reichenauer Photograph mit, daß er eine Aufnahme der Aufbahrung gemacht habe, um welche er seitens des ‚Interessanten Blattes' ersucht worden war, und bat mich, die Abgabe dieser Aufnahme an das Blatt behufs Reproduction zu gestatten. Die Aufnahme war nach Aussage des Mesners von Payerbach dadurch ermöglicht worden, daß der Photograph einen Arbeiter für seine Zwecke gewonnen hatte, der ihm ohne sein (des Mesners) Vorwissen die Friedhofskapelle aufschloß, in welcher die Leichen aufgebahrt waren.

Digitized by Google

Ich erklärte dem Photographen in Gegenwart des Gemeindecommissärs, daß eine Veröffentlichung der Aufnahme nicht stattfinden dürfe und daß ich namens der Familie die Vernichtung des Negativs verlange.

Hochachtungsvoll

Heinrich Koechlin,
Baurath im k. k. Ministerium des Innern.

Herr v. Koerber, der in seinem, ach, so flüchtigen »Entwurfe« die illustrierte Raubmörderpresse überhaupt nicht bedacht hat, möge sich die voranstehende Zuschrift und die Notiz in Nr. 106, deren Tendenz diese noch verstärkt, zu Gemüthe führen. »Wer in einer Druckschrift eine Mittheilung oder bildliche Darstellung aus dem Privat- oder Familienleben veröffentlicht, welche den Betroffenen in seinem Ansehen oder in seiner gesellschaftlichen Stellung zu beeinträchtigen geeignet ist, macht sich einer Uebertretung schuldig.« Dieser sinnlose Paragraph bedroht jeden, der die Wahrheit über Herrn Stukart sagt, und sichert dem ‚Interessanten Blatt' ein langes Leben.

* * *

Anläßlich des in der Nummer 106 veröffentlichten Artikels über die »Urania« hat der Autor des Vortrags über »Automobilismus« dem Herausgeber der ‚Fackel' einen Schmähbrief ins Haus geschickt. Die in diesem Brief gegebene Erklärung des Interesses, das der Sportredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' an dem Vortrag über Automobilismus nimmt, soll der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden: niemand anderer als der Sportredacteur selbst hat die Photographien für den Vortrag beigestellt. Aber die Oeffentlichkeit soll auch der Aufklärung theilhaftig werden, die der Herausgeber der ‚Fackel' über den Bildungswerth der »Urania«-Vorträge aus dem Briefe gewonnen hat, in dem der Verfasser des einen von ihnen von einem »Brojectionsvortrag« und von »einzellnen, ironisch seien sollenden Bemerkungen« schreibt und — es wäre zu weitläufig, das ganze Schreiben zu citieren — in

Digitized by Google

jeder Zeile gegen die Gesetze der Interpunction, Grammatik und Logik sich vergeht. Volksbildung ist sicherlich eine schöne Sache. Ob aber die »Urania« den richtigen Weg einschlägt, ist eine Frage, die die zahlenden Zuhörer der Vorträge sicherlich mit der Forderung beantworten werden, daß zunächst die Ungebildetsten, die Autoren der »Urania«, gebildet werden sollen. ☒

* * *

Königthum Sonndorfer?

‚Neue Freie Presse,' 19. Juni, Abendblatt:

»[Selbstmord.] Im Kahlenbergerdorf hat sich gestern Abends ein junger Mann im Alter von ungefähr 20 Jahren durch einen Revolverschuss getödtet. Der Selbstmörder dürfte ein Handelsschüler gewesen sein.«

* * *

Ein Frischauer-Stückchen.

»Präsident Bourgeois ruft den Redner zur Sache. Es werde sich, bemerkt er, Gelegenheit finden, über die Affaire Humbert zu sprechen, wenn die Interpellation auf der Tagesordnung stehen werde.

Lasies: Gut, werde ich dann reden.«

Also drahtete Berthold Frischauer am 12. Juni über die Pariser Kammerdebatte.

* * *

»— — Anders steht es um die Ankündigungen zur Einleitung eines geschlechtlichen Verkehres in einer die Sittlichkeit verletzenden Form; diesfalls ist ein Unwesen eingerissen, daß es zu billigen ist, wenn die Regierung die Gelegenheit wahrnimmt, demselben entgegenzutreten.«

Also sprach Dr. v. Krall, Oberlandesgerichts-Präsident a. D. am 22. Juni in der — — — — — — — — — — — — — — — — — — ‚Neuen Freien Presse'.

»Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller literarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen. — — Es ist unglaublich, welche Frechheit sich der Burschen bemächtigt, und vor welchen literarischen Gaunereien sie nicht zurückbeben, wann sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen. Wie es Universal-Medicinen gibt, so ist Folgendes eine Universal-Antikritik gegen alle anonymen Recensionen, gleichviel, ob sie das Schlechte gelobt oder das Gute getadelt haben: ‚Hallunke, nenne dich! Denn vermummt und verkappt Leute anfallen, die mit offenem Angesicht einhergehn, das thut kein ehrlicher Mann: das thun Buben und Schufte. Also: Hallunke, nenne dich!' probatum est. — — Die in Deutschland endlich erlangte und sogleich auf das Ehrloseste mißbrauchte Pressfreiheit sollte wenigstens durch das Verbot aller und jeder Anonymität und Pseudonymität bedingt seyn, damit Jeder für das, was er durch das weitreichende Sprachrohr der Presse öffentlich verkündet, wenigstens mit seiner Ehre verantwortlich wäre, wenn er noch eine hat; und wenn keine, damit sein Name seine Rede neutralisierte. Ein anonymer Recensent ist ein Kerl, der Das, was er über Andere und ihre Arbeit der Welt berichtet und respective verschweigt, nicht vertreten will und daher sich nicht nennt. Alles anonyme Recensieren ist auf Lug und Trug abgesehn. Daher, wie die Polizei nicht zuläßt, daß man maskiert auf den Gassen einhergehe, sollte sie nicht leiden, daß man anonym schreibt. — — Ist denn nicht die Anonymität die feste Burg aller literarischen, zumal publicistischen Schurkerei? — — In der Literatur aber sollten alle redlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Anonymität durch das Brandmark der öffentlich, unermüdlich und täglich ausgesprochenen äußersten Verachtung zu proskribieren und auf alle Weise die Erkenntnis zur Geltung zur bringen, daß anonymes Recensieren eine Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit ist. — — Wer anonym schreibt und polemisiert, hat eo ipso die Präsumtion gegen sich, daß er das Publikum betrügen oder ungefährdet Anderer Ehre antasten will. Daher sollte jede, selbst die ganz beiläufige und außerdem nicht tadelnde Erwähnung eines anonymen Recensenten nur mittelst Epitheta, wie ‚der feige anonyme Lump da und da', oder ‚der verkappte anonyme Schuft in jener Zeitschrift' u. s. f. geschehn. Dies ist wirklich der anständige und passende Ton, von solchen Gesellen zu reden, damit ihnen das Handwerk verleidet werde. — — Denn bei Angriffen ist Herr Anonymus ohne weiteres Herr Schuft, und Hunderte

Digitized by Google

gegen Eins ist zu wetten, daß, wer sich nicht nennen will, darauf ausgeht, das Publikum zu betrügen. — — Ueberhaupt würden mit der Anonymität 99/100 aller literarischen Schurkereien wegfallen. Bis das Gewerbe proskribiert ist, sollte man, bei entstehendem Anlaß, sich an den Menschen, der die Boutique hält (Vorstand und Unternehmer des anonymen Recensions-Instituts) halten, ihn für Das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst verantwortlich machen, und zwar in dem Tone, zu welchem sein Gewerbe uns das Recht gibt. — — Für die Sünden eines anonymen Recensenten soll man den Menschen, der das Ding herausgibt und redigiert, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben; wie man den Handwerksmeister für die schlechte Arbeit seiner Gesellen verantwortlich macht. Und dabei soll man mit jenem Kerl so umspringen, wie sein Gewerbe es verdient, ohne alle Umstände. — — Ich meines Theils würde eben so gern einer Spielbank oder einem Bordell vorstehn, als einer anonymen Lug-, Trug- und Verleumdungsanstalt.«

Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II.

In Nr. 84 der ‚Fackel' ward eine öffentliche Abbitte, die der verantwortliche Redacteur der ‚Wiener Caricaturen', um der gerichtlichen Verurtheilung zu entgehen, für die bübische Verunglimpfung des Andenkens einer verstorbenen Schauspielerin leistete, besprochen, ward das merkwürdige Beispiel gewürdigt, das hier eine Todte allen lebenden Collegen gab, die sich zur Wehrlosigkeit gegenüber dem infamsten Schnüfflerthum der Tages- und Witzblattpresse verdammten. Es war kein Zufall, daß in solcher Erörterung der Name Bernhard Buchbinder genannt wurde. Nicht nur als der typische Vertreter des »Genres«, als der Publicist, dessen geistiger Horizont von Theatertricots verhängt ist und dessen Routine in der Erforschung der intimsten Garderobengeheimnisse ihres gleichen sucht, nicht nur als der Mann, der über die Mastcur der Palmay so gut zu plaudern weiß wie über das Badezimmer der Odilon und dessen

Digitized by Google

kritischer Blick Madame Saville zu »eingemummelt«, Mademoiselle Pierny zu »mollet« fand, empfahl er sich der Betrachtung. An und für sich mußte der Fall der ‚Wiener Caricaturen' das Gedenken jenes Wackern befördern. Denn mir war es bekannt: Gegen Herrn Buchbinder als anonymen Autor der lieblichen Rubrik »Hinter den Coulissen« und gegen den verantwortlichen Redacteur des ‚Neuen Wiener Journal' schwebte gleichfalls eine Klage, die die Mutter jener Todten beim Wiener Landesgericht eingebracht hatte. Herr Buchbinder hatte gleichfalls gethan, was der bis heute unbekannte Lump in den ‚Wiener Caricaturen' nicht lassen konnte. Die Betrachtungsweise der beiden Herren unterschied sich nur in einem Punkte. Das »Witzblatt« wartete den Tod des Fräuleins Kalmar ab, um, gestützt auf die in der ganzen Ehrenpresse damals verbreitete Lüge über den Schmuckreichthum, den die Künstlerin hinterlassen haben sollte, ein paar dreckige Bemerkungen anzubringen. Ein Hamburger Rechtsanwalt berichtigte eines von den vielen Blättern, die da geglaubt hatten, die Kunde von dem Juwelennachlaß einer Schauspielerin der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen: in der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 18. Juni 1901 sah man den Millionenschmuck der Reporterphantasie zu einem Gesammtvermögen von 15.000 Mark zusammenschrumpfen. Die Glosse der ‚Wiener Caricaturen' war nicht zu berichtigen; sie konnte nur mit der Hundspeitsche oder mit dem Strafparagraphen beantwortet werden. Der Chroniqueur des ‚Neuen Wiener Journal' aber aspirierte schon vor dem Tode der Künstlerin auf eine der beiden Behandlungsarten. Er scheute sich nicht, am 13. April 1901 in die Reihe der schmackhaften Untertitel, die den Inhalt der samstäglichen Rubrik »Hinter den Coulissen« verlockend machen, die Worte aufzunehmen: »Die Kalmar im Sterben«, und er erörterte unter dieser »pikanten« Spitzmarke, wie, wo und warum sich dieses Sterben vollziehe. Die Gemeinheit des

Digitized by Google

Inhaltes war hier vielleicht noch von der Niedrigkeit übertroffen, die den Zeitpunkt der Publication so passend gewählt hatte. War Einer Schurke genug, dergleichen drucken zu lassen, so hätte ein Anderer Schurke genug sein können, der bis zum letzten Augenblick Gesundung erhoffenden Schwindsüchtigen die niedliche Todesreclame — Theaterleute erhalten ja immerzu »Ausschnitte« — ans Sterbelager zu senden. Herr Buchbinder mag dies nicht gewollt haben; aber daß er es — in Hamburg ist das einem Hamburger Consortium gehörende Schandblatt ziemlich verbreitet — nicht bedacht hatte, macht seine That doppelt sträflich. Drei Wochen später starb die junge Schauspielerin, an Nichtachtung des Talents, die sicherlich hier wie so oft die letzte Ursache allen physischen Ruins war. Und ein paar erpresserische Coulissenschnüffler erstanden ihr als Moralrichter. Die Mutter der Verstorbenen suchte gerichtlichen Schutz. Und das war recht gethan. Todte Schauspieler müssen sich mit der Presse nicht mehr verhalten; sie haben von der Kritik nichts zu fürchten und können sich gegen jede Beleidigung, die ihnen widerfährt, gegen jede Erniedrigung ihrer Persönlichkeit zur Wehr setzen. Nur mußte es angesichts dessen, was die ‚Caricaturen' und was das ‚Neue Wiener Journal' gewagt hatten, jeder beliebige Leser bedauern, daß unser mangelhaftes Strafgesetz bloß den Angehörigen des Verstorbenen gestattet, gegen den an seinem Andenken verübten Frevel gerichtliche Schritte zu unternehmen, daß nicht er selbst, der die Beleidigte nie gekannt hat, legitimiert sei, den Staatsanwalt zur Verfolgung jenes Gesellen zu verhalten, der mit der Ehre der Todten das menschliche Empfinden aller Lebenden so schwer verletzt hatte, und jenes andern, dessen schmutzige Neugier selbst das Sterben nicht als eine Angelegenheit des Privatlebens achtet ....

Aus den verlegenen Notizen der Tagespresse

Digitized by Google

ist den Lesern, was weiter geschah, nicht ganz verständlich geworden. Herr Buchbinder als der muthmaßliche Autor und der »verantwortliche« Redacteur, der natürlich prompt die Obsorge »vernachläßigt« hatte, waren in Anklagezustand versetzt. Ein halbes Jahr gieng mit der Vernehmung redactioneller Zeugen hin, die sich um keinen Preis erinnern wollten, wer die ständige Rubrik »Hinter den Coulissen« schreibe, und mit Berufung auf Schimpf und Schaden sich der Aussage entschlugen. Das Gericht verstand sich — dank einem alten pressfreundlichen Usus — nicht dazu, nach Schopenhauers Recept: »Hallunke, nenne dich!« vorzugehen, verzichtete auch darauf, sich »an den Menschen, der die Boutique hält«, zu halten, und ließ Herrn J. Lippowitz das Zeugenbekenntnis verweigern. Da es aber endlich, nach wiederholten Verschleppungsmanövern, zum Gerichtstag kam, zogen es die beiden Herren vor, in Gegenwart der Geschwornen und des zahlreichen versammelten Publicums die folgende Abbitte zu leisten: »In der Nummer vom 13. April v. J. des ‚Neuen Wiener Journal' ist unter der Ueberschrift ‚Hinter den Coulissen' ein Artikel erschienen, in welchem der damals mit dem Tode ringenden Schauspielerin Annie Kalmar auf eine höchst ungerechtfertigte und ungehörige Weise nahe getreten wurde. Wir Unterzeichnete ... erklären hiemit, daß wir aufrichtig bedauern, die Veröffentlichung dieses Artikels nicht verhindert zu haben.« ... Herr Buchbinder, der den Artikel geschrieben, bedauerte, seine Veröffentlichung nicht verhindert zu haben. Immerhin — die Erklärung konnte, an erster Stelle der Theaterrubrik abgedruckt, als eine ausreichende Genugthuung angesehen werden. Und für den Fall, daß die Publication nicht erfolgen sollte, ward eine Conventionalstrafe von 1000 Kronen — zugunsten des Oesterreichischen Bühnenvereins — festgesetzt. Herr Buchbinder als Wohlthäter der

Digitized by Google

Theatermenschheit: — das konnte im Grunde auch als ein Erfolg des Processes hingenommen werden.

In einer noch unwahrscheinlicheren Rolle sollte der Mann an dem folgenden Tage, dem 21. Juni, auftreten: als Kläger vor den Geschwornen. Als Kläger gegen den Herausgeber der ‚Fackel'. Er hat sich's, wie man weiß und wie die meisten Zeitungen nicht gemeldet haben, erspart . . . Ich lege hier Werth darauf, zu erklären, daß zwischen den beiden Klagesachen, wenn man von einer theilweisen Verkettung der Thatbestände — die Autorschaft des Herrn Buchbinder als ein für meinen Wahrheitsbeweis wichtiges Moment — absehen will, nicht der geringste Connex bestanden hat. Herr Buchbinder war vier Monate Angeklagter, bevor er zum Kläger avancierte. Der Klagevertreter in der einen Sache war mein Vertheidiger in der andern. Aber da der gegnerische Anwalt bezüglich der ersten einen Ausgleich versuchte, wurde jede Erörterung über die zweite kurzer Hand abgelehnt. Der Vertreter der Klage gegen Herrn Buchbinder nahm von allem Anfang an den Standpunkt ein, eine öffentliche Abbitte nebst der Verpflichtung, die Gesammtkosten zu tragen, sei der öffentlichen Verhandlung über einen Eingriff in's Privatleben vorzuziehen, bei der die Sühne, die man erreichen wolle, oft nur durch neuerlichen Unglimpf erkauft wird. Herr Buchbinder aber behielt, da der Text der Abbitte aufgesetzt war, vollste Freiheit, die gegen mich erhobene Klage — sie bezog sich vor allem auf meine Würdigung des von ihm betriebenen »Schandgewerbes« in No. 84 — aufrechtzuhalten.

Er hat sie — ich konnte ihm dies schon an dem Tage, da er den incriminierten Artikel confiscieren liess, prophezeien — im letzten Moment fallen gelassen. Es ward ihm nicht allzu schwer. Denn nicht dem innern Druck verletzten Ehrgefühls gab er nach, da er sich zur Schwurgerichtsklage entschloss, sondern dem Druck einer gewissenlosen

Digitized by Google

Clique, die sich seiner als Werkzeugs gegen mich bedienen wollte. Die Herren hatten bloß auf meine Verurtheilung, nicht mit dem Wahrheitsbeweis gerechnet, den ich — ein humaner Angeklagter — schon lange vor der Verhandlung antrat. Aber die Ergebnisse des Beweisverfahrens brachten wohl den Kläger, nicht sie aus der Fassung. Herrn Lippowitz, der, wie Schopenhauer sagt, »das Ding herausgibt und redigiert«, ward sein Buchbinder erst ein werthes Mitglied. Er werde ihn, möge da kommen, was wolle, halten; nur müsse er den Proceß gegen mich, der ja trotz alledem mit meiner Verurtheilung enden konnte, durchführen. Alle Vorstellungen honoriger Collegen — es gibt auch solche im Verbande des ‚Neuen Wiener Journal' —, Herrn Buchbinder fortan doch an weniger auffallender Stelle zu beschäftigen, blieben fruchtlos. Der Mann, der die Boutique des ‚Extrablatt' hält, Herr Julius Bauer, gieng im Heroismus noch weiter. Er stellte Herrn Buchbinder für den Fall, daß er doch wider Erwarten im ‚Neuen Wiener Journal' unmöglich werden sollte, ein sicheres Plätzchen an seiner Krippe in Aussicht; nur müsse er den Proceß gegen mich, der ja trotz alledem mit meiner Verurtheilung enden konnte, durchführen. So soll der Nachfolger Heinrich Heine's dem Manne zugeredet haben, an dessen Schicksal er mit der leicht verständlichen Zärtlichkeit des Collegen und Landsmannes Antheil nimmt: die gleiche Unbildung und die gleiche Enge des mit Theaterbrettern vernagelten Horizonts und die gleiche Entwicklung, die aus dem Talent eines ungarischen Pferdehändlers einen Wiener Humoristen und Beherrscher des Wiener Theatermarktes macht. Herr Buchbinder konnte der drängenden »Concordia«, die ihn zwar nicht als ihr Mitglied, aber als ihr Werkzeug haben wollte, den Gefallen nicht thun. Und angesichts der unerhörten Alternative, die ihm sein Chef gestellt: im Gerichtssaal den Herrn Lippowitz in allen seinen Einzelheiten bekannten

Digitized by Google

Wahrheitsbeweis über sich ergehen zu lassen oder aus dem Verbande des ‚Neuen Wiener Journal' zu scheiden, — musste er das zweite wählen. Die Art, in der Herr Lippowitz die Entlassung eines Mitglieds, das ihm durch sieben Jahre für 120 Gulden Monatslohn in den Rubriken »Hinter den Coulissen« und »Wiener Leben« und in zahllosen Theaterreferaten die werthvollsten Erbärmlichkeiten geleistet hatte, vollzog, hat auch jene Wiener Journalisten, die sich ungern Berufsgenossen des Herrn Buchbinder nennen hörten, mit Recht aufgebracht, und nur schwer widerstehe ich der Versuchung, mich des Mannes, dessen parasitäres Wirken ich stets verdammt habe, heute anzunehmen. Denn für Herrn J. Lippowitz war er erst an dem Tage unmöglich geworden, da er meine Verurtheilung unmöglich gemacht hatte.

Herr Buchbinder ist — man darf sich's ohne Wehmuth gestehen — erledigt. Aber das »Genre« wird J. Lippowitz wohl nicht allzulange verwaist lassen. Oder wollte er sich fortan auf seine eigene Scheere, mit der er gewohnheitsmäßig den Weltklatsch aus der internationalen Presse ohne Angabe der Quelle entnimmt, verlassen? Das ist nicht zu befürchten. Auch das Familienleben von Wiener Persönlichkeiten erfordert seine ständige Erörterung, und es wird nothwendig sein, die heranwachsende Generation der Buchbindergehilfen zu selbstthätiger Erfüllung des Berufs zu erziehen. So billig werden sie freilich nicht sein wie der entlassene Altgeselle, der ja für die kritische Gelegenheit noch dankbar sein mußte, die ihm der Unternehmer zu unsauberem Tantièmengewinn gewährte, für den publicistischen Unterschlupf, aus dem sich so einträgliche Raubzüge auf die Wiener Vorstadttheater unternehmen ließen. Er wird jetzt wohl nicht nur beim Civilgericht die dreimonatliche Kündigungsfrist, die ihm Herr Lippowitz verweigert hat, ansprechen, sondern hoffentlich auch ein Ehrengericht von Fachmännern anrufen, das sich ernstlich

Digitized by Google

mit der Frage befassen müßte, ob nicht Herr Bernhard Buchbinder jetzt erst recht würdig zu befinden sei, dem Redactionsstabe des J. Lippowitz anzugehören. Vor diesem Standesgericht wäre die Auffassung, die der Leiter des ‚Neuen Wiener Journal' von dem Zeitungsberuf hat, eingehend zu prüfen. Denn der Ehrenerklärung, die der eigene »Verantwortliche« des Herrn Lippowitz am 20. Juni im Gerichtssaal abgab, hat der Eigenthümer des ‚Neuen Wiener Journal' die Aufnahme verweigert. Der Gentleman hat der Beleidigung einer Sterbenden Raum gegeben; aber er duldet nicht, daß die Leser auch Kenntnis von der Genugthuung erhalten, die dem Andenken der Gestorbenen zutheil wurde. Ich hatte von Herrn Buchbinder in Nr. 84 gesagt, er verdiene für sein öffentliches Wirken zum Bordellritter geschlagen zu werden. Aber ich möchte mit Schopenhauer »eben so gern einem Bordell vorstehen« wie — dem ‚Neuen Wiener Journal'. »Man sollte« Herrn Lippowitz »für das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben«. Man sollte; aber man hat nicht einmal die gesetzliche Möglichkeit, ihn zur Aufnahme einer Erklärung, die sein verantwortlicher Redacteur namens des Blattes abgab, zu verhalten. Ich will Herrn Lippowitz, der ruhigen Gewissens seinen ehemaligen Kuli die 1000 Kronen Conventionalstrafe zahlen läßt, die Ausdrücke nicht verrathen, die neulich in Gerichtskreisen zur Würdigung seines Edelsinns gebraucht worden sind. Aber den ministeriellen und parlamentarischen Pressreformern will ich diesen Fall allen Ernstes ans Herz legen. Er zeigt wie kein zweiter, wie aberwitzig es ist, für alle Unthaten, die der finanzielle Nutznießer und Leiter eines Blattes begeht oder begehen läßt, immer einen andern büßen zu lassen. Herr Lippowitz hat durch Verweigerung der Aufnahme jener Ehrenerklärung bekundet, daß er der wahrhaft Schuldige ist, daß er, was der

Digitized by Google

Autor selbst und der verantwortliche Redacteur bereits bedauernd zurückgenommen haben, noch heute aufrecht erhält, und weder das geltende noch das künftige Pressgesetz bieten eine Handhabe gegen den Unternehmer, der jede Gemeinheit begehen lassen darf und keine einzige bereuen muß. Aber so häßlich es war, klug war es nicht, den fünf Zeilen die Aufnahme zu versagen. Sie wären die erste anständige Notiz gewesen, die seit der Gründung des ‚Neuen Wiener Journal' in dessen Theatertheil erschienen ist.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

»*Akademischer*« *Ingenieur*. Ihr Wunsch nach einer Meinungsäußerung war, ehe Ihr Brief eintraf, erfüllt und enttäuscht: Die Aeußerung war erfolgt, aber die Meinung widersprach schroff den Erwartungen. Nur durfte eben der ‚Fackel' keine andere Meinung zutrauen, wer als alter Leser ihre Anschauungen über den Doctortitel kannte, den sie nicht auch Technikern, sondern den Absolventen der Hochschule auch nicht verliehen wissen wollte. Mit dem Ingenieurtitel steht es noch anders. Ingenieur, die Bezeichnung einer Berufsthätigkeit, kann kein Titel sein; sonst könnten nächstens die Absolventen der Handelsakademien verlangen, daß man den »Titel Kaufmann«, die Absolventen der Akademien der bildenden Künste, daß man die »Titel Maler und Bildhauer« schütze. Die ‚Fackel' tritt keineswegs für die Gewerbeschüler, sondern bloß gegen einen Widersinn ein. Aber vielleicht, ja höchst wahrscheinlich hat nicht die Maßlosigkeit der Forderungen unserer Techniker, sondern vielmehr eine absichtliche — und irreführende — Mäßigung den Widersinn verschuldet. Es ist den Technikern wohl gar nicht um einen Titel zu thun. Ernste Männer können schwerlich das Ansehen der österreichischen Ingenieure dadurch, daß auch absolvierte Gewerbeschüler sich Ingenieure nennen, bedroht glauben, da doch in den Ländern der höchstentwickelten Technik, in England und Amerika, ohne daß das Ansehen der Techniker litte, die Bezeichnung »engineer« für jede technische Hilfskraft — also etwa für einen Motorführer der Straßenbahn — gebraucht wird und niemand dort daran denkt, die Bezeichnung »civil engineer«, die für Ingenieure in unserem Sinne — aber keineswegs lediglich für die an Hochschulen ausgebildeten — angewendet wird, zu einem Titel zu stempeln. Die hervorragenden Techniker, die jetzt das Verlangen der lediglich titelsüchtigen unterstützen, verfolgen zweifellos viel weitergehende Absichten: unter dem »Schutz des Ingenieurtitels« soll der Befähigungsnachweis für Ingenieure errungen werden. Man ist nicht so thöricht, Leuten, die, ohne technische Hochschulstudien, den Ingenieurberuf ausüben, die Bezeichnung Ingenieur zu versagen; wohl aber will man in

Digitized by Google

Zukunft den nicht wissenschaftlich Vorgebildeten die Ausübung des Berufs versagen. Dies offen einzugestehen, wagt man nicht und scheut die Discussion darüber, ob ebenso starke Gründe für den Befähigungsnachweis der Ingenieure wie für jenen der Aerzte und Rechtsanwälte sprechen. Ich mißbillige diese Vorsicht: mehr als der Vorwurf der »Reaction«, die liberale Blätter, sobald das Wort Befähigungsnachweis ausgesprochen wird, wittern, ist das Odium eines Kampfes zu fürchten, der mit einem gewaltigen Aufgebot von Kräften scheinbar um nichts als um die Kleinlichkeiten des Titelwesens geführt wird und der die beschämende Vermuthung wecken muß, daß in Oesterreich die Pionniere der äußeren Cultur innerlich unmoderne Menschen seien.

Schiedsrichter. Die Herren Dr. Victor Adler und Wilhelm Singer sind alte Gegner und möchten gar zu gern einmal aneinander gerathen. Aber niemals kommt es dazu, weil der Eine stets zuerst ans Retirieren denkt und gleich darauf auch der Andre, dem das Herz in die Hosen fiel, sich auf die Retirade begibt. Die spottlustige Jugend im localen Theil der ‚Arbeiter-Zeitung' hat sich schon mehrmals den Spaß erlaubt, ihren Herausgeber mit jenem des ‚Neuen Wiener Tagblatt' durch satirische Zurufe, die sie an Herrn Wilhelm Singer richtete, zusammen zu hetzen. Zweimal fehlte nicht viel, dass es ihr gelungen wäre. Herr Wilhelm Singer forderte den Dr. Victor Adler – man erschrecke nicht! — auf, den Sinn der satirischen Notizen zu erklären. Und Herr Dr. Victor Adler erklärte beidemal, beim ersten Fall in einem Protocoll und beim zweiten in der ‚Arbeiter-Zeitung' selbst, dass Herr Wilhelm Singer ein tadelloser Ehrenmann sei. Aber die jugendlichen Satiriker geben nicht Ruhe, und nun haben sie es glücklich dahin gebracht, dass beide einander in den Haaren liegen. Die ‚Arbeiter-Zeitung' verspottet das ‚Neue Wiener Tagblatt', es habe bloß aus dem Grunde, als das einzige unter den Wiener Tagesblättern, die Pressreform feindselig beurtheilt, weil es von ihr eine Schmälerung des Gewinns aus den schweinischen Inseraten befürchte. Da hat die ‚Arbeiter-Zeitung' recht. Und Herr Wilhelm Singer, der sich sogar zu einer Leitartikelpolemik aufgeschwungen hat, in der er sich das Zeugnis eines 34jährigen uneigennützigen Lebenswandels ausstellt, fragt höhnisch, ob denn die falschen Diamanten, die das Inserat von Tait's Firma in der ‚Arbeiter-Zeitung' anpreist, »etwa auch ein Bedürfnis für die Enterbten« seien. Da hat Herr Wilhelm Singer recht. Er erwidert der ‚Arbeiter-Zeitung' mit den Argumenten der ‚Fackel', nachdem ihn die ‚Arbeiter-Zeitung' mit den Argumenten der ‚Fackel' angegriffen hat. Das ‚Deutsche Volksblatt' drückt diese Beobachtung ähnlich aus; es sagt, daß b e i d e Theile r e c h t haben . . .

Musiker. Herr Heuberger ist Musikreferent der ‚Neuen Freien Presse' und Professor am Conservatorium. Darum muß er sich, wenn die Gefahren der Incompatibilität dräuen, vorsichtig ausdrücken. Neulich schrieb er über eine Production der »Meisterschule«. Sehr vorsichtig. »A l l e s i n A l l e m g e n o m m e n«, lasen wir da, »ist das erste Debut der Meisterschule g a n z prächtig ausgefallen. Diejenigen, welche wegen der Schöpfung der neuen Institution vor Jahresfrist angegriffen

Digitized by Google

wurden, werden nun wohl gelobt werden. Der Erfolg ist Alles.« Wie zaghaft das klingt! Nun wohl, ganz, Alles in Allem genommen — und zum Schluß dies resignierende »der Erfolg ist Alles«!

Zwei Unwissenden. Aber, aber! Canova hat doch der Gruppe den Namen gegeben: Theseus erschlägt den Minotaurus. Was macht es aus, daß er den Minotaurus anders gebildet, als ihn die Alten sich dachten? Auch Klimt, der in der Archäologie Wohlbewanderte, hat sich um die griechischen Bildhauer nicht gekümmert, als er seinen Giganten Typhoeus schuf.

Sammler. ‚Deutsches Volksblatt' vom 15. Juni: »Das ist des Pudels Kern, der aus allen Leitartikeln und Essays herausguckt und bis zum Ueberdrusse abgedroschen wird«.

Vereinssecretär. Dass der »Bund österreichischer Industrieller«, angeblich um den Industriellen billige Kohle zu sichern, die Kohlenfirma Gerich & Co. ins Leben gerufen hat und dass der Chef dieser Firma, ein Herr Auspitzer, der Bruder des kaiserlichen Raths Johann Auspitzer, des Secretärs des »Bundes österreichischer Industrieller« ist, — ja was für ein Uebelstand soll das sein? So hat doch der Bund, der so viel schadet und nicht einmal seinem Präsidenten, dem auch nach der Vertrauenskundgebung für Herrn v. Koerber noch ordenslosen Herrn Pastrée, genützt hat, wenigstens Einem geholfen. Versorgungsanstalten für ihre Secretäre zu sein, das scheint überhaupt der wichtigste Zweck unserer Industriellenverbände.

Beobachter. Nicht alles, was im Texttheil der ‚Neuen Freien Presse' steht, ist eine Annonce. Der Bericht über das Jubiläum der Wechselstube Schelhammer & Schattera war natürlich eine; er hatte denselben Wortlaut wie das in den antisemitischen Blättern erschienene Inserat. Das Bankhaus Schelhammer & Schattera gilt als »antiliberal«. Aber bei festlichen Anlässen drückt man ein Auge zu und öffnet beide Hände. In kleineren Revolverblättern erschien die Annonce unter dem Titel: »Eine erhebende Feier«. — Ob anläßlich der Spazierfahrt des Kaisers auf den Schneeberg erpresst wurde, weiß ich nicht. In Puchberg wurden die Industriellen und Ordensjäger des Südbahnreviers dem Kaiser vorgestellt, und es ist immerhin möglich, daß hiebei der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' »etwas Funkelndes« oder »etwas Geheimnisvolles in verschlossenem Couvert« (siehe ‚Fackel' Nr. 104) abbekommen hat. Allem Anscheine nach ist wieder der infamen Unsitte der inserierten Kaiserworte gefröhnt worden. Herr v. Koerber sollte, bevor er im Parlament über eine »Winkelpresse« jammert, »die auch das Lob nicht selten tarifmäßig abstuft«, derartige Kaiseransprachen in der ‚Neuen Freien Presse' studieren. In Puchberg scheint neulich ein Industriellenball mit der üblichen Erpresserquadrille improvisiert worden zu sein. Aber es war auch — erst das Geschäft, dann das Vergnügen — Gelegenheit geboten, poetische Scenen aller Art zu belauschen. Während zu Füßen des Schneebergs die versammelten Vertreter der Großindustrie von emsigen Administrationsbeamten gebrandschatzt wurden, steckten die Reporter die Köpfe aus dem letzten Coupé des Hofzuges

Digitized by Google

und beobachteten die bei solchen Anlässen unvermeidlichen »Idyllen«. Das Töchterlein des Bürgermeisters — ein Fräulein Gretl Frey — überreichte dem Monarchen einen Strauß von Alpenblumen und rief ihm hiebei die jedem loyalen Berichterstatter geläufigen Worte zu: »Grüaß Gott, liaber Kaiser!« Aber den Herrn von der ‚Neuen Freien Presse' schien der Name Frey besonders anzuheimeln, er konnte sich an ihm nicht satt hören, und so erzählte er uns die rührende Begebenheit nicht nur im Abendblatt vom 18. Juni, sondern auch im Morgenblatt vom 19. Juni. »Wie bereits im Abendblatt mitgetheilt«, schrieb er, »spielte sich, als der Monarch den Zug der Zahnradbahn zur Bergfahrt bereits bestiegen hatte, noch eine hübsche Scene ab«, und er ergänzte die Schilderung dahin, daß Fräulein Frey »sich ihrer Mutter unter Freudenthränen in die Arme warf«. Der Bericht des Morgenblattes bringt noch eine weitere Variation gegenüber dem Bericht des Abendblattes. Während es nämlich zuerst hieß, Graf Kielmansegg habe Frau Frey (der Mutter) gewinkt und »Frau Frey wollte dem Monarchen die Hand küssen, der Kaiser wehrte jedoch ab«, erfuhren wir am 19. die folgende Version: Der Kaiser winkte den Grafen Kielmansegg herbei, der Frau Frey vorstellte, er reichte der Dame die Hand, »welche Frau Frey küssen wollte, was aber der Kaiser nicht zuließ«. Später trug ein junges Mädchen Verse von P. K. Rosegger vor, und die Reporter freuten sich »sakrisch«. — Nicht alles, was im Texttheil der ‚Neuen Freien Presse' steht, ist eine Annonce. Wenn Herr Klinger — nicht der Schöpfer des »Beethoven«, sondern der andere, der Präsident der israelitischen Cultusgemeinde — »am 1. October l. J. seinen 70. Geburtstag feiert«, so ist es gewiß nichts weiter als die Erfüllung einer familiären Pflicht, schon am 17. Juni der Welt Kunde von diesem Ereignis zu geben. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat bekanntlich Max Klinger als Judenstämmling verdächtigt. Von diesem Augenblick hob in der Fichtegasse ein Begeisterungsrummel an, als ob die Verwandtschaftsbeziehungen zu dem Präsidenten der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, die Herr Vergani nicht einmal zu vermuthen wagte, erwiesen wären. »Klinger, Klinger — —?« fragte Herr Benedikt, »sollte er nicht mit jenem — —«, und schon begann seine Feder über die Uncultur dieser Stadt, die ein solches Kunstwerk nicht zurückbehalte, zu leitartikeln. Aber Wien wird, wenn es am 1. October den 70. Geburtstag jenes andern Klinger festlich begeht, wieder rehabilitiert sein. Zeit genug hat es, sich zu »rüsten«. Ich bin davon überzeugt, daß die ‚Neue Freie Presse', wenn ich einst mich dem 70. Jahre nähern werde, ruhig zuwarten und nicht schon vier Monate früher dies Ereignis verkünden wird.

Berichtigung.

In Nr. 106, Seite 24, Zeile 16 von oben ist zu lesen: *Ich weiß was auf wem.*

Digitized by Google

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Cg. I $\frac{538/1}{14}$

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Oberlandesgericht Wien als Berufungsgericht hat unter dem Vorsitze des k. k. Oberlandesgerichtsrathes Rudolf Schörghuber im Beisein der k. k. Oberlandesgerichtsräthe Dr. Karl Schwarz, Johann Seidl, Franz Wallner und Adolf Lemayer als Richter in der Rechtssache des Herrn Moriz Frisch, Buchdruckers in Wien, I. Bauernmarkt 3, Klägers, vertreten durch Herrn Dr. Julius Monath, wider Herrn Karl Kraus, Schriftsteller in Wien, I. Elisabethstraße 4, Beklagten, vertreten durch Herrn Dr. Albert Weingarten, wegen Feststellung des Gesellschaftsverhältnisses und Miteigenthumes bezüglich der periodischen Zeitschrift ‚Die Fackel', infolge Berufung beider Theile gegen das Urtheil des k. k. Landesgerichtes Wien vom 26. März 1902, G. Z. Ig. I $\frac{538/1}{9}$ auf Grund der mit beiden Parteien am 6. Juni 1902 öffentlich durchgeführten mündlichen Berufungsverhandlung zu Recht erkannt:

Der Berufung des Klägers wird keine Folge gegeben, dagegen der Berufung des Beklagten Folge gegeben, das erstrichterliche Urtheil abgeändert und erkannt:

Das Klagebegehren, es werde festgestellt, daß zwischen dem Beklagten und dem Kläger in Ansehung des die Herausgabe und den Vertrieb der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' zum Gegenstande habenden geschäftlichen Unternehmens ein Gesellschaftsverhältnis begründet worden sei und bestehe und daß das erwähnte Unternehmen in des Beklagten und des Klägers gemeinschaftlichem Eigenthum stehe, wird abgewiesen.

Der Kläger ist schuldig, dem Beklagten die mit 700 K 3 h bestimmten Proceßkosten und die mit 165 K 54 h bestimmten Kosten des Berufungsverfahrens binnen 14 Tagen bei sonstiger Execution zu ersetzen.

Thatbestand.

Gegen das Urtheil des k. k. Landesgerichtes in Wien vom 26. März 1902, O. Z. 9, womit festgestellt wurde, daß in Ansehung des fraglichen geschäftlichen Unternehmens ein Gesellschaftsverhältnis

Digitized by Google

bis zum 30. Juni 1931 bestanden habe und diesen gesellschaftliche Unterstützungen bis zum 30. Juni 1931 im gemeinschaftlichen Eigentum des Klägers und seiner Frau gestanden hätten, so daß die Ehefrau des Klägers auf die Aufgewendeten und diesen Gesellschaftsunterstützungen als ihr gemeinschaftliche Eigentum auch noch derzeit beitrete, abgewiesen wurde und endlich der Beklagte zum Ersatze von ½ der Prozeßkosten verurteilt wurde, haben beide Teile die Berufung ergriffen.

Der Kläger führt das Urteil insoferne an, als dem Feststellungsbegehren in Ansehung der Eigenthumsgemeinschaft nur mit der Beschränkung bis zum 30. Juni 1931 stattgegeben wurde, und beantragt in Abänderung der Entscheidung, der Beklagte klagegem. führt das Urteil in allen seinen condemnirenden Theilen an.

Der Kläger macht als Berufungsgrund geltend: die unrichtige rechtliche Beurtheilung in der Frage der Dauer des Mitgliedthumsverhältnisses an den gemeinschaftlichen Unterstützungen, welches er dahin ausführt, daß, wenn, wie das Erstgericht als erwiesen angenommen habe, der Kläger und seine Ehefrau bis zum 30. Juni 1931 Mitglieder des Arbeiter-Krankenvereines Gesellschaftsunterstützungen nicht zu beziehen aufhört, und also auch nicht das gemeinschaftliche Eigentum an denselben,

im Kostenpunkte wird ausgeführt, daß dem Kläger der volle Kostenersatz zuzusprechen sei.

Der Kläger stellt den Berufungsantrag auf Abänderung der angefochtenen Urtheilen im Punkte der Feststellung des gemeinschaftlichen Eigentumes im Sinne des Klagebegehrens und auf Zuerkennung der ganzen Prozeßkosten I. Instanz, sowie der Kosten des Berufungsverfahrens.

Der Beklagte macht als Berufungsgrund die unrichtige rechtliche Beurtheilung in folgenden Richtungen geltend:

a) Wenn die prozessualen Voraussetzungen für eine Feststellungsklage nicht gegeben seien, das Erstgericht hätte die Klage a limine abweisen müssen, da ein solches Urtheil wegen seiner Unbestimmtheit in allen Fällen, wo Basis eines Leistungsbegehrens bildet, illusorisch;

b) als Annahme eines Gesellschaftsverhältnisses sei in dem Thatbestande nicht begründet, nachdem der Kläger selbst bei seiner Information Einwendungen sich lediglich als den Vorwurf der Fahrlässigkeit hat.

c) An einer persönlichen Zahlschuld sei ein Eigentum im juristischen Sinne nicht denkbar.

d) Wenn die Klage wenn dieselbe zutreffenden gewesen.

Der Beklagte stellt folgende Berufungsanträge:

1. die entschiedenen Urtheil in den Punkten I und III dahin abzuändern, daß das Klagebegehren zur Gänze abgewiesen werde und der Kläger die Prozeßkosten zu ersetzen habe.

2. event. für den Fall, als das Urtheil im Punkte des Gesellschaftsverhältnisses bestätigt, hinsichtlich des Eigenthumes der im Satze der Berufung angeführt werden solle, Zuerkennung von ½ der Prozeßkosten I. Instanz.

Digitized by Google

3. event. für den Fall der Bestätigung des Urtheiles sowohl hinsichtlich des Gesellschaftsverhältnisses als auch des Eigenthumes, Aufhebung der Prozeßkosten I. Instanz.

4. Ersatz der Kosten des Berufungsverfahrens.

Bei der mündlichen Berufungsverhandlung haben der Kläger und der Beklagte die Zurückweisung der Berufungsanträge ihres Proceßgegners beantragt. Der im erstrichterlichen Thatbestande dargestellte Sachverhalt ist im Berufungsverfahren unverändert geblieben und wird daher auf denselben Bezug genommen.

Begründung.

Der Kläger begehrt die Feststellung, daß zwischen ihm und dem Beklagten in Ansehung des die Herausgabe und den Vertrieb der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' zum Gegenstande habenden geschäftlichen Unternehmens ein Gesellschaftsverhältnis begründet worden sei und daß das erwähnte Unternehmen in des Klägers und des Beklagten gemeinschaftlichem Eigenthum stehe.

Nach § 228 C. P. O. kann auf Feststellung des Bestehens eines Rechtsverhältnisses geklagt werden, wenn der Kläger ein rechtliches Interesse daran hat, dass das Rechtsverhältnis durch gerichtliche Entscheidung alsbald festgestellt werde.

Bei einer positiven Feststellungsklage — und um eine solche handelt es sich vorliegend — ist das rechtliche Interesse an der Feststellung darin gelegen, daß hiedurch die Grundlage für eine spätere Leistungsklage geschaffen werde, daß also das privatrechtliche Verhältnis zwischen den Streitparteien in einer Weise festgestellt werde, daß sich aus dieser Feststellung die vollständige Regelung der gegenseitigen Rechtsbeziehungen, also der Rechte einerseits und der Verpflichtungen andererseits, klar ergebe.

Das Erstgericht hat nun dem Begehren gemäß nur im Allgemeinen festgestellt, daß zwischen den Streitparteien ein Gesellschaftsverhältnis begründet worden ist.

Durch diese Feststellung ist aber der nähere rechtliche Inhalt des zwischen den Parteien bestandenen Gesellschaftsverhältnisses in keiner Weise präcisiert, und es bleiben alle jene Fragen, welche zu den essentiellen Erfordernissen eines Gesellschaftsvertrages zählen und denselben nach seiner juristischen Art charakterisieren, offen.

Eine solche richterliche Feststellung kann niemals die bei Feststellungsklagen vom Gesetzgeber bezweckte Basis für eine Leistungsklage

Digitized by Google

sigten, sie erscheint vollkommen zwecklos und nützlich dann Rätsel, daß ein solches Denken das Vertragsverhältnissen erst wieder im Prozeßwege klargestellt werden müßten.

Es mangelt also das rechtliche Interesse an einer solchen Feststellung und zwar umsomehr, als mit Rücksicht auf das am 30./6. 1901 bereits bestehende Gesellschaftsverhältnis auch schon die Leistungsklage mitzog gewonnen wäre.

Das gemeinschaftliche Eigentum an den fraglichen Unterseeboten wird auf den Titel des Gesellschaftsvertrages gestützt, und wenn also die Feststellung eines solchen Rechtsverhältnisses, wie oben dargethan, nicht erfolgen kann, so enthält hierdurch auch die als Consequenz aus der in erster Linie begehrten Feststellung gezogene Folgerung nicht ein gemeinschaftliches Eigentum.

Es kann demnach lediglich rechtliches Beurtheilung ist daher in prozessualer Hinsicht begründet.

Es liegt auch eine unrichtige rechtliche Beurtheilung in materieller Hinsicht vor.

Das Berufungsgericht stellt nämlich die Anschauung des Berklagten, daß die Mitgegenstand nur an körperlichen Sachen gebe, und daß sich dasselbe im gesetzlichen Sinne nur auf körperliche Gegenstände beziehen könne.

Dem widerspricht die Bestimmung des § 353 a. D. G. B. in Verbindung mit dem Artikel 1 des Einführungsgesetzes zum Handelsgesetzbuch, wonach auch unkörperliche Sachen selbst der Begriffsbestimmung des § 90 a. D. G. B. unterliegen.

Hiernach ist das Eigentum ein dinglicher Recht, und an unkörperlichen Sachen kann nicht ein dingliches, sondern nur ein persönliches Recht bestehen.

Nach diesen allgemeinen Bestimmungen muß sich der Begriff eines Mitgegenstandes an einem Unterseeboot nicht construiren.

Es gibt Eigentümer, aber Mitgegenstand an einzelnen Sachen, nicht aber an den Unterseebooten als solchen.

Unterseeboote sind aus den Theilen einer Gesammtgesellschaft stehen auch durchaus noch nicht auf eine Mitgegenstandsrecht erschöpfende weise, denn nach § 741 a. D. G. B. ergibt sich ganz klar, daß die Gesellschaft nur den Titel zum Eigenthumserwerbe gibt,

daß aber zur wirklichen Erwerbung des Rechtes noch die Uebergabe hinzutreten muß.

Daß eine solche erfolgt wäre und wie und wann dies geschah, wurde im Processe nicht einmal behauptet.

Die Berufung des Beklagten erscheint daher begründet und war in Stattgebung derselben das angefochtene Urtheil dahin abzuändern, daß das Klagebegehren zur Gänze abgewiesen wird.

Die Entscheidung über die Proceß- und Berufungskosten stützt sich auf die §§ 41 und 50 C. P. O.

K. k. Oberlandesgericht
Abtheilung I

Wien, am 6. Juni 1902.

(L. S.) *Schörghuber m. p.*

Pr. VII. 294/1
34

An

Herrn Dr. Victor Kienböck
Hof- und Gerichts-Advokat
Wien.

Die Rathskammer des k. k. Landesgerichtes Wien in Strafsachen findet über Rücktritt des Privatanklägers von der erhobenen Anklage das h. g. anhängige Strafverfahren in der Strafsache des H. Bernhard Buchbinder wider H. Karl Kraus wegen Vergehens der Ehrenbeleidigung Pr. VII. 294/1 gemäß § 227 St. P. O. einzustellen.

Wien, am 20. Juni 1902.

Der k. k. Präsident:
Soos m. p.

Jene P. T. Post-Abonnenten, die ihr Abonnement für das laufende Quartal weder erneuert noch auch den weiteren Bezug abgelehnt haben, werden um eine Aeußerung ersucht, da sonst die weitere Zustellung von der nächsten Nummer an unterbleiben müßte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Nr. 108 Erschienen am 8. Juli 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Digitized b

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 7.—
« «	18	« « . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36	« « . .	M. 7.—
« « « «	18	« « . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	« 8.20
« « « «	18	« «	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Digitized by Goog

Die Fackel

Nr. 108 WIEN, ENDE JUNI 1902 IV. JAHR

Ueber Freiheit, Culturmission der Presse und den Koerber'schen Entwurf.

(Ansichten hervorragender Fachleute.)

»Kurz, sie verstehen unter ‚Freiheit' eigentlich ‚Herrschaft'; unter ‚Freiheit der Rede' verstehen sie ‚Herrschaft der Redner', unter ‚Freiheit der Presse' verstehen sie den vorherrschenden und vorwiegenden Einfluß der Redactionen und der Zeitungen. — — — Deshalb hat mich dieses Wort überall, wo ich ‚frei' vor einem anderen Adjectiv lese, argwöhnisch gemacht, auch das Wort ‚freisinnig' — sinnig, das mag wohl sein, aber Freisinnigkeit ist eigentlich gleichbedeutend mit Herrschsucht oder Engherzigkeit oder Unduldsamkeit. Kurz und gut, ich traue dem Worte nicht.«

Bismarck, Deutscher Reichstag, 15. März 1884.

•

»Ceterum libertas et speciosa nomina praetexuntur; nec quisquam alienum servitium et dominationem sibi concupivit, ut non eadem ista vocabula usurparet.«

[Aber freilich werden Freiheit und allerlei schöne Namen zum Vorwande gebraucht; und noch niemand hat ja nach der Unterjochung anderer und eigener Herrschaft gestrebt, ohne sich eben dieser Worte zu bedienen.]

Tacitus, Hist. IV., cap. 73.

•

»O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.

Digitized by Google

Kommt, laßt uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.«

»Was euch die heilige Pressfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.«

Goethe, Zahme Xenien II.

•

»Quant aux journaux, je ne peux en lire trois lignes sans me révolter. Non seulement parce que c'est un français de cuisinière, mais à cause des idées . . . il n'y a rien de vrai. Tout est convenu ou payé. Pas de bonne foi, pas de sincérité nulle part. Et quand on voit des hommes honorables qui, pour obéir à l'esprit de parti, disent des mensonges ou des bêtises qu'ils ne peuvent pas penser! C'est à vomir.«

Journal de Marie Bashkirtseff vol. II. p. 581.

•

»Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut: und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist.«

»Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach!

Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Krank sind sie immer, sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung.«

Nietzsche, Also sprach Zarathustra.

•

»Auch gegen den ausgedehnteren Schutz des Familienlebens und der Ehre gegen den Mißbrauch der Presse ist nichts einzuwenden.«

J. Lippowitz, 12. Juni 1902.

• • •

Digitized by Google

Am 26. Juni hat beim Wiener Handelsgericht die Versammlung der Inhaber dreipercentiger Südbahnprioritäten stattgefunden. Die Südbahn, die ungefähr 120 Millionen jährlich vereinnahmt, hat bekanntlich ausgerechnet, daß ihr ungefähr zwei Millionen zur Bezahlung ihrer Schuldenzinsen fehlen, und sie will die Gläubiger bewegen, auf einen Theil ihrer Ansprüche zu verzichten. Das ist im Grunde eine Bankrotterklärung, und für eine energische Regierung wäre es der erwünschte Anlaß gewesen, ihrerseits zu erklären, daß sie die Sicherheit des Betriebs infolge der finanziellen Schwierigkeiten, in die die Bahnverwaltung gerathen ist, nicht für gewährleistet erachte, und die Südbahn -- endlich — unter Sequester zu stellen. Aber die Regierung hat sich nicht gerührt, und das Handelsgericht hat Herrn Dr. Siegfried Groß zum Curator bestellt, das heißt beauftragt, mit der Südbahn namens der Prioritäre zu verhandeln und deren Rechte zu wahren. So hat denn Herr Dr. Groß die Prioritäre zu einer Versammlung berufen. Französische, deutsche und Schweizer Capitalistenblätter haben in ausführlichen Artikeln die Angelegenheit erörtert, die Capitalisten ihrer Länder instruiert und sie veranlaßt, sich zu organisieren. In Frankreich, Deutschland und — der Schweiz haben sich Comités von Südbahnprioritären gebildet und Deputationen in die Versammlung entsendet. Die Wiener liberale Presse hat geschwiegen. So wollte es die Südbahn, und das Interesse capitalistischer Unternehmungen, die ihr Pauschalien zahlen, ist der Wiener liberalen Presse stets wichtiger als das Interesse capitalistischer Leser, die ihr bloß Abonnementsgelder entrichten. Die österreichischen Prioritäre allein waren nicht organisiert. Ist schon durch das österreichische Gesetz die Minorität bei allen Angelegenheiten des Actienwesens schutzlos, so ist eine Minorität, die ohne Organisation ist, vollends zur Ohnmacht verdammt, und nichts kann sie davor be-

Digitized by Google

wahren, daß einer alten Gepflogenheit zufolge die Gruppen der Majorität gegen Sondervortheile, die ihnen in geheimen Verhandlungen von der Verwaltung der Actiengesellschaft eingeräumt werden, die Rechte der Gesammtheit preisgeben. Aber die kleinen österreichischen Capitalisten, die dreipercentige Prioritäten der Südbahn — also angeblich ein festverzinsliches Papier — besitzen, haben einen Trost: der Curator ist ein Oesterreicher, und er wird ihre Rechte, da er doch die Rechte der Gesammtheit der Prioritäre zu schützen hat, nicht verkürzen lassen. Es gibt Mißtrauische, die sich bei diesem Trost nicht beruhigen wollen. Die Wahl des Curators, so erklären sie, habe ihre Bedenken erregt. Es biete keine genügende Sicherheit für die kleinen Capitalisten, daß ein Mann als Curator bestellt wurde, dessen Beziehungen zu dem größten auf der Hand lägen. Herr Dr. Siegfried Groß sei der Advocat der Creditanstalt, aber er habe die bekannten Gründerrechtsprocesse gegen die Interessen der Actionäre der Creditanstalt zu Gunsten ihres Gründers Rothschild geführt. Rothschild nun mit seinen französischen und englischen Verwandten sei der Hauptbesitzer der Südbahnprioritäten. Er beherrsche überdies die Südbahnverwaltung, in der drei Rothschilds als Verwaltungsräthe sitzen. Sei nicht zu befürchten, daß die Verhandlungen zwischen der Südbahnverwaltung und den Prioritären in Wahrheit nichts anderes als ein Geschäft, das die Rothschilds »in sich« schließen, bedeuten würden? Und sei man gewiß, daß Herr Dr. Groß ein solches Geschäft stören werde? Zumal, da man vermuthen könne, daß die Rothschilds sich unter Beiseiteschiebung der kleinen Prioritäre mit einigen wenigen großen ins Einvernehmen setzen würden, und da diese, die Firma Bleichröder, die Discontogesellschaft in Berlin und Frankfurt a. M. und die Firma Cahn-Speyer, wie die ‚Neue Freie Presse' neulich meldete, durch Herrn Dr. Hugo Taussig vertreten sind, der

Digitized by Google

niemand anderer sei als der Kanzlei-Associé des Curators Dr. Siegfried Groß ...

Mögen solche Bedenken stichhältig sein oder nicht, in jedem Fall hätte die Wahl des Curators der Südbahnprioritäten keinen zu einer bestimmten Capitalistengruppe in Beziehung stehenden Advocaten und womöglich überhaupt keinen Advocaten treffen sollen. Die liberale Rückständigkeit unserer Wirtschaftsgesetzgebung müßte, mindestens wenn auch Ausländer Grund haben, über österreichische Zustände zu klagen, durch die Auswahl der Personen, in deren Hand von gerichtswegen wirtschaftliche Transactionen gelegt werden, nicht noch übertroffen werden. Was wäre natürlicher, als daß man zum Curator der Südbahnprioritäten einen Richter eines Handelsgerichts — nur nicht des Wiener Gerichts, bei dem die Sache anhängig ist — ernannt hätte! Ein solcher Richter wäre für die Dauer der Bestallung als Curator gegen Carenz der Gebüren vom Amte zu beurlauben, von der Gesellschaft aber mit keiner höheren Bezahlung als den entgangenen Amtseinkünften zu entschädigen. Die Größe der öffentlichen Interessen, die bei der Südbahnprioritätenfrage auf dem Spiele stehen, würde diesen Vorgang rechtfertigen. Denn daß es sich hier wirklich um große öffentliche Interessen handelt, kann man schon aus dem völligen Stillschweigen der Pauschalienpresse schließen, die beim Nothleidendwerden einer Milliarde von Südbahnprioritäten gleichgiltig bleibt, um vielleicht nächstens einmal, wenn wieder ein Sparverein in einem Nest bei Wien seinen Verpflichtungen nicht nachkommen kann, Tag für Tag in spaltenlangen Artikeln die Verworfenheit der kleingewerblichen Verwalter zu bejammern und den Staatsanwalt gegen sie anzurufen.

Die Sache der Südbahnprioritäre wird freilich unter den österreichischen Capitalisten kaum mehr redliche Anwälte finden, als in ihrer Presse. Wenn die Capitalistenpresse von der Südbahn bestochen ist,

Digitized by Google

so ist das Gros unserer Capitalisten, weil sie nicht Prioritäten, wohl aber Actien der Südbahn besitzen, bloß von dem Vorurtheil bestochen, der Schaden der Prioritäre sei der Nutzen der Actionäre. Die Südbahnverwaltung, das ist Rothschild, der neben den Prioritäten auch große Mengen von Südbahnactien besitzt, macht den Versuch, eine Regelung der Prioritätenfrage zu erzielen, bei der die Actionäre auf Kosten der Prioritäre eine Dividende erhalten würden. Mögen aber die Südbahnactionäre, wenn sie schon nichts anderes als das eigene Interesse anerkennen, dieses an der richtigen Stelle vertreten. Es bedarf des unerhörten Rechtsbruchs nicht, der gegen eine schutzlose Minorität von Prioritären geplant ist, und der Einzelne, der in den letzten Jahrzehnten Südbahnprioritäten gekauft hat, braucht an seinen erworbenen Rechten nicht geschädigt zu werden. Die Südbahnactionäre müssen sich an jene halten, die die Südbahnprioritäten emittiert und dabei die Bahn durch eine Bewucherung, die selbst in der österreichischen Finanzgeschichte nicht ihresgleichen hat, ausgebeutet haben. Man schaffe eine Organisation der Südbahnactionäre, stelle fest, wie viel die Südbahn für das Nominale aller Prioritäten erhalten, wie viel ihr das Haus Rothschild bei der Uebernahme der Prioritäten, die größtentheils unter dem Curse von 50% erfolgte, abgenommen hat, und trete mit den Rothschilds wegen der freiwilligen Herausgabe eines Theils der Beute in Verhandlungen. Das österreichische Strafgesetz versagt leider die Mittel, den verwegenen Raubzug, den die Rothschilds vor einem Menschenalter gegen die Südbahn unternommen haben, zu bestrafen. Wenn aber die öffentliche Meinung trotz der im Rothschild'schen Dienste täglich besorgten Verfälschung noch eine Macht ist, dann wird auch die unaufhörliche Brandmarkung des Raubzugs das Haus Rothschild zwingen, aus eigenen Mitteln den geplünderten Südbahnactionären eine Minimaldividende zu sichern. §

* * *

Digitized by Google

Herr v. Koerber will durch sein Pressgesetz das wirtschaftliche Gedeihen der Presse fördern. Aber die freie Colportage wird den Blättern schwerlich so viel nützen, wie der Ministerpräsident denkt, und sicherlich weit weniger als die Defraudation des Zeitungsstempels. Es stünde schlimm um das materielle Wohl der Wiener Presse, wenn sie nicht mehr als von Herrn Koerbers Handlungen von seinen Unterlassungen zu hoffen hätte. Welche Freiheit, die eine österreichische Regierung der Presse geben könnte, wäre für diese so werthvoll wie die eine, die noch keiner anzutasten gewagt hat, die Freiheit der Corruption! Wichtiger als sämmtliche Bestimmungen des Pressgesetzentwurfes ist für die Publicistik das Fehlen jeglicher Bestimmung, die den corrupten Erwerb beschränken würde. Dass keine ihn unmittelbar erleichtert, mögen die Begehrlichsten Herrn v. Koerber verargen, und man darf an der aufrichtigen Pressfreundlichkeit einer Regierung, die sich nicht offen als corruptionsfreundlich bekennt, noch immer zweifeln. Förderung der öffentlichen Corruption ist, weil unter der größten die kleinsten Blätter am besten gedeihen, die Aufgabe einer Politik, die auch im Presswesen sich der Erkenntnis, daß für den kleinen Mann etwas geschehen müsse, nicht länger zu entziehen vermag. Wäre die Organisation, die sich die kleinen Leute im Fachschriftstellerverband geschaffen haben, genug stark, wären auch die Witzblätter organisiert, so ließe sich an eine wirksame Action zum Schutze der Schwachen in der Presse denken, bei der man Herrn v. Koerber bloß die Lebensbedingungen von Zeitungen darzulegen braucht, die oft nur nach Bedarf — nach dem Bedarf ihrer Herausgeber — erscheinen und manchmal, weil die Leser der Bürstenabzüge besser zahlen als die Leser des fertigen Blattes, auch nicht erscheinen. Man hätte nachzuweisen, daß der größte Theil der kleinen Presse nur darum zu einer ständigen Institution werden konnte, weil die beständigste Institution in

Digitized by Google

Oesterreich die Corruption ist, die in allen Gebieten der wirtschaftlichen Thätigkeit herrscht. Wo sie am stärksten ist, dort winken der publicistischen Thätigkeit die schönsten Erfolge, und wenn das Wachsthum der Presse in anderen Ländern und Zeiten aus einer Gärung der Geister erklärt worden ist, so ist es auch bei uns eine Gärung, und zwar eine faulige, aus der die Hefe der Publicistik entsteht. Jede einzelne corrupte Gesellschaft ernährt ein halbes Dutzend Blätter, die sonst nicht bestehen könnten; das »Machen Sie, daß Sie fortkommen!«, das oft den ersten Besuch des Erpressers in den Bureaux der Gesellschaft beendigt, hat sich beim zweiten oft schon in die resignierte Bereitwilligkeit, selber für sein Fortkommen etwas zu machen, verwandelt. Wie interessant wäre die jüngste Rede des alldeutschen Abgeordneten Berger gewesen, wenn ihm die vollständige Liste der von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft subventionierten Blätter zur Verfügung gestanden hätte. Aber auch die wenigen Beispiele, die er mittheilen konnte und die nicht in den Parlamentsberichten der Presse, nur im stenographischen Protocoll zu finden sind, verdienen Beachtung. Unter den Zeitungen, die von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft Pauschalien erhalten, so theilte Herr Berger mit, »sind auch ganz unglaubliche Blätter, wie der ‚Tresor' — der bekommt 500 K —, das ‚Armeeblatt' und das ‚Signal'; dieses bekommt 600 K, und mit Recht, denn es hat seinerzeit sehr scharfe Angriffe gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft gebracht, die mit einemmale abgeschnitten waren. Die Schere war aus Gold. 4000 K hat der letzte Artikel gekostet, seit dieser Zeit schreibt das ‚Signal' nicht mehr; aber es bekommt 600 K.« Wie schade, daß Herr Berger nicht auch mitgetheilt hat, seit wann das ‚Signal' diese 600 K bezieht. Die Angriffe des Blattes auf die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft — sie waren »Strandräuber« betitelt — erschienen im October und No-

Digitized by Google

vember 1898, also ungefähr gleichzeitig mit den »Mo. schiffe« betitelten Angriffen der ‚Arbeiter-Zeitung', und das ‚Signal' stand dazumal der socialdemokratischen Journalistik ziemlich nahe. Die ‚Arbeiter-Zeitung' wurde bekanntlich unmittelbar darauf — im Frühjahr 1899 — von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft mit Inseraten »zum Tarif des Blattes« bedacht.

+

* * *

‚Neue Freie Presse' und ‚Neues Wiener Tagblatt' triumphieren: Ein wirklicher Jurist ist für die »Ehre der Zeitung« eingetreten. Aus einem in der ‚Deutschen Juristen-Zeitung' veröffentlichten Artikel des Professors van Calker in Straßburg wird ein Theil herausgerissen, und man erfährt, daß nach van Calkers Meinung die Zeitung beleidigt werden kann. Was man aber nicht erfährt, ist: daß der Straßburger Professor, als er seinen Artikel schrieb, nicht die Urtheilsgründe unseres Obersten Gerichtshofs, sondern nur einen von der ‚Kölnischen Zeitung' aus ihnen citierten Satz kannte; daß er keineswegs etwa gegen den Obersten Gerichtshof und gegen dessen Interpretation der Ehrenbeleidigungsparagraphe des geltenden österreichischen Strafgesetzes polemisiert; sondern daß er lediglich den, wie er sagt, »bekanntlich so viel umstrittenen Begriff der Ehre im Rechtssinn« auf seine Art definiert, — eine Definition übrigens, die, weil sie auch die Bezeichnung von »Leistungen als minderwerthig, als unbrauchbar« für eine Beleidigung erklärt und damit alle Kritik unter dem Begriff der Beleidigung subsumiert, offenbar zu weit ist; und daß endlich Professer van Calker, entgegen der Urtheilspraxis der reichsdeutschen Gerichte, beweisen will, daß die Beleidigungsfähigkeit von Gesammtpersönlichkeiten, auch von solchen, die in den §§ 196 ff. des deutschen

Digitized by

etzes nicht ausdrücklich genannt sind, sich m geltenden deutschen Strafgesetz dedu- a lasse. Ueber den letzten Punkt drückt sich r der Straßburger Gelehrte mit größter Vorsicht us: er unterläßt es bei keinem Satze, die Worte »meines Erachtens« oder »falls die oben gegebene Begriffsbestimmung der Auffassung des Strafgesetzbuchs — natürlich des deutschen — entspricht«, hinzuzufügen. Daß der Unverstand von Zeitungsschreibern seine Ausführungen zu einer Auslegung des österreichischen Strafgesetzes und zu einer Polemik gegen den Obersten Gerichtshof mißbrauchen könnte, konnte dem Straßburger Juristen sicherlich nicht beifallen. +

* * *

Die »Matura« hat wieder begonnen. Wer vier Jahre lang brav gewesen, mag unbesorgt sein; er ist in den meisten Gegenständen »befreit«. Da plagt sich ein armer Bursch, der im Herbste Jus studieren soll, mit der Erlernung des Physik-Lehrstoffs; er hat in den vier Semestralzeugnissen der siebenten und achten Classe nur die Note »befriedigend« erhalten. Ein College, der das Medicinstudium erwählt, rühmt sich, er habe Mechanik und Optik längst »verschwitzt«; er war Vorzugsschüler, bekam in Physik allemal die Note »lobenswerth« und braucht sich, weil die Prüfungsvorschriften besagen, dass er infolgedessen hinreichende physikalische Vorkenntnisse für das Studium der Physiologie habe, neuerlicher Prüfung nicht zu unterziehen. Der andere, der seinerzeit vielleicht das Hygrometer oder den Morse-Telegraphen nur »genügend« beschrieben hat, ermangelt, falls er nicht bei der »Matura« Physik-Kenntnisse nachweist, der geistigen Reife, die für das Studieren der Institutionen des römischen Rechts erforderlich ist. Nur um die geistige Reife handelt es sich natürlich bei der »Matura«; darauf

Digitized by Google

hat das Unterrichtsministerium in den neuen Instructionen für die Realschulen ausdrücklich hingewiesen. Wenn sich die Mittelschullehrer nur um die Instructionen kümmerten! Aber sie wissen es wohl: die geistige Reife des Schülers kann, wer sie nach mehrjähriger Beobachtung in der Schulclasse nicht zu beurtheilen vermag, auch aus einer halbstündigen Prüfung nicht ersehen. Für den Erfolg der Prüfung kann nur der Vorrath an Detailkenntnissen entscheidend sein. Die Parole der »Matura« lautet noch immer: Behaltet das Beste! Aber geprüft wird alles!

Töff-Töff.

Nein, die Wettfahrt Paris-Wien konnte nicht verboten werden. Eigentlich hätte es zwar sowohl in Frankreich wie in Oesterreich auf Grund von Gesetzen und polizeilichen Vorschriften geschehen sollen. Das haben der französische Botschafter Marquis Reverseaux und der Statthalter Graf Kielmansegg bei dem Wiener Bankett der Automobilisten übereinstimmend erklärt. Aber die Erlaubnis ist trotz dem Gesetz nicht versagt worden: In Frankreich nicht — so verkündete der toastierende Botschafter — aus Sympathie für Oesterreich, und in Oesterreich nicht — so versicherte der Statthalter — aus Sympathie für Frankreich. Welche Höflichkeit, welche Großherzigkeit zweier Großstaaten! Es galt zu zeigen, daß keiner von beiden es sonderlich spürt, wenn ihm ein paar Unterthanen umgebracht werden. Aber man hätte auch von amtswegen dafür sorgen müssen, daß die auf französischen Straßen Ueberfahrenen mit dem Rufe »vive l'Autriche!« und die in Oesterreich Zermalmten mit der Devise »Hoch Frankreich!« sterben. Das einzig Häßliche bei der schönen Wettfahrt war der Mangel an Todesmuth, den die Opfer zeigten. Aber ihre Feigheit hat nichts genützt.

Digitized by Google

Wie sagt doch Horaz? »Mors« et fugacem persequitur virum! Und auch Panhard, Mercèdes und Darracq verschonen die unkriegerische Jugend nicht . . .

•

Ein plausibles Motiv für die Wettfahrt? Der Graf Kolowrat hat's beim Déjeuner enthüllt. »Ich glaube«, sagte er, »dem Gedanken Ausdruck verleihen zu dürfen, daß Sie im Durchstreifen der herrlichen Gegenden unseres schönen Vaterlandes nicht aus Neugierde allein, nicht um nur Sport zu treiben, zu uns gekommen sind, sondern weil Sie auch wissen, daß wir Oesterreicher, speciell meine Person, von den wärmsten und aufrichtigsten Sympathien für Frankreich erfüllt sind.« Und darum Räuber und Mörder?! Um sich der Sympathien des Grafen Kolowrat und der übrigen Oesterreicher zu vergewissern, hätten die Franzosen doch wahrhaftig im Orientexpreß nach Wien eilen können!

•

Ein noch plausibleres Motiv für die Wettfahrt: »Es kommt Geld unter die Leute.« Versteht sich, unter die Zeitungsleute. Von den Kundgebungen für die »Ehre der Zeitung« wird es für ein paar Tage still, und ausländische Automobilfabrikanten miethen den vorhandenen Riesenraum, in dem kaum dem kranken König von England ein Plätzchen gegönnt wird. »Töff! Töff!« — schnurrt der Administrator dem Leitartikler neckisch ins Ohr und mahnt ihn, auch seine sonst der Rezek-Krise reservierten Spalten dem »industriellen Aufschwung« zur Verfügung zu stellen. Das ‚Neue Wiener Journal' kennt solche Rücksichten nicht. Es sagt, wenn die Wahrheit nur sensationell ist, unter Umständen auch die Wahrheit. Und so gellt es mit fetten Lettern in den festlichen Trubel: »Drei Todte, unzählige Verwundete!«. Am 29. Juni. Aber an demselben Tage schreibt das ‚Neue Wiener Tagblatt', das von der ersten bis zur letzten Zeile inserierte Begeisterung für die Wettfahrt ausspritzt, unter dem discreten Titel »Die Unfälle«: »Auch der zweite Tag ist ohne nennenswerthe Unfälle vorübergegangen.« Beiden Zeitungen lagen offenbar die gleichen Nachrichten vor. Was schreiben sie erst dann, wenn das Material nicht sozusagen auf der Straße liegt, wie dies bei der Wettfahrt Paris-Wien leider der Fall war? Was schreiben sie erst dann, wenn der Leser das

Digitized by Google

Geschehene und das Geschriebene nicht vergleichen und daraus einen Schluß auf publicistische Ehrlichkeit ziehen kann? . . . Der Automobilrummel ist verrauscht, der Benzingestank der Corruption ist zurückgeblieben. Und morgen sprechen wir wieder von der Ehre der Zeitung.

•

Preisfrage: Die ‚Neue Freie Presse' schreibt: »Einzelne Wagen bewegten sich fast mit der Geschwindigkeit des Schalles.« Wie dürften die Automobilfabrikanten diese Beobachtung aufgenommen haben?

•

Sie hatte sich im Dienste der Mors, Panhard, Mercèdes etc. aufgerieben. Aber stöhnend hielt die intelligente Chauffeuse aus der Fichtegasse zum Schluß noch ein redactionelles Notizchen den schon reisefertigen Franzosen entgegen: »Wie wir erfahren, hat die bekannte Parfümerie-Fabrik von F. A. Sarg's Sohn & Co. den Automobilisten eine hübsche Ueberraschung bereitet. Jedem der ausländischen Gäste wurde ein reizend ausgestattetes Körbchen mit Glycerin-Toilette-Specialitäten, sowie die bekannte Zahncrême ‚Kalodont' überreicht, ein ebenso willkommenes als praktisches Geschenk.« Der Paprika-Schlesinger scheint für den Automobilismus kein Gemüth zu haben; und leider hat die ‚Neue Freie Presse' auch nicht »erfahren«, ob die feierliche Ueberreichung des sinnigen Zahnputzmittels gleich nach der Ankunft oder erst beim Bankett durch den Grafen Kielmansegg erfolgte. Am Ende der Automobilberichte stand der Sarg. Aber die drei Todten waren uns verschwiegen worden.

• • •

Die Krankheit des Königs von England.

(Bericht der ‚Fackel': wörtliche Zusammenstellung aus den Meldungen der ‚Neuen Freien Presse', in der Sprache des Originals:)

25. Juni: Der König ist an einer Blinddarmentzündung erkrankt und hat sich soeben einer Operation unterzogen. An der Börse erlitten Consols einen scharfen Cursrückgang. Jedermann hofft das Beste, aber es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt,

Digitized by Google

dass alle Herzen zittern. Die finanziellen Verluste werden gewaltig sein. Die letzten Privatdepeschen lauten beunruhigend. Der Sultan verlieh dem König Eduard den osmanischen Hausorden. Man erhofft große Erleichterung. Sarah Bernhardt, welche in London weilt, vermochte keinen Platz für die Ceremonie in der Westminster-Abtei zu erlangen; sie ließ direct an den König, welchen sie noch als Prinz von Wales gekannt hat, die Bitte um einen Platz gelangen und erhielt eine günstige Antwort. Hofrath Nothnagel äußert sich über die Krankheit und Operation des Königs zu einem unserer Mitarbeiter in folgender Weise: ‚Im Allgemeinen ist eine Voraussage über den Verlauf der Krankheit und der Operation des Königs Eduard ganz unmöglich.'

26. Juni: Sein Zustand ist soweit zufriedenstellend. Heute ist heller Sonnenschein und die Luft köstlich erfrischt. Die Berliner Blätter fassen den Zustand des Königs von England als bedenklich auf. Vitalität nach der Operation . . . Kräftereserve . . . besondere Complicationen . . . günstige Chance . . . Absceß . . . Fluctuationen . . . Consensus der Ansichten . . . Optimismus. Sehr günstigen Eindruck machte es, als der Herzog und die Herzogin von Aosta von ihrem Palais in Park-Lane nach dem Buckingham-Palast fuhren, um mit der königlichen Familie das Luncheon einzunehmen.

27. Juni: Die über das Befinden des Königs im Laufe des Tages ausgegebenen Bulletins sind soweit günstig. Allein während der nächsten zwei oder drei Tage muß selbstverständlich noch große Spannung herrschen. Es besteht eine Wiederkehr des Verlangens nach Nahrung, dem nur sehr sorgfältig stattgegeben werden kann. Die Gesichter bei Hofe sind heute weniger ernst. Die Thatsache, dass zwei Tage seit der Operation vergangen sind, ohne daß eine Complication zu entdecken wäre, hat die große Spannung gehoben. Die Nichtveröffentlichung von Puls und Temperatur ist ein Act der Discretion. Es verlautet, der König habe die Schmerzen zuerst wahrgenommen, nachdem er bei der Truppenschau am 30. Mai ein ungewöhnlich unruhiges Pferd geritten, und möglicherweise habe damals sich ein physikalischer Einfluß mit so bedenklichen Folgen geltend gemacht. Der König liegt in einem äußerst schmalen Bett. Der König war gestern so wohl, daß er die Tagesblätter lesen konnte. Demnach ist der Ausblick soweit entschieden

Digitized by Google

günstig. Der Prinz von Wales wurde zum überzähligen General ernannt. Der König hat neuen Muth gefaßt. Königin Alexandra ist fast unausgesetzt mit der Linderung seiner Leiden beschäftigt. ‚Daily Mail' erfuhr aus zuverlässiger Quelle, daß die Genesung des Königs als sicher anticipiert wird. Die größte Genugthuung herrscht bei Hofe. Die ‚Times' erklärt, das Schlußbulletin enthalte Worte und Facten, welche die Warnung bestärken, welche wir beständig ertheilt haben, wonach das Publicum für die nächsten paar Tage nicht zu ausgiebig den Hoffnungen huldigen darf, die wir alle hegen. Es besteht eine allgemeine Verminderung jener deprimierenden Gerüchte, die durch die Plötzlichkeit der Enthüllung an Triebkraft gewannen. Die Temperatur des Königs ist gemäß dem Herzog von Connaught normal. Nichts wäre gefährlicher als Ungeduld. Heute Morgens sang die Menge vor dem Palast: ‚God save the King'. Auf die Nachricht, daß das für ihr Krönungsessen bestimmte Rindfleisch verkauft werden solle, warf die Menge den Mitgliedern des Comités die Fenster ein.

28. Juni: Alle Erscheinungen sind heute soweit befriedigend. Der König hat wesentlichen Fortschritt gemacht. Die unbedingt günstige Natur der heutigen Nachrichten rief allenthalben größte Erleichterung hervor. Die Spannung bleibt unvermindert, und die Erleichterung der Leser macht sich rückhaltlos geltend. Schon wird allen Ernstes das Datum der Krönung besprochen, während Mittwoch und theilweise auch gestern der Verlust des Monarchen von den Meisten erwartet wurde. Man kann keine Gefahr riskieren durch verfrühte Bewegung des Königs. Es war der reine Mord, den König vor Ausbruch der dringlichsten Erscheinungen so viel zu bewegen. Die Gefahr unvorhergesehener Complicationen wird mit jeder Stunde bei vernünftiger Temperatur geringer. Man hat also an keine dramatische Krise zu denken, bis zu deren Eintritt der König besonders gefährdet bliebe oder nach welcher er als besonders sicher gelten dürfte. Zwei erfolgreich an Appendicitis operierte Parlamentarier sind das Centrum stetiger Anfragen und endloser Belehrungen. Der König erbrach sich entsetzlich. Die Aerzte arbeiteten wie Dämone, um ihn am Leben zu erhalten. Beim Einschnitt begegnete man einer entsetzlichen Menge fettiger Substanz. Der König war so gut wie bewußtlos. Um Kraft zu gewinnen, braucht er Nahrung, und eben das ist mit einiger

Digitized by Google

Schwierigkeit und Risiko verbunden. Die Diät schließt jetzt Suppe, Fisch und gebackene Aepfel ein. Der Patient kann bloß mit Flüßigem ernährt werden. Die Königin Alexandra ist heiter, und zwar je mehr, je besser die Bulletins werden. Der Fortschritt ist anhaltend. Wenn in den nächsten 48 Stunden keine Reaction erfolgt, so wird die Furcht verschwinden. Die allgemeine Aufheiterung im Palais machte sich gestern an einem Diner mit 50 Gedecken geltend.

29. Juni: Gegen 5 Uhr Nachmittags ist dem Vernehmen nach der König in eine sitzende Stellung auf seinem Bette gebracht worden. Die Spannung in allen Classen der Gesellschaft und des Volkes ist nunmehr gewichen. Mit Hilfe eines Trapezes hat sich der König bereits schon in eine Sitzpositur zu ziehen vermocht. Als er zum ersten Male dieses Experiment versuchte, schob die Königin die Kissen unter seinen Rücken, worauf der Kranke mit einem Erleichterungsseufzer ausrief: »Ah, so ist es besser!« In allen Kreisen tritt ein Gefühl der Erleichterung ein. Die Aerzte schienen erleichtert aufzuathmen. Der König verbleibt in liegender Stellung. Heute Abends wird für wahrscheinlich erklärt, daß er diesmal mit dem Leben davonkommt. Der König darf rauchen. Unter gar keinen Umständen wird dem König Rauchen gestattet.

30. Juni: Die Pessimisten überwiegen noch immer.

1. Juli: Roburierende Nahrung . . . recuperative Kraft. Die Königin und die Prinzessinnen verbrachten mehrere Plauderstunden beim König. Der König darf mit niemandem viel reden. ‚Daily Express' dementiert, daß der König sich mittelst eines Trapezes in sitzende Stellung bringen durfte. Abgesehen von der schädlichen Beeinflussung der Wunde durch eine derartige Anstrengung, habe er gar nicht die Kraft dazu.

2. Juli: ‚Standard' erklärt, alle Schlüsse aus der Analogie der eigentlichen Blinddarmentzündung seien hinfällig, da diese gar nicht vorliege.

* * *

Kritiker und Dichter.

»Haben Sie alle Recensionen gelesen, welche über Ihr Stück geschrieben wurden?«

Digitized by Google

»Nein, doch höre ich, daß sie fast ausnahmslos abfällig lauteten.«

»Nun denn! Daraus mögen Sie ersehen, daß sich heutzutage in der Literatur nichts machen läßt, wenn man nicht wenigstens einen Theil der Kritik für sich hat. Ein Buch, ein Stück hinaus schicken in die Welt, und denen, die ihm die Wege bahnen, einen Ruf machen sollen, nicht sagen: Nehmt euch meiner Arbeit an!, das ist so kühn, daß man es schwerlich klug nennen darf.«

»Aber . . . .« wollte Andreas einwenden.

»Erlauben Sie!« fiel ihm Salmeyer ins Wort. »Jeder Schaffende bedarf der Gunst der Kritik. Ein Thor, der sie verschmähte, wenn sie ihm angeboten wird.« Er machte eine kleine Pause und sprach dann mit einer komisch huldvollen Bewegung: »Sie bietet sich Ihnen an. Noch mehr, die Kritik nimmt Sie auf in ihre Genossenschaft . . . . Erlauben Sie!« wiederholte er, da sich Andreas von neuem anschickte, ihn zu unterbrechen. »Ich bin Redacteur des Feuilletons der Staatszeitung, ich öffne Ihnen die Spalten unseres Blattes.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Ein rascher Entschluss! Nehmen Sie meinen Antrag an. Wenn Sie Fuß fassen in der Kritik, ist Ihre Schriftstellerlaufbahn gesichert. Ihr Drama wird in allen Zeitschriften, die mit uns in Verbindung stehen, besprochen, an vielen Bühnen angenommen werden und auf einigen vielleicht Erfolg ernten.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Das sind wohl Ihre Werke? . . . . Und wie schön geschrieben, wie prächtig! — zehn — fünfzehn — Wahrhaftig, fünfzehn sorgfältig ausgearbeitete Theaterstücke! In jedem, ich bin's überzeugt, so viel Gutes, daß man, wär's von einem Freunde und Mitarbeiter, leicht ein Lorbeerreislein für den Dichter daraus entsprießen lassen könnte. Aber Sie wollen nichts von uns, und alle diese Buchstaben bleiben todt . . . .«

Die hier citierten Bruchstücke eines Gesprächs sind der Novelle »Ein Spätgeborner« von Marie von Ebner-Eschenbach entnommen. Die Novelle entstand im Jahre 1875. Was hat sich in dem Menschenalter seit damals geändert? Die Unterdrückung der Literatur und der Bühne durch die Zeitung, in den Siebzigerjahren von einzelnen Leuten und einzelnen Blättern begonnen, ist seither organisiert worden. Und als die Pressmaffia endlich alle Dramatiker von der Scene, alle Erzähler vom Büchermarkt vertrieben und aus den mit Notizen und Tantièmen Grossgepäppelten eine Oligarchie der Talentlosigkeit — die rücksichts-

Digitized by Google

loseste aller Oligarchien, unter deren Joch jemals ein Volk geseufzt — gebildet hatte, — da giengen sie hin und ernannten das einzige große Talent der Vergangenheit, das noch lebte, zu ihrem Ehrenmitglied: Und Frau Marie von Ebner-Eschenbach nahm die Mitgliedschaft an und ward die Collegin des Dichters Schnüfferl. Denn das Alter macht weitsichtig, und die Dichterin, die vor einem Vierteljahrhundert die Clique durchblickt hatte, sieht heute hinweg über das, was sich ihr allzu nah zu drängen gewusst hat.

* * *

Die Allerweltsplauderer der Wiener Presse brachten neulich eine irgendwo ausgeschnittene, recht anziehende Betrachtung über Chinesisches Zeitungswesen zum Abdruck. Es hieß dort unter anderm: »Obwohl man in China der europäischen Cultur lange Zeit hindurch nicht besonders viel Vertrauen und Entgegenkommen zeigte, so hat man sich doch auch im Himmlischen Reiche ihren Segnungen, die den bezopften Söhnen des Ostens zum Theil mit mehr oder minder sanfter Gewalt aufgedrängt wurden, nicht ganz verschließen können. In einem Punkte wenigstens hat sich dieser Einfluss deutlich fühlbar gemacht: in der Presse.« Und dies auf die folgende Weise: Das chinesische Pressgesetz kann »keineswegs als ein ideales bezeichnet werden«. Wenn ein Blatt »nach der Meinung des Mandarins die der Offenherzigkeit in China gezogenen Grenzen überschritten hat«, so kann es geschehen, dass »die Polizei eines Tages auf der Bildfläche erscheint, die Druckerei schließt und den Redacteur einsperrt«. »Solche Störungen sind natürlich sehr unangenehm, aber die Chinesen haben bereits Mittel und Wege gefunden, ihnen wirksam zu begegnen, und zwar durch die moderne und mit Recht so beliebte Einstellung eines Sitzredacteurs, d. i. unter den gegebenen Verhältnissen ein Mann, der in der Redaction sitzt und nichts thut, als Artikel, die er nicht geschrieben und nicht gelesen hat, zu ‚verantworten'. Damit der Herr Sitzredacteur aber nicht zu unfreiwilligem Sitzen gezwungen werden kann, stellt man hiezu Europäer an, die außerhalb der Machtsphäre der Mandarine stehen. Das ist ohne Zweifel ein Ausweg, der der Findigkeit unserer bezopften Collegen alle Ehre macht.« Zum Schlusse dieser Schil-

Digitized by Google

derung aber heißt es: »Europäische Redacteure werden mit Neid lesen, mit welcher Hochachtung in China nicht nur die Redacteure, sondern auch ihre geistigen Kinder, die Zeitungen behandelt werden.« — Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Ja, die chinesischen Zeitungsherausgeber stellen als »verantwortliche Redacteure« Europäer an, und die europäischen — Kulis.

* * *

Das deutsch-österreichische Bildungslaboratorium

in der Fichtegasse hat abermals die Wissenschaft um eine neue chemische Verbindung bereichert: — »Das Kohlensulfat«.... Wie nun schon Erfindungszufälle witzig sind, mußte durch die ‚Neue Freie Presse' zuerst die Kunde davon der Welt zutheil werden, als sie gerade mit fortschrittlichem Behagen am 8. Juni von der »Verhaftung eines Budapester Stadtrepräsentanten« berichtete, der, »ein Hauptagitator der katholischen Volkspartei und der Agrarier«, jetzt unter dem Verdacht einer Defraudation von 20.000 Kronen steht, deren Abgang speciell in der Verwaltung eines »Kohlensulfat-Commissionslagers« sich ergab, das dem Verhafteten unterstellt war. Das Bildungslaboratorium ahnt noch nicht und wird es erst durch die ‚Fackel' erfahren, zu welch wichtiger Erfindung es durch den katholischen Defraudanten angeregt wurde. Der Abgang von ein paar tausend Kronen steht in keinem Verhältnis zu dem Gewinn, den Vaterland und Wissenschaft dank dieser Diebschemie erzielt haben.

Aber der wahre Fortschritt kennt keinen Halt. In dem Bericht über die »Automobilfahrt Paris—Wien« vom 19. Juni wird die folgende agrar-chemische Betrachtung veröffentlicht: »Der Wein ist auf dem Markte fast auf nichts gesunken, und es wird angestrebt, den Rebensaft in möglichst grossen Massen in Spiritus umzuwandeln. Das Automobil soll den Wein in dieser Form trinken. . . .« Da aber die Franzosen bisher so einfältig waren, den Wein nicht in schlecht bezahlten Spiritus, sondern bloß in Cognac, Vin de france etc. umzuwandeln, so werden wohl die Automobile künftig den Wein in der Form von »fine Champagne.*.*.«

Digitized by Google

trinken und theuer bezahlen müssen. Außer den Herren Vanderbilt und Henri v. Rothschild wird sich freilich diesen sportlichen Luxus nicht leicht jemand gestatten können. Bescheidene Automobilisten aber könnten sich immerhin mit Kartoffel- oder Rüben-Spiritus begnügen. Und die französische Regierung, die bei der Wettfahrt Paris—Wien einen Alkohol-Preis ausgesetzt hat, will nicht den Weinbauern, sondern den Kartoffel- und Rübenbauern helfen.

Es kann einer dem deutsch-österreichischen Wissenscentrum gegenüber armseligen Bildungsfiliale, wie der ‚Wiener Mittagszeitung', kaum übel genommen werden, wenn sie am 28. Juni in einer Art anarchistischer Unwissenheit dem kranken König von England zur Behebung der Herzschwäche: »Einspritzungen von Nitroglycerin« verschrieb, trotzdem Nobel schon vor Jahrzehnten die Anwendung dieses Sprengstoffes in der weit unschädlicheren Form von Dynamit empfohlen hat. . . .

Professor Victor Loos.

* * *

In dem geheimnisvollen Bericht, den die ‚Neue Freie Presse' in ihrem Abendblatt vom 27. Juni über die Verhaftung eines Londoner Krönungsgastes wegen eines Sittlichkeitsdelictes brachte, stand der folgende Satz: »Doch weiß man zur Stunde noch nicht, ob es sich wirklich um ein Vergehen oder bloß um einen Erpressungsversuch handelt.« Mancher Leser dürfte nun der Meinung sein, daß er es bei diesem Satze mit einem der zahlreichen Attentate des Londoner Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse' auf die deutsche Sprache zu thun habe: Der Mann wollte zwischen einem Vergehen, das der Krönungsgast begangen, und einem Erpressungsversuch, der an ihm begangen wurde, unterscheiden. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Das verdächtige Wörtchen »bloß« scheint mir auf ein tieferes Bekenntnis der ‚Neuen Freien Presse' hinzuweisen: sie wollte den Begriff »Erpressungsversuch« überhaupt in Gegensatz zu dem Begriff »Vergehen« bringen. Ein Erpressungsversuch ist kein Vergehen. Mit dieser interessanten strafrechtlichen Doctrin hat die

Digitized by Google

‚Neue Freie Presse' ihren Standpunkt gegenüber der künftigen Pressreform unzweideutig betont und den maßgebenden Factoren zu erkennen gegeben, was ihr vor allem am Herzen liegt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Genosse. Der Herausgeber der ‚Arbeiter-Zeitung' hat sich zu einem Angriff auf die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft aufgerafft. Und zwar hat er ihren Verwaltungsräthen nichts geringeres als Unzurechnungsfähigkeit und Unanständigkeit vorgeworfen. »Ich erkläre«, so erwiderte nämlich Herr Dr. Adler im Landtage dem Abgeordneten Scheicher, der einen Artikel der ‚Fackel' über die Beziehungen zwischen ‚Arbeiter-Zeitung' und Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft citiert hatte, »daß es keinen zurechnungsfähigen und anständigen Menschen gibt, der mir oder meinem Blatte zumuthet, Geldeinflüssen irgend einer Art zugänglich zu sein.« Bekanntlich haben solches die Verwaltungsräthe der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft der ‚Arbeiter-Zeitung' zugemuthet, da sie deren Angriffe mit dem Angebot von Inseraten quittierten. Dieses Angebot war — Herr Dr. Adler stellt's fest — eine unzurechnungsfähige und unanständige Verschleuderung gesellschaftlichen Geldes. Und kein zurechnungsfähiger und anständiger Mensch — da hat Herr Dr. Adler abermals Recht — denkt daran, ihm, der, wie man weiß, seiner Parteisache materielle Opfer gebracht hat, persönliche Corruption zuzumuthen. Aber hält er es vom Standpunkt der strengen Moral, die man von den Vertretern proletarischer Interessen zu fordern berechtigt ist, für correct, daß die ‚Arbeiter-Zeitung', anstatt die Zumuthung corrupter Gesellschaften entrüstet zurückzuweisen, durch die Annahme von Inseratengeldern aus ihr Nutzen zieht? Glaubt Herr Dr. Adler, daß all die Publicationen, die in allen anderen Blättern, wie er weiß und zugibt, zur Verhüllung des Schweiggelds eingeschaltet werden, gerade der ‚Arbeiter-Zeitung' zu Zwecken der reinsten und lautersten Publicität gegeben sind? Ja freilich, die Kundmachungen von Actiengesellschaften und Bahnen werden »nur im Interesse des Publicums« aufgenommen, das von den Veränderungen im Bahn- und Schiffahrtverkehr durch sein Leibblatt Kenntnis zu erhalten wünscht. Und dieser der ‚Fackel' oft und oft entgegengehaltene Einwand hat eine gewisse Berechtigung. »Selbst die ‚Arbeiter-Zeitung' hat« — so schreibt mir ein Leser —, »seitdem sie den größten Theil ihres Raumes der Bekämpfung des Antisemitismus widmet, zahlreiche Leser, die über eine neue Emission der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft unterrichtet werden wollen. Aber wie verhält es sich denn mit dem Repertoire und den Personenverzeichnissen der Wiener Theater? Das sind Veröffentlichungen, die wirklich nur im Interesse des Publicums geschehen, nämlich — unentgeltlich. Die Zuwendung von Freikarten für die Journalisten und ihre Familien muß ja die Gegenleistung in der Rubrik ‚Theater und Kunst' finden. Was unseren ‚un-

abhängigen' Blättern also bei den Theatern recht ist, kann ihnen bei Banken und Bahnen nur billig sein. Wenn sie sich gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit schützen wollen, mögen sie alle Bekanntmachungen der größeren öffentlichen Unternehmungen, die ihnen für ihre Leser von Wichtigkeit zu sein scheinen, unentgeltlich aufnehmen.« Gewiß ein vernünftiger Vorschlag. Aber leider hält Herr Dr. Adler — auch das hat er im Landtag erklärt —, was in der ‚Fackel' steht, »schon sehr lange für unerheblich«. Genau so lange natürlich, als es her ist, daß in der ‚Fackel' bestimmte, mit peinlicher Genauigkeit bewiesene Vorwürfe gegen die ‚Arbeiter-Zeitung' erhoben wurden. Vordem war Herr Dr. Adler anderer Ansicht. Aber die Herren Bacher und Benedikt, Wilhelm Singer und Vergani bekannten schon damals seine gegenwärtige Meinung, und seit kurzem hat auch Herr K. H. Wolf Grund, sie zu theilen. Es gibt keinen Wiener Zeitungsherausgeber, der nicht allen Grund hätte, das, was in der ‚Fackel' steht, für unerheblich zu halten. Wie schade, daß sich Herr Dr. Adler nicht darin von den anderen unterscheidet!

Leser, dem nichts entgeht. Sie behaupten, daß man über die gerichtlichen Angelegenheiten des Herausgebers der ‚Fackel' hinreichenden Aufschluß aus der ‚Neuen Freien Presse' empfange, die ihren Lesern nichts verschweigt und darum nicht den mindesten Anlaß zu Beschwerden bietet. Das verhält sich nämlich so: Am Schlusse eines jeden Monates erscheint regelmäßig das Schwurgerichtsrepertoire des folgenden. Erscheint es einmal, wie z. B. Ende Mai, nicht, so schließen Sie daraus, daß eine Verhandlung angesetzt ist, in der ich eine Rolle spiele. Ihre Vermuthung finden Sie dann alsbald durch einen flüchtigen Blick in irgend ein anderes Blatt bestätigt, und befriedigt nehmen Sie wieder die ‚Neue Freie Presse' zur Hand, die Sie durch ihre Information nicht im Geringsten irregeführt hatte. Geübten Lesern habe die ‚Neue Freie Presse' noch nie etwas unterschlagen. Wer sich darüber vergewissern will, ob der ‚Fackel' ein Process winkt, der braucht bloß an den letzten Tagen des vorhergehenden Monats in der Gerichtssaalrubrik der ‚Neuen Freien Presse' Nachschau zu halten. — Das ist ja nun alles recht schön. Aber offenbar kann sich Ihre Zufriedenheit mit der ‚Neuen Freien Presse' nur auf die lückenlosen Informationen des Gerichtstheils beziehen. Auf anderen Gebieten könnte ich Ihnen mit unterschlagenden Beweisen der Unvollständigkeit des Blattes reichlich dienen. Wie benimmt sich denn die ‚Neue Freie Presse', wenn z. B. im Unterrichtsausschuß des bayerischen Landtags die ‚Fackel' mit Chamberlain's Bemerkungen gegen den voraussetzungslosen Mommsen citiert oder im niederösterreichischen Landtag auf meine Stellungnahme gegen die ‚Arbeiter-Zeitung' hingewiesen wird? Ja, wenn die ‚Neue Freie Presse' sich da entschliessen könnte, die ganzen Berichte zu unterdrücken!

Einem Zweifler. Sie schreiben: »Im Widerstreite der Meinungen über die Bestechlichkeit der Presse hatte ich am Wirtshaustische oft Gelegenheit, für die Unzugänglichkeit des Herausgebers der ‚Fackel' einzutreten. Nun werde ich, aus Anlaß des nachbezeichneten Falles, seit Erscheinen Ihrer Nummer vom 16. Juni, unliebsam geneckt. Es

Digitized by Google

war vor ungefähr zwei Wochen im ‚Deutschen Volksblatt' über den Beginn einer Strafverhandlung gegen den Wiener Advocaten (folgt der Name) eine Notiz veröffentlicht, an deren Schluß die Ankündigung stand: ‚Wir werden über den Ausgang der Verhandlung im Morgenblatte berichten.' Vergebens wurde dieser Bericht im Morgenblatte, und überhaupt in den Wiener Tagesblättern, gesucht; es war klar, daß die Sache ‚unterdrückt' worden war. Ich machte meine Freunde auf diese Erscheinung aufmerksam und beruhigte sie damit, daß die nächste Nummer der ‚Fackel' diesen Fall sicherlich nicht verschweigen werde. Wir harrten begierig des Erscheinens der nächsten ‚Fackel'-Nummer. Doch welche Enttäuschung! Auch hier war die Strafsache verschwiegen. Worin soll nun der Grund dieser Vertuschung gelegen sein? Sie sind doch für Bestechungen nicht zugänglich?« — Ich bringe Ihren Brief zum Abdruck, weil sich in ihm jenes gesunde Mißtrauen, das die ‚Fackel' erzeugt hat und durch das sie sich darum, wenn es sie selbst trifft, nicht beleidigt fühlen kann, zu naivster Einfalt krystallisiert. Das ‚Deutsche Volksblatt' brachte den Anfang einer Gerichtsverhandlung, aber nicht den Schluß. Folglich habe ich etwas unterdrückt. An dem ganzen Fall, von dem ich bis zu Ihrem Briefe keine Ahnung hatte — ich finde übrigens trotz eifrigem Suchen die Notiz des ‚Deutschen Volksblatt' nicht — interessiert mich aber höchstens das eine: daß das ‚Deutsche Volksblatt' bloß den Anfang einer Gerichtsverhandlung gebracht hat. Die Gerichtsverhandlung selbst hätte ich, weil sie mich vermuthlich nicht interessiert hätte und weil die ‚Fackel' keine eigene Gerichtssaalrubrik hat, im Gegensatz zum ‚Deutschen Volksblatt' — erschrecken Sie nicht — vollständig unterdrückt!

Sonntagsleser. Th. Thomas, den Sie seit kurzem vermissen, ist wohl zur Erholung der berühmten Leute auf Urlaub gegangen. Es war ein reiches Jahr. Goldmark, Otto Wagner, Richard Strauß, die Tailleure Ebenstein und Frank, Else Lehmann, Gräfin Kielmansegg, Colonne, ein Arabienreisender, die Odilon, Rodin —: Herr Lothar fühlt sich ein wenig ermüdet. Ob Sie zum Ersatze des ausfallenden Interviews das berühmte Ibsen-Buch in den Sommerferien lesen sollen? Es ist an einer Stelle (Seite 34 und 35) interessant. Sie lautet: »Aus seinen sämmtlichen Werken spricht der verachtungsvolle Hass gegen Zeitungen und Journalisten. Die Journalisten, die Ibsen gezeichnet hat (wie im ‚Bund der Jugend', im ‚Volksfeind', in ‚Rosmersholm'), sind durch die Bank charakterlose, dunkle Ehrenmänner. Wo von der Zeitung gesprochen wird, wenn auch nur flüchtig (wie etwa in ‚Nora' oder in den ‚Stützen der Gesellschaft'), geschieht dies immer, als wäre die Zeitung nichts anderes als der Ort und die Gelegenheit, die Mitmenschen zu verleumden, mit gehässigstem Klatsch zu bewerfen. Die Zeitungen dienen den niedrigsten persönlichen Intriguen und den gemeinsten Erpressungen. Und alle Menschen haben vor dieser perfiden Presse Angst und Furcht. Eine solche Rolle spielt die sechste Großmacht bei Ibsen.« Dies alles ist natürlich im Tone tiefsten Bedauerns gesprochen. Aber es ist immerhin bemerkenswerth, dass ein Mann in so gesicherter Stellung wie Rudolf Lothar sich überhaupt mit einem Menschen, der so gefährliche Anschauungen bethätigt,

Digitized by Google

biographisch einläßt. Die Abneigung Ibsens gegen die Zeitungen ist umso interessanter, als nach seinem eigenen Zugeständnis die Lectüre des Dichters fast ausschließlich im Zeitunglesen besteht.

Zionist. Nachdem im textlichen Theil der ‚Neuen Freien Presse' dank dem sprachlichen Reformeifer der Herren Nordau, Frischauer und Lothar der Jargon bereits vollständig durchgeführt ist, beginnt man endlich auch den lange genug vernachlässigten Inseratentheil dem Verständnisse der Leser näherzurücken. So ist denn am 28. Juni die folgende für Sprachforscher interessante Annonce in der ‚Neuen Freien Presse' erschienen:

> Hausverkauf, Mezie, Stadthaus, lebhafte Strasse, nahe Stephansplatz, spottbillig verkäuflich. Offerten unt. Chiffre »Erben« postlagernd Baden, Neugasse.

Es wird wohl keinen eingefleischten Leser der ‚Neuen Freien Presse' gegeben haben, der damals an das Blatt mit der Frage herangetreten wäre, was denn eigentlich eine »Mezie« sei. Diese Frage würde, wenn überhaupt gestellt, folgerichtig zunächst wieder mit einer Frage beantwortet worden sein. Die Bedeutung des Wortes konnte die ‚Neue Freie Presse' getrost als bekannt voraussetzen. Zumal in den Tagen, da man sich vor Begeisterung über die Rede, die der deutsche General-Oberst v. Loë für die confessionelle Gleichberechtigung hielt, nicht fassen konnte. Auch die Sprache des Volkes wird neu befruchtet, wenn ein neuer Geist, jener Geist der Duldung und Humanität, über die Vorurtheile eines beschränkten Zeitalters siegt. »Alle confessionellen Unterschiede versinken«, kündet der Leitartikler mit dem Schofar seines Pathos — ich setze die Bedeutung des Wortes »Schofar« als bekannt voraus — dem versammelten Volke. Der greise General-Oberst v. Loë, ein wirklicher Katholik, hat einem »jüdischen Husaren« die Hand gedrückt! Reißt die Thore auf! »Fragt die Kugel, ob sie einen Protestanten, Katholiken oder Juden trifft?« Ich setze die Bedeutung des Wortes »Kugel« — der beliebten Nationalspeise — als bekannt voraus . . . Es bricht eine neue Zeit an. Besser als alle Reden freisinniger Generale, besser selbst als alle Audienzen bei freisinnigen Erzherzogen, kündet sie das eine verheißende Symptom: daß sich in dem Organ der Deutschen in Oesterreich das Wort »Mezie« Bürgerrechte erworben hat. Unberufen!

Kleiner Chroniqueur. Was gibts denn Neues? Der Bezirksausschuß Waldstein hat den Kaiser mit einer Ansprache beehrt. Wie das? Je nun, die Mitglieder des Executiv-Comités zur Errichtung eines Denkmals für die Kaiserin und zur Erreichung eines Andenkens vom Kaiser sind in Audienz empfangen worden. Für jeden hatte der Monarch ein freundliches Wort: »Sie haben sich sehr viel Mühe gegeben«, »Es macht Ihnen sehr viel Arbeit« u. dgl. Zuletzt für Herrn Waldstein, an den er die harmlose Frage richtete: »Sie haben wohl viel zu schreiben?« Aber anstatt mit einem einfachen Ja oder Nein ward die Frage mit dem folgenden Erguß, auf den der Monarch nicht gefaßt war, beantwortet: »Majestät, ich bin glücklich, stets meinen Patriotismus bethätigen zu können.« »Es macht Ihnen sehr viel Arbeit«: — Herrn Waldstein gegenüber unterdrückte der Kaiser die naheliegende Bemerkung . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by

Nr. 109. Erschienen am 17. Juli 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hauptstraße 4.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	. .	K 7.—
" "	18 " "	. .	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 "	. .	M. 7.—
" " " "	18 "	. .	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	. .	" 8.20
" " " "	18 "	. .	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 12626 des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 109 WIEN, ANFANG JULI 1902 IV. JAHR

Ehrenbeleidigungen.

Von einem Schriftsteller, der sich nicht berufsmäßig mit dem Strafrecht beschäftigt, erhalte ich die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr, Ihre Vermuthung ist richtig. Kein Jurist, nur Herr v. Koerber hat den verfehlten Pressgesetzentwurf verfaßt. Nur einem Laien konnte das Mißgeschick widerfahren, einen Gesetzentwurf vorzulegen, der der Ehre stärkeren Schutz gegen die Angriffe der Presse gewähren sollte und der, so löblicher Absicht zum Trotze, darauf hinauslief, die Ehre gegen anonyme Pressangriffe schutzlos zu machen. Herr v. Koerber wollte die Pressprocesse über Ehrenbeleidigungen vor den Einzelrichter verweisen. Dazu hätte es, weil das Staatsgrundgesetz durch die Presse begangene Vergehen vor die Schwurgerichte verweist, einer Zweidrittelmehrheit im Parlament bedurft, die wahrscheinlich nicht aufzutreiben war. Herr v. Koerber gedachte sich zu helfen, indem er die durch die Presse begangenen Ehrenbeleidigungen für Uebertretungen erklärte, die in die Competenz des Einzelrichters fallen würden. Und er vergaß dabei, daß unsere anonyme Presse straflos Uebertretungen begehen kann, weil der verantwortliche Redacteur nur bei Vergehen und Verbrechen, aber nicht, wenn es sich um eine Uebertretung handelt, wegen der Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge verfolgt wird. Allzugroßer Scharfsinn habe Herrn v. Koerber eine Scharte bei-

Digitized by Google

gebracht, behaupten seine juristischen Freunde. Ich kann ihnen nicht beipflichten. Denn durch die Degradierung der Ehrenbeleidigungen zu Uebertretungen hätte das Staatsgrundgesetz gar nicht umgangen werden können. Wenn es von Vergehen und Verbrechen, die vor das Schwurgericht gehören, spricht, so sind der Competenz des Schwurgerichts alle jene strafbaren Thatbestände zugewiesen, die im geltenden Strafgesetz als Vergehen und Verbrechen qualificiert sind. Eine Aenderung der strafgesetzlichen Beurtheilung einzelner unter ihnen — durch ein neues Pressgesetz oder ein neues Strafgesetz — kann ohneweiters mit einfacher, aber eine Aenderung der schwurgerichtlichen Competenz kann zweifellos nur mit Zweidrittelmehrheit beschlossen werden. So schlecht auch unsere Staatsgrundgesetze sein mögen, die billige Schlauheit des Herrn v. Koerber reicht nicht aus, um sie mit Erfolg zu übertreten. Und die Uebertretung der Competenz, deren sich Herr v. Koerber, als er den Juristen ins Handwerk pfuschte und ein Gesetz ausarbeitete, schuldig gemacht hat, ist — der ‚Fackel' sei's gedankt — nicht unbestraft geblieben.

Mich dünkt übrigens, die Frage, ob in Zukunft, wie bisher, Geschworne oder ob Einzelrichter über Ehrenbeleidigungen, die durch die Presse begangen werden, urtheilen sollen*), sei die wichtigste nicht.

*) Anmerkung des Herausgebers: Wichtiger als die Frage, ob ein einzelnes Delict vor das Laiengericht oder vor gelehrte Richter zu verweisen sei, ist jedenfalls eine neue Vertheilung der Competenzen innerhalb des Schwurgerichts. Laien an der Rechtsprechung theilnehmen zu lassen, ist sicherlich ein vernünftiger Gedanke. Aber er ward kläglich verfälscht, als die historische Institution der englischen Jury nach Frankreich verpflanzt und als hernach das französische Geschwornengericht unserer Rechtspflege aufgepfropft wurde. Heute entscheiden die Laien, die Geschwornen, ohne Angabe von Gründen nach bloßem Billigkeitsgefühl über verwickelte Thatbestände wie jenen des Betrugs; die gelehrten Richter — der Vorsitzende mitsammt den Beisitzern — aber bestimmen ohne Billigkeitsgefühl — nach den Strafsätzen des Gesetzes — und nach genau vorgeschriebenen Milderungsgründen die Strafe. Richtig wäre eher das Umgekehrte. Die Subsumierung des

Digitized by Google

Sie hat auch mich anfangs beschäftigt; und auch ich bin, als ich im Pressgesetzentwurf ihre unglückliche Lösung und einen offenkundigen Widersinn fand, ausgezogen, um — einen Esel zu suchen. Aber ich habe wie Saulus Besseres heimgebracht, nämlich die Erkenntnis des Widersinns, der in unserer ganzen Jurisdiction über Ehrenbeleidigungen und insbesondere über Schmähungen nach § 488 St. G. liegt. Man hat bei uns aus den Ehrenbeleidigungsprocessen, gleichviel ob die Ehrenbeleidigung durch die Presse oder auf andere Weise erfolgte, und gleichviel, ob der Proceß vor Geschwornen oder vor gelehrten Richtern stattfindet, eine Art von Berichtigungsprocessen gemacht, verbunden mit einer sehr hohen, meist mit einer Arreststrafe für den Urheber der berichtigten Behauptungen. Daß auch den Geschwornen allmählich das natürliche Verständnis für das Wesen der Ehrenbeleidigung abhanden kam, erklärt sich aus dem Mißverständnis der Juristen, das in der vom Schwurgerichtspräsidenten ertheilten Rechtsbelehrung offenen und bisweilen schon vorher in der Führung des Processes indirecten Ausdruck findet. Immer wieder wird den Geschwornen eingeschärft, es handle

---

einzelnen Thatbestandes unter einen Gesetzesparagraphen — die eigentliche Thätigkeit des juristischen Praktikers — den Juristen entziehen und dem vagen Gefühl der Laien anheimgeben, heißt die Rechtssicherheit preisgeben. Nicht über Schuldig oder Unschuldig, sondern nur über die Strafe sollte nach dem besten Wissen und Gewissen von Nichtjuristen entschieden werden. Wer schuldig ist, das sagt das Gesetz und das haben, unter Anführung von Gründen, die berufenen gelehrten Interpreten des Gesetzes in jedem Fall zu sagen. Welche Strafe der Schuldige zu erhalten hat, das mögen die Geschwornen bei den dem Schwurgericht zugewiesenen Delicten bestimmen; wobei sie an die obere Grenze des gesetzlichen Strafausmaßes unbedingt gebunden wären, dagegen unter die untere Grenze ohne Angabe von Gründen für die Milderung und ohne Einschränkung des Maßes der Milde hinabgehen könnten. Eine Rechtspflege, die psychologisch sein will, kann nicht, was beim einzelnen Verbrechen mildernd oder erschwerend ist, den Juristen nach festen Regeln entscheiden lassen. Und anderseits wird eine Rechtspflege, die das Recht finden will, nicht die Beantwortung der Schuldfrage der Laienwillkür anheimstellen.

Digitized by Google

sich bei einer Anklage wegen Schmähung nach § 488 St. G. um nichts als um die Wahrheit — vorsichtiger ausgedrückt: um die Beweisbarkeit — bestimmter, vom Kläger incriminierter thatsächlicher Behauptungen des Geklagten. Aber darum könnte es sich höchstens bei einem Berichtigungsprocesse handeln, — wenn wir ein vernünftiges Berichtigungsverfahren, bei dem der Wahrheitsbeweis zulässig wäre, hätten. Wir haben keines, und so wird das Ehrenbeleidigungsverfahren dem Berichtigungszwecke dienstbar gemacht. Im körperlichen Leben übernimmt bisweilen ein Organ die Function eines andern untauglichen. Solche Vicariate sind auch dem Rechtsleben nicht unbekannt. Gesetzt z. B., das bürgerliche Recht eines Landes würde die Erforschung der Vaterschaft untersagen; so könnte zwar der Vater nicht zur Zahlung von Alimenten für sein uneheliches Kind verhalten werden, aber man würde nicht darauf verzichten, den des außerehelichen Geschlechtsverkehrs mit einem Mädchen, das geboren hat, Ueberwiesenen zur Zahlung einer Buße wegen Minderung des Ansehens, der Heirats- und Erwerbsfähigkeit an das geschädigte Weib zu verhalten. Die Beispiele, daß ein Gesetzesparagraph außer seinen ursprünglichen Functionen noch anderen dient, sind nicht selten. Ganz unzulässig ist es aber, daß dabei der Paragraph, wie es bei § 488 St. G. geschieht, seinem eigentlichen wichtigeren Zweck entfremdet wird.

Eine Schmähung begeht, wer jemanden »durch Mittheilung von erdichteten oder entstellten Thatsachen fälschlich einer bestimmten unehrenhaften oder solchen unsittlichen Handlung beschuldigt, welche diesen in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen oder herabzusetzen geeignet ist.« Muß dem laienhaftesten Leser dieser Worte noch eigens gesagt werden, daß ihnen zufolge der Vorwurf bestimmter unehrenhafter oder unsittlicher Handlungen durch Mittheilung von erdichteten oder entstellten That-

Digitized by Google

sachen an sich noch keine Schmähung ist? Es gilt, den Sinn der Worte »Handlung, welche diesen in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen oder herabzusetzen geeignet ist,« zu ergründen. Ist denn — so hat man zu fragen — nicht jede unehrenhafte oder unsittliche Handlung geeignet, jemanden in der öffentlichen Meinung herabzusetzen? Die Antwort: Gewiss, aber es kommt nicht darauf an, ob »Jemand«, ein Beliebiger, Herr Omnis oder Mister Nobody, sondern ob »dieser«, ein bestimmter Mann, der Kläger, in seinem Ansehen bedroht war. Lassen Sie mich den Unterschied erklären.

Ich bin, sehr geehrter Herr, nach meiner Ueberzeugung und der Verpflichtung zufolge, die meine Zugehörigkeit zur Armee mir auferlegt, ein Anhänger des Duells. Sie haben, wie ich weiß, eine Kundgebung gegen das Duell unterschrieben. Aber Sie werden nicht bestreiten, daß im Duellverfahren strenge Ehrenanschauungen bereits zu einer Zeit ausgebildet wurden, die noch nichts davon wußte, daß irgend zwei streitenden Lümmeln oder keifenden Weibsbildern plötzlich einfallen könnte, sie hätten eine Ehre und müßten mit deren Reparatur das Gericht behelligen. Was würden unsere Vorstadtrichter, die allwöchentlich mit den unsinnigsten Ehrenbeleidigungsklagen überlaufen werden, darum geben, wenn die richtigen, im Duellverfahren ausgebildeten Ehrbegriffe wieder zur allgemeinen Geltung kämen! Der wichtigste dieser Begriffe nun ist der der Satisfactionsunfähigkeit. Er faßt zweierlei in sich: satisfactionsunfähig sind einerseits Personen, welche ihrem Stande nach den Kreisen, für die die Duellvorschriften gelten, fern sind; anderseits aber Personen, die einmal durch bestimmte unehrenhafte oder unsittliche Handlungen sich gegen die Ehrbegriffe ihres den Duellvorschriften unterworfenen Standes vergangen haben. Nun, die Erkenntnis, daß Ehre und Stand miteinander zusammenhängen, daß jeder Stand besondere Ehrbegriffe hat, ist unseren Richtern und Geschwornen

Digitized by Google

nicht ganz verschlossen. Kürzlich wurde ein Mann verurtheilt, weil er zwei Barnabitenpriestern vorgeworfen hatte, sie hätten an Freitagen im Gasthause Fleisch genossen. Man sah ein, daß der Vorwurf der Uebertretung eines kirchlichen Gebots, welches von Millionen gläubiger Katholiken beständig übertreten wird, einem Priester gegenüber als Ehrenbeleidigung aufzufassen sei. Leider wird nicht immer so vernünftig geurtheilt: Noch wollen sich unsere Richter nicht dazu verstehen, den gegen einen Arbeiter erhobenen Vorwurf des Strikebruchs als Ehrenbeleidigung gelten zu lassen. Und daß Laien- und gelehrte Richter in Wien von der Schriftstellerehre kaum eine Vorstellung haben, wäre ihnen ernstlich zu verargen, wenn sie nicht zu ihrer Entschuldigung anzuführen hätten, daß sie sich eine solche Vorstellung nach der Wirksamkeit der in der Concordia organisierten Wiener Schriftstellerschaft unmöglich bilden konnten.

Aber sprechen wir von der Satisfactionsunfähigkeit derjenigen, die einmal durch bestimmte unehrenhafte oder unsittliche Handlungen die Standesehre verletzt haben. Ich beschuldige einen Mann unehrenhaften Thuns. Er fordert mich. Doch anstatt ihm Genugthuung mit der Waffe zu geben, verlange ich die Einberufung eines Ehrengerichtes und lasse dieses entscheiden, ob der Forderer mit Rücksicht auf bestimmte Handlungen, die er früher begangen und die mit dem Vorwurf, um dessen willen er mich forderte, in keinem Zusammenhange stehen, als ehrenhafter Mann anzuerkennen sei. Dem Gegner wird die Satisfactionsfähigkeit aberkannt. Damit wird der bedeutsamste Grundsatz jedes Ehrenverfahrens ausgesprochen: Der Schuft kann nicht beleidigt werden! Wem längst kein Ansehen gebürte, der kann nicht mehr im Ansehen herabgesetzt werden, und es wäre die unsinnigste aller Tüfteleien und ein Verbrechen wider den gesunden Menschenverstand, ihm den Anspruch auf Wiederherstellung einer »Ehre« zuzuerkennen,

Digitized by Google

weil ihm außer einem Dutzend erwiesener unehrenhafter Handlungen auch eine, die er nicht begangen hat oder die ihm nicht nachgewiesen werden konnte, zum Vorwurf gemacht ward. Niemand wird sich das Recht anmaßen, gegen den Satisfactionsunfähigen, weil er ihm keine Genugthuung mit Waffen zu geben braucht, beliebige Beschuldigungen zu erheben; ich kann jenen nicht beleidigen, aber ich kann irren, und wenn mein Irrthum ihm schaden könnte, darf er von meiner Loyalität erwarten, daß ich bekenne, geirrt zu haben. Mit Ehre hat dieser Anspruch auf Berichtigung nichts zu thun.

Was beim Duellverfahren zwei getrennte Stadien sind, das Ehrengericht und das Duell selbst, das ist beim Proceß — leider! — in eines zusammengezogen. An die Stelle der ehrengerichtlichen Verhandlung sind die sogenannten »Illustrationsfacten« getreten. Ich gestehe, daß ich für die Mängel des Duellverfahrens keineswegs blind bin und daß ich sie zumeist in der ehrengerichtlichen Verhandlung finde. Wie wird nicht beispielsweise bei studentischen Ehrengerichten mit Satisfactionsunfähigkeitserklärungen herumgeworfen, und was für eine Farce ist es hinwieder, wenn einem schwerbemakelten Politiker von Parteigenossen, die sich als Ehrengericht constituieren, das Zeugnis voller Satisfactionsfähigkeit ausgestellt wird! Aber weit schlimmer als solche Verrenkung des Ehrbegriffes ist es, wenn der Vorsitzende im Schwurgerichtsprocesse durch seine Rechtsbelehrung den größten Theil des Beweisverfahrens unbekümmert bei Seite schiebt und die Geschwornen ermahnt, sich bloß an die Frage zu halten, ob die bestimmte incriminierte Behauptung wahr oder falsch sei. Das Ergebnis solcher Schwurgerichtsprocesse ist bekannt: Schufte, die ihr Leben lang vor aller Augen ungescheut die gemeinsten Handlungen begangen haben, gehen aus ihnen, weil ein läßlicher Vorwurf unbewiesen blieb, als Ehrenmänner hervor. Und nun malen Sie sich den folgen-

Digitized by

den Fall aus, der etwa für die bei uns übliche Auffassung des Ehrenbeleidigungsverfahrens charakteristisch wäre: Ein Raubmörder wird zum Tode verurtheilt. Es war ein grauenhafter Kerl, seine That — er hat ein altes Weib, um ihr Baarvermögen, eine Krone, zu rauben, erschlagen — eine bestialische. Nach der Verurtheilung wird er in den Kerker zurückgeführt. In ihren letzten Stunden genießen solche Verbrecher mancherlei Begünstigungen. Der Raubmörder, der eitel ist, möchte gern lesen, was über ihn geschrieben wurde. Er bittet um eine Zeitung; natürlich um sein Leibjournal, das ‚Extrablatt', in dem er sicher ist, sich auch porträtiert zu finden. Das ‚Extrablatt' wird ihm gebracht. Und da liest er, in der Einleitung des Proceßberichts, eine »psychologische« Analyse seiner That und seines Charakters, in der es heißt: er sei schon in früher Jugend verkommen gewesen und als Zwanzigjähriger habe er »seine Mutter in den Tod gejagt«. Ha, ruft der Kerl aus, das lasse er sich nicht bieten. Die Mutter in den Tod gejagt! Das sei nicht wahr und eine schwere Ehrenbeleidigung. Er lasse den Herrn Doctor — seinen Vertheidiger — und seinen Bruder ersuchen, zu ihm zu kommen. Dem Herrn Doctor stellt er die Vollmacht aus, das ‚Extrablatt' wegen Ehrenbeleidigung zu belangen, und auch der Bruder des Raubmörders fühlt sich in den heiligsten Familiengefühlen verletzt und beschließt, nach der Hinrichtung das Andenken des Verstorbenen von dem schweren Vorwurf zu reinigen. Gegen den Gerichtssaalberichterstatter des ‚Extrablatt' — der seine Autorschaft nicht leugnen kann, da ihn der Advocat im Schwurgerichtssaal erkannt hat — wird die Anklage erhoben. Der Raubmörder wird natürlich inzwischen gehenkt. Und da es zum Ehrenbeleidigungsproceß kommt, stellt es sich heraus, daß die Mutter des Gehenkten zwar häufig zu sagen pflegte, der Junge werde sie noch ins Grab bringen, daß sie aber ganz normal an einer Lungenentzündung

Digitized by Google

gestorben ist und sogar auf dem Todtenbett geflüstert hat, der Hans — der spätere Raubmörder — sei ihr doch immer das liebste Kind gewesen. Der angeklagte Journalist führt vergeblich Illustrationsfacten an, spricht auch des Langen und Breiten vom Raubmord —; daß der Kläger bereits gehenkt ist, dürfte, weil niemandem eine abgebüßte Strafe vorgeworfen werden darf, eigentlich nicht erwähnt werden; aber der Angeklagte wagt es. Nutzt ihm nichts. Die Geschwornen haben sich »nur zu fragen«, ob die Behauptung, daß der Raubmörder Hans »seine Mutter in den Tod gejagt«, bewiesen wurde oder nicht. Und der Berichterstatter des ‚Extrablatt' muß froh sein, daß er statt mit sechs Monaten Arrests mit einer Ehrenerklärung des Inhalts davonkommt, er habe sich von der Grundlosigkeit seines Vorwurfs überzeugt und bedauere, der Ehre des Gehenkten nahe getreten zu sein.

Sie glauben nicht, daß es eines Tages wirklich zu einem Proceß wie dem geschilderten kommen könnte?*) Warum denn nicht, wenn man nur conse-

*) Anmerkung des Herausgebers: Ich glaube es, seitdem ich selbst den Fall erlebt habe, daß zwar nicht ein Raubmörder, aber ein angesehener Wiener Journalist als Beleidigter mir im Schwurgerichtssaal gegenübertreten wollte. Mein Wahrheitsbeweis für die ärgsten Anschuldigungen — »Schandgewerbe«, »volles Maß der öffentlichen Verachtung«, »Bordellritter« — war theils im Vorverfahren gelungen, theils wäre er im Zuge der Verhandlung sicher zu erbringen gewesen. Nur in einem Punkte haperte es. Ich hatte in einer früheren, gleichfalls incriminierten Scherznotiz die Wendung gebraucht, daß der Kläger auf der Terrasse eines ländlichen Hôtels »zu ermäßigten Preisen geträumt« habe. Das war keine Enthüllung gewesen, wollte es nicht sein. Ein Scherz, der nicht auf einer »Information« basiert war, sondern auf der Erfahrung, daß Journalisten überall und bei allen Gelegenheiten, öffentlich und mit dem Bewußtsein, einen legitimen Vortheil zu nützen, Begünstigungen genießen. Die Concordia sendet ihren Mitgliedern allsommerlich eine gedruckte Liste der Curanstalten, die ermäßigte Preise gewähren, ins Haus, Journalisten essen billig, reisen umsonst, und wenn man ihnen noch etwas draufgibt, nehmen sie sogar Bäder in Curorten. Jeder Mensch weiß, daß es für sie, ihre Kinder und Kindeskinder bis ins vierte Geschlecht keine Curtaxe gibt, und keiner, der solche Zuwendung nicht als Be-

Digitized by Google

quent das Ehrenbeleidigungsverfahren mit dem Berichtigungsverfahren verwechselt und die wichtigste Frage im Ehrenbeleidigungsproceß — ob der Kläger ein taugliches Object der Ehrenbeleidigung sei — unbeantwortet läßt? Das Schlimmste wäre es übrigens nicht, wegen Schmähung eines Gehenkten verurtheilt zu werden. Weit ärger ist, daß lebende Schurken in den Gerichtssaal zu gehen wagen und ihn manchmal als tadellose Ehrenmänner — wenn auch mit dunkler Vergangenheit — verlassen.

* * *

Die Geschwornen sprachen neulich nicht per jus, aber mit Recht eine überwiesene Brandlegerin frei. Der Fall lag für den Psychopathologen ungemein einfach. Der fascinierende Einfluß einer männlichen

---

leidigung empfand, hat sich je durch die Mittheilung getroffen gefühlt, daß er das landesübliche Trinkgeld annehme, auf das ja schließlich den Einzelnen der Geiz des Zeitungseigenthümers anweist. Aber der Eine, dessen behagliches »Träumen« auf der ländlichen Terrasse, von dem er uns feuilletonistisch vorgeplaudert, ich scherzhaft mit der Preisermäßigung in Zusammenhang brachte, fühlte sich beleidigt. Wie, sollte er, gerade er, im Ischler Hôtel volle Preise gezahlt haben? Der Mann verdiente wegen Verschwendung unter Curatel gestellt zu werden! Ein Glück, daß ihm die Ischler Curtaxe — das leugnete er selbst nicht — erspart geblieben ist. . . . So sann ich bekümmert und ließ den Hôtelier als Zeugen vernehmen. Volle Preise! Da hatte ich die Bescherung. Er hat zwar nicht aus eigener Tasche gezahlt, sondern auf Kosten des Blattes, für das er Reisebriefe schrieb, gevöllert. Immerhin — ich hatte den Mann »durch Mittheilung einer erdichteten« oder, sagen wir, entstellten Thatsache »fälschlich einer bestimmten unehrenhaften Handlung beschuldigt«, die zwar seine sämmtlichen Collegen täglich begehen, die aber doch »geeignet ist, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen«. Herabgesetzte Preise — herabgesetztes Ansehen. Die Sache stand schlimm. Und ich wäre vielleicht verloren gewesen, wenn ich den Mann nicht — später, wie's in einem andern Paragraphen heißt, »ohne Anführung bestimmter Thatsachen verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen« geziehen hätte. Das that ich aber, und zwar reichlich, und führte für den zweiten Artikel, der ernste Beschuldigungen enthielt, den Wahrheitsbeweis. Dieser bewog meinen Kläger, seinen Anblick den

Digitized by Google

Siegernatur, — die blinde Ergebenheit einer zarten, neurotischen, wenn man will, »krankhaft veranlagten« Frauenseele. Zufällig kleiner Miedermacher und Verkäuferin. Nächstens Tenor, Bereiter oder Lieutenant und Gräfin, Zofe oder Hausfrau; Christ und Jüdin, Jude und Christin. Diesmal hat die Siegernatur nach der Versicherungssumme verlangt, und die Frauenseele steckte das Geschäft in Brand. Aber auch Strindberg's Comtesse Julie hätte im Rausch der Johannisnacht dem Kammerdiener ihres Vaters auf Verlangen mehr als ihre Jungfräulichkeit geopfert. Beruf, politische Gesinnung und Confession spielen in solch animalischem Verhältnis keine Rolle. So sollte man meinen, — wenn man nicht in Oesterreich lebte, dem Lande, wo selbst das Menschliche-Allzumenschliche unter dem Gesichtswinkel der Parteiverblödung betrachtet wird. Wir unterscheiden nun eine liberale,

---

Geschwornen zu entziehen. Aber was mich hier bewegt, den Fall zu erzählen, und was für den gedankenlosen Formalismus unseres Ehrenbeleidigungsverfahrens fast so charakteristisch ist wie die Möglichkeit der erfolgreichen Klage eines gehenkten Raubmörders? Man höre und staune: Bis zum letzten Moment, bis daß die Einsicht obsiegte, es sei besser, die ganze Klage zurückzuziehen, ward, wie ich bestimmt weiß, der folgende Plan von dem Vertreter meines Gegners ernstlich erwogen: Den größeren, wichtigeren Theil der Anklage fallen zu lassen und nur die scherzhafte Notiz mit dem »Vorwurf« des ermäßigten Traums zu incriminieren. Hier lag die »Aussage« des Ischler Hôteliers vor, hier war der Spielraum für peinliche Erörterungen und Illustrationsfacten ein geringer, hier war die formelle Möglichkeit meiner Verurtheilung nicht ganz ausgeschlossen. Und beinahe hätten wir das noch nicht dagewesene Schauspiel erlebt, daß ein Mann als Kläger vor die Volksrichter tritt, der soeben freiwillig zugegeben hat, daß er ein Schandgewerbe betreibt, daß ihm das volle Maß der öffentlichen Verachtung gebührt, daß er zum Bordellritter geschlagen zu werden verdient, daß dies und jenes, was ich öffentlich und in Beweisanträgen aus seiner Gegenwart und aus seiner Vergangenheit zutage gefördert, wahr sei, — der aber mit dem Pathos der Manneswürde und mit dem Stolze des Standesbewußtseins in den Saal ruft: »Ich fühle mich beleidigt, weil mir der Herausgeber der ‚Fackel' auch noch zugemuthet hat, daß ich auf Grund meiner journalistischen Legitimationskarte irgendwo eine Preisermäßigung angenommen habe« . . . Und ich wäre vielleicht verurtheilt worden.

Digitized by Google

eine antisemitische und eine socialdemokratische Parteiverblödung. Die socialdemokratische macht sich in einem Gerichtssaalbericht bemerkbar, in dem zehnmal hintereinander das Wort »Unternehmer« steht. Der Unternehmer verlangt Seele und Körper der Arbeiterin und treibt sie zum Verbrechen. Hier stehen einander also »Chef« und »Angestellte« gegenüber. Was sagt der antisemitische Gerichtssaalbericht? »Ein Opfer jüdischer Verführung.« Das arme Christenmädchen und der jüdische Lüstling. Warnung für alle Christinnen, den Verkehr mit Juden zu meiden . . . So hat denn der Liberalismus gebundene Marschroute. Er ist weder gegen den Unternehmer noch gegen den Juden. »Der ganze Fall ist doch zu wenig typisch, um an ihm Betrachtungen etwa über das traurige Capitel anzustellen, wie erschreckend groß die Macht der Arbeitgeber heute, in dieser Zeit der höchstgespannten Concurrenz und des wirtschaftlichen Niederganges, namentlich auf die weiblichen Angestellten ist.« Aber der Liberalismus nimmt, wo er die Wahl zwischen dem brutalen »Herrn der Schöpfung«, und möge er auch nur ein Uebercommis sein, und der getretenen Frauenseele hat, immer für jenen Partei. Er verzeiht alles, er verzeiht Betrug und Wucher, nur »sündige Liebe« kann er nicht verzeihen. »Der Umstand, daß Marie Schuh freiwillig die Geliebte des Chefs war, entzieht ihr das Mitleid, auf das sie sonst im reichsten Maße Anspruch gehabt hätte.«

* * *

Herr Dr. v. Lopatynski, der jüngst von der Anklage des Betruges, begangen durch das Einwerfen von Blechplättchen in einen Cigarrenautomaten bei der Brigittabrücke, mit der Begründung freigesprochen wurde, daß auch nicht der leiseste stichhältige Verdachtsgrund gegen ihn vorliege und daß es »einfach

Digitized by Google

undenkbar« sei, ihm nach seiner socialen Stellung und nach seinen geordneten Verhältnissen eine solche Handlung zuzutrauen, — dieser schwer Beleidigte und überdies, da ihn die unerhörte Affaire eine Stelle gekostet hat, schwer Geschädigte sollte — das ist dringend zu wünschen — ein Exempel statuieren: Er sollte gegen alle Blätter, die über die Anzeige der Tabak-Trafikantin berichtet haben, nicht nur strafrechtlich, sondern auch civilrechtlich vorgehen. Denn das Unerhörte des Falles liegt nicht in der leichtfertigen Anzeige, die zweifellos in gutem Glauben erfolgt ist; unerhört ist bloß die Rücksichtslosigkeit, mit der sich die Wiener Blätter über das Verbot der Mittheilungen aus einer im Zuge befindlichen Verhandlung hinwegsetzen. Unerhört ist es, wie die ‚Arbeiter-Zeitung', die die Verschweigung der Namen von Selbstmördern mit Recht als eine primitive Anstandspflicht bezeichnet, mit den Gefühlen und der Ehre eines Lebenden umgeht. Sie hat die Erzählung von dem Betruge nicht nur mit Nennung des vollen Namens des beschuldigten Arztes veröffentlicht, sondern in gesperrtem Druck hämisch beigefügt, er sei nach Erstattung der Anzeige »unbekannt wohin« abgereist. Das war unwahr: Der Arzt hatte dem Polizeicommissär gemeldet, er müsse nach Dolina in Galizien reisen, wo er eine Epidemiearztensstelle antreten wolle, und die Antwort erhalten, er könne unbekümmert reisen. Er hatte überdies vorher noch zwei Abgeordneten seines Heimatlandes — der eine von ihnen soll der Abgeordnete v. Daszynski gewesen sein — den Fall vorgetragen, und die Abgeordneten hatten ihm gerathen, ruhig zu reisen. Hinter ihm her aber eilten die scandalösen Berichte der Blätter über die Anzeige. Bald folgten ihnen Berichte über die erste — vertagte — Gerichtsverhandlung. Nach der zweiten, die mit dem Freispruch endete, haben sich die öffentlich Meinenden bemüht, den Mann durch möglichst ausführliche Berichte zu rehabilitieren. Aber wochenlang mußte er,

Digitized by Google

weil die Scandalpresse keinen Privatmann schont, mit dem Odium des Betruges herumgehen. Und um zum Schaden noch den Hohn zu fügen, beklagte eines der »Nachrichtenblätter« das Unglück des Mannes, der es erdulden mußte, daß »in allen Zeitungen sein Name als der eines Menschen stand, dem ein Verbrechen zum Vorwurf gemacht wird«, und sprach von Bemühungen, die es gebraucht hat, bis er das »verdächtigende Fragezeichen, das die öffentliche Meinung hinter seinen guten und ehrlichen Namen gesetzt hatte«, auslöschen konnte. An all dem war natürlich die kleine Tabakverkäuferin allein schuldig. »Alle Zeitungen«, die heute so lebhaft entrüstete nicht ausgeschlossen, müssen sich unbedingt mit einer Strafanzeige, die nicht etwa den Ruf eines Börsencommissionärs oder sonstigen Gesinnungsgenossen tangiert, beschäftigen, die »öffentliche Meinung« hat die unerläßliche Verpflichtung, sich in jedem, auch dem unbewiesensten Fall herausfordern zu lassen.

Nichts ist unverschämter als die ewigen Klagen der Nutznießer öffentlicher Corruption über die Scandalsucht eines unabhängigen Publicisten. Mögen erst jene, die die öffentlichen Scandale anrichten, von ihrer Scandalsucht lassen, dann werden die, welche öffentliche Scandale aufdecken, bald gezwungen sein, sich einer — sicherlich am meisten für sie selbst — erfreulicheren Thätigkeit zuzuwenden. Aber welche Niedertracht liegt in Angriffen, bei denen keinerlei öffentliches Interesse die Rücksichtslosigkeit gegen Individuen entschuldigt oder gebietet! Niemand ist gegen eine Strafanzeige gefeit, und es ist nicht gerathen, unsere Bevölkerung, die ohnedies nicht gern »mit dem Gericht zu thun hat«, noch eigens von Strafanzeigen — selbst von irrigen, wie zahlreichen Anzeigen wegen Kindermißhandlung, wenn sie nur im guten Glauben erstattet werden — abzuschrecken. Aber jedermann muß gegen die Ausschreitungen einer Presse geschützt sein, die, auch wo kein öffent-

Digitized by Google

liches Interesse auf dem Spiel steht, durch Mittheilungen über den Inhalt der Anzeige vorweg die Strafe des zeitweisen Ehrverlustes verhängt.

* * *

Im ‚Neuen Wiener Journal' werden jetzt, nachdem sich Herr Buchbinder ins Privatleben — diesmal in sein eigenes — zurückgezogen hat, den nach Personalien lechzenden Lesern »Wiener Portraits« vorgeführt. Es ist nicht ausgemacht, daß nicht mit Saisonbeginn wieder Bühnenkünstlerinnen bis ins Badezimmer verfolgt werden; im Sommer müssen wir mit der Häuslichkeit von Ministern, Statthaltern und dergleichen Persönlichkeiten vorliebnehmen. Aber die Originale dieser »Portraits« sagen uns zumeist selbst, wie ungern sie dem Zeichner sitzen. Er läßt Herrn v. Koerber, der doch als Staatsmann die Pressleute auf jede nur mögliche Weise bevorzugt, als Privatmann nicht gerade entgegenkommend erscheinen. »Und das ist«, klagt der Interviewer, »sein Lieblingsthema: ‚Müde bin ich, ausschlafen möcht' ich mich!'« Aber sonst lautet doch Herrn von Koerbers Lieblingsthema: »Die Presse ist frei«? Müdigkeit hat er nur vorgeschützt, um den lästigen Interviewer loszuwerden. »Und die Lider senken sich und der Kopf neigt sich ein wenig zur Seite.« Und der Mann vom ‚Neuen Wiener Journal' sieht das und geht noch immer nicht! Er schreibt im Gegentheil weiter: »Aber die Müdigkeit glaubt man ihm nicht und die Schläfrigkeit auch nicht.« Der Besucher merkt also ganz genau, daß sich der Ministerpräsident extra seinetwegen verstellt, um ihn hinauszugähnen; — er bleibt. »Er spricht anfänglich nicht gern, er läßt sprechen.« Ja, wer hatte denn behauptet, daß Herr v. Koerber gern mit einem Zuträger von J. Lippowitz & Comp. spricht? Traurig genug, daß er ihn sprechen läßt! »Aber der geschätzte Gast wird nach geraumer Zeit finden, daß Excellenz davon spricht, was ihm genehm ist, daß der Ministerpräsident es meisterlich versteht, viel zu sagen und kein Wort zu sagen.« Na also! Und im Ministerrathspräsidium wird dem geschätzten Gast Aufklärung: »Hier ist der Minister mehr zu Hause. Gäste kommen nur, wenn sie erwartet werden, wenn sie gut gekannt sind. . . . Hier

Digitized by Google

erfuhr ich auch, daß er just kein Freund vom Portraitieren sei.« Herr v. Koerber hat aber selbst kein Hehl aus dieser Abneigung gemacht. »Wenn er den Besucher entlassen hat — und er gibt den Händedruck, er nimmt ihn nicht entgegen — dann ist wieder Alles Elasticität und Frische an ihm«, die »Maske von Müdigkeit, in der er sich gefällt«, verschwunden u. s. w. Offenbar hat der Interviewer durch's Schlüsselloch bemerkt, wie der Ministerpräsident, nachdem er ihn entlassen, wieder elastisch und frisch wurde. Immerhin — diese Mittheilung klingt glaubhaft. Aber um ihretwillen hat sich der Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal' ins Ministerium des Innern bemüht? Nein, er hat Herrn v. Koerber ja auch im Rathhauspark aufgepasst und ist ihm, auf der Lauer nach einem »Stimmungsbild«, nachgeschlichen, als der Ministerpräsident seine Mutter nachhause führte. Und zum Schlusse kann er — es ist spät geworden — auch noch melden, daß die »Contouren des eisernen Mannes« am Rathhaus deutlicher hervortreten, daß der Lufthauch stärker und kühler wird u. s. w. Also keine Informationen, dafür aber Abendstimmung. Das Resultat: Der Portraitist des ‚Neuen Wiener Journal' ist thatsächlich bis ins Ministerium des Innern vorgedrungen. Aber ins Innere des Ministers zu kriechen ist ihm leider versagt geblieben.

* * *

Ein Druckfehler.

Die ‚Neue Freie Presse', 10. Juli, Abendblatt, schreibt: »In dem heutigen Leitartikel über die Gehaltsfrage der Abgeordneten soll es, wie aus Sinn und Zusammenhang übrigens klar hervorgeht, auf der zweiten Spalte, Zeile 37 von oben, heißen: ‚Die Abgeordneten des preußischen Landtages haben ein Taggeld', und nicht, wie gedruckt wurde, ‚kein Taggeld'.«

In der ‚Neuen Freien Presse', 10. Juli, Morgenblatt, hatte es geheißen: »Die Abgeordneten des preußischen Landtages haben kein Taggeld und arbeiten mit der größten Schnelligkeit, und die Mitglieder des deutschen Reichstages haben auch kein Taggeld und trotzdem genügt das deutsche Parlament dem höchsten Maßstab, mit dem ein rascher Fortgang der Debatten gemessen werden kann.«

Digitized by Google

Oh über die leidige Sucht der Setzer, logischer zu sein als die Redacteure der ‚Neuen Freien Presse'! Natürlich »geht aus Sinn und Zusammenhang klar hervor«, daß der Leitartikler wußte, der preußische Landtag habe ein Taggeld, der deutsche Reichstag keines. Natürlich wußte der Leitartikler da wieder etwas, was niemand außer ihm weiß: denn der preußische Landtag besteht aus dem Herrenhause und dem Abgeordnetenhause, und die Mitglieder des Abgeordnetenhauses erhalten Taggelder, die des Herrenhauses dagegen nicht. Doch was gieng das den Setzer an? Er hatte den Leitartikler sagen zu lassen, was der Leitartikler mit der ihm eigenen Logik sagen wollte: daß der preußische Landtag ein Taggeld und der deutsche Reichstag auch kein Taggeld habe. Durch Druckfehler lassen sich die Bildungsfehler der ‚Neuen Freien Presse' leider nicht verbessern. +

* * *

Wer hat Recht?

Der Leitartikler (‚Neue Freie Presse', 10. Juli, Morgenblatt): »Gefälscht wird der parlamentarische Gedanke durch die wachsende Zahl der Berufsparlamentarier .... Die Mitglieder des französischen und des ungarischen Parlaments bekommen Gehalte, und was diese freisinnigen Nationen thun, könnte Oesterreich nachahmen.«

Der Localredacteur (‚Neue Freie Presse', 11. Juli, Morgenblatt, Seite 6, 1. Spalte, Zeile 4 von oben): »In wenigen Ländern des Continents ist die vom Fürsten Bismarck tief gehaßte Species des Berufsparlamentariers so kastenmäßig, fast nach Familien entwickelt, als in dem trotz seiner demokratischen Verfassung unbillig aristokratischen Ungarn.«

Digitized by Google

»Die Sensation des Tages«, nämlich des Ischler Tages, ist, versicherte die ‚Neue Freie Presse', »daß Director Jarno vom Theater in der Josefstadt vom Kaiser angesprochen wurde«. Und was sagte der Kaiser zu dem Director Jarno, dem nach einem notizenreichen Winter die niedliche Sommerreclame als ein Glücksgeschenk in den Schoß fällt? Er sagte zu ihm: »Möchten Sie mir behilflich sein, meinen Lakai ausfindig zu machen? Ich will fort und kann ihn nicht finden.« Ganz zutreffend bemerkt die ‚Neue Freie Presse', daß Herr Jarno »unter ungewöhnlichen Umständen« angesprochen wurde. Der Kaiser wohnte nämlich einer Vorstellung des »Süßen Mädel« im Ischler Theater bei, und wie immer hatte auch diesmal der Hofwagen die Weisung erhalten, erst zum Schluß der Vorstellung wiederzukommen. »Entgegen der Gepflogenheit erhob sich der Kaiser schon nach dem ersten Act.« Er trat »aus der Hofloge in den Logengang, blickte dahin und dorthin, gieng einige Schritte vor und zurück«, aber um alles in der Welt nicht zurück zum »Süßen Mädel«! Da kam der zufällig im Theater weilende Herr Jarno des Weges. »Er sieht den Kaiser kommen und drückt sich respectvoll an die Wand.« Darauf richtete der Kaiser jene Worte an ihn, die die Sensation des Tages bilden. Die ‚Neue Freie Presse', respectvoll an die Wand gedrückt, beeilt sich hinzuzufügen, daß Director Jarno den Wunsch des Kaisers erfüllt habe. . . . Man greift sich unwillkürlich an den Kopf und sucht das Sensationelle dieser Entrevue hervorzugrübeln. Man fragt sich: Was ist eine größere Auszeichnung: wenn der Kaiser den Lakai auffordert, Herrn Jarno zu rufen, oder wenn der Kaiser Herrn Jarno auffordert, den Lakai zu rufen? Eine dritte Constellation gibt es hier nicht. Wird der Lakai angewiesen, Herrn Jarno zu rufen, so wäre dies immerhin der Meldung werth. Aber es hat gewiß nicht das Geringste mit der Anerkennung des tüchtigen Theatermanns, der Herr Jarno ist, zu thun, wenn er, da zufällig niemand anderer zur Stelle war, ersucht wird, den Lakai zu rufen. Nun, Herr Jarno hat sich die geschmacklose Notiz wohl nicht bestellt, und noch gewisser ist es, daß der Kaiser, wenn er sie läse, über solche Verkündung seiner beiläufigsten Aeußerungen durch ein Blatt, ohne das Oesterreich nicht regiert werden kann, ungehalten wäre. Der Monarch hat, da er schleunigst aus der Vorstellung des »Süßen Mädel« hinauskommen wollte, den Nächstbesten, der ihm

Digitized by Google

in den Weg kam und den er weder kennen mußte noch auch durch eine »Ansprache« auszuzeichnen gedachte, um den kleinen, in diesem Fall allerdings dringenden Dienst ersucht. Und dennoch muß man — bei einigem Nachdenken kommt man auf das »Sensationelle« — der ‚Neuen Freien Presse' für die Uebermittlung der Nachricht dankbar sein. »Unter ungewöhnlichen Umständen« wurde Herr Jarno angesprochen. Die gewöhnlichen Umstände, unter denen sich das Erscheinen einer hohen Persönlichkeit im Theater vollzieht, drücken sich nämlich in einer Reclamenotiz aus, die in den Worten gipfelt: » — und wohnte der Vorstellung bis zum Schlusse bei«. Um schlechte Operetten durch's Repertoire zu peitschen, pflegen geschäftsgewandte Directoren die Anwesenheit eines Mitglieds des kaiserlichen Hauses zu melden, und man erinnert sich noch, wie oft namentlich die jüngeren Erzherzoge »bis zum Schlusse« des elenden Librettos »Adam und Eva« von Herrn Julius Bauer ausharren mußten. Jedes gleichgiltig freundliche Wort, das der Kaiser bei Empfängen und bei der Eröffnung einer Ausstellung in absichtsloser Höflichkeit zu den herumstehenden Industriellen spricht, wird als kaiserliches Urtheil aufgeschnappt und zu den festgesetzten Preisen weiterverbreitet. Wenn er aber einmal nicht bis zum Schlusse einer Vorstellung im Theater bleibt, wenn er durch Aufbruch nach dem ersten Act ein wirkliches und vernehmliches Urtheil über die ihm zugemuthete Schandkomödie gefällt hat, dann wird Solches der von den Zeitungen betrogenen Welt regelmäßig vorenthalten. Interessant erscheint dann der ‚Neuen Freien Presse' höchstens die Verlegenheit des seinen Lakai suchenden Monarchen, und ermöglicht nicht der Zufall die Reclame für einen Theaterdirector, das vernichtende Urtheil bleibt uns unbekannt, das der Kaiser über die Schändlichkeit eines Geschmacks gefällt hat, der sich an den Melodien des Herrn Reinhardt und an dem witzigen Dialog des Herrn Landesberg nicht satt hören kann.

* * *

Der Börsenwöchner hat kürzlich — im Leitartikel vom 8. Juli — Macaulay einen »allerersten Meister der Form« genannt und bewundernd ausgerufen: »Macaulay hat sich einmal in der Phantasie gefallen,

Digitized by Google

wie die Barbaren in den großen Städten unsere Civilisation zerstören und ein Wilder auf dem Steinhaufen sitzt, dem letzten Rest der Londoner Brücke, über die täglich viele hunderttausend Menschen gehen.« Wahrhaftig, ignari rerum imagine gaudent! Aber die Freude des Mannes an Macaulay's Bilde würde schmerzlich ernüchtert werden, wenn er auch dessen Nutzanwendung kennte, während Macaulay selbst sich energisch dagegen verwahren würde, das ihm entlehnte Bild in dem Zustande, in dem es in der ‚Neuen Freien Presse' zu sehen war, zurückzunehmen. War es doch bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Denn Halbbildung begnügt sich nicht damit, halbe Sätze zu kennen und zu citieren, sondern sie horcht auch nur mit halbem Ohr dem citierten Schriftsteller und reproduciert Worte, die höchstens dem Klange, nicht dem Sinne nach die seinen sind. Macaulay's Satz, der dem Leitartikler durch das wüste Gedächtnis huschte, findet sich in dem Essay über Ranke's »Geschichte der Päpste«, wo von der katholischen Kirche gesagt wird: »Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller Kirchen, die es gegenwärtig in der Welt gibt, und wird — wer wollte das Gegentheil verbürgen! — auch aller Ende erleben. Sie war groß und geachtet, ehe die Sachsen in England Fuß faßten, ehe die Franken den Rhein überschritten, als die griechische Beredtsamkeit noch in Antiochien blühte und im Tempel von Mekka noch Götzen verehrt wurden. Und vielleicht wird sie noch in ungeschwächter Kraft bestehen, wenn dereinst ein Reisender aus Neuseeland inmitten einer unermeßlichen Wüstenei auf einem Pfeiler der Londoner Brücke seinen Standpunkt nimmt, um die Ruinen der St. Pauls-Kathedrale zu zeichnen.« Armer Macaulay, was ist aus seinem Bilde in der ‚Neuen Freien Presse' geworden! Sein Reisender aus Neuseeland, der einmal nach neuen Wanderungen

Digitized by Google

der Cultur die Ruinen der Paulskirche vom geborstenen Brückenpfeiler aus zeichnen wird, wie etwa heute der englische Forscher Babylons Ruinen zeichnet, ward zu einem Wilden, jedenfalls einem Maori, verwandelt, der auf den Trümmern einer zerstörten Civilisation frohlockt. Aermerer Macaulay, was wird aus seinem Historikerruhm bei den Freisinnigen der Inneren Stadt werden, wenn sie erfahren, daß er ein von Herrn Benedikt geschätztes Pathos nicht für die ewigen Ideen des Freisinns, sondern — für die Größe der katholischen Kirche verwendet hat! †

* * *

Die Sonntagsnummer des ‚Neuen Wiener Journal' vom 29. Juni enthielt einen fast zwei volle Spalten füllenden Artikel, betitelt »Medicinische Moden, Ein Mahnwort von Professor Schweninger«. Am nächsten Freitag, dem 4. Juli, war im ‚Neuen Wiener Journal' an unauffälliger Stelle und im kleinsten Druck zu lesen: »(Die Mode in der Medicin). Auf Wunsch des Verlages der ‚Zukunft' constatieren wir hiemit, daß der Artikel ‚Die Mode in der Medicin' (siehe ‚Neues Wiener Journal' vom letzten Sonntag) in der von Maximilian Harden herausgegebenen Zeitschrift erschienen ist.« Nur die sorgfältigsten Leser des ‚Neuen Wiener Journal' haben die Notiz, die der beleidigenden Annahme, als ob ein Mann wie Schweninger dem Blatte des Herrn J. Lippowitz Originalbeiträge leisten könnte, widersprach, am Freitag gefunden. Auch die sorgfältigsten Leser aber hatten schwerlich Sonntags zuvor in dem langen Artikel über »Medicinische Moden« die sorgsam versteckte Erwähnung der ‚Zukunft' als Quelle gefunden. Daß viel deutlicher auf dem Titelblatt der ‚Zukunft' das Verbot des Nachdruckes überhaupt, auch jenes mit Angabe der Quelle, verzeichnet steht, was schert's die Scheere des Herrn Lippowitz! Er, der früher bei hellichtem Tage in fremde Blätter zu greifen pflegte, hat sich, da die ‚Frankfurter Zeitung' vor zwei Jahren in einer öffentlichen Erklärung den an ihr begangenen Gewohnheitsdiebstahl an den Pranger stellte, entschlossen, wenigstens die Quellen, aus denen dem

Digitized by Google

‚Neuen Wiener Journal' unaufhörlich die besten und billigsten Beiträge zufließen, künftig zu nennen. Zu nennen, aber keineswegs hervorzuheben. Nicht im Titel des Beitrags, sondern ganz beiläufig in der Mitte eines Satzes und in gewöhnlichem Drucke erscheint der Name der citierten und doch geplünderten Zeitung. Es ist augenscheinlich darauf abgesehen, daß er dem Leser entgehe. Aber hoffentlich wird es Maximilian Harden oder ein anderer Herausgeber einer ernsten Revue endlich sattbekommen, daß das ‚Neue Wiener Journal' sich täglich mit Federn schmückt, die um keinen Preis für Herrn Lippowitz in die Tinte getaucht würden. Man darf es bei reuigen Erklärungen des ‚Neuen Wiener Journal' nicht bewenden lassen. Gegen die Delicte, die Herrn Lippowitz's Scheere fortwährend an geistigem Eigenthum begeht, muß endlich einmal das Gesetz angerufen werden.

* * *

Der General-Oberst v. Loë drückt bekanntlich »dem jüdischen Husaren aus Bonn zum Zeichen seiner Hochachtung die Hand, so oft er ihn trifft«. Das wissen wir; das ward uns von tausend Leitartiklern in die Ohren gesungen; das werden wir dem Herrn v. Loë so bald nicht vergessen. Aber da die Tagesstimmen verklungen waren, kam noch Herr Alexander Scharf und drückte dem General-Obersten zum Zeichen seiner Hochachtung die Hand. Die Forderung des ihm bis dahin ganz gleichgiltigen Herrn von Loë, daß man »auch die Israeliten mit Liebe und Achtung umfassen« solle, versetzte unsern alten Kriegsmann, der so lang beim schweren Geschütz gedient und nur im äußersten Nothfall die Fahne (Bürstenabzug) an den Feind ausgeliefert hat, in hellste Verzückung. Wenn man seine neuen Anhänger betrachtet, werden freilich Herrn v. Loë's Worte immer unverständlicher. Auch die Herren Scharf und Herzog, auch den J. Fürst sollen wir fürder mit Liebe und Achtung umfassen? Herr Scharf selbst muß die Forderung des deutschen General-Obersten zu dehnbar finden, wenn er die dritte Seite eben jener Nummer der ‚Sonn- und Montagszeitung' betrachtet, auf deren erster die Rede des Herrn von Loë so laut gepriesen wird. Da sind, wie regelmäßig, die bekannten »Localzugsstudien« zu lesen, gegen die, wenn sie einmal im ‚Deutschen Volksblatt'

erschienen, der Staatsanwalt angerufen würde, auf daß er die unerhörte Aufreizung zu confessionellem und Rassenhaß gebührend ahnde. Oder identificiert sich Herr Scharf mit den Figuren, die er allmontäglich zu einem Dialog zusammenführt, neben dessen abstoßendem Gemauschel der rüdeste Spott des ‚Kikeriki' wie die Sprache der Cultur klingt? In der Loë-Nummer habe ich mir aus dem üblichen Gespräch zwischen den Herren Silberfinger und Kneipeles die folgenden Namen notiert: Herschmann Barchesfieß, Bernat Retechfeld, Mozl Leberschmalz und Feiwel Penez ... Sollten wir auch diese Herren mit Liebe und Achtung umfassen müssen? Dies kann vielleicht Herrn Scharf's, aber unmöglich des Generals v. Loë Meinung sein!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Clericaler. ‚Das Recht', eine neue, von den socialdemokratischen Advocaten Dr. Ingwer und Dr. Rosner herausgegebene »volksthümliche Zeitschrift für österreichisches Rechtsleben«, bringt in Heft I, nebst einigen dem ‚Barreau'-Geist verwandten Anrempelungen des Sectionschefs Dr. Klein, einen Artikel über »Hofrath Lammasch, die Arbeiterführer und die Religionsdelicte«. »Hofrath« Lammasch: Wenn die ‚Neue Freie Presse' den Polizeiobercommissär Stukart zum Polizeirath befördert, so ist das Protection; aber wenn zwei Socialdemokraten einem Professor vorschnell den Hofrathstitel verleihen, so wollen sie ihn zweifellos durch die Andeutung von Beziehungen zum Hofe discreditieren, Beziehungen, die in den Augen socialdemokratischer Leser so sträflich sind, daß die Herren Dr. Ingwer und Dr. Rosner sich in ihrer Zeitschrift ihres Titels »Hof- und Gerichtsadvocaten« gar nicht zu bedienen wagen. Daß sie den eigenen Titel im Kopfe der Zeitschrift, aber auch die Nennung der Verfassernamen bei den einzelnen Artikeln unterdrücken, ist übrigens berechtigte Bescheidenheit. Die Anonymität war zwar bisher in wissenschaftlichen Zeitschriften nicht üblich, und unter allen Fachblättern haben nur — mit guten und bekannten Gründen — die Finanzblätter sich ihrer bedient. Wenn aber ein Artikelschreiber den Professor Lammasch, während er ihm eine Standeserhöhung angedeihen läßt, gleichzeitig in seinem wissenschaftlichen Range herabsetzt, dann ist es nur wohlgethan, daß er seinen Namen verschweigt und der Mißdeutung vorbeugt, als wollte er die eigene juristische Autorität der des Gelehrten entgegensetzen. Aber um Wissenschaft handelt es sich bei dem Angriff auf Lammasch auch gar nicht. Als Mitglied des Herrenhauses hat der Strafrechtslehrer die Worte gesprochen: »Auf dem Gebiete der Religionsdelicte ist es natürlich das Interesse der (socialdemokratischen) Führer, auch die letzten, auch die pressgesetzlichen Schranken hinwegzuräumen, welche sie abhalten könnten, durch Schmähungen und Verspottungen, durch Entstellung von

Digitized by Google

Thatsachen den Glauben Anderer zu untergraben, obwohl es ein Axiom ist, daß die Religion Privatsache sei. Auf der andern Seite ist es im Interesse der großen Volksmassen gelegen, daß ihnen die letzte Stütze, der letzte Halt, der letzte Trost, den das gläubige Gemüth zu bieten vermag, nicht entrissen, nicht zerstört werde.« Die Brüder Ingwer und Rosner sind entrüstet. Professor Lammasch, so rufen sie aus, »nenne uns einen einzigen socialdemokratischen Parteiführer, der wegen Religionsstörung, die durch Schmähungen oder Verspottungen begangen wurde, verurtheilt worden ist.« Aber Professor Lammasch vermochte vielleicht wirklich keinen solchen Arbeiterführer zu nennen, außer etwa den Verfasser des Artikels selbst, der, wie er angibt, wegen Vergehens der Religionsstörung, begangen durch die Herabsetzung der Lehre vom Werthe des Gebets, zu zweimonatlicher strenger Arreststrafe verurtheilt worden ist. Doch darf auch nicht übersehen werden, daß eben die Gesetzesschranken, welche die Parteiführer — wie Prof. Lammasch sagte — abhalten, die religiösen Anschauungen Anderer zu untergraben, einstweilen noch bestehen. Wo sich österreichische socialdemokratische Parteiführer von diesen Schranken befreit sahen, haben sie nie Bedenken getragen, den Grundsatz, daß die Religion Privatsache sei, zu verleugnen. Und in der ‚Fackel' ist seinerzeit der Zwischenruf des Herrn Pernerstorfer citiert worden, der im Abgeordnetenhause, als ihm die Unvereinbarkeit jenes Grundsatzes und des Kampfes, den die österreichische Socialdemokratie gegen die katholische Religion führt, vorgehalten wurde, erwiderte: »Der römische Fetischismus ist keine Religion!« Bloß »zur Steuer der Wahrheit« — die Herren Ingwer und Rosner haben ungenau fatiert — sollte an diesen Ausnahmsfall erinnert werden. Es ist nur löblich, wenn die Herren die Achtung des religiösen Bekenntnisses von dem Kampfe gegen »Wieder Einen« künftig sorgsamer zu scheiden versprechen. Man wird dann auch auf der andern Seite den Glauben an den Zukunftsstaat nicht mit der Sache einzelner Krankencassendefraudanten schnöde vermengen. Freilich ist es leicht, eine Mahnung, wie die hier ausgesprochene, von vornherein durch den Hinweis auf die »clericale Haltung der ‚Fackel'« zu discreditieren. Mit allem Nachdruck sei hier so albernen Ausstreuungen entgegengetreten, denen leider auch der objectivste Betrachter der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der unbekümmertste Verächter aller Parteienschablone nicht entrinnen kann. Weil sie gegen Corruption, Wucher und Terminhandel schreibt, darum ist die ‚Fackel' — ein unerwartetes Geständnis der Gegner — »antisemitisch«. Weil sie die gedankenlose Pfaffenhetze auch vom Standpunkt liberaler Taktik für verfehlt erachtet, weil sie die sociale Cliquengefahr des Wiener Freimaurerthums betont und weil sie zumal im Punkte der Liguori-Moral das Benehmen der Compagnie Hoensbroech, Isi Singer und K. H. Wolf als eine Demonstration des Schwachsinns und der phrasenhaften Unbildung gekennzeichnet hat, darum »liebäugelt« die ‚Fackel' »mit den Clericalen«. Aber in Wahrheit »liebäugelt« die ‚Fackel' mit gar keiner Partei. Sie glaubt bloß erkannt zu haben, von welcher Seite dem Staat die acuteste Gefahr droht, und sie bleibt in der An-

Digitized by Google

schauung befangen, daß die Journaille der ärgere Feind unserer Cultur sei als der Papst in Rom. Und damit die Herren Ingwer und Rosner nur ja den Standpunkt der ‚Fackel' in Bezug auf die »Religionsdelicte« nicht verkennen, so sei hier der vollen Billigung der Rede des Professors Lammasch ein erläuternd Wort hinzugefügt. Kein geschmackvoller und culturbedachter Reformator des Strafrechts wird daran denken, jener Ueberempfindlichkeit, wie sie manche richterliche Interpreten eines schlechten und dehnbaren Gesetzes heute unstreitig bethätigen, eine neue gesetzliche Basis zu liefern. Ich denke an den typischen Gerichtsfall der letzten Jahre: Unterlassung des Grußes angesichts einer Procession oder des auf dem Versehgang befindlichen Priesters. Dieselbe Kurzsichtigkeit, die in dem Nichtaufstehen bei Absingung der Volkshymne eine Majestätsbeleidigung zu erblicken glaubt, hat in jenen Fällen oft und oft eine »Religionsstörung« geahndet. Aus persönlicher Erfahrung kann ich die Herren, die hier directen kirchlichen Einfluß vermuthen, über die Consequenz solch thörichter Fehlurtheile aufklären: Die übereifrigen Cooperatoren, die auf dem Versehgang Halt machten, den ahnungslosen Unterlasser oder geschmacklosen Verweigerer der Ehrfurchtsbezeugung mit dem gewissen »Hut ab!« zur Rede stellten und so durch Eröffnung eines profanen und unwürdigen Dialogs selbst erst die Religionsstörung begiengen, sind auf der Stelle gestraft und versetzt worden. Wir entbehren — wunschlos — den »groben Unfug«-Paragraph, den das deutsche Strafgesetz enthält. Aber eine Bestimmung, die öffentliche Taktlosigkeit gelinde bestraft, würde sich in allen Lebenslagen vorzüglich bewähren, und sie hätte in den meisten Fällen, die in den Alpenländern als »Religionsstörung« behandelt werden, zur Anwendung zu kommen. An sich und wenn er auf einsamem Pfad dem Priester begegnet, kann der Bürger — staatsgrundgesetzlich — zur Ehrfurchtsbezeugung überhaupt nicht gezwungen werden. Ein wenig anders liegt die Sache, wo die Abgeschmacktheit des einzelnen gegenüber dem Haufen Grüßender durch Passivität demonstriert. Nie kann die Unterlassung als eine Störung des religiösen Actes, wohl aber könnte sie als eine Lümmelei mit einer Ordnungsstrafe geahndet werden. Es ist aber auch sinnlos, zu behaupten, daß durch sie die »religiösen Gefühle« der Anderen »verletzt« wurden, — was ja noch immer bloß eine Störung der Andacht, nicht der priesterlichen Handlung an sich bedeuten würde. D i e religiöse Gesinnung wäre wegen Gebrechlichkeit werthlos, die durch solche Läpperei, die bei der leisesten Berührung verletzt würde! Das Rechtsgut, das hier des Schutzes bedarf, ist nicht Religion, sondern höchstens der öffentliche Takt, der ja immer beleidigt wird, wenn einer ein Benehmen zur Schau trägt, das sich von dem der Anderen auffällig unterscheidet. Aber der Katholicismus brauchte nicht so wehleidig zu sein. Nein, das »reactionärste« Strafgesetz wird — die Herren Ingwer und Rosner mögen unbesorgt den Hut auf dem Kopf behalten — so thöricht nicht sein, eine Glaubenspression auf Spaziergänger und Ischler Curgäste zu versuchen. Die Kirche bedarf solch armseligen Schutzes nicht und weicht gewiß gern dem Verdacht aus, daß sie es

Digitized by Google

mehr auf die Hüte als auf die Köpfe abgesehen habe. Mögen heute noch Staatsanwälte freiwillig Ministrantendienste leisten, ein klares Gesetz wird den Clerus vor solcher Aufdringlichkeit zu bewahren haben. Und Professor Lammasch ist der Mann nicht, der Unklares in die Welt setzen möchte, um einer ihm zugemutheten Tendenz Spielraum zu verschaffen. Ihn, dessen scharfer Kritik des socialpolitisch einsichtslosesten Gesetzes der Gegenwart, des Plener-Windischgrätz'schen Strafgesetzentwurfes von 1893, noch heute jeder wahre Socialdemokrat sich dankbar erinnern müßte, können die ‚barreau'-verdächtigen Spässe der Herren Ingwer und Rosner nicht treffen. Ihr witziger Einfall aber, ihn den »größten Gelehrten Europas und der umliegenden Ortschaften« zu nennen, kann die Herkunft aus jenem Ghetto des Geistes nicht verleugnen, aus dem uns einst der bekannte Vergleich der Geschwornen mit der Firma Schenker & Comp. gespendet ward.

Radicaler. Sie sind erstaunt, in der Nr. 27 der einst so oppositionellen Wochenschrift ‚Die Wage' einen Panegyricus auf Herrn v. Koerber zu finden? Es war nicht der erste. Der revolutionäre Geist Rudolf Lothars ist längst aus der ‚Wage' geschwunden, und die Zeiten, wo ein zweiter Junius »Offene Briefe an den Grafen Thun« aufgab, die nie beantwortet, vielleicht nicht einmal gelesen wurden, aber durch die muthige Ansprache eines Ministers mit »Sie« berechtigtes Aufsehen erregten, sind leider dahin. Sollten in die ‚Wage'-Schale am Ende — erschrecken Sie nicht — Regierungsgelder geworfen worden sein? Durch den Nachweis, daß dies unabhängige Blatt zwar Herrn v. Koerber lobt, aber nicht selten seine Ressortminister tadelt, könnte der allfällige Glaube an seine Subventionierung jedenfalls nicht erschüttert werden. Herr v. Koerber hat, wie sich kundige Zeitungsleser immer von neuem vergewissern können, auf dem Gebiet des Regierungspressewesens reformatorisch gewirkt. Der größte Theil der officiösen Presse hat heute nicht mehr die Aufgabe, jede Regierungshandlung zu vertheidigen. Nur für die Person des Ministerpräsidenten muß man sich einsetzen. Glimpflich ist höchstens noch der Finanzminister zu behandeln. Der Handelsminister darf bespöttelt, der Unterrichtsminister kann verhöhnt werden, und der Ackerbauminister ist ein für allemal preisgegeben. So bleibt reichlich Raum für eine unschädliche Opposition, die das Publicum amusiert und eine zeitlang auch die Officiosität verhüllt. Es ist eine wahre Freude, unter Herrn v. Koerber Regierungsjournalist zu sein. Da braucht es keine Opfer des Intellects. Der Ministerpräsident achtet in seiner Presse jede Ueberzeugung — über andere Leute. Haben wir es doch sogar erlebt, daß gleichzeitig mit der Verhimmelung des Herrn v. Koerber Angriffe auf den Erzherzog-Thronfolger in einem und demselben von der Regierung bezahlten Blatt standen.

Patient. Die ‚Wiener Mittagszeitung' vom 12. Juli theilt mit, sie habe von einem »befreundeten Arzte« Aufklärungen über die Nitroglycerin-Injectionen erbeten, die sie kürzlich — wie man aus der Zuschrift des Prof. Victor Loos in der Nr. 108 der ‚Fackel' weiß — dem König Eduard, offenbar behufs raschester Erlösung von seinen Leiden,

Digitized by Google

verschrieben hatte. Und der Arzt der ‚Wiener Mittagszeitung' bestätigt, daß Nitroglycerin seit langem bei Erkrankungen des Herzens und des Gefäßsystems angewendet werde. Natürlich ist jetzt die ‚Wiener Mittagszeitung' ungemein stolz darauf, mit einem Arzte befreundet zu sein, der auch nicht mehr von Chemie als sie selbst versteht. Reines Nitroglycerin wird sogar in der Sprengtechnik wegen seiner hohen Brisanz nicht mehr gebraucht. Einem Kranken Nitroglycerin-Injectionen zu applicieren, wäre ein anarchistischer Wahnwitz; wenn der Patient nicht durch eine Explosion beunruhigt wird, so stirbt er sicher an Vergiftung. Als aber, so schreibt mir Professor Victor Loos, der seelige Dr. Eisenbart einst Schießbaumwolle (Nitrocellulose) gegen Frostbeulen verschrieben hatte, wußte sich der findige Apotheker folgendermaßen zu helfen: Er rieth zunächst, rauchloses Pulver als das unschädlichere Mittel zu verwenden; schließlich aber gab er dem Kranken das harmlose Collodium (auch eine Nitrocellulose), welches sich thatsächlich bei den Frostbeulen bewährte. In ähnlicher Weise hat die ‚Fackel', da die ‚Wiener Mittagszeitung' dem König Eduard Nitroglycerin verordnete, zuvörderst die Anwendung des viel weniger explosiven Dynamits empfohlen; will man aber auch die kleinste Explosion vermeiden und den Patienten wirklich heilen, so wird es gerathen sein, in Dosen von 0·0002 bis 0·001 in entsprechender Lösung das Trinitrin oder Glycerylnitrat (fälschlich Nitroglycerin) zu verabreichen, was auch vermuthlich in London geschah. Jedenfalls wende man sich an einen gewitzten Apotheker und keinesfalls an den Arzt der ‚Wiener Mittagszeitung'. Dessen Adresse möge man indeß immerhin erfragen, um ihn mit Sicherheit zu vermeiden.

Chauffeur. Das ‚Neue Wiener Journal' hat sich der Wettfahrt bekanntlich feindselig gegenübergestellt und selbst seine Humoristen gegen den Tod auf der Landstraße ins Treffen geschickt. In einer geschmackvollen Plauderei hieß es noch am 6. Juli: »Wir werden ersucht zu constatieren, daß sich die Pneumatics der Reifenfirma »Defect« ganz besonders bewährt haben. So wurde auf dem Arlberg eine alte Frau von einem mit »Defect«-Reifen ausgestatteten Automobil überfahren und in zwei fast ganz gleiche Hälften getheilt. Diese Pneumatics haben somit einen schönen Durchschnittserfolg aufgewiesen.« Hier hat sich zum Schaden der Spott gesellt. Aber zum Spott sollte sich alsbald der Nutzen gesellen. Den eben noch verhöhnten Pneumaticreifen war just eine Woche später das folgende ernstgemeinte Notizchen gewidmet: »(Der moralische Sieger der Fernfahrt Paris—Wien.) Graf Zborowski fuhr die ganze Strecke vom Start bis zum Ziele auf einer Garnitur Continental-Pneumatics, welche sich während der 1400 Kilometer langen, außerordentlich beschwerlichen Rennfahrt vorzüglichst bewährt haben.« .... Sie geht also doch in die Laube!

Kunstgewerbler. Herr Sandor Jaray — Feuilletonist. »Das österreichische Kunstgewerbe auf der Ausstellung in London« ist ein Feuilleton betitelt, mit dem er neulich in der ‚Sonn- und Montagszeitung' debutierte. Die Grammatik ließ Herr Scharf unverändert, aber mit der

Digitized by Google

Orthographie muß sich der Setzer alle mögliche Mühe gegeben haben. Welchen Zweck das Feuilleton verfolgte? Nun, im Schlußsatz ward er feierlich enthüllt. »Und da wir schon dieser erfreulichen hellen Momente gedenken, so sei auch erwähnt, daß die elektrische Glühlampenfabrik »Watt«, Wien, in munificentester Weise die elektrische Installation und Beleuchtungsobjecte dem Unternehmen widmete, und daß ein Mitchef dieser Firma persönlich während der ganzen Dauer der Installationsarbeiten in London weilte, um an Ort und Stelle diese zu leiten und zu überwachen.« Der zweite Mitchef der Firma »Watt« war in Wien geblieben. Er mußte das Feuilleton des Herrn Jaray übernehmen und zum Druck befördern. Er heißt Alexander Scharf.

Chroniqueur. Ob die Herren Dr. Anton Löw, Besitzer eines Heilungsgeschäftes (Sanatoriums) und der bekannte Herr Alfred R. von Lindheim aus purer Menschlichkeit oder aus menschlichem Drang nach der Baronie die Tuberculose bekämpfen? Mit solchen Angelegenheiten des Privatstrebens befasse ich mich nicht. Jedenfalls sind — das haben alle bisherigen Versuche gezeigt — Knopflochschmerzen leichter heilbar als Tuberculose.

Gigerl. Nein, als König von England ist er nicht mehr tonangebend. Als Prinz von Wales hatte er einst nach einem allzureichen Mahl ahnungslos — mehr aus Intuition denn aus planvoller Absicht — den untersten Knopf des Gilets geöffnet. Dies der Ursprung jener sinnreichen Gewohnheit, der heute in Mitteleuropa jeder elegante Commis huldigt. Der beleibte Herr wollte auch damals bloß die eigene Verdauung, nicht die Mode zweier Gigerlgenerationen beeinflußen. Aber heute? Nein, an der Stelle, wo einst die Giletöffnung als chic galt, brauchen Sie keine Appendicitis zu tragen. Mehr eigene Ideen!

Geograph. Unter der Spitzmarke »Neue Freie Geographie« muß sich das große Organ des Herrn v. Kallay von einem Agramer Blatt wegen eines Berichtes über die »Fahrt der französischen Automobilisten nach Bosnien« verspotten lassen. Es heißt dort: »Das wäre wohl mehr als eine Irrfahrt der französischen Automobilisten! Okučani liegt nicht elf Kilometer von der serbischen, sondern von der bosnischen Grenze entfernt. Das wäre so ein kleiner Unterschied von hunderten von Kilometern. Wenn der Correspondent weiters behauptet, daß die Fahrt zunächst über Sarajevo nach Banjaluka geht, dann kann man ebenso behaupten, daß man von Agram ‚zunächst' über Berlin nach Wien fährt. Hier beträgt der Irrthum ebenfalls mehrere hundert Kilometer! Wenn es dann weiter heißt: Heute erfolgt die Ankunft in Jajce, morgen in Sarajevo, von wo es Mittwoch über Trebinje nach Ilidže geht, so muß dem, wenn durch die vorhergegangene Geographiekenntnis auch noch so abgehärteten Menschen einfach der Verstand still stehen!« — Das ‚Neue Wiener Journal' schreibt über einen Touristenunfall: »Wie bereits gemeldet, stürzte verflossenen Dienstag der in — — wohnhafte — — auf einer Raxpartie beim Hochthor im Gesäuse ab«. Mit den touristischen Gefahren wird's immer ärger. Man kann jetzt sogar schon von der Rax abstürzen, wenn man eine Partie ins Gesäuse unternimmt . . . Herr Lippowitz ist allerdings ein Zugereister.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

DIE FACKEL

NR. 110 WIEN, MITTE JULI 1902 IV. JAHR

Herr v. Koerber wird immer kühner und hat jetzt gar den ernstlichen Entschluß gefaßt, dem Grundübel des Bureaukratenthums, dem Nepotismus, zu Leibe zu gehen. Der Herr Ministerpräsident hat gehört, daß trotz den bestehenden Vorschriften bisweilen Söhne im Amte des Vaters, Neffen im Amte des Oheims untergebracht werden, und wenn er im »Lehmann« blätterte, mußte es ihn peinlich berühren, daß beispielsweise im Unterrichtsministerium ein junger Hartel und ein junger Madeyski — der alte Madeyski war Unterrichtsminister — und daß im Justizministerium, wo seinerzeit Graf Gleispach gewaltet, ein junger Gleispach zu finden ist. Herr v. Koerber erkannte, daß die alten Vorschriften nicht genügen, und gab eine neue, die endlich den Nepotismus in den staatlichen Aemtern mit Stumpf und Stiel ausrotten soll. »Von der Bestellung .... bei bestimmten Behörden (Aemtern, Anstalten)«, so lautet die Verfügung, »beziehungsweise bei bestimmten Geschäftsabtheilungen derselben sind diejenigen Personen ausgeschlossen, welche mit dem Vorstande der betreffenden Behörde (Amt, Anstalt) oder mit dem Vorstande der betreffenden Geschäftsabtheilung oder einem anderen Beamten derselben Behörde (Amt, Anstalt), zu welchem sie in das Verhältnis der Unterordnung oder Controle treten würden, in auf- oder absteigender Linie oder in der Seitenlinie bis zum vierten Grade verwandt oder verschwägert sind oder im Verhältnisse von Wahl- oder Pflegeeltern,

Digitized by Google

beziehungsweise -Kindern stehen. Nachträglich eintretende Umstände, durch welche ein derartiges Verhältnis begründet wird, sind unverzüglich der vorgesetzten Behörde anzuzeigen, welche die nothwendigen Aenderungen in der Diensteszuweisung vorzunehmen hat.« Selbst der beflissenste Corruptionsriecher wird sich sicherlich mit dieser alttestamentarischen Strenge zufrieden geben, die da ahndet bis ins vierte Geschlecht und den Nepotismus, auch wo er die entlegensten Seitenlinien einschlägt, verfolgt. Und so sei nur noch mitgetheilt, daß die citierte Bestimmung den § 7 der Verordnung des Gesammtministeriums vom 19. Juli 1902 bildet und daß sie von der Bestellung zum Kanzleigehilfen handelt. Jetzt ist es mit der Corruption in Oesterreich zu Ende. In Zukunft kann der Sohn im Ministerium, das der Vater leitet, auf keinen Fall mehr als Diurnist, sondern höchstens noch als Ministerialconcipist oder Ministerialsecretär eine Anstellung finden. †

* * *

Professoren und Presse.

Auch ich ziehe die Species der brieflich ordinierenden Aerzte, die bloß in den Annoncenspalten der Tagespresse wuchern, der Gattung der auf Entfernung ordinierenden Professoren vor, welche im textlichen Theil der Blätter Reclamerecepte für hochstehende Patienten verschreiben. Die ‚Aerztliche Reform-Zeitung' vom 1. Juli bringt einige recht nützliche Anmerkungen zu diesem Thema. Es heißt dort:

»Das ‚Neue Wiener Tagblatt' vom 25. Juni l. J. schreibt: ‚Wir haben uns bei dem eminenten Interesse, welches sich auf die Persönlichkeit des erkrankten Königs concentriert, auch an zwei hervorragende Wiener Kliniker, einen Internisten und einen Chirurgen, gewendet, um sie um ihre Meinung über die Krankheit zu befragen'. Nun folgen unter der Ueberschrift ‚Hofrath Prof. Dr. Nothnagel' und ‚Regierungsrath Director Dr. Gersuny' Aeußerungen über Perityphlitis, die ebenso wahr sind, als sie jeder Mediciner im V. Semester seiner medicinischen Studien auch gemacht haben könnte. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' gibt

Digitized by Google

seinem besonderen Interesse für Gersuny dann noch durch folgende saftige Reclame Ausdruck: ‚In unserem heutigen Morgenblatte haben wir über diesen Punkt die Aeußerung des Regierungsrathes Dr. Gersuny mitgetheilt, der zu den ersten Autoritäten auf diesem Gebiete gehört.' Ein College, der uns diese Reclameartikel zusandte, wirft die Preisfrage auf: ‚Wenn Lister zum Mitgliede des neuen Ordens ernannt, Treves und Laking die Baronie verliehen wurde, was gebührt Herrn Hofrath Nothnagel und Regierungsrath Gersuny?' — Vielleicht kann die Aerztekammer an der Hand der Standesordnung darauf eine Antwort geben.«

In einer andern Notiz heißt es:

»Hofrath Prof. Dr. Herm. Nothnagel blieb, da er zu dem erkrankten König von England sonderbarer Weise bisher noch nicht zum Consilium berufen wurde, nichts übrig, als den behandelnden Aerzten, insbesondere Lister, in der ‚Neuen Freien Presse' ein gutes Zeugnis auszustellen. Man nennt dies nach denselben Grundsätzen, die das ‚Brettl' zum ‚Ueberbrettl' machen, ein ‚Ueber-Consilium' in partibus infidelium.«

Und dieselbe Nummer der ‚Aerztlichen Reform-Zeitung' enthält die folgende Antwort an einen Herrn Dr. M.:

»Sie theilen mir mit, ein College aus Deutschland habe Sie gefragt, ob das in Wien so Sitte sei, daß wenn irgend eine hohe Persönlichkeit des Auslandes schwer erkranke, die Wiener Professoren über die Erkrankung große Artikel in die Tagesblätter schreiben. Er habe hinzugefügt, daß dies anderwärts nicht gebräuchlich sei — und Ihnen sei dabei die Röthe der Scham in's Gesicht gestiegen. Sie haben den Collegen doch sicher darauf aufmerksam gemacht, daß dies nicht alle Professoren, sondern nur gewisse und unter den gewissen wieder gewisse besonders zu thun pflegen. Daß die Zeitungen von ihnen nahestehenden Professoren bei solchen Gelegenheiten Auskünfte einholen, um der Wißbegier und Neugier ihrer Leser gerecht zu werden, ist ganz begreiflich. Man kann gewiß auch nicht beanständen, daß der so gefragte Professor Auskünfte ertheilt; denn die Presse ist eine Macht, die insbesondere von gewissen Personen nicht unterschätzt wird. Niemand wird gegen das ‚Gutachten eines Wiener Chirurgen' im Morgenblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 25. Juni d. J. eine Einwendung machen, denn es ist klar, daß der als ‚wissenschaftliche Autorität der Wiener Universität' bezeichnete Professor diese Auskunft ausdrücklich nur unter der Bedingung gab, daß sein Name nicht genannt werde. Er hat der ‚Neuen Freien Presse' also eine Gefälligkeit erwiesen, die niemand beanständen kann, und hat dabei in voller Wahrung des Standesansehens auf die Gegengefälligkeit der ‚Neuen Freien Presse', für ihn und seinen Namen Reclame zu machen, nachdrücklich verzichtet. Im Gegensatze dazu wird

in der Ueberschrift des vorangehenden Absatzes ‚Hofrath Nothnagel über die Krankheit des Königs Eduard' der Name Nothnagel's wie bisher in fetten Lettern hervorgehoben. Jeder Leser muß sich die Frage vorlegen: Wie kommt es denn, daß Nothnagel, für den die Presse schon so viel gethan, daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt, aufdringlich genannt ist, während der folgende Absatz den Namen der chirurgischen Autorität discret verschweigt? Zufall kann das nicht sein. Man sieht die Absicht. Ist's nun die Absicht der Presse oder Nothnagel's? Gewiß aber ist eines: wenn Nothnagel ernstlich die Nennung seines Namens verhindern wollte, so würde ihm das genau so gelingen, wie es der chirurgischen Autorität gelang. Uebrigens ist es doch recht leichtsinnig, auf die einfache Diagnose Typhlitis hin ohne Kenntnis des Falles in seiner Wesenheit Abhandlungen über die Krankheit des Königs zu schreiben: Da können zum Schlusse recht schöne Blamagen herauskommen, genau so wie damals, als gewisse Professoren der Wiener Facultät bei Erkrankung des Kaisers Friedrich den Drang in sich fühlten, mit ihrer Weisheit zum Theile in indiscretester Weise die Tagespresse zu belasten.«

Dies alles ist Wort für Wort zu unterschreiben. Bis auf einen Passus. Dem Collegen aus Deutschland hätte man antworten können, daß überall, wo eine sensationslüsterne Presse ihren corrumpierenden Einfluß übt, auch die besten und vornehmsten Geister sich der magnetischen Anziehung einer billigen Reclamegelegenheit nicht zu entziehen vermögen und bedenkenlos ihr wissenschaftliches Ansehen für ein bischen Druckerschwärze opfern, das ihnen culturfeindliche Ignoranten zur Verfügung stellen. Gerade auf das Beispiel Berlins wäre zu verweisen, wo die Professorenеitelkeit oft Blüten treibt, wie sie in ähnlicher Entfaltung selbst in den Ziergärten unserer akademischen Pressfreunde nicht anzutreffen sind. Vor mir liegt ein Buch, das ein Gelehrter vom Range eines E. v. Leyden herausgegeben hat. Es ist betitelt: »Die Leyden-Feier im April 1902« und enthält als erstes Capitel »Worte des Dankes an meine Freunde«. Sodann heißt es: »An diesen historischen Rückblick schließe ich nun noch eine kurze Uebersicht über die Feiern, welche zu meinem Geburtstage veranstaltet wurden«. Folgen 131 Seiten, die die Capitel enthalten: »Bericht über die Vorbereitungen zur Leyden-Feier«, »Bericht über die Leyden-Feier des Congresses für innere Medicin in Wiesbaden am 16. April«, »Die Leyden-Feier am Vormittag des 20. April in der Philharmonie«, »Das Leyden-Bankett am Abend des 20. April in der Philharmonie«, »Bericht über die Leyden-Feier des Vereines für innere Medicin

Digitized by

in Berlin am 25. April im Englischen Hause«, »Bericht über die erste Vorlesung des Sommer-Semesters 1902 im Auditorium der I. medicinischen Universitäts-Klinik am 1. Mai« und »Nachtrag«: Aufzählung der Adressen und Festgaben, Prolog und Tafellied, an dessen Schluß in dicken Lettern die Worte prangen: »Vivat, Ernst von Leyden, Dreimal hoch Er und sein ganzes Haus!« Vorne Portrait Leyden's; rückwärts Abbildung der Leyden-Feier in der Berliner Philharmonie. Alles sorgfältig zusammengestellt, herausgegeben und an alle Universitätslehrer des In- und Auslandes versandt von E. v. Leyden. Was sind dagegen die verstreut erscheinenden Notizen des Hofraths Nothnagel, die erst verbissene Parteiwuth antisemitischer Gegner zu einem Charakterbild des Mannes vereinigen muß, das dann natürlich so verzerrt und unzutreffend wie nur irgendmöglich ausfällt. Denn die Thorheit des liberalen Zeitdiagnostikers, der die »jüdischen Unarten« nicht als Symptome der Culturkrankheit erkennen wollte, darf man den ausgezeichneten Arzt und Meister seiner Fachwissenschaft nicht entgelten lassen, sowenig wie man etwa dem Gelehrten Virchow für die Zwischenrufe des Abgeordneten Virchow den Ordnungsruf ertheilen wird. Anderseits aber ist es hohe Zeit, die Notizensucht gewisser Professoren nicht mehr bloß als »Schwäche« nachsichtig zu belächeln. Es ist eine unwürdige Veränderung, die mit so vielen Männern von Werth und Ansehen vorgeht, sobald sie in Riechweite von Druckerschwärze gerathen. Es mag ja wahr sein, daß mancher in manchem Fall an der ihm bescherten Reclame »unschuldig« ist. Aber die Zeitungsleute wissen ganz gut, wem sie einen Gefallen erweisen und wem nicht, und noch nie hat man gehört, daß ein Gelehrter sich ein für allemal die mißbräuchliche Nennung seines Namens verbeten hätte.

Das Fernconsilium unserer »Capacitäten« ist eine Errungenschaft, mit der sich die Aerztekammer ernstlich befassen müßte. Leider scheint die von collegialer Seite ergangene Warnung nichts gefruchtet zu haben. Denn schon am 22. Juli konnte man das folgende niedliche Notizchen in der ‚Neuen Freien Presse' lesen: »Aus Rom wird berichtet: Von Hofrath Nothnagel ist heute an den Minister Bacelli folgendes Telegramm eingetroffen: ‚Ich liebe euer Land, ich verehre Venedig. Das Unglück, welches diese von Poesie umwobene Stadt betroffen hat, hat mich tief gerührt. Empfangen Sie, Excellenz, den Ausdruck meines lebhaftesten Schmerzes«. . . Wieder

Digitized by Go

mußte der kosmopolitische Geist in die Ferne schweifen. Immerhin — der Marcusthurm ist nicht mehr zu retten, und die Condolenz für die Hinterbliebenen eines theuren Patienten steht einem Arzte besser an als die Ordination an einem Krankenlager, das ihm beim besten Willen nicht erreichbar ist. »Entfernung ist kein Hindernis« -- lautet der berühmte Erkenntnissatz des Weltweisen Rothberger. Aber er hat bisher bloß auf den Handel mit von Herrschaften abgelegten Hosen, nicht auf die von Capacitäten abgegebenen Diagnosen Anwendung gefunden.

*

Wieder Einer . . . ‚Neues Wiener Tagblatt': Professor Sueß über den Campanile. Die Katastrophe seines Gelehrtenansehens auf Martinique ist noch in Aller schauderndem Erinnern. Und nun hatte er »auf seinem Landsitze in Macz« die unverzeihliche »Güte, einen unserer Redacteure zu empfangen«! Der Marcusthurm ist nämlich eingestürzt. »Ein Schrei des Entsetzens geht durch die civilisierte Welt«, kaum übertönt von dem Freudengeheul der Pressmeute, deren Nachrichtenhunger ein aufrecht stehender Campanile schlecht genährt hatte. »Aber da kommt die Wissenschaft mit ihrem so wahren und ruhigen Wort und spricht den Geängstigten ihren gütigen Trost zu. Denn einer ihrer größten und zugleich warmfühlendsten Vertreter, Professor Eduard Sueß, ist es, dem wir nun das Wort geben, damit er seine Meinung über die Lage in Venedig sowie über die da und dort bereits laut gewordenen traurigen Prognosen sage. Und sein Mund ist es, der den Venetianern den Trost gibt, daß ihre herrliche Stadt ungefährdet ist.« Also, der Abgesandte des ‚Neuen Wiener Tagblatt' gibt dem Professor Sueß das Wort. Nämlich das Wort, daß er seine Ausführungen am andern Tag in gesperrtem Druck an erster Stelle bringen werde. Und nun folgt der »Trost der Wissenschaft«. Er lautet: »Man sagt, Venedig sei dem Untergange geweiht. Ja, es ist dem Untergange geweiht, aber nur in dem Sinne, wie wir ja Alle dem Untergange geweiht sind.« Schon fühlt sich der Leser an das Interview über den Mont Pelée erinnert. Aber der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatt' bleibt ernst und lauscht respectvoll. Die Erkenntnisse seiner Bürgerschulzeit hat er verschwitzt, und nun imponiert ihm der folgende Wink des Gelehrten mächtig: »Sehen Sie auf den schiefen Thurm zu Pisa, der sich in seiner schrägen Stellung behauptet, weil

Digitized by Google

die Lothlinie seines Schwerpunktes innerhalb der Basis des Thurmes liegt.« »So lange der Baugrund nicht weicht und die Materialien nicht der Verwitterung unterliegen und ferner, so lange keine seitliche Erschütterung eintritt, ist nicht abzusehen, warum sich sein heutiger Zustand ändern sollte!« Diese dem Thurm zu Pisa gestellte tröstliche Prognose gibt den Schlüssel an die Hand, der dem neugierigen Interviewer auch die Zukunft Venedigs erschließt. Solange der Baugrund Venedigs nicht unter den Häusern weicht, diese schmählich im Stich lassend, so lange die Materialien nicht verwittern und so lange die Stadt nicht entweder von links oder von rechts einen derartigen Stoß kriegt, daß sie ins Wasser fällt, so lange sie mit einem Wort nicht zugrunde geht, ist nicht abzusehen, warum sich ihr heutiger Zustand ändern sollte. Nachdrücklich sei hier und um allem boshaften Gerede vorzubeugen, erklärt, daß Professor Sueß ein ernster Geologe ist und nicht etwa der Verfasser des Wiener Couplets: »So lang der alte Steffel am Stefansplatz no steht. . . .«

Die Sätze, die Herr Professor Sueß seinem Bedränger willig dictiert hat, sind sammt und sonders in ihrer unanfechtbaren Allgemeinheit richtig: daß die Venetianer »stolz« auf den Campanile waren, daß niemand den Marcusplatz betrat, ohne »für sein Leben« einen tiefen Eindruck mitzunehmen, und daß der Platz »ein culturhistorisches Denkmal ist, an welchem sich die ganze gebildete Menschheit erfreut«. Professor Sueß sagt noch mehr: er »begreift den Schmerz der Venetianer«, und er »hofft, daß sich an ihren Schätzen noch viele nachkommende Generationen erfreuen« werden. Das ist das »wahre« und »ruhige« Wort der Wissenschaft . . . Nur eines hat der gastfreundliche Herr dem Besucher nicht gesagt: »Herr, die Kräfte, die da unter und in Venedig zerstörend wirken, stehen nicht unter meiner Aufsicht; nicht einmal wenn ich diese Kräfte Jahrhunderte lang beobachtet hätte und aus ihrem Zerstörungswerk schließen könnte, wie langsam oder wie schnell dasselbe fortschreitet, könnte ich ein ehrliches Urtheil abgeben, weil ja einmal eine Complication eintreten kann, die alle Berechnungen zuschanden macht«. Eventuell hätte er sogar sagen können: »Piloten und Unterbauten führe ich in meiner Handlung nicht. Belästigen Sie mich nicht und reisen Sie nach Wien zurück!«

Digitized by Google

Der Oberbaurath Otto Wagner sagte wenigstens klipp und klar einem andern Heimsucher, was ihn zu einer pessimistischen Anschauung berechtigt: »Der Unterbau, auf dem sich die Lagunenstadt erhebt, ist schlecht geworden, die Piloten werden morsch und verfaulen und können dem ungeheuren Druck von oben nicht mehr Stand halten. Die seit vielen Jahren beobachteten Schwankungen und Senkungen der Bodenfläche machen Reparaturen und Nachbesserungen nothwendig etc.« Das sind — ich sehe von der Marotte des »modernen Campanile« ab — klare und glaubwürdige Aufschlüsse ertheilt von einem Mann, der im ‚Neuen Wiener Tagblatt' freilich nicht als »illuster« gepriesen, sondern von Herrn Poetzl verhöhnt wird. Aber mit Vermuthungen und Gefühlsduseleien schreibt man selbstherrlichen Naturkräften nicht vor, was sie thun und was sie lassen sollen. Und wenn Herr Professor Sueß am Ende fragt, ob der Ausbruch des Mont Pelée oder der Einsturz des Campanile das größere Unglück sei, so ist ihm zu antworten, das größte Unglück sei seine Bereitwilligkeit, über beide Ereignisse Rede und Antwort zu stehen. »Obwohl es sich«, schließt er, »heute nicht um eine Stadt und nicht um tausende von Menschenleben, sondern nur um einen einzigen Thurm handelt, bewegt doch wieder Eine gemeinsame Empfindung alle civilisierten Völker des Erdballes«. Und alle um das Ansehen eines trefflichen Gelehrten besorgten Verächter der Tagespresse!

* * *

In den Sommerferien pflegt Herr Wilhelm Singer vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' internationalen Presscongressen zu präsidieren, und jedesmal thauen dem Münchhausen der Pressfreiheit in der Hundstagshitze die liberalen Phrasen auf, die im Winter eingefroren waren und mit denen er wegen der Nachbarschaft der Kuppelinserate auch nicht viel im Texttheil des Steyrermühlblattes anzufangen wüßte. Gedankenfreiheit fordert Herr Singer am liebsten von dem König von Italien, Männerstolz zeigt er gern vor dem Thron des Schwedenkönigs Oskar, und wenn er sich

zuerst als kühner Gedankenflieger in Congreßsitzungen und hernach bei Empfängen in Königsschlössern als geschicktester Kriecher bewährt hat, erkennt man bewundernd, daß kein anderer gleich ihm zum demokratischen Freunde unterschiedlicher Monarchen prädestiniert ist. Aber diesmal hat der Presscongreß in der Schweiz stattgefunden, und wenn auf den Berner Bergen die Freiheit wohnt, wohnen an ihrem Fuße nüchtern-praktische Schweizer, vor denen der begeisterte Herr Singer sich gedrängt fühlte, die Frage zu beantworten, was er denn »eigentlich Praktisches geschaffen« habe. Herr Singer ward ernst und kündete den Zweiflern die nackte, aller Phrasenumhüllung entkleidete Wahrheit. Er habe die »über die ganze Welt zerstreute« Journalistik »auf dem sicheren Boden der gegenseitigen Achtung vereinigt«. Da hat endlich der Mann der Concordia gesprochen. Auf dem »Boden der gegenseitigen Achtung« fühlen sie sich alle sicher — vor der allgemeinen Verachtung. Und die Pressbande preist mit Recht die Bande der Presse.

* * *

Sie überbieten einander in der Entstellung der einfachsten Dinge, und weil der Eine durchaus am Selbstverständlichen Anstoß nehmen will, muß der Andere das Selbstverständliche als anstößig anerkennen und leugnen. An dem Streit, der über die Diäten des Herrn Geßmann im niederösterreichischen Landtag geführt wurde, ist nichts bemerkenswerth, als daß er entstehen konnte. Die deutschnationale und liberale Verlogenheit will die Wähler glauben machen, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, daß christlichsociale Landesausschüsse in einer Zeit, in der sich der Geschäftsumfang des Landesausschusses verdoppelt hat, höhere Diäten als ihre Vorgänger beziehen. Aber der christlichsociale Herr Geßmann traut sich's nicht zu, den belogenen Wählern begreiflich zu machen, daß Diäten kein Gehalt und keine Bereicherung sind, und stellt darum lieber keck zwei Drittel seiner Diätenbezüge in Abrede. Was sagen

Digitized by Google

die Socialdemokraten zum Diätenstreit? Ihr Führer verlangte neulich, daß das Land Niederösterreich Tuberculosenheilstätten errichte. Aber soll man wirklich neue Landesanstalten bauen – selbst auf die Gefahr hin, daß künftig ein Landesausschuß für deren mit Reisekosten verbundene Inspicierung noch höhere Diäten als bisher bezieht? †

* * *

Der Herausgeber der ‚Fackel', dessen Dankes alle Einsender, die ihm sprachliche, wissenschaftliche und ethische Entgleisungen der Tagespresse melden, versichert sein mögen, ist nicht in der Lage, auch nur den hundertsten Theil des Materials jener Oeffentlichkeit mitzutheilen, die dem Respect vor den Meinungsmachern entsagt und den täglichen Offenbarungen mit ungläubiger Heiterkeit zu lauschen gelernt hat. Der hier stets beachtete Grundsatz, daß man nicht den Eindruck der Vollständigkeit wecken darf und der Phantasie des Lesers noch reichlich Spielraum lassen muß, hat gerade in der letzten Woche, die ganze Waggonladungen von journalistischer Sprachverhunzung, Unbildung und Verworfenheit vor meiner Thüre ablagern wollte, seine hemmende Wirkung geltend gemacht. Die Hast des Sammlers mag nicht immer gerade die richtige Auswahl treffen, aber auch sie muß dem geheiligten Herkommen, das der ‚Neuen Freien Presse' den ersten Platz anweist, ihren Tribut zollen. Stilistische Unfälle und Bildungslücken, die bei Blättern, welche man leichter als Menschenwerk erkennt, kaum der Betrachtung werth sind, müssen naturgemäß bei einer orakelnden Pythia schwer ins Gewicht fallen. Gegenüber dem großen und einzigen Bildungshort des deutsch-österreichischen Bürgerthums, der da alle Literatur verschlungen hat und die unverdauten Brocken des Wissens mit der Würde des majestätischen »Wir« von sich gibt, darf auch die kleinste Ausstellung nicht pedantisch gescholten

Digitized by Google

werden. Aber der Fall, um den es sich diesmal handelt, ist wahrhaft typisch für die freche Anmaßung, mit der von der großen Tribüne des Fortschritts die nichtsnutzigste Halbbildung verbreitet wird. Kein Staatsgrundgesetz zwingt bekanntlich einen Leitartikler, lateinische Citate anzuwenden. Aber der Mann, der Macaulay so glücklich citiert hat, wagt's unverdrossen; vier Worte eines römischen Classikers können doch keine Schwierigkeit bereiten. Und so lasen denn am 16. Juli, nach dem Ausgang des Processes Lueger-Jedek, nachdenkliche Börseaner kopfschüttelnd den folgenden Satz: »Er mochte geglaubt haben, Herr Lueger, der gewohnt ist, die Empfindlichkeiten anderer Leute so wenig zu schonen, werde selbst nicht so empfindlich sein, um im Parteikampfe gefallene Worte zu seiner persönlichen Angelegenheit zu machen, aber der Sinn des sic nos, non nobis, das von jeher die Maxime der christlichsocialen Volksretter war, ist ihm zu spät aufgegangen.« Was konnte das nur bedeuten? »Sic nos, non nobis«! Aus seiner Untergymnasiastenzeit mag sich vielleicht einer erinnert haben, daß dies zu deutsch etwa heißen könnte: »So wir, so aber nicht uns.« Oder parteipolitischer ausgedrückt: »Hinüberschießen, aber nicht herüberschießen!« Ja, dies sollte das curiose Citat wohl ausdrücken. Jedek hatte übersehen, daß die Maxime der Christlichsocialen der Wahlspruch »Hinüberschießen, aber nicht herüberschießen!« ist, daß Herr Lueger, wenn er auch schonungslos angreift, sich selbst nichts gefallen lassen will, und darum war seine Hoffnung, es werde ohne Gerichtsklage abgehen, eine trügerische. Aber trügerisch wie jene Hoffnung des Herrn Jedek wäre diese Erklärung des Dictums »sic nos, non nobis« gewesen. Vor allem gibt es ein solches Citat überhaupt nicht. Vergil hat nämlich ohne Rücksicht auf die ‚Neue Freie Presse' »sic vos non vobis« gesagt. Nun freilich, so wär's ja noch immer möglich, daß die scherzhafte Uebertragung

Digitized by Google

von der zweiten auf die erste Person beabsichtigt war; der Sinn wäre nicht geändert und Vergil hätte dann einfach sagen wollen: »So wie ihr thut, so wünscht ihr nicht, daß man euch begegne«. Aber leider steht die Sache so einfach nicht, und Vergil wollte fataler Weise etwas ganz anderes sagen. Er hat nämlich auf den Beistrich zwischen dem zweiten und dritten Wörtchen, den erst die ‚Neue Freie Presse' zur Erklärung des Citats für nöthig fand, verzichtet, und so kann sich's bei ihm offenbar nicht um einen für sich verständlichen Gedanken, sondern nur um den an sich unverständlichen Anfang eines Satzes handeln. Wer das Citat nicht kennt, muß übersetzen: »So ihr nicht euch«, und steht vor einem Räthsel. Und als ein Räthsel hat ja auch Vergil die Worte »sic vos non vobis« an das Thor des Augustus geschrieben. Als aber Augustus die Ergänzung dieses Anfangs wünschte, schrieb Vergil die folgenden Verse hin:

Sic vos non vobis nidificatis aves,
Sic vos non vobis vellera fertis oves,
Sic vos non vobis mellificatis apes,
Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Das heißt:

So baut ihr Nester, Vögel, nicht für euch,
So tragt ihr Wolle, Schafe, nicht für euch,
So macht ihr Honig, Bienen, nicht für euch,
So zieht ihr Pflüge, Rinder, nicht für euch.

Wie Herr Benedikt in jedem Citatenschatz nachlesen kann, wird als die Ursache der beweglichen Klage des Dichters das folgende Geschehnis überliefert: Vergil hatte vorher ein anonymes Lobgedicht auf Augustus an das Thor geschrieben. Ein talentloser College gab sich für den Verfasser aus und wurde darum von Augustus mit Ehren überhäuft. Dies trieb Vergil, zuerst die Worte »sic vos non vobis«, sodann, da niemand deren Ergänzung gelang, die vier Verse an das Thor zu schreiben. In »sic nos non nobis« umgelautet und unter Verzicht auf

Digitized by Google

den Beistrich würde das Citat — »So handeln wir nicht für uns« — die Maxime der Uneigennützigkeit bedeuten. Und die behält doch der Economist wahrhaftig für sich und nicht für Herrn Lueger und Genossen vor!

Die Nachmittagsvorstellungen des Burgtheaters, die vor zehn Jahren eingeführt wurden, weil das durch Herrn Burckhards Besetzungskünste verfallende classische Repertoire das Abendpublicum nicht mehr ins Haus lockte, sind aufgehoben worden, und die dramatischen Schülerausgaben der Classiker werden der reiferen Jugend in Zukunft an Samstagabenden, an denen keine Sorge um den nächsten Morgen zagende Kindergemüther belastet, vorgeführt werden; den vernünftigen Entschluß hätten nicht bloß die Schauspieler, sondern auch Väter, denen die Freiheit der Sonntag-Nachmittage wiedergegeben wird, zu loben. Aber man hatte im Burgtheater vor einem Jahrzehnt, da die Einnahmen sanken, glücklich auch eine sociale Frage entdeckt, und ein pfiffiger Director — der mit Vorliebe auf »Tradition« und »Vornehmheit« pfiff — hatte, die Noth des Pensionsfonds zur Tugend socialpolitischer Gesinnung wandelnd, die Gallerien des kaiserlichen Schauspielhauses an Sonntag-Nachmittagen zu »staunend billigen« Preisen dem Proletariat geöffnet. Und weil jetzt die Proletarier auf die Sonntag-Abende vertröstet werden, weil der Kunsthunger der »breiten Schichten« fünf Stunden später gestillt werden soll, sind ihre socialdemokratischen Anwälte entrüstet, hat Herr Pernerstorfer das Tischtuch des Löwenbräu-Stammtisches

Digitized by Google

zwischen sich und Herrn Schlenther zerschnitten, und die bourgeoise Journaille, unversöhnt durch des Burgtheaterdirectors Demüthigungen vor der Concordia, secundiert den socialdemokratischen Kämpfern in der eingestandenen Hoffnung, der Verhaßte, dessen Obere zu beugen ihr nicht gelang, werde niedergerungen werden, da der Acheron der Volksmassen gegen ihn in Bewegung gesetzt wird. Die Frage, zu welcher Tageszeit eine Kunst, die niemals nach Brot gieng, jenen gezeigt werden soll, für die die Kunst sicherlich weit nach dem Brote kommt, wird als die wichtigste Angelegenheit heimischer Cultur ausgegeben, und Kritiker, die kaum jemals zu finden waren, wenn im Hofschauspielhause die Darsteller der zweiten Garnitur das nachmittagliche Sonntagsmißvergnügen schlecht verhehlten, klagen über das Verschwinden der Nachmittags-Vorstellungen, wie wenn das Liebste, das ihnen das Burgtheater zu geben hatte, geraubt würde. Ja der Herr von der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung', der seinerzeit die Nachmittagsvorstellungen eigens, um sie zu verreißen, besuchte, jammert heute, diese Vorstellungen hätten »in der Aera Schlenther so ziemlich die einzigen Stützen für das klägliche Restchen Popularität, das dem Burgtheater aus Zeiten unerhörten Glanzes geblieben ist«, gebildet. Und in Versammlungen wird Herr Schlenther des Bruchs des Versprechens bezichtigt, das er in seiner Antrittsrede gegeben: er wolle vor allem »das classische Repertoire auf die Beine stellen«. Herr Schlenther hatte dazumal freilich bloß an die Beine des Herrn Kainz gedacht, die sich bald darauf stark genug erwiesen, das classische Repertoire zu zerstampfen. Aber er könnte noch immer der treueste Hüter des Classikerschatzes werden und doch den socialreformatorischen Werth der Classikervorstellungen bezweifeln, er könnte der treueste Hüter der Traditionen aus jenen »Zeiten unerhörten Glanzes« sein und doch den socialreformatorischen

Digitized by Google

Zweck einer höfischen Kunst leugnen. Dem bequemen und gedankenlosen Verweser eines großen Erbes, bei dem »Trägheit« wirklich mit »Beharrungsvermögen« gleichbedeutend scheint, macht nichts das Beharren in seiner Stellung leichter als die Gedankenlosigkeit seiner Angreifer, und die das Wesen des Burgtheaters erfaßt haben, werden seine Leitung, mit schmerzlicher Resignation sich beruhigend, Herrn Schlenthers Händen solange anvertraut sehen, als sie befürchten müssen, der künftige Burgtheaterdirector könnte aus dem Kreise derer gewählt werden, die heute für die »classischen Traditionen« des Burgtheaters einzutreten sich anmaßen. In dieses Haus, das stets ein Haus der Schauspieler war und dessen Eigenart es ist, daß es als einziges Theater in deutschen Landen sich beschieden, nichts anderes als die Stätte höchstcultivierter Darstellung zu sein, in das alte Burgtheater ist die classische Dichtung später als überall eingedrungen, und jener Laube, der mit Recht, weil er ein treffliches Ensemble erhalten, erneuert und zu beschäftigen verstanden hat, als der beste Burgtheaterdirector gepriesen wird, war zugleich der unliterarischesten einer, hat die Classiker vernachlässigt, Hebbel den Zutritt zum Burgtheater durch tausend Hemmnisse erschwert und werthlose französische Conversationsware dutzendweise ins Haus gebracht. In diesem Burgtheater, in dem oft das Schlechteste und manchmal auch das Beste der Literatur gerade gut genug war, um daran die Macht großer oder interessanter schauspielerischer Individualitäten zu erproben, sind die Werke der classischen Literatur allzeit auf das jämmerlichste dramaturgisch verballhornt worden, und wenn Herr Schlenther sich je als Träger der von seinen berühmten Vorgängern ererbten Tradition gezeigt hat, that er's, da er die kläglichen Verstümmelungen der »Orestie« und von »Troilus und Cressida« verübte. Unbewußt ist Herr Schlenther, als er allen literari-

Digitized by Google

schen Idealen abtrünnig ward, dem Geiste des Burgtheaters näher gekommen, als es die Herren aus Ungarn vermöchten, die sich zu Anwälten deutscher Classik und classischer deutscher Schauspielkunst aufwerfen, nicht ahnend, daß beides selten zusammen und oft in entgegengesetzten Richtungen gegangen ist. Hat Herr Schlenther ehemals zu den Verderbern des literarischen Geschmacks in Deutschland gezählt, so ist es noch das Beste an ihm, dass er, ins Burgtheater berufen, sich dessen Wesen anzupassen, nicht der Hofbühne das seine aufzudrängen gesucht hat, und die einzige That, die, wenn sie mit Ueberlegung gethan worden wäre, seine Befähigung zum Burgtheaterdirector erweisen würde, hat er vollbracht, als er bei der Wahl, »John Gabriel Borkman« oder »Das Erbe« aufzuführen, nicht schwankte, weil der alte Baumeister die Rolle, in der er einen von Herrn Philippi niemals geschauten Bismarck in der Fabrik schuf, gewählt hatte. Nichts wäre dem »Geist der Burg« gemäßer, als wenn Herr Schlenther, angesichts des Bündnisses von proletarischen und literarischen Schmöcken, die Thürspalten, durch die Proletariat und Literatur in das Burgtheater gelangen, noch mehr verengen wollte. Aber der bedächtige Herr hat sicherlich nichts dergleichen bedacht, und weil er, gemäß dem Wunsch seiner Schauspieler, der für ihn Befehl sein mußte, auf die verdrossen geleistete Sonntagsarbeit verzichtet, ist weder ein proletarisches noch ein Kunstinteresse bedroht.

* * *

In Nr. 87 der ‚Fackel' citierte ich eine merkwürdige Gerichtssaalnotiz. Sie besagte, zwischen Frau Adele Strauß als »Rechtsnachfolgerin des Compositeurs Johann Strauß« und einem Herrn Hugo Felix sei ein Vertrag zustande gekommen, durch welchen sich der Herr Felix verpflichtet, die Operette »Indigo« von Johann Strauß unter Zuziehung anderer Strauß'scher Compo-

Digitized by Google

sitionen »in ein neues Bühnenwerk umzuarbeiten«. Herr Felix, der in der Notiz gleich Johann Strauß als »Compositeur« figurierte, hatte das Einreichungshonorar bezogen, es jedoch unterlassen, rechtzeitig dem Collegen Strauß die von der »Rechtsnachfolgerin« bedungene Pietät zu erweisen. Die Folge war ein Civilproceß, der aber »ausgeglichen« wurde. Ich meinte damals, Herr Felix habe gut gethan, da er sich entschloß, seine Hände von den Melodien des »Indigo« zu lassen. Noch besser aber hätte, schrieb ich, die freundliche Rechtsnachfolgerin gethan, sich mit dem Ruhme, den Johann Strauß bei Lebzeiten erworben hat, zu begnügen. Nachträglich wurde mir erzählt, Frau Strauß plane eine Berichtigung, da nicht zwischen ihr und Herrn Felix, sondern schon bei Lebzeiten des Meisters der seltsame Vertrag zustande gekommen war. Ich hätte, wäre mir die geplante Berichtigung zugekommen, die Erbin so reicher Melodienschätze auf die ihr befreundeten Tagesblätter verwiesen, die, ohne von ihr berichtigt zu werden, den an sich beleidigenden Thatbestand gemeldet hatten. Seit damals sind über den musikalischen Nachlaß Johann Strauß' Verfügungen getroffen worden, die unmöglich als pietätvolle Vollstreckung seines künstlerischen Willens dargestellt werden können. Es wird unermüdlich »galvanisiert«, unermüdlich in der Schublade des Todten herumgesucht, unermüdlich »Nachgelassenes« zu Novitäten gekleistert. Gegen eine schändliche Aufführung des »Spitzentuch der Königin«, in der die Talentlosigkeit der Frau Kopaczi Orgien feierte, hätte sich auch Johann Strauß vielleicht nicht zu wehren vermocht. Aber sicherlich hätte auch seine an alle Zumuthungen der Theaterjobberei gewöhnte Geduld dagegen protestiert, daß sein Werk als Rahmen für das Auftreten der Reclametänzerin Saharet herhalten solle. Indes, ich habe wohl abermals die pietätvolle Absicht mißverstanden. Galt es doch auch hier wie beim »Indigo«, einer alten Schöpfung neue Zugkraft zu sichern, mit einem Wort: zu »galvanisieren«. Und nun sind wir bei der »Gräfin Pepi« angelangt. Herr Felix hatte den Termin nicht eingehalten, Herr Reiterer, auch ein »Compositeur«, war pünktlicher. Er wollte keinen Civilproceß mit der Rechtsnachfolgerin riskieren und lieferte die Zusammenziehung des »Simplicius« und der »Blinden Kuh«, zu der er sich aus Verehrung für Johann Strauß verpflichtet hatte. Ein erquickenderes Schauspiel läßt sich nicht

Digitized by Google

ersinnen als jenes, das sich seit dem Tode des Meisters vor unseren Augen abspielt. Die alten Titel seiner Werke werden aus der Musikgeschichte gestrichen und aus der Erinnerung an eine bessere Theaterzeit gerissen, seine Compositionen von Kreti und Pleti zusammengeschweißt und auf den Tantièmenglanz hergerichtet. Simplicius und Blinde Kuh verschwinden, und wir müssen uns merken, daß Johann Strauß nach seinem Tode, da ihn nämlich die Triumphe des »Süßen Mädel« nicht schlafen ließen, ein Werk geschaffen hat, das auf den lieblichen Kosenamen »Gräfin Pepi« hört. Und den Text hat ihm Herr Victor Leon geliefert. Er ist nicht schlechter als die Libretti, die Johann Strauß, da er noch lebte, angethan wurden, und man weiß ja, daß auch »Simplicius« den traurigen Herrn Leon zum Verfasser hat. Dennoch kann gegen dies freche Manipulieren mit den Werken eines nach seinem Tode *nicht* minder als bei Lebzeiten Wehrlosen nicht nachdrücklich genug protestiert werden. Mit all ihrer Oedigkeit und Albernheit gehören die alten Strauß'schen Texte, die dem schlecht berathenen, Hausiererkniffen leicht erliegenden und im Grunde allzeit bühnenfremden Walzergenie aufgedrängt wurden, nun einmal der Theatergeschichte an. Hätte der Meister ein Libretto, das ihm Herr Victor Leon geliefert, als allzu schmählich und unwürdig erkannt, er hätte sich sicherlich nicht an denselben Herrn Victor Leon mit der Bitte gewendet, ihm ein anderes zu liefern. Aber die fettigen Reclamenotizen des Herrn Gabor Steiner, denen kein Blatt der Sippe die Aufnahme weigerte, wußten zu melden, Herr Leon habe »die Ensembles und Nummern vollständig im Geiste Johann Strauß' unterlegt« und »Gräfin Pepi«, in der auch ein Ballett und »eine Evolution« vorkomme, sei eine »Operette großen Stils«. Der Mann hatte nicht zu viel versprochen. Und seine Reporter hielten es getreulich. Am Tage nach der »Première« nannten sie ihn kosend den »Hexenmeister aus der Blumenstadt Venedig«, und das ‚Extrablatt' leitete, nachdem es Johann Strauß, seiner Rechtsnachfolgerin und den Darstellern gerecht geworden war, das Lob für Herrn Gabor mit den folgenden Worten ein: »Und nun wollen wir unsere Feder in Honigseim tauchen.« Mächtige Placate aber zeigen neben den Riesenlettern der »Gräfin Pepi« das Conterfei des Meisters im Dreivierteltakt, das als Reclameschild für ein Unternehmen dienen soll, an dem vollkommener

Digitized by Google

Geschäftssinn und ein Dreiviertel-Taktgefühl betheiligt sind .... Sieht so die Auferstehung des Genius aus? Ach, es war nur eine Täuschung. Man versicherte uns, Johann Strauß sei »zum Leben erweckt« worden. Und er hatte sich doch bloß im Grabe umgedreht!

* * *

Ofen-Pest, 17. Juli. Gestern nachmittags gerieth auf der Strecke Satoralja-Ujhely—Kaschau der 28jährige Kaufmann Goldberger (!) in einem Wagen III. Classe eines Personenzugs mit einem Mitreisenden in Streit, in dessen Verlauf er einen so wuchtigen Hieb auf den Kopf erhielt, daß er heute in Folge Schädelbruchs starb. Der Thäter verschwand; nach demselben wird eifrig gefahndet.

— —

So meldete am 18. Juli, übereinstimmend mit allen anderen Journalen, das ‚Deutsche Volksblatt'. Nur in einem Punkte unterschied es sich von den anderen. Das heißt, nicht in einem Punkte, sondern in einem Ausrufungszeichen. Und dieses hatte es, wie Figura zeigt, hinter den Namen Goldberger gesetzt. So gewann die trockene Notiz ein ganz eigenes Gesicht und stach von der leblosen Berichterstattung der anderen Blätter in wohlthuender Weise ab. Ueber das Ereignis, das sich in dem Personenzug auf der Strecke Satoralja-Ujhely—Kaschau abspielte, hatte sich der Schatten einer Tendenz gebreitet ... Leider nur sagt das Ausrufungszeichen hinter dem Namen Goldberger nicht alles und läßt noch immer die verschiedensten Deutungen der Absichten des Mannes zu, der das eingelaufene Telegramm redigiert hat. Wollte er die Thatsache enthüllen, daß auf den ungarischen Eisenbahnen Juden fahren? Wollte er die Allgegenwart dieser vordringlichen Leute betonen und im Gehirn des Lesers den Gedanken reifen lassen: wo einer todtgeschlagen wird, ist es sicher ein Jude? Wollte er die Tücke dieses »unartenlosen« Herrn Goldberger beweisen, der sich ermorden läßt, um einen unschuldigen Christen an den Galgen zu bringen? Was wollte das ‚Deutsche Volksblatt' mit dem anklagenden Rufzeichen hinter dem Namen des Todten? Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, um hinter dies Geheimnis zu dringen. Aber vielleicht sollte nicht einmal eine bestimmte Tendenz zum Ausdruck gebracht werden. Vielleicht haben wir es hier mit einer

Digitized by Google

Laune des l'art pour l'art zu thun; das Rufzeichen erfüllt seinen ästhetischen Selbstzweck. Oder der »Schriftleiter« oder der Setzer hat einfach, einem liebgewordenen Usus folgend, ohne gedankliche Umschweife das Zeichen hingesetzt; der jüdische Name Goldberger übte seine hypnotische Wirkung, dem Betrachter verschlug's die Rede, und die Hand mußte das ihre thun, ob sie wollte oder nicht. Dann stehen wir aber vor einer psychopathischen Erscheinung, die umso merkwürdiger ist, als sie bei den Redacteuren des ‚Deutschen Volksblatt' nur intermittierend auftritt. Im textlichen Theil nämlich, wo von erschlagenen jüdischen Hausierern die Rede ist, konnte sie bisher in jedem Falle beobachtet werden während Herr Vergani sich gegenüber den Annoncen der Banken und Actiengesellschaften zu beherrschen und bei den hier unterzeichneten Namen der sehr lebendigen Rothschild, Taussig und Moriz Bauer jedes Ausrufungszeichens sich zu enthalten pflegt.

* * *

»Riechst du nicht schon die Schlachthäuser und Garküchen des Geistes? Dampft nicht die Stadt vom Dunst geschlachteten Geistes?

Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe schmutzige Lumpen? — Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen!

Hörst du nicht, wie der Geist hier zum Wortspiel wurde? Widriges Wort-Spülicht bricht er heraus! — Und sie machen noch Zeitungen aus diesem Wort-Spülicht.

Sie hetzen einander und wissen nicht: wohin? Sie erhitzen einander und wissen nicht: warum? Sie klimpern mit ihrem Bleche, sie klingeln mit ihrem Golde.

Sie sind kalt und suchen sich Wärme bei gebrannten Wassern; sie sind erhitzt und suchen Kühle bei gefrorenen Geistern; sie sind Alle siech und süchtig an öffentlichen Meinungen.«

Nietzsche, Also sprach Zarathustra, pag. 259.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Volksschullehrer. Ein Schüler, so schreiben Sie, habe auf Ihre Rüge mit einem durch Schuhmeier und auch Götz bekannten Citat geantwortet, ein anderer Ihnen sein Taschentuch ins Gesicht geworfen; ein dritter habe dem Religionslehrer einen Sessel vor die Beine geschleudert und mit der Faust auf den Oberlehrer losgeschlagen. Ein Knabe, der nachsitzen sollte, rief dem Lehrer zu: »Wos, i soll hierbleib'n? I sog's mein Vota, der derwürgt Ihna, der bringt Ihna um.« Ein Schüler zerfetzt vor den Augen des Lehrers den Schulausweis.

Digitized by Google

Organisierte Schülerbanden, erzählen Sie, stehlen und rauben bei uns (in Ottakring), Schulbuben mißbrauchen Schulmädchen, Schulmädchen schreiben Vierzeilerzoten und legen sie auf den Tisch des Lehrers, unverbesserliche Onanisten treiben während des Unterrichts ihr Spiel. Und alldem gegenüber ist der Lehrer machtlos, oft der Verzweiflung nahe oder — was noch schlimmer ist — der Gleichgiltigkeit, zwischen äußerster Erregung und tiefster Stumpfheit hin- und hergeworfen. Trotzdem bekennen Sie sich als Gegner der Prügelpädagogik. Darüber braucht's heute unter den Vernünftigen nicht mehr viel Worte, und weil der § 24 der Schul- und Unterrichtsordnung für die Prügelstrafe, die er verbietet, nicht auch Ersatz gewährt, wird man sicherlich nicht das Verbot aufheben wollen. Thöricht ist es, für die Entwicklung der Massen die planvolle Leitung der individuellen Entwicklung und deren jeweilige Methoden verantwortlich zu machen, und Lehrer, die, der Grenzen ihres Könnens und der pädagogischen Möglichkeiten bewußt, die Erziehungskunst nicht für eine »voraussetzungslose« Wissenschaft halten, werden in Disciplinarmitteln welcher Art immer keine Allheilmittel erblicken und nach jahrzehntelangen pädagogischen Fortschritten am wenigsten geneigt sein, die Erziehung von hinten zu beginnen. Nein, unsere Lehrer blicken nicht unverwandt rückwärts — nach der Rückseite ihrer Schüler. Aber das ist eine rein pädagogische Frage, und es ist unerfindlich, was in aller Welt die Prügelstrafe mit politischer Reaction zu thun haben sollte und weshalb sie sich in Oesterreich nicht ebenso gut wie in Preußen und England mit politischem Liberalismus vertragen könnte. Nur lag eben dem Leitartikler, der am 20. Juli in der ‚Neuen Freien Presse' gegen die Anhänger der Prügelstrafe loszog und über »Schultyrannen« jammerte, für die »weder das Schul- noch das Sittengesetz existiert und alle Lehren erleuchteter Pädagogik verloren sind«, weniger daran, den hilflosen Lehrer, der in der Verzweiflung einmal zum Stock greift, zu denuncieren, als von jenem heuchlerisch humanen Liberalismus eine Probe zu liefern, der für kein sociales Uebel Heilung, aber für alle einen einzigen Grund weiß: den Clericalismus. Die ‚Neue Freie Presse' spricht von Stimmen, die »dringend die Rückkehr zum Haslinger predigen«, und erklärt, es seien »dieselben, die sich von der Vermehrung der Religionsstunden an den Mittelschulen das Entstehen eines Reiches der Gottesfurcht und frommen Sitte versprechen und die Umkehr der Wissenschaft, die Beschränkung der Lehrfreiheit von den Universitäten verlangen«. Die Wahlen zum Landtag sind nahe, und da ist es denn eine Aufgabe des landläufigen Liberalismus, dem Fluch der »Concordatsschule« die Segnungen einer Concordiaschule gegenüberzustellen und die Entdeckung zu verkünden, daß der Krummstab, der die Herrschaft über die Schule gewinnen will, zugleich — ein Haslinger sei.

Actionär der Nordbahn. Ob die Nordbahn ihrem neuen Verwaltungsrath, Herrn Wilhelm Exner, die Erlaubnis ertheilt hat, als Nebenbeschäftigung das Amt eines k. k. Sectionschefs zu bekleiden? Da liegt eine Verwechslung vor: der Nordbahn kann es ganz gleichgiltig sein, daß statt eines pensionierten einmal auch ein activer

Digitized by Google

Sectionschef Verwaltungsrath wird, und sie hat von Herrn Exner höchstens zu verlangen, daß er als Verwaltungsrath die Gewohnheit »Ausstellungen« zu machen, ablege. Den Einwand der Incompatibilität eines staatlichen Amtes und einer Verwaltungsrathsstelle zu erheben, wäre Sache der Regierung. Frühere Regierungen bekannten sich zu dem Grundsatze, ein activer Staatsbeamter könne nicht zugleich ein — wenn auch nur passiver — Verwaltungsrath sein. Wie es scheint, gilt das für Herrn Wilhelm Exner nicht; die Nordbahn fühlte das unabweisbare Bedürfnis, ihn zum Verwaltungsrath zu machen, aber Herr v. Koerber konnte sich bisher leider nicht entschließen, den Mann aus Rücksicht für die Nordbahn in Pension zu schicken.

Politiker. Warum die freisinnige Lehrerschaft ihre St. Pöltener-Wahlbesprechung just beim »goldenen Ochsen« abgehalten hat? Der »goldene Ochs«, das ist das Symbol des Bundes zwischen Capitalismus und Intelligenz. Wir fangen an, zu reifen. Vor einem Menschenalter, in den grünen Maientagen des Anticlericalismus und der liberalen Schulgesetze, war das symbolische Thier noch ein goldenes Kalb.

Naturforscher. Unter dem Titel »Explosion von Schwefelsäure in der Webgasse« berichtet die ‚Neue Freie Presse', unter dem Titel »Eine Explosion auf der Straße« das ‚Neue Wiener Tagblatt' über einen Unfall, der beim Transporte von Fässern dadurch entstanden sei, daß die in ihnen enthaltene Schwefelsäure explodierte. Wie groß, schreiben Sie, wäre erst die Explosionsgefahr gewesen, wenn die Fässer statt Schwefelsäure Wasser enthalten hätten, dessen Dampfspannung bei einer Temperatur von 20° fast 120 mal so groß ist wie jene der 60 grädigen Schwefelsäure bei der gleichen Temperatur. — Eine Woche darauf (23. Juli) schrieb das ‚Neue Wiener Tagblatt' im Leitartikel treffend: »Die Parole ‚Wissen ist Macht!' hat längst Vervollständigung erfahren: Wissen ist Wohlstand, Wissen ist Liberalismus.« Zwei Wissenszweige wenigstens hängen offenbar mit Wohlstand und Liberalismus zusammen: Die »Neue Wiener Physik« und die »Neue Freie Physik«.

Geograph. An eine Meldung über die Katastrophe auf der Unterelbe knüpft die ‚Neue Hamburger Zeitung' am 23. Juli die folgende Bemerkung: »Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unseren Lesern eine Angabe mitzutheilen, welche zeigt, daß man in Wien nicht überall fest in der Geographie ist. Die ‚Neue Freie Presse' fügt ihrem Bericht über das Schiffsunglück die folgende redactionelle Bemerkung hinzu: »Die Insel Blankenese und das Küstendorf Nienstädten liegen auf dem Wege zwischen Cuxhaven und Hamburg, und zwar die Insel auf der Seite von Cuxhaven, der Küstenort am Ausflusse des nördlichen Elbe-Armes, nicht weit von Altona.« (Nienstädten in 20, Blankenese in 50 Minuten von Hamburg mit der elektrischen Bahn zu erreichen, an demselben Elbufer gelegene Fischerdörfer und beliebte Ausflugsorte und Sommerfrischen für Hamburger).

Sprachkenner. Der Volkswirt des ‚Neuen Wiener Tagblatt' stellt tiefsinnige Betrachtungen über die »Loyalitätsclausel« an. Es dürfe nichts »gegen Sinn und Geist des Bündnisses« geschehen, und im Artikel I des Zoll- und Handelsbündnisses heiße es auch jetzt schon, daß Oester-

Digitized by Google

reich und Ungarn »während der Dauer dieses Bündnisses und im Sinne desselben« ein einziges Zoll- und Handelsgebiet bilden. Der Sprachkenner glaubt natürlich, »im Sinne des Bündnisses« bedeute etwas anderes als »gemäß den Bestimmungen« oder »innerhalb der Grenzen des Bündnisses«, und erklärt, das Bündnis sei »demnach nicht nur dem Wortlaute, sondern auch seinem Sinne nach praktisch zu verwirklichen«. Und jetzt ist die arme Einfalt stolz darauf, eine schwierige politische Angelegenheit auf das einfachste geschlichtet zu haben. Man kann den Tröpfen, die bei uns über Politik und Volkswirtschaft schreiben, ihre Abhängigkeit kaum verargen, weil ihre Unwissenheit sie auch dort, wo sie nicht durch Geld in Versuchung geführt werden, zwingt, sich durch Informationen bestechen zu lassen. Hat man einmal im Ministerrathspräsidium oder im Pressbureau nichts aufschnappen können und wagt man sich selbst an die Interpretation eines Gesetzesparagraphen, so kommt gewiß eine groteske Dummheit heraus. Ganz brave Leute vielleicht, aber schlechte Musikanten. Von einem guten Musikanten, der sich aber besser auf Noten als auf Worte verstanden hat, von dem alten Anton Bruckner erzählen Schüler, daß er eines Tages, als seine von Tilgner verfertigte Büste im Künstlerhaus ausgestellt war, mit naiver Freude fragte: »Haben's gehört, was der Kaiser über meine Büste g'sagt hat? Der alte Bruckner ist wirklich ein Charakterkopf, hat der Kaiser g'sagt. Denken Sie sich, eine solche Ehre! Ein Charakterkopf, hat seine Majestät selbst g'sagt.« Der prächtige Alte, der so dankbar war für das wenige Gute, das ihm das Leben zu spät brachte, war fest überzeugt, daß der Kaiser seinen Charakter gelobt hatte. Man verzeihe: nur diese Anekdote hat die Zusammenstellung eines Steyrermühl-Schmocks, dessen Naivetät ja nicht dem Genie entspringt, mit Anton Bruckner verschuldet.

Sonntagsleser. Von einem Dutzend Interviews könne Th. Thomas schwerlich so arg ermüdet sein? Geistig gewiß nicht. Aber die Finger thun weh, wenn man allwöchentlich schreiben muß und einem hernach jedesmal noch unsanft darauf geklopft wird. Und manchmal ist die Vorgeschichte eines Interviews noch mißlicher als die unausbleibliche Nachgeschichte. Was für Mühe hat es bloß gekostet, daß der Wackere den Schah von Persien auf dem Wiener Bahnhofe nicht interviewte! Kurz bevor der Schah österreichischen Boden betrat, erhielt der Hofzahlmeister, der ihm als Reiseführer für Oesterreich vom Obersthofmeisteramt zugetheilt war, ein Telegramm eines ihm Unbekannten oder seiner Erinnerung Entschwundenen mit der Bitte, die Aufnahme des Absenders, der den Schah interviewen wolle, in den Hofzug zu ermöglichen. Das Telegramm begann mit den Worten »Lieber Freund!« und schloß mit den Worten: »Rechnen Sie auf die unbegrenzte Dankbarkeit der ‚Neuen Freien Presse'. Lothar«. Es blieb unbeantwortet. Aber als der Schah in der Grenzstation eintraf, wurde dem Hofzahlmeister vom Stationschef gemeldet, Herr Lothar von der ‚Neuen Freien Presse' wünsche ihn zu sprechen. Wieder hatte sich Herr Lothar vergebens bemüht. Er ward nicht empfangen. Aber auch nicht entmuthigt. Er, dem man vor Jahren ernstlich zugetraut hat, im Cursalon eine conférence zwischen Wilhelm II. und dem Fürsten Bismarck zu Gunsten der

Digitized by Google

‚Wage' zu veranstalten, mußte doch im Stande sein, zu Gunsten der ‚Neuen Freien Presse' den Schah zu interviewen? Und als der Schah in Wien anlangte, stand schon Herr Lothar hinter den Functionären, die ihn empfiengen. Aller guten Dinge sind drei: Herr Lothar blitzte zum dritten Mal ab. Nicht einmal der gefällige Neriman Khan erbarmte sich seiner. Welche Qual, den Schah sprechen zu hören — mit anderen Leuten! Falls wirklich Th. Thomas das italienische Blatt inspiriert haben sollte, das bald nachher irrig meldete, der Schah sei mit seinem österreichischen Reiseführer äußerst unzufrieden gewesen, es wäre nicht unbegreiflich. Man weiß, daß sich Herr Th. Thomas mit den von ihm Interviewten — denen er seine Meinungen in den Mund legt — zu verwechseln pflegt. Warum sollte er sich nicht einmal auch mit Einem, den er nur interviewen wollte, verwechselt haben?

Sammler. Tröstliche Nachrichten. Am 16. Juli aus Venedig, daß in der Libreria »die alten venetianischen Gaslustres erhalten blieben«. — Bei der großen Truppenschau am 14. Juli gab's in Paris bloß einen »Percentsatz von ½ per Tausend an Maroden«. (Abendblatt vom 18. Juli). — »König Eduard hat die Fähigkeit, seinen Willen, zu herrschen, vermöge des Krönungseides zu bekunden, durch die Krankheit verloren gehabt; er hat diese Fähigkeit durch seine Genesung wiedergewonnen. Solcherart wird durch ein merkwürdiges Spiel von Ursache und Wirkung die Schwäche eines Organs, das der König mit jedem seiner Unterthanen gemein hat, eine Thatsache von hoher, politischer Bedeutung«. (Leitartikel vom 19. Juli).

Parasit. Natürlich gewähren die verschiedenen Curanstalten den Mitgliedern der Concordia die herabgesetzten Preise nicht eigens, um ihr Ansehen herabzusetzen. Aber sicherlich thun sie es auch nicht zu dem Zwecke, die Gesundheitsverhältnisse der liberalen Journalistik zu verbessern. Würde es sich um die Unterstützung kranker und — weil sie von dem schmutzigen Geiz der Herausgeber ausgebeutet werden — armer Journalisten handeln, so müßten die Curanstalten der Krankencasse der Concordia die Beneficien zuwenden. Aber die Krankencasse der Concordia hat nur wenig freie oder ermäßigte Plätze zu vergeben, während der Verein Ueberfluß an Beneficien hat. Der ehrliche arme Teufel von Kranken mag sich auf eigene Kosten heilen; die Herren, die indessen Gratis-Sommerfreuden genießen, sind zwar nicht immer ehrenhaft, aber meistens gesund.

Kunsthistoriker. Sie sind entsetzt über das Gutachten Otto Wagners, der ganz Venedig den Untergang prophezeit? Nun, alles was besteht, ist werth, daß es zugrunde geht, und wenn nach Wagners Vorschlag vor dem Untergang in Venedig rasch ein moderner Campanile erbaut würde, könnte das vielleicht mit noch größerer Berechtigung gesagt werden. Zum Glück war zunächst kein größeres Unglück mehr zu fürchten als eine Orgie der Empfindsamkeit, welche aus dem Sommerschlaf geweckte Feuilletonschmocks aufführten. Auf die Leistung des Herrn Hevesi (‚Fremdenblatt', 16. Juli) konnte freilich niemand gefaßt sein. Der Mann grinst und grifflacht vor Schrecken, fragt, was die Welt ohne den Marcusthurm anfangen wird, versichert, D'Annunzio würde sich im Grab umgedreht haben — wenn er schon gestorben wäre, und schließt wörtlich: »Venedig in Wien hat ein schlechtes Beispiel gegeben; Venedig in Venedig fängt an, es in erschreckender Weise zu befolgen.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

No 111 Erschienen am 5. August 1902 IV. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hintergasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei		K 7.—
" " "	18 " "		" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 "		M. 7.—
" " " "	18 "		" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei		" 8.20
" " " "	18 "		" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post

oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.684.

(Commissionsverlag für Deutschland:)

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 111 WIEN, ENDE JULI 1902 IV. JAHR

Neulich haben die Diebe beschlossen, den Wächter für ehrlos zu erklären, die Raubmörder wollen vom Henker nichts mehr wissen, und die Fälscher verfehmen die Polizei; alles Gesindel aber hat sich für die Abschaffung der Strafrichter ausgesprochen und will selbst an die Gründung eines Gerichtshofs schreiten, der jeglichen, so die Praktiken der Diebe, Mörder und Fälscher aufzudecken wagt, in Acht und Bann thun und über ihn die Strafe verhängen wird, von allen schlechten Kerlen verachtet zu sein. . . .

Ich spreche in Metaphern, aber man merkt, daß ich von dem »achten internationalen Presscongreß« spreche und von dem mit Begeisterung aufgenommenen Antrag des Herrn Wilhelm Singer, ein »internationales Ehrengericht in Pressangelegenheiten« zu errichten. Daß die Hände, mit denen Herr Singer vor den sonst über die ganze Welt zerstreuten und nunmehr in Bern versammelten Berufsgenossen redete, »rein« seien, wird mir immer wieder versichert; ich glaube es und bin sogar bereit, es bei der Unsauberkeit des von ihm geleiteten Geschäftes zu beschwören. In einer unsäglich geistlosen Rede, die auf sieben langen Columnen des ‚Neuen Wiener Tagblatt' wiedergegeben war, schwätzte der Verwaltungsrath der Steyrermühl von Ethik, von den großen »grundlegenden Principien«, von der »Gestaltung der Verhältnisse von Nation zu Nation« und von allem Möglichen, ohne auch nur errathen zu lassen, wo er

Digitized by Google

eigentlich hinauswolle. Das Ende war eine lächerliche Querel über den »Mißbrauch in der öffentlichen Zeitungspolemik«, die die internationalen Zuhörer gar nicht interessieren konnte, weil die »Zustände«, die Herr Singer anklagt, bloß in Wien und auch hier bloß in jenem Theil der Publicistik anzutreffen sind, der Herrn Singers Blatt für einen culturverpestenden Brei von Gesinnungslosigkeit und Talentmangel und für ein lästiges und überflüssiges Vorwort zum »Kleinen Anzeiger« hält. Herrn Singer und dem Wiener Klüngel, den er in Bern vertrat, brennt die ‚Fackel' auf dem Herzen und, ohne das Ding beim rechten Namen zu nennen, ruft er zum Schutze gegen den Störer corrupter Gemüthlichkeit die internationale Collegenschar auf, der die Privatschmerzen ihres »Präsidenten« herzlich gleichgiltig sind, die aber, um rascher zu den Bankettfreuden — ein Presscongreß ist ja immer auch ein Fresscongreß — zu gelangen, die Errichtung eines »Ehrengerichtshofs« begeistert genehmigt.

Der Chefredacteur des Blattes nämlich, das den gemeinsten Saisonklatsch breit tritt, Ehebrüche beschnüffelt und Ehescheidungen erfindet, das der billigsten Sensation bedenkenlos die kostbarste Wahrheit opfert und auf dem Gebiet des »localen Theils« jene culturvollen Neuerungen eingeführt hat, die heute in Wien zum System Lippowitz ausgebaut sind, beschwert sich darüber, daß von der ihm unbequemen Publicistik, wahrscheinlich, weil sie den Verkehr von Polizeibeamten mit Bankdieben tadelnswerth findet, »das Privat- und Familienleben nicht geschont« werde. Der Chefredacteur eines Blattes, das von Kuppelannoncen lebt, spricht wegwerfend von »jenen Zeitungen, die nur dazu geschaffen wurden, um Injurien zu verkaufen«. Der Leiter eines Journalunternehmens, das ausschließlich von seinen Inserenten gemästet und eingestandenermaßen durch jedes neue Abonnement, weil der Papierwerth einer Nummer den Verkaufspreis übersteigt, geschädigt wird, spricht von

Digitized by Google

den Pflichten der Feder und verachtet jenes Schriftthum, das sich durch die Feder und unter Verzicht auf schmutzigen Nebengewinn kärgliche Einkünfte erarbeitet. Der Mann endlich, der aus Wien, aus der Stadt der »vernachlässigten Obsorge«, nach Bern gesendet ward, beklagt sich darüber, daß seine publicistischen Gegner »sich durch die Weigerung, eine persönliche Verantwortung für ihr Thun und Lassen zu übernehmen, eine eigene Art Immunität verschaffen«. Wann und mit wem die Concordialeute so trübe Erfahrung gemacht haben, weiß ich nicht, aber ich würde auch die Diebe nicht fragen, warum sie »Haltet den Dieb!« rufen und warum sie sich nicht damit begnügen, den Wächter zu verachten, sondern ihn um jeden Preis auch noch beschuldigen wollen, daß er sie bestohlen habe. Herr Singer möchte »die Erkenntnis, daß die Freiheit der Presse mit der persönlichen Verantwortlichkeit Hand in Hand gehen müsse, in der Journalistik zur Geltung« bringen. Die persönliche Verantwortlichkeit für die politische Feigheit, die sich im Texttheil des ‚Neuen Wiener Tagblatt' breit macht, würde zwar vor dem Forum der Leser, aber gewiß nicht vor Gericht besonderen Muth erfordern. Indes, Herr Singer denkt weder an die politische Haltung seines eigenen Blattes, noch an die Verantwortung, die jeder Schreibende vor den staatlichen Gerichten trägt. Er denkt an seine Angreifer, und er will — endlich erfahren wir, was er will — einen Ehrengerichtshof der Presse ins Leben rufen, der »für die Polemik das Gebot der Anständigkeit« und »für die Aeußerungen der Feder die Pflicht einer besonnenen Mäßigung aufstellt«. Die Anschauungen einer solchen Vereinigung »müßten nothwendig für den Kreis der Journalistik rechtsbildend, zunächst aber usancenbildend sein«. Dieses aus der Sprache des Terminwuchers übernommene Wort ist geeignet, die Vorstellung dessen, was Herr Singer will, zu klären. Die Wiener Clique

Digitized by

mit ihren eingerosteten Todtschweigesitten fühlt sich zu schwach, der ‚Fackel' und den gelegentlichen Corruptionsgegnern wirksam zu begegnen. Sie sucht darum internationalen Anschluß und wirbt Bundesgenossen, die höchstens die Furcht, daß ihnen gleiches widerfahren könnte, an den Wiener Leiden Antheil nehmen läßt.

Die ordentlichen Gerichte passen den Herren nicht. Erstens, weil sich vor ihnen manchmal, wie Herr Singer selbst zugibt, der Spieß umdreht und aus dem Kläger ein Angeklagter wird, und zweitens, weil überhaupt die staatliche Justiz vor dem Bankerott steht, seitdem der Oberste Gerichtshof sich vermessen hat, das bekannte Urtheil in Sachen der »Ehre der Zeitung« zu fällen. Herr Singer sagt's rund heraus: »Wir selbst müssen aus unserer Mitte eine oberste Instanz schaffen«, denn — der folgende Satz ist wortwörtlich citiert — »in einem Lande, das ich nicht näher zu bezeichnen Gründe habe, hat sich jüngst erst ein Fall ereignet, der darthut, wie nothwendig die Schaffung eines solchen internationalen Gerichtshofs in Pressangelegenheiten geworden ist, und wie nothwendig es ist, daß er gerade aus Journalisten zusammengesetzt werde. . . . Ja, denn so weit ist es vielfach gekommen, daß staatliche Gerichtshöfe mit wahrhaft haarsträubenden juristischen Auslegungen Urtheile in Pressangelegenheiten fällen, die leicht zur stabilen Praxis werden können, wenn nicht eben von unserer Seite ein Gegengewicht geschaffen wird.« Wer es nicht für möglich hält, daß dergleichen ernsthaft gesprochen wurde, möge sich das ‚Neue Wiener Tagblatt' vom 23. Juli bestellen. Von dem internationalen Ehrengerichtshof soll natürlich nur über Beleidigungen von Journalisten judiciert werden. Jeder andere Berufszweig geht leer aus. Da aber den Professoren, den Schustern und den Dachdeckern die staatlichen Gerichte vermuthlich auch nicht mehr genügen, wird es nothwendig sein, an die Er-

Digitized by Google

richtung internationaler Ehrengerichte in Angelegenheiten der Professoren, der Schuster und der Dachdecker zu schreiten. Am weitaus unzufriedensten sind freilich außer den Journalisten die Taschendiebe und Raubmörder mit der Justiz, und wie nothwendig es ist, daß der Gerichtshof, der über ihre Angelegenheiten verhandelt, gerade aus Taschendieben und Raubmördern zusammengesetzt werde, leuchtet ein; ist es doch vielfach so weit gekommen, daß staatliche Gerichtshöfe mit wahrhaft haarsträubenden juristischen Auslegungen Urtheile in Sachen des Diebstahls und des Raubmordes fällen, die leicht zur stabilen Praxis werden können, wenn nicht von den Betroffenen selbst ein Gegengewicht geschaffen wird ...

Erwachsene Leute haben, ohne in ein Heiterkeitsgebrüll auszubrechen, den Ausführungen des Herrn Singer gelauscht und die Schaffung des Ehrengerichtshofs beschlossen. Und so müssen wir uns denn bereits ernstlich mit der Frage befassen, welche Agenden er haben und mit welcher Machtvollkommenheit er ausgestattet sein wird. Herr Singer ist einsichtig genug, dem Concordia-Journalisten nicht ausschließlich die Rolle des Klägers zuzuweisen, und bestreitet die Möglichkeit nicht, daß dieser auch als der Angeklagte vor dem allerobersten Gerichtshof erscheine. »Es gibt eine ganz große Zahl von Handlungen«, sagt Herr Singer mysteriös, »die der Journalist als der Standesehre widersprechend betrachtet und hinsichtlich welcher er eine Anschuldigung als Makel empfindet«, Handlungen, »die nach dem Gesetz nicht faßbar sind, aber unter den Journalisten und Schriftstellern zu den schimpflichen Vergehungen gehören, die wenn nicht eine öffentliche Ausschließung aus dem Stande, so doch eine entscheidende Abwehr und Unschädlichmachung erfordern«. Was kann Herr Singer nur meinen? Etwa den Fall, daß ein Journalist keine Erpressung begeht? ... Die zweite Frage aber ist die nach den Machtmitteln, die dem neuen

Digitized by

Gerichtshofe zur Verfügung stehen. Wird er Geldstrafen auferlegen oder auch Arrest verhängen? Wird er sich mit dem Ausspruche der collegialen Verachtung begnügen? Selbst diese Strafe wird man nicht hinzunehmen gezwungen sein, und es könnte den Mitgliedern des Ehrengerichtshofs leicht widerfahren, daß sie der Verurtheilte allesammt vor den zur Zeit noch bestehenden staatlichen Gerichten wegen Beleidigung klagt. Herr Singer sagt, daß »unser« Gerichtshof ebenso wie der staatliche »In contumaciam-Urtheile« fällen könne. Gewiß, und in diese Lage gedenke ich für meine Person ihn sogar öfter zu bringen, ja meine Widerspenstigkeit könnte soweit gehen, daß ich gegen sein Urtheil an das alte Bezirksgericht Josefstadt in Strafsachen, und falls es veröffentlicht wird, an das Landesgericht als Schwurgericht appelliere. Und wie ich, meine ich, werden es wohl andere halten. Aber das Schauspiel, daß ein Victor Adler — man denke über die Mißgriffe und Sünden der ‚Arbeiter-Zeitung', wie man will —, von dem ein politischer Gegner, der Führer der katholischen Agrarier im Landtag, neulich versicherte, daß er ihn »als Menschenfreund hochachte«, von ein paar corrupten Schmöcken für »unehrenhaft« erklärt wird, weil die ‚Arbeiter-Zeitung' — selten genug — das ‚Neue Wiener Tagblatt' ein Organ für Kuppelei genannt hat, dies Schauspiel sollte einer humorverarmten Welt nicht erspart bleiben! Ich wünschte — der Sommer bringt wenig Stoff —, daß das jüngste Gericht bereits hereingebrochen wäre. Staats- pardon, Pressanwalt Löwy begründet den Klageantrag. Der Angeklagte hat zwischen zwei als Justizsoldaten verkleideten Redactionsdienern Platz genommen, die mit aufgepflanzten Revolvern der Pressjustiz Respect verschaffen. Die Talare sind, wie Herr Löwy gleich bei Beginn der Verhandlung verkündet, von Rothberger beigestellt, die Anklagebank stammt aus dem Atelier Jaray. Die Prozeßführung ist eine von dem herkömmlichen Verfahren verschiedene. Der Vor-

Digitized by Google

sitzende ermahnt die Zeugen, sich an die Unwahrheit zu halten, als mildernd wird Vorbestraftheit angenommen, und der Ausspruch des Urtheils erfolgt nicht im Namen S. M., sondern im Namen S. M. v. Rothschilds.

•

Da von dem neuen Gerichtshof nach dem Antrag des Herrn Wilhelm Singer auch über jegliches standeswidrige Verhalten abgeurtheilt werden soll, so bringe ich den folgenden Fall zur Anzeige: Wilhelm Singer, Chefredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt', hat sich für sein Auftreten auf dem Berner Presscongreß in seinem eigenen Blatte in der aufdringlichsten Weise loben lassen. Er ließ melden, daß »dem Präsidenten Singer von den Delegierten aller Nationen Ovationen dargebracht« wurden, ließ sein Referat ein »glänzendes«, ein »überaus gründliches und instructives« nennen und verkünden, der Congreß habe »der großartigen Idee des hervorragenden Berichtes des Herrn Singer« zugestimmt, »minutenlanger brausender Beifall« sei auch seiner Schlußrede gefolgt, nach der sich »sämmtliche Congreßtheilnehmer von ihren Sitzen erhoben und dem Redner stürmische Ovationen darbrachten«, ferner sei auch seine Bankettrede durch »stürmischen Beifall und minutenlanges Händeklatschen im ganzen Saale, erneuerte Zurufe und Applaus« unterbrochen worden, und weißgekleidete Jungfrauen hätten »sich bis zu dem mit mächtigen Blumengewinden geschmückten Ehrentisch gedrängt, an dem Herr Singer Platz genommen hatte«. Wilhelm Singer hat überdies den Tuberculose-Erlaß der Regierung nicht an dem Tage, an dem ihn alle anderen Blätter enthielten, sondern erst später veröffentlicht, weil er den Raum des ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 23. Juli für den Abdruck seiner Rede und die Verzeichnung aller Applaussalven, die ihr folgten, benöthigte. Endlich hat er sich in zwei Feuilletons, »Berner Bilder« betitelt, von seinem Angestellten Hermann Bahr in einer Weise speichellecken lassen, daß sogar die abgehärtetsten Verehrer dieses Schriftstellers weniger an den Berner Congreß als ans Vomieren dachten. Ich, der doch Herrn Bahr alles Mögliche zutraut, vermag freilich nicht zu glauben, daß er's ernst gemeint hat, als er von der »mächtigen Rede Wilhelm Singer's« schrieb »mit ihrer feierlichen Ermahnung an unser Gewissen, die die Leidenschaften gebändigt, die Sitten

Digitized by

verklärt und eine brüderlichere, hellere Gesinnung über unseren Verkehr gebreitet hat«. Nicht ernst, als er fortfuhr: »Jener Moment gestern, vor der Abstimmung über den Antrag unseres Wilhelm Singer, wird uns unvergeßlich bleiben. Die ganze Verhandlung wurde da plötzlich zu einer einzigen großen Huldigung für diesen außerordentlichen Mann, der nun seit acht Jahren unsere Geschäfte mit einem Geist, einem Tact und einer Liebenswürdigkeit lenkt, die unermüdlich, unvergleichlich sind; und uns Oesterreichern klopfte das Herz, wie da aus allen Nationen Einer nach dem Andern zu seinem Ruhm aufsprang, und die seit so langer Zeit angesammelte Dankbarkeit, Bewunderung und Verehrung mit einem Male losbrach wie ein angestauter Strom, der über alle Dämme stürzt. Er saß still auf seinem Platz, ein wenig vorgebeugt, die nervöse Stirn mit der Hand bedeckend, wie um sich zu schützen; und die Hand zitterte ein wenig, und als er sich dann in seiner gelassenen Weise von fester, sicherer, eigentlich mehr englischer Haltung erhob, um abzuwehren, um zu danken, da zitterte auch seine Stimme ein wenig, und alle Ironie, in der er sich sonst zu verstecken pflegt, konnte ihm nicht helfen«. Oh über den unverwüstlichen Schäker und Entdecker der verborgensten Schönheiten, der für 6000 Gulden Jahresgehalt so über den fetten Herrn schreibt, von dem selbst seine überzeugtesten Anhänger nichts Besseres zu rühmen wissen, als daß er am Stammtisch eine gewisse Fertigkeit im Erzählen sogenannter »Lozelach« — die Ironie, in der er sich »versteckt« — bewähre.

Der Hymnus auf Herrn Singer in dessen eigenem Blatt wäre, wenn ernst gemeint, wohl das Frechste, was sich der gerissenste Literaturschwindler des jungen Oesterreich bisher geleistet hat. Ich kann den Glauben nicht los werden, daß er mit einer billigen Frozzelei seines Chefs die äußerste Probe auf die Geduld des so oft von ihm genarrten Publicums verbinden wollte. Der selbstparodierende Ton durchzieht auch die Schilderung, die er von anderen Congreßtheilnehmern entwirft. Die Journalistin Severine hat Mondscheinaugen und einen rothen Mund, der »zu vibrieren beginnt, bald süß tönend wie eine lockende Flöte, bald behende wie ein junger Wind am Morgen, bald tief dröhnend wie der wilde Klang von Becken, anschwellend, aufbrausend, hinreißend, eine Cascade prächtiger Adjective, sonorer Betheuerungen«. Ihr Lächeln

Digitized by Google

ist wie ein Kuß, und wenn sie gesprochen hat, »bleibt wie ue süßer Duft von frohen Wünschen über dem Saal hängen«. Taunay »sieht wie der Teufel aus«; er hat »lange Arme, als ob er Einen schon holen würde«. An der Berner Universität wirkt ein aus Ungarn eingewanderter Herr als Lehrer der Philosophie. Es ist Herr Stein einer der anmaßendsten Schwätzer des Jahrhunderts, Verfasser einer thörichten Schrift gegen Nietzsche und Compilator etlicher anderer. Als reicher Mann curioser Weise an der Gründung des Wolzogen'schen Ueberbrettl betheiligt: also im wahren Sinne des Wortes speculativer Philosoph. Diesen Herrn, zu dem nach Bern weisheitsuchende Rabbinatscandidaten pilgern, nennt Herr Bahr einen »großen Gelehrten«. Allerdings hat er die Pressleute, wie ein Telegramm des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zugesteht, in seiner Villa gefüttert und eine »glänzende Soirée gegeben, in deren Verlauf er seine Landsleute durch den Vortrag ungarischer Lieder erfreute«. In einer Rede aber gebrauchte er das Wort »Tintenadel« und überraschte die lauschenden Herren mit einer weiteren Erhöhung, von der ihr eigener Dünkel nicht zu träumen gewagt hatte: »Die Vertreter der ersten Großmacht«, rief er, »haben begonnen, sich selbst eine Verfassung zu geben«. »Wir plätschern in Behagen«, lautet der nunmehr verständliche Refrain des ersten Bahr'schen Feuilletons. Das zweite schließt mit einem ernsten Ausblick. Der Congreß werde seine ideelle Wirkung üben. Bahr verurtheilt — »die Angriffe auf das Privatleben«. Gedenkt er der Pistolenforderung, die ihm einst eine niederträchtige Bemerkung über eine Burgschauspielerin seitens des Bruders der Beschimpften eingetragen hat? Bereut er jene Kritik, in der er einem andern weiblichen Mitglied des Burgtheaters nachsagte, daß es sich »Verdienste hinter den Coulissen« erwerbe? Und möchte er neben hundert anderen auch die seinerzeit eifrig betriebenen Bübereien gegen Frau Schratt ungeschehen machen? Oder hat er all das vergessen? Die Wirkung der Demonstration von Bern definiert er also: »Es wird weiter gelogen und gehetzt und verleumdet werden . . . Aber man wird wenigstens nicht mehr sagen können: das gehöre zum Metier. Man wird nicht mehr sagen dürfen, unser einziges Talent sei in der Frechheit«. Ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!

Digitized by

In drei Berliner Blättern waren neulich Enthüllungen über die Erneuerung des Dreibunds zu lesen. Sie waren von Wien aus mit der Bemerkung telegraphiert worden, es handle sich um eine der ‚Neuen Freien Presse' zutheil gewordene Information »aus ganz besonderer Quelle«. Man kennt im Ausland wie in der österreichischen Provinz die seltsamen Sitten der Wiener Journalistik und wundert sich längst nicht mehr darüber, daß hier in allen großen Redactionen Leute sitzen, die sich durch die gewohnheitsmäßige Verletzung des Redactionsgeheimnisses eine Gehaltsaufbesserung verschaffen und die allabendlich nach allen Windrichtungen telegraphieren, was ihre Blätter am nächsten Morgen bringen werden. In der ‚Neuen Freien Presse' zumal kann täglich das merkwürdige Naturschauspiel beobachtet werden, daß von allen Seiten das Echo zurückruft, noch ehe sie selbst gerufen, und manchmal zeigt es sich auch, nachdem bereits das Echo zurückgerufen, daß die ‚Neue Freie Presse' gar nicht ruft: die bestimmte Versicherung, die der Redacteur ins Ausland »geblasen« hat: »Die ‚Neue Freie' bringt!«, verwandelt sich alsbald in ein zweifelndes: »Nu, bringt die ‚Neue Freie'?« Neulich brachte sie nicht. Und als das ‚Berliner Tageblatt' am nächsten Tage erklärte, im auswärtigen Amt zu Berlin wittere man »hinter der Wiener Meldung eine politische Quertreiberei«, es handle sich um eine »Intrigue gegen den Dreibund«, warf sich die ‚Neue Freie Presse' in die Brust und versicherte, sie habe die Nachricht gar nicht gebracht, vielmehr erst von ihr Notiz genommen, als in Berlin das Dementi erfolgte, und mit dieser Aufklärung sei der ihr gemachte Vorwurf erledigt. In Deutschland dachte man anders; die ‚Kölnische Zeitung' meldete, ein Herr Meyer, Redacteur der ‚Neuen Freien Presse', sei der Absender der Telegramme gewesen, und meinte, die ‚Neue Freie Presse' habe »alles Interesse, Licht in eine Intrigue zu bringen, die von einer ihr

Digitized by Google

so nahestehenden Seite ausgegangen ist«. Die ‚Neue Freie Presse' antwortete höchst gereizt, sprach von einem »seltenen Grad von Albernheit«, stellte es als unbestreitbar hin, daß »ein Blatt nur für Mittheilungen verantwortlich gemacht werden kann, die es gebracht hat, und nicht für solche, die es nicht gebracht hat«, und lehnte die Aufforderung der ‚Kölnischen Zeitung' rundweg mit den Worten ab: »Wir wissen nicht und haben auch kein Mittel festzustellen, ob der Uebermittler der fraglichen, als Intrigue gegen den Dreibund qualificierten Nachricht Meyer heißt, und ebensowenig, ob er unter den Mitarbeitern unseres Blattes zu suchen ist.« Die liebe Unschuld! Herr Meyer, Correspondent für Berliner Blätter, sitzt im Bureau der ‚Neuen Freien Presse', ist Redactionssecretär und als Neffe des Herrn Bacher intimster Vertrauensmann der Herausgeber.... Aber die gemachte Naivetät der ‚Neuen Freien Presse' war gegenüber der echten der ‚Kölnischen Zeitung' wohl am Platze: indem diese der ‚Neuen Freien Presse' zumuthete, daß sie den Vorfall aufkläre, bewies sie, daß ihr das Geheimnis des Echos, aus dem Unausgesprochenes zurücktönt, unenträthselt geblieben ist und daß ihr als Zufallstücke erscheint, was wohlerwogene Methode ist. Eingeweihte wissen indes immer ganz genau den Grund anzugeben, aus dem die ‚Neue Freie Presse' eine Mittheilung nicht gebracht hat, und niemand hält es hierzulande für Zufall, daß jene Nachrichten über den Erzherzog Franz Ferdinand, die von Mitarbeitern der ‚Neuen Freien Presse' und als deren Meldungen nach Budapest telegraphiert wurden und dort eine Hetze gegen den Thronfolges entfesselten, in der ‚Neuen Freien Presse' erst alr Meldungen ungarischer Blätter am folgenden Tage zu lesen waren. Das Problem, wie man allen Herren zugleich dienen könne, ist auch in der ‚Neuen Freien Presse' nicht glatt gelöst, aber sie hat sich sinnreich darüber hinweg geholfen: dient sie

Digitized by Google

dem Einen durch das, was sie veröffentlicht, muß sie ihm zuliebe anderes verschweigen, so dient sie dem Andern, indem sie das Verschwiegene mit ihrer Autorität zur Veröffentlichung weitergibt, und wenn sie in Wien dem Grafen Goluchowski und dem Fürsten Eulenburg verpflichtet ist, so besorgt sie die Gefälligkeiten für Herrn Delcassé in Berlin. Nein, sie ist nicht nur an dem Ort ihres Erscheinens ein gemeines Blatt, und wenn daheim ihre Corruptionsplätze alle vergeben sind, so öffnet sie zahlenden Freunden die Dependencen, die sie in den anderen Centren Europas errichtet hat. Die Unterscheidung zwischen dem Blatt und seiner Redaction, die jüngst der Oberste Gerichtshof getroffen, ward längst in der ‚Neuen Freien Presse' methodisch durchgeführt. Nicht in der ‚Neuen Freien Presse', nicht in ihrem Text, aber von der ‚Neuen Freien Presse', von ihrer Redactionsstube aus, werden Intriguen gesponnen, und albern wäre es nur, die Verantwortung einem beliebigen Herrn Meyer zuzuschieben, der doch höchstens ein Bestandtheil des telegraphischen Apparats und bloß im technischen Sinne der »Sender« von Nachrichten ist.

* * *

Die ‚Arbeiter-Zeitung' entrüstet sich über Herrn v. Koerber, der »sich heuer in derselben schlechten Gesellschaft herumtreibt, wie voriges Jahr um diese Zeit«. Herr v. Koerber hat nämlich, da er jüngst in Ischl weilte, unter der Führung des »clericalen« Dr. v. Ebenhoch die Wildbachverbauungen bei Gosau besichtigt. Einem Ministerpräsidenten den Verkehr mit dem Landeshauptmann von Oberösterreich verargen, ist umso läppischer, als doch offenbar nicht gesellschaftliche Neigung, sondern ein amtliches Geschäft die beiden Herren zusammengeführt hat. Daß Herrn v. Koerber der Umgang mit conservativen Politikern nicht Herzenssache ist, könnte die ‚Arbeiter-Zeitung' längst wissen. Aber leider ist sie, da sie den Minister ob der Erfüllung beruflicher Pflichten tadelt, nicht nur

Digitized by Google

schlecht berathen, sondern auch schlecht informiert. Denn wer die Gesellschaft ist, in der sich Herr v. Koerber allsommerlich in Ischl herumtreibt, wenn er dem Geschäfte das Vergnügen folgen läßt, sollte die ‚Arbeiter-Zeitung' aus Nr. 82 der ‚Fackel' wissen. Auch in diesem Sommer hat der Ministerpräsident — vor einigen Tagen geschah es und von zehn Seiten wurde mir's seither gemeldet — den Weg vom allerhöchsten Hoflager in die Wasserheilanstalt Herzka gefunden. Erst der Kaiser — dann der Herzog: so ziemt sich's für den Chef einer österreichischen Regierung. Herr Koerber hat also abermals dem J. Herzog Besuche abgestattet, jenem J. Herzog, von dem in diesen Blättern schon öfter erzählt wurde, daß er sich durch die in 300 Exemplaren erscheinende ‚Montagsrevue' ein Vermögen und eine schöne Bildergallerie erworben hat. Bei hellichtem Tage hat Oesterreichs Lenker jenen J. Herzog besucht, der in den Tagen des Processes Vogel zitternd herumgieng, da der Vertheidiger von »einem treulosen Committenten« sprach, der den angeklagten Banquier durch den Einwand von Spiel und Wette um 80.000 Gulden geschädigt hatte. Bald nach der vorjährigen Ischler Entrevue wurde der Schwiegersohn jenes J. Herzog, der Gynäkologe ist und Specialist für Balkangeburten mit Ausschluß des Falles Draga, zum Wiener Universitätsprofessor ernannt. Ich habe dieses freudige Ereignis seinerzeit verzeichnet, aber mitzutheilen vergessen, daß der Schub ohne Befragung der Facultät erfolgte. Welche Bedeutung die diesjährige Visite hatte, ist vorläufig nicht zu ergründen. Man muß nicht hinter allem eine Tendenz wittern, und auch der Zug des Herzens, der in Oesterreich eine so große Rolle spielt, kann einen pressfreundlichen Minister in die Behausung des Eigenthümers der ‚Montagsrevue' führen. Daß Herr v. Koerber dabei trotz den Aufklärungen der ‚Fackel' guten Glaubens ist, davon muß man überzeugt sein. Hielte er die ‚Montagsrevue' für ein Revolverblatt, zählte er sie jener »Winkelpresse« zu, die »nicht selten«, wie er im Parlament anläßlich der Vorlage des Pressgesetzes verächtlich sagte, »auch das Lob tarifmäßig abstuft«, wahrlich, er hätte den J. Herzog nicht besucht. Die Sache ist nur so zu erklären, daß Herr v. Koerber einer österreichischen Tradition — es ist die miserabelste — folgen zu müssen glaubt, indem er einen alten Officiosus seines Privatverkehrs würdigt. Ueberdies gilt Herr J. Herzog als Mann von gewissem politischen Spürsinn, der sich durch die

Digitized by Google

wiederholte Ankündigung, seine »Memoiren« zu veröffentlichen, die verschiedensten österreichischen Regierungen geneigt zu machen verstanden hat, und es ist ja bekannt, daß Taaffe, der erste Förderer der ‚Montagsrevue', selbst mit einem Scharf bei den »Drei Laufern« zu frühstücken pflegte und sich hin und wieder sogar von einem sicheren J. Fürst in der Avenue der Theater- und Kunstausstellung vertraulich auf die Schulter klopfen ließ. Daß die Furcht vor der Presse und namentlich vor jenen ihrer Angehörigen, die eine Lücke des Erpressungsparagraphen als ihr trauliches Asyl betrachten, mit der amtlichen Rangsclasse steigt, ist eine trübe österreichische Wahrheit, und nur so ist es zu erklären, daß man schon öfter bei uns Minister oder Sectionschefs mit Leuten, die ein Wachmann beanständen würde, Arm in Arm spazieren sah und daß die moralisch verwahrlosesten unter ihnen zu Regierungsräthen ernannt werden. Ich will Herrn Herzog, dessen Tarif sich bloß auf den Verkehr mit Regierungen und besseren Banken erstreckt, nicht mit den Fünfguldenmännern der Corruption vergleichen. Aber die Aufwartung, die Oesterreichs Ministerpräsident im Hause dieses Mannes gemacht hat, bleibt ein aufreizendes Factum, bei dem als erschwerend die Rückfälligkeit in Betracht kommt. Dieser Verkehr und nicht der mit dem Landeshauptmann von Oberösterreich rechtfertigt die Klage der ‚Arbeiter-Zeitung' über die schlechte Gesellschaft, in der sich Herr v. Koerber allsommerlich herumtreibt.

* * *

Zwei öffentlich Meinende.

Wirtschaftliche Briefe aus Deutschland.

(‚Neue Freie Presse', 31. Juli).

» . . . Es gährt in den Meinungen unserer Industriellen und Kaufleute heute wieder so lebhaft, daß die Börse bei größerer Fühlung mit unseren practischen Gebieten wohl Ursache hätte, sich zu einer günstigeren Auffassung der allgemeinen Lage zu erheben . . . . . Es

Berliner Finanzbrief.

(‚Neues Wiener Tagblatt', 31. Juli).

»Es kann einem körperlich übel werden, wenn man die krampfhaften Bemühungen betrachtet, mit denen leichtfertige Beurtheiler der Wirtschaftslage alle noch so bösen Beweise für einen weiteren Rückgang abstreiten oder mit weitschweifigen Redensarten zu vertuschen oder wohl gar in das Ge-

Digitized by Google

scheint, als ob unsere bedeutendsten Industriemärkte ihren heutigen Stillstand durchaus nicht als trostlos anzusehen hätten.«

gentheil umzuwandeln suchen ... Eine nüchterne Betrachtung lehrt, daß die starke Abwärtsbewegung im Coursniveau der Industriewerthe nicht als der Ausfluß eines unberechtigten Pessimismus gelten kann, sondern sie ist eine zweckmäßige Anpassung an die Darstellungen, die aus den Kreisen der Leiter und Kenner der betreffenden Verhältnisse kommen.«

Warum mag wohl der Briefschreiber der ‚Neuen Freien Presse' so optimistisch sein, und warum geht solcher Optimismus dem Briefschreiber des ‚Neuen Wiener Tagblatt' so nahe, daß er seinem Groll durch ein stimmungsvolles »Uebel könnt' einem werden!« Luft macht? Ein Briefgeheimnis sei verrathen. Finanzbriefe bringen nicht immer die Stimmung des Absenders, aber stets jene des Empfängers zum Ausdruck, und der Widerspruch zwischen den Anschauungen zweier Correspondenten ist nur zu begreiflich, von denen einer bei der ‚Neuen Freien Presse' à la hausse und der andere beim ‚Neuen Wiener Tagblatt' à la baisse »engagiert« ist.

* * *

Kürzlich haben die Zeitungen aller Parteirichtungen und Gesinnungslosigkeiten wieder einmal den Beweis für die so oft in der ‚Fackel' aufgestellte Behauptung erbracht, daß die Inserate großer Unternehmungen nicht zu Publicitätszwecken, sondern als Vorwand der Bestechung gewährt werden. Eine Strafverhandlung vor dem Bezirksgerichte Währing endete mit der empfindlichen Verurtheilung eines Gastwirtes und seiner Angestellten, die St. Georgs-Märzenbier als »echtes Pilsner« verkauft, serviert und geschänkt hatten. Fast alle Blätter hatten von der Gerichtsverhandlung Notiz genommen. Keine »Geschäftsverbindung« mit der St. Georgs-Brauerei in Floridsdorf, die bis dahin nicht zu inserieren pflegte, keinerlei Rücksicht auf die Bedürfnisse der Administration legte dem Gerichtssaalreporter Zwang auf, und so konnte eine unabhängige Berichterstattung ihres Amtes walten.

Digitized by Google

Man wird nicht leugnen, daß die Berichte, aus denen ja hervorgieng, daß St. Georgsbier nicht Pilsner, also vermuthlich, da der Währinger Gastwirt die Verwechslung versucht hatte, weniger begehrenswerth als Pilsner sei, den Ruf der Brauerei empfindlich tangieren konnten. Aber den Schaden wettzumachen, dazu sind — wer wollte dem Unternehmer solche Erkenntnis verargen? — dieselben Factoren berufen, die ihn zufügen halfen. Und so heckt denn die St. Georgs-Brauerei in Floridsdorf den schnöden Plan aus, die Zeitungen, die soeben noch in schöner Ungebundenheit ihre Pflicht geübt, der Freiheitsrechte zu berauben. Ein paar Tage nach der Gerichtsverhandlung sehen wir in allen jenen Blättern, die über sie berichtet, mächtige Annoncen erscheinen, die mit ungewöhnlichem Pathos verkünden, St. Georgs-Märzenbier sei das »allervorzüglichste«, und in denen sich die Brauerei gegen eine Verwechslung mit dem Pilsner verwahrt. Was Inserat scheint, ist in Wahrheit ein Herzensschrei. Die Unternehmung will die »fälschlich verbreitete Annahme widerlegen, daß man nur in Pilsen jene lichten, hopfenbitteren Lager- und Schankbiere erzeugen könne«; sie kehrt den Spieß um und bestürmt die Gastwirte, »dieses vorzügliche Getränk dem P. T. Publicum unter der Marke ‚St. Georgs-Märzenbier' zu verabreichen, damit dessen wohlbegründetes Renommée nicht durch unrichtige Bezeichnung Schaden leidet«. Man mußte rein glauben, der Währinger Gastwirt und seine Leute seien verurtheilt worden, weil sie durch die falsche Vorspiegelung, es sei bloß Pilsner, das St. Georgsbier absichtlich in schlechten Ruf hatten bringen wollen. Die Floridsdorfer Brauerei legt also Werth darauf, daß ihr Bier mit dem altberühmten Pilsner Erzeugnis nicht verwechselt werde. Und in diesem ehrlichen Eifer sehen wir sie von allen jenen Organen unterstützt, die eben noch mit deutlicher Tendenz für Pilsen von der Verurtheilung des Gastwirtes Kunde gaben.

Freilich, nicht alle Blätter wollen in der Entgegennahme eines Inserates, das mit seiner hochtrabenden Sprache den Rahmen einer gewöhnlichen Ankündigung sprengt, eine Schmälerung ihrer redactionellen Unabhängigkeit erblicken. Der St. Georgskriegsruf ist ja doch bloß einmal erschienen, und für dreißig bis fünfzig Gulden läßt man sich nicht für alle Ewigkeit und falls wieder ein Gastwirt gegen den Willen der Brauerei eine Täuschung wagen sollte,

Digitized by Google

Schweigen auferlegen. Da ist es denn nun eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß ein einziges Blatt unter den vielen, die knurrend das Annoncengeld einstecken, so ehrlich ist, offen zu sagen, daß es sich für ein simples Inserat nicht den Mund verbinden lassen wird.

Dieses Blatt erscheint natürlich an jedem Montag. Es ist jene bestens bekannte ‚Extrapost' (Eigenthümer Herr Sigi Bergmann), die den Kampf gegen bestimmte Actiengesellschaften so unermüdlich führt, daß sie sogar, wenn sie eben erst einen scharfen Angriff veröffentlicht hat, zum Schluß noch das Versprechen gibt, »demnächst auf die Angelegenheit zurückzukommen«. So energisch geht diese anständige Zeitung z. B. gegen die Verwaltung der Staatsbahnen vor, von der sie — dies sei ausdrücklich constatiert — im Gegensatz zu anderen Blättern keine Pauschalien bezog. Sie hat ein reines Gewissen und konnte darum getrost neulich einem, der sie verdächtigt hatte, zurufen, er möge ihr, »die seit Jahresfrist in Händen des jetzigen Besitzers ist, eine Erpressung oder sonst eine unanständige Handlung nachweisen.« Nein, dies hat seit Jahresfrist nicht einmal der Staatsanwalt vermocht! Die Vernichtung der Corruption auf dem Gebiete des Brauereiwesens ist nämlich die Specialität der ‚Extrapost', und man erinnert sich noch des zähen Kampfes, den sie gegen das »Wiener Brauhaus« geführt hat. Als andere Blätter, die Herr Dreher gegen die ihm unbequeme Gründung aufgewiegelt, bereits durch Inserate zum Schweigen gebracht waren, fuhr die ‚Extrapost' in ihren Angriffen fort, und wie gewissenhaft sie bei ihren Informationen zu Werke gieng, beweist die gerichtsordnungsmäßig festgestellte Thatsache, daß eines Tages vor dem Erscheinen eines Angriffs der Bürstenabzug der Verwaltung des Wiener Brauhauses gezeigt wurde. Ausdrücklich sei hier constatiert, daß damals die Untersuchung wegen Erpressung, deren Thatbestand die Polizeibehörde als gegeben ansah, eingestellt wurde, weil der angeklagte Redacteur, dem doch der Versuch einer Erkundigung bei den über die Zustände des Wiener Brauhauses am besten informierten Factoren unmöglich zur Unehre gereichen konnte, vor dem Untersuchungsrichter darthat, daß der Bürstenabzug nicht durch ihn persönlich, sondern durch das Verschulden eines Angestellten in die Hände der Verwaltung gespielt worden sei. Dergleichen Schlampereien in einer Druckerei ereignen sich, wie man weiß,

Digitized by Google

nicht selten, und ein künftiges Strafgesetz wird an Stelle des veralteten Paragraphen, der da von gefährlicher Drohung und Erpressung spricht, eine Bestimmung zu setzen haben, welche Ordnungsstrafen für die mit den Abzügen unvorsichtig manipulierenden Setzer und Correctoren festsetzt.

Mit der im Kampfe gegen das Wiener Brauhaus gestählten Erfahrung tritt nun die ‚Extrapost' an die St. Georgs-Brauerei heran. Sie wird Uebelstände aufdecken, wo immer sie sie findet, und kündigt dies in der Nummer vom 21. Juli in einer trockenen Briefkastennotiz an, die just über der pathetischen Annonce der St. Georgs-Brauerei Platz gefunden hat. Sie lautet:

St. Georgs-Brauerei. Das in unserem Blatte enthaltene Inserat kann uns nicht abhalten, zu constatieren, daß Georgsbier kein Pilsner ist. Senden Sie gef. ein.

Die Brauerei versichert gleich darunter zwar selbst, daß Georgsbier kein Pilsner ist, aber die ‚Extrapost' läßt sich nichts vormachen und zieht aus allem Gerede von Ehrendiplomen und Ehrenpokalen, das in dem Inserat enthalten ist, die nüchterne Consequenz. Im Grunde sagt sie in jener kurzen Bemerkung dasselbe, was die Brauerei sagt, aber die Tendenz ist offenbar eine verschiedene. Die ‚Extrapost' nimmt also das Annoncengeld, aber sie opfert für einen Pappenstil nicht ihre werthvolle Meinung. »Senden Sie gefälligst ein.« Was? Offenbar einen Angriff, den zu veröffentlichen das Blatt bereit ist. Denn die Notiz ist natürlich eine Antwort an einen, der angefragt hat, die Aufschrift »St. Georgs-Brauerei«, ungeschickt gewählt, sollte bloß Chiffre und nicht Adresse bedeuten und nicht der St. Georgs-Brauerei selbst die Aufforderung gelten: Senden Sie gefälligst ein!

Universitätsbummel.

Die »alma mater« hat sich lange in der Rolle einer Großtante gefallen, die sich geschäftig des Familiennachwuchses annimmt und mit Leidenschaft

Digitized by Google

der Greisinnenneigung des Heirathstiftens sich hingibt. Unermüdlich hat die freundliche Alte Professorentöchter und Professorensöhne verkuppelt und keine Anstrengung gescheut, damit nur gewiß das geistige Vermögen der Nation hübsch in der Familie bleibe. Aber seit einiger Zeit wurden in der Gelehrtensippe, zunächst in verschwiegenen Conventikeln und bald ganz offen, Bedenken geäußert, ob man die hartnäckige Ehevermittlerin auf die Dauer gewähren lassen dürfe. Die Gelehrtenrasse, so wollten die Mitglieder des senatus, des Raths der Alten, bemerkt haben, werde durch die von dem gütigen Mütterlein geförderte Inzucht immer mehr verschlechtert, und wenn sie nicht gänzlich degenerieren solle, müsse man ihr wieder, wie's vor anderthalb Menschenaltern geschah, frisches Blut aus der Fremde zuführen. Die Wiener Universität dürfe nicht als Versorgungsanstalt betrachtet werden, in der den Sprossen des Gelehrtenstandes im voraus die Ruheplätze bereitet sind, und die Bedingung, unter der allein bisher auch Fremde manchmal einen Platz erlangen konnten, habe in Zukunft zu entfallen: die »Einheirathen« der Docenten seien nicht länger zu unterstützen und als Frauenfrage seien an der Universität bloß die Angelegenheiten ihrer weiblichen Schüler, aber nicht die Unterbringung der Töchter ihrer Lehrer zu behandeln.

Die philosophische Facultät der Wiener Universität war allzeit der ärmste Zweig der Familie, und die alma mater hat sich bei ihren Plänen weniger um sie als um die anderen Zweige gekümmert. Aber gerade hier hat man die Symptome des Niedergangs zuerst erkannt und sich am raschesten entschlossen, andere Wege einzuschlagen. Seit Jahr und Tag macht die philosophische Facultät bei allen Gelegenheiten dem Unterrichtsminister angesehene Gelehrte aus dem Deutschen Reiche zur Berufung namhaft, unbekümmert darum, ob sie Herrn v. Hartels Protectionspläne und die Hoffnungen von jungen Herren an den österreichischen

Digitized by Google

Provinzuniversitäten, die bei jeder akademischen Todesnachricht die Koffer für die Uebersiedlung nach Wien packen, durchkreuzt. Die enttäuschten Candidaten aus der Provinz wüthen natürlich, werfen der Facultät vor, sie mache absichtlich unmögliche Besetzungsvorschläge — während es doch nur am guten Willen des Herrn v. Hartel läge, die Vorschläge möglich zu machen und zu verwirklichen —, und wenn man sich gar eines Mitarbeiters der ‚Neuen Freien Presse' als Anwalts versichern kann, öffnen sich die Spalten des im Ausland meist gelesenen Wiener Blattes der Behauptung, die Berufung reichsdeutscher Professoren sei nicht ernstgemeint und man wolle bloß eine Professur, die man leicht mit verdienstvollen Inländern besetzen könnte, eingehen lassen, um einem ansäßigen Professor die Cumulierung mehrerer Lehrfächer zu ermöglichen. Dies der Inhalt eines Schreibens, das Professor Hoernes in Graz anläßlich des Ternovorschlags für die Besetzung der paläontologischen Lehrkanzel kürzlich anonym in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht hat, jedenfalls zum Gaudium des Unterrichtsministers, der, wenn er sich die Berufung theurer ausländischer Lehrkräfte nicht leisten will, den Grundsatz »schlecht, aber billig!« für ein patriotisches Princip ausgeben möchte.

Aber es ist zweifellos, daß die philosophische Facultät bei ihren in den letzten Jahren erstatteten Ternovorschlägen nicht nur guten Willen, sondern auch einen guten Weg gezeigt hat. Und wenn sie bisweilen auch Besetzungspolitik getrieben hat, war es wenigstens nicht Familienpolitik. Internationale Beziehungen spielen häufig nicht nur in Wien bei Berufungen eine Rolle, und die jüngste Zeit hat zwei Berufungsvorschläge gebracht, die auf die besonders engen Beziehungen zwischen München und Wien ein wenig Licht werfen. Da ist in München als Extraordinarius für Geographie — die Lehrkanzel wurde eigens für ihren gegenwärtigen Inhaber errichtet —

Digitized by Google

ein Dr. Eugen Oberhammer thätig; wie der ‚Fackel' aus München von kundiger Seite mitgetheilt wird, ein trefflicher Mann, Angehöriger einer der angesehensten und reichsten, bei Hofe und bei der Regierung beliebten katholischen Familien Bayerns; und obgleich der fleißige und tüchtige Gelehrte außer einigen ganz schätzenswerthen kleinen Abhandlungen und Beiträgen zu encyklopädischen Werken nichts publiciert hat und zum ordentlichen Professor lediglich mit der Begründung, daß er nichts Außerordentliches leiste, vorgeschlagen werden könnte, ward jüngst vom bayrischen Unterrichtsminister v. Landmann die Umwandlung der außerordentlichen Professur für Geographie in eine ordentliche geplant, und der Landtag sollte zu diesem Zwecke 1380 Mark bewilligen. Um Herrn Dr. Oberhammer das Avancement zu erleichtern, hatte ihn die bayrische Akademie der Wissenschaften schon vor zwei oder drei Jahren zu ihrem Mitgliede ernannt, und mit Rücksicht auf das politische Verhalten des Geographen — der vor einigen Monaten abgelehnt hat, die Kundgebung für den voraussetzungslosen Mommsen zu unterzeichnen — fürchteten die ihm wohlwollenden Universitätskreise nichts weniger, als daß die Centrumsmehrheit im Landtage Schwierigkeiten machen werde. Als aber der Referent im Finanzausschuss, Dr. Schädler, befragt wurde, ob er die Professur für Geographie zur Annahme empfehlen werde, erklärte er, der Vorschlag sei, ohne daß Herrn Professor Oberhammers wissenschaftliche Qualitäten herabgesetzt werden sollten, abzulehnen, damit sich kein Docent einbilden möge, man könne in München »eine ordentliche Professur ersitzen«. Der Unterrichtsminister und die liberalen Ausschussmitglieder waren indes mit Eifer für die Beförderung des Herrn Dr. Oberhammer thätig, und es war noch zweifelhaft, wie der Finanzausschuss des Landtages entscheiden würde. Ehe es aber zu dieser Entscheidung kam, mengte sich urplötzlich die Wiener

Digitized by Google

philosophische Facultät in die Sache. In Wien ist seit Jahresfrist die Lehrkanzel des verstorbenen Tomaschek zu besetzen. Partsch in Breslau hat abgelehnt. Da wußte auf einmal die ‚Neue Freie Presse' den folgenden Ternovorschlag zu melden: primo loco Prof. Richter in Graz; secundo loco Prof. Oberhammer in München, Prof. Sieger; tertio loco Prof. Kretschmer. Und als wenige Tage später die Angelegenheit der geographischen Lehrkanzel im bayrischen Landtagsausschuss verhandelt wurde, betonte der Unterrichtsminister — wie in der ‚Münchener Allgemeinen Zeitung' vom 5. Juni zu lesen — »besonders, daß der betreffende Docent einen Ruf an eine größere Universität in Aussicht habe und daß Gefahr bestehe, den Herrn zu verlieren, wenn das Postulat nicht genehmigt werde«. Die harten Schädel der bayrischen Centrumsleute haben sich nicht bange machen lassen: Die ordentliche Professur für Geographie wurde im Finanzausschuss und (am 25. Juni) im Landtagsplenum abgelehnt. Aber seither ist auch von der Absicht, von den zahlreichen deutschen Vertretern der historischen Geographie just der wenigst bedeutenden einen, Herrn Dr. Oberhammer, nach Wien zu berufen, nicht mehr die Rede gewesen, und es ist unnöthig, diesen Berufungsvorschlag zu kritisieren, weil er als ein Schachzug collegialer Politik durchschaut worden ist.

Für die von Wien aus geleistete Hilfe hat sich aber München durch eine »Berufung« revanchiert, die in der Wiener Presse mit gewohnter Sachkunde besprochen worden ist. In dem Kampf, den der Hygieniker Professor Gruber seit langer Zeit mit Herrn v. Hartel für den Bau eines hygienischen Instituts führt, ertönte plötzlich ein Ruf nach München, und am nächsten Tage hieß es in den Wiener Blättern, Gruber habe bereits angenommen. Der Verlust des Mannes wäre — bei aller Anerkennung seiner Leistungen muß es gesagt werden — für Wien nicht allzu hart gewesen, und die Aussicht, daß nach seinem

Digitized by Google

Abgang der größte deutsche Hygieniker, Hueppe, von Prag nach Wien gelangen könnte, bot mehr als bloß Trost. Aber schmählich wäre allerdings der Anlaß von Grubers Scheiden gewesen, und weil die Herrn v. Hartel ergebene Journalistik, während sie den Professor Gruber und besonders sein politisches Auftreten (gegen die Christlichsocialen) pries, über die Verzögerung des Baus eines hygienischen Instituts nicht völlig schweigen konnte, hat der Unterrichtsminister alsbald die Forderungen des Gelehrten bewilligt. Die Methode der Berufungen, die man von den Collegen im Auslande erhält, um daheim schwer zu Erreichendes durchzusetzen, hat in Wien mehr gefruchtet als in München. Aber da ein Gelehrter, für dessen Verbleiben in Wien liberale und socialdemokratische Blätter sich jüngst so sehr ereifert haben, erst der Hilfe Münchens bedurft hat, um gerechte, nicht seiner Person, sondern der Wissenschaft nützliche Ansprüche durchzusetzen, sei auch daran erinnert, daß die Winkelzüge der Berufungspolitik nur deshalb nöthig waren, weil jene Blätter die Pflichten der Kritik der Unterrichtsverwaltung hartnäckig vernachlässigt haben. Die ‚Fackel' allein hat — in Nummer 93 u. 94 — erzählt, daß seit dem Jahre 1896 in den Staatscassen zwei Drittel des Erlöses einer 900.000 Gulden-Anleihe liegen, die für den Bau dreier auf dem Areale der alten Gewehrfabrik zu errichtender Gebäude aufgenommen wurde. Das erste dieser Gebäude ist seit zwei Jahren fertig, für das zweite wurde unmittelbar nach den Veröffentlichungen der ‚Fackel' der Credit zur Verfügung gestellt. Das dritte ist zur Unterbringung des hygienischen Instituts bestimmt. Am hygienischen Institut ist indes einer Journalistik wenig gelegen, die bei der Kritik von Universitätsangelegenheiten immerzu Politik treibt und die bei allen hygienischen Maßnahmen höchstens an eine Prophylaxe gegen den Antisemitismus denkt.

†

Digitized by Google

Noch billiger als die Bekämpfung der Tuberculose durch einen Ministerialerlaß ist jedenfalls eine Satire, die bei allem, was in unserem öffentlichen Leben schlecht ist, beide Augen zudrückt, um desto scharfsichtiger den Unzulänglichkeiten des Guten nachzuspüren. ‚Arbeiter-Zeitung', ‚Zeit' und die kleineren Träger einer »unabhängigen« Meinung gefallen sich in albernen Witzeleien über den Koerber'schen Erlaß, der sicherlich viel ehrlicher gemeint und vernünftiger ist als alles Gerede in gesetzgebenden Körperschaften, das im Grunde zumeist auf die Sanierung privater Ordensschmerzen abzielt. Daraus, daß der Staat nicht zehn Millionen für Lungenheilstätten hergibt, kann doch nicht folgen, daß alles andere, was man gegen die Tuberculose zu thun vermag, nicht werth ist, gethan zu werden. Die Aufnahme des Koerber'schen Erlasses ist geradezu typisch für die bei unseren Radicalen übliche satirische Betrachtungsweise, die bekanntlich von dem Axiom ausgeht, daß Alles, was ein Minister thut, von vornherein das Dümmste sein muß. Es ist ja wahr, Herrn v. Koerber's Weisungen für die Behandlung der Tuberculösen »stehen auf dem Papier«; aber auch die Artikel derer, die Millionen, welche man nicht hat, zur Errichtung von Lungenheilstätten fordern, haben noch keinen Kranken geheilt, und von der satirischen Notiz in der Nummer 408 der ‚Zeit' kann man nicht einmal sagen, was ihr Verfasser von dem als Feuilleton bezeichneten Erlaß des Herrn v. Koerber sagt: daß sie »höchst lesenswerth« und »brillant geschrieben« sei.

Werden nur wirklich, wie's der Erlaß will, künftighin in Kranken-, Irren-, Gebär-, Findel- und Armenanstalten, in Siechenhäusern, Versorgungsanstalten, Corrections- und namentlich Gefangenhäusern die Tuberculösen von den übrigen Insassen abgesondert, so wären die gefährlichsten Ansteckungsherde ausgelöscht. Zweifelhaft ist, ob die Anzeigepflicht der Aerzte in den Fällen des Auftretens der Tuberculose in einem

Digitized by Google

Haushalte viel nützen wird. Die mit der Anzeige verbundenen Scherereien führen bei allen ansteckenden Krankheiten dazu, daß die Aerzte mit der Diagnose zurückhalten, und man kann schon heute voraussagen, daß die Statistik der nächsten Jahre eine starke Abnahme der Tuberculosefälle bei gleichzeitiger Zunahme der Bronchialkatarrhe zeigen wird. Auch sind die Folgen der Anzeige ansteckender Krankheiten durchaus nicht immer so günstig, wie man meint. Gesetzt den Fall, das Kind eines Briefträgers erkranke an Scharlach: so wird der Mann vom Dienste suspendiert, sitzt zwei Wochen, während derer er sonst zu Hunderten von Menschen den Krankheitskeim getragen hätte, zu Hause, und die Ansteckungsgefahr ist sicherlich verringert. Wie aber steht es etwa bei dem Bankbeamten, der wegen der Erkrankung seines Kindes von dem Schreibtisch verwiesen wird, an dem er sonst Tag für Tag, fast außer aller Berührung mit anderen Menschen, über ein und dasselbe Geschäftsbuch sich beugte? Der Mann, den man doch nicht unter Contumaz stellen kann und dem es an Mitteln zur Zerstreuung, wenn er aus der in der häuslichen Krankenstube herrschenden Langeweile flüchtet, nicht fehlt, führt die Ansteckungsgefahr auf den Straßen spazieren, wandert von einem Kaffeehaus ins andere und von dort ins Wirtshaus und verkehrt während der Krankheitsdauer mit zehnmal mehr Menschen als in normalen Zeiten. Bei der chronischen Tuberculose ist zudem eine Suspendierung von der gewohnten Thätigkeit nicht einmal möglich. Immerhin wird die ärztliche Anzeige beim Wohnungswechsel eines Tuberculösen von Nutzen sein. Nur müßte man es mit der behördlichen Desinficierung der Wohnung ernst nehmen. Nichts ist bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft kläglicher als die Art, in der bei uns zumeist die Desinficierung der Wohnungen nach ansteckenden Krankheiten durchgeführt wird: mit nirgends mehr verwendeten — aber freilich den billigsten — Des-

Digitized by Google

infectionsmitteln, von dem nächstbesten Gemeindediener, ohne ärztliche Controle; und manchmal genügt schon die Versicherung der Wohnungsinsassen, sie selbst hätten bereits desinficiert oder würden es demnächst nachholen. †

* * *

Ein »alter Wiener« lallt in der ‚Neuen Freien Presse' am Sonntag, dem 27. Juli, über den Niedergang des von den Christlichsocialen verwalteten Gemeinwesens. Die ‚Neue Freie Presse' pflegt bekanntlich, um diesen Niedergang zu beweisen, ihre besten Korntruppen ins Treffen zu schicken und läßt außer den in ihrer Redaction beschäftigten böswilligen Ignoranten hin und wieder auch befreundete Schwachsinnige älterer Jahrgänge darüber jammern, daß Wien endlich eine anständige Beleuchtung und eine elektrische Tramway hat. Aber diesmal scheint die Hundstagshitze ein altliberales Gehirn ganz besonders alteriert zu haben. »Ueberall begegnet uns dasselbe unheimliche Bild des niedergehenden Wohlstandes, des Ignorierens des wahren Bedürfnisses des Volkes, und doch überall dieser ganz unfassbare Sieg einer brutalen, phrasengeschwollenen Demagogie.« Solch lapidarer Schlußfolgerung geht natürlich die Anführung von Thatsachen voran, die gewichtig genug sein müssen, um in der Fremdensaison einen so vehementen und gefährlichen Angriff auf die Stadt zu rechtfertigen. Womit also belegt der alte Wiener seine Behauptung, daß gegenwärtig in Wien das »wahre Bedürfnis des Volkes ignoriert« wird? Man höre und staune: Erstens und Zweitens. Der Bürgermeister hat den — Rathhauskeller eröffnet. Damit habe er wohl, meint der Leser, das Gegentheil von dem gethan, was man »das wahre Bedürfnis des Volkes ignorieren« nennen könnte? Nicht doch. Die Eröffnung des Rathhauskellers war — der alte Wiener versichert es — eine volksfeindliche Maßregel. Durch sie hat man — ich citiere wörtlich — »in Wien das Wirtsgewerbe thatsächlich ruiniert«. So hat also die christlichsociale Partei Wien nicht zur Kleinstadt erst gemacht, sondern als solche bloß entlarvt? Alle möglichen Städte Deutschlands und Oesterreichs haben bekanntlich einen Rathhauskeller und ein Wirtsgewerbe. Aber unser Kräh-

Digitized by Google

winkel mit seinen anderthalb Millionen Einwohnern sieht in demselben Moment sein ganzes Wirtsgeschäft dem Ruin preisgegeben, wo der eine Rathhauskeller seine Hallen öffnet! »Und wie verhalten sich die Wirte«? fragt klagend der alte Wiener. Den Leuten ist nicht zu helfen: »Sie sind die enragiertesten Anhänger der Partei, derselben Partei, die ihre Existenz untergraben hat . . . Man würde solche Dinge nicht für möglich halten, wenn wir sie eben nicht mit solcher unfassbaren Deutlichkeit vor Augen hätten.« Aber es kommt noch toller. »Unsere Fiaker!« ruft der alte Wiener. Man hat sie um jede Verdienstmöglichkeit schnöde und mit echt reactionärer Hinterlist betrogen. Wie das? »Man zieht Schienen der elektrischen Straßenbahn bis in das Herz der inneren Stadt, die bis nun die uneingeschränkte Domäne unserer Fiaker war«, jammert das Fortschrittsblatt; die Station »Neuer Markt« der Elektrischen »bedeutet den Todesstoß für die Wiener Fiaker«. Ehedem konnten sie wenigstens in den Sommermonaten noch mit Bestimmtheit auf »die so einträgliche und angenehme ‚Südbahnfuhr'« rechnen. Aber jetzt ist's vollends aus mit der Herrlichkeit. Für fünf Kreuzer müssen heute die Wiener, die früher zwei Gulden zahlen durften, vom »Herzen« der inneren Stadt bis zum Südbahnhof fahren! Nur mit Entsetzen kann der alte Wiener von solchem Wandel der Zeiten berichten. Und dennoch sind nicht nur die Wiener, denen solche Demüthigung bereitet ward, christlichsocial gesinnt, nein, selbst die Fiaker »halten mit Zähigkeit zur Partei, die ihnen den Boden ihrer Existenz untergräbt!« Da sind doch die Liberalen andere Kerle! Sie würden unbedingt den Wählern vom Kutschbock versprechen, daß sie beim Wiederantritt der communalen Herrschaft unverzüglich die Schienen der elektrischen Straßenbahn aus dem Herzen der Stadt brechen werden, und mag das Herz selber darob brechen! . . . Aber der alte Wiener jammert gleich darauf, daß auch die Sieveringer und Grinzinger christlichsocial wählen. Diese Verblendeten! Sievering und Grinzing warten doch noch immer »vergebens auf den Verkehrsanschluß an Wien«: man »entzieht diesen einstigen Gemeinden den eisernen Lebensnerv der Schiene«. Ja, aber was werden denn, wenn man nach Sievering und Grinzing mit der Elektrischen gelangen kann, die Fiaker dazu sagen, die doch bisher wenigstens

Digitized by Google

in den Sommermonaten . . . .? Der alte Wiener lallt. Aber das Unglück ist, daß ihn nicht nur sein Alter nicht vor Thorheit, sondern auch sein Wienerthum nicht vor der Gemeinheit behütet hat, durch das bis ins Ausland reichende Sprachrohr der ‚Neuen Freien Presse' Wien als eine ungastliche, von Barbaren verwüstete Stätte zu schildern.

* * *

Die Actionen der liberalen Presse werden von der Polizei gern unterstützt. Jetzt sehen wir beide zu einem Verein zur Behebung des Fremdenverkehrs vereinigt. In einem Wiener Vergnügungsetablissement haben neulich Gäste die Polizei zu Hilfe gerufen, weil ein Fremder einige hundert Francs ausgab. Und die Hüter der öffentlichen Sicherheit waren natürlich sogleich bereit, den Mann zu verhaften. Da hört man immer wieder klagen: es kommt kein Geld nach Wien. Die Wahrheit ist: die Fremden bringen zwar Geld nach Wien; aber wer es hier ausgeben will, wird arretiert.

* * *

Daß sie Zarathustras Lehre in der Sprache der Symphonie künden könne, haben der Musik verzopfte Gegner des Herrn Richard Strauß nicht zugetraut. Wie mögen erst die Zöpfe bei den neuesten musikalischen Wagnissen zweier junger Wiener wackeln! Den Mitgliedern des Herrenhauses wurde kürzlich ein »Herrenhausmarsch«, dem Präsidenten Fürsten Windischgraetz zugeeignet, ins Haus geschickt, und als neuerschienen wird im ‚Deutschen Volksblatt' empfohlen: »Das Kleingewerbe«, Polka française für Pianoforte von Karl Gruber, dem Reichsrathsabgeordneten Dr. Alois Heilinger gewidmet. Die Ausdrucksfähigkeit der Musik scheint schrankenlos; in Tönen vermisst man sich, die Noth des Kleingewerbes, in Tönen aber auch die frohe Botschaft zu erzählen, wie sie durch Herrn Heilingers Gutachten gelindert wird. Für und wider den Flaschenbierhandel wird musiciert. Und der Tanz wird dabei wieder zum Gebet: tanzend klagt der Kleingewerbetreibende Sonntags über die Concurrenz der Großindustrie und dankt im Polkaschritt der Gewerbebehörde erster Instanz. Wenn jetzt nur nicht Herr Heilinger

Digitized by Google

ein Gutachten über die Berechtigung der Musik ausarbeitet und nachweist, daß sie nicht befugt ist, Mittelstandspolitik zu treiben, und daß von der Socialpolitik die Socialpolitiker leben müssen; vielleicht aber stellt sich heraus, daß die Polka française »Das Kleingewerbe« gar nicht socialpolitische Musik ist und daß es sich hier um den unzulässigen Verschleiß einer Ware unter falscher Bezeichnung handelt.

†

* * *

Liebe Fackel!

Grillparzer ist »frei geworden«, und wie es heißt, gehen zur Zeit mehrere Verlagshandlungen daran, eine billige und volksthümliche Ausgabe seiner Werke zu veranstalten. So wäre denn, dünkt mich, die Gelegenheit da, an manchen Stellen eine Revision des Textes vorzunehmen. Ich lenke die Aufmerksamkeit der unterschiedlichen Herausgeber vor allem auf das bekannte Epigramm, das sich in der bei Cotta erschienenen Sauer'schen Ausgabe auf Seite 132 des I. Bandes findet. Es ist das vierte in der Reihe der Herrn Saphir, dem Vorfahr unserer besten Pressgeister, gewidmeten Gedichte und lautet:

Der Teufel wollte einen Mörder schaffen
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre;
Nur Eins vergaß der Ehrenmann: den Muth.
Da drückt' er ihm die Nase ein voll Wuth
Und rief: Lump, werd' ein Jud' — und recensiere!

Mit mir wird mancher Leser dieses Epigramms die Empfindung haben, daß der Meister der Form hier eine Lücke gelassen hat. Aber ich bin allen Ernstes der Meinung, daß Grillparzer den Vers, der den Reim auf »schaffen« enthält, einfach niederzuschreiben vergessen hat. Was hier störend auffällt, ist nicht nur der Mangel eines mit der ersten Zeile correspondierenden Verses. Der Leser, der die auf die Erschaffung des Recensenten verwendeten Stoffe aufzählt, spürt auch einen inhaltlichen Defect und sagt sich mit Recht, daß die von Wolf, Fuchs und Schakal bezogenen Ingredienzien und das Fehlen des Muthes noch nicht hingereicht hätten, um einen Recensenten zu machen. Bau und Inhalt der Strophe heischen unbedingt die Ergänzung durch einen zwischen die zweite

Digitized by Google

und dritte Zeile einzuschaltenden Vers, der in Grillparzer's Feder stecken blieb und dessen Aufnahme in die soeben vorbereiteten Ausgaben ich wärmstens befürworten möchte. Er lautet:

Die Unverschämtheit nahm er von dem Affen.

Ein Literarhistoriker.

* * *

Liebe Fackel!

Seit einiger Zeit wird jeder, der im »Kleinen Anzeiger« des ‚Neuen Wiener Tagblatt' annonciert, durch ein Circular des Herrn J. Lippowitz belästigt: man möge nächstens bei ihm annoncieren, das ‚Neue Wiener Journal' nehme das Inserat »ganz umsonst«; man braucht nur eine Einschreibgebühr zu bezahlen. J. Lippowitz steht vor der Thür des Wilhelm Singer und fängt die herauskommenden Kunden ab.

Wer in der Judengasse bei Wolwele Singer eine Hose kauft, dem rennt Jehuda Lippowitz nach und zerrt ihn in sein Local: man möge bei ihm einen Rock kaufen; er gebe die Kleider halb umsonst.

Aber Jehuda Lippowitz, der immer schreit, dass es »ihm selber höher kommt«, und dessen Princip »fort mit Schaden!« lautet, ist ein schlichter Trödeljude. Er bleibt im Ghetto und stolziert nicht auf der Ringstraße herum.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Sammler. Ob die City-Berichte, die jetzt wieder in der ‚Neuen Freien Presse' erscheinen, wirklich in London geschrieben werden? Sicher ist, daß sie aus London stammen: Sie werden allesammt aus englischen Blättern übersetzt, und man merkt das an den Uebersetzungsfehlern. Am 25. Juli war zu lesen: »Die Schwarzen (im südafrikanischen Minengebiet) haben während des Krieges reichlich Beschäftigung zum doppelten Lohn gefunden, den sie in den Minen bezogen, und im Hausdienste können sie die höhere Figur auch heute jederzeit in Notierung bringen.« Offenbar, denkt der Leser, sind die Schwarzen stattliche Erscheinungen, und darauf legen elegante Leute bei ihren Lakaien Werth. Aber der Uebersetzer hat bloß nicht gewußt, daß das englische »figure« auch »Ziffer, Zahl, Preis« bedeutet. Die Schwarzen erhalten als Dienstboten gute Löhne. Aber mit ihrer Figur ist's nicht weit her; die Basutos sind klein und von geringer Muskelentwicklung. — Die ‚Neue Freie Presse'

Digitized by Google

sollte sich nicht zersplittern. Schlechtes Englisch trifft bald einer, aber nicht Deutschkönnen ist bisher ihre eigentliche Stärke gewesen. Wie individuell klingt es, wenn sie am 24. Juli (Abendblatt) in dem Artikel »Aus dem sächsischen Königshause« sagt: »Doch steht es schon heute fest, daß der König sich eine prunkvolle Begehung dieses Tages verbeten wird.« Am 25. Juli entwirft ein Feuilletonist das folgende Momentbild des Erzbischofs Samassa: »Auf der Brunnentenne von Kissingen sah man in diesen Tagen allmorgentlich einen würdigen, alten Herrn, einen Becher Rakoczy oder Pandur schlürfend, lustwandeln. Auf der gedrungenen, breitschulterigen Gestalt ein großer, harter Schädel unter dem Schatten eines breitkrämpigen Hutes. In den auf dem Rücken gekreuzten Händen ein dicker Rohrstock.« Es handelt sich, wie gesagt, um einen Erzbischof und nicht um einen Equilibristen. Der hätte gewiß auch noch gleichzeitig den dicken Rohrstock auf der Nasenspitze balanciert. — Zu den in der letzten Woche »vorgekommenen Coursvariationen« von Sprache und Bildung gehört wieder ein mißlungenes Citat. Diesmal ist nicht Macaulay und nicht Vergil, sondern Shakespeare der Privatbeschädigte, und der Thäterschaft wird ein gewißer Franz Servaes, der gegenwärtig die Bilder der Münchener Ausstellungen mißversteht, beschuldigt. Er ist als gedankenloser Schwätzer seit Jahren ortsbekannt. Aber die Treffsicherheit muß besonders festgenagelt werden, mit der er am 23. Juli von den Münchener Secessionisten versicherte: »Sie sind reif geworden. Und ‚Reif sein ist Alles' erkannte schon Prinz Hamlet's Scharfblick«. Aber Servas Franz! Prinz Hamlet's Scharfblick erkannte doch bloß: The readiness is all«, zu Deutsch: »In Bereitschaft sein ist Alles« (V. Act, 2. Scene). Vielleicht erzählt man uns nächstens, daß »schon« Hamlet behauptet hat: der Rest ist Schlafen.... Und dergleichen freche Unbildung macht sich auf der ersten Seite eines Blattes breit, das den Culturverschleiß für das deutsche Bürgerthum Oesterreichs gepachtet hat! Wann endlich erlöst uns ein gütiges Geschick von dieser Geisterpest?

Neugieriger Leser. Sie lasen im Briefkasten des ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 21. Juli, S. 3, erste Spalte, die folgende Antwort:

> **E. B. 10.** Die von Ihnen bemerkte Art des »Händedruckes« ist vielleicht ein Erkennungszeichen der Mitglieder einer gesellschaftlichen Vereinigung.

Diese vorsichtige Antwort reizt sie zu neuer Frage. Man darf nicht zu neugierig sein. Es gibt »gesellschaftliche Vereinigungen« sehr harmloser Art. Einer sagt man nach, daß sie Throne stürzen und Altäre vernichten wolle. Aber in Wahrheit vertreibt sie sich bloß die Zeit damit, Circulare zu versenden, die die Mittheilung enthalten, daß eines ihrer Mitglieder — das zugleich auch Mitglied des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist — »einen großen Erfolg wünscht«. Mehr darf ich nicht verrathen.

Beobachter. Nein, daß der Dieb den Bestohlenen dann noch brieflich verhöhnt hat, ist höchstens bei der Strafbemessung ausschlaggebend; das Delict bleibt dasselbe, gleichviel ob einer aus Noth oder mit

Digitized by Google

frechem Hohn die Gesetzesschranken überspringt. — Ueber J. Lippowitz so viel: beim geltenden Rechtszustand wäre sein moralisches Verschulden nur läßlich, wenn das mit einem Ringstraßenpalais protzende ‚Neue Wiener Journal' den geplünderten Autoren wenigstens Recognitionshonorare zuschicken würde. Die Schadensgutmachung wäre nicht vollständig, aber freiwillig. Traut man indes Herrn Lippowitz nicht zu, daß er die Verpflichtung zu freiwilligen Leistungen fühle, so könnte man meinen: Kein Anerkennungshonorar, aber doch Anerkennung; die Reclame, die das ‚Neue Wiener Journal' den unfreiwilligen Mitarbeitern kostenlos machen kann, mag für manchen eitlen Autor ein Nachdruckshonorar aufwiegen. Aber Herr Lippowitz hat es nicht nöthig, zu schmeicheln. Er beweist den Autoren die ganze Macht jener Schere, durch die er sie soeben in den Dienst des ‚Neuen Wiener Journal' gezwungen hat. Kürzlich hatte er, ohne Einwilligung des Verfassers und des Herausgebers, der ‚Zukunft' einen zweispaltenlangen Artikel des Professors Schweninger entnommen. Die ‚Zukunft' hat remonstriert, vielleicht auch Professor Schweninger. Und Herrn Lippowitz' Antwort? Vierzehn Tage später (29. Juli) schneidet er aus der ‚Vossischen Zeitung' einen Schmähartikel über »Die Carrière des Professors Schweninger« aus. . . .

Leser. Jawohl, der Leitartikel, in dem der Börsenwöchner so unglücklich und unvollständig die Worte citierte, die Macaulay zur Verherrlichung der katholischen Kirche geschrieben, war — gegen die »Reactionäre« gerichtet. Diese Pointe habe ich mir in Nr. 109 leider entgehen lassen.

Besitzer einer Hundspeitsche. Nachdem ein obscurerer Schnüffler die Privatverhältnisse der in Concurs gerathenen unglücklichen Sängerin aufgestöbert hatte, begann die Sache auch für die große Presse» interessant« zu werden. Und bald verkündet der Gerichtssaalreporter unter voller Nennung der Namen, das Ehepaar habe die Scheidung beschlossen und auch schon bei dem zuständigen Gericht das Verfahren einleiten lassen. Mit allen Details wurde die Geschichte den Lesern serviert. Wie frech hier nicht nur Indiscretion, die ja selbst dort, wo sie »Wahres« zutage fördert, verwerflich ist, sondern außerdem auch Verlogenheit am Werke war, bewies die Berichtigung, die der Gatte, den weder finanzielles Mißgeschick noch schwere Krankheit vor schmutzigem Unglimpf schützen konnte, kürzlich an das ‚Neue Wiener Tagblatt' senden mußte und deren Kernsatz folgendermaßen gelautet hat: »Sehr überrascht bin ich, zu erfahren, daß meine Gattin und ich beim Gerichtshofe für den Budapester Landbezirk ‚das einverständliche Scheidungsverfahren' einleiten ließen. Allerdings befinde ich mich mit meiner Gattin in wichtigen Dingen im Einverständnis, aber von unserer im Zuge befindlichen Scheidung sind wir einigermaßen überrascht.«

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Jene P. T. Post-Abonnenten, die ihr Abonnement weder erneuert noch auch den weiteren Bezug abgelehnt haben, werden um eine Aeußerung ersucht.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Nr. 112 Erschienen am 14. August 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Metzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	K 7.—
" "	18	"	"	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36	"	"	M. 7.—
" " " "	18	"	"	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	" 8.20
" " " "	18	"	"	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1[illegible] des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 13.

DIE FACKEL

NR. 112 WIEN, ANFANG AUGUST 1902 IV. JAHR

Heiligenkreuz, am 7. August 1902

Sehr geehrter Herr!

Sie waren so freundlich, mir einen Ausschnitt der ‚Deutschen Zeitung' vom 3. d. M. mit dem Ersuchen zu übersenden, Ihnen zur Aufklärung über die Diätenfrage des n.-ö. Landesausschusses einige Zeilen für Ihre Zeitschrift ‚Die Fackel' einzusenden. Ihrem Wunsche kann ich leider derzeit nicht nachkommen, da mir hier, innerhalb der Klostermauern von Heiligenkreuz, die nothwendigen amtlichen Daten zur Richtigstellung der in dem mir zur Einsicht übersendeten Artikel der ‚Deutschen Zeitung', betitelt »Die Reisediäten der Landesausschüsse«, enthaltenen Angaben mangeln.

Was jedoch den in diesem Artikel enthaltenen, meine Person betreffenden Passus, auf den Sie besonders hinweisen, lautend: »Daß Herr Schöffel, der doch in Mödling domiciliert und sich etwa allwöchentlich einmal mit dem Besuche des Hyrtl'schen Waisenhauses strapaziert, dafür aber die Diäten von Wien aus aufrechnet, weil das gesetzliche Domicil des Landesausschusses Wien ist: dieser Act der Noblesse wird nicht zur Sprache gebracht, und der Ehrengreis steht da im schneeweißen Unschuldsgewande neben dem kohlschwarzen Höllenteufel Geßmann«, anbelangt, so kann ich Ihnen sogleich das Folgende zur Aufklärung mittheilen, das Sie beliebig benützen können:

Ich bin nicht nur von dem Stifter des Waisenhauses Josef Hyrtl testamentarisch, sondern auch stiftbrieflich und statutengemäß als lebenslänglicher Curator der Hyrtlstiftung bestellt. Das von Hyrtl gestiftete, von mir allein errichtete und organisierte Waisenhaus untersteht meiner Leitung allein, ich allein habe das Recht, die Bediensteten des Waisenhauses anzustellen oder zu entlassen, mir allein steht das Verfügungsrecht über alle der Stiftung gehörigen oder zufallenden Mittel, im Sinne der Stiftungsurkunden und der Statuten, zu. -- Dem Landesausschuß steht kein Aufsichtsrecht über die Anstalt zu! — Der Landesausschuß hat daher kein Recht, die Anstalt amtlich zu inspicieren, und es wäre daher die Aufrechnung irgend welcher wie immmer Namen habenden Kosten, aus Anlaß einer Inspicierung des Hyrtl'schen Waisenhauses seitens irgend eines Mitglieds des Landesausschusses, einfach ein Betrug!!

Ich besuche nicht wöchentlich einmal, wie in dem Artikel der ‚Deutschen Zeitung' behauptet wurde, sondern täglich und mitunter, wenn es die Zeit gestattet, zweimal täglich die Waisenanstalt. Es ist das für mich keine Strapaze, sondern ein Vergnügen, da ich mich mitten unter den Kindern allein wohl und zufrieden fühle. Es konnte mir nie einfallen, mir meine Besuche in der mir unterstehenden, von mir geschaffenen Waisenanstalt und überhaupt meine Mühewaltung für diese Anstalt irgendwie und von irgendwem, sei es aus den Mitteln der Stiftung, sei es aus dem Landes- oder einem anderen Fonde, entlohnen zu lassen, und ich habe auch thatsächlich unter keinem Titel oder Vorwand je auch nur

Digitized by Google

einen Heller für mein Wirken als Curator der Hyrtlstiftung aufgerechnet!! Im Gegentheil! Ich habe die Stiftung als ein heiliges Vermächtnis meines unvergeßlichen Freundes Hyrtl betrachtet und bei Gründung des Waisenhauses, das ich als meine Lieblingsschöpfung betrachte, nachweisbar schwere Opfer an Zeit und Geld gebracht!

Der Anwurf in der ‚Deutschen Zeitung' vom 3. d. M. ist daher eine eben so plumpe als schamlose Lüge und Verleumdung.

Von dem Recht einer Berichtigung der mir in dieser Zeitung unterschobenen niederträchtigen Handlung, welche nicht nur als Schwindel, der ja heutzutage geduldet und bewundert wird, sondern als Betrug qualificiert werden muß, kann ich keinen Gebrauch machen, da eine Berichtigung doch nur eine Behauptung ist, die der gegentheiligen Behauptung gegenübersteht und die, wie gebräuchlich, von der Redaction mit Randglossen versehen, gegenüber der Masse, die immer das Schlechte glaubt, wirkungslos ist.

Es bleibt mir daher nichts anderes übrig, als die ‚Deutsche Zeitung' wegen Ehrenbeleidigung und Verleumdung gerichtlich zu belangen.

Da jedoch wahrscheinlich der verantwortliche Redacteur den anonymen Verfasser des Artikels, der, wie ich vermuthe, auch das Recht der Immunität in Anspruch nehmen wird, nicht verrathen, sich selbst aber mit der Unkenntnis des Inhalts des Artikels vor seiner Drucklegung entschuldigen wird, so werde ich zur Wahrung meiner Ehre und zur Vorsicht einen unabhängigen Fachmann im Rechnungsfache, einen ebensolchen in der Landesverwaltung bewanderten Juristen ersuchen, im Beisein von zwei unbetheiligten Zeugen aus Abgeordnetenkreisen die Durchsicht und Prüfung der Reiseparticularien des Landesaus-

Digitized by Google

schusses, der Landesanstalten jeder Art sowie der Rechnungen des Hyrtl'schen Waisenhauses vorzunehmen, und den Befund dann der Oeffentlichkeit übergeben.

Kommt es zu einer Gerichtsverhandlung, so wird der Tag dieser Verhandlung ein dies irae sein, an dem alles discutiert werden und klar zu Tage treten wird*), — kommt es nicht dazu, so wird durch die in Aussicht genommene unparteiische Commission, eine Art Ehrengerichts, das ich für solche Fälle, besonders wenn die Schranken der Immunität die Wahrung der Ehre eines Einzelnen verhindern, bestens empfehle, die Sache vor der Oeffentlichkeit klar gestellt werden.

Joseph Schöffel.

Einer der wenigen Menschen in der österreichischen Oeffentlichkeit, deren Anblick kein ästhetisches Unbehagen erregt, Joseph Schöffel ward neulich in aller Stille 70 Jahre alt. Seit jener geschichtlichen That, deren Erinnerung Kürnberger festgehalten hat, der Rettung des Wienerwaldes vor einem Consortium von Holzgaunern, das mit Unterstützung der ‚Neuen Freien Presse' und des von ihr regierten österreichischen Staates das Werk der Abholzung bereits beginnnen sollte, seit jenem Tage, da der Patriotismus über die Staatscorruption siegte und nach der Entscheidung im Gerichtssaal ein artikelschreibender Privatmann die Regierung zwang, das Gesetz vom 12. April 1870 betreffend den Verkauf der Gründe des Wienerwaldes zu annullieren, von der Vernichtung eines Gesetzes bis zur Schaffung eines Gesetzes, bis zu der ruhmvollen Action für die Verwendung der Waisengelder zur Pflege und Erziehung von viertausend Waisen — ist das Leben des zähen und

*) Diese interessante Bemerkung bezieht sich vielleicht auf das Verhältnis zwischen der Thätigkeit der Landesausschüsse und ihrem Diätenbezug, das, wie ich in Nr. 110 ausführte und später wiederhole, dem Fernstehenden einwandfrei scheinen muß. Anm. d. Herausgeb.

Digitized by Google

aufrechten Mannes dem Kämpfen und Wohlthun gewidmet. In diesem fractionsmäßig verluderten Oesterreich hat er bewiesen, daß man mit dem Programm der Rechtschaffenheit alles Mögliche durchsetzen kann und daß vor der Rechtschaffenheit, wenn sie sich als bärbeißige Grobheit verkleidet, auch die corruptesten Bekenner der Parteiphrase zittern. Nur bei besonderen Gelegenheiten vereinigen sie sich, dafür Rache zu nehmen, daß der Selbstständige sie lehren wollte, für ein Weilchen der zerschlissenen Schlagwortfahne untreu zu werden und mit ungetrübtem Blick die Bedürfnisse des Volkes zu erkennen. Liberalen und antisemitischen Parteimännern, die im Hass gegen alles Eigenwüchsige sich aufs beste vertragen, war — so muß es scheinen — der 70. Geburtstag Joseph Schöffels der gefundene Vorwand, ihre Niedrigkeit revoltieren zu lassen. Jeglicher nach der Taktik, die ihm Gemüthsart und Parteistatuten vorschreiben. Die ‚Neue Freie Presse' drückt ihre Abneigung durch Todtschweigen aus. Und sie, die von der Geschäftsreise eines Teppichhändlers nach dem Orient unter »Personal-Nachrichten« Kunde gibt, hat es wirklich fertig gebracht, über den Ehrentag des Gründers der für alle europäischen Waisenheime vorbildlichen Hyrtl'schen Anstalt, des Ehrenbürgers von 103 niederösterreichischen Gemeinden nicht eine Sterbenssilbe zu verlieren. Es ist ja wahr: weder der Vorstand der israelitischen Cultusgemeinde, von dem uns schon im Juni verkündet wurde, daß er im October in das Alter des Psalmisten treten wird, noch Herr Alfred Grünfeld, zu dessen fünfzigstem Geburtstag uns spaltenlange Lyrismen über seine unergründlichen Augen und den träumerischen Cigarrenstummel, den er beim Clavierspiel im Munde behalte, beschert wurden, haben es sich einfallen lassen, in der ‚Fackel' die ‚Neue Freie Presse' als eine »von der Regierung concessionierte Kupplerin jeglicher Corruption«, als die »unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe« zu bezeichnen und sie

Digitized by

zu bezichtigen, daß sie im Jahre 1870 »den Holzabstockungsvertrag mit Moriz Hirschl und den Verkauf des Wienerwaldes als eine financielle Nothwendigkeit patronisiert« habe. Schöffel — er erinnert sich an seinen Brief in Nr. 81 der ‚Fackel' — muß sich solch unvorsichtigen Handelns schuldig bekennen. Werden aber die in Purkersdorf und Mödling errichteten Schöffeldenkmäler den Mann dafür entschädigen, daß er sich das »monumentum aere perennius«, in der ‚Neuen Freien Presse' genannt zu sein, nicht erringen konnte?

Weit klafft der Abgrund, der sich zwischen aller volksthümlichen Echtheit und der journalistischen Betrachtung unserer Tage aufgethan hat. Und wenn man fragt, auf welche Seite sich denn die christlichsocialen Befreier gestellt haben, so fällt die Antwort recht betrübend aus: Die jüdische Corruption ist ihnen nicht entfernter als die Integrität, die dem Parteidogma zuwiderhandelt. Man erinnert sich des albernen Diätenstreits im niederösterreichischen Landtag. Es ist ja möglich, daß da und dort gegen die Höhe der Bezüge einzelner Landesausschüsse etwas einzuwenden wäre; dem Fernstehenden will es scheinen, daß sie der erhöhten Arbeitsleistung, die man den Verdrängern der freisinnigen Nichtsthuerwirtschaft danken muß, durchaus angemessen ist. Liberale und deutschnationale Voreingenommenheit durfte dies verkennen; nie aber durfte Herr Geßmann, um dessen Bezüge sich der ekle Streit drehte, die Gegner durch Leugnen ins Recht setzen, nie durfte er durch Anführung einer geringeren Summe zugeben, daß die ihm vorgehaltene dem Umfang seiner Thätigkeit nicht entspreche, nie durfte er jene Methode der Vertheidigung wählen, an der er hartnäckig festgehalten hat, sollte nicht von dem triumphierenden Gegner schlechtes Gedächtnis für schlechtes Gewissen gehalten werden. Aber wenn vorweg die Parteibrille Kurzsichtigkeit erzeugt, so kann der leiseste Anstoß einen Parlamentarier völlig blind machen. Herr Geß-

Digitized by Google

mann und die Seinen ließen ihren Groll heftiger als an ihren Kritikern an dem Landesausschuß Schöffel aus, der seiner Pflicht gemäß und ohne ein Wort der Kritik die Diätenliste verlesen hatte. Dr. Lueger, der die Beschimpfung des von ihm geachteten Mannes sicherlich nicht geduldet hätte, war abwesend, und der Tross, um dessen Gefolgschaft den Bürgermeister kein Schätzer seiner Fähigkeiten und seines ehrlichen Willens beneidet, konnte auch nach Erledigung der Diätenfrage in Taktlosigkeiten schwelgen. In der Sitzung vom 26. Juli einigten sich die anticorruptionistischen Herren, die überdies Schöffel's Prophezeiung eines »allgemeinen Krachs der Gemeinden« empört hatte, in dem Troste, daß »alles übertrieben ist, was der Schöffel sagt«, wobei sie wohl auch daran dachten, daß es im Jahre 1870 mit dem Wienerwald und mit der Bestechlichkeit der ‚Neuen Freien Presse' nicht so schlimm stand. Aber die saturierten Eroberer Wiens mögen, wenn sie unter sich sind, »auch alles, was der Lueger sagt« und je gesagt hat, als übertrieben und, rückblickend auf ihre Erfolge, das Plündern als des Eroberns bessern Theil empfinden. Und wer wollte es bezweifeln, daß christlichsocialen Männern, die die christlichsociale Sache im Stiche lassen, die Parteipresse ein willkommener Herold ihrer Fahnenflucht ist? Von dem ‚Deutschen Volksblatt' ist nicht die Rede; es wäre ein Schauspiel anziehendster Art, wenn Herr Dr. Lueger den Muth hätte, die Nichtachtung, die er vor dem Handwerk der Volksblatt-Leute seit langem empfindet, öffentlich zu bekennen, und etwa die Vertretung seines Proceßgegners Jedek durch den Schwiegersohn des Herrn Vergani zum Anlaß benützte, der dümmsten und pöbelhaftesten Publicistik Wiens die Compromittierung christlichsocialer Tendenzen zu verbieten. Einer strengen Untersuchung bedarf aber das Verhalten der ‚Deutschen Zeitung', die in ihrem Leitartikel vom 3. August jenen Angriff auf den Landesausschuß Schöffel gewagt hat, der, so lange

Digitized by

der Autor im Dunkel bleibt, geeignet ist, die christlichsociale Partei mit dem Odium zu belasten, daß sie eine Kampfmethode billige, die ihre Presse, wenn schon nicht an Gefährlichkeit, so doch an Verworfenheit der jüdischen Journaille ebenbürtig erscheinen läßt. Mindestens ist mir im gegebenen Fall die Wahl zwischen dem edlen Schweigen der ‚Neuen Freien Presse' und jener seltsamen Geburtstagsüberraschung, die die ‚Deutsche Zeitung' dem Siebzigjährigen bereitete, schwer geworden. Der Anlaß — der Artikel behandelte die Reisediäten der Landesausschüsse — schien mir gegeben, von der berufensten Seite Aufschluß über die noch immer dunkle Angelegenheit zu erbitten. Dieser Bitte und dem Wunsche, Schöffels Vertheidigung gegenüber einem schwer kränkenden Anwurf zu hören, ist die Antwort ertheilt worden, die ich oben der Oeffentlichkeit übermittelt habe. Ich spreche die Hoffnung aus, daß die ‚Deutsche Zeitung', die so oft schon Publicationen der ‚Fackel' — ich erinnere sie nur an die Aufsätze von Liebknecht, Chamberlain und Bleibtreu — nachgedruckt hat, auch von den Ausführungen des deutschen Mannes Joseph Schöffel Notiz nehmen wird.

* * *

Die Entrüstung der jüdischen Presse — hier ist nicht bloß die deutschliberale, sondern vor allem die officiell jüdische orthodoxe Presse gemeint — war grenzenlos, als die ‚Fackel' vor zwei Jahren — in gesammtstaatlichem Interesse und ohne »antisemitische« Hintergedanken — einer Abwehr der Einwanderung »jüdischer Paupers und Militärflüchtlinge«, der aus Rumänien auswandernden Juden, das Wort sprach. Seither hat die ungarische Regierung strenge Maßnahmen gegen die Einwanderung der jüdischen Paupers getroffen. Seither hat der antisemitischer Gesinnung

Digitized by Google

unverdächtige und allen liberalen Geistern theuere Graf Goluchowski den Delegationen die Geschichte der rumänischen Militärflüchtlinge erzählt: Die rumänischen Juden seien in ihrem Geburtslande zumeist »Fremde«, weil sie sich vor Jahren, um dem Militärdienst zu entgehen, unter österreichischen Schutz gestellt hätten; Oesterreich habe später diesen Schutz nicht mehr gewähren wollen, Rumänien aber sich geweigert, den einmal Entnationalisierten wieder die Staatsbürgerschaft zu verleihen. Graf Goluchowski sprach die Wahrheit; denn sie ist nicht in der ‚Neuen Freien Presse' gestanden. Und wahr ist auch — weil sie gleichfalls nicht in der ‚Neuen Freien Presse' stand — die Aussage, die jüngst kein Geringerer als König Theodor Herzl vor der englischen Fremdeneinwanderungs-Commission abgelegt hat. Herr Herzl erklärte, daß die Einwanderung »jüdischer Paupers aus dem Osten« für England eine ernste Gefahr bedeute und bekämpft werden müsse, und er würde sicherlich auch Oesterreich vor der Gefahr, vor der er England warnte, behüten wollen. Die heftigen Vorwürfe, die in deutschjüdischen Blättern wegen seines Bekenntnisses gegen Herrn Herzl erhoben wurden, entkräften nicht seine Behauptungen. Es mag richtig sein, daß Herr Herzl die Engländer bloß für den Zionismus gewinnen und zur Ueberzeugung bringen wollte, der Zionsstaat müsse gegründet werden — Gründungen kosten Geld, und Geld ist am leichtesten in England zu finden —, wenn England nicht zugrunde gehen soll. Aber was er über die Einwanderung der rumänischen Juden sagte, bleibt, gleichviel wohin er sie auswandern lassen will, wahr. Und daran ändert auch die Thatsache nichts, die das antizionistische orthodoxe Judenthum Herrn Herzl so sehr verargt, daß er ungefragt der englischen Commission Auskünfte ertheilte. Das wird in Blättern vom Schlage der Wochenschrift des Rabbi Bloch als das schwerste Verbrechen gerügt. Begreiflicherweise; denn Herr Herzl hat die jüdische

Digitized by

Solidarität verletzt, und der zornige Tenor der gegen ihn gerichteten Angriffe lautet: »Wie hat er gesprochen? Ungerufen? Unberufen! Hat er's nöthig?« Nein, er hat's nicht nöthig gehabt, entschieden die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse'. Und so wurde ihrem Feuilletonredacteur, da er einmal selbst das Opfer der Todtschweigetaktik ward, nachdrücklich klar gemacht, daß ihn wenigstens im liberalen Oesterreich »niemand gefragt« hat. †

* * *

Von der Begeisterung, mit der sie zuerst den Koerber'schen Pressgesetzentwurf begrüßte, ist die ‚Arbeiter-Zeitung' rasch geheilt worden. Nur die freie Colportage, die der Entwurf verheißt, will ihr noch heute gefallen, und alle moralischen Wirkungen, die einst der Aufhebung des Zeitungsstempels zugeschrieben wurden, werden sich — so wird uns versichert — definitiv einstellen, sobald nur erst der Straßenvertrieb der Zeitungen erlaubt ist. Wer die freie Colportage im Ausland kennen gelernt hat, weiß zwar, daß sie bloß jenen Blättern nützt, die mit der Verbreitung erlogener Neuigkeiten in Extra-Ausgaben auf die Neugier der Einfältigen speculieren, und daß sie gänzlich wirkungslos wäre, wenn ihre schädlichen Wirkungen durch einen dringend nothwendigen Paragraphen gegen den Extrablätterunfug paralysiert würden. Nur die pure Fortschrittsheuchelei verkennt, daß unser Verschleiß durch die Tabak-Trafiken dem Zeitungswesen weitaus förderlicher ist als die »freie Colportage« den reichsdeutschen Tagesblättern und Revuen in Berlin, wo man, wenn man nicht dem ambulanten Verkäufer nachlaufen oder die paar Standplätze in den belebtesten Straßen eigens aufsuchen will, überhaupt keiner Zeitung habhaft werden kann. Ueber die engen Grenzen, innerhalb deren sich der

Digitized by Google

fliegende Vertrieb periodischer Druckschriften etabliert hat, greift dort bloß der Verschleiß von Extrawischen hinaus, die, von irgend einem Speculanten, der nicht einmal Besitzer einer periodischen Zeitung sein muß, irgendwo hergestellt, durch die dickste Lüge die meisten Käufer finden; der Fremde, der vor einem und vor zwei Jahren zu beliebiger Tageszeit in einem Kaffeehaus der Friedrichstraße saß, erinnert sich, daß er plötzlich durch ein Gebrüll auf die Straße gescheucht wurde, wo seine Vermuthung, daß einer gestochen worden sei, enttäuscht ward und bloß hundert deutsche Männer um einen Kerl sich scharten, der den jeweilig »neuesten Sieg der Buren« ausgröhlte. Solche Verschweinung des Straßenbildes, die mit einer kaum nennenswerthen Förderung der Papier- und Verlagsindustrie Hand in Hand geht, steht uns bevor. Aber die ‚Arbeiter-Zeitung', die schon vor zwei Jahren, als der Zeitungsstempel aufgehoben ward, die Befreiung der Presse von den Banden des Capitalismus proclamierte, schwärmt jetzt für die freie Colportage und könnte die Leser fast glauben machen, daß nach deren Einführung nicht nur das öffentliche Leben endgiltig von der Corruption, sondern sogar die ‚Arbeiter-Zeitung' von den Inseraten der Corruption gereinigt sein wird.

Oesterreich steht noch immer »unter dem Doppeladler« und nicht unter dem Dr. Victor Adler, und es gibt hier, mag auch hundertmal das Unwahrscheinliche zur Wirklichkeit werden, keinen Minister, der, wissend, daß sie die Bande des Capitalismus sprengen wird, die Colportagefreiheit einführen wollte. Herr v. Koerber ist socialistischer Anschauungen gänzlich unverdächtig, hat sich zur Consequenz des von der ‚Arbeiter-Zeitung' bekannten Grundsatzes »Heute roth, morgen roth!« niemals aufzuschwingen versucht und setzt, wenn er das »Morgenroth« der wirtschaftlichen Freiheit der Zeitungen an die Wand malt, sorgsam das Grau der Kerkermauern daneben, zwischen denen

Digitized by Google

er die Zeitungsschreiber verwahren will. Alle einsichtigen Juristen erblicken in der Beseitigung des objectiven Verfahrens eine reactionäre Maßregel, solang das Strafgesetz, das im nächsten Jahre eine unrühmliche Centennarfeier begehen wird, in Kraft ist, und Professor Lammasch hat kürzlich im Herrenhaus von der Reformbedürftigkeit der Paragraphe 58 (Hochverrath) und 300 (Aufreizung zu Hass und Verachtung) gesprochen. Aber damit ist er bei der ‚Arbeiter-Zeitung' schlecht angekommen. Auch sie ist mit dem Koerber'schen Entwurf unzufrieden, doch nicht deshalb, weil nach veralteten Paragraphen, sondern lediglich, weil durch Berufsrichter über die Presse judiciert, die Judicatur der Schwurgerichte beschränkt werden soll. Nicht auf das Gesetz, so belehrt sie am 2. August anmaßend-herablassend den »weltfremden Herrn Dr. Lammasch«, sondern nur darauf, wer es handhabt, komme es an, und alles wäre in bester Ordnung, wenn der Grundsatz festgestellt würde: Politische Delicte können nur von Geschwornen beurtheilt werden. Die welt- und rechtskundige ‚Arbeiter-Zeitung' weiß natürlich nicht, daß es in der Macht jeder Regierung steht, für die Pressprocesse gegen deutschnationale oder socialdemokratische Redacteure die Schwurgerichte christlichsocialer Städte delegieren zu lassen, und sie kann's sich nicht ausmalen, was in den Badeni-Tagen geschehen wäre, wenn wir damals das objective Verfahren nicht gehabt hätten und Reichenberger Schriftleiter vor den Czaslauer Geschwornen nach § 300 St. G. angeklagt worden wären. Sie vertraut den Richtern aus dem Volke — mag auch ihr Volk nicht das des Angeklagten sein —, erklärt: »Es gibt kein gutes Strafgesetz!«, bagatellisiert die Bemühungen der Strafrechtslehrer, ein besseres zu schaffen, und bekennt schließlich, daß ihr das schlechteste das liebste sei. Ein Paragraph laute, wie er will; »je dümmer, reactionärer und dehnbarer der Paragraph ist, desto besser ist es für den angeklagten

Digitized by Google

Publicisten, denn auf den § 58 oder den § 300 können und werden sich Geschworne so leicht nicht einlassen.« Durch einen Hochverrathsparagraphen nur nicht sich bange machen lassen, ruft der socialdemokratische Redacteur kühnlich, »der schlechteste ist in den Händen von Geschwornen noch eine harmlose Drohung«. Man fühlt sich versucht, über die Naivetät eines Publicisten zu lachen, der da glaubt, die Staatsgewalt werde jemals einen Zustand schaffen helfen, bei dem die strafrechtliche Drohung gegen den Hochverrath harmlos wäre, und der's nicht merkt, daß ihm die kräftigsten Argumente, die längst gegen die Schwurgerichte vorgebracht wurden, durch das wirre Gedächtnis und in die Feder laufen. Doch die Heiterkeit ist nicht am Platz. Es ist eine ernste Wahrheit, daß die österreichische Pressmaffia an die Stelle des objectiven Verfahrens die völlige, durch schlechte Gesetze verbürgte Unverantwortlichkeit der Journalistik setzen möchte. Das »Je dümmer der Paragraph ist, desto besser für den Publicisten« ist ein Programm. Damit es vollständig werde, muß man aber noch hinzufügen: je dümmer die Regierung ist, je dümmer die Bevölkerung ist, — desto besser für den Publicisten.

* * *

Herr Wilhelm Singer hat in seiner berühmten Rede — ich übersah es neulich — noch einen wichtigen Fall angeführt, über den der alleroberste Gerichtshof in Presssachen zu judicieren hätte. »Gesetzt den Fall, daß eine Zeitung einen Abgeordneten zum verantwortlichen Redacteur macht —«, begann Herr Singer, den Leser verblüffend. Wie? Der Mann hat den Muth, den ärgsten Mißbrauch, der mit der »pflichtgemäßen Obsorge« getrieben werden kann, zu brandmarken? Eine Zeitung, die der Strafe für Verbrechen und Vergehen sich durch Vorschiebung des Strohmannes entzieht, kann thatsächlich heute auch die Uebertretung, welcher sich dieser schuldig macht, straflos begehen, wenn sie auf den guten Einfall

Digitized by Google

kommt, die Stelle des Strohmannes einem Abgeordneten zu übertragen. Nicht nur, daß Parlamentarier geneigt sind, auf Blättern, die sie als Herausgeber leiten, auch als »verantwortlicher Redacteur« zu zeichnen, und so jederzeit den Muth betonen, sich persönlich für das, was sie gethan haben, der Verfolgung zu entziehen: sie, die dem Reclamebedürfnis speculativer Verleger jede Immunisierung einer Büberei gegen das Eheleben des Thronfolgers scrupellos liefern, wären unter Umständen gewiß auch dafür zu haben, sich als »verantwortlich« einer beliebigen Zeitung zu verschreiben. Und der liberale Herr Singer ist so anständig, gegen einen Mißbrauch der Pressfreiheit, gegen eine Verhöhnung der Gesetze, wie sie wohl in keinem Parlament der Erde, das sich selbst achtet, möglich wären, zu protestieren? Er citiert den »verantwortlichen« Abgeordneten, der seine Immunität einem Zeitungseigenthümer leihweise überlassen und den trotzdem nicht die Verachtung der parlamentarischen Collegen aus dem Hause gestäupt hat, vor den »Ehrengerichtshof« der Presse? Ja, das thut Herr Singer. Freilich, nur für den Fall, daß der immune Ehrenmann — »einen Journalisten in Wort und Schrift, in der Kammer oder in der Zeitung beleidigt« hat. Beleidigt er einen Kaiser, Bürger oder Edelmann, beleidigt er den und jenen, sie alle mögen zusehen, wie ihnen Genugthuung wird; beleidigt er einen Journalisten, so tritt der alleroberste Gerichtshof zusammen. Aber zugegeben, daß solches Delict wirklich die einzige strafwürdige Handlung wäre, welcher sich ein verantwortlicher Unverantwortlicher schuldig machen kann: wenn's Herrn Singer ausschließlich um die Wahrung der Standesehre zu thun ist, dann muß doch wahrhaftig auch der tölpelhafteste Verstand den kürzeren Weg finden, der zu solchem Ziele führt, sobald die Standesehre durch den Mißbrauch der Immunität verletzt wurde. Wer hat sich denn ärger gegen sie vergangen, der Abgeordnete, der sich anstellen läßt, oder der Zeitungseigenthümer, der ihn anstellt? Jener hat, so lang kein Gesetz und keine Geschäftsordnung ihm solche Schändlichkeit verwehren, vor allem gegen die Ehre des Parlaments gesündigt und das Votum des journalistischen Gerichtshofes kann ihn nicht treffen, da es ihn nicht einmal erreicht. Viel einleuchtender ist es schon, daß der Zeitungseigenthümer der Ehrenjudicatur seines Standes unterworfen ist. »Gesetzt den Fall«, ruft Herr Singer, »daß eine Zeitung einen

Digitized by Google

Abgeordneten zum verantwortlichen Redacteur macht —«. Jeder Analphabet würde deducieren: So hat sich vor allem die Zeitung wegen Vergehens gegen die Standesehre vor dem Ehrengericht der Zeitungen zu verantworten! Herr Singer deduciert nicht so. Folglich ist er kein Analphabet*).

Lenau-Feier.

Da dieses Heft in Druck geht, rüsten sich die Pressleute Wiens und Budapests, am 13. August den 100. Geburtstag Nicolaus Lenau's als eines der Ihren feierlich zu begehen. Ein ungarisches Blatt, vielleicht eben noch im Bunde mit der Polizei um die Verschweigung der schmutzigen Kinderschändungs-Affaire bemüht, plant eine eigene Festnummer zum Ruhme des auf ungarischer Erde gebornen Deutschen, und die östlichen Geister, die hüben und drüben den Ton angeben, werden, in schwer zu entscheidendem Wettstreit, ihn beide als den »größten Sohn« ihrer Nation ausrufen. Ueber den Idealismus von Annoncenmännern, die sich durch den Abreißkalender an die Pflichten gegen die mißhandelte Literatur erinnern lassen, braucht man sich keine Scrupel zu machen, und die Berechtigung, in Dingen deutscher Dichtung mitzureden, bleibt so lange bestritten, als sie sich mit der Fähigkeit, ein Geburts- oder Todesdatum in Evidenz zu halten, verwechseln möchte. Es ist immer die nämliche Passion, die des Dichters Andenken durchmacht: bis neunundneunzig blieb es dem

*) Zur Orientierung des Lesers füge ich hinzu, daß dies der bekannte logische Schluß ist, gebildet nach der Formel Richards III.: »Das wild'ste Thier kennt doch des Mitleids Regung. Ich kenne keines: bin daher kein Thier.«

Digitized by Google

deutschen Volke werth; aber im 100. Jahr legt Herr Edgar v. Spiegel einen Kranz auf's Grab. Und wie die Würmer aus der Erde, kriechen dann die pietätvollen Feuilletonisten hervor, Anekdotenverschleißer und Geburtstaglöhner, die den Leser glauben machen möchten, sie hätten ihr Leben bis zu dieser Stunde in melancholischer Lenau-Verehrung zugebracht. Die Bitte an die liebe »Concordia«, Dichter, auch wenn sie »actuell« werden, ungeschoren zu lassen, würde wirkungslos verhallen. Darum will ich mich damit begnügen, auf den wahren Zusammenhang, der zwischen Lenau und den Wiener Zeitungsmenschen besteht, zu verweisen und durch Mittheilung von Versen aus seinem »Dichterischen Nachlaß« (Sämmtliche Werke, Bd. II.) die Antwort des Gefeierten auf die ihm dargebrachten Huldigungen wiederzugeben. Ich bin sicher, daß mir kein Tagesblatt mit diesen Citaten zuvorkommen wird. Was Wiener Kritiker von Lenau halten, müssen wir leider in diesen Tagen erfahren. So erfahre man denn auch, was Lenau von den Wiener Kritikern hält.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Contrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen,
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urtheil hinzulallen.

Digitized by Google

Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brot erkennt,
Ist's für ihn kein Sakrament.

•

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

•

Competenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sei's die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Mühn und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken;
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;
Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.
Aber alle andern sollen schweigen,
Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen sollen sie und sollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit seinem Urtheil sich verschliefe,
Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken!
Und indem ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze;

Digitized by Google

Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
Hat euch umgeblasen unterdessen.
Und es hinken weiter unsre Richter,
Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
Während hier und dort aus lyrischen Laken
Ihre Lieder ihnen Märsche quaken.

•

An Hermann Bahr:

Einem Forcierten.

Zu besiegen deine schwere
Ungelenkigkeit,
Bist du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sanct Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht sanctveitelt,
Dünkt dir kein Poet.

An denselben:

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon, den Becher der Begeistrung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitierest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleistrung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

•

An Rudolf Lothar:

Einem kritischen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Aesthetik,
Will ich einen Rath dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müd gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Digitized by Google

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelisch-ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne!
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg' auf's Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

•

An Julius Bauer:

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hattest manchmal ein Gedänklein*);
Doch als Dichter bist du kläglich!

Recensenten sind fast alle
Obenleichthindrüberhuscher,
Und die Dümmsten mit Gelalle
Auch versifikante Pfuscher.

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'schen Hengsten.

Hei! Hei! Hei! du krit'scher Bummler,
Zeige dich nun selbst als Reiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörst du's wiehern? Hörst du's rufen?
Doch dein Graugaul sträubt die Ohren,
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde sich verbohren.

*) Stark übertrieben! Anm. d. Herausgeb.

Und die Reiter nehmen's Kränzlein,
Das du ihnen gabst zur Ehre,
Und sie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raschelnd mit den Lorbeerbauschen
Peitscht der Esel sich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauschen
Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
Hat der Wind davon getragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
Lass' die Vers' im Halse stecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Lass' den Grauen bei den Säcken!

Lass' als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen!

•

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frohne schlechter Horden.
— — — — — — — — — — — — —
Kein Bannesblitz kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmähliche Umnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

•

Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen.

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen.

Ist der Dichter, der solches schrieb, wirklich heute hundert Jahre alt? Die Betroffenen werden, wenn sie so ihn wiederfinden, »ihren Lenau« nicht erkennen und achselzuckend erklären, der Mann sei eben — dem Wahnsinn nah gewesen, als er jene

Digitized by Google

Grobheiten, die sich in seinem Nachlaß fanden, verfasste. Und wenn manche, die über ihn geschrieben, in dem Wunsche, ihn auch kennen zu lernen, zu seinen Epigrammen greifen, mögen sie an einem Trost finden, das sie, Gleiches mit Gleichem vergeltend, an die Adresse des Herausgebers der ‚Fackel' weitergeben werden:

Ein Recensent.

Ich las in seinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,
Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
Ich sah ihn führen spitzige Lanzetten,
Mit ekler Lust Skandale auszuweiden,
Heliogabaläisch Formen kneten.
Ich sah ihn Unrath sammeln in Retorten,
Er sublimierte ihn zu scharfen Witzen,
Am Boden blieb nach schnellverdampften Worten
Als caput mortuum die Ehre sitzen.

Ein wohlwollender Anonymus hat mir zur Lenaufeier dies Gedicht, das meine Thätigkeit vorahne, übersendet. Ich drucke es ab, um den Herren Bahr, Bauer und Lothar die Antwort auf meine Anzüglichkeiten zu erleichtern oder zu ersparen. Aber ich versichere, daß mich Lenau nicht gemeint hätte. Denn abgesehen von den spitzigen Lanzetten und scharfen Witzen, die auf mich zu beziehen nicht bescheiden wäre, müßte er erkennen, daß mein Streben in seinem Sinne dem Schutze der Kunst gegen ihre Parasiten, gegen die Unberufenen, gegen die Forcierten, gegen die kritischen Nachtarbeiter und gegen die Reiter von W. gewidmet und daß der einzige Skandal, den ich ausweide, die Abhängigkeit der öffentlichen Meinung von den öffentlich Meinenden ist. Wohl bleibt in meiner Retorte, die den Unrath des Wiener Geisteslebens sammelt, nach schnellverdampften Worten als caput mortuum die Ehre sitzen. Aber auch diese verflüchtigt sich leicht: denn sie ist — die »Ehre der Zeitung«, die nach Befund des Obersten Gerichthofs nur in einer fast unmerklichen Quantität vorhanden ist.

* * *

»Tolstoi hat sich angeklagt!« rief der Leitartikler am 3. August emphatisch aus: »Er verlangt zur Rechenschaft gezogen zu werden. Er heischt Verschickung, Einkerkerung und noch härtere Strafen. Er thut dies, um von den unschuldig Verfolgten die Verantwortlichkeit auf sich, als den Urheber staatsfeindlicher Agitation, abzuwälzen.« In den höchsten Tönen der Begeisterung preist die ‚Neue Freie Presse' Russlands Propheten, weil er in einem Brief an den Minister des Innern und der Justiz gefordert, daß man nicht jene strafe, die sich der Ordnung des Staates widersetzen, sondern ihn selbst, der die Pflicht der Widersetzlichkeit gelehrt, der die Ordnung geleugnet. »Solche Worte sind Thaten«, schreit die ‚Neue Freie Presse', »sie werden fortwirken: nicht nur in Russland«. Wo sonst? Wo gibt es noch ein Land, in dem der Arm des Staates stets zurückbebte, wenn es galt, den wirklich Schuldigen zu fassen? Wo darf Tag für Tag straflos zur Uebertretung der staatlichen Gesetze aufgefordert werden, und wo wird die Uebertretung selbst mit aller Härte avitischer Gesetze gestraft? Noch können wir die Botschaft kaum glauben, die uns in die Ohren gellt, und noch wagen wir uns kaum zu gestehen, was doch nicht mißzuverstehen ist: daß die ‚Neue Freie Presse' von Oesterreich spricht, daß Bacher & Benedikt sich — »auf ihre alten Tage« — bekehrt haben und, da die ganze übrige Concordiajournalistik vor der gesetzlichen Verantwortlichkeit zittert, die ein neues Pressgesetz ihr auferlegen will, kühn über alles staatliche Gesetz hinaus auch die moralische Verantwortlichkeit für ihr Thun auf sich zu nehmen bereit sind. Kein Börsengauner, der die Sparpfennige der Armen verpraßte, wird künftig noch verurtheilt werden dürfen; die ‚Neue Freie Presse' tritt zwischen Kläger und Angeklagten und bekennt: ich war es, die zum Börsenspiel verlockte, ich habe schwindelnd hohe Curse der Actien prophezeit, die dann unaufhaltsam entwerthet wurden, und ich habe gegen alle geeifert und gegeifert, die die Ausbeutung der Leichtgläubigen durch die Börsenspieler bekämpften. Kein Heirathsschwindler hat künftig noch den Kerker zu fürchten; neben die betrogenen Mädchen tritt die ‚Neue Freie Presse' als Entlastungszeugin und klagt sich selbst an: diese konnte der Betrüger niemals in seine Netze ziehen, wenn ich sie ihm nicht zugetrieben hätte; bei mir lasen sie die Inserate, ich machte ihnen ehrbare Anträge, ich gab den vacierenden Kellner für einen Aristokraten aus, mit

Digitized by Google

dem die Ehe nicht ausgeschlossen sei, vermittelte Briefe und zärtliche Rendez-vous. Kein Verbrechen wird es geben, dessen die ‚Neue Freie Presse' sich nicht bezichtigte und bei dem sie nicht die wahre Schuldige sein will, die Richter müssen Freispruch über Freispruch fällen, und weil die ‚Neue Freie Presse' in Oesterreich eine noch mystischere Autorität als Tolstoi in Russland besitzt und kein Richter sie je vor seinen Stuhl zu rufen wagen wird, hat alle Strafjustiz ein Ende. Ohnmächtig müssen die bösen Antisemiten diesen Triumph des Liberalismus mitansehen, den Sieg der Ideen Tolstois erleben, der sie bekanntlich mit den Herren Noske und Wrabetz theilt und deshalb in der ‚Neuen Freien Presse' »ein Hort des freien Gedankens, der Aufklärung, des sittlichen Fortschritts« genannt wird. Und Tolstoi, der jezt endlich, trotzdem er das Zinsennehmen verpönt, als Fortschrittlicher erkannt ist, wird auch jenes Nietzsche Lehre besiegen, die die ‚Neue Freie Presse' von Herrn Stein aus Bern seit langem bekämpfen ließ, weil – so versichert der Leitartikler — »gegenwärtig der Geist des Christenthums von politischen Strebern im Sinne des antichristlich gesinnten Nietzsche gewendet und verwendet wird«. So wird der Parteienstreit in Wien ins Philosophische emporgehoben. Herr Benedikt ist Tolstoianer, und an dem Tage, da er's ward, konnte uns die Kunde nicht erschüttern, daß Herr Gregorig Nietzscheaner sei. . . .

+

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Historiker. Wir wollen ein wenig »Neue Freie Geschichte« durchnehmen. Am 1. August erzählte ein Feuilletonist — das Feuilleton war »Die Sachsenklemme« betitelt: »Auf den Siegesjubel von Aspern waren die Niederlagen von Abensberg, Eckmühl, Wagram und Znaim gefolgt, die Oesterreich zwangen, den Waffenstillstand von Znaim zu schließen.« Aber die Niederlagen von Abensperg (nicht Abensberg) und Eckmühl erlitt Erzherzog Karl auf dem Rückzug aus Bayern donauabwärts zwischen dem 19. und 23. April, einen Monat vor der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai), und sie haben mit den Niederlagen bei Wagram und Znaim (6. und 10. Juli) nichts zu thun. — Ist Ihnen vielleicht etwas von den »zweiundzwanzig Jahren der Regentschaft der hohen Frau aus dem Habsburgerhause« — der Königin Maria Christina von Spanien —, von denen die ‚Neue Freie Presse' am 7. August (Abendblatt) sprach, bekannt? Sie wagen den Einwand, daß Alfons' XII. posthumer Sproß um Mitte Mai dieses Jahres sechzehnjährig und großjährig geworden ist. Sollte Alfons XIII., so fragen Sie, wirklich im sechsten

Digitized by Google

Jahre der zweiundzwanzigjährigen Regentschaft seiner Mutter, d. h. mehr als fünf Jahre nach seines Vaters Tod, geboren worden sein? Nein, so irrt die Natur nicht. Weil aber die Ereignisse seit dem Bestande der ‚Neuen Freien Presse' gelernt haben, sich ihren Behauptungen zu fügen, und nur die deutsche Sprache noch den Versuchen des Weltblattes, sie zu vergewaltigen, Widerstand leistet, hat es mit den 22 Jahren trotzdem seine Richtigkeit, und bloß das Wort »Regentschaft« will sich die ihm in der Fichtegasse verliehene Bedeutung nicht aufzwingen lassen: Maria Christina ist nämlich zwar seit 22 Jahren Königin, aber sie war nur vom Ende des Jahres 1885 bis zur Mitte des Jahres 1902 Regentin von Spanien. — Natürlich fehlt in der »Neuen Freien Geschichte« auch die Kunstgeschichte nicht. Am 7. August werden die Beschädigungen beklagt, die jüngst die »Basilika« San Giovanni e Paolo in Venedig erlitt, und der Kunsthistoriker zittert für das Schicksal der größten Zierde dieser Kirche, des Tizian'schen Gemäldes »Die Ermordung des heiligen Petrus Martyr«. Aber die Kirche San Giovanni e Paolo ist in italienischer Gothik gebaut und keine Basilika, und wegen des Tizian mag der neue freie Kunsthistoriker nur unbesorgt sein: Das Bild »Petrus Martyr« ist bereits im August 1867 verbrannt, und um die schlechte Copie, die jetzt an seiner Stelle ist, wär's nicht allzu schade. Ja, Kunsthistoriker werden ist nicht schwer — man kauft einfach einen Bädecker für Italien —, Kunsthistoriker sein aber desto mehr: man muß auch jedesmal die neuerscheinende Auflage des Bädecker kaufen. In den vor 1867 herausgegebenen Reisehandbüchern war nämlich der Feuertod des gemalten Märtyrers Petrus nicht vorherverkündet.

Dietrich von Bern. Ein Nachtrag zur Anzeige an den internationalen Ehrengerichtshof: Herr Wilhelm Singer läßt sich für die in Bern vollbrachten Heldenthaten in seinem Blatte noch immer weiter loben! Am 2. August hieß es im ‚Neuen Wiener Tagblatt' in einem Feuilleton des Herrn Alfred Klaar: »Ich lese von den europäischen Journalisten, die unter genialer Führung einen Friedenscongreß auf eigene Faust abhalten.« Daß Herr Wilhelm Singer ein genialer Führer sei, das ist ihm selbst wohl nicht einmal im Traum beigefallen. In weiteren Kreisen war der Mann bisher nur als Bruder des berühmten Mendel Singer bekannt. Im engeren Kreise behaupteten seine Feinde, Herr Wilhelm Singer sei, was Herr Moriz Benedikt von ihm denke. Solches Urtheil ist sicherlich unverdient hart. Singers Freunde aber haben seines Wesens Art in der Koseform des Vornamens glücklich ausgedrückt: »Wolwele« Singer, — so heißt gewiß kein bedeutender, so könnte vielleicht ein harmlos braver Mann heißen. Und dafür mag Wolwele im Vergleich mit Leuten wie Bacher und Benedikt, die schon mehr dem Genre »Rewolwele« angehören und zu deren Gefährlichkeitsrang man den Mann des »Kleinen Anzeiger« vergebens emporzuloben sucht, immerhin gelten. Zurückzuweisen sind bloß die Uebertreibungen der Herren Bahr und Klaar, die den Glauben verbreiten wollen, Herr Wilhelm Singer sei einer von den Aufrechten, denen man nicht beikommen kann, — man versuche es denn, wie sie, von hinten.

Digitized by Google

Melder. Sie theilen mir als Neuigkeit mit, daß der Ministerpräsident Dr. v. Koerber kürzlich in Ischl war und in nahezu zweistündiger Audienz vom Herzog empfangen wurde. Dies haben Sie vermuthlich aus Nr. 111 der ‚Fackel' erfahren?

Gynäkologe. Von der Miss Stone und der unter Räubern entbundenen Frau Zilka, die noch immer nicht zur Ruhe kommen wollen, ward kürzlich in der ‚Neuen Freien Presse' — angeblich nach dem Englischen — das folgende Geschichtchen erzählt, das Eltern, die von der Theorie Schenk enttäuscht waren, wenigstens nach der Geburt noch die Möglichkeit willkürlicher Geschlechtsbestimmung offen läßt: »Mit der Kleinen waren die Räuber geradezu zärtlich. Sie gaben ihr Kosenamen, am liebsten nannten sie das Kind ‚Kismetsch'. Als es ihnen zum ersten Male gezeigt wurde, fragte der jüngste Räuber: ‚Ist es ein Knabe'? — ‚Nein', sagte Miß Stone in der ihr eigenen decidierten Manier, die keinen Widerspruch duldete — ‚ein von Gott gesegnetes Mädchen'.« Schade, daß Frau Stone so intransigent war! Der fragende Räuber mußte dies umsomehr bedauern, als er selbst im Gespräche zugab, daß »Mädel keine guten Räuber abgeben«.

Küchenchef. In seiner »Berner Bilder« zweitem Theil citierte Hermann Bahr aus Begeisterung über das gute Essen Homer falsch und rief hierauf: »Es ist ganz seltsam, wie ausgehungert die Journalisten zu den Congressen kommen«. Sehr richtig. Und nicht bloß zu Presscongressen, sondern auch zu Naturforschercongressen, Philologenversammlungen, zu allen öffentlichen Veranstaltungen und besonders zu Bällen, bei denen reclamesüchtige Comités ihres Amtes walten . . . Die öffentliche Meinung ist ein Verdauungsproduct.

Berichtigung.

In Nr. 111, S. 1, 4. und 5. Zeile von unten ist, statt von den großen »grundlegenden Principien« zu lesen: *von den »grossen grundlegenden Principien«.*

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

In dem Schadenersatz-Proceß wegen des bekannten Eingriffes in die Urheberrechte des Herausgebers der ‚Fackel', in welchem der Kläger die Festsetzung der Schadensziffer dem richterlichen Ermessen überlassen hatte, ist der Beklagte von dem k. k. Landesgericht C. R. S. (siehe ‚Fackel' Nr. 94) und dem k. k. Oberlandesgericht (siehe ‚Fackel' Nr. 99) schuldig erkannt worden, dem Kläger 1800 Kronen sammt 5% Zinsen vom Klagstage sowie die Proceßkosten in der Höhe von K 306·56 und K 204·60 zu

Digitized by Google

bezahlen. Der Beklagte legte gegen das Urtheil der zweiten Instanz Revision ein, und nunmehr ist die Entscheidung des k. k. Obersten Gerichtshofes erfolgt. Sie lautet:

Cg. IV 725/1
12

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Der k. k. Oberste Gerichtshof als Revisionsgericht hat in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers in Wien, Klägers vertreten durch Dr. Albert Weingarten, wider Justinian Frisch, absolvierten Juristen und Herausgeber der Zeitschrift ‚Im Feuerschein', Beklagten, vertreten durch Dr. Julius Monath, wegen 3000 K s. A. infolge Revision des Beklagten gegen das Urtheil des k. k. Oberlandesgerichtes in Wien als Berufungsgerichtes vom 28. März 1902 G. Z. Bc. IV 65/1, 9 womit über Berufung des Beklagten das Urtheil des k. k. Landesgerichtes in Wien vom 29. Jänner 1902 G. Z. Cg. IV 725/1 5 bestätigt wurde, in nichtöffentlicher Sitzung zu Recht erkannt:

Der Revision des Beklagten wird keine Folge gegeben und ist derselbe schuldig, dem Kläger die mit 59 K 58 h bestimmten Kosten der Revisionsbeantwortung binnen 14 Tagen bei Execution zu bezahlen.

Gründe.

Gegen das Urtheil des Berufungsgerichtes macht Beklagter die Revisionsgründe des § 503, Z. 2, 3 und 4 C. P. O. geltend, jedoch mit Unrecht.

Ein Mangel des Berufungsverfahrens im Sinne des § 503, Z. 2 C. P. O. kann in der Ablehnung der vom Beklagten gestellten Anträge auf Requisition der Acten des Landesgerichtes Wien, Cg. I 538/1, des Bezirksgerichtes Innere Stadt II, V, XI 7/1 und des Bezirksgerichtes Josefstadt in Strafsachen U I 642/1 nicht erblickt werden, weil das zwischen Moriz Frisch und Karl Kraus bestandene Rechtsverhältnis für die Beurtheilung der vorliegenden Streitsache zwischen Karl Kraus und Justinian Frisch überhaupt und insbesondere auch für die Beurtheilung der Frage, ob das Vorgehen des Letztgenannten ein doloses war, ganz belanglos erscheint, weil ferner die Angemessenheit der verzeichneten

Digitized by Google

Vertretungskosten des Klägers in den vor dem Bezirksgerichte Innere Stadt II, Wien und dem Bezirksgerichte Josefstadt in Strafsachen durchgeführten Rechtssachen auch ohne Requisition der dortigen Acten genügend beurtheilt werden konnte, wie aus den diesbezüglichen Gründen des erstrichterlichen Urtheiles, welche als zutreffend erkannt werden müssen, zu ersehen ist.

Auch der Revisionsgrund des § 503, Z. 3 liegt nicht vor. Denn wenn das Berufungsgericht in Uebereinstimmung mit dem unangefochten gebliebenen erstrichterlichen Urtheilsthatbestande von der Voraussetzung ausgegangen ist, daß Beklagter durch die gegen Schluß der Verhandlung abgegebene Erklärung, »daß er die Höhe der gemachten Aufwendungen nicht bestreite, sondern nur deren Nothwendigkeit und den causalen Zusammenhang derselben«, auf eine Bestreitung der Höhe der Schadensziffern überhaupt und nicht bloß, soweit es die Kosten der Placatierung betraf, verzichtet habe: so kann aus der im Verhandlungsprotocolle ersichtlich gemachten Erklärung das Gegentheil dieser Auffassung nicht mit Sicherheit entnommen werden und wäre es Sache des Beklagten gewesen, wenn er diese Erklärung nur auf die Kosten der Placatierung bezogen wissen wollte, gemäß § 420 C. P. O. um eine Berichtigung des Thatbestandes bei dem Gerichtshofe I. Instanz rechtzeitig einzuschreiten, was er jedoch unterließ.

Eine Berichtigung des erstrichterlichen Thatbestandes in höherer Instanz, sowie sie nach § 419 C. P. O. in den dort bezeichneten Fällen der Urtheilsberichtigung angeordnet werden kann, ist im § 420 C. P. O., welcher für die Berichtigung des Thatbestandes allein maßgebend erscheint, nicht vorgesehen, und kann daher in der Unterlassung derselben seitens des Berufungsgerichtes auch kein Mangel des Verfahrens im Sinne des § 503, Z. 2 erblickt werden.

Bezüglich der rechtlichen Beurtheilung der Sache wird Revisionswerber auf die der Sachlage und dem Gesetze entsprechende Begründung des angefochtenen Urtheils verwiesen und ist mit Bezug auf die Revisionsausführungen nur noch zu bemerken, daß die abgesonderte Vorlage der Verzeichnisse der in den Schadenersatzanspruch einbezogenen Kosten der Vertretung in den beim Bezirksgerichte Innere Stadt II und beim Bezirksgerichte Josefstadt in Strafsachen durchgeführten Rechtssachen den Grundsätzen der Civilproceßordnung entsprechend und für den Beklagten jedenfalls vortheilhafter war, als die Aufnahme dieser Kosten in das erst am Schlusse der Verhandlung überreichte Kosten-

Digitized by Google

verzeichnis des gegenwärtigen Processes, da hiedurch dem Beklagten die Prüfung der einzelnen Kostenansätze jedenfalls erleichtert wurde.

Von einer res judicata bezüglich der Kosten des bei dem Bezirksgerichte Josefstadt in Strafsachen durchgeführten Verfahrens kann keine Rede sein, weil die Nichtbestimmung dieser Kosten seitens des Strafgerichtes die Geltendmachung des diesbezüglichen Schadenersatzanspruches vor dem Civilrichter keineswegs ausschließt.

Was endlich die Zuerkennung eines angemessenen Betrages für die erlittene Beleidigung des Klägers anbelangt, so ist durch das Berufungsgericht, in Uebereinstimmung mit der Anschauung des ersten Richters, festgestellt, daß dem Beklagten ein Act bewußter unerlaubter Concurrenz, ein offenbar doloses Vorgehen zur Last falle, und erscheint daher die Anwendung der §§ 1323 und 1324 a. b. G. B. dem Gesetze entsprechend, da dem Kläger durch die Handlungsweise des Beklagten, wie schon im erstrichterlichen Urtheile näher ausgeführt wurde, Widerwärtigkeiten und Kränkungen verschiedener Art zugefügt wurden, welche unter den Begriff der Beleidigung im Sinne des § 1323 a. b. G. B. fallen, und die Anwendbarkeit dieser Gesetzesstelle auf den vorliegenden Fall durch die Specialbestimmung des § 57 des Urhebergesetzes umso weniger ausgeschlossen sein kann, als dieses Gesetz die Bestimmungen des allg. bürgl. Gesetzbuches über den Schadenersatz nicht aufgehoben hat und den Schutz der Urheberrechte nicht einengen, sondern erweitern wollte.

Der Revision war daher keine Folge zu geben, und hat Beklagter nach §§ 41 und 50 C. P. O. dem Kläger die Kosten der Revisionsbeantwortung zu ersetzen.

Die oberstgerichtliche Entscheidung ist am 3. Juli 1902, Nr. 6504, erfolgt.

Wien, am 15. Juli 1902.

K. k. Landesgericht C. R. S.
Abtheilung IV

L. S. Dr. v. Neumann m. p.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

a am 26. August 1902 IV. Jahr

Fackel

Herausgeber:

L KRAUS.

dreimal im Monat.

einzelnen Nummer 20 h.

ges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

FACKEL, III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten. Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei	. .	K 7·—
" " 18 " "	. .	" 3·60
" das Deutsche Reich, 36 " "	. .	M. 7·—
" " " " 18 " "	. .	" 3·60
" die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei		" 8·20
" " " " " 18 " "		" 4·20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 30 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1303a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post, oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.564.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 113 WIEN, MITTE AUGUST 1902 IV. JAHR

Die Automobilunfälle mehren sich in erschreckend wohlthuender Weise, und so ist denn die Hoffnung erlaubt, daß unsere Behörden jene Eigenschaft erwerben, die bekanntlich durch Schaden erworben wird, und jene andere verlieren, gegen die bekanntlich Götter vergebens kämpfen. Neulich sind zwei Chauffeure mit ihrem alles Animalische schreckenden, unästhetischen Fahrzeug — Keinspännner hat es ein geistvoller Kopf genannt — in die steinerne Ballustrade des chemischen Laboratoriums in der Währingerstraße über das breite Trottoir hineingerast und haben jene, wie die Localchronik meldet, in einer Ausdehnung von sechs Metern zertrümmert. Ich würde nur wünschen, daß ein solcher Geselle einmal in die Mauern des Statthaltereigebäudes in der Herrengasse hineinfährt und das Ehepaar Kielmansegg bei einer Gesangsprobe stört. Es ist unerhört, welcher Freizügigkeit sich die meist dem Jünkerstande angehörenden Automobilisten bei uns erfreuen. Daß die Sprößlinge der Finanz und die besseren Diebskreise überhaupt sich zu diesem Sport, der ein rasches Verschwinden mit Zurücklassung von Gestank ermöglicht und so gleichsam symbolisch alle Zukunftsmöglichkeiten veranschaulicht, hingezogen fühlen, ist ja begreiflich. Nur sollte man's diesen Leuten nicht gar zu leicht machen. Der Radfahrer Kielmansegg hat die Sicherheit der Wiener Straßen in hohem Maße durch Aufhebung des Nummernzwanges und durch Abschaffung der einst unerlässlichen Prüfung gefährdet. Aber der Liberalismus des Chauffeurs Kielmansegg geht denn doch über

Digitized by Google

die Hutschnur. Ein Statthalter, der mit der Wohlfahrt der Bevölkerung je nach sportlicher Neigung und Mode schaltet, dürfte ein Unicum in der Verwaltungsbureaukratie der mitteleuropäischen Länder sein. Aber — ist's nicht zum Teufelholen? — der Wiener sagt, wenn ihn ein gräflicher Keinspänner überfährt: »Küss' d' Hand, Euer Gnaden!« Wird er auch ruhig zusehen, wenn das letzte Pferd aus den Straßen Wiens verschwindet? Einst wird kommen der Tag, wo er nicht mehr Gelegenheit haben wird, gedankenvoll ein gestürztes Comfortableross zu betrachten. Aber freilich, so ein klapperndes Ungethüm, das nicht von der Stelle will, ist auch eine Sehenswürdigkeit; wir modernisieren uns. Und um solcher Vergnügungen willen nehmen wir die Schrecknisse des bloß vom sportlichen Uebermuth irgend eines werthlosen Subjects durch die verkehrsreichsten Straßen gejagten Automobils willig in Kauf. Jeder Vollsinnige wird den gerade von »fortschrittlicher« Seite genährten Hass gegen die elektrische Tramway stupid finden, mit der schlechten Schutzvorrichtung nicht die gute Neuerung verdammen und der Auflehnung der Fiaker, die beim Anblick der von selbst fahrenden Teufelsmaschine viel unruhiger werden als die Pferde, seine Sympathie versagen. Aber gerade wer dem Publicum mit Recht zumuthet, daß es sich gegen die »Gefahren der Elektrischen« selbst schütze, und kalten Sinnes die Schuld an manchem Unfall mehr dem unvorsichtigen Passanten als dem geplagten Motorführer beimißt, wird von jenem kleinen Theil der Menschheit, der noch an dem Vorurtheil festhält, daß die Füße auch zum Gehen verwendet werden können, nicht verlangen, daß er es gleichzeitig mit Elektrischer, Fahrrad, Pferd und Automobil aufnehme. Allein im Kampf gegen die neueste Gefahr darf selbst die Ausspielung des wirtschaftlichen Interesses nicht als Rückständigkeit genommen werden. Durchaus billigenswerth ist der Protest, zu dem sich die durch den neuen Unfug

Digitized by Google

schwer getroffenen Fiaker und Einspänner kürzlich aufgerafft haben. Der Fortschrittsmann, der die Elektrische verpönt, mag Jener spotten; aber daß es nicht die in ihrer körperlichen, sondern nur die in ihrer wirtschaftlichen Sicherheit Bedrohten sind, die endlich aufzuschreien beginnen, kann an der Berechtigung der eingeleiteten Action nichts ändern. In der Eingabe, welche die Genossenschaften der Fuhrwerker behufs Einführung eines Nummernzwanges für Automobile an die competente Behörde zu machen beabsichtigen, wird hoffentlich die Belehrung wiederholt sein, die in dem bezüglichen Referat der Einspännergenossenschaft enthalten war: »Bei vielen maßgebenden Persönlichkeiten ist die Ansicht vorherrschend, daß eine allgemeine Nummerierung dem Aufschwunge dieser jungen Industrie hinderlich wäre. Diese Anschauung ist aber eine verfehlte. Wir glauben vielmehr das Gegentheil. Würde der Automobilist gezwungen sein, in der Stadt ein vernünftiges Tempo einzuhalten, so würde sich das große Publicum weit früher mit diesem modernen Verkehrsmittel befreunden.« Freilich, viel wird mit dem »Aufschreiben« von Chauffeuren nicht gethan sein, solang die Polizeibehörde — der Statthalterei untersteht. Die Verheerungen, die die neuesten Vehikel anrichten, gehören in die Sphäre gerichtlicher Beurtheilung, und da man mit dem Sicherheitsparagraphen nicht auskommt, wäre die Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes auf Radfahrer und zumal auf Chauffeure, wie sie Lammasch im Herrenhause angeregt hat, dringendst zu empfehlen. Vor allem aber ist ein Specialgesetz nothwendig, das jene »maßgebenden Persönlichkeiten« strafbar und in allen einzelnen Fällen ersatzpflichtig macht, die unter dem Vorwande der »Förderung einer jungen Industrie«, in Wahrheit aber aus Sympathie für den eigenen Sport und aus Gefälligkeit für die Freunde im Automobilclub der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit einen Freibrief ausstellen.

* * *

Digitized by

Am 31. Juli (Heuerts) machte die ‚Ostdeutsche Rundschau' noch einmal den Versuch, das Urtheil des Obersten Gerichtshofs in Sachen der »Ehre der Zeitung«, diesmal aber endgiltig, mißzuverstehen. Es handelte sich nunmehr um »Die Ehre der Schuhe«, und ein Wiener Bezirksrichter hatte eine Schuhwarenerzeugerin, die wegen des Ausdrucks »Ramsch- und Pofelware« geklagt hatte, mit der Begründung abgewiesen, der Angeklagte habe wohl die Schuhe, nicht aber die Klägerin beleidigt, die Schuhe seien jedoch kein Rechtsobject, das beleidigt werden kann. Die ‚Ostdeutsche Rundschau' greift nun den Richter an und meint höhnisch, die Weisheit des Obersten Gerichtshofs habe Schule gemacht. »Fast mit denselben Worten«, schreibt sie, »mit welchen unsere gelehrtesten Richter den Zeitungen die Ehre abgesprochen haben, hat nun ein einfacher Gerichtssecretär einer Schusterin das Recht abgesprochen, sich beleidigt zu fühlen, wenn ihre Erzeugnisse als Pofelware bezeichnet werden.« ... Ich weiß nicht, ob gegen Dummheit auch Wotan vergebens kämpft. Es scheint der Fall zu sein, sonst hätte die ‚Ostdeutsche Rundschau' nicht am 31. Heuerts einen derartigen Unsinn zusammenschreiben können. Zunächst: Der Oberste Gerichtshof hat — wie oft wird den Schwachköpfen aller Parteien diese Beruhigung eingebläut werden müssen? — durchaus nicht »den Zeitungen die Ehre abgesprochen«. Er hat auch nicht einmal entschieden, daß die ‚Ostdeutsche Rundschau' ein Pressköter sei. Er hat bloß, das Gesetz vollstreckend, zu Recht erkannt, daß einer, wenn er die ‚Ostdeutsche Rundschau' einen Pressköter nennt, keinen ihrer Redacteure persönlich beleidigt. Er hat — merkt es euch doch endlich! — principiell ausgesprochen, daß eine leblose Sache nie Träger des Rechtsgutes »Ehre« sein kann, aber er hat auch ausdrücklich die Möglichkeit offen gelassen, daß Angriffe auf die leblose Sache eine directe Beziehung auf die sie vertretende Person enthalten können, und betont, daß der Angriff auf die Sache, der sich erkennbar gegen die physische Person kehrt, unbedenklich als Beleidigung der letzteren zu behandeln sei. Der Redacteur ist gewiß berechtigt zu klagen, wenn ich sein Blatt ein Erpresserblatt nenne, aber er ist zur Klage nicht berechtigt, wenn ich es ein Käseblatt nenne. Eine solche Bezeichnung mag ihn ärgern; allein »Gemüthsruhe und inneres Wohlbehagen stehen«, wie der Generaladvocat Lorenz treffend schrieb, »nicht unter straf-

Digitized by Google

rechtlichem Schutz«. Aber kommen wir von der beleidigten Druckschrift, also dem beleidigten Stiefel, auf die beleidigten Schuhe zurück. Hätte die Weisheit des Obersten Gerichtshofs wirklich, wie die ‚Ostdeutsche' wähnt, Schule gemacht, so hätte der Bezirksrichter den wegen des Ausdruckes »Ramsch- und Pofelware« Angeklagten unbedingt verurtheilen müssen. Offenbar hat er aber die Meinung des Obersten Gerichtshofs nicht erfaßt; denn die Sachbeleidigung ist in diesem Falle zweifellos zugleich eine Beleidigung der Person, der der Vorwurf einer Uebervortheilung der Käufer gemacht wird. In Nr. 99 der ‚Fackel' ward erläutert, daß man (unter allen Umständen) eines Brauers Bier als »Gesöff«, nie aber (wenn man's nicht beweisen kann) eines Weinhändlers Wein als »Gepantsch« bezeichnen dürfe; Blödlinge werden hiernach über die Bevorzugung der Weinhändler klagen, aber logisch Denkende werden des Beispieles Sinn verstehen. Der Oberste Gerichtshof hat mit seinem Urtheil nichts anderes als diese Unterscheidung gewollt; er hat das geltende Gesetz von den Schlacken mißverständlicher Auslegung in dankenswerther Weise befreit. Und keiner, der nicht wünscht, daß die freie Meinungs- und Gefühlsäußerung fortwährend auf gesetzliche Schranken stoße, wird in diesem Falle das Gesetz besser und dehnbarer wünschen, wird wünschen, daß der Zeitungsleser, der im Kaffeehause seinem Aerger über eine Lectüre in dem Ausdruck »Dreckblatt« Luft macht, wegen Beleidigung von ihm unbekannten Personen vor Gericht gestellt werde.

Die Freisprechung wegen des Ausdrucks »Ramsch- und Pofelware« beweist leider nicht, daß der Oberste Gerichtshof Schule gemacht hat. Aber die Verurtheilung eines Socialdemokraten, der eine Fabrik die »bekannte Mördergrube« genannt hatte, beweist auch nicht, daß, wie wiederum die ‚Arbeiter-Zeitung' wähnt, der Bezirksrichter von Leitmeritz »sich durch die Entdeckung des Obersten Gerichtshofs nicht hat verblüffen lassen«. Es ist zu dumm! Beide Urtheile, das freisprechende und das verurtheilende, beweisen das gerade Gegentheil von dem, was die ‚Ostdeutsche' und die ‚Arbeiter-Zeitung' aus ihnen beweisen wollen. Nicht der Wiener, der Leitmeritzer Richter hat die Argumentation des Obersten Gerichtshofs vollauf erfaßt; er verurtheilte wegen des Ausdrucks »Mördergrube«, weil »zwischen diesem Worte und der gleich darauffolgenden Anführung des Namens der Fabriksinhaber eine

Digitized by

derartige Beziehung geschaffen worden ist, die die Privatankläger thatsächlich in ihrer Ehre schwer verletzt«. Der Leitmeritzer Richter wiederholt den Gedankengang des Obersten Gerichtshofs, die ‚Arbeiter-Zeitung' citiert das Urtheil im Wortlaut und — wagt zu schreiben: »Diese Logik ist viel zutreffender als die vom Obersten Gerichtshof entwickelte.« Es ist rein, als ob die Leute ein Gelübde der Enthaltsamkeit von Vernunft geleistet hätten! Der Zeitungsbetrieb »hat keine Ehre«, aber der Fabriksbetrieb, ruft der socialdemokratische Schmock mit Bitterkeit, »hat Ehre und kann beleidigt werden«! Womit bewiesen ist, daß in Oesterreich die Gerichte der Logik ins Gesicht schlagen, um nur die verhassten Zeitungen zu treffen, und bloß dann richtige Urtheile fällen, wenn es den Schutz der Ausbeuter gilt... Aber ich will dem Armen im Geiste, der den Artikel »Die beleidigte Fabrik« und jenem, der den Artikel »Die Ehre der Schuhe« schrieb, die Beruhigung ertheilen: es kann auch in Oesterreich der Fall eintreten, daß der Zeitungsbetrieb »beleidigt werden kann« und der Geschäftsbetrieb »keine Ehre hat«.

* * *

»Aber das ist die Art, wie Trauerreden und Grabschriften verfasst werden. Die langen Gräber- und Cypressen-Alleen unsrer Leichenfelder sind voll solcher Falschheiten und Lügen, wie die Spalten einer Zeitung.«
Claude Tillier, »Mein Onkel Benjamin«.

De mortuis nil nisi bene; so sage ich denn: Szeps hat die Nekrologe der liberalen Pressleute, die ihn als ihr Muster und Vorbild pathetisch feiern, redlich verdient. Er war wirklich »eine der markantesten Gestalten der Wiener Journalistik«, und die Feststellung eines seiner Biographen, daß Moriz Szeps »unglaublicherweise« keinen Platz im Conversationslexikon gefunden hat, ist eine durchaus begründete Beschwerde. Mit dem Hute in der Hand muß das Gewimmel von »Lokalerern«, Gerichtsschnüfflern und Schmucknotizenschreibern von dem Manne sprechen,

Digitized by Google

der einer der gewaltigsten Hebel vaterländischer Uncultur war. Was geschehen, für Geld zu verschweigen, und was nicht geschehen, aus verdorbener Luft zu greifen: diesem System der Corruptions- und Sensationspresse hat Szeps als einer der ersten den Grundriss gezeichnet. »Welche Phantasie!«, ruft wörtlich einer seiner Bewunderer, »Eine Phantasie, die ihn ein Sandkorn zu einem himmelragenden Gebirge gestalten ließ, ein erlauschtes Wort zu einer gewaltigen politischen, wirtschaftlichen oder künstlerischen Action allerersten Ranges!« Und weiter: »Er hätte als Hindu zur Welt kommen und unter unzähligen Gaben des Volkes im Tempel ewig schwatzen sollen, aber er durfte seinen Fuß nie in das große Leben mit seinen schroffen Gegensätzen, mit seinem Undank, mit seiner Strenge setzen, ihm paßte nur eine eigene Welt, in welcher es viele Begriffe nicht gab, welche die unsrige beherrschen, und in der wieder viel mehr gefordert wurde als von uns.«

Wahr ist auch, daß Szeps — in stammelnder Verzückung melden es die kleinen Lügner der heutigen Generation — ein Specialist in Kriegstelegrammen und politischen Nachrichten war; leider hat nur kein Nachrufer der bekannten Mittheilung des ‚Wiener Tagblatt' über die angebliche Aeußerung des Kaisers zu Herrn Jaworski — der Kaiser sollte damals den Krieg mit Russland als unmittelbar bevorstehend bezeichnet haben — rühmend gedacht.*) Mit Recht wird aber auch für Herrn Szeps »ein Platz in der Zeitgeschichte« reserviert und ein »bleibendes Andenken« vorgemerkt. Ja, der Tagblatt-Paragraph

*) Sie war, wie sämmtliche Szeps'schen Kriegsnachrichten, ein Börsenmanöver, und Herr Salo Kohn, der an jenem »schwarzen Freitag« die Hauptrolle gespielt hat, mußte bald darauf aus dem Börsenvorstand austreten. Man hat damals noch Werth darauf gelegt, zu beweisen, daß die Corruption wirklich eine jüdische Angelegenheit ist, und als Herr Salo Kohn aus dem Börsenvorstand schied, wurde er alsbald in den Vorstand der israelitischen Cultusgemeinde, in dem er heute noch ist, gewählt.

Digitized by Google

im Urhebergesetz wird bleiben und, so lang es eine Publicistik gibt, an den Titelraub erinnern, dem das ‚Wiener Tagblatt' seine Entstehung dankte. Denn wie die ‚Neue Freie Presse' aus der ‚Presse', so ist umgekehrt das ‚Wiener Tagblatt' aus dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' durch Entwendung der höchsten Güter des Liberalismus — Abonnentenschleifen, Titel und Format — entstanden, und gerade der Herausgeber der ‚Fackel' fühlt die Verpflichtung, in Dankbarkeit des Anregers jenes Gesetzes zu gedenken, das ihm die Abwehr einer aus parasitärem Drang gebornen »Neuen Fackel« ermöglicht hat . . .

Stolz weist die liberale Presse auch auf den Verkehr ihres schlichten Collegen mit dem österreichischen Kronprinzen hin; leider vergißt sie dabei, die werthvollen Briefe zu erwähnen, die Szeps nach dem Ableben des Thronfolgers bereitwillig dem Hofe, dem eine Publication gewiß nicht erwünscht sein konnte, übergeben hat. Das ‚Neue Wiener Tagblatt', das dem Verstorbenen, der die Redaction im Jahre 1887 auf so seltsame Weise verließ, keinen Groll nachträgt, ist in der Aufzählung seiner »Waffenthaten«, wie es sie nennt, am vollständigsten: »Ebenso bekannt und noch in der Erinnerung der älteren Generation ist es, daß Moriz Szeps das ‚Neue Wiener Tagblatt' dem Vertheidiger des Wienerwaldes, Joseph Schöffel, zur Verfügung stellte, als es galt, diese Perlen von Naturschönheit vor der drohenden Vernichtung zu retten, und daß diese Action, für welche Wien und ganz Niederösterreich dem streitbaren Schöffel nicht genug dankbar sein kann, von glücklichstem Erfolge begleitet war. Eine Reihe anderer publicistischer Waffenthaten des rastlosen und scharfblickenden Journalisten wäre noch aufzuzählen, die mit seiner leitenden Stellung beim damaligen ‚Neuen Wiener Tagblatt' verknüpft waren . . . .« Daß die Rettung der Waldbestände um Wien wirklich nicht nur, wie man bisher annahm, mit einer That Schöffel's, sondern

Digitized by Google

auch mit einer Waffenthat Szeps' zusammenhängt, habe ich, zwei Wochen vor dem Tode des einstigen Herausgebers des ‚Neuen Wiener Tagblatt', zufällig aus Schöffel's Munde selbst erfahren. Wir unterhielten uns über jene Zeit, und Schöffel erzählte, daß seine Aufsätze lange Zeit hindurch an der sichtbarsten Stelle des ‚Neuen Wiener Tagblatt' erschienen waren, bis eines Tages ein Unterhändler aus dem Corruptionslager bei ihm anklopfte und ihm 40.000 Gulden für die Unterlassung weiterer Angriffe bot, deren wesentlicher Zweck, die Annullierung des Gesetzes über den Staatsgüterverschleiß, ja ohnedies schon erreicht sei. Vor dem Hinauswurf hatte dieser Mensch, ein gewisser Herzka, noch Zeit, von dem bereits eingeholten Einverständnis des Herausgebers Mittheilung zu machen... Seinen nächsten Aufsatz fand Schöffel in einer kaum beachteten Beilage des ‚Neuen Wiener Tagblatt' abgedruckt, das Nichterscheinen der folgenden wollte er nicht abwarten und wählte seinen Enthüllungen ein anderes Organ . . .

Einen, der nicht mehr schaden kann — und Moriz Szeps konnte es seit Jahren nicht — angreifen, ist geschmacklos, einen Todten tadeln, hässlich: so hässlich fast, wie an einem Grabe Lob erlügen. Zu einer Ergänzung der liberalen Nekrologe fühlte ich mich verpflichtet, damit nicht unter den Händen überlebender Giftmischer der öffentlichen Meinung die zweifelhafte Wahrheit des Wortes »de mortuis nil nisi bene« vollends zur Parodie werde und damit nicht die Corruption in der Erwartung schwelge, zu den unverdienten Ehren des Lebens müsse dereinst unter allen Umständen eine »ergreifende Nachrede« treten.

* * *

Hofrath Gruber geht also doch nach München. Vor vierzehn Tagen hatte er die Berufung bloß angenommen; jetzt soll er sie »definitiv angenommen« haben. Ob man das wohl in Mün-

Digitized by

chen für möglich gehalten hat? Die über Grubers Entschlüsse unterrichtete Correspondenz meldet, er erachte sich »der Münchener medicinischen Facultät gegenüber für moralisch zu fest gebunden«. Aber die Münchener Herren haben den Hofrath Gruber sicherlich nicht binden, sondern ihm vielmehr in Wien freie Hand schaffen wollen. Unerwünscht wird ihnen übrigens die Annahme der Berufung nicht sein. Hofrath Grubers Anticlericalismus sichert ihm bei der Münchener Universität, der Führerin im Kampfe für die Voraussetzungslosigkeit, freundlichen Empfang, und der Mann entspricht auch dem Bedürfnis, die Lehrkanzel des überragenden Pettenkofer einem zu verleihen, neben dem sich die lang in den Schatten gestellten Collegen endlich sehen lassen können. Schließlich haben die Herren von der Münchener medicinischen Facultät vielleicht nicht dem Hofrath Gruber und vielmehr sich selbst gute Dienste erwiesen. Aber warum hält sich Professor Gruber dann nicht nur für gebunden, sondern noch dazu für moralisch gebunden? Moralische Verpflichtungen gab's doch sonst vor allem dort, wo Einer wirkte, im Vaterlande, und moralisch gebunden mag sich Hofrath Boltzmann fühlen, der jetzt zum zweiten Mal von einer einträglichen Stellung im Deutschen Reich nach Wien zurückkehrt. Herrn v. Hartel ist die Blamage, die Ablehnung seiner verspäteten Bereitwilligkeit zum Bau eines hygienischen Instituts, zu gönnen, und wir in Wien können zufrieden sein, weil der Unterrichtsminister das dem Hofrath Gruber gegebene Versprechen seinem Nachfolger halten müssen wird. Nur bleibt ernstlich zu wünschen, es mögen Stellungen an der Wiener Universität in Zukunft nicht schlechter dotiert werden als die Lehrkanzeln der gleichen Fächer an mittleren deutschen Universitäten, auf daß fürderhin die moralische Verpflichtung, Wien zu verlassen, wenigstens härter empfunden werde.

†

* * *

Die ‚Deutsche Zeitung' ließ sich am 17. August unter der Spitzmarke »Die Diätenbezüge der Landesausschüsse« wie folgt vernehmen:

»In unseren Aufsatz über die Diätenbezüge der Landesausschüsse hat sich eine, wie wir aus einem Briefe des Landesaus-

schusses Schöffel ersehen, unrichtige Information eingeschlichen. Obwohl sich Landesausschuß Schöffel nicht an uns gewandt hat, um den richtigen Sachverhalt festzustellen, nehmen wir keinen Anstand, dies dennoch zu thun und berichtigen uns selbst, da wir unter keinen Umständen uns wissentlich einer falschen Meldung schuldig machen wollen. In jenem Aufsatz wurde ausgeführt, daß Landesausschuß Schöffel für die Inspicierungen des Hyrtlschen Waisenhauses in Mödling Diäten, und zwar von Wien aus aufrechne, obwohl er in Mödling domiciliere. Demgegenüber erklärt Landesausschuß Schöffel: — —

Es folgt ein Citat aus dem Briefe Schöffel's in Nr. 112 der ‚Fackel'. Dann fährt die ‚Deutsche Zeitung' fort:

Soweit der sachliche, wenn auch mit der gewohnten Temperamentfülle vorgebrachte Theil der Schöffel'schen Darlegung, die uns, das sei noch erwähnt, erst heute zu Gesicht kam. Die weiteren Bemerkungen des Landesausschusses Schöffel rühren und berühren uns so wenig wie die darangehängten Glossen des Briefempfängers. Herr Schöffel möge thun, was ihm beliebt. Uns handelt es sich in diesem Fall um das objective Recht, subjective Rücksichten liegen uns fern.«

Die ganze Geschichte war also furchtbar harmlos; es hatte sich bloß eine unrichtige Information »eingeschlichen«. Und die ‚Deutsche Zeitung' ist so edel dies festzustellen, obwohl sich Schöffel nicht an sie, sondern an die ‚Fackel' gewendet hat. Daß er die »gewohnte Temperamentfülle« in einer § 19-Berichtigung nicht hätte anbringen können, übersieht die ‚Deutsche Zeitung' ebenso, wie sie es übersieht, daß die schwere Kränkung eines ausgezeichneten Mannes etwas anderes ist als die bloße Verwendung einer »unrichtigen Information«, etwas anderes als etwa die Mittheilung, daß sich ein beliebiger Herr Bahr von seinem tantièmenspendenden Director auch einen Villengrund habe schenken lassen. Wenn sich im Falle Schöffel nichts weiter begab, als daß sich eine unrichtige Information »eingeschlichen«

Digitized by Google

hat, dann kann sich fürder jeder Einschleicher für seine Uebelthat damit ausreden, er sei vom Hausherrn — gastlich aufgenommen worden. Die ‚Deutsche Zeitung', der es um die Erforschung des »objectiven Rechtes« zu thun ist, jetzt und immerdar, setze sich nicht hochmüthig über die »weiteren Bemerkungen des Landesausschusses Schöffel« und über die »daran gehängten Glossen des Briefempfängers« hinweg. Wenn sie aber den Respect vor einer Erscheinung wie dem von ihr Angegriffenen bloß nicht aus der ‚Fackel' beziehen will, so lese sie Ferdinand Kürnberger, von dem einer ihrer Mitarbeiter in derselben Nummer sagt: »Es ist eine Schande für Deutsch-Oesterreich, daß von den Schriften unseres besten Novellisten und gedankenreichsten Satirikers, Ferdinand Kürnberger, noch immer keine Gesammtausgabe erschienen ist.« In dieser Gesammtausgabe würde die ‚Deutsche Zeitung' ein hohes Lob für die ihr so unbequeme »Temperamentfülle« Schöffels finden, dem ein Kürnberger »Stärke und Reinheit des ethischen Charakters«, Verve und Energie in der literarischen Behandlung des trockensten Realstudiums nachgerühmt und den er keinem Geringeren als P. L. Courier an die Seite gestellt hat.

»Alle Meinungen, ja. Freie Discussion. Für und Wider. Größtes Sortiment von Meinungen und Lebensanschauungen. Wehe über die Zeitungsleute, die Einen für alles interessieren und alles zusammenrühren, und uns drei Lebensanschauungen per Tag geben und zehn Lügen und zwanzig Begebenheiten und Nichtbegebenheiten, doch uns das Nachdenken rauben! — Wer kann noch lesen; wer kann an einem ernsten Gedanken festhalten; wer erinnert sich

Digitized by Google

an ein starkes Wort von gestern auf heute! Sie waschen uns aus. Alles geht in einem, Jux und Wahrheit, Mord und Lustbarkeit, Kirche und Cirkus, Mannheit und Diebskünste; alles ist gut, was die Zeit vertreibt, und alles ist vergessen, sobald das Blatt weggelegt ist. Und das Blatt geht seines Weges und die Leute gähnen.«

Arne Garborg, »Der verlorene Vater.«

* * *

Die Centennar-Feier ist programmgemäß verlaufen, »beide Culturnationen« haben Lenau »als ihren Sohn reclamiert.« Wobei auf beiden Seiten Reclamieren von Reclame abzuleiten war. Die Frage, ob irgend ein Wiener Löwy mehr berechtigt sei, Lenau für das Deutschthum, oder irgend ein Pester Levay, ihn für das Ungarthum in Anspruch zu nehmen, ist nach wie vor unentschieden. Aber sicher ist, daß ein Franz Herczeg, der in Czatad die Festrede hielt und den darob die Wiener Antisemitenpresse ankläfft, mit mehr Befugnis über Lenau sprechen darf als Herr Vergani aus Sollenz in Galizien. Es ist ja schwer, diesen Leuten plausibel zu machen, daß Herczeg kein »Judäo-Magyare« und kein Pester Journalist ist, sondern fast der einzige echt-nationale Schriftsteller des heutigen Ungarn, es ist schwer, ihnen zu sagen, daß dieser feine Künstler in seiner Heimat etwa das literarische Ansehen — nicht Bedeutung und Wesensart seien hier verglichen — eines ungarischen Zola genießt, weil sie dann sofort, wenn sie nicht Pornographisches wittern, mindestens: »Aha, Dreyfus!« rufen. Aber den Herren vom ‚Deutschen Volksblatt' ist es offenbar ein inneres Bedürfnis, Lenau dem Germanenthum zu erhalten. Leider steht's mit dem Nachweis, daß der Dichter mit Ungarn »höchstens« durch die äußerliche Erinnerung an ein paar Oertlichkeiten, die er lyrisch verwerthete, zusammenhängt, allzu windig. Denn nicht bloß judäo-magyarische Begehrlichkeit, auch die Gerechtigkeit deutscher Literaturkenner will den Antheil des Ungarthums an der Persönlichkeit Lenau's vergrößern, und aus Alfred v. Berger's meisterlicher Betrachtung mag Herr Vergani enttäuscht nicht nur von einem »nach magyarischer Art« geschnittenen Backenbart, sondern auch von dem »südländisch gebräunten Colorit« erfahren

Digitized by Google

haben, »welches ahnen ließ, daß auch das Gefühlsleben Lenau's die leidenschaftliche Gluth einer heißeren Sonne besaß«, und noch von anderen Beweisen für das Vorhandensein »einiger heißen Tropfen zigeunerischen Herzblutes«. Und Berger's Aufsatz ragte nicht nur über das gesammte Jubiläums-Geschwätz der Wiener Tagespresse; der eine Satz: »Lenau hielt diese Wunde seines Gemüthes mittelst der ätzenden Kraft seines Scharfsinnes geflissentlich offen, sobald er gemerkt hatte, daß ihm aus ihr seine tiefsten und eigenthümlichsten Gedichte bluteten«, wiegt den gedanklichen Inhalt eines Jahrgangs neuer freier Feuilletonistik auf. Daß man es wagte, in dieselbe Nummer einen Tratsch über »Lenau als Mediciner« aufzunehmen, dessen Verfasser in des Dichters Schaffen einen starken Einfluß der Wiener medicinischen Schule entdecken will, weil — Lenau den Wahnsinn so treffend schildert, dies zeigt nur, in welcher Pöbelmanier die ‚Neue Freie Presse' vornehmen Geistern dankt, die, um gehört zu werden, leider Gottes zeitweise in ihre ausgedehnten Niederungen hinabsteigen müssen.

* * *

Unter der Spitzmarke »Schönschreiben in zwölf Lectionen« hat das ‚Deutsche Volksblatt' am 6. August einen alten Mißbrauch der Vertrauensseligkeit des Wiener Publicums, der die Eingeweihten an allen Straßenecken ärgert, mit Recht angenagelt. Es schrieb:

»In Wien wird seitens einiger jüdischer Schreiblehrer in systematischer Weise die Auswurzung jener Leute betrieben, die da wähnen, irgend so ein jüdischer Skribifax sei imstande, thatsächlich, wie er es verspricht, in zwölf Lectionen Leuten mit schlechter Handschrift eine schöne beizubringen. Am gemüthlichsten unter diesen Vampyren betreibt diese Wurzerei aber ein jüdischer Schreiblehrer, dessen Unterricht einzig und allein darin besteht, daß er den Schülern einige Buchstaben vorzeichnet, worauf er ins Café geht und seine Schutzbefohlenen ihrem Schicksal überläßt. Hat einer dieser Gefoppten die Courage, diesem jüdischen Meister der Schrift die Meinung zu sagen, dann pflegt der Schriftgelehrte und Manichäer (das Honorar muß im vorhinein erlegt werden) den Unzufriedenen einfach mit eigenen Händen zur Thür hinauszuwerfen. Einigemale soll es zwar schon vorgekommen sein, daß er für diese Frechheit exem-

Digitized by Google

plarisch geohrfeigt wurde, allein genützt hat es, wie es scheint, noch wenig. Um nun andere Personen, insbesondere Eltern, die ihre Kinder bei derartigen Schreiblehrern unterrichten lassen, vor Schaden zu bewahren, warnen wir vor diesen jüdischen Schwindlern — —«

So weit wäre ja die Sache ganz in Ordnung. Den Schönschreibschwindlern wird hoffentlich das Handwerk gelegt werden, und der Glaube, es sei jemand »imstande, thatsächlich, wie er es verspricht, in zwölf Lectionen Leuten mit schlechter Handschrift eine schöne beizubringen«, mag fortan kein Opfer mehr fordern. Oder doch? Sollte der kalligraphische Unfug bestehen bleiben dürfen, wenn er — die Confession wechselt? Die Notiz des ‚Deutschen Volksblatt' ist nämlich mit der Warnung »vor diesen jüdischen Schwindlern« nicht zu Ende. Dieser folgt noch ein schlichtes Sätzchen, das also lautet:

»— — und machen uns gern erbötig, christliche Schönschreiblehrer namhaft zu machen.«

Daß ich's nur gleich gestehe: ich habe den Erguß des ‚Deutschen Volksblatt' eigentlich mehr um dieses Sätzchens willen als wegen der Brandmarkung des Schönschreibschwindels, die ich ja in eigener Regie besorgen könnte, citiert. Denn dieses Sätzchen scheint mir typisch für die Auffassung des Corruptionskampfes, welche sich die antisemitische Tagespresse auf allen Gebieten zurechtgelegt hat. Theater und Kunst: »Ein großer Theil unserer Theater befindet sich«, schrieb einmal das ‚Deutsche Volksblatt', »weil er sich bloß noch darauf verlegt, einer Clique zu dienen und deren Wohlwollen zu erhalten, in der entschiedensten Decadence«. Der Nachdruck lag nicht auf »Clique«, sondern auf dem Wörtchen »einer«, und siehe, bald halten wir, dank dem energischen Eingreifen der aufstrebenden »Schriftstellergenossenschaft«, so weit, daß die Wiener Theater nicht mehr einer Clique, sondern zwei Cliquen dienen.... Im ‚Deutschen Volksblatt' genießen, wie schon neulich erwähnt, die jüdischen Namen der Rothschild, Taussig und Bauer den Vorzug, in den Inseraten und Waschzetteln der Banken von störenden Rufzeichen befreit zu sein. Aber man kann es nicht leugnen, daß doch noch hin und wieder in Leitartikeln der Kampfruf erschallt: Nieder mit der jüdischen Corruption! Welches der beiden letzten Worte dabei betont wird, ist klar. Es bedarf nur mehr eines Restchens von

Digitized by Google

Aufrichtigkeit, und wir werden im ‚Deutschen Volksblatt' die folgenden Nothschreie lesen: »Warnung vor jüdischen Wucherern! Wir machen uns gern erbötig, christliche namhaft zu machen!« »Arische Cavaliere, speculiert nur bei arischen Terminjobbern!« »Deutsche Jungfrauen! Meidet die jüdischen Mädchenhändler! Wir machen uns gern erbötig — — —«.

* * *

Kaisers Geburtstag.

(Nach Darstellung der ‚Neuen Freien Presse'.)

Die Pflicht: Abendblatt vom 18. August: Bericht über den Wiener Militärgottesdienst. Bericht über die Feier im israelitischen Tempel. — Morgenblatt vom 19. August: Auch die katholische Bevölkerung civilen Standes hat den Geburtstag des Kaisers gefeiert. In der Stephanskirche fand in Anwesenheit aller officiellen Personen vom Civil ein Gottesdienst statt. Die ‚Neue Freie Presse' hat erst später von ihm erfahren. Der patriotische Berichterstatter betete zu eben derselben Zeit in der Seitenstettengasse für Se. Majestät, schrieb dann über diese Feier seinen Bericht und war ehrlich genug, den Bericht über die nicht miterlebte Feier in der Stephanskirche aus den Montag-Abendblättern anderer Zeitungen zu entnehmen.

Das Geschäft: Dr. Schreibers »Alpenheim« in Aussee ... Elite der Badegäste ... prachtvoll decoriert. ... Kaiserl. Rath Schreiber in beredten Worten ... Frau Clara Schreiber in geistreicher Rede ... Herr Hirschler aus Pisek formvollendet ... — Meseritsch: Vortrag des Dr. Salomon Heller ... Capelle der Firma S. Reich & Comp.

Das Vergnügen: Sand Taufers, 18. August (Privat): »... Kaiserlicher Rath Gutmann aus Wien hielt eine Festrede.« St. Moritz, 18. August (Privat): »... Auf Vorschlag des Herrn Angelo Eisner v. Eisenhof wurde die Absendung eines Huldigungs-Telegrammes an den Kaiser nach Ischl unter neuerlichen Hochrufen beschlossen. ...«. — Der Kaiser begnadigt Sträflinge.

* * *

Digitized by Google

Ich erhalte die folgende Belästigung:

»Es ist unwahr, daß die ‚Extrapost' den Kampf gegen bestimmte Actiengesellschaften so unermüdlich führt, daß sie sogar, wenn sie eben erst einen scharfen Angriff veröffentlicht hat, zum Schluß noch das Versprechen gibt, demnächst auf die Angelegenheit zurückzukommen; wahr ist, daß die ‚Extrapost' überhaupt keinerlei unermüdlichen Kampf gegen bestimmte Actiengesellschaften führt.

Es ist unwahr, daß es eine gerichtsordnungsmäßig festgestellte Thatsache ist, daß eines Tages vor dem Erscheinen eines Angriffs der Bürstenabzug der Verwaltung des Wiener Brauhauses gezeigt wurde. Wahr ist, daß eine solche Thatsache gerichtsordnungsmäßig nie festgestellt wurde, weil es, trotz meiner Urgenzen, über eine gegen mich erstattete Anzeige ganz unausgesprochenen Inhaltes nie zu einer strafgerichtlichen Untersuchung kam.

Es ist unwahr, daß damals die Untersuchung wegen Erpressung, deren Thatbestand die Polizeibehörde als gegeben ansah, eingestellt wurde, weil der angeklagte Redacteur vor dem Untersuchungsrichter darthat, daß der Bürstenabzug nicht durch ihn persönlich, sondern durch das Verschulden eines Angestellten in die Hände der Verwaltung gespielt worden sei. Wahr ist, daß weder ich noch ein Redacteur der ‚Extrapost' wegen eines Factums, wie das hier erwähnte, jemals auch nur in Untersuchung war, noch angeklagt wurde; wahr ist ferner, daß das Verfahren wegen der oben erwähnten Anzeige bei der Polizei nach einer Einvernahme als ganz belanglos nicht einmal über das Stadium der Voruntersuchung hinaus gedieh.

Es ist unwahr, daß solch eine Schlamperei in einer Druckerei, also in meiner, vorgekommen ist; wahr ist, daß weder ich, noch einer von meinem Personal, jemals eine solche That begangen hat. — Siegmund Bergmann, Herausgeber der ‚Extrapost' und Buchdruckereibesitzer. Wien, 9. August 1902.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser. Ich spreche hiemit mein Bedauern aus, daß ich mich in der Nr. 111 mit dem St. Georgskämpfer der ‚Extrapost' und seinem Kriegsruf »Senden Sie gef. ein!« beschäftigt habe. Der Fall schien mir für

Digitized by Google

die Bedrohung eines Geschäftshauses typisch. Die St. Georgs-Brauerei inserierte, ihr Bier sei mit Pilsner nicht identisch, und die ‚Extrapost' brachte in der richtigen Erkenntnis, daß hier einem Fuchs die Trauben zu sauer sind, gerade oberhalb der Annonce die Briefkastennotiz:

St. Georgs-Brauerei. Das in unserem Blatte enthaltene Inserat kann uns nicht abhalten, zu constatieren, daß Georgsbier kein Pilsner ist. Senden Sie gef. ein.

Jedem Kenner leuchtet die journalistische Unsauberkeit dieses unscheinbaren Notizchens ein; sie ist allzu typisch, um nicht dem Reformator unseres Strafgesetzes bei der längst dringlichen Ausgestaltung der Bedrohungsparagraphen eine werthvolle Anregung zu liefern. Der ‚Extrapost'-Mann hat in edler Wallung verkannter Sittenreinheit — in einem »Offenen Brief« — erwidert: »Weil ein Anonymus aus dem Inserat eine Bestechung deducieren wollte, fragte er an, ob wir einen Artikel, der sich mit den ‚Mißständen' befaßt, aufnehmen würden. Darauf bezog sich die bemerkte Antwort. Daß darin nichts Incorrectes liegt, begreift auch Ihr in Corruption bohrendes Hirn.« Nein, es begreift nicht. Es glaubt ja vorweg an den Anonymus und glaubt natürlich auch gern, daß ein solcher aus dem Inserat eine Bestechung deducieren wollte. Ohneweiters gebe ich zu, daß es sich um eine wirkliche, nicht fingierte Antwort und um keinen Wink mit dem Zaunpfahl an die Adresse der Brauerei gehandelt hat, daß die Aufschrift der Notiz nur eine unglücklich gewählte Chiffre und keine Adresse bedeuten, und daß die Aufforderung, einzusenden, sich nicht auf das Geld der Brauereiverwaltung, sondern auf den Artikel des Anonymus beziehen sollte. Ich habe diesen Thatbestand — denn ein Thatbestand ist es — in Nr. 111 nicht bezweifelt, schon damals es als »offenbar« bezeichnet, daß es sich um die Bestellung eines Angriffs handle, »den das Blatt zu veröffentlichen bereit ist«. Ich bin über die spontane Bestätigung meines Vermuthens verblüfft und will Herrn Bergmann, dem Herausgeber der ‚Extrapost', als mildernd das Geständnis anrechnen. Aber für künftige Fälle will ich ihm auch, wenn er schon durchaus das Bedürfnis fühlt, einem seine Ehrenhaftigkeit verdächtigenden Anonymus zu antworten, die folgende »correcte« Fassung empfehlen:

Anonymus. Wie können Sie zweifeln?
Senden Sie gef. ein.

Die Gefahr, dem anonymen Schmäher selbst unverständlich zu bleiben, ist viel weniger zu fürchten als die, durch eine nicht mißzuverstehende Ankündigung ein für seinen Ruf zitterndes Geschäftshaus — der Annoncierungseifer nach der Gerichtsverhandlung beweist seine Empfindlichkeit — in Furcht und Schrecken zu versetzen. Neulich wurde ein Wiener Privatmann zu drei Monaten Kerkers verurtheilt, weil das Gericht die Absendung einer Correspondenzkarte an einen Budapester Arzt, worin er die Bekanntmachung einer übertriebenen Honorarforderung in Wiener Blättern in Aussicht stellte, als gefährliche Drohung auffaßte. Das Gericht ließ sich gar nicht auf die Unter-

Digitized by Google

suchung der Frage ein, ob einem beliebigen Querulanten die Presse für die Erörterung seiner uninteressanten Privatangelegenheiten zur Verfügung steht; es beurtheilte nur die Gefühle des Empfängers und werthete die suggestive Wirkung, die die bloße Nennung des Machtmittels der Druckerschwärze auf den Durchschnittsmenschen übt. Das Urtheil enthält, mag es auch die Möglichkeiten einer Ausführung der angekündigten That überschätzt haben, eine principiell richtige und heilsame Erkenntnis. Wie müßte nun dasselbe Gericht den Fall beurtheilen, wo zwischen Ankündigung und Ausführung kein durch tausend Zufälligkeiten versperrbarer Weg liegt, wo der Bedrohende zugleich über das Machtmittel, mit dem er droht, verfügt, wo die Zeitung selbst es ist, die den Angriff ankündigt? Ich gebe ohneweiters zu, daß die ‚Extrapost' einen Angriff, den sie bestellt, auch wirklich abzudrucken bereit wäre, aber seine Ankündigung ist, da heute »Furcht und Schrecken« die constanten Gefühle derer sind, die an der Spitze großer Geschäftsunternehmungen stehen, da auch die reinlichsten Actiengesellschaften die publicistische Erörterung ihrer Verhältnisse zu scheuen haben, mindestens eine journalistische Incorrectheit. Denn in diesem pressverseuchten Zeitalter sind jene Versicherungsanstalten, Sparcassen, Banken und Brauereien die besten, von denen man am wenigsten spricht, — was bekanntlich in Großvaters Tagen, da der Ruf noch von mündlicher Ueberlieferung abhängig war, bloß von den Frauen galt. . . . Ich habe schon gesagt, daß ich es bedauere, die ‚Extrapost' angefaßt zu haben. Das bleibt an Einem kleben und ist nicht mehr wegzubringen. Dieser Sorte von jüdisch-nationaler Journalistik wird alles, selbst ein Fußtritt, zur Reclame. Das veröffentlicht »Offene Briefe«, sendet, um die größere Verbreitung des angreifenden Blattes nur ja auszunützen, § 19-Berichtigungen und bläht sich unerschrocken in dem Hochgefühl jenes Catonismus, dem man »nix beweisen kann«. Nur aus principiellen Gründen und wiewohl eine Polemik mit der ‚Extrapost' gewiß einer Erniedrigung gleichkommt, muß ich, in wenigen Punkten, auf die Antwort des Kämpfers eingehen. Von den durch zwei Jahre fortgesetzten Lügen und Beschimpfungen habe ich, weil sie meine Leser nicht interessieren, keine Notiz genommen; diesmal wäre es schade, wenn ihnen die drolligsten Aeußerungen dieser verfolgten Montagsunschuld vorenthalten blieben. Vor allem die Taktik der Abwehr. Ich habe deutlich geredet, und Herr Bergmann schreit: Heraus mit der Sprache! Dieser Drang nach Wiederholung grassiert jetzt in der österreichischen Oeffentlichkeit. Als ich einmal davon gesprochen hatte, daß das Vorgehen meines früheren Druckers nach Ansicht erfahrener Juristen bequem auch strafgesetzlich zu fassen gewesen wäre, schrie der Schmutzconcurrent: Noch einmal das sagen, und ich klage sofort! . . . Aber ich fühlte gar nicht das Bedürfnis, die Leser mit müßigen Wiederholungen zu belästigen. Als die ‚Arbeiter-Zeitung' den deutschnationalen Ehrenmann Herzog der schlimmsten Vergehungen bezichtigt hatte, schrie Herr Herzog, der eben aus dem Gerichtssaal ausgekniffen war: sie möge den früheren Artikel noch einmal abdrucken, dann, ja dann

Digitized by Google

klage er bestimmt ... »Du mußt es dreimal sagen!« Bei Herrn Bergmann kommt noch der Vorwurf der »anonymen Verleumdung« hinzu. Aber das weiß doch in Wien jeder Mensch, daß der weitaus größte Theil einer ‚Fackel'-Nummer von dem Herausgeber geschrieben ist, und man würde es höchst überflüssig und abgeschmackt finden, wollte ich unter jede, ohnedies meist im Ich-Ton gehaltene Notiz extra meinen Namen setzen. Herr Bergmann hat den Kampf, den die ‚Fackel' gegen die Anonymität führt, in ulkiger Weise mißverstanden. Sie erfüllt Schopenhauers Ideal, weil ihr verantwortlicher Redacteur nicht nur für die von ihm selbst geschriebenen, sondern auch für die spärlichen, mit einem Zeichen versehenen Artikel die volle Verantwortung des Verfassers übernimmt. Gewiß, die ganze ‚Fackel' ist, wenn nicht Chamberlain und Schöffel helfen, wenn nicht eine Berichtigung von Sigi Bergmann erscheint, »anonym«. Aber wir würden in Oesterreich weiter halten, wenn sich die Tages- und Montagspresse zu solcher Namenlosigkeit aufraffte! ... Während ich nun den Vorwurf anonymer Angriffe — nicht die ‚Fackel', sondern Karl Kraus greift anonym an — ruhig einstecke, muß ich die Verdächtigung, daß ich über Herrn Bergmann in seinen »früheren Domizilen privatpolizeilich recherchiert« habe, zurückweisen. Soviel Zeit habe ich wahrlich nicht, um all die Entwicklungen, die einer vom deutschnationalen Wahlmacher in Nordböhmen, vom Chicagoer Ausstellungs-Correspondenten der ‚Deutschen Zeitung' bis zum Verleger jüdisch-nationaler Drucksorten durchmacht, aufzuspüren. Der publicistische Niederschlag eines Charakters genügt mir vollkommen, um mir über den Mann ein Urtheil zu bilden, und eine kleine St. Georgs-Antwort sagt mir mehr als hundert Auskünfte über Nordböhmen und Chicago. Zur Beurtheilung der logischen Festigkeit meines Polemikers reicht aber die folgende Gegenüberstellung aus: Die ‚Extrapost' vom 21. Juli ruft einem, der sie beschuldigt hatte, in gesperrtem Druck zu, »er möge ihr, die seit Jahresfrist in den Händen des jetzigen Besitzers ist, eine Erpressung oder sonst unanständige Handlung nachweisen oder klar und deutlich den Herausgeber oder die Mitarbeiter eines solches Delictes zeihen«. Die ‚Fackel' vom 5. August bespricht diese Aufforderung und citiert den Satz, der sie enthielt, wörtlich. Darauf schreibt Herr Bergmann am 11. August: »Es ist auch eine lügnerische Verdrehung, wenn hämisch gewitzelt wird, ich hätte den Nachweis einer Erpressung oder unanständigen Handlung verlangt«. Ja, was soll man da noch sagen? Wenn man Herrn Bergmann wörtlich citiert, ruft er, man mache sich über ihn lustig! — Auf die § 19-Berichtigung habe ich zu erwidern: Ich bestätige, daß es wirklich wahr ist, daß die ‚Extrapost' keinerlei unermüdlichen Kampf gegen bestimmte Actiengesellschaften führt. Denn manchmal ermüdet die ‚Extrapost' wirklich und leistet entweder, wenn sie — wie z. B. von dem Vorstand des Wiener Brauhauses — geklagt wird, öffentlich Abbitte, oder sie darf sich auf die ihr hingehaltene Krücke eines Inserates stützen. Was den Bürstenabzug anlangt, so fühlt sich Herr Bergmann

Digitized by Google

mit Unrecht getroffen. Ich habe ausdrücklich selbst erzählt, daß ein Verschulden des angezeigten Redacteurs — Herr Bergmann meldet sich, ohne daß ich ihn nannte — nicht nachgewiesen werden konnte und daß die eingeleitete Untersuchung eingestellt wurde. Herr Bergmann hat aber den Ehrgeiz, daß constatiert werde, die Verfolgung wegen Erpressung sei »nicht einmal über das Stadium der Voruntersuchung hinausgediehen«. Ich trage diesem bescheidenen Wunsche gern Rechnung und ertheile auch Aufklärung über den Inhalt jener »ganz unausgesprochenen Anzeige«. Herr Bergmann beklagt sich nämlich in dem »Offenen Brief«, den er an mich richtete, daß er »bis heute nichts Näheres über die Sache erfahren konnte«; »privatim« sei ihm bloß mitgetheilt worden, daß dem Landesrath Dr. Thomas »das Erscheinen eines Artikels gegen das Brauhaus in der ‚Extrapost' verrathen worden sei«. An eine »Schlamperei in der Druckerei« glaubt Herr Bergmann nun einmal nicht, und da er's selbst nicht weiß, kann ich's noch weniger wissen, wie jener »Verrath« bewerkstelligt ward. Darüber aber, wie's zur Anzeige gekommen ist, kann ich Herrn Bergmann im Folgenden Aufschluß geben: Die Anzeige wurde von Herrn Landesrath Dr. Thomas persönlich im Sicherheitsbureau erstattet und war aus begreiflichen Gründen sehr vorsichtig gefaßt. Die Polizei hat ziemlich umfassende Erhebungen wegen Erpressung gepflogen und sodann die Acten dem Landesgericht abgetreten, wo LGR. Dr. Wach das Strafverfahren wegen Erpressung leitete. Gleichzeitig war aber eine Klage gegen Herrn Bergmann wegen Ehrenbeleidigung im Zuge, und als diese beigelegt war, wurde auch die Erpressungsuntersuchung eingestellt. Gegen Herrn Bergmann waren hauptsächlich drei Facten ausgespielt worden: Erstens die Angelegenheit des Bürstenabzugs, zweitens das Anbot, die ‚Extrapost' zu kaufen, und drittens das Anerbieten der Einstellung der Angriffe gegen das Brauhaus, wenn gewisse »Prachtwerke« (an deren Vertrieb Herr Bergmann interessiert war) um eine hohe Summe angekauft würden. In allen diesen Fällen aber ließ sich, wie gesagt, die Verbindung des Herrn Bergmann mit den handelnden Individuen nicht nachweisen, und die Untersuchung wurde demgemäß eingestellt. Bemerkenswerth ist noch, daß die Artikel der ‚Extrapost', die Angriffe gegen den Landesrath Thomas und das Brauhaus enthielten, auch stets allen Genossenschaftern des Brauhauses, ferner den Mitgliedern des Landesausschusses und insbesondere dem unmittelbaren Vorgesetzten des Dr. Thomas, Landesausschuß Richter, und mehrmals auch allen Abgeordneten des Landtages eingesendet wurden .... Herr Bergmann führt keinen unermüdlichen Kampf; er gibt sogar — in jenem »Offenen Briefe« — zu, daß der Kampf gegen das Wiener Brauhaus ihm, »als an der Sache gänzlich Unbetheiligtem, längst zuwider war.«

Diplomat. Was die »Intrigue gegen den Dreibund« anlangt, hatte die ‚Fackel' gewiß Recht, eine Gefälligkeit der ‚Neuen Freien Presse' für Herrn Delcassé zu vermuthen. Die ‚Frankfurter Zeitung' war es, die behauptete, daß diese und eine zweite Intrigue von Berlin, aber von einer Bülow und dem Dreibund feindlichen Seite, nämlich der angeblich bestehenden russenfreundlichen Hofcamarilla, aus-

Digitized by Google

gegangen seien. Aber das ist Quatsch. Ein Interesse an der Sache hat bloß Frankreich. Es handelte sich darum, im Augenblick, wo König Victor Emanuel nach Petersburg reiste, die Thatsache zur Sprache zu bringen, daß Italien im früheren Dreibund Oesterreich militärische Unterstützung gegen Russland zugesagt hatte. Man wollte nun Italien zu einer stricten Erklärung veranlassen, daß diese Zusage bei Erneuerung des Dreibunds zurückgezogen worden sei. Das ist jetzt überhaupt Frankreichs Bestreben, bekannt zu machen, daß Italien nur mehr formell dem Dreibund angehört, und Herr Delcassé hat mit absichtlicher Tactlosigkeit einige Tage nach der Erneuerung des Dreibunds in der französischen Kammer von der gänzlich veränderten Stellung Italiens gesprochen und gewissermaßen Deutschland und Oesterreich verhöhnt, daß sie sich mit der Scheinzugehörigkeit Italiens zum Bunde zufrieden geben müssen. Bei uns und in Berlin legt man aber den größten Werth darauf, die Fiction festzuhalten, daß der Dreibund mit unverändertem Text erneuert worden ist, und weil das mit großem Nachdruck in den officiösen Blättern versichert wurde, hat Herr Delcassé, der in seiner Kammerrede mittheilte, er habe Aufklärungen von Italien erhalten, jetzt diese Aufklärungen in die Oeffentlichkeit bringen lassen und zwar gerade im Zeitpunkt der Petersburger Reise des Königs von Italien, die den beiden anderen Dreibundsstaaten an sich sehr unangenehm war und deren politische Bedeutung das ‚Fremdenblatt' und die anderen Goluchowski-Blätter, auch die ‚Neue Freie Presse' — natürlich auf Weisung von oben — mit großem Eifer bestritten haben. Dieser ganze Zusammenhang ist jedem, der die Organe Bülows und Goluchowskis liest, klar.

Hofbeamter. Sie schreiben: »Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf die traurige Lage eines dem Anschein nach bevorzugten, in Wahrheit aber ungemein gedrückten Standes lenke. Ich meine die Hofbeamten. Nachdem jetzt auch die Diurnisten befriedigt sind, bilden die Hofbeamten den einzigen großen Beamtenkörper, für den seit Jahren nichts geschehen ist und voraussichtlich auch nichts geschehen wird, falls nicht von außen her den Herren, die nichts mehr als die Oeffentlichkeit fürchten, die Wahrheit gesagt wird. Die k. u. k. Hofbeamten, denen es, wenn sie ihre Stellung nicht riskieren wollen, verwehrt ist, sich über ihre elende Lage öffentlich zu beklagen, sind dadurch ihren Oberbehörden vollständig ausgeliefert und müssen seit Jahren die Opfer eines unwürdigen Sparsystems abgeben. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Sie, der schon so viele Mißstände ausgerottet und so viele Schäden aufgedeckt hat, sich mit dieser Angelegenheit befassen wollten, dies bald den Anfang einer Besserung bedeuten würde. Im Namen zahlreicher Familienväter, die unter diesen unerträglichen Verhältnissen leiden, bittet Sie darum ein aufrichtiger u. s. w.« — Meinen guten Willen, der anmuthigen Wirtschaft des Herrn Wetschl ein Ende zu machen, habe ich öfter bewiesen. Leider muß, solange nicht dafür gesorgt ist, daß der Ruhm von den Thaten des Sparhofraths zu des Kaisers Ohren dringt, alle publicistische Mühe vergeblich bleiben. Der Kaiser, der von all den Dingen, die in seinen Aemtern, in seinen

Digitized by Google

Theatern und in Küche und Keller seiner Haushaltung geschehen, keine Ahnung hat, wird bloß von der jährlichen Verringerung des Ausgabenetats unterrichtet, und es ist nur natürlich, daß der Hausherr des Sparmeisters Kunst lobt, solange er nicht weiß, daß auf Kosten aller Vornehmheit und Würde geknausert wurde. Herr Wetschl, der im Gegensatz zu der alten, einwandfreien Sitte, nach der die Ischler Hofhaltung die Semmel um drei Kreuzer bezog, den Ischler Bäckern zumuthet, von nun ab noch 14 Procent von dem bürgerlichen 2 Kreuzer-Preise nachzulassen, und einen ähnlichen Handel auch den Fleischhauern des Ortes vorschlägt, Herr Wetschl, der es so weit kommen ließ, daß Fleischer und Bäcker sich weigerten, der Hofhaltung Fleisch und Brot zu liefern, müßte unverzüglich wegen Majestätsbeleidigung in Anklagezustand versetzt werden. Und er müßte verurtheilt werden, wenn das Gericht auch noch erfährt, daß er die Wohlthätigkeit seines kaiserlichen Herrn für die Ischler Ortsarmen reduciert, daß er die Gaben, die allsommerlich bei allen möglichen Anlässen die Privatschatulle gewährte, auf den fünften Theil ihrer jeweiligen Höhe herabsetzt, die Hilfsbedürftigen aber dadurch fünfzigfach schädigt, weil aristokratische Spender das Maß ihrer Freigebigkeit jeweils der des Hofes anpassen müssen. Ein gewiegter Sparer, zieht der Mann die Zinsen, die Wohlthun trägt, gleich von dem Capital ab. . . Daß all dies nicht mit Wissen und Willen des Kaisers geschieht, daß all die schweren Vergehungen gegen die Noblesse des reichsten Hofes, von der lustigen Verordnung, daß keiner Hofdame nach neun Uhr Speise und Trank serviert wird, bis zur traurigen Mißhandlung der Burgtheatercomparsen, wenn er von ihnen erführe, die Empörung des Monarchen wecken und mit der sofortigen Entfernung der Schuldtragenden gesühnt würden, daran darf man nicht zweifeln.

Apotheker. Also nochmals das »Nitroglycerin«, das die ‚Wiener Morgenzeitung' und ein ihr befreundeter Arzt dem König von England verschrieben haben! Professor Loos könne, so schreiben Sie, »in jedem Lehrbuch der Chemie« finden, daß das Trinitrin allgemein Nitroglycerin genannt wird. Ja, was für Lehrbücher werden denn in der »lateinischen Küche« benützt? Ist es Ihnen bekannt, daß bei Lehrbüchern der Chemie die Auflage nicht, wie bei Kochbüchern, gleichgiltig ist? Seit mehr als zwanzig Jahren ist sogar in den Schulbüchern — z. B. in dem an Mittelschulen verbreiteten »Lehrbuch der Chemie« von Mitteregger (1883, II. Theil, Seite 59) — die falsche Bezeichnung Nitroglycerin durch die richtige ersetzt, weil eben »Nitroglycerin« kein Nitrokörper und kein Glycerin ist. Und auch für Laien bestimmte Bücher, wie Stöckhardt's populäre »Schule der Chemie«, weisen die Unrichtigkeit der Bezeichnung »Nitroglycerin« nach. Wenn minder gebildete Aerzte keine andere kennen, so dürfen sie zu ihrer Entschuldigung nur geltend machen, daß sie nicht verpflichtet sind, gescheiter zu sein als unsere officielle Arzneimittelkunde, die auch noch nicht weiß, was alle Realschüler wissen, und in der nebst vielem andern Veralteten und Unwissenschaftlichen die Bezeichnung »Nitroglycerin« zu finden ist. Aber Herrn Professor Loos' Spott ist, weil er auch auf diese officielle Rückständigkeit aufmerksam gemacht hat, nur um so mehr berechtigt.

Digitized by Google

Städtischer Sanitätsaufseher. Die Bemerkung über »die Art, in der bei uns zumeist die Desinficierung der Wohnungen nach ansteckenden Krankheiten durchgeführt wird«, bezog sich nicht ausschließlich auf Wiener Verhältnisse, sondern hauptsächlich auf jene in den mittleren und kleinen Gemeinden. Daß in Wien nicht »der nächstbeste Gemeindediener« die Desinficierung vornimmt, sondern daß dies Aufgabe der städtischen Sanitätsaufseher ist, die einen Cursus im Stadtphysikate mit gutem Erfolge absolviert haben müssen, ist bekannt. Die ärztliche Controle wäre trotzdem nöthig; und vor allem wegen des Widerstandes, der so oft gegen hygienische Maßnahmen geleistet wird, die ärztliche Autorität. Denn diese wäre durch die Autorität des Sanitätsaufsehers auch dann nicht zu ersetzen, wenn die Stellung der Sanitätsaufseher, die heute im Taglohn und noch dazu in einem gänzlich ungenügenden stehen, in eine definitive verwandelt würde, wie sie es in ihrer Eingabe an den Gemeinderath vom Februar d. J. mit Recht verlangt haben.

Gerichtsinspector. Die Erscheinung des spottenden Richters — statt weise, witzig — ist eine betrübende Wiener Specialität. Themis macht Kalauer und gebraucht die Binde, um kichernd Blindekuh zu spielen. Es gibt gefürchtete Spötter des Wiener Landesgerichts, die dem stenographierenden Reporter Pointen liefern und die so human sind, den zitternden Angeklagten statt durch Strenge durch frozzelnden Hohn zu demüthigen. Ein Bezirksrichter, dem jüngst ein geständiger Dieb kein Motiv für seine That angeben konnte, rief: »Also bloß, damit er im böhmischen Zirkel nicht aus der Uebung kommt!«. Das unglaubliche Urtheil eines Bezirksgerichtes, wonach eine Schauspielerin, die sich bei der Polizei unter ihrem Theaternamen, der zugleich ihr Mädchenname ist, gemeldet hatte, wegen Falschmeldung drei Tage im Arrest hätte sitzen müssen, ist glücklicherweise von der zweiten Instanz abgeändert, die Freiheitsstrafe in eine kleine Geldbuße verwandelt worden. In der Einspruchsverhandlung hat sich aber ein Zwischenfall ereignet, der noch weit bemerkenswerther ist als die Probe, die der Richter erster Instanz von seiner Einsicht und Urtheilsfähigkeit gegeben hatte. »Die Angeklagte«, heißt es in dem Bericht der Gerichtssaalcorrespondenz, »entschuldigte sich damit, daß sie nicht in böser Absicht und nicht um irrezuführen einen falschen Namen angegeben habe. Vielmehr that sie dies nur deshalb, weil sie mit dem Namen Warneck allgemein gerufen werde und weil dieser Name viel markanter sei als der Name ihres Gatten, Berger, der so häufig vorkomme, daß sie sich schon zur Vermeidung von Irrthümern für ihren Mädchennamen entschieden habe. Richter: ‚Ich führe den auch sehr häufigen Namen Wagner, deswegen darf ich mich aber doch nicht Przesnawek nennen!'« Ja, Richter sind manchmal Komiker, Gerichtsverhandlungen Komödien. Aber jene nehmen darum »doch nicht« Theaternamen an. Allerdings würde, wenn Herr Wagner sich Przesnawek nennte, dies dem Ansehen des Amtes, das er versieht, hundertmal geringern Eintrag thun, als da er sagt, daß er's nicht darf!

Psychiater. Gewiß, die Wanderungen durch's Engadin, die Herr Bahr nach dem Berner Congreß unternommen hat, habe ich verfolgt.

Digitized by Google

Namentlich die Beschreibung der Eindrücke vom Munt della Bescha hat mich interessiert: In einer Höhe von 2733 Metern gedeihen noch Stilblüthen! Und was dem Mann immerzu für Eigennamen einfallen! Auf dem Gipfel des Morteratsch denkt er an unsern »trefflichen Collegen Epstein«, einen Herrn vom ‚Neuen Wiener Tagblatt', aber auch an »unsern Andrian« und »unsern Hofmannsthal«; in Bern hat er an »unsern Wilhelm Singer«, »unsern kaiserlichen Rath Groß« und an andere Leute gedacht, die zwar im Lehmann stehen, von denen wir aber bisher nicht gewußt haben, daß sie »unser« sind, wenn wir auch sofort erkannt haben, daß sie zu »unsern Leuten« gehören. Das weite Herz unseres Bahr umfaßt sie alle mit der gleichen Liebe; sie alle hüllt er in die gleiche Quantität Gehirnschleim ein: den Poldi und einen Theaterreporter, den Hugo und den Gerichtssaalredacteur. Die Höhenluft hat diesen arg reducierten Geist schwindeln gemacht, und unser Bahr gibt jetzt die Ueberreste der Entwicklungen, denen er im Lauf der Jahre gefröhnt hat, von sich. O Fatinitza, was hast du alles durchgemacht!

Literat. Daß jemand die Lenau'schen Verse, die sich in Nr. 112 so gut gegen die heutigen Führer des geistigen Wien benützen ließen, für apokryph und sie selbst, nicht nur ihre Anwendung, für einen Scherz halten konnte, ist mir umso schleierhafter, als ich die Nichtkenner Lenauscher Poesie ausdrücklich auf das Capitel »Dichterischer Nachlaß« seiner »Sämmtlichen Werke, Bd. II« verwiesen hatte. Wenn in der ganzen Sache ein Witz steckt, so kann es doch nur der sein, daß eben Lenau wirklich der Autor jener »actuellen« Gedichte ist. Wäre er's nicht, so wäre der mir zugetraute Scherz vielleicht geschickt, aber ebenso schaal wie unstatthaft.

Darwinist. Herr Lothar-Thomas — er lebt, er ist da, es behielt ihn nicht — schrieb neulich: »Man verliert in Tirol sogar die Unarten«. Ja, hat man denn welche zu verlieren? Was sagt Hofrath Nothnagel zu solchen Verleugnern des Fundamentalsatzes? . . . Ich aber glaube, daß trotz einem in Karersee oder Madonna di Campiglio verbrachten Sommer es noch viele Leser der ‚Neuen Freien Presse' geben wird, die sich mit der Serviette den Schweiß der Glatze abtrocknen, bevor sie zur Mahlzeit übergehen, hierauf das Fleisch mit den Händen, die Sauce mit dem Messer essen, lippenschmatzend das Ganze verdauen und zähnezwitschernd den Rest genießen.

Habitué. Die Schreckenschiffre St-g taucht wieder auf, und wieder windet sich der Sonntagsleser unter einem Humor, der wie Appendicitis wirkt. Ein Theaterreferat, das der Unerbittliche neulich lieferte, ist aber auch aus anderm Grunde bemerkenswerth. Es zeigt, wie energisch schon im August die Bühnenpolitik eingreift. Bekanntlich wurde in der vorigen Saison die Parole ausgegeben, das Raimundtheater, das ein Recensentenstück abgelehnt hatte, todtzuhetzen. Herr Schütz ist zwar noch auf Urlaub, aber der Communalschmock, der sich's auch in einer Theaterkritik nicht versagen kann, über die aufgerissenen Straßen seine Witzchen zu machen, kennt die Taktik. So wird denn die Vorstellung von »Stahl und Stein« in Grund und Boden verrissen. »Den

Digitized by Google

humorvollen Accenten des ersten Actes vermochten die Schauspieler des Raimundtheaters nicht gerecht zu werden. Da wurde so durcheinander gejohlt und gelärmt, daß man die dazwischenliegenden zwei Monate vergaß und sich schmerzlich an die glücklicherweise überstandenen ‚Original-Tegernseer' erinnerte.« So war also die Regie miserabel? Nein, denn sechs Zeilen weiter heißt es ausdrücklich: »Dagegen war die Regie des Herrn Popp eine ungemein liebevolle und verständige . .« Ein hübsches Beispiel dafür, wie's gemacht wird. Man verreißt die Regie, um dem Theater zu schaden, lobt aber den Regisseur; denn der hat sich vermuthlich früher an geselligen Freimaurer-Abenden bewährt.

Leser in Ischl. Am 7. August brachten Wiener Blätter das folgende Telegramm: »Im Theater in Ischl wohnte heute der Kaiser mit Prinzessin Gisela von Bayern zum zweitenmale einer Aufführung des ‚Süßen Mädel' bei. Der Kaiser blieb bis zum Schlusse der Vorstellung und sprach sich über die Aufführung äußerst lobend aus.« Somit war die in Nr. 109 der ‚Fackel' an die Ischler Nachricht, daß der Kaiser bei einer früheren Vorstellung des »Süßen Mädel« nach dem ersten Act aufgebrochen sei, geknüpfte Vermuthung, der Kaiser habe damit ein abfälliges Urtheil über die Operette fällen wollen, offenbar irrig. — Was die telegraphisch gemeldete Anwesenheit des Hofes bei einer Aufführung von Buchbinder's »Er und seine Schwester« betrifft, so ist sie nur insofern überraschend, als man bisher angenommen hatte, ein Zusammenhang des Herrn Buchbinder mit Seiner Majestät dem Kaiser sei lediglich durch die Thatsache gegeben, daß die gerichtlichen Urtheile im Namen Seiner Majestät des Kaisers gefällt werden. Trotzdem wird kein Mensch aus dem zufälligen Besuch folgern können, daß »Er und seine Schwester«, Posse in drei Strafacten, verschärft mit Gesang, auf allerhöchsten Befehl aufgeführt wurde.

Sammler. Der Kunstkritiker der ‚Ostdeutschen Rundschau' hatte, so bekennt er witzig am 12. August (Abendblatt), hinter den Brettern des Gerüsts, das seit einigen Wochen vor dem Parlamentsgebäude zu sehen war, eine Reiterstatue des Herrn v. Koerber vermuthet. Aber — »man räumte den Bretterverschlag hinweg, und siehe da, eine Pallas Athene, riesengroß und von Laufberger ganz frei nach Phidias in venetianischem Mosaik ausgeführt, zeigt sich den Blicken der Passanten der Ringstraße.« Nun, die Passanten der Ringstraße erblicken freilich Laufbergers, von einer Tiroler Fabrik in venetianischem Mosaik ausgeführte Pallas Athene, aber — nicht vor dem Parlament und nicht erst seit einigen Tagen, sondern an der Mauer, die das Kunstgewerbemuseum mit der Kunstgewerbeschule verbindet, am Stubenring. Vor dem Parlament steht eine Pallas Athene in Laaser Marmor. Mit den Brettern, die sie noch kürzlich verbargen, ist offenbar Mißbrauch getrieben worden: der Kunstkritiker der ‚Ostdeutschen Rundschau' hat sie vor dem Kopf. Aber es ist auch noch eine andere Erklärung möglich: der Laaser Marmor ähnelt bedenklich dem Zucker, und die Herren von der ‚Ostdeutschen Rundschau' wollen jetzt bekanntlich alle glauben machen, daß sie gar nicht wissen, wie Zucker ausschaut. Die Verwechslung mit venetianischem Mosaik war vielleicht planvoll. »Ob es wohl lächeln wird, das Bild?«

Digitized by Google

fragt der Ostdeutsche Kunsthistoriker, wenn drinnen im Parlament Dummheiten gemacht werden. Sicher ist, daß das Bild noch nie so gelacht haben wird, wie über die Dummheit, die draußen, in der ‚Ostdeutschen Rundschau' vom 12. August verübt wurde. »Da lachen die Karyatiden!« lautet ja einer der beliebtesten Zwischenrufe des Herrn K. H. Wolf. — Die ‚Reichswehr', Abendblatt vom 13. August, meldet: »Im Befinden des Schriftstellers ..., der bekanntlich am Montag mit einer schweren Opiumvergiftung bewußtlos aufgefunden und in das allgemeine Krankenhaus gebracht wurde, ist noch immer keine Wendung eingetreten. Der Kranke liegt seit achtundvierzig Stunden bewußtlos danieder und spottet aller Bemühungen, ihn in das Bewußtsein zurückzurufen«. — Der Londoner Analphabet der ‚Neuen Freien Presse' begann seine Krönungstelegramme am 9. August (Abendblatt) mit den Worten: »6 Uhr 41 Minuten Morgens. Dumpfe Schläge dringen an mein schlaftrunkenes Ohr«. Da man den Aufenthalt eines solchen Menschen in dem Lande Shakespeare's schon einmal duldet, so sollte der bildkräftige Autor sich nächstens die Wendung erlauben, daß König Eduard mit einem heitern, einem — nassen Ohr von seiner Jugend Abschied genommen hat.

Handelskammerrath. Daß »an maßgebender Stelle« die Absicht bestehe, den zweiten Secretär der Wiener Handelskammer, Herrn Dr. Eugen Schwiedland, der aus dem Amte scheiden wolle, durch Herrn Gustav Weiß v. Wellenstein zu ersetzen, das ist gänzlich ausgeschlossen. Der liberale Handelskammerklüngel darf den blutigen Hohn nicht wagen, einem Secretär, der hauptsächlich die Gewerbeangelegenheiten besorgt hat, einen Terminspeculanten zum Nachfolger zu geben.

Gourmand. Buchbinder redivivus... Aber ich denke hier nicht an die Wiederbelebungsversuche, die vier Wiener Theaterdirectoren mit dem Dichter anstellen. Ich will vielmehr sagen, daß alle Hoffnung auf die Erhaltung der schönen Rubrik »Hinter den Coulissen« vorhanden ist und daß meine Prophezeiung, der edle Lippowitz werde sich einen Buchbindergehilfen erziehen, in Erfüllung gehen dürfte. Die junge Kraft hat sich neulich bereits an der Erforschung des »Ischler Lebens« und des »Gmundener Lebens« bewährt. Eine prächtige Acquisition! Zwischen gehirnschwachen Kalauern werden uns allerlei niedliche Sächelchen — »Schreiben Sie Pikantes!« hatte der Chef gesagt — aus den Schlafzimmern der Strohwitwen des Salzkammerguts serviert. Aber die junge Kraft dünkt sich zu vornehm, die unsauberen Eingriffe in die diversen Privatleben selbst zu begehen, und läßt sich darum in Ischl von einem alten Lebemann, in Gmunden von einer alten Lebedame das Wissenswerthe ins Ohr flüstern. »Denn er (der alte Lebemann) weiß Geschichten zu erzählen. Geschichten! Na, es ist besser, man schweigt darüber. Immerhin ist es sehr lobenswerth für die Mehrzahl (der Damen), daß er ihr das Prädicat ‚hochprima' verleiht. Auf diese Empfehlung kann man sich dann verlassen.« Ist dies der Ton einer jungen Kraft oder der einer alten Kupplerin? Nein, es ist der Ton eines rüstigen Mädchenhändlers in mittleren Jahren. Ischl wurde

Digitized by Google

am 10. August erledigt. Am 15. August aber ward in weit gründlicherer Weise das Gmundener Leben von »jener alternden Lebedame« geschildert, die »nichts anderes zu thun hat, als ihre Mitschwestern auszurichten«, was sie seit jener Zeit thue, da »sich niemand mehr fand, der sie eingerichtet hat«. Neckisch, nicht wahr? Aber sie weiß Geschichten zu erzählen. Geschichten! Na, es ist besser, man schweigt darüber. Und so wird denn in einer langen Spalte darüber gesprochen. Früher kamen noch viele Angehörige der »Sport- und Lebewelt« nach Gmunden, »und es war ein starker Betrieb«. Aber jetzt? »Du lieber Himmel, diese Leute gehen nach Ostende oder Scheveningen. Es ist nicht mehr dasselbe«. Klagt so eine junge Kraft oder eine alte Kupplerin? ... Und warum ist es nicht mehr dasselbe? »Jetzt kommen die jungverheirateten Pärchen hieher, um die Flitterwochen zu verleben. Das ist doch nicht interessant. Sie meinen, es sei doch interessant? Bitte, dann machen Sie doch einmal dem Hôtel da oben einen Besuch. Das ist das Hôtel für die Jungverheirateten. Das reine Liebesnest. Alles athmet in diesem Hause nach Küssen; furchtbar discret bis herab zum Hausknecht. Die Zimmer sind pikant stilgerecht eingerichtet. Sie glauben es nicht? Bitte, überzeugen Sie sich selbst. Wenn Sie sich zu diesem Zwecke rasch verheiraten wollen, kann ich Ihnen diese schlanke Blondine empfehlen, die dort am Tisch ihren Eiskaffee mit einem Strohhalm aussaugt. Nicht die in der meergrünen Toilette, nein, die andere in der hellblauen Blouse. Die grüne — rühren Sie nicht daran. Die befindet sich schon seit zehn Jahren in momentaner Geldverlegenheit, aber die hellblaue, die hat Geld! Sie ist erst vor kurzem freigeworden. Denken Sie sich: hunderttausend Gulden Abfertigung hat sie bekommen und dabei haben die zwei bloß ein Jahr miteinander verkehrt. Aber sie hat gute Referenzen. Fragen Sie bloß beim Brady nach ... Wie? Sie wollen nichts mehr hören?« Nein, er will nichts mehr hören; denn selbst dem Leser des ‚Neuen Wiener Journal' beginnt sich der Magen umzudrehen.... Wie sehnt man sich doch nach Bernhard Buchbinder's Delicatesse zurück! »O du kleiner Fehl, wie schienst du an Cordelien mir so greulich!« .... Die Theater werden bald geöffnet sein, die Saison beginnt, wir sind auf Alles gefaßt. Ein Bordellritter ist entlassen. Ein forscher Knappe schreitet muthigen Sinnes an's Werk.

Berichtigung.

In Nr. 112, S. 7, 19. und 20. Zeile von oben, ist statt unter sich sind, »auch alles, was der Lueger sagt« und je gesagt hat zu lesen: *unter sich sind, auch »alles, was der Lueger sagt« und je gesagt hat.* S. 21, 2. Zeile von unten, statt Gerichtshofs: *Gerichtshofs.* Seite 25, 9. Zeile von oben, statt enttäuscht waren: *enttäuscht wurden.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

...nen am 5. September 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

...druck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hintergasse 4.

Digitized by Google

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
" "	18 " "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 " "	M 7.—
" " "	18 " "	" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	" 8.—
" " "	18 " "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202a der Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hintergasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 852.534.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 114 WIEN, ENDE AUGUST 1902 IV. JAHR

Feuilleton und Bühne.

Wie weitab die Wege der modernen Theaterkritik vom praktischen Bühnenwesen führen, beweist die völlige Hilflosigkeit des jeweils auf einen Directionssitz gehobenen Kritikers, die sich von der Erfahrung eines Theaterfeuerwehrmanns oder Lampenputzers beschämen ließe. Der moderne Feuilletonismus, der alle künstlerischen Berufe durchseucht, grassiert zumal in jenem verrufenen Bezirk, wo dem Unverständnis des Einzelnen Schauspielerexistenzen ausgeliefert sind. Der Theaterkritiker unterwirft aber nicht nur sein richtendes Gewissen dem Drang nach Witzchen und Wendungen: auch dort, wo er künstlerischen Eindrücken Ernst und Empfänglichkeit entgegenbringt, sieht und denkt er die Dinge nicht bühnenhaft, sondern feuilletonistisch. Ein gut Theil der modernen Milieumisère mit ihren vertrackten »Echtheiten« haben wir der Ausbreitung jenes Plaudergeistes in der deutschen Theaterkritik zu danken. Er vermag einer künstlerischen Wirkung nicht auf den Grund zu gehen und verweilt schwelgend bei den geschickten Aeußerlichkeiten der dramatischen und schauspielerischen Mache, die er mit den Aeußerungen eines künstlerischen Naturells verwechselt. Er hat das Bühnenhandwerk sündhaft erleichtert und ein Genre wohlfeiler Lebenswahrheit gefördert, das zwischen oberbayrischer und schlesischer Schlierseerei alle schauspielerischen Instincte des Pathos und des Humors ertödtet. Bühnenkrüppel, denen die Krücke des Dialekts das Auftreten

Digitized by Google

ermöglicht, wurden als Heroen deutscher Schauspielkunst ausgerufen; an kleinen Tapeziererkünsten einer »intimen« Regie weidete sich das Feuilletonverständnis einer Kritik, die selbst mit plastischen Scherzen ihr Auskommen findet und an einer Draperie, die eine Gedankenwelt verdeckt, ihren Stimmungsdrang befriedigt. Der Mann, der einen echten Spiegel, einen wirklichen Plafond, eine greifbare Thürklinke und eine gehende Uhr auf die Scene brachte, hieß Regisseur, und wer einmal auf den impressionistischen Leim gegangen war, merkte nicht mehr, welche Fülle von Unvollkommenheit, Unvermögen und Dilettantismus hier den Eindruck von dem erzeugte, was sie, weil es in allen Dialekten rumorte, Leben nannten. Keiner ahnte, daß die Kunst, unverständlich zu sprechen, leichter ist als die, verständlich zu sein, daß die Befugnis, in Spucklauten, Interjectionen und mit der Pfeife im Mund zu reden, beim »Charakterisieren« besser hilft als der Zwang eines Shakespeare'schen Versgedankens, wie zum Beispiel gleich jener Worte Glosters (Lear, IV.), die sich so gut auf das Missverhältnis zwischen den Mitteln und der Wirkung realistischer Theatertechnik beziehen lassen:

> Oft zeigt sichs, Mangel
> Wird uns zum Heil, und die Entbehrung selbst
> Gedeiht zur Hülfe.

Eine Notiz über den Wechsel in der Leitung des Berliner »Deutschen Theaters«, die ich neulich in der ‚Zeit' fand, regt diese Betrachtung an. Nicht, weil Herr Brahm, der tüchtigste Helfer bei der Verflachung deutscher Bühnenkunst, vom Schauplatz tritt — Herr Paul Lindau als Renaissanceerscheinung ist vorläufig noch ein heiterer Effect —, sondern weil in jener Notiz der Kinderglaube an die Mission des »Deutschen Theaters« seinen typischen Ausdruck gefunden hat. Der Mitarbeiter der ‚Zeit' wünscht, daß unser Burgtheater sich den Berliner Directionswechsel zunutze mache und aus dem Brahm'schen Ensemble

Digitized by Google

die würdigsten Vertreter der berlinischen Kleinkunst herüberhole. Da wird Herrn Schlenther vor allem das Engagement eines Schauspielers empfohlen, der im schlesischen Dialekt, den er als geborner Schlesier schon vor der Aufführung der »Weber« beherrschte, wirklich Erstaunliches geleistet hat. »Rittner«, heißt es wörtlich, »der des puren Naturalismus längst überdrüssig geworden, würde sich bald zu einem neuen Berlichingen, später zu Falstaff, zum Richter Zalameas aufschwingen«. Die Treffsicherheit dieser Prophezeiung liegt vor allem in der Schlagkraft, mit der sie das Wesen der feuilletonistischen Theaterkritik bloßlegt: Die Impression »biderb«, die ein schlesischer Bauernlümmel des Herrn Rittner erzeugt, hat in dem bloß Contouren fassenden Gehirn die Vorstellung »Bernhard Baumeister« aufsteigen lassen, ähnlich, wie die Zwirnsdünne eines schlechten Komikers zur Constatierung »Nestroy'schen Humors« verleitet. Seit Jahren wird Herr Rittner zu classischem Aufschwung angefeuert, und thatsächlich hat er es gleich zu Beginn der Aera Brahm versucht, »des puren Naturalismus überdrüssig« zu werden. Der Triumph seines Weberfritzen ließ ihn nicht schlafen und spornte ihn, auch den Ferdinand in »Kabale und Liebe« zu spielen. Daß dem sympathischen Naturburschen mit der schmetternden, gleichsam durch eine leichte Fettschichte dringenden Trompetenstimme Schillers jugendlicher Held immerhin besser »liegen« mußte als der alte Miller, zu dem man ihm heute räth, sahen die naturalistischen Freunde ein, trieben den noch Zögernden zum Experiment und erhofften sich Wunder von der »Modernisierung« des classischen Dramas. Sie haben damals ihren Liebling nicht wiedererkannt und die ehrlichen unter ihnen gestanden, daß sie nie vorher auf der schlechtesten Schulbühne ähnlicher Hilflosigkeit begegnet waren. Ungefähr um dieselbe Zeit ward im Wiener Raimundtheater der berühmte Herr Neuert, dessen »Natürlichkeit« in oberbayrischen Dialektkomö-

Digitized by Google

dien kritische Schwachgeister zur Bewunderung und zum Wunsche, den Mann »in Baumeister-Rollen zu sehen«, hingerissen hatte, als Miller in »Kabale und Liebe« ausgelacht. Der Rath an Herrn Rittner ist verfrüht; um als Richter von Zalamea durchzufallen, bedarf's noch mindestens zwanzigjähriger Uebung in schlesischer Mundart . . .

Nein. die Feuilletonkritik vermag nicht bloß durch den einer Wendung angepaßten Tadel die Existenz des Schauspielers zu gefährden; ihr leichtfertiges Lob wirft den in engen Grenzen bewährten Darsteller aus seinem Geleise und läßt ihn den Genuß des Ueberschätztwerdens mit der Pein der Enttäuschung büßen. Das crasseste Beispiel für die Bestimmung eines Schauspielerschicksals durch die Stimmungskritik, ein Fall, bei dem sich der Schaden beinahe bis zur Möglichkeit civilrechtlichen Ersatzanspruches hätte feststellen lassen, ist der folgende. Ein gewisser Joseph Meth that sich vor etwa vier Jahren, da die seither leider jährlich über uns hereinbrechenden Schlierseer zum erstenmal in Wien gastierten, auf dem Podium des Deutschen Volkstheaters als stürmischester Haxenschlager hervor. Ein gewisser Hermann Bahr (der damals seine Flitterwochen mit der Bühne des Herrn Bukovics verlebte und die Erfüllung jedes Wunsches durchsetzen konnte) war vor Begeisterung außer sich, sprach in seinen Kritiken nur vom »herrlichen Meth« und rieth dringend zum Engagement an's Deutsche Volkstheater. Irgend eine an Herrn Meth beobachtete »Linie« hatte in ihm die unerschütterliche Ueberzeugung geweckt, daß der jugendliche Metzger aus Schliersee für classische Rollen besonders geeignet sei, Herr Bukovics gehorchte, und schon die nächste Saison konnte den Mann unter der berühmten Leitung des Herrn Strakosch hochdeutsche Helden, wenn ich nicht irre, auch den Don Carlos, »hinlegen« sehen. Meth verkümmerte sichtlich. Er verstand nicht, was diese Barbaren von ihm wollten, und hätte es auch nicht verstanden, wenn man ihm erklärt hätte, daß er bloß

Digitized by Google

das Opfer einer »Beobachtung« sei, die einem empfindsamen »Kenner« eingefallen war. Nach drei harmvollen Jahren, in denen Herr Meth und das Publicum fremd aneinander vorübergiengen, gab Herr Bukovics, da er dieses nicht vertreiben wollte, jenem den Laufpass. Ein deraciné, sollte er nun zusehen, ob er den Anschluß an die heimische Metzgerei oder doch wenigstens an die Truppe des Herrn Dreher wiederfände. Und — hol' mich der Teufel: in diesem Sommer sah man ihn, wiewohl man hätte besorgen können, daß die lange Entwöhnung ihn zum Schlierseer verdorben habe, auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters fleißig wieder haxenschlagen. . . . Wäre die Sache nicht zu so glattem Ende gediehen, hier hätte jedes Gericht die Haftpflicht des Recensenten für frivole Gefährdung der wirtschaftlichen Sicherheit des Recensierten erkennen müssen.

Die Bühnenfremdheit des Feuilletongeistes ließe sich mit hundert Beispielen aus der vordem Theorie gewesenen Praxis belegen. Wenn er nicht geradezu materielle Schädigung erleidet, so hat der Schauspieler von der in jenem Geist geschriebenen Kritik noch nie künstlerische Förderung empfangen. Daß ihre Anregungen auch für die Regie unfruchtbar sind, daß gerade hier der Uebergang von einer Betrachtungsweise, die nur die Umrisse sieht, zur bühnenpraktischen That zu Katastrophen führen kann, hat die beispiellose Blamage des »Jung-Wien-Theaters zum lieben Augustin« gezeigt, die umso brennender war, weil ein Gewohnheitstadler des Besten, was erfahrene Fachmänner je geboten, es selber hatte besser machen wollen, umso lehrreicher, weil kritischer Hochmuth vor dem Durchfalle kam. Aber völlig zur Fremde wird dem Feuilletonisten die Scene, wenn er sie als schaffender Dramatiker zu betreten wagt. Ueber die Schmach, die deutschem Bühnenwesen Jahr für Jahr von productiven Journalisten angethan wird, denen der Missbrauch der Macht das Absatzgebiet erschließt,

Digitized by Google

brauche ich heute nicht eigens Gericht zu halten. Und die Frage, ob hier künstlerische oder ethische Interessen schwerer verletzt werden, wird sich so bald nicht entscheiden lassen.

Ob es Herrn v. Koerber gelingen wird, wiederzuerringen, was Badeni beim Ausgleich preisgegeben hat? Das Wichtigste wäre heute, preiszugeben, was Badeni beim Ausgleich errungen hat: als Errungenschaft Oesterreichs, das damals zu einem Großgalizien umgewandelt werden sollte, ist die Erhöhung des Petroleumzolls den Ungarn theuer bezahlt worden, und noch theurer haben wir sie seither den Petroleumcartelliten bezahlt. Jetzt ist das Petroleumcartell erneuert worden, und so oft sich die Cartelliten zur Berathung versammelten, ward der Petroleumpreis um eine Krone erhöht. In den Zeitungen hieß es dann jedesmal, es gebe noch Differenzen, die nicht mit einemmale auszugleichen seien. Aber es hat sich augenscheinlich bloß um die Differenz zwischen dem früheren und dem künftigen Petroleumpreis gehandelt und lediglich darum, sie nicht mit einemmale auszugleichen, sondern — damit die preisvertheuernde Wirkung des Cartells nicht alzu crass erscheine — den Petroleumpreis von vierzehn zu vierzehn Tagen hinaufzusetzen. Und bestochene Zeitungen wollen ihre Leser glauben machen, die Erhöhung des Petroleumpreises sei nicht die Wirkung des Cartellabschlusses, sondern vielmehr die Folge von Streitigkeiten zwischen den Cartellmitgliedern. Herr v. Koerber könnte sich ein Verdienst erwerben. Er hat mit »leidenschaftsloser Beharrlich-

Digitized by Google

keit« so viele Schläge von den Ungarn erhalten; möge er sich noch einmal schlagen lassen! Er lasse sich von den Ungarn den Petroleumzoll, den Badeni errang, wieder abtrotzen. Einen schöneren Sieg, als diese Niederlage wäre, hat Oesterreich bei den Ausgleichsverhandlungen schwerlich zu erhoffen.

+

* * *

Die ‚Ostdeutsche Rundschau' brachte am 27. August (Erntemond) ein Lobgedicht »an Kaiser Wilhelm den Deutschen«. Es dürfte wohl keinen vollsinnigen Menschen in irgend einem Parteilager geben, der die neueste Leistung des Depeschenkaisers bewundert hat. Von der Wiener liberalen Journaille, die eine zufällig gegen die Clericalen gerichtete »Initiative« preist, spreche ich nicht; die unbezahlte Rückantwort, die aus allen Kreisen des deutschen Volkes eingetroffen ist, gibt von dem panikartigen Entsetzen Kunde, welches das Bayerntelegramm geweckt hat. Wilhelm der Plötzliche ist öfter schon mit der Thür ins hohe Haus gefallen, aber bisher stets nur in das seines eigenen Landes oder Reiches. Der Einfall in bayrisches Gebiet und der noch schlechtere Einfall der Veröffentlichung des Depeschenwechsels hat auch die abgehärtetsten Gemüther überrumpelt. In Deutschland aber haben selbst Todfeinde des Centrums die Streichung der 100.000 Mark für ministerielle Kunstzwecke nicht als Demonstration culturfeindlichen Geistes auszulegen gewagt, sondern als parlamentarisches Kampfmittel verstanden. Anders der Sänger jener ‚Ostdeutschen Rundschau', die in Oesterreich von parteiwegen die Budgetverweigerung empfiehlt und unerschrocken für die Obstruction von Staatsnothwendigkeiten eintritt. »Es fiel die Maske jäh herab«, ruft der mit dem König von Preußen gehende Dichter: die bayrischen Centrumsleute haben nicht bloß gethan, was auch Fractionen, die nicht die Macht haben, für ihr Recht halten und was in anderen Parlamenten öfter durch Stimme als durch Stimmen versucht wird; sie haben gegen die Kunst demonstriert, der erst der Erbauer der Berliner Puppenallee zuhilfe eilte. »Heil d'rum dir, Hohenzollernsproß! — Das war ein Schuss in's Schwarze! — Das war

Digitized by Google

ein Schnitt gleich Atropos — Der nimmermüden Parze!« »Schnitt« ist hier natürlich nicht, wie Leser des finanziellen Theiles der ‚Ostdeutschen Rundschau' wähnen könnten, im vulgären Sinne zu verstehen. Aber vollkommen unzweideutig ist der Sinn der Verse: »Ich wollt', es säß in jedem Land — Solch Kaiser auf dem Throne, — Du trägst mit Thatkraft und Verstand — Die ‚Gottes-Gnaden-Krone'!« . . . Mir ist es einfach unerfindlich, warum diese Leute immer über die Grenze schielen. Summen, wie sie bei uns das Zuckercartell zahlt, sind in Deutschland nicht zu haben!

* * *

Die Empörung unserer freisinnigen Presse über den »Fall Löhning« dauert fort. Sorgsam wacht sie darüber, daß in Deutschland niemandem ein Unrecht widerfahre, und unermüdlich bekämpft sie die Uebelstände jenseits von Bodenbach. Wir hatten den »Fall Scheimpflug«, der sich hundertmal aufreizender gestaltete, weil hier nicht ein »Standesvorurtheil«, sondern die Unterdrückung wissenschaftlicher Meinungsfreiheit im Spiele war. Kein liberaler Hahn hat nach dem österreichischen Sectionsrath gekräht, der doch auf ungleich listigere Art als Herr Löhning in die Pension gelockt wurde.

* * *

Den Mangel eines Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb haben wir in Oesterreich immer wieder zu beklagen; immer wieder erweist sich die in Specialgesetzen versuchte Differenzierung von Rechtswidrigkeiten — das Correlat zunehmender Differenzierung der Rechtsverhältnisse — als unzulänglich, und das verletzte ethische Gefühl verlangt vergebens ein Gesetz, das einem ethischen Rechtsbegriff die Kraft, sich durchzusetzen, die Strafsanction auch dort liehe, wo der Verletzer der Voraussicht des strafbare Thatbestände unterscheidenden Specialgesetzgebers spottet. Vor und nach dem Tode des Moriz Szeps muß es als glücklicher Zufall gepriesen werden, daß man

Digitized by Google

zur Abfassung eines Urheberrechtsgesetzes just zu der Zeit schritt, als der Steyrermühl neben den Abonnentenlisten auch Titel und Format des ihr von dem Mann aus Busk verkauften Blattes entwendet waren; aber nicht vorausgesehen, bloß nachträglich — durch den § 22 U.-G. — als Rechtsbruch eigener Art formuliert hat der Gesetzgeber die einzelne Probe der Galizianerschlauheit, und hundertmal hat die Erfindungsreiche seither, neue Formen des literarischen Betrugs schaffend, den Glauben an die Möglichkeit eines jeden Eingriff abwehrenden Urheberrechts enttäuscht. Als ein Beweis dafür, wie nahe die betrügerische Absicht das Gesetz streifen kann, ohne sich in ihm zu verstricken, soll hier der Fall unlauteren Wettbewerbs, dessen Opfer jüngst Peter Altenberg ward, erzählt werden. Unter dem Namen dieses Dichters, fast des einzigen in Oesterreich, aus dessen Werken — allen Philistern der Form und des Gedankens zum Trotz sei's hier ausgesprochen — der Strom moderner künstlerischer Seelenerkenntnis Zuflüsse erhalten hat, ist neulich ein Machwerk, betitelt »Aus Liebe«, bei E. Pierson in Dresden erschienen. Der Verfasser ist in Wien zu finden, d. h. er verbirgt sich in Wien, und die Zusammenstellung des Namens Altenberg und des Wohnortes Wien muß um so gewisser bei dem Käufer die Täuschung hervorrufen, daß er ein neues Werk des Verfassers von »Wie ich es sehe« und »Was der Tag mir zuträgt« erwerbe. Der Verlag E. Pierson in Dresden war bisher bloß dafür bekannt, daß er literarische Erzeugnisse, unbekümmert um ihren Werth, gegen die Vorausbezahlung hoher Druckkosten veröffentlichte. Aber wenn bei dem Novellenband »Aus Liebe« die Unkosten gedeckt waren, mochte der Verlag wohl die Acquirierung eines berühmten Schriftstellernamens als besonders verheißungsvoll, als die Aussicht auf eine ausnahmsweise nicht von dem Verfasser, sondern von den Lesern zu erlangende Einnahme begrüßen, und es verschlug

Digitized by Google

wenig, daß nicht der berechtigte Träger des Namens ihn beistellte. Nur einer kleinen Vorsicht bedurfte es. Peter Altenberg genießt als österreichischer Staatsbürger, wiewohl seine Bücher im Ausland erschienen sind, den Schutz des österreichischen Urheberrechtsgesetzes (nach dessen § 1), und dieses Gesetz kennt, auch wo kein eigentliches Urheberrecht verletzt, kein literarisches Erzeugnis widerrechtlich veröffentlicht, vervielfältigt, vertrieben oder übersetzt wurde, einen Namensschutz. § 53 lautet: »Wer in der Absicht, zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkauf zu setzen, oder wer wissentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insoferne nicht strengere Bestimmungen des Strafgesetzes eingreifen.... Die Strafe des Vergehens ist 100 fl. bis 2000 fl. an Geld oder Arrest von einem bis zu sechs Monaten.« Der Verfasser von »Aus Liebe« und der Verleger mußten darauf sinnen, wie diesem Paragraphen auszuweichen sei, und sie haben ein Mittel von verblüffender Einfachheit gefunden: »Peter Altenberg« durfte nicht auf dem Titel des bei Pierson erscheinenden Werkes stehen. Aber für die Täuschung bedurfte es des Vornamens nicht. »Aus Liebe« stammt von »S. Altenberg«. Also überhaupt kein Vorname! Ein anderer als »Peter« hätte dem Käufer auffallen können; aber ein bloßer Anfangsbuchstabe wird nicht beachtet, und sogar Buchhändler haben nachweisbar S. Altenberg und Peter Altenberg verwechselt.

Ja, wer weiß denn aber, ließe sich einwenden, ob der Verfasser von »Aus Liebe« nicht wirklich Altenberg heißt? Warum sollte der Name nicht zweimal und, so gut wie bei einem Träger literarische Fähigkeit, nicht beim andern literarische Neigung vorkommen? Nein, die wohlinformierte ‚Wiener

Digitized by Google

Morgenzeitung' (vormals ‚Wiener Tagblatt') hat uns versichert, S. Altenberg sei das Pseudonym einer »Wiener Dame«, und es hat natürlich — wie könnte es anders sein? wird, auch wer den Rechts- und Sittennachfolgern des Moriz Szeps jede Unanständigkeit zutraut, ausrufen — mit aller Schärfe den literarischen Betrug gebrandmarkt. Nur unbesorgt: Die Wiener Presse ist immer noch schlechter als ihr Ruf; an die Mittheilung, daß eine Betrügerin den bekannten Namen eines Dichters usurpiert habe, knüpft die ‚Wiener Morgenzeitung' nichts als warmes Lob des »Geists« und der »Menschenkenntnis« der »begabten Schriftstellerin«*) und die Betheuerung: »Nicht viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen haben so glücklich debutiert wie S. Altenberg«. Allerdings, und sicherlich werden nicht viele mehr so glücklich debutieren. Denn die Lust, sich durch noch so vorsichtig nuancierte fremde Namen einen materiellen Erfolg zu verschaffen, den dann noch die freiwillige oder käufliche Gemeinheit der Kritiker zu einem literarischen umzufälschen versuchen mag, wird bald auch in Oesterreich ein Gesetz über den unlauteren Wettbewerb ersticken. +

* * *

Ob man ein Anhänger oder Gegner der Todesstrafe ist, ob man die Justifizierung des Mörders als einen Mord des Staates verdammt oder, die Vernichtung des Schädlings heischend, bloß an die Stelle der heute noch üblichen quälenden Procedur die Tödtung des Unvorbereiteten, also die Methode des staatlichen Meuchel-

*) Die ‚Deutsche Zeitung' (12. August) spricht von einem »reizend ausgestatteten Büchlein«, von »kleinen Juwelen modernster Novellistik« — man denkt unwillkürlich an den bedenklichen Ankauf von Juwelen — und verschwendet zum Lobe des Werkchens sein bestes Deutsch: »es durchzulesen ist ein Genuß für Feinschmecker und wird jedenfalls die Anerkennung der Kritiker und den Beifall des Publicums finden«. Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

mords setzen möchte, ob man das Hängen dem Köpfen oder das Köpfen dem Hängen vorzieht, ob man endlich die Hinrichtung als Erfüllung des Sühnezwecks billigt oder sie verwirft, weil sie die abschreckende Wirkung verfehle, — in einem Punkt sind alle einig: daß die Zulassung einer protegierten Gaffermenge zum Strafvollzug eine der unbegreiflichsten Scheußlichkeiten ist. Die Schaustellung des Delinquenten ist moralisch kaum höher zu werthen als die illustrierende Beschreibung, die das Wiener Mörderorgan von jeder Nervenzuckung des von Todesangst Gefolterten und von jeder Muskelbewegung des am Galgen Hängenden veröffentlicht. Ob bloß der Zeichner des ‚Extrablatt' Zutritt hat oder auch wer sich bloß als Amateurphotographen ausweisen kann, ist unbekannt. Ansichtskarten von jenen »letzten Minuten«, die uns neulich wieder einmal nicht erspart geblieben sind, existieren vorläufig noch nicht. Dafür aber ist das Raritätencabinet der Wiener Cultur um ein anderes nicht minder erfreuliches Document bereichert worden: eine Ansichtskarte, die den Scharfrichter Lang und seine Gehilfen nach gethaner Arbeit beim Frühstück in einem Café nahe dem Landesgericht zeigt. Herr Lang trägt den von der Wiener Presse aller Richtungen als »tadellos« anerkannten Salonanzug und den als »glänzend« befundenen Cylinder. Im Hintergrund sind Gäste und das Caféhauspersonal malerisch gruppiert, unten sind die schlichten Worte »11. August 1902« angebracht. Wie man mir mittheilt, macht der Cafetier, der den historischen Moment verewigen ließ, mit der Ansichtskarte ein gutes Geschäft. Besonders Bevorzugte, so schreibt mein Gewährsmann, erhalten zu angemessenem Preise auch einige Centimeter Rebschnur, natürlich vom »Originalstrick«. Seitdem bekannt wurde, wo dieser Fetisch zu haben ist, gedeiht auch der Handel mit dem letzten Argumente irdischer Gerechtigkeit . . . Fast gleichzeitig mit jener Hinrichtung ist in Wien ein Mord verübt worden.

* * *

Digitized by Google

Die auf den Gütern des Erzherzogs Franz Ferdinand beschäftigten Personen, die des Holzdiebstahls angeklagt waren, verantworteten sich damit, daß der Taglohn zum Lebensunterhalt nicht ausreiche, da er nicht höher als 18 bis 20 Heller sei. Diese unwahre Angabe wurde von einem Revierförster als Zeugen sogleich richtiggestellt, der unter Eid angab, daß der Taglohn 30 Heller betrage.

In der ‚Neuen Freien Presse' war zu lesen:

»London, 12. August. Der Herzog von Norfolk, Lord James Rothschild und Sir Francis Laking wurden gestern mit dem Großkreuze des Victoria-Ordens, Alfred und Leopold de Rothschild mit dem Comthurkreuz desselben Ordens investiert. Die Ceremonie der Investitur fand unter Anwesenheit der indischen Fürsten und des gesammten Hofstaates in Gala in glanzvoller Weise statt. Es war fast ein Nachspiel zur Krönungsfeier.«

Der letzte Satz ist nicht, wie man meinen könnte, eine bloße Schmockwendung. Er enthält die letzte Wahrheit über die Versippung zwischen Geschlechts- und Geldadel. In Schönbrunn war's neulich noch mehr als ein »Nachspiel«. Ein junger Rothschild spielte mit und durfte — freilich als »gelbe Garde« — zwischen den Liechtensteins und Montenuovos auf dem Theaterzettel stehen. Und wenn man diesen und jenen Krösus in der Freudenau Cercle halten sieht, dann mag man über die Devotion seiner Umgebung, der jeweilig diensthabenden Aristokraten, staunen. Daß der zum König avancierte Cumpan des Türkenhirsch die Sache offen betreibt, ist gewiß weit weniger zu tadeln. Schlimmer als die Vermischung blauen Blutes mit dem andersgefärbten und die Gunstbuhlerei um einen Geldsack ist die Unaufrichtigkeit, die sich zuerst hinter dem Rücken zärtlich zu schaffen macht und dann hinter dem Rücken über den »Juden« schimpft. Von solcher Gesinnung ist einer jener culturhistorisch merkwürdigen Hofdamenbriefe aus den Vierziger-Jahren erfüllt, die seinerzeit in der ‚Wage' erschienen sind. Schweren Herzens hat ihn — als einstiger Mitarbeiter erinnere ich mich der

Digitized by Google

Verlegenheit — Herr Rudolph Lothar dem Druck überliefert. Denn er lautet wörtlich:

»— — — Soeben übergibt Louis Beiliegendes, nachdem mein Brief schon fort war; verzeihe ich lasse diesen nun noch folgen und bitte Dich nochmals, sogleich wegen der Wohnung zu antworten; es hat Eile. — — Dalbergs sollen hieher kommen hörte ich in Francfort. Die Gegenwart Metternichs im Rheingau setzt alles in Bewegung. Als wir in Francfort waren, kam der Fürst, die Fürstin mit 10 Personen zum Juden Rothschild zum Diner in seinem Garten — das war ein Lärmen — von da fuhren sie wieder zurück — man machte sich nicht wenig lustig darüber, daß der erste Minister Europas ein Juden Diner annahm — Rothschild ist nota bene ein ganz gemeiner Jude a peu près wie Felklein, allein er hat alle Monarchen bestohlen, da muß man schon Complimente machen — genug gespottet wurde darüber von groß und klein — Guttenhoven war auch bei dem Diner! — Wo könnte Eines bestehen ohne ihn! — — Er sagte es uns in großem Eifer — —. Adieu mein bester Wilhelm! — —«

Möglich ist es übrigens immerhin, daß die empörte Schreiberin an dem Diner wirklich nicht theilgenommen hätte, wenn sie geladen worden wäre. Gewiß gibt es noch einen Adel, dessen Traditionsgefühl vor der Berührung mit einer auf Procenten erbauten Cultur zurückscheut. Aber im Allgemeinen wird die Ausrückung von indischen Fürsten und die Entfaltung höfischen Gepränges bei der Decorierung eines Banquiers, wird die Verleihung eines Großkreuzes an Herrn J. Rothschild nicht mehr als schmerzliche Dissonanz empfunden. Das goldene Vließ kann auch vom goldenen Kalb bezogen werden. . . .

* * *

Eine Beschwerde.

Ischl, 29. August.

Seit etwa fünf Wochen redigiere ich jetzt aus diesem lieblichen Alpenghetto die ‚Fackel', allwo sich mir wie an keinem andern Orte die Möglichkeit bietet, das Angenehme und das Berufliche zu verbinden: Erholung an der Natur und Anregung an den Menschen. Denn die Natur hat sich bis auf kleine Veränderungen, die ich schon vor Jahren constatierte — ich hört' ein Bächlein mauscheln und das Echo antwortet mit einer Frage —,

Digitized by Google

durch die Menschen nicht bange machen lassen, und die Menschen sind trotz den anfeuernden Zurufen des Herrn Dr. Herzl auf der Esplanade sesshaft und sorgen dafür, daß der durch ästhetische Eindrücke beeinflußbare Gesellschaftskritiker — ich bekenne mich solcher Voreingenommenheit schuldig — nie den Zusammenhang mit seinem Stoffgebiet verliere. Aber wenn ich selbst im Anschaun des herrlichen Wolfgangsees und seiner Badegäste die Corruption vergäße, eines müßte mich an sie erinnern: ich bin fünf Wochen in Ischl und habe noch keine Curtaxe gezahlt. Diesen Zwiespalt der Natur, unter dem ich wie unter dem schmerzlichen Contrast zwischen Rettenbachwildnis und Fruchtbörse leide, bitte ich die Gemeindevorstehung Ischl mir zu erklären. Der § 36 der mit hohem k. k. Statthalterei-Erlasse vom 24. Jänner 1899, Z. 1122/II und 10. April 1902, Z. 7438/II genehmigten Cur-Ordnung für den Curort Ischl lautet: »Von der Cur-, resp. Wochentaxe sind frei: 1) K. u. k. Officiere des Activ- und Pensionsstandes vom Hauptmanne einschließlich abwärts; 2) Hof- und Staatsbeamte der Monarchie, ebenso von der 9. bis einschließlich 11. Diätenclasse; 3) Doctoren der Medicin und Wundärzte; 4) Cooperatoren und Hilfspriester; 5) Volksschullehrer; 6) Gattinnen und minderjährige Kinder der unter 1, 2, 3 und 5 bezeichneten Personen. Eine Befreiung von der Musiktaxe besteht nicht. Die Nachsicht der Cur- und Musiktaxe wird nur auf Grund eines legalen Armuthszeugnisses gewährt.« Ich bin nun weder Officier vom Hauptmaun einschließlich abwärts noch Hof- oder Staatsbeamter, weder Arzt noch Cooperator oder Hilfspriester, weder Volksschullehrer noch Gattin oder minderjähriges Kind, und ein Armuthszeugnis habe ich, wiewohl die Curtaxe hoch und die Herausgabe eines mit der Feder geschriebenen Blattes ein berücksichtigenswerther Umstand ist, meines Wissens nicht eingebracht. Aber da wären wir ja bei dem springenden Punkt. Ich bin Schriftsteller, habe diese Beschäftigung auf dem Meldezettel angegeben und — ward Curgast mit Nachsicht der Taxe. Ich erkundigte mich bei dem Vermiether; dem Ueberbringer der Fremdenanzeige war, so erfuhr ich, auf dem Gemeindeamt sogleich eröffnet worden, daß Schriftsteller und Journalisten »nichts zu zahlen brauchen«. Solche Auskunft reizt erst recht meine Neugierde. Ja, warum brauchen Schriftsteller und Journalisten nichts zu zahlen, während doch

Digitized by Google

Seifensieder und Kerzenerzeuger zahlen müssen? Besteht die Furcht, daß jene, wenn man ihnen nichts schenkte, dem Curort durch üble Nachrede schaden könnten? Erträgt die Gemeinde den jährlichen Ausfall von mehreren tausend Gulden — denn auch die Familien der hundert Redactionsschmarotzer, die allsommerlich auf der Esplanade pokern, zahlen keine Curtaxe —, weil sie dadurch einem größeren Schaden vorzubeugen glaubt? Solche Besorgnis und solches Martyrium sind überflüssig. Die Curverwaltung müßte nur jeden Halunken, der sich für die Auferlegung der Taxe durch einen »Ischler Brief« rächt, mir zur weiteren Amtshandlung übergeben, der schon manchem Bedränger öffentlicher Institute den Revolver aus der Hand geschlagen hat. Daß die Erlassung der Curtaxe bei Journalisten eine Bestechung ist, geht schon daraus hervor, daß von ihr in dem § 36 der Curordnung mit keinem Wort die Rede ist. Officiere, Beamte, Aerzte, Priester und Lehrer sind von der Taxe officiell befreit; Zeitungsleuten wird sie geschenkt. Aber Zeitungsleute beziehen selbst die Musik gratis, für die Officiere, Beamte, Aerzte, Priester und Lehrer zahlen müssen. »Die Nachsicht der Cur- und Musiktaxe«, heißt es ausdrücklich, »wird nur auf Grund eines legalen Armuthszeugnisses gewährt.« Will die Curcommission behaupten, daß die Thätigkeit bei einer Wiener Zeitung ein Armuthszeugnis ist? Diese Annahme wäre ja auch in materiellem Sinne nicht unzulässig, wenn man in Betracht zieht, daß die Habsucht der Herausgeber den Kuli auf tägliche Spenden aus dem Publicum anweist. Aber eine arme Curverwaltung, die so manche Ausgestaltung noch ihren zahlenden Gästen schuldet, darf sich nicht auf den Standpunkt von großen Banken und Theaterunternehmungen stellen. Für die Summen, die in den letzten Jahren an die das Salzkammergut überschwemmenden Journalistenfamilien durch Nachsicht der Taxen und Gewährung von Gratisbädern verschwendet wurden, hätte sich das schöne Ischl längst jene Errungenschaften zu eigen machen können, die man in einem großen Curort nicht missen sollte. Schlimmstenfalls wäre die Esplanade um ein paar unangenehme Leute ärmer. Die Besorgnis, daß sie schaden könnten, ist thöricht. Daß sie noch nie genützt haben, daß seit Jahren nicht die kleinste Notiz von der Entwicklung des Ortes Kunde gibt, ist der Curverwaltung bekannt.

Digitized by Google

Müssen denn Parasiten gezüchtet sein? Muß der bloße Wille, einer zu werden, schon als Legitimation für jegliche Begünstigung geachtet werden? Wäre die Erlassung der Curtaxe Aequivalent für eine Leistung, so würde die Annahme solcher Bezahlung den Ritter vom Geiste verächtlich machen. So aber ist sie gar Aequivalent für eine Unterlassung.... »Was ist denn dabei? Das ist ja gang und gäbe«, sagen sie achselzuckend und fühlen nicht, daß sie bestochen werden, wissen nicht, daß sie mit dem gleichen Recht in Sommerfrischen, wo's keine Bäder und keine Musik gibt, den entsprechenden Geldbetrag in Baarem von der Gemeinde abverlangen könnten. »Was ist denn dabei?« Wenn aber die Ischler Curverwaltung den Muth hätte, sie officiell in die Liste der begünstigten Personen zu setzen, gienge über solche Beleidigung des Standes ein Zetermordio los . . . Ich weiß nicht, wofür die Ischler Gemeinde mich hält, da sie mich fünf Wochen schon so taktvoll ignoriert. Ich bin nicht Berufsgenosse des Herrn Buchbinder und bitte darum eincassieren zu lassen. Sonst führe ich Execution auf den Zahlungsauftrag und klage wegen Ehrenbeleidigung!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Arzt. »Seit Jahr und Tag«, so schreiben Sie, »bekämpfen die Aerztekammern die inserierenden Aerzte, und dennoch wimmelt's in der ‚Neuen Freien Presse' und im ‚Neuen Wiener Tagblatt' nach wie vor an Sonn- und Feiertagen von ärztlichen Inseraten; es scheint, daß die Machtmittel der Aerztekammern zur Ausrottung des Uebels nicht hinreichen. Aber warum wenden sich die Kammern nicht einmal auch an die Redactionen? Ist denn der Versuch ganz aussichtslos, die Zeitungen zu bestimmen, daß sie zu einer hundertmal gebrandmarkten Unanständigkeit nicht länger ihre Mithilfe leihen und die von den ärztlichen Standesgerichten verpönten Inserate ablehnen?« Gewiß wäre ein solcher Versuch nicht nur aussichtslos, sondern bis zur Lächerlichkeit naiv! Den Zeitungen zumuthen, daß sie auf irgend einem Gebiete des Inseratenwesens das Princip der Anständigkeit anerkennen sollten, heißt von ihnen die Verleugnung ihres heiligsten Geschäftsprincips fordern. Man taste alle die berühmten höchsten Güter der Nation an: das Weltblatt in der Fichtegasse und die Steyrermühl sind so reich, daß ihnen die höchsten Güter gestohlen werden können. Aber an der ewigen Wahrheit lassen sie nicht rütteln, daß man düngen muß, um zu ernten, und wenn der Ernteerlös in der Casse liegt, merkt's niemand dem Geld an, daß der Dünger gestunken hat.

Digitized by Google

Leser der ‚Zeit'. Der neuengagierte Satiriker hatte Ihnen (in Nr. 409 der ‚Zeit') versichert, der Koerber'sche Erlaß über die Bekämpfung der Tuberculose sei ein »Feuilleton« und derlei ministerielle Stilleistungen seien recht bedenklich, weil ihre Urheber, des stilistischen Ruhmes froh, auf weitere Thaten verzichteten. Und als Sie in der folgenden Nummer der ‚Zeit' (410) einen Artikel über »Die staatlichen Maßregeln gegen die Tuberculose in Oesterreich« fanden, wußten Sie sogleich: da würde ernsthaft auseinandergesetzt werden, daß man bisher nichts Rechtes gegen die Tuberculose gethan habe und daß der ministerielle Erlaß nur das Programm fernerer Unthätigkeit bedeute. Aber, siehe da, nach einer Woche las man's anders. »Mit diesem Schritte« (dem Tuberculose-Erlaß) »ist Oesterreich« — so versicherte Hofrath Weichselbaum — »in die Reihe jener Staaten eingetreten, in welchen man nicht nur zur richtigen Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung der Tuberculose für das öffentliche und private Wohl gelangt ist, sondern sich auch zu kräftigen Abwehrmaßregeln aufgerafft hat.« Wundert es Sie, daß die Redaction einen Mitarbeiter durch den anderen so gründlich desavouieren läßt? Das ist die geistige Uniform der Zeitungen: zweierlei Ueberzeugung. Die Leute können so und immer auch anders. Aber wenn man ihnen den Gesinnungswechsel vorwirft, wird Protest erhoben: Das erste Mal galt's nicht, Satire und Kritik sind getrennte Ressorts, und die Buntheit des Inhalts, die der Leser von seinem Blatte fordert, verträgt nicht die Monotonie einer in Scherz und Ernst stets gleich bleibenden Ueberzeugung. Daß die Satire bloß äußere Form ist und daß kein Scherz mehr Werth hat als der Ernst, der seinen Inhalt bildet, werden die Wiener Zeitungsschmöcke nie begreifen. Unentwegt verlangen sie für ein armseliges Gewitzel eine »Freiheit der Satire«, die lediglich in der Ungebundenheit des Satirikers an Einsichten und Ansichten besteht. Und dann will man so etwas wie Individualität für eine Zeitung reclamieren, in der jeder Mitarbeiter, unbekümmert um die anderen, sein Sprüchlein hersagt und in der das Amt des Satirikers kein anderes ist, als etwas Salz — und meist dumpf gewordenes — in den von vielen Köchen verdorbenen Meinungsbrei zu thun.

Orientalist. Wer Herr Dr. Rudolf Beer ist, der in der ‚Neuen Freien Presse' schon häufig und jüngst wieder in einem Artikel über »Die Miniaturenausstellung in der Hofbibliothek« erwähnt wurde? Bibliothekenkenner theilen mir mit, Herr Dr. Rudolf Beer sei Leiter des Pressbureaus der Hofbibliothek. Dieses Institut habe seit etwa zwei Jahren einen trefflich functionierenden Reclamedienst eingerichtet, und Herrn Dr. Beer sei es vor allem zu danken, daß die Verdienste des Bibliotheksdirectors, des berühmten Orientalisten Karabacek, jedesmal rechtzeitig in der ganzen Innern Stadt bekannt werden. »Interessant ist«, so belehrt uns diesmal die ‚Neue Freie Presse', »was Dr. Beer von einer Entdeckung erzählt, die Hofrath Karabacek auf einer dieser Illustrationen gemacht hat. Karabacek hat nämlich auf der Bordüre eines Teppichs das Vorhandensein arabischer Schriftzeichen constatiert; noch interessanter ist die Entdeckung, welche der Gelehrte« . . . . Ja,

Digitized by Google

aber hier müssen wir der ‚Neuen Freien Presse' ins Wort fallen. Noch interessanter ist die Entdeckung, welche der Gelehrte — so wäre fortzusetzen — gelegentlich der Wiener Teppichausstellung vor Jahr und Tag gemacht hat: Damals hat Herr Karabacek den ältesten persischen Teppich entdeckt. Es war ein unscheinbarer kleiner Gebetsteppich. Der Antiquitätenhändler Graf hatte ihn ausgestellt. Und neben dem Teppich lag ein Schriftchen von Karabacek. Da wurde nachgewiesen, daß Grafs Sedjendjerdteppich aus dem 14. Jahrhundert stamme. Dem Antiquitätenhändler wurden für das kostbare, von dem Gelehrten geprüfte Stück sechzigtausend Gulden geboten. Er verlangte hunderttausend. Und er hätte sie vielleicht bekommen, wenn damals nicht gerade Herr Dr. Troll, Beamter des ausstellenden Museums, aus Asien zurückgekehrt wäre und — einen ganz gleichen Teppich aus Sedjendjerd sowie die Nachricht mitgebracht hätte, der Knüpfer dieser Teppiche sei keineswegs schon im 14. Jahrhundert ins Paradies übersiedelt, sondern lebe und erfreue sich des besten Wohlseins. Aus dem Verkauf des Graf'schen Teppichs wurde nichts, aus Herrn Karabacek aber der größte Orientalist Oesterreichs und der Entdecker arabischer Schriftzeichen auf Teppich-Bordüren.

Politiker. Ich habe nicht die Höhe der Diäten, die Herr Dr. Geßmann bezog, sondern die mir verfehlt scheinende Taktik der Vertheidigung beanständet. Wenn, wie Sie mir mittheilen, später festgestellt wurde, daß von den »3900 Kronen« 2600 Reisespesen sind und die Diäten in Wirklichkeit nur 1312 Kronen betrugen, wobei sogar noch eine Post von 112 Kronen aus dem Vorjahr eingerechnet sein soll — umso besser. Daß dergleichen Läpperei nicht in Ruhe ausgesprochen werden kann, ist für unsern Parlamentarismus bezeichnend. Das bischen Sachlichkeit, das in Lärmen und Zwischenrufergeschimpfe untergeht, ist in den gehudelten Verhandlungsberichten der Tagespresse nicht mehr kenntlich, und es aus dem stenographischen Protokoll hervorzuklauben, kann sich selten einer Zeit und Mühe nehmen.

Chemiker. Sie werfen mir vor, daß ich aus dem Lehrbuch der Neuen Freien Chemie einen der wichtigsten Fälle nicht vorgetragen habe. Das interessante Capitel »Brot aus Luft«, das schon vor längerer Zeit zu erörtern gewesen wäre, das aber den Reiz neuer Erkenntnisse auch heute noch nicht verloren hat, bringt die verheißungsvolle Botschaft, die Idee socialer Volksbeglücker, durch die Erzeugung von Brot aus Luft die sociale Frage zu lösen, sei um einen bedeutenden Schritt weitergekommen. Es sei in letzter Zeit gelungen, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen, seit man die Beobachtung gemacht habe, daß sich bei elektrischen Entladungen der Stickstoff in der Form eines rothen Gases (hört! hört!) um den Funken sammelt. Nun habe sich in der Nähe des Niagarafalles ein Consortium gebildet, das durch hochgespannte Ströme Stickstoff erzeugt, der in einem eigens hiezu erbauten Thurme aufgefangen wird. Schon vor längerer Zeit sei es gelungen, indem man den so gewonnenen Stickstoff durch Pottasche leitete, Salpetersäure zu erzeugen. (Erfinder wird beglückwünscht). Durch einen ganz ähnlichen Vorgang habe man aus diesem Gas jetzt Stärke erzeugt. (Bravo!) . . . . . .

Digitized by Google

Sie meinen, plötzlich ernst werdend, es handle sich um eine Blamage der ‚Neuen Freien Presse', die bis jetzt unerreicht dastehe. »Es ist zu langweilig«, schreiben Sie, »die Ignoranz, die aus jeder Zeile spricht, im einzelnen nachzuweisen. Aber eine Lehre möchte ich daraus doch für unsere Unterrichtsbehörden ableiten. Man lasse in der III. Gymnasialclasse ein wenig organische Chemie vortragen. Auf diese Weise würde wenigstens ein Theil unserer Journalisten wissen, daß die chemische Erzeugung der Stärke, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff (nach der Formel $C_6 H_{10} O_5$) besteht, nie und nimmer gelingen kann. Wenn man erst in Septima diese Dinge lehrt, dann freilich kann man ihre Kenntnis nicht verlangen!« . . . Und nun kommen wir zu dem Capitel »Die Entwicklung unserer künstlichen Beleuchtung« (»Fachblatt« vom 19. August). Hier nennt ein Herr Emil Hoffmann, nachdem er sich über die anderen Leuchtgase geäußert, das Acetylen »ein äußerst kohlenstofffreies Gas«. Nach der veralteten Auffassung gehörte das Acetylen ($C_2 H_2$) mit zu den kohlenstoffreichsten Verbindungen — wenigstens der alephatischen Reihe —, die wir kannten; die beiden »C« waren durch je drei Valenzen an einander gebunden. Es besaß die Fähigkeit, 4 Atome H zu addieren. War viel kohlenstoffreicher als das Leuchtgas, das 40% Methan (CH_4) enthielt . . . Aber das gilt jetzt alles nicht mehr. Es wäre nur zu wünschen, daß Herr v. Hartel, um mit dem heute herrschenden Chaos von veralteten und neuen Lehrmeinungen aufzuräumen, das Lehrbuch der Neuen Freien Chemie obligatorisch an Mittel- und Hochschulen einführte.

Ingenieur. Man darf nicht vollständig sein. Und daß der Verfasser eines Artikels in der ‚Neuen Freien Presse' (12. August) über »Die technischen Fortschritte der Eisenindustrie« falsche Zahlen angibt und Begriffe verwechselt, braucht nicht gerügt und nicht eigens gesagt zu werden. Unter »Fachblättern« versteht man in der Fichtegasse Blätter, in denen »vom Fach« die Rede ist; nur sind eben die Redner nicht vom Fach, und das macht den Unterschied zwischen einer technischen Zeitung und dem technischen Theil einer Tageszeitung aus. Auch Herrn Wilhelm Exners, des Mitarbeiters der ‚Neuen Freien Presse' jeweils letzte Blamage kann die ‚Fackel' nicht citieren; sie liefe sonst Gefahr, zu den Sitten der liberalen Presse herabzusinken, die Herrn Exner bei jeder Gelegenheit nennt. Und daß der Mann nicht weiß, wozu eigentlich Generatoren dienen, und daß er von einem »1200-pferdigen Hochofen« spricht, ist bei weitem nicht das Aergste. Er selbst hat übrigens neulich zu dem portraitierenden Herrn vom ‚Neuen Wiener Journal' gesagt, das schlimmste Uebel bei uns sei die Unzulänglichkeit der technischen Unterrichtsanstalten. Hätten wir zulängliche, so würde Herr Exner wohl, was ihm fehlt, nachholen. Allerdings scheint er nicht den richtigen Weg einschlagen zu wollen; denn er deutete dem Interviewer an, daß er nicht Schüler, sondern Unterrichtsminister zu werden beabsichtigt. Indessen, man kann es auch als Unterrichtsminister in den technischen Wissenschaften zu etwas bringen. Ist doch Herr v. Hartel Dr. ing. geworden.

Digitized by Google

Musiker. In Boston ist eine Schule für Musikkritiker errichtet worden. Man hat nämlich, so meldet die ‚Wiener Morgenzeitung', im dortigen Conservatorium »eine Classe für junge Leute eröffnet, die sich dem musikalischen Journalismus, der Kritik und der Literatur dieser Kunst widmen wollen«. Und setzt hinzu: »Hoffentlich macht diese Schule nicht Schule in deutschen Landen!« Denn dann würde Herr Reinhardt, der Musikkritiker der ‚Wiener Morgenzeitung' und Componist des »Süßen Mädel«, bei der ersten Prüfung durchfallen.

Parvenu. Herr Angelo Eisner v. Eisenhof ist 364 Tage im Jahre bloß u. a. anwesend. Aber am 18. August ist er die wichtigste Person. Da singt er morgens die Volkshymne, regt mittags die Absendung eines Huldigungstelegrammes an den Kaiser an, und — wartet bis in die Nacht hinein auf die kaiserliche Antwort. Aber niemals kommt sie. Die Verbindung zwischen dem Kaiser und Herrn Angelo Eisner von Eisenhof ist immer zufällig gestört. Und bisweilen sind es seltsame Verwicklungen, die an der Störung Schuld tragen. Vor einiger Zeit weilte Herr Angelo Eisner von Eisenhof in Constantinopel. Natürlich mußte er vom Sultan empfangen werden. Aber was sollte er sagen, das Herz Abdul Hamids zu erfreuen? Herr Angelo Eisner von Eisenhof war nicht in Verlegenheit: Der Kaiser Franz Joseph, so meldete er dem Sultan, befinde sich recht wohl und lasse ihn herzlichst grüßen. Das gefiel dem Beherrscher der Gläubigen. Aber dem ungläubigen Botschafter v. Calice fiel die seltsame Mission auf, er war neugierig zu erfahren, wer denn der Herr sei, der sich als mit kaiserlichen Grüßen beauftragt geberdete, und er zog in Wien Erkundigungen ein. Bald darauf verließ Herr Angelo Eisner von Eisenstirn Constantinopel. Sein Wahn, daß er mit einer außerordentlichen Botschaft vom Kaiser entsendet sei, war zerstört, und er beschloß, sich fürderhin wieder auf die Absendung regelmäßiger Botschaften an den Kaiser zu beschränken.

Klatschbase. Neben dem goldenen Kalb hat sich die ‚Neue Freie Presse' jetzt noch ein zweites symbolisches Thier erwählt: die Truth-Henne. Es ist wahr, alle Nummern des Blatts, in denen Frau Truth das »highest life« schildert, sind ausverkauft; weil alles auf wahren Begebenheiten beruht, versichert der alte Redactionsdiener ganz im Vertrauen. Wie mächtig das den Lesern imponiert, daß bei einem Blatt, dessen Nachrichten erlogen sind — siehe neuestens die Audienz einiger Großjuden beim König von Rumänien —, wenigstens im novellistischen Theil Wahrheit zu finden ist. Und diese intime Kenntnis des Amerikanerthums, die die Truth verräth! Man könnte fast glauben, daß nicht nur das Truthuhn, sondern auch die Bankiers Pinkus aus Amerika stammen. Amerika, das ist, wie ein Berliner Commerzienrath kürzlich durch einen dreiwöchentlichen Aufenthalt herausgebracht hat, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Aber was drüben alles möglich ist, das hat jener Herr Goldberger oder Goldenberg nicht geahnt. Da braucht's die dichterische Phantasie der Truth. Was denken eigentlich die Amerikaner, was und wie reden sie unter sich? In Deutschland wirken sie oft erheiternd durch das Rade-

Digitized by Google

brechen der deutschen Sprache und durch die eingestreuten englischen Wörter. Aber die Truth belauscht ein Gespräch zwischen der englisch-amerikanischen Millionärsgattin Frau Bridgeway-Robin und ihrer Tochter (‚Neue Freie Presse', 21. August), und siehe da, die Tochter spricht also zur Mutter: »Ach, Mother, Mother, wenn wird erst an das weiße building von die alte Fritz zu lesen sein: Bridgeway-Robin House — dann werde ich mir fühlen perfectly happy .... dann werde ich auch kriegen that sword of the old Fritz ....« Ja, Frau Pinkus — nicht Pinkas, wie früher irrthümlich in der ‚Fackel' zu lesen war — kennt die Amerikanerinnen; sie denken und sprechen jetzt auch daheim — das ist die neueste Enthüllung aus der fifth Avenue — ganz so, wie in den deutschen Possen reisende Amerikaner von jeher gesprochen haben.

Käsehändler. Sie schreiben mir, daß das bei Ihnen aufliegende ‚Wiener Sonntagsblatt: Favorita' fortfährt, Aufsätze der ‚Fackel' zu stehlen und als geistiges Eigenthum seines »Schriftleiters« auszugeben. Ich habe den Menschen schon einmal verwarnt, und darum gibt er jetzt wenigstens bei einer von drei gestohlenen Notizen die Quelle an. Leider! Denn dort, wo er's thut, hat er, wie ich aus dem mir übersendeten Exemplar ersehe, die Frechheit, an verschiedenen Stellen Gedankenstriche, Gänsefüßchen, Rufzeichen oder gar neue Worte hineinzupatzen. Wenn aber schon gestohlen sein muß — im Wiederholungsfalle werde ich übrigens strafgerichtlichen Schutz suchen —, so wäre mir das mechanische Stehlen ohne eigene Gedankenarbeit erwünschter.

Leser. Was sich die Herren Bacher und Benedikt denken, wenn sie gleich über ihren Namen in der letzten Spalte der ‚Neuen Freien Presse' das Angebot eines »älteren Schriftstellers« (23. August), der sich mit einer sympathischen Dame zu verheirathen, »eventuell zu gemeinschaftlichem Haushalt zu verbinden« wünscht und Anträge unter »Johannistrieb« erwartet, lesen? Daß drei Gulden für solche Vermittlung ein Betrag ist, der zu dem damit verbundenen strafgesetzlichen Risico in keinem Verhältnis steht.

Kleiner Chroniqueur. Auf die Sommerfrischen des Salzkammerguts ist ein Schmock losgelassen worden, dessen Begeisterungsausbrüche geradezu verheerend wirken und der bereits das ganze Reclamegebiet abgegrast hat, das sich von Schreiber's Alpenheim über Wiener's Kaltwasserheilanstalt bis zur »Künstlercolonie von Unterach« erstreckt. Das klebrigste Lob ward der zuletzt genannten, die sich mit einer Dilettantenschar zu wohlthätigem Bemühen vereinigt hatte, jüngst in der ‚Neuen Freien Presse' gewidmet. Das Mindeste war, daß man sich »in die Wiener Haute-Saison versetzt glaubte«. Und warum? Weil zwei Mimis, eine Frizzi und eine Lizzi mitwirkten. Sie alle hatten »ihre Kunst in den Dienst des Patriotismus und der Wohlthätigkeit gestellt«. »Das Arrangement lag« — natürlich — »in den Händen Victor Léon's«, der dafür die Freude erlebte, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Tochter dreimal genannt zu sehen. Der Referent glaubte sich an dieser Familie schadlos halten zu müssen, weil auch »eine andere nicht genannt sein wollende junge

Digitized by Google

Dame« — natürlich graziös, charmant und temperamentvoll — mitwirkte. Alle anderen wollten offenbar genannt sein, so z. B. Frau Antonie Löwy-Hartmann, »die unvergessene, hochgeschätzte, vortreffliche Sängerin«. Wer nur der hochherzige Spender so starker Anerkennung sein mag? Vielleicht kennt ihn der Gatte der Frau Löwy-Hartmann, der jener Vorstellung beiwohnte, der unvergessene Siegfried Löwy? Vielleicht ist ihm der Stil bekannt? Ein Leopoldstädter Komiker »brillierte«, ein anderer »secundierte«, und das Programm setzte sich ausschließlich aus »pièces de resistance« zusammen. Durch den ganzen Bericht, in dem der Name Léon sechsmal genannt wird, zieht sich »etwas« wie der Geruch einer rituellen Auskocherei, und man muß unwillkürlich an jenen schmackhafteren Löwy denken, der sich zwar nicht in geschmalzenem Lob, aber in geschmalzenen Gansleibern, zwar nicht in fettem Druck, aber in fetten Würsten auslebt. Als ein Mißton in so concentrierter Stimmung berührt die Nennung des fremdartigen Namens »Charlotte Wolter«. Schon fühlt man, daß die ganze Feierlichkeit dahin ist. Aber da kommt die Erklärung, warum jene — eine Kolchierin unter Griechen — genannt werden mußte: Die Veranstalterin und »Lady Patroness« der Vorstellung — natürlich eine »feinsinnige« Dame der Wiener Gesellschaft — besitzt eine äußerliche Aehnlichkeit mit der verstorbenen Tragödin . . . So fällt denn selbst für Charlotte Wolter, wiewohl sie an dem »Wiener Künstlergastspiel in Unterach« nicht mitwirken konnte, ein Restchen Lob ab: sie war — die »veritable Doppelgängerin« der Frau Dr. Julius Baum.

Literat. In der Uebersetzung einer der prächtigen Justizsatieren Georges Courteline's, die in Nr. 411 der ‚Zeit' erschienen ist, lautet ein Satz: »Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. Wir einigten sich auf siebentausendfünfhundert«. Der Uebersetzer heißt Trebitsch. Dennoch glaube ich nicht, daß die Construction von ihm herrührt. Ich vermuthe vielmehr, daß es ursprünglich »wir einigten uns« hieß und daß Herr Professor J. Singer das Manuscript redigiert hat.

Sammler. Man fragt sich oft, welchen Zweck denn eigentlich die Aufzählung aller Beinbrüche und Selbstmorde haben soll und ob der Lokalmist, den eigene Correspondenzen täglich über die publicistischen Aecker streuen, auch als Bildungsdünger zu werten sei. Seit Jahr und Tag sind auf ihm höchstens Stilblüten gewachsen, die redactionelle Gärtner zärtlich betreuen. Die Lokalcorrespondenz scheint einige Spötter zu beschäftigen, die einen Unglücksfall bloß als Mittel zu dem Zweck betrachten, die in den Redactionen mit Schere und Feder hantierenden Schwachköpfe aufsitzen zu lassen. Seit langem wird da schon nach dem Recept: »Finster war's, der Mond schien helle« gearbeitet, der Sinn jedes Satzes durch den folgenden aufgehoben. So vernahmen wir am 22. August von einer seltsamen Identitätsfeststellung: »Von der Brigittabrücke ist vorgestern Abends um ½7 Uhr ein fünfzigjähriger Mann in den Donaucanal gesprungen und sogleich in den Wellen verschwunden. Der Selbstmörder war in Hemdärmeln, mit dunklem Hut und dunkler Hose bekleidet. Gestern wurde erhoben, daß er mit dem zweiunddreißigjährigen Hilfsarbeiter . . . . identisch sei.« Der volle Name des Selbst-

Digitized by Google

mörders wird natürlich nicht verschwiegen; seine Angabe machte dem Berichterstatter viel weniger Scrupel als die des Alters. — ‚Neue Freie Presse', 18. August: Katastrophe auf dem Wetterhorn: »— — Brown und Garden kamen aus Aberdeen in der Schweiz und weilten seit dem 8. August in Grindelwald.« Polnisches Deutsch oder polnische Geographie? — ‚Extrablatt', 27. August: »— — Der greisen Königin von Hannover wird der Tod der Herzogin, der sie sehr zugethan war, geheim gehalten. — — — Kränze haben bisher niederlegen lassen: die Königin von Hannover, die Prinzessinnen Friederike und Marie von Hannover — —«.

Mehreren Einsendern. Die Voraussetzung, daß ich Stenographisches lesen kann, ist unzutreffend. Keine Mittheilungen zu erhalten, ist mir erwünschter als solche, die ich nicht zu enträthseln vermag.

Leser in Ischl. Der Theateragent J. Wild, seit etlichen Sommern Pächter des Ischler Sommertheaters, wird demnächst den Franz Josefsorden bekommen. Herr Wild, der nicht nur, wenn der König von Rumänien in seinem Theater erscheint, erhöhte Eintrittspreise vom Publicum einhebt, sondern auch dann, wenn der König von Rumänien auf dem Schafberg weilt, erlebt spät genug die Erfüllung seines Herzenswunsches. Denn lange Zeit war es kein Herzenswunsch des Kaisers, Herrn Wild den Franz Josefsorden zu verleihen. Die »Berichte« lauteten nicht eben glänzend, und besonders soll den Monarchen die Mär, welche von 30 Gulden-Gagen für weibliche Mitglieder raunte, indigniert haben. Ob nun jemand dem Kaiser nahegelegt hat, daß solches Bedenken auch dazu führen müßte, den obersthofmeisterlichen Vorgesetzten des Wiener Balletcorps ihre Orden abzunehmen, oder ob sonstwie unter den gunstvermittelnden Persönlichkeiten Herrn Wild ein Protector erstanden ist, — die »Berichte« lauten jetzt günstiger. . . .

Irrenwärter. Ueber das Dynamit-Attentat im Selzthal berichtet das ‚Deutsche Volksblatt' unter der Aufschrift: »Ein Attentat auf den Kohlenjuden R. v. Gutmann« Der Angegriffene, versichert es, sei »der jüdische Bergrath Max R. v. Gutmann« gewesen, und aus dem »Inhalt«, der auf der ersten Seite eine kurze Revue der wichtigsten Ereignisse bietet, erfährt der Leser, dass »auf den jüdischen Kohlenwerksbesitzer Ritter von Gutmann ein ehemaliger Angestellter ein Bombenattentat verübt« habe. Das Wort »jüdisch« ist in allen diesen Fällen gesperrt gedruckt. — Der ungarische Ministerpräsident Szell hat einen Erlaß herausgegeben, der es den ungarischen Kellnerinnen verbietet, jünger als vierzig Jahre zu sein. — Der Gemeindeausschuß des Ortes Dienten in Salzburg hat den Arbeiter Georg K. aus dem Gemeindegebiete ausgewiesen, weil er außerehelichen Umgang pflegte. Die Bezirkshauptmannschaft Zell am See und die Salzburger Landesregierung haben diesen Beschluß bestätigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized

...en am 17. September 1902 IV. Jahr

Fackel

Herausgeber:

...L KRAUS.

...t dreimal im Monat.

...r einzelnen Nummer 20 h.

...ges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

FACKEL, III. Hetzgasse 4.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei		K 7.—
"	"	18 " "	" 3.60
" das Deutsche Reich,	36 "		M. 7.—
" " "	18 "		" 3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei		" 8.20
" " "	18 "		" 4.30

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 11288 des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post

oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III., Hetzgasse 4,

Postsparcassen-Conto Nr. 837.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 42.

DIE FACKEL

NR. 115 WIEN, ANFANG SEPTEMBER 1902 IV. JAHR

SITTLICHKEIT UND CRIMINALITÄT.

Mein theurer Gloster! — Welch ein Unterschied
Ist zwischen Mann und Mann! Ja, dir gebührt
Des Weibes Gunst; mein Narr von Ehgemahl
Besitzt mich wider Recht.

Goneril in »Lear«, IV. 2.

Ziemte mir's,
Daß diese Hand gehorchte meinem Blut,
Sie möchte leicht zerreißen dir und trennen
Fleisch und Gebein! Wie sehr du Teufel bist,
Die Weibsgestalt beschützt dich.

Albanien in »Lear« IV. 2.

Tod um Ehbruch, —?— Nein!
Der Zeisig thuts, die kleine goldne Fliege,
Vor meinen Augen buhlt sie.
Laßt Ueppigkeit gedeihn!

Lear, IV. 6.

»— — Wenn ihr nur zehn Jahre lang hintereinander alle die hängen und köpfen laßt, die sich in diesem Stücke vergehn, so könnt ihr euch bei Zeiten danach umsehen, woher ihr mehr Köpfe verschreiben wollt. Wenn dies Gesetz zehn Jahre in Wien besteht, will ich das schönste Haus drin für einen Dreier per Tag miethen.«

»Maß für Maß«, II. 1.

»Meiner Sendung Amt
Ließ manches mich erleben hier in Wien:
Ich sah, wie hier Verderbnis dampft und siedet,
Und überschäumt: Gesetz für jede Sünde;
Doch Sünden so beschützt, daß eure Satzung
Wie Warnungstafeln in des Baders Stube
Da steht, und was verpönt, nur wird verhöhnt.«

»Maß für Maß«, V. 1.

Du schuft'ger Büttel, weg die blut'ge Hand!
Was geißelst du die Hure? Peitsch dich selbst!
Dich lüstet heiß mit ihr zu thun, wofür
Dein Arm sie stäupt.

Lear, IV. 6.

Bedenkt, mein werther Richter
(Von dem ich weiß, Ihr seid sehr streng in Tugend),
Ob in der Regung eigner Leidenschaft,
Wenn Zeit mit Ort gestimmt, und Ort mit Wunsch,
Ob, wenn des Blutes ungestümes Treiben
Das Ziel erreichen mochte, das Euch lockte, —
Ob Ihr nicht selber dann und wann gefehlt
In diesem Punkt, den Ihr an ihm verdammt,
Und dem Gesetz verfallen?«

»Maß für Maß«, II. 1.

»Könnten die Großen donnern
Wie Jupiter, sie machten taub den Gott:
Denn jeder winz'ge, kleinste Richter würde
Mit Jovis Himmel donnern, — nichts als donnern!
O gnadenreicher Himmel!
Du mit dem scharfen Flammenkeile spaltest
Den unzerkeilbar knot'gen Eichenstamm,
Nicht zarte Myrten: Doch der Mensch, der stolze Mensch,
In kleine, kurze Majestät gekleidet,
Vergessend (was am mind'sten zweifelhaft)
Sein gläsern Element, — wie zorn'ge Affen,
Spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen, die, gelaunt wie wir,
Sich alle sterblich lachen würden.«

»Maß für Maß«, II. 2.

»Der neue Richter
Weckt mir die längst verjährten Strafgesetze,
Die gleich bestäubter Wehr im Winkel hingen,
So lang, daß neunzehn Jahreskreise schwanden,
Und keins gebraucht je ward; und läßt aus Ruhmsucht
Nun dieses schläfrige, vergess'ne Recht
Frisch wider mich erstehn: ja, nur aus Ruhmsucht!«

»Maß für Maß«, I. 3.

»Mit Eurer Gnaden Vergunst, ich bin des Herzogs Constabel, und mein Name ist Elbogen: ich bin ein Stück Justiz, Herr, und führe Eurer gestrengen Gnaden hier ein Paar notorische Benefikanten vor.«

»Benefikanten? Was denn für Benefikanten? Ihr meint wohl Malefikanten?«

»Maß für Maß«, II. 1.

Digitized by Google

Schwer drückt mich die Erkenntnis, daß ich mir einen »Stoff«, und scheinbar einen der lockendsten, habe entgehen lassen, schwerer das Bewußtsein der in flagrantem Fall versäumten Pflicht gegenüber der Oeffentlichkeit. Aber es gibt ein Gefühl des Ekels, das selbst dem stets bereiten Losgeher Zurückhaltung auflegt, eine Art unproductiver Empörung, die sich gegen jeden Versuch, sie literarisch auszudrücken, wehrt. Seit Monatsfrist würge ich an der alle Culturillusion vernichtenden Schmach, die jener Doppelprocess wegen Ehebruchs, seine Führung und seine journalistische Behandlung, uns angethan hat. Der Zwang, zu jedem Ereignis ein Sprüchlein zu sagen, befeuert nicht, wen der Gedanke lähmt an dieses Wirrsal von Unwahrscheinlichkeiten, diesen Wettlauf von Brutalität und Heuchelei, dieses Walten einer Gerechtigkeit, bei der Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage wird. Dann beruhigt wieder die Hoffnung, daß des Wahnsinns noch lange kein Ende sein, der Process seine Fortsetzungen finden und der Ehemann das Protokoll im Buchhandel erscheinen lassen werde, das Gewissen des Publicisten, dem im Widerstreit zwischen Abscheu und Pflichtgefühl die Feder entglitten ist. Aber das Gewissen mahnt ihn auch, daß die Erhaltung einer beschämenden Actualität eigentlich nicht zu hoffen, sondern zu fürchten sei, und stachelt ihn so aus allen zögernden Stimmungen zu einem vernehmlichen Protest gegen jeden weiteren Versuch, unsere von tausend ernsten Sorgen belastete Oeffentlichkeit auch noch mit den Eifersuchtsanfällen eines Bezirksothello zu belästigen.

Shakespeare hat alles vorausgewußt. Die Dialogstellen aus »Maß für Maß« und »Lear«, die ich dieser Betrachtung als Motto erwählte, enthalten, so gruppiert, das letzte Wort, das über die Moral, die jenen Process ermöglichte und blähte, zu sagen ist, und selbst die unernste Meinung, daß auch die Namen einer Stadt und eines Advokaten vorgeahnt sind, soll meinen Glauben an die in alle Fernen

Digitized by

reichende divinatorische Kraft des Genies beweisen. Ich habe den Ruf eines Dichters: »O Gott, was bist Du für ein Shakespeare!« nie für eine Gotteslästerung, wohl aber desselben Autors Erklärung, daß in der Westminsterabtei »Shakespeare und die anderen englischen Könige ruhen«, stets für eine Majestätsbeleidigung Shakespeares gehalten. Von ihm müßten die Moralbauherren aller Völker Werkzeug und Mörtel entlehnen, von seiner Höhe bietet jede Weltansicht, mag sie der Conservative oder der Fortschrittsmann erproben, ein dem Schöpfer wohlgefälliges Bild; dort ist Cultur, wo die Gesetze des Staates paragraphierte Shakespearegedanken sind, wo mindestens, wie im Deutschland Bismarcks, Gedanken an Shakespeare das Thun der leitenden Männer bestimmen. Nach seinen Erkenntnissen greife, wer berufen ist, zwischen Gut und Böse die criminalistische Grenzwand zu errichten oder zu erneuern; er wird finden, daß die alte Mauer da und dort nicht die natürliche Linie zog, weil sie an den Hindernissen engstirniger Zeitalter: Schlagwortwahn und Heuchelei vorbei mußte. So reifte unser hundertjähriges Gesetz der Zerstörung entgegen: Der Eifer, der »Rechtsgüter« schützt, die des Menschenschutzes nicht bedürfen, hatte es mit der Langmuth gezeugt, die gewähren lässt, was dem gesunden Sinn strafwürdig scheint. Aus der Beschränktheit einer Generation erschaffen, hat es dennoch für alle Zeiten, die es währte, gelebt, weil es den Schlechtesten jeweils genug gethan.

Wer durch dreiundeinhalb Jahre vor den Gefahren warnt, die die Entwicklung der mercantilen Meinungspresse für die allgemeine Cultur und für das Wohl der Einzelnation heraufbeschwört, wer für die Erhaltung aller conservativen Gewalten gegenüber dem Einbruch einer traditionslosen Horde eintritt, wer selbst den Polizeistaat — und nicht nur im ästhetischen Sinne — der Etablierung einer Willkürherrschaft von der Journaille Gnaden vorzieht, wer es gradaus be-

kennt, daß er auf allen Gebieten öffentlicher Erörterung schon aus Ressentiment die Partei der Schlechten gegen die Schlechteren ergriffen, ja zuweilen selbst die gute Sache aus Abscheu gegen ihre Verfechter, die sie ihm ärger zu gefährden schienen als ihre Angreifer, im Stich gelassen hat: der darf hoffen, daß auch ein Bekenntnis, das manchem unerwartet kommen mag, als unverdächtig gewerthet und als der reine Ausdruck innerster Ueberzeugung geachtet werde. Und so erkläre ich denn, daß ich von dem Standpunkt des Staatsfreundes, der von der Gesetzgebung immer wieder das verlangt, was der manchesterliche Schwindelgeist höhnisch »Bevormundung« nennt, zunächst das Geltungsgebiet ökonomischer Werthe betrachte. Daß mir hier die strengste Ueberwachung geboten scheint, daß ich den neuen Formen neue Paragraphe an den Hals wünsche und nichts für dringlicher halte, als daß mit den thätigen Zerstörern der materiellen Wohlfahrt des Volkes auch die Helfer der Presse in der fester gezogenen Schlinge Platz fänden: dies betonen, hieße Eulen nach Athen, Bauernfänger auf die Börse und Zutreiber in die Concordia tragen. Aber mit der Sorge für die wirtschaftliche Sicherheit halte ich die Mission des Gesetzgebers für beinahe erfüllt. Er möge dann noch auf der öffentlichen Ruhe und Ordnung, auf der Gesundheit und der Unverletzlichkeit des Leibes und des Lebens und anderen greif- und umgrenzbaren »Rechtsgütern« seine Hand halten. Ich weiß nicht, wie viele ihrer das alte Strafgesetz schützt und ob das neue die Zahl vermehren oder vermindern wird. Aber wir haben zu viele; und wenn Menschen über Menschen richten dürfen, so sollten sie stets der Grenzen ihres Erkenntnisvermögens eingedenk sein. Ein Gesetz, das mit Recht den religiösen Glauben schützt und seine Beleidigung straft, dürfte sich nimmer vermessen, in die irdischem Einfluß verschlossenen Tiefen der Menschenbrust langen zu wollen. Und gerade conservative Geister, denen man

Digitized by Google

doch »clericale Gesinnung« zum Vorwurf macht, sollten, anstatt die staatliche Justiz auch zur Ueberwachung psychischer Geheimwege anzutreiben, kein anderes Bestreben kennen, als daß neben der irdischen Gewalt, die straft, auch dem Vertreter der überirdischen, die zuspricht, Spielraum bleibe. Schon das Gut der »Ehre« ist bei beamteten Wächtern in zweifelhafter Obhut, und mindestens wäre hier — unter Vermeidung der Gefahr einer Cliquengerichtsbarkeit — einer Auftheilung in leichter fassbare Berufs- und Kreisehren das Wort zu sprechen, wäre dahin zu wirken, daß das Gesetz nicht vorweg ein vages »Ansehen«, in dem auch der ärgste Lump »herabgesetzt« werden kann, annehme, sondern den Nachweis des Ansehens — etwa durch Einführung von Leumundszeugen — zulasse, der erst den Nachweis der »Herabsetzung« und die Bestimmung ihres Grades ermöglicht. Von burlesker Wirkung ist ein Sühneverfahren, mittelst dessen der Millionendieb sich durch die unrichtige und unbeweisbare Beschuldigung, auch fünf Gulden gestohlen zu haben, »beleidigt« fühlen und durch Bestrafung des »Verleumders« ein vollgiltiges Zeugnis der Ehrenhaftigkeit sich verschaffen kann.

Aber wenn die Gesetzgebung, die mit Falstaff-Schläue an der Definierung des Begriffes »Ehre« herumbosselt, hier gleich dem prahlerischen Taugenichts Vorsicht als der Tapferkeit besseres Theil erkennen muß, so ist sie gegenüber jenem andern Feinde völlig wehrlos, der hinter der Maske »Moral« seine Tücken treibt. Sie ziehe sich zurück und lasse ihn gewähren. Gespenster bannen, liegt nicht in ihrem Machtbereich; sie kreuzen ihr, wo sie's am wenigsten vermuthete, den Weg, und wo ihr Fuß hintrat, dort wachsen sie aus der Erde. Und wieder muß Shakespeare heran, der die Narrenweisheit die Geschichte von der albernen Köchin erzählen läßt, welche die Aale lebendig in die Pastete that: »sie schlug ihnen mit

Digitized by Google

einem Stecken auf die Köpfe und rief: hinunter, ihr Gesindel, hinunter! . . . Ihr Bruder war's, der aus lauter Güte für sein Pferd ihm das Heu mit Butter bestrich«. Solch zwecklosen Mühens macht sich die staatliche Aufsicht schuldig, die mit Feuer und Schwert der »Unsittlichkeit« an den Leib rückt. Ein grandioses Missverständnis hat hier die beste Kraft und die lauterste Absicht auf Irrwege geführt. Von der Aufgabe, dem Aergernis, das öffentliche Unsittlichkeit bereitet, eine rechtliche Sühne zu erwirken, ward der Gesetzgeber zu dem Trugschluss verlockt, daß Unsittlichkeit öffentliches Aergernis bereite. Und als das öffentliche Aergernis wirklich durch die Verfolgung privater Unsittlichkeit gegeben war, hatte der nach Thatbeständen jagende Sinn die Fähigkeit, zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden, verloren. Wer nach der Schablone denkt, würde es nicht fassen, daß man für die lex Heinze eintreten und zugleich vor jedem Eingriff der Gesetzgebung in das sittenloseste Privatleben warnen kann; daß man den Staatsanwalt auf Kuppelannoncen hetzen und zugleich die »Gelegenheitsmacherei«, die zwei Mündige und Willige zusammenführt, straffrei sehen möchte; daß man zur Schau getragene Unflätigkeit, die den, der nicht will, belästigt, und den, der nicht darf, verführt, unter schärfere Controle gestellt zu wissen und zugleich jeden im stillen Kämmerlein nach seiner Façon selig werden zu lassen wünscht. Aber ein Verstand, der solch gegensätzliche Anschauungen zu vereinen weiß, geht noch weiter. Er sagt: Das »Rechtsgut der Sittlichkeit« ist ein Phantom. Mit der »Moral« hat die criminelle nichts, hat nur die Gerichtsbarkeit des Bezirksklatsches zu schaffen. Was die Justiz hier erreichen kann, ist der Schutz der Wehrlosigkeit, der Unmündigkeit und der Gesundheit. Auf diese noch arg verwahrlosten Rechtsgüter werfe sich die Sorge, die heute das Privatleben von staatswegen belästigt. Der

Gesetzgeber als schnüffelnder Reporter, der vor der Oeffentlichkeit die Dessous des Lebens lüpft; Gerechtigkeit als indiscreter Dienstbote, der an Schlafzimmerthüren horcht und durch Schlüssellöcher späht! So wenigstens nach dem Ideal eines heute in Wien wirkenden Professors, der in seinem Schweizer Strafgesetzentwurf sich für den nuancierten Verkehr der Geschlechter interessiert und jede Abweichung vom — horizontalen Pfad der Tugend unter Strafsanction gesetzt haben soll. Man könnte über dergleichen criminelle Mikoschwitze hell auflachen, wenn sie nicht die Allgewalt des Philistersinns, vor dem es kein Entrinnen gibt, mit so erschütternder Deutlichkeit zeigten. Wie mögen solche Gesetzesweisen vor jener tief philosophischen Einfalt bestehen, die einst aus Kindermund — auf die Frage, was unschicklich sei — das Wort sprach: »Unschicklich ist, wenn jemand dabei ist«! Aber über die Vorgänge in einem Alkoven erröthet außer dem erwachsenen Strafrechtsprofessor niemand, — wofern man nicht das »öffentliche Aergernis« aus der bekannten Beobachtung herleiten will, daß die Wände Ohren haben, und aus der Vorstellung, daß sie demgemäß auch bis über die Ohren erröthen könnten. Die Zudringlichkeit einer Justiz, die die Beziehungen der Geschlechter reglementiert, hat stets noch entweder der ärgsten Unmoral, die vom Strafgesetz nicht zu fassen ist, oder schweren Vergehungen und Verbrechen Vorschub geleistet. Wäre ernstlich daran zu denken, daß jener demokratische Biedersinn, der den Schweizer Entwurf erfüllt, auch auf die bevorstehende Reform unserer Gesetze Einfluß gewinnen, man müßte bei dem bloßen Gedanken an die Folgen einer Cabinet particulier-Justiz — Züchtung des häuslichen Denuncianten- und Erpresserthums — erschrecken.

Immer werden für ein Rechtsgut, das geschützt wird, eines oder mehrere andere preisgegeben; es fragt sich nur, welches relevanter ist: das einer »Sitt-

Digitized by Google

lichkeit«, deren Gefährdung keines Menschen Auge beleidigt, oder das der Freiheit, des Seelenfriedens und der wirtschaftlichen Sicherheit. Vor solche Wahl gestellt, müßte jeder Gesetzgeber, der den Muth seiner Einsicht hätte, sich sogar für die Straflosigkeit homosexualen Verkehrs entscheiden. Und er dürfte sich dabei auf die Petition berufen, welche seinerzeit dreihundert Männer von wissenschaftlichem, künstlerischem und bürgerlichem Ansehen, die sicherlich nur die niedrigste Spießbürgergesinnung des »pro domo«-Sprechens verdächtigen könnte, an den deutschen Reichstag gerichtet haben. Ich weiß nicht, ob in jener Adresse der einzige Gesichtspunkt, von dem auch den Widerstrebenden die Dringlichkeit der Lösung des Problems zu zeigen wäre, genügend zur Geltung gelangt ist. Der Gesetzgeber begnügt sich nicht, die Vergewaltigung zu strafen, die Unmündigkeit und die Gesundheit zu schützen; er will auch der Moral, die ihm verletzt scheint, und dem natürlichen Geschmack, dem zuwidergehandelt wurde, eine Satisfaction verschaffen und eifert selbst dort, wo Trieb und freier Wille mündiger Menschen ein Einverständnis schufen. Die Moral erhält — wenn der Delinquent nicht zufällig den Besten und Edelsten der Nation angehörte (in welchem Fall psychopathische Naturanlage angenommen wird) — ihre Genugthuung: der perversen Handelns Ueberführte wird durch die mehrmonatliche Gewöhnung an schlechtere Kost sittlich geläutert. Aber indessen blüht auf dem Fettboden homosexualer Strafandrohung der Weizen der Erpressung. Ja, wendet der Criminalist ein, der Erpresser ist ja mitgefangen und muß sogar doppelte Schuld büßen. Natürlich, und der Staatsanwalt kennt nicht einmal, wie man meinen sollte, die Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem Anzeiger, dessen Prämie wahrhaftig in der Verurtheilung wegen zweier Delicte besteht. Wie aber, wenn der Erpresser nicht zum Denuncianten wird, wenn der auf das Opfer geübte Druck

Digitized by Google

die gewünschte Wirkung that und die Unterlassung der Strafanzeige mit täglichen Höllenqualen und dem wirtschaftlichen Ruin erkauft wird? Hier versagt des Nurtheoretikers Weisheit, und gewohnt, auf der Faulenzerunterlage der »Statistik« zu denken, bleibt er die Antwort schuldig, weil es leider noch keine Statistik von nicht erstatteten Anzeigen und von befriedigten Erpressungsversuchen gibt. Und da ihm ein dürftiger Besitz an Phantasie und Lebenserfahrung die Zahlenweisheit nicht ersetzen kann, so ahnt er nicht, daß in derselben Stunde, in der er sich einer Weltordnung freut, welche die Unsittlichkeit und jegliche Gewaltanwendung unter Strafe setzt, in seines Vaterlandes Gauen tausend unglückliche Menschen in Furcht und Schrecken des nahenden Erpressers harren ... Zwei Delicte auf dem Papier: aber was hilft's? Sie machen einander straflos und eines leistet dem andern Vorschub. Man öffne das Moralventil, und die Erpressungen, die bisher bloß nicht angezeigt und nicht verfolgt worden, werden auch nicht begangen werden. Oder wollte man auf ein schönes Verbrechen aus dem Grunde nicht verzichten, weil jene Sorte von Criminalwissenschaft, die vom Zählen zum Denken gelangt, an der Aussichtslosigkeit, eine Statistik der nicht begangenen Erpressungen zu erhalten, verzweifeln müßte? ...*)

*) In einem Aufsatz (‚Die Zukunft', X., Nr. 50), der »Sexuelle Zwischenstufen« betitelt ist, sagt der Psychiater Albert Moll: »Den Homosexuellen wird manchmal, auch von Wohlmeinenden, der Vorwurf gemacht, sie agitierten zu viel. Was aber sollen sie thun? Wenn sie nicht agitieren, erreichen sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen anderen Weg: sie müssten suchen, nach Art eines rücksichtslosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen ist. Sicher würde dann Mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheut, der aber Homosexuellen, ohne deren geschlechtliche Neigung zu kennen, nah steht, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: ‚Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien

Digitized by Google

Im ewigen Reich der sinnlichen Triebe, die selbst älter sind als der Drang nach Heuchelei, wird der Gesetzgeber immer vergebens stümpern. Wenn's glimpflich abgeht, belustigt er in der Melderolle des beflissenen Polizisten, der Nächtens auf verschwiegener Stätte »ein beischlafähnliches Geräusch« gehört haben will. Aber er richtet auch Unheil an. Mit Pflastern und Salben deckt er geschäftig moralische Pusteln zu, und der sociale Körper beginnt an anderer Stelle zu eitern. Wie die Verfolgung geschlechtlicher Abarten die Chantage fördert, so löst jeder Versuch, das Privatleben mit einem Paragraphenzaun zu umhegen, neue Unmoral, neue Strafwürdigkeiten aus. Die abgrundtiefe Schmach des Mädchenhandels wäre den Culturnationen vielleicht erspart geblieben, wenn ihre Gesetzgeber besser erzürnen als erröthen könnten, wenn sich an der Debatte über das Thema »Prostitution« die Vertreter der Schamhaftigkeit nie betheiligt hätten. Wucher und Ausbeutung gedeihen, solange das strafgesetzliche Risico mitbezahlt werden muß, und auch das Verbot jener harmloseren Vermittlung, die bloß Gelegenheit schafft, nicht vergewaltigt, vermehrt nur die Chancen des Zwischenhändlergewinns: es drückt auf den Lohn, der empfangen wird, und treibt den Preis, der gezahlt wird, in die Höhe. Und von grimmigem

---

das elendeste Pack der Welt, nun höre ich aber, daß mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.' Dieser Standpunkt wäre rücksichtslos, und zahllose Existenzen würden dabei social vernichtet werden. Einflußreiche Personen aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessiert und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Ich erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschreiten, nicht verwehren soll, sachlich zu agitieren.« Und bekannt ist die Aeußerung eines preußischen Ministers, dem der Polizeichef die Liste jener Personen überreichte, gegen die gerade ein gerichtliches Verfahren im Sinne des § 175 des deutschen Strafgesetzes eingeleitet werden sollte: »Furchtbar feudale Gesellschaft! Man muss sich rein schämen, daß man nicht auch d'rauf steht . . .«

Digitized by Google

Humor war die Lehre, die ein Sittlichkeitsexcess des alten preußischen Landrechts nach sich zog. Um der Prostitution beizukommen, machte man Frauen, denen Geldannahme im Geschlechtsdienste nachgewiesen werden konnte, des Anspruchs auf Alimente verlustig. Was thaten die Herren der Schöpfung? Sie zeigten vorweg ihre Noblesse; sie ersparten die Alimente und prostituierten die Frauen ... Zur bevorstehenden Hundertjahrfeier des österreichischen Paragraphendickichts wäre eigentlich eine Zusammenstellung aller Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen lehrreich, deren sich das Gesetz und seine consequenten Ausleger schuldig machen. Ich denke nicht nur an jene schmerzhaften Contraste, wie sie das systemisierte Unrecht auf Schritt und Tritt offenbart: Der hungernde Krüppel, der, zu stolz zum Betteln, von weißen Mäusen »Planeten« ziehen läßt, muß — wegen »Uebertretung des Colportageverbots« — in den Arrest, und die entmenschte Mutter, die ihr Kind »zum erstenmal« röstet, erhält eine Verwarnung ... Nein, dort, wo dies Strafgesetz vom Jahre 1803 sich selbst verurtheilt, hätte der feierliche Säcularbetrachter mit einem heitern, einem nassen Auge anzusetzen. Daß es dem Verbrechen der Erpressung in geradezu beispielhafter Weise Vorschub leistet, daß es gegen den Paragraphen verstoßt, der da verbietet, »öffentlich wider Jemanden ehrenrührige, wenn auch wahre Thatsachen des Privat- und Familienlebens bekannt zu machen«, und dadurch wieder jenes »gröbliche und öffentliche Aergernis verursacht«, welches der Sittlichkeitsparagraph ahndet, sind nur die wichtigsten Fälle, in denen sich die Schlange in den Schwanz beißt. Und die Verhängung einer Strafe über den Angeklagten, der ein irrelevantes Rechtsgut verletzt hat, qualificiert sich, wenn sie eine Geldstrafe ist, als »boshafte Beschädigung fremden Eigenthums«, wenn aber eine Arreststrafe, als »Beschränkung der persönlichen Freiheit« ...

Digitized by Google

Und damit kehre ich zu dem Schulbeispiel gesetzlich geförderter Unmoral zurück, das den entsetzten Blicken der Wiener Oeffentlichkeit neulich vorgeführt wurde: zu dem »Ehebruchsprocess P.«, wie ihn eine verlotterte Presse, die kein Detail, kein Bruchstück dieser kostbaren Ehe ihren Lesern vorenthalten wollte, an der Spitze spaltenlanger Berichte discret genannt hat. Ausgleich, Petroleumcartell und Pressreform, ja selbst die »Ehre der Zeitung« hatten den Zerwürfnissen eines Gattenpaars Platz machen müssen, und Arm in Arm mit einem aufgeregten Ehemann raste die Justiz über die Scene, zu der das Tribunal ward. Arm in Arm mit dem Privatkläger, der sich zum Anwalt staatlicher Interessen erhöht fühlen durfte, weil er eine in französischen Possen wie im Leben abgedroschene Calamität gerichtsordnungsmäßig feststellen ließ. Und wenn man, ermüdet und belästigt von diesem Veitstanz der Gerechtigkeit, bei dem der engagierte Gatte seine Hörner als Schmuck tragen durfte, zwischen That und Sühne die Resultierende zog, so gelangte, wer trotz dem Vertrauen in Moralparagraphe das Schämen noch nicht verlernt hat, zu einer grotesken Erkenntnis: Die geständige Ehebrecherin, die lange vorher schon die Martern einer häuslichen Justiz mit Revolver, Peitsche und Haarschere ausgestanden hatte, bot keinen verabscheuungswürdigen Anblick. Was sie gelitten, war hässlicher als was sie gethan, und im tiefsten Sinne unmoralischer als Ehebruch war ein gerichtliches Verfahren, das die Oeffentlichkeit zum Zeugen der geheimsten Möglichkeiten, für die ein eheliches Schlafgemach Raum hat, anrief. Wäre der Name »Mayer« nicht ein Sammelname, jener Process hätte ihm zu unverwüstlicher Popularität verholfen. Wenn Meyer's Lexikon vergilben sollte, wird Mayer's Sittencodex sich noch sprichwörtlichen Rufes erfreuen und Culturforschern ein werthvoller Behelf sein bei der Ergründung jener Anschauungen über die Rechte des Gatten und

Digitized by Google

die Pflichten der Frau, die in Wien am Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts maßgebend waren. Ein Schatz von geflügelten Worten bewahrt die Erinnerung an die zwei Tage, da der Strafrichter des Bezirksgerichtes Wieden schwertrasselnd das Rechtsgut der Heiligkeit einer durch den Schadchen geschlossenen Ehe zu schützen unternahm. Noch nie zuvor war ein Geständnis freier und williger abgelegt worden. Die Angeklagte erzählte, wie sie durch Vermittlung zur Ehe und durch Misshandlung zum Ehebruch gelangte. Jeder andere Richter — von denen, die es in Oesterreich noch gibt — hätte nach diesem Anfang ein Beweisverfahren für überflüssig erachtet und wäre zur Urtheilsfällung geschritten; hätte der Majestät des Gesetzes — oh schlotterichte Königin! — durch möglichst gelinde Strafbemessung flüchtig Reverenz erwiesen, als mildernd das offenbare Rachebedürfnis des Gatten, zu dessen Befriedigung sich die Justiz nicht hergeben dürfe, gelten lassen, und — ohne weitern Sachverständigenbeweis — mit der Werthlosigkeit der Ehe die Schmerzlosigkeit des Bruches begründet. Jeder andere Richter hätte, sei es durch Abkürzung, sei es durch absolute Geheimerklärung der Verhandlung, der auf Scandal lauernden Journaille, der referierenden und der plaudernden, der der Tages- und jener der Witzblattpresse, es unmöglich gemacht, die sittliche Athmosphäre einer Stadt auf Wochen hinaus zu verpesten und den Flugsand einer Unmoral zu vertreiben, die das Schmutzstäubchen der verhandelten Unthat reichlich zudeckt. Jeder andere hätte an seiner Lebenserfahrung die Unvollkommenheit des Gesetzes gemessen, an die Verfolgung eines Antragsdelicts nicht principielles Pathos verschwendet und nicht den Contrast zwischen dem einen angezeigten und den tausend — dem Himmel sei Dank — nicht judicierten Fällen zu jenem unsittlichen Grad von Deutlichkeit getrieben, bei dem der Hohn zu fragen beginnt, ob denn in Wiens Bezirken nun jede Ehe gesichert, jeder

Digitized by Google

Ehebruch ausgeschlossen sei. . . . Anders Herr Mayer.

Seitdem der natürliche Grenzstreit zwischen richterlicher Autorität und Freiheit der Vertheidigung zur ständigen Störung der österreichischen Rechtspflege gediehen ist, ward in diesen Blättern keine Gelegenheit verabsäumt, für die Unabhängigkeit der Justiz nach unten einzutreten und den geplagten Verhandlungsleiter gegen die Zumuthungen zu schützen, die immer wieder Reclamesucht taktloser Phrasendrescher an seine Geduld stellt. So bin ich wohl ein unverdächtiger Beurtheiler, wenn ich bekennen muß, daß Herr Dr. Elbogen mit jedem Wort, das er in jenen beiden Verhandlungen zur Abwehr eines noch nie erlebten Autoritätsexcesses sprach, im Recht war. Und diese Meinung fällt umso schwerer ins Gewicht, als mich selbst die schmerzliche Erfahrung, daß Wiener Tagesblätter sie theilten, nicht von ihr abzubringen vermag. Es war ungeheuerlich. Herr Mayer hat zwar einige Stellen des Verhandlungsberichtes, der in den Zeitungen erschien, berichtigt, und fern sei es von mir, ihm den berühmten Dogmensatz: »ich irre nie« (der nicht gesprochen wurde, weil Herr Mayer in Wirklichkeit »ich irre m i c h nie« sagte) noch einmal vorzuwerfen; seine Sinnlosigkeit liegt klar zutage: es irrt der Mensch, so lang er s t r e b t, woraus folgt, daß gerade jüngere Gerichtsbeamte sehr häufig Irrungen ausgesetzt sind. Unbestritten aber ist das Wort geblieben: »Kraft meines richterlichen Amtes bin ich souverän. Eine Verwahrung gegen richterliche Constatierungen gibt es nicht.« Unbestritten ist, daß Herr Mayer, Leiter einer Prangerjustiz gegen die Frau und eines Rehabilitierungsverfahrens für den Mann, diesem das feierliche Attest ausstellte: »Kraft meiner richterlichen Autorität kann ich Sie versichern, daß in der heutigen Verhandlung nichts vorgekommen ist, was auch nur den Schein rechtfertigen würde, daß Sie von dem Gebaren Ihrer Frau gewusst und daraus Vortheil gezogen haben!«; man

Digitized by Google

griff sich an den Kopf und fragte, wie denn ein Richter dazu komme, die Rechtsvertretung einer Partei zu übernehmen und geradezu das Urtheil eines Ehrenbeleidigungsprocesses zu fällen, den der Gatte anstrengen konnte, falls wirklich irgend ein Bezirksverleumder ihn, den Steinreichen, des Zuhälterthums bezichtigt hatte. Unbestritten blieb, daß Herr Mayer eine Bemängelung der Art, wie die Gegenseite ihre ehelichen Pflichten auffasste, der »Ehebrecherin« mit den Worten abschnitt: »Sie sollen sich heute verantworten, nicht Ihr Mann!«, daß er Fragen, die sich auf dies Thema bezogen, »als irrelevant und unpassend« nicht zuzulassen erklärte und daß er, der vierzehn Tage später über gewisse Dienstbotenabenteuer des in seiner Familienehre schwer gekränkten Gatten judicieren sollte, am 25. Juli einer auf jede Weise gedemüthigten Angeklagten das Wort zurief: »Ich muß bemerken, daß nur Sie Ihren Mann erniedrigt haben.« Irrt (sich) Herr Mayer nicht? Und wäre das Gesetz nicht völlig um jeden Sinn gebracht, wenn es angienge, heute über Antrag des Gatten mit dem schwersten Geschütz gegen eine Ehebrecherin aufzufahren und morgen über Antrag der Gattin — mit einem allerdings minder schweren — gegen den Ehebrecher? Die »Heiligkeit der Ehe«, die geschützt werden soll, ist naturgemäß die einer Ehe, welche bloß von einer Seite bedroht wurde: hier kann von einem Rechtsgut die Rede sein, das des Schützers bedürftig und des Schutzes noch werth ist. Wäre der Ehebruch kein Antragsdelict und treuloses Verhalten an sich und aus öffentlich-sittlichen Rücksichten verfolgbar, so wäre das Einsperren beider Theile und die Etablierung der Strafzelle als Ehegemach immerhin logisch. Herr Mayer aber hätte, da schon die Compensation, die im gegebenen Fall eintreten müsste, im Gesetz nicht vorgesehen ist, das Schuldmaß der einander untreuen Gatten mindestens vergleichen, beide mit einer kleinen Geldstrafe aus dem Saale weisen und darüber belehren

Digitized by Google

müssen, daß der Geber des Gesetzes zwar an die Möglichkeit seines Missbrauchs nicht gedacht habe, aber die Justiz es ablehne, ihren Arm der Befriedigung wechselseitiger Rache zu leihen. Herr Mayer hat allerdings den Grundsatz der Wechselseitigkeit nicht allzu stark betont. Der Kläger wurde liebreicher als die Geklagte, der Geklagte milder als die Klägerin behandelt. Von den zahlreichen »Höhepunkten« der Verhandlung ist ja noch die folgende Scene in Erinnerung: Die Frau verwahrt sich — mit Recht — dagegen, der Vernehmung der »schwangeren Geliebten« ihres Gatten, einer Köchin, beizuwohnen. Der Richter verhängt über sie »wegen Beschimpfung der Zeugin« eine Geldstrafe von fünfzig Kronen und fordert sie auf, diese Strafe »sofort zu erlegen«; die Angeklagte macht sich des weiteren Verbrechens schuldig, das Geld nicht bei sich zu haben, worauf der Richter mit der »sofortigen Umwandlung der Geldstrafe in eine Arreststrafe« droht; der Vertheidiger erlegt den Betrag. Solches geschah in einem Wiener Gerichtssaal am 25. Juli 1902. Vierzehn Tage später fühlt sich der Gatte durch die Zeugenschaft eines Dienstboten geniert; denn die Stubenmaid ist erschienen, um den mit ihr begangenen Ehebruch zuzugeben. »Alles erfunden«, ruft er, erregt aufspringend; »wie können Sie so etwas sagen?« — Richter: »Mäßigen Sie sich doch, Sie müssen ruhig bleiben!» — Angekl.: »Ich kann nicht. Bitte, Herr Richter, sehen Sie sich doch die Person an, mit einem solchen Häring soll ich mich vergangen haben?« — Richter: »Aber mäßigen Sie sich doch!« .... Der Standpunkt ästhetischen Alibibeweises schien Herrn Mayer, dem nur die Frau Moralgesetzen unterworfen scheint, zu behagen; denn bald darauf spielte sich die folgende ergötzliche Scene ab: Eine Bonne tritt auf, die den Ehebruch des Hausherrn mit einer Dienstgenossin bestätigt und einen Kosenamen, den diese erhielt, verräth. »Ja, wenn

ich gut gelaunt war«, wirft der Gebieter ein, »habe ich allen solche Scherznamen gegeben, auch meiner Frau. Habe ich Sie nicht auch manchmal irgendwie gerufen?« — Zeugin: »Ja, Dudli haben Sie mich gerufen.« — Angekl.: »Sagen Sie nur die Wahrheit, Sie waren doch die Appetitlichste unter meinem Gesinde, und Sie können trotzdem — —«. Hier brummt der Vertreter der Klägerin die zutreffende Bemerkung in den Bart: »Harem!« Richter: »Herr Doctor, ich muß Sie energisch aufmerksam machen, daß derartige Aeußerungen unzulässig sind!« Der Angeklagte (ermuthigt): »Pfui!«. Der Advocat: »Nun, nun, beruhigen Sie sich!« Angekl.: »Pfui! Pfui!« Richter zum Advocaten: »Ich verweise Ihnen die von Ihnen gemachte Bemerkung!« . . .

Daß hier eine brüchige Ehe gebrochen ward, daß barbarische Behandlung dem »Treubruch« vorangieng und dieser im Grunde erst der Scheidungsabsicht helfen sollte, mag Herr Mayer wohl erkannt haben. Vielleicht auch, daß er mit den an den Gatten, der den Liebhaber misshandelt hatte, gerichteten Worten: »Ihre Frau wollte durch ihr Geständnis das Leben des Geliebten retten, wenn auch um den Preis ihrer eigenen Schande« dieser das höchste Maß ethischer Anerkennung spendete. Dennoch hielt Herr Mayer den Colportageton der großen Vergeltung, der das Bezirksgericht Wieden zum Weltgericht machen sollte, mit erstaunlicher Zähigkeit fest: »Was dachten Sie sich, als die Frau ihre eigene Schande preisgab?« fragte er den Kläger und ließ ihn die schönen Worte sprechen: »Ich dachte, daß sie sich auf den letzten Gang vorbereiten wolle«. Mit den Schrecken des jüngsten Gerichtes aber, die damals, »in jener Nacht am Mondsee«, über die arme Sünderin trotzalledem nicht hereingebrochen waren, sollte erst Herr Mayer, der jüngste Richter, dienen, und er rief ihr gleich zu Beginn ihrer Vernehmung die Worte zu: »Sie stehen nach

Digitized by Google

langen Irrfahrten vor Ihrem Richter. Bleiben Sie bei der Wahrheit!« Ich citiere nach Gerichtssaalberichten, denen der § 19 bisher nicht widersprochen hat; es wäre immerhin möglich, daß in dem auf Kosten des Klägers angefertigten Protokoll der Satz ein wenig anders lautet und vor einem Richter, der nie irrt, auch eine Angeklagte gestanden ist, die nie Irrfahrten unternommen hat... Aber Herr Mayer traf auch den Ton freiwilligen Humors. Und daß diesem weitester Spielraum ward, versteht sich von selbst bei dem fortwährenden Kommen und Gehen von beeideten Stubenmädchen, Zimmerkellnern und Gasthofbesitzern, die aus dem Salzkammergut herbeigeeilt waren, nicht um eine Ehebrecherin der Schuld zu überführen, sondern um vor Herrn Mayer deren Geständnis zu bestätigen. »Hat er seine Frau auch aufgefordert, in den See zu gehen?« Eine Köchin antwortet stotternd: »Ja, er hat sie gefragt, ob sie einverstanden ist, daß sie in den See geht«. Richter: »Sie war aber nicht einverstanden!« (Heiterkeit). — Richter zur Angeklagten: »Hat er Sie thatsächlich gezwungen, sich das Haar abzuschneiden?« »Ja, den ganzen Zopf. Was ich hier trage, ist falsches Haar«. Richter: »Es ist sehr unangenehm für Sie, daß Sie diesen Schmuck verloren haben, aber ich fürchte, daß dies nicht der einzige Schmuck ist, der Ihnen in jener Nacht in Verlust gerathen ist.« Hier sprach dieselbe Delicatesse, die kein Rügewort fand, als aus dem Auditorium ein unflätiges Halloh den in den Saal getragenen Divan begrüßte, auf dem die sich unwohl fühlende Angeklagte — der Richter hatte sie selbst aus der Krankenstube geholt — Platz behalten durfte. Aber in Schimpf und Ernst sollte dieser Frau keine Demüthigung erspart bleiben, und die Ehebrecherin erlitt, an den Pranger einer verhundertfachten Oeffentlichkeit gepfählt, Torturen, welche ein Mittelalter, das bloß Daumschrauben und nicht die Presse kannte,

Digitized by Google

nicht zu vergeben hatte. Ein so seltenes Delict mußte eben exemplarisch bestraft werden. Der Richter verlas, nachdem das ehebrecherische Paar längst das Geständnis abgelegt, die Liebesbriefe, die sie mit einander gewechselt, und jedes darin vorkommende »liebe Mausi« weckte das Echo einer mit Entrüstung versetzten Heiterkeit; dank einem schweren Eingriff in das Privatleben geständiger Angeklagten, der keinem Richter zusteht, schien endlich der Nachweis gelungen, daß Liebesleute einander nicht »Ew. Wolgeboren« schreiben . . . Wäre Herrn Mayers Lebensanschauung von einem Hauche Shakespeare'schen Geistes gekräuselt, er müßte wissen, daß das megärenhafte Bild Gonerils nicht der Treubruch am Manne, sondern die Misshandlung des Vaters und der Giftmord der Schwester bewirkt. Sonst stimmte ja manches Detail auffallend; man vergleiche Gonerils »Mein Narr von Ehgemahl besitzt mich wider Recht« mit der Entgegnung auf den Vorhalt, sie habe sich gemeinsam mit dem Liebhaber photographieren lassen: »Damals war Herr P. nur äußerlich mein Ehegatte!« (Das Entsetzen des Gerichtsreporters greift hier zu gesperrtem Druck, aber der Psycholog wird das freie Bekenntnis anziehender finden als die Heuchelei, die das äußerliche Gattenthum als Institution heiligt). Auch die typische Stimmung, die auf eine vom Richter verlesene Ansichtskarte die Unterschrift: »Eugenie von L.«, also die Verbindung des eigenen Vornamens mit dem Namen des Geliebten setzen ließ, ist in jenem Briefende vorweggenommen: »...Es ist nichts geschehn, wenn er als Sieger heimkehrt; dann bin ich die Gefangene und sein Bett mein Kerker. Von dessen ekler Wärme befreit mich und nehmt seinen Platz ein für eure Mühe. Eure (Gattin, so möcht' ich sagen) ergebene Dienerin Goneril.« Nur rächt Albanien anders als Herr P. »Mein Mann riss mir die Kleider vom Leibe, züchtigte mich mit einer Hundspeitsche und wollte mich, nachdem ich gebunden worden, zwingen, mich

Digitized by Google

in den bei der Villa befindlichen See zu stürzen . . . . . Was ich damals gestanden habe, weiß ich nicht, da ich halbtodt war; es wurde mir von meinem Manne eine Liste aller Bekannten vorgehalten und ich bei jedem befragt, ob ich mit ihm die Ehe gebrochen habe; verneinte ich dies, wurde ich mit der Hundspeitsche ins Gesicht geschlagen.« »Ziemte mir's«, ruft Gonerils Gemahl, »daß diese Hand gehorchte meinem Blut, sie möchte u. s. w. Wie sehr du Teufel bist, die Weibsgestalt beschützt dich« . . .

Aus der Zeugenaussage eines der in Gerichtskreisen angesehensten Wiener Advocaten, mit dessen Hilfe die Angeklagte einst ihre Ehescheidung hatte durchführen wollen, erfuhr Herr Mayer, daß schon lange vor der Verletzung der ehelichen Treue Verletzungen am Oberarm constatiert wurden und daß der Göttergatte »die Misshandlungen nicht in Abrede stellte«; als deren Grund habe er nicht etwa die Kenntnis von unehelicher Untreue, sondern »vermögensrechtliche Dinge« angegeben: die Kränkung darüber, »daß seine Frau ihm nicht das Vermögen zugebracht habe, das ihm versprochen worden sei«; und »stand übrigens auf dem Standpunkt, er sei als Gatte berechtigt, seine Frau so zu behandeln«. Die Mehrzahl der Herren der Schöpfung, die, ach, so oft Herren der Zerstörung sind, mag diesen Standpunkt theilen. Und die Versicherung einer Frau, die Beziehungen zum Geliebten, dem sie eine innige Neigung verbinde, seien ihr »als der einzige Ausweg erschienen«, um aus der »elenden Ehe«, die der Gatte freiwillig nicht lösen wollte, herauszukommen, — der Drang, ein Hörigkeitsverhältnis zu verlassen, würde an sich schon manchen ein Frevel dünken, der mit zwei Monaten Arrests nicht hart genug gestraft ist. Als Operettenrefrain ist ihnen Nietzsche's Weisung, die Peitsche mitzunehmen, wenn sie zu Weibern gehen, geläufig; nicht aber Zarathustras: »Und besser noch Ehe brechen als Ehe biegen, Ehe lügen. So

Digitized by Google

sprach mir ein Weib: Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe mich!«. Sie harren in Ungeduld des Ausganges, den der vorläufig vertagte Process gegen den Gatten nehmen wird; daß ein ehrlicher Mann wegen solch unvermeidlicher Ausflüge aus dem ehelichen Schlafgemach in die nahe Dienstbotenkammer zum Märtyrer werden könnte, wäre wirklich »nur in Oesterreich möglich« .... Sonst würden der brutalen Männermoral unserer Tage ein Strafgesetz, das alles straft, und eine Executive, die eine Auswahl gestattet, gleichermaßen zusagen. Der berühmte Herr, der an die Freunde gedruckte Einladungskarten zum Gerichtstag sandte, der die Zeitungen aufforderte, ehrenrührige Thatsachen aus seinem Privat- und Familienleben mitzutheilen, und der am 25. Juli 1902 in sticklufterfülltem Saale die Heiligkeit seiner Ehe von einem Richter und acht Polizisten bewachen ließ, ist ihr erwachsenster Typus.... Wäre die gesammte Wiener Presse so anständig wie die Neue Freie, die mit zehn vornehmen Zeilen über das Sensationsschauspiel hinweggieng, würden alle Zeitungen sich die Verschweigung eines Ehebruchsprocesses mit dem Jahrespauschale des Bankvereins — der Schwiegersohn des Präsidenten war nämlich einer der Acteure — verrechnen lassen, man müsste gegen die Oeffentlichkeit derartiger Proceduren kein Bedenken tragen. Aber alle Erfahrung drängt zu einer gesetzlichen Reform, die judiciellen Losgehern auf dem Moralterrain Zügel anlegt. Nirgends ist Unbefangenheit schwerer zu bewahren, nirgends tritt Lebensunkenntnis oder Verbitterung des Richters leichter in Erscheinung als gerade hier, wo über Allzumenschliches verhandelt wird. Ich will den Donnerer, der neulich Jupiter taub machte, weder der übersättigten Erfahrung noch der freudlosen Unerfahrenheit in Dingen der Geschlechtsmoral zeihen, und fern liegt es mir, seine Persönlichkeit in eine Beziehung zu bringen, die der — natürlich wahnsinnige — König

Digitized by Google

Lear zwischen einem Büttel und einer Buhlerin herzustellen wagt. Ich wollte durch Anrufung Shakespeares ja nur irdische Richter, die irren können, und nicht Vertreter einer höheren menschlichen Einflüssen entrückten Gerichtsbarkeit zur Selbstbesinnung mahnen, wollte überhaupt — und hier dachte ich vor allem an die Behandlung prostituierter Steuerzahlerinnen durch die Organe der Polizei — die schiefe und lächerliche Beziehung zwischen Criminalität und Sittlichkeit treffen. . . .

Sittlichkeit und Criminalität: die große Gelegenheit, ihre Unverträglichkeit zu zeigen, ist der Ehebruchsprocess. Der Typus der Frau, die zwar zu schön ist, um treu, aber auch zu gesetzeskundig, um untreu zu sein, lebt nur in einer einfältigen Doctrin. Fichte, der sonst ganz sittliche Anschauungen bethätigt haben soll, trat für die Ausscheidung des Ehebruchs aus dem Strafrecht und dafür ein, daß der Frau die Scheidung erleichtert werde. Die Heiligkeit der Ehe würde, sobald sie aufhörte, »Rechtsgut« zu sein, beträchtlich erhöht werden. Sie wäre nicht mehr von jener unseligen Heuchelei beleidigt, unter der Menschen fortleben, die längst erkannt haben, daß sie, als sie »in die Ehe traten«, keinen andern Fehltritt mehr begehen konnten — man müßte denn das Heraustreten aus allen Dingen, in die einer auf der Lebensstraße »treten« kann, als Fehltritt bezeichnen.... Dies alles ist natürlich vom Standpunkt vergangener und hoffentlich kommender Zeiten gesprochen, nicht von dem der Gegenwart. Die weiß ihre Ideale mit voller Beruhigung in gesetzlicher Hut — vielleicht daß sie sie darum auch so treu befolgt — und sehnt sich nach keinen Reformen. Eine Gesittung, die der zwischen Arbeitsthier und Lustobject gestellten Frau gleisnerisch den Vorrang des Grußes lässt, die Geldheirat erstrebenswerth und die Geldbegattung verächtlich findet, die Frau zur Dirne macht und die Dirne beschimpft,

Digitized by Google

die Geliebte geringer werthet als die Ungeliebte, braucht sich eines Strafgesetzes nicht zu schämen, das den Verkehr der Geschlechter ein »unerlaubtes Verständnis« nennt. . . .

Dem ferienmüden Zeitungsleser zur Erquickung reifen im Wiener Blätterwald bereits jene Herbstfrüchte, welche den Beginn eines neuen Schuljahres anzeigen. Schulannoncen und Annoncen von Uniformschneidern, die sich den »Einjährigen« empfehlen, kennzeichnen diesen Abschnitt ebenso, wie die diformen Besprechungen unseres Unterrichtswesens mit ihrem Niederschlag von Ignoranz und Fortschrittsheuchelei das Ende eines jeden Schuljahres markieren. Tönt um diese Zeit der Jammer über die Unzulänglichkeit unserer Bildungsanstalten gar zu beweglich aus den Zeitungen, so darf man mit Sicherheit schließen, daß unter den Durchgefallenen eine größere Zahl von Redacteurssöhnen sich befand als sonst; war der Winter mit Jours und Hausbällen übersättigt, so kann man erwarten, daß die Bewohnerinnen unserer Ringstraße durch die ‚Neue Freie Presse' das Bedürfnis nach ungestörtem Morgenschlaf und nach Verlegung des Unterrichtsbeginnes auf 11 Uhr proklamieren werden. Aber weder das Missgeschick unfähiger Zeitungssprossen, noch das gestörte Wohlbehagen von Frauen, die Morgens verhindert sind, Mütter zu sein, kann uns irgend welche Reformnothwendigkeit vortäuschen. Ueberhaupt wird dem Streben aller Jener, welche ihr Heil in der Anwaltschaft unserer Commerzblätter suchen, misstraut werden müssen. Und darum kann auch der Egoismus der Politiker, welche die Schulen nach Factionsnormen umgestalten möchten und die Missgriffe einzelner Schullehrer als Beweise für die Mängel der Institution anführen, nicht als Ausfluß eines reifen und darum beachtenswerthen Urtheils gelten.

Digitized by Google

Daß die Schule nach Zeiträumen des Auslebens nothwendigerweise auch Erstarrungsmomente, die einer Bewetterung bedürfen, zeigen muß, ist klar. Der Schulzwang mußte im Lauf der Zeit unsere Unterrichtsanstalten proletarisieren. An Stelle der Schülerauslese nach Ständen der Eltern trat die große Masse von Empfangenden, die in dem, was sie bringt, unhomogen, in dem, was sie fordert, voller Divergenzen ist. Die Functionen des Schulorganismus konnten nicht immer dem Bedürfnis der Bevölkerung folgen, und nur wer die Schachtel mit dem Inhalt verwechselt, mag noch glauben, daß unsere äußeren Eintheilungsbehelfe: Volks-, Mittel- und Hochschulen oder etwa Latein- und Realschulen unsere Bedürfnisse nach Bildungsstätten befriedigen. Dazu hat die liberale Verwässerung des Denkens die Anschauung großgezogen, es müsse die Volksschule, müsse die Mittelschule überall das gleiche Ausbildungsziel anstreben, obgleich der in die Augen springende Unterschied im praktischen Lehreffect einer Schule des ersten Bezirkes in Wien und einer galizianischen Dorfschule Jedermann vom Gegentheil überzeugen sollte. Diese nichtsnutzige Gleichheitsidee hat auch den Bastard einer einheitlichen Mittelschule erfinden lassen. An der künftigen Einheitsschule soll ein Durchschnittsmuster eines Staatsschulbuben ohne jede Eigenart gezüchtet werden. Auch ohne prophetischen Geist kann man sagen, daß es dazu nicht kommen wird. Die Realschule, seinerzeit begründet als Schule für die industriellen und gewerblichen Kreise, wurde zur Mittelschule, zur Vorstufe der Hochschule, als diese mit der Reorganisation der Technik gegeben war. Moderne Schuleinrichtungen sind die, welche Differenzierungen zum Ausdruck bringen, dem Gesetz der Arbeitstheilung entsprechen. Das vielgestaltige Bildungsbedürfnis der einzelnen Gesellschaftsclassen hat neue Schulkategorien in den verschiedenen Fachschulen entstehen lassen, und in diesem Vorgang liegt der Keim für die Schaffung neuer Mittelschultypen, für das Entstehen von Zwischengliedern, die dem Studenten den Studienwechsel ermöglichen und unserer Gesellschaftsgliederung besser entsprechen, als die heutige dimorphe Mittelschule. Nicht in den redactionellen Spalten der Journale, sondern auf den Seiten, die Schulannoncen enthalten, ist das Reformbedürfnis der Zeit ausgesprochen.

Professor Victor Loos.

* * *

Digitized by Google

Die »Auflassung der Nachmittagsvorstellungen« im Burgtheater hält, wiewohl für ausreichenden Ersatz bereits gesorgt wurde, die Wiener Presse noch immer in jenem Athem, der so oft ein Pesthauch, diesmal der einer heuchlerischen Entrüstung, ist. Blätter, die noch bei jedem Strike für die heiligsten Güter der Bourgeoisie entflammt sind, entsetzen sich darüber, daß man den Arbeitern ihr Recht auf »die Classiker« verkümmern will, und zerbrechen sich die Köpfe, wie der Favoritener Fabrikssclave, dessen Idealismus aller Nahrungssorgen spottet, zu einer Abendvorstellung von »Don Carlos« zurechtkommen soll. Königin, das Leben ist — so schwer! Alles »Classeninteresse«, das sonst der Verständigung mit der Socialdemokratie entgegenstand, hat dem Classikerinteresse, in dem sich die Freunde der Ausbeutung mit den Proletarierführern finden, Platz gemacht. Und jeder Tag bringt neue Klage. Im ‚Neuen Wiener Tagblatt' jammert ein Einsender, es gebe in Wien »ungezählte der Schule entwachsene und keiner Arbeiterorganisation angehörige Personen, die das Bedürfnis haben, von Zeit zu Zeit eine classische Vorstellung anzusehen, ohne mehr als etwa 2 K für diesen Genuß aufwenden zu können. Diese Leute werden nun von derartigen Vorstellungen so gut wie ausgeschlossen sein. Es ist bei den jetzigen Repertoireverhältnissen wohl schwerlich zu erwarten, daß öfter als zweimal in der Woche classische Stücke aufgeführt werden, bei diesen aber sind fast alle billigeren Sitze für die Schüler und die Arbeiter reserviert«. Das ist nur zu wahr. Aber als es noch Nachmittagsvorstellungen gab, war's auch nicht besser; da mussten, weil nur Arbeiter, Studenten und Protectionskinder, die vom Hofrath abwärts für Classiker die Hälfte zahlen, bedacht wurden, auch immer einige hunterttausend Leute draußen bleiben, die gern ins Theater gehen möchten, ohne mehr als etwa 2 K für diesen Genuss aufwenden zu können. Herr Schlenther, der aufgefordert wird, nunmehr diese »gewiss nicht kleine Kategorie von Theaterbesuchern« zu berücksichtigen, sollte doch den Riesenraum des Burgtheaters praktischer zu verwerthen verstehen. Jetzt will er bloß Arbeiter und Schüler an den classischen Abenden ins Haus lassen! An die vielen, die auch nicht in den Verhältnissen sind, und an die gewiss nicht kleine Kategorie von solchen, die nur in momentaner Geldverlegenheit sind und sonst volle Preise zahlen, hat er noch nicht gedacht. Oder will er ihnen am

Digitized by Google

Ende absichtlich ihr »Recht auf die Classiker« verkümmern? . . . Ein Tropfen Freude im Wermuthbecher: Die ‚Neue Freie Presse' ist mehr denn je der Ansicht, daß die Arbeiter ein verständnisvolles Theaterpublikum sind. Auch am Abend. Man gab neulich »Faust«, und bei der Stelle: »Die Kirche hat einen guten Magen« wurde applaudiert. Und das freut die Alte.

* * *

»(Lebensrettung.) Der Director des hiesigen Privatdetective-Instituts »Helios«, Müller, der sich dieser Tage in Köln aufhielt, bemerkte dort am Rheinhafen einen aufgeregten Mann von etwa 40 Jahren, der seinen Rock auszog und Anstalten machte, sich ins Wasser zu stürzen. Müller eilte hinzu, stieß den Mann vom Ufer weg und redete ihm dann zu, daß er doch alle Selbstmordabsichten aufgeben möge, worauf sich der Fremde mit dem Versprechen, dies beherzigen zu wollen, entfernte. Gleichwohl verfolgte ihn Müller unauffällig, weil es ihm schien, als werde der Mann seinen Vorsatz doch ausführen. Die Vermuthung war richtig, denn etwa 200 Meter oberhalb des Hafens schritt der Mann abermals dem Ufer zu, weshalb Müller einen in der Nähe postierten Schutzmann avisierte, der hierauf den Selbsmordcandidaten energisch vom Wasser wies, worauf der Mann sich in die Stadt begab. Müller verfolgte ihn aber noch weiter unauffällig und wirklich kehrte der Mann nach etwa einer Viertelstunde zum Rhein zurück. Jetzt stieg der Selbstmordcandidat eine etwa zwanzig Stufen zählende schmale Treppe, die für Bootsleute zum Passieren eingerichtet ist, hinab — Müller spornstreichs hinterher. Der Unbekannte war bereits auf der untersten Stufe angelangt und befand sich mit den Füßen schon im Wasser, als er von Müller mit festem Griff beim Haupthaar ergriffen und die Treppe emporgezogen wurde. Der Griff muß besonders energisch gewesen sein, der Lebensmüde schrie laut auf und fasste mit beiden Händen nach seinem Kopfe; das war sein Glück, denn bei einem etwaigen Ringen wären Beide auf der nur 70 Centimeter breiten Treppe, die ohne jedes Geländer ist, sicherlich abgestürzt. Oben angelangt, nahmen sich die mittlerweile herbeigeeilten Hafenarbeiter des hartnäckigen Selbstmordcanditaten an. Doch auch jetzt verließ der ausdauernde Müller seinen selbstgewählten Posten noch nicht, sondern folgte dem Manne noch eine weitere halbe Stunde, bis derselbe in seinem Heim anlangte, woselbst Müller einige Hausbewohner aufmerksam machte, die nun ihrerseits denselben bewachten. Erst jetzt beendete Müller seine eigenartige Observation.«

Digitized by Google

Dieses Inserat habe ich am 3. September im Texttheil des ‚Neuen Wiener Tagblatt' — ich las ihn »unauffällig« — gefunden. »Meine Vermuthung war richtig«. Denn auf der letzten Seite derselben Nummer fand ich — ein anderes Inserat des Herrn Müller, in welchem er zwar nicht seine Fähigkeiten als Lebensretter ausrufen läßt, dafür aber so ziemlich alles andere, was Menschenbegehr, zu leisten verspricht. Er erkundet »Liaisons, Mitgift, Vorleben, Vermögen, Lebensweise und Aussichten.« Er hat eine »Specialabtheilung für Eheaffairen« und rühmt sich auf diesem Gebiet nicht nur der »minutiösesten Beobachtungen«, sondern auch »beweiskräftiger Nachforschungen schwierigster Art«. Zum Schlusse nennt er sich stolz »einen angesehenen Vertrauensmann vornehmster Gesinnungstüchtigkeit« . . . Ueber das Wesen oder Unwesen der Privatdetective-Institute ist in den officiell-criminalistischen Kreisen viel nachgedacht worden; in Wien scheint man es, seitdem Herr Stukart für die Eruierung der Fälscherbande in Mauer den Franz Josefsorden bekommen hat, nicht entbehren zu wollen, und der Hintertheil der liberalen Zeitungen gibt davon Kunde, daß die Vertrauensmänner vornehmster Gesinnungstüchtigkeit in der letzten Zeit wie die Pilze und intelligenten Masseusen aus der Erde geschossen sind. Die hässliche Bedrohung des Privatlebens, die Einem außer den anderen schönen Möglichkeiten und Gelegenheiten auf der letzten Seite der Tagespresse entgegengrinst, scheint aber doch — schon wegen der Schmutzconcurrenz, die sie der polizeilichen Fürsorge für das sittliche Wohl des Bürgers bereitet — ein wenig Aufmerksamkeit zu verdienen. Daß die »beweiskräftigen« Nachforschungen — in Deutschland wenigstens sind Fälle dieser Art bekannt — oft nur mit Hilfe von geschlechtlichen agents provocateurs durchzuführen sind, ist eine der lieblichen Erscheinungen, die das Walten der Geheimagentien begleiten. Es ist ja möglich, daß unsere geräuschvoll inserierenden Firmen nicht nur verlässlich, sondern auch »solid« arbeiten und Ehebrüche bloß von dort nehmen, wo sie sie wirklich finden. Doch der Herr, der sich in der ‚Neuen Freien Presse' mit »österreichischen Orden« und der »Verdienstmedaille« ausweisen kann und »Momentaufnahmen« garantiert, ist unheimlich, und ob nicht die Devise »In flagranti!«, die öfter in einem dieser Inserate auftaucht, freundliche Leserinnen in Furcht und

Digitized by Google

Unruhe zu versetzen geeignet ist, bleibe dahingestellt. Auf welcher moralischen Stufe aber eine Redaction steht, die auch im textlichen Theil ihres Blattes das Lied vom braven Mann singt, der Liaisons erforschen und Selbstmörder retten kann, ist leicht zu ermessen. Der ausdauernde Müller hat zwar in Köln nichts gethan, was nicht jeder Wachmann in Wien an jedem Tage reclamelos und gründlicher leisten würde. Er hat einem Lebensüberdrüssigen »zugeredet« und hat, da er offenbar eine delicatere und auch einträglichere Mission zu beenden hatte, Polizei, Hafenarbeiter und Nachbarn aufgefordert, die weitere »Observation« an seiner Stelle zu übernehmen. Ueber hundert gelungene Selbstmorde geht die Localchronik mit ein paar Zeilen hinweg. Aber einem Jahresinserenten des ‚Neuen Wiener Tagblatt' gelang es, das Leben eines, der damit abgeschlossen hatte, um einen Tag zu verlängern, vielleicht, wenn's hoch geht, zu bewirken, daß der Mann seinen Selbstmord bis zum Erscheinen der Reclamenotiz vertagt hat. Solch vornehmer Gesinnungstüchtigkeit musste ein Extralob gespendet werden.

* * *

Die Schere des Lippowitz.

Ich erhalte von dem in Berlin lebenden österreichischen Schriftsteller Karl Rosner die folgende Zuschrift:

»In der Nummer 438 des ‚Berliner Tageblatt' (29. August 1902) hatte ich in einem Feuilleton »Bei Paul Krüger in Utrecht« einen Besuch, den ich dem Präsidenten Ende August machte, geschildert. Dieses Feuilleton ist trotz dem Nachdruckverbot sowohl vom ‚Budapester Tagblatt' als auch vom ‚Neuen Wiener Journal' unter Weglassung meines Namens, Verstümmelung des Inhaltes und gröblichster Verfälschung des Titels abgedruckt worden. Herr Lippowitz hat meine Arbeit direct als »Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journal'« bezeichnet.«

Aus den mir von dem Autor übersendeten Nr. 438 des ‚Berliner Tageblatt' und Nr. 3180 des ‚Neuen Wiener Journal' (31. August) habe ich mich von der Richtigkeit der voranstehenden Mittheilung überzeugt. Der dreiste Eingriff in fremde Verfasser-

Digitized by Google

rechte ist diesmal umso bemerkenswerther, als er das volle Bewusstsein der Unrechtmäßigkeit an der Stirne trägt; mitten im Text findet sich nämlich die schüchterne Bemerkung: »— — so schildert der Berichterstatter des ‚Berl. Tgbl.' seine Eindrücke — —«, und unter dem Titel steht »Original-Bericht des ‚Neuen Wiener Journal'«. Ein drolliger Zufall wollte, daß der Satz, in dem das Geständnis literarischen Diebstahls enthalten ist, lautet: »Unwillkürlich fühle ich nach der Brusttasche, so schildert der Berichterstatter des ‚Berl. Tgbl.' seine Eindrücke, in der ich die Empfehlung u. s. w.« . . . Alle Literaten, die durch den Scherenbetrieb des Lippowitz zu Schaden kommen, sollten doch, nebst der Anzeige an die ‚Fackel', die viel wirksamere Strafanzeige erstatten.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser. In Nr. 113 schrieb ich: »Das bleibt an Einem kleben und ist nicht mehr wegzubringen. Dieser Sorte von jüdisch-nationaler Journalistik wird alles, selbst ein Fußtritt, zur Reclame. Das veröffentlicht ‚Offene Briefe', sendet, um die größere Verbreitung des angreifenden Blattes nur ja auszunützen, § 19-Berichtigungen und bläht sich unerschrocken in dem Hochgefühl jenes Catonismus, dem man ‚nix beweisen kann'« . . . Und nun erhalte ich wieder die folgende Belästigung: »Es ist unwahr, daß die ‚Extrapost' dem Vorstand des ‚Wiener Brauhaus' öffentlich Abbitte geleistet hat. Wahr ist, daß ich, über erfolgte Ausgleichsintervention, die freiwillige Erklärung in der Schwurgerichtsverhandlung vom 27. November 1899: daß ich der Ehre des Herrn Landesrath Dr. Thomas nicht nahegetreten bin und auch keinen Grund dazu hatte, in der ‚Extrapost' wiederholte. Es ist unwahr, daß L.-G.-R. Dr. Wach ein Strafverfahren wegen Erpressung gegen mich leitete. Wahr ist, daß ich vom Herrn L.-G.-R. Dr. Wach auch nicht ein einzigesmal vorgeladen oder einvernommen wurde; wahr ist, daß Herr L.-G.-R. Dr. Wach meine Urgenz wegen der Anzeige des Herrn Dr. Thomas mit den Worten abwies: ‚Das ist ein Plausch, der Sie offenbar gar nichts angeht'. Unwahr ist, daß ich an einem Vertrieb von Prachtwerken interessiert war; wahr ist, daß ich niemals an einem solchen Vertrieb interessiert war und von einem solchen Vertrieb auch gar nichts weiß. Unwahr ist ebenso, daß ein Anbot, die ‚Extrapost' zu kaufen, gegen mich als Factum ansgespielt wurde. Wahr ist, daß mir die ‚Extrapost' zur Zeit dieser ‚Anzeige' gar nicht, auch nicht theilweise, gehörte, sondern Herrn Albin Kumar, womit erwiesen ist, daß ein Kaufanbot mich gar nicht berühren konnte. Siegmund Bergmann, Buchdruckereibesitzer und Herausgeber der ‚Extrapost.'« — Wahr ist, daß es ein Glück ist, daß die Belästigung diesmal im klein-

Digitized by Google

sten Druck erscheinen kann. Was ich zu ihr hinzuzusetzen habe, erschwert jeden weiteren Versuch, mittelst des § 19 kleben zu bleiben: Die Versicherung, daß ich jedes Wort, das in Nr. 113 stand, aufrecht halte. Was ich auf deutsch »öffentliche Abbitte« nannte, heißt freilich auf jüdisch-national »freiwillige Erklärung«, die man »über erfolgte Ausgleichsintervention in der ‚Extrapost' wiederholt«. Und Sigi B. war nicht wegen einer Erpressungsanzeige vorgeladen, sondern er kam freiwillig zum Untersuchungsrichter und »urgierte« wegen der Anzeige. Das ist mehr als heroisch. Aber wahr bleibt doch, daß ein Strafverfahren anhängig und L.-G.-R. Dr. Wach der mit der Führung desselben betraute Richter war. Was die »Prachtwerke« anlangt, so wird sich vielleicht besser ein gewisser Pozsony an den Zusammenhang erinnern, in welchem die patriotischen Leistungen des bekannten Herrn Schnitzer mit dem Verlag der ‚Extrapost' standen. Es ist ja möglich, daß Sigi B. an den Geschäften dieses Blattes damals nicht unmittelbar interessiert war. Wahr ist, daß von dem Ueberbringer des Bürstenabzuges, der Bergmann's Angriffe auf das Brauhaus enthielt, der Ankauf der illustrierten Prachtwerke, die man nicht gleich zum Käsehändler schicken wollte, proponiert und auch das Anbot, die ‚Extrapost' zu kaufen, gestellt wurde. Ebenso wahr wie unbegreiflich allerdings, daß um all dieser Facten willen ein Mann verdächtigt wurde, der noch nie mit irgend einer schlechten Sache in Zusammenhang gestanden ist. Wie sehr ich Herrn Sigi Bergmann unrecht that, legt er in überzeugenderer Weise in seinem eigenen als in meinem Blatte dar. Seine »zwölfjährige Thätigkeit in Nordböhmen sei unter der Controle sehr böswilliger und rachsüchtiger Leute, rücksichtsloser Männer, wie Herr Wolf z. B., gestanden«; und auch diese wussten, versichert er, »nichts wider mich zu finden, als daß ich ihnen ein unbequemer Gegner war«. Also man konnte ihm schon damals nix beweisen. Oder doch? »Allerdings«, setzt Herr Sigi B. wörtlich hinzu, »waren sie immer anständiger als Herr Kraus; sie haben nie verdächtigt, nie verleumdet, sondern immer nur das gesagt, was sie beweisen konnten, oder geschimpft«. Also kann man ihm doch etwas beweisen? . . . Vielleicht erklärt mir diesen Widerspruch eine weitere § 19-Belästigung. Wenn eine solche auch das Gesetz diesmal auszuschließen scheint, so kann man von der Zähigkeit eines Erzeugers zionistischer Drucksorten wenigstens den Versuch erwarten. Und so schließe ich mit der bekannten Einladung: »Senden Sie gef. ein!«

Philosoph. Herr Professor Ludwig Stein, der nach Bern verschlagene Denker des Franz Josefs-Quai, der neulich »deutsche Worte« wieder hörte, als er die Concordialeute bei sich begrüßen durfte, und ihnen aus Dankbarkeit ungarische Lieder vorsang, hat am 31. August in der ‚Neuen Freien Presse' dem letzten Werke Herbert Spencer's eine Betrachtung gewidmet. Er schrieb da, er habe schon früher gegen Spencer den »Vorwurf erhoben«, daß dieser es nicht für erforderlich gehalten habe, »sich der Mühe der Erlernung der deutschen Sprache zu unterziehen.« Welches Glück für Herrn Stein! Denn, wenn Spencer Deutsch könnte und die Arbeiten Stein's gelesen hätte, hätte er wohl nicht die Briefe

Digitized by Google

an Herrn Stein geschrieben, auf die dieser sich jetzt so viel einbildet. Wie unser Denker selbst die deutsche Sprache meistert, geht aus der in eben jenem Aufsatz enthaltenen feinsinnigen Erklärung hervor, daß die »Gesammtseele des Volkes nur Ohren für die groben Gurgellaute der Leidenschaft, aber nur selten ein geringes Verständnis für die hohen Fisteltöne der Vernunft« hat . . . Noch etwas zum Lachen: »Die Nachwelt wird zwischen Chamberlain und Spencer, zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen roher Gewalt und erlesener Geistigkeit, zwischen Muskelsystem und Nervensystem der Politik, zwischen dem nationalen Ahriman und dem nationalen Ormuzd richten. Nun ist die Entscheidung dieser Instanz nicht zweifelhaft. Denn ich vertrete mit Spinoza und Hegel gegen Spencer, Schopenhauer und Kant den Primat des Intellects über Gefühl und Wille« . . .

Leser in St. Moritz. Sie schreiben: »Am Eingang der katholischen Kirche unseres Ortes ist ein Papierbogen an die Wand geheftet, worauf alle, die der Kirche Geschenke machen, genannt sind. ‚U. a.' heißt es dort: Das große Altarbild — Spende von Ritter A. Eisner v. Eisenhof. Ich ließ mir das Bild zeigen, und der Mesner gab auch die Erklärung dazu: Christus sitzt auf einem Throne und empfängt die Huldigung des heiligen Moritz, der einen Palmenzweig zu den Füßen des Heilands legt. Hinter St. Moritz aber steht Angelo Eisner v. Eisenhof in schwarzer Toga, mit gefalteten Händen, den Blick zu Christus gerichtet« . . . Dazu habe ich nur zu bemerken: »Die Kirche hat einen guten Magen«.

Habitué. Kaum durften wir uns der Hoffnung hingeben, die Entwicklung des »Harlekin«-Ruhmes ein Weilchen aus den Augen zu verlieren, so bringt uns die Wehmutter Reclame schon ein neues Schmerzenskind Lothar'schen Geistes. In Prag hat die Beschneidung stattgefunden. Und warte nur, balde regnet's Notizchen aus Kopenhagen, Mailand, San Francisko und Sevilla. Das Werk heißt »Glück in der Liebe«, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß auch wir in Wien bald Unglück im Spiel haben werden. Schon balzt Herr Lothar mit kritischer Zärtlichkeit um das Deutsche Volkstheater, versichert den Lesern der ‚Wage', es habe mit seiner »trefflichen Tell-Vorstellung« dem Burgtheater ein Paroli geboten, und schmiert seinen Leitern, Regisseuren und Schauspielern, die alle feinsinnig, geschmackvoll, vorzüglich und interessant sind, fingerdickes Lob auf. . . . Wir sehen gottergeben der Notiz entgegen, die der Rastlose nach einiger Zeit der ‚Neuen Freien Presse' glückstrahlend in seiner Actentasche zutragen wird: »Das Deutsche Volkstheater hat . . . . . angenommen«. Dann aber erlöse man uns bald von den Depeschenleiden, die uns bevorstehen, und führe Herrn Lothar wirklich auf! Wie rief doch Ferdinand von Schill im Jahre 1809 einer opfermuthigen Schar zu? »Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 7.

Digiti

Erschienen am 27. September 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmässiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

erscheint dreigal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7·—
„ „	18	„ „	„ 3·50
„ das Deutsche Reich,	36	„ „	M. 7·—
„ „ „ „	18	„ „	„ 3·50
„ die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	„ 8·—
„ „ „ „	18	„ „	„ 4·—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Termin, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, wo der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsfirmen sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 6668 des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Rennweg 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 667.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse 10.

DIE FACKEL

NR. 116 WIEN, MITTE SEPTEMBER 1902 IV. JAHR

DER PARLAMENTARISMUS.

Eine Studie von

Joseph Schöffel.

Motto:

»Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.« Goethe.

I.

Nach einer dreißigjährigen Thätigkeit im parlamentarischen Leben, nach einem ebenso langen Wirken in der autonomen Verwaltung habe ich mich entschlossen, in den Lügennebel, in dem wir leben, hineinzuleuchten, um dem Volke die Gemeingefährlichkeit des parlamentarischen Regimes, das in einem Abgrund der Entartung versunken ist, vor Augen zu führen und zugleich zu beweisen, daß die so sehr gepriesene autonome Verwaltung nichts ist, als eine Fiction.

Ich weiß, daß ich durch diesen Schritt mir keine Freunde erwerben und die Zahl meiner Feinde vermehren werde und daß ich im Begriffe bin, abermals mit meiner Feder ein Wespennest aufzustöbern. Ich weiß, daß diese meine Action von den Höflingen des Volkes, der serva pecora, die zahlreicher und gefährlicher sind, als die Höflinge der Höfe, benützt werden wird, um mich zu verdächtigen, daß ich im Auftrage irgend eines Staatsgewaltigen schreibe oder im Solde des Absolutismus stehe. — Die Furcht, verhöhnt zu wer-

Digitized by Google

den, die Furcht vor Verleumdung, die in der Jetztzeit, innig vereint mit ihren Zwillingsschwestern, der grünen Bosheit, der gräulichen Heuchelei wahre Orgien feiert, kann mich aber ebenso wenig abschrecken, die Wahrheit zu schreiben, wie das Bewusstsein, daß das Volk überhaupt für Wahrheit und Vernunft schwer zu gewinnen ist, während es der Lüge und dem Wahn mit Jubelschall huldigt. Die Dogge »Wahrheit« wird ja überall herausgepeitscht, während die Schoßhündchen »Schmeichler, Lügner, Lecker und Heuchler« auf Teppichen beim Ofen liegen und stinken dürfen.

Ich halte es für eine patriotische Pflicht, in der Zeit, welche Zeuge eines Bankerotts des Parlamentarismus gewesen ist, wie die Welt ihn kaum jemals erlebt hat, offen herauszusagen, was alle Denker ohne Unterschied der Partei stillschweigend zugeben: daß der moderne Parlamentarismus, der, wie der alte Revolutionär Mazzini erklärte, die corrupteste Regierungsform, die Brutstätte jeglicher Corruption ist, in allen festländischen Großstaaten sich als unanwendbar erwiesen hat.

Ich werde diese meine Ansicht, die, wie gesagt, von allen Parlamentariern, mit Ausnahme der Streber und Macher, die sich allein im Schlammmeer des Parlamentarismus wohl fühlen, weil sie in diesem ohne Arbeit und Gefahr reichliche Atzung finden, getheilt wird, nicht nur durch meine 30jährige Erfahrung (die, weil sie von einem schlichten Manne herrührt, als nicht beachtenswerth verhöhnt würde), sondern vorerst durch Aussprüche der hervorragendsten Staatsmänner der festländischen Großstaaten Europas begründen. »Wenn man vom festländischen Parlamentarismus spricht«, schreibt einer der bedeutendsten Parlamentarier Deutschlands in einer Flugschrift, betitelt: »Aussichten des deutschen Parlamentarismus«, »so muß man von den parlamentarischen Einrichtungen Englands, das von den Blättern des heutigen Liberalismus stets als Beispiel angeführt wird, absehen;

Digitized by Google

denn dieses Inselreich, das des Schutzes stehender Heere nie bedurfte, seit acht Jahrhunderten keine fremde Invasion erlitten, nie eine Periode des aufgeklärten Absolutismus durchgemacht und den Feudalismus überwunden hat, ohne das Knochengerüste seiner aristokratischen Organisation zu zerstören, kann mit demokratisch entwickelten, wegen ihrer geographischen Lage beständig gefährdeten Continentalstaaten nicht in eine Parallele gestellt werden.«

Die vor zwanzig Jahren allgemein verlachte Behauptung Stahls, daß der Fortbestand des englischen Parlamentarismus durch seinen aristokratischen Unterbau bedingt sei, wird heute von allen Jenen, die sie bestritten und verlacht haben, zugegeben, ja die fortgeschrittensten Liberalen sind darüber einig, daß die beiden großen Parteien Alt-Englands bloße Junkercliquen seien, die es dahin gebracht haben, den Bauernstand zu vernichten und alles bäuerliche Grundeigenthum in den Händen einiger Latifundienbesitzer zu vereinigen. Kurz, die jenseits des Canals mit dem Parlamentarismus gemachten Erfahrungen können bei Beurtheilung des Parlamentarismus continentaler Großstaaten nicht in Betracht gezogen werden, und es bleibt daher nur die Betrachtung des parlamentarischen Regimes Frankreichs, Italiens, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns übrig.

Frankreichs parlamentarisches Regime besteht nun über hundert Jahre. Dreimal hat dieses Regime Bankerott gemacht, — ein halbes Menschenalter wurde das Vaterland der festländischen Constitutionen absolutistisch regiert, und der vierte Bankerott wird nicht lange auf sich warten lassen. Seit der Septemberkatastrophe, d. i. seit dem anarchistischen Regiment der Commune sind zwei ultramontane, drei republikanische und zwei gemischt republikanisch-socialistische Perioden über Frankreich hereingebrochen, und die unersättliche Gier der Parlamentarier nach Amt, Würden und Sinecuren hat während dieser

Digitized by Google

Zeit über 360 Minister gestürzt, während alle Anträge auf sociale Reformen auf die lange Bank geschoben wurden. Einer Periode der Herrschaft der Clericalen, die ein Unterrichtsgesetz, wie dasjenige vom 2. Juli 1895, möglich machte, folgen fünf Jahre später Unterrichtsgesetze, welche die Religion aus der Volksschule ausschließen, und heute endlich die Aufhebung aller von katholischen Congregationen und Orden errichteten und erhaltenen Schulen und Kinderbewahranstalten, die den Mangel an derartigen Staatsanstalten wettmachten. All diese Sprünge des parlamentarischen Regimes hat das leicht bewegliche französische Volk ohne Emotion über sich ergehen lassen, weil es durch den ihm vom Parlamentarismus eingeimpften sittlichen Nihilismus einer Indolenz verfallen ist, aus der es sich nur unter schrecklichen Convulsionen zu befreien im Stande sein wird. Der Organismus der Armee, der Stolz der französischen Nation, ist zersetzt, ihr Geist verpestet, — die Disciplin, welche allein die Armee von einer bewaffneten Horde unterscheidet, unterwühlt. Beständigen Klagen über die Abhängigkeit und Gesinnungslosigkeit des mittleren, allen Systemen gleich dienstbaren Beamtenthums, folgen freche Versuche, durch Beseitigung der Unabsetzbarkeit der Richter die Unabhängigkeit des Richterstandes zu vernichten und die richterliche Gewalt zur Beute des Siegers zu machen.

Während alle Parteien, die Conservativen, wie die Liberalen und Socialisten, die ihnen zufallende Macht in der eigensüchtigsten und rücksichtslosesten Weise ausbeuten und einander in der Schamlosigkeit der Wahlbeeinflussung überbieten, wird eine lächerliche Fiction aufrecht erhalten, wird dem Volke vorgespiegelt, daß es sich nur um die Ermittlung des Volkswillens handle und daß die wichtigste aller politischen Aufgaben die Findung eines Modus zur Herausdestillierung des Volkswillens sei.

Digitized by Google

Das ist das Facit des parlamentarischen Regimes in Frankreich, das beim richtigen Namen zu nennen, man bisher unterlassen hat, weil man dem parlamentarischen Princip nichts vergeben und einem Präjudiz gegen die Ersprießlichkeit des festländischen Parlamentarismus um jeden Preis ausweichen will.

Ueber das parlamentarische Regime Italiens schrieb der ehemalige italienische Unterrichtsminister Bonghi im September 1869, daß »die Geister von Gewaltthätigkeiten nur dadurch zurückgehalten werden, daß sie sich jeden Tag einem gesunden, kräftigen Wirken mehr entfremden und die Nation einer langwierigen Impotenz entgegengeht. Die moralische, staatliche und finanzielle Deroute Italiens ist fast einzig und allein auf Rechnung des parlamentarischen Systems zu schreiben. — Dieses System entspricht nicht den wirklichen Bedürfnissen des Landes«. — »Wo die Wählerschaft«, schreibt Bonghi, »durch die Steuerschraube zusammengepresst werden muß, wo (wie bei uns) kaum die Hälfte dieser Wählerschaft von ihrem Wahlrecht Gebrauch macht, wo die bestimmbaren Massen unter dem Einfluss einer feilen Presse stehen, innerhalb welcher diejenigen Zeitungen sich in das größte Ansehen setzen, welche die ärgsten Thorheiten sagen, kann von der Bildung regierungsfähiger Parteien keine Rede sein. — — Die fortwährenden Ministerwechsel sind fast ausnahmslos durch Fractionscoalitionen und Cliquenverschwörungen, durch persönliche Rancune, wie sie niedriger und gemeingefährlicher kaum gedacht werden kann, und durch die unersättliche Aemtersucht der Abgeordneten hervorgerufen worden. Die den Ministerien und ihren parlamentarischen Anhängern befreundeten und verwandten Kreise sind aber nicht die einzigen, nicht einmal die gefährlichsten Speculanten auf die Beute, welche bei Regierungsveränderungen zur Vertheilung kommt. Die Minister müssen sehr häufig die Stimme oder die Abwesen-

heit gefährlicher Oppositionsmänner durch alle möglichen Zugeständnisse erkaufen, und die Fürsprache gefürchteter Oppositionsmänner ist häufig wirksamer, als diejenige der Getreuen der Regierung. — Daher kommt es, daß das Volk, die öffentliche Meinung, gegen die Diäten der Abgeordneten sind, weil dieselben nicht doppelt entlohnt sein sollen.«

Den Zusammenhang zwischen den parlamentarischen Gönnerschaften und dem Lieferwesen darzustellen, die Geschichte der Kirchengüterverkäufe, von denen Italien eben so wenig Nutzen zog, als Oesterreich von dem Verkauf seiner Staats- und Krondomänen, zu beschreiben, wäre zu weitläufig. — Minister Bonghi schließt seine Betrachtung des parlamentarischen Regimes in Italien mit den Worten: »Eine von langer Hand unglückliche Verwaltung, — eine politische Gesetzgebung, welche die Regierung so von allen Rechten entblößt, daß ihr nur die Wahl zwischen Sterben und Willkür bleibt, — alle ökonomischen und culturellen Staatsfunctionen durch beständig drohende Veränderungen so gut wie suspendiert, — das Finanzproblem ein Stein des Sisyphus!« —

Das ist das Spiegelbild des Wirkens und der Erfolge des Parlamentarismus in Italien.

Ueber den Parlamentarismus in Deutschland, dem Vaterlande der Denker, schreibt ein Führer der liberalen Partei in Deutschland das Folgende:

»Der Weg, den die deutsche Volksvertretung bisher zurückgelegt hat, ist durch schwere Opfer ohne Gleichen, welche die parlamentarische Majorität dem großen Reichskanzler brachte, bezeichnet. — Das Parlament hat 1867, dem Wunsche Bismarcks entsprechend, auf die Forderung der Diäten für den Reichsrath verzichtet, — es hat nicht nur der Consolidierung der stärksten Armee des Continents ungeheure Mittel, sondern auch bei Gelegenheit des Ab-

Digitized by Google

kommens vom Jahre 1874 constitutionelle Rechte zum Opfer gebracht, über deren Werth verschiedene Meinungen ausgeschlossen sind. Von einer directen Theilnahme des Parlaments an der Regierung, wie es sich nach der constitutionellen Theorie von selbst versteht, ist seit dem Jahre 1867 nicht mehr die Rede gewesen. Die Frage nach der Zusammensetzung der Regierung ist gar nie aufgeworfen und eine Heranziehung parlamentarischer Führer zu den Geschäften der Regierung nie zur Bedingung gemacht worden. — Man ließ nicht nur in praxi, sondern auch in thesi gelten, daß die Zeit für eine parlamentarische Regierung in Deutschland noch nicht gekommen sei und daß es zweifelhaft erscheine, daß eine solche Zeit jemals kommen werde. Der Führer der national-liberalen Partei erklärte in einer Versammlung seiner Parteigenossen widerspruchslos, daß seine Partei den Anspruch auf ein parlamentarisches Parteiregiment niemals gestellt habe und daß er eine Partei, welche diesen Anspruch ernstlich erhebe, überhaupt nicht kenne.«

Diese Klagen der Liberalen, der Väter des Parlamentarismus, über die Werthlosigkeit desselben werden durch die in den Memoiren des Fürsten Otto Bismarck enthaltenen Urtheile über den Parlamentarismus, die ich hier auszugsweise wiedergebe, erst in das hellste Licht gestellt.

Bismarck schreibt: »Der reine Absolutismus ohne Parlament hat immer noch das Gute, daß ihm ein Gefühl der Verantwortung für eigne Thaten bleibt. Gefährlicher ist der durch gefügige Parlamente unterstützte, der keiner andern Rechtfertigung, als der Verweisung auf Zustimmung der Majorität bedarf.«

»Eine Parlamentsherrschaft ist unbedingt und auch durch eine Periode der Dictatur abzuwenden . . .«

Digitized by Google

»Die doctrinären Missgriffe der parlamentarischen Fractionen sind den Bestrebungen politisierender Frauen und Priester günstig.«

»Ich bin erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die Anderen sind bestimmt auch nicht klüger, aber sie haben nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamtheile in voller Nacktheit als mustergiltig an die Oeffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämmtliche gelernte Fachmänner.«

»Ich hatte den Eindruck, daß die leitenden Männer in Parlament und Presse das Programm ‚es muß alles ruiniert werden' zum Theil bewußt, zum größern Theil unbewußt förderten und ausführten.«

»Die Ueberzeugung, daß der Gegner in Allem, was er vornimmt, im besten Falle beschränkt, wahrscheinlich aber böswillig und gewissenlos ist, und die Abneigung, mit den eignen Fractionsgenossen zu dissentieren und zu brechen, beherrscht noch heut das Fractionsleben.«

»Das politische Streberthum hat heut mehr Antheil an dem Bestehen und Verhalten der Fractionen, als vor 40 Jahren; die Ueberzeugungen waren damals aufrichtiger und ungeschulter, wenn auch die Leidenschaften, der Hass und die gegenseitige Missgunst der Fractionen und ihrer Führer, die Neigung, die Landesinteressen den Fractionsinteressen zu opfern, heut vielleicht stärker entwickelt sind. En tout cas le diable n'y perd rien.«

»In unseren Fractionen ist der eigentliche Krystallisationspunkt nicht ein Programm, sondern eine Person, ein parlamentarischer Condottiere. — Auch die Beschlüsse entspringen nicht aus den An-

Digitized by Google

sichten der Mitglieder, sondern aus dem Willen des Führers. Der Versuch einzelner Mitglieder, gegen die Fractionsleitung aufzukommen, ist mit so viel Unannehmlichkeiten, mit Niederlage in der Abstimmung, mit Störungen in dem täglichen, gewohnten Privatverkehr verbunden, daß schon ein recht selbständiger Charakter dazu gehört, eine von der Fractionsleitung abweichende Meinung zu vertreten; und Charakter genügt nicht, wenn nicht ein ausreichendes Maß von Wissen und Arbeitskraft hinzukommt.«

»Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen, decken alle Lügen in dem windigen Bau des Parlamentarismus.«

So dachte und urtheilte der große Kanzler über den Parlamentarismus und das mit demselben organisch zusammenhängende Parteiunwesen in Deutschland. Und mit seiner bitteren Meinung klingt die Klage Roon's (24. Juli 1861) zusammen, die sich in einem der von Bismarck mitgetheilten Briefe findet: »Ich sehe keine, keine Rettung, wenn uns Gott der Herr nicht hilft. In dem Process der allgemeinen Zersetzung vermag ich nur noch einen widerstandsfähigen Organismus zu erkennen, die Armee. Sie unverfault zu erhalten, das ist die Aufgabe, die ich noch für lösbar erachte, aber freilich nur noch auf einige Zeit. Auch sie wird verpestet werden, wenn sie nicht zu Thaten kömmt, wenn ihr nicht von Oben gesunde Lebensluft zugeführt wird, und das, auch das wird alle Tage schwieriger.«

Als Ergänzung lasse ich noch die Schilderung des Verkehrs der deutschen Parlamentarier unter sich und im Parlamente folgen und gebe zu bedenken, daß diese Verkehrsformen weit hinter jenen zurück-

Digitized by

blieben und bleiben, die bei uns in Oesterreich-Ungarn unter Parlamentariern üblich sind.

Bismarck schreibt darüber im II. Band seiner »Gedanken und Erinnerungen« das Folgende: »Jeder, der heutiger Zeit in politischen Kämpfen gestanden hat, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sobald sie in Kämpfe der Art gerathen, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden halten und aus einer karikierenden Uebertreibung des Satzes salus publica suprema lex die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Rohheiten in Sprache und Handlungen ableiten, durch die sie sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würden. Diese Lossagung von Allem, was schicklich und ehrlich ist, hängt undeutlich mit dem Gefühle zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit anderm Maße zu messen habe als im Privatleben, und daß die Gebote der Ehre und Erziehung in Parteikämpfen anders und loser auszulegen seien, als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde. — — — Welcher gebildete und wohlerzogne Deutsche würde versuchen, im gewöhnlichen Verkehr auch nur einen geringen Theil der Grobheiten und Bosheiten zur Verwendung zu bringen, die er nicht ansteht, von der Rednertribüne vor hundert Zeugen seinem bürgerlich gleich achtbaren Gegner in einer schreienden, in keiner anständigen Gesellschaft üblichen Tonart ins Gesicht zu werfen? Wer würde es außerhalb des politischen Parteitreibens mit der von ihm selbst beanspruchten Stellung eines Mannes von gutem Hause verträglich

Digitized by Google

halten, sich in den Gesellschaften, wo er verkehrt, gewerbsmäßig zum Colporteur von Lügen und Verleumdungen gegen andere Genossen seiner Gesellschaft und seines Standes zu machen? Wer würde sich nicht schämen, auf diese Weise unbescholtene Leute unehrlicher Handlungen zu beschuldigen, ohne sie beweisen zu können? Kurz, wer würde anderswo als auf dem Gebiete politischer Parteikämpfe die Rolle eines gewissenlosen Verleumders bereitwillig übernehmen? Sobald man aber vor dem eignen Gewissen und vor der Fraction sich damit decken kann, daß man im Parteiinteresse auftritt, so gilt jede Gemeinheit für erlaubt oder doch für entschuldbar.«

(Fortsetzung folgt.)

Herr Director Palmer soll in Ohnmacht gefallen sein, als er erfuhr, daß bei der Länderbank 4½ Millionen defraudiert wurden. So überwältigenden Eindruck kann ihm unmöglich die Höhe der Summe gemacht haben. Denn bei der Länderbank haben vor einigen Jahren bekanntlich 8 Millionen — acht Millionen Gulden — gefehlt, und nach den fehlenden hat nicht bloß kein Actionär geforscht, nicht nur kein Staatsanwalt gefragt, sondern sozusagen kein Hahn gekräht. Auch blieb dazumal Alles hübsch bei Besinnung; nur die Sprache war den leitenden Männern des Instituts im ersten Schrecken verloren gegangen, und sie haben sie bis zum heutigen Tage noch nicht wiedergefunden. Warum also jetzt so viel Lärm

Digitized by Google

schlagen um nichts, um ein paar lumpige Millionen, die die Länderbank offenbar gar nicht braucht, da sie doch vor wenigen Monaten, ohne sich um ihren Entgang zu kümmern, eine — natürlich richtige — Bilanz*) aufstellen konnte!

Daß die Gelder einer Bank nicht immer gerade an den Orten dislociert sind, an denen sie sich nach den Büchern befinden sollten, ist für die Eingeweihten nicht neu. Und es ist auch nicht schwer, ihren der Buchhaltung unbekannten Aufenthaltsort in jedem Falle richtig zu vermuthen. Wir haben in Wien eine nicht allzu kleine Zahl millionenreicher Bankdirectoren. Daß die Millionen selbst von 100.000 Kronen-Gehalten erspart seien, dürfte nicht einmal der in Finanzfragen bewährten Naivetät unserer Staatsanwälte glaublich sein. An der Börse weiß man, daß derartige Vermögen im Spiel mit den Geldern der Banken und, weil die Gelder allzeit vor der Entdeckung ihres Abgangs] zurückgestellt wurden, redlich erarbeitet sind.

Nichts anderes, als was ein Dutzend Bankdirectoren vor aller Augen thut, hat auch Herr Edmund Jellinek gethan, und die milde Beurtheilung, die ihm die Börsenpresse angedeihen lässt, ist wohlberechtigt, weil kein Börsenfachmann an seinen redlichen Absichten zweifeln kann. Herrn Jellineks Vergehen ist lediglich, daß er seine Stellung verkannte und den Kernpunkt des Unterschieds zwischen seinem und eines Bankdirectors Börsenspiel nicht

*) Ernstlich gesprochen, und dies ist das wichtigste Factum in der Affaire Jellinek: Die Directoren, die jene Bilanz aufzustellen, die Revisoren, die sie zu prüfen hatten, und der Gouverneur der Bank gehören unter Anklage wegen Bilanzfälschung. Denn obgleich sie, redlicher als viele ihrer Collegen, nicht in betrügerischer Absicht, sondern bloß in grober Fahrlässigkeit unter eine unrichtige Vermögensbilanz ihre Namen gesetzt haben, dürfen die Gerichte sich doch einen Fall nicht entgehen lassen, in dem endlich einmal sonnenklar zu Tage tritt, was man bei den meisten Bankbilanzen bloß vermuthen kann: Die Willkürlichkeit ihrer Zusammenstellung.

Digitized by Google

erfasste. In sanguinischem Vertrauen auf den Erfolg seiner Speculationen erwog er nur die Methode, Geldbeträge einmal aus den Cassen heraus und ein nächstesmal wieder in sie hinein zu prakticieren. Hätte er auch mit Misserfolgen gerechnet, so mußte ihm klar sein, daß er nach solchen als Defraudant entlarvt würde, und die Frage, ob denn nicht auch ein speculierender Bankdirector im gleichen Falle die Anklage wegen Defraudation zu fürchten habe und wie es komme, daß keiner dieser Gefahr achtet, hätte er leicht beantwortet: Der Director hat, wenn's ihm fehlschlägt, nicht für eigene Rechnung defraudiert, sondern bloß für die Rechnung der Bank Geschäfte gemacht. Er kann seine Verluste auf normale und honnete Weise von den Actionären tragen lassen. Weil aber die Uebertragung der Verluste des spielenden Unterbeamten nur durch gewaltsame Mittel und unter mannigfachen Störungen der Bilanz möglich ist und nicht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erfolgen kann, lässt sich bei ihr auch der Neugierde der Gerichte und der Subsumierung einer regelmäßigen Erscheinung des Bankenlebens unter den strafrechtlichen Begriff der Defraudation nicht wehren.

Die ‚Neue Freie Presse' hat es nicht erst nöthig, ihre Leser vom Schottenring über diese Dinge aufzuklären, und überzeugt, daß im engeren Kreise Herrn Jellinek nichts als das läßliche Verschulden, es nicht bis zum Director gebracht zu haben, vorgeworfen wird, darf sie alle Mühe darauf verwenden, in weiteren Kreisen für eine nachsichtige Beurtheilung der Affaire Stimmung zu machen. »Von befreundeter Seite« — natürlich von einer der ‚Neuen Freien Presse' befreundeten Seite — »will man«, so theilte sie am 20. September mit, »der ganzen Affaire sogar die mildere Deutung geben, daß Jellinek geradezu ein Opfer seines Familiensinnes sei und daß die Speculations- und Reichthumsträume ihren Urgrund

Digitized by Google

in dem edlen Wunsche hätten, all den Seinen, Weib und Kind, Eltern und Geschwistern, ein glänzendes Dasein zu bereiten.« Ganz unwahrscheinlich wird die Erklärung jene nicht bedünken, die seit langem den reichen Kindersegen eines Bankdirectors als Entschuldigung für Speculationen gelten lassen, mit deren Kühnheit Herrn Jellinek's Geschäfte keinen Vergleich aushalten und die weit näher zum Herrenhaus als zum Zuchthaus geführt haben. Aber die ‚Neue Freie Presse' begnügt sich nicht mit der psychologischen Begründung der Affaire Jellinek, sondern sie hat neben Polizei und Strafgericht ein umfassendes selbständiges Verfahren eingeleitet, um die verborgensten Einzelheiten dieses Falles aufzudecken. In Wien ist jedes Tagesblatt zugleich ein Fachblatt, und mit aller Strenge werden die Grenzen der Fächer gewahrt. Wenn's einen Ritualmord gibt, stürzt sich jeder Zeitungsleser morgens auf das ‚Deutsche Volksblatt', und niemals ist die Erwartung, hier die eingehendsten Berichte, die farbenprächtigsten Schilderungen zu finden, enttäuscht worden. Bei Raubmorden wiederum kann keine Zeitung mit dem ‚Extrablatt' concurrieren, das in der verwirrenden Fülle der Details nicht ein einziges vergisst und nichts und niemanden unillustriert lässt, wenn sich auch nur der entfernteste Zusammenhang mit dem Verbrechen eröffnet. Die ‚Neue Freie Presse' ist das unübertroffene Fachblatt für Bankdefraudationen. Aus allen Eisenbahnstationen der Monarchie lassen ihre flinken Reporter den Defraudanten entwischen, und in Wien sind indessen sämmtliche Mitglieder der Redaction auf den Beinen, um seine und seines Complicen Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie zu interviewen. Zwischen Fichtegasse, Hohenstaufengasse und Schottenring ist ein Permanenzdienst etabliert, und in allen Tonarten wird abends und morgens unaufhörlich die beruhigende Versicherung wiederholt: Sie haben ihn noch nicht! . . .

Digitized by Google

Nur über die Vorgänge im Schoße der Börsenkammer schweigt sich die ‚Neue Freie Presse' gründlich aus. Und sie handelt damit jedenfalls vernünftiger als die journalistischen Heißsporne, die der Börsenmoral zu neuem Ansehen verhelfen wollen und höchstens der Börsenkammer eine Blamage zuziehen werden. Diese Unbedachten sprechen davon, daß die Bankhäuser, die für den Defraudanten Börsenwetten ausgeführt haben, zur strengsten Verantwortung gezogen werden sollen. Aber es wäre der Gipfel der Heuchelei, wollte man plötzlich so thun, als ob man nie geahnt hätte, daß Bankbeamte mit Riesenbeträgen an der Börse spielen. Vor Jahr und Tag hat die ‚Fackel' auf die Speculationen des Börsendisponenten der Creditanstalt hingewiesen. Der Mann spielte bei ebendemselben Börsenrath Langer, der auch Herrn Jellineks Aufträge ausgeführt, hatte Glück, kaufte ein Haus und wurde nicht entlassen, sondern in Stellung und Gehalt erhöht. Und wer sind die Richter in der Börsenkammer, denen man zumuthet, das Börsenspiel von Beamten zu verdammen! Da ist der Director Bauer, ein Großspeculant, da ist der Director Rechnitzer, der seine Börsenwetten durch das Commissionshaus Rosenfeld ausführen lässt. Und will man die Börsencommissionäre Kantor oder Sobotka und wie sie alle heißen mögen, der peinlichen Frage der Angeklagten aussetzen, ob sie selbst nie und nimmer Börsenaufträge von Bankbeamten übernommen haben, Börsenaufträge mindestens, bei denen sie hinter dem Decknamen als Auftraggeber leicht den oder jenen Bankbeamten erkennen konnten?

Es gibt kein widerlicheres Schauspiel als den Versuch, einer in ihrem Wesen unmoralischen Institution Moral anzuschminken, und es gibt kein thörichteres Schwärmen als das für eine corruptionsfreie Börse und corruptionsfreie Banken. Ueber die Affaire Jellinek und die Zustände, die sie enthüllt, sich aufzuregen, ist nutzlos, und nichts ist mehr zu

Digitized by Google

fürchten, als daß die Wächter des öffentlichen Wohls, da sie sich in eine innere Angelegenheit der Finanzkreise einmischen, ihre wichtigste, sie heute stärker denn jemals mahnende Aufgabe vernachlässigen könnten: einen undurchdringlichen Cordon um das verseuchte Gebiet zu ziehen. §

•

So viel Lärm, weil sich einer durch Flucht der Verleihung des Hofrathstitels entzogen hat!

• • •

»... Ein zierliches, kleines Persönchen, schwarzer Seidenrock, lichte Seidenblouse, lichtgraues Jäckchen und Strohhut mit Federnputz geben ihr ein chikes Aussehen. . . .« So sieht die neueste Berühmtheit aus, um die sich interviewsüchtige Reporter schaaren. »Und was werden Sie jetzt thun? Gedenken Sie nach Hause zu fahren?« »O nein, ich bleibe in Wien. . . . Heute abends besuche ich Frau Dr. K., wo ich einen gemüthlichen Abend zu verbringen gedenke und vielleicht auch über Nacht bleiben werde.« .. »Hiemit schloss das Interview«, erzählt der Vertreter der ‚Wiener Morgen-Zeitung'; »tänzelnd und sich in den Hüften wiegend, hatte Anna Seurat das Alles in ihrem entzückenden Französisch hervorgesprudelt. . .« Ja, wer ist denn die Vielbewunderte? Was hat sie gethan, daß jeder ihrer Schritte der Beachtung und Beschreibung würdig befunden wird?

Sie hat 1200 Kronen gestohlen, im Hause jener Frau Dr. K., wo sie jetzt einen gemüthlichen Abend zu verbringen gedenkt und vielleicht auch über Nacht bleiben wird. Die Reporter sind außer sich vor Entzücken. Die französische Bonne ist — von den Geschwornen — freigesprochen worden, weil sie 1200 Kronen stahl und nicht etwa bloß 600, die ihr vor einem Erkenntnissenat zu mehrmonatlichem Arrest

Digitized by Google

verholfen hätten . . . Und so wäre man denn beinahe verführt, ein schlechtes Strafgesetz mit all seiner psychologischen Harthörigkeit gegen »deterministisch« denkende Zeitungsschmöcke in Schutz nehmen. Welch ein Urbrei von Gerechtigkeit, wenn die Strenge des Gesetzes mit der »unverantwortlichen« Sentimentalität der Volksrichter übergossen wird! Heil den Geschwornen, die niemandem für ihr Urtheil Rechenschaft schuldig sind, aber dessen Begründung prompt im ‚Neuen Wiener Tagblatt' publicieren! Eine geständige Diebin hat in »momentaner Sinnesverwirrung« gehandelt. So möchten denn ihre Bewunderer von dem Gesetzreformator am liebsten verlangen, er solle das Stehlen überhaupt freigeben, damit zwischen der Meinung des Gesetzes und dem Fühlen des Volkes die Kluft verschwinde. Freilich muthen sie ihm damit nicht weniger zu, als daß er gleichfalls in momentaner Sinnesverwirrung handle.

* * *

Concordats- und Concordiaschule.

Die auf der Schattenseite sind wieder einmal nervös, und als ein Symptom nahender Wahlen steigen die Schrecken der Reaction in unseren Commerzblättern empor: man droht mit dem Einbruch der clericalen Schule. Oesterreich, wahre deine heiligsten Güter! Schirme deine liberalen Schulgesetze!, so rufen sie mit dem gewohnten Freiheitsgeschnobe ihres Handwerks. Was gilt ihrem Erkenntnistrieb die in die Augen springende Thatsache, daß unsere liberalen Greise der Concordatsschule, die modernen Reactionäre der Neuschule entstammen! Welche Bedeutung hat für sie der greifbare Ausdruck der Gerechtigkeit, der durch die beiden Denkmäler Thuns und Hasners unter den Arcaden der Wiener Universität bezeugt, wie selbst politische Antipoden sich im gleichen Maße um das Unterrichtswesen verdient machen können! . . . Man erinnert sich noch, wie am Fortschrittshimmel der Fichtegasse ein Gewitter ergrimmte, als den Jesuitengymnasien in Kalksburg

und Feldkirch das Oeffentlichkeitsrecht verliehen wurde, und wie alle politisch Unmündigen sich mit der ‚Neuen Freien Presse' über das Ministerium scandalisierten. War diese Maßregel der Regierung etwa gar zweckmäßig? Nun, die Memoiren der Politik mögen uns hierüber Aufschluss geben.

Der Staat hatte bekanntlich mit dem Beginn des »Aufschwungs« auch neue Schulgesetze geschaffen, es fehlte ihm jedoch Autorität und Geld, die Tendenzen der Gesetze auch nur annähernd durchzuführen. Wie geldknapp die Wirtschaft war, beweist der Umstand, daß der Staat nach Sechsundsechzig, also unmittelbar nach seiner militärischen Niederlage, sogar die Beschaffung des Nachwuchses von Berufsofficieren überwiegend durch militärische Privatschulen, somit ganz kostenlos besorgen ließ. Parallel mit einer unweisen Einschränkung geistlicher Schulen blühte die Liberalität der weltlichen Privatgymnasien, in welchen Unternehmer, wie Bielka und andere, der Aristokratie ungefähr das boten, was die Jesuiten nicht mehr bieten durften, nämlich die traditionelle Standeserziehung. Was aber für den Aristokraten recht, ist für den Bürger billig, besonders in einem Staate, der wie der unsrige auf dem Classenbewußtsein fußt. Die liberal-politische Zwangsschule, die von einer politischen Minorität festgestellt worden war, stand schon im Moment der Geburt in einem Missverhältnis zur nationalen und wirtschaftlichen Gesellschaftsgruppierung, war in dieser Hinsicht ein stammfaules Schema, und konnte sich schon deshalb praktisch nicht durchsetzen. Für die einzelnen Spielarten des Slaventhums mußten sogleich Ausnahmen geschaffen werden, die Tiroler Volksschule blieb de facto immer unter kirchlichem Einfluss, und eine Abfolge von Verordnungen löste im Lauf der Zeit die ohnedies nur begriffsmäßig bestehende Einheit in Vielheiten auf, wodurch allein den Bedürfnissen der Stände, Confessionen und Nationen entsprochen werden konnte. Sieht man also von dem dauernden Gewinn ab, der durch die Trennung von Kirche und Schule geschaffen worden war und der auch heute ein unveräußerliches Gut unseres culturellen Besitzstandes ist, so finden wir von der ursprünglichen Idee der staatlichen uniformen Schule kaum mehr als zusammenhangslose Reste, man müßte denn die administrative Gliederung und das Einlernen der Volkshymne in allen Schulen als Einheiten der liberalen Gesetzgebung betrachten.

Digitized by Google

Wozu also der Lärm, als die Regierung selbst auf die Gefahr hin, von der ‚Neuen Freien Presse' des Clericalismus bezichtigt zu werden, es für richtiger hielt, Kalksburg unter die Controle des Staates zu stellen? Dieses Kalksburg, das neben dem Theresianum doch die Pflanzstätte der künftigen Minister und Statthalter Oesterreichs ist!... Wann wird man im Gehege des Fortschritts überhaupt begreifen, daß die Schule ein Organismus ist, der seinen culturellen und physischen Nährstoff aus der Gesellschaft zieht und innerhalb einer lebensfröhlichen Entwicklung seine Wandlungsfähigkeit erweisen muß? Und wenn die Schule von der Gesellschaft abhängt und in sie eingegliedert ist, so kann sie demnach aus organischen Gründen sich der Politik nicht verschließen, will sie modern bleiben. Die Luft macht leibeigen, und dem Staat, selbst der herrschenden Partei muß die Schule ein Lösegeld zahlen, um ihren culturellen Zwecken metabolisch nachkommen zu können, wie denn auch im gleichen Sinne die Wissenschaft seit jeher für die Wahrung ihrer Geistesfreiheit ungeheure Opfer dem Staate, der Kirche, der Gesellschaft hat bringen müssen.

Wenn aber im Staate, in welchem die Neuschule niemals hinsichtlich ihres einigenden politischen Zweckes hat festen Boden fassen können, wenn in dem Verbande, dessen Mitglieder wissen, daß jeder ein anderes Gewicht hat, die einsichtslose Presse bei allen Gelegenheiten brüllt: Alle Körper sind gleich schwer! Für alle die gleiche liberale Schule!, so heißt dies: den erweisbaren Thatsachenstand durch die abstracte Wahrheit eines Theorems fälschen, die Unfähigkeit der eigenen Urtheilskraft hinter einem geheuchelten Ideal verbergen.

In einem Staate jedoch, unter dessen Verwaltung jede Bevölkerungsclasse ihre legitime Schule hat, somit eine solche, die ihren Culturbedürfnissen entspricht, wird Keiner Sehnsucht nach der Concordatsschule, aber auch nicht nach der Concordiaschule empfinden.

Professor Victor Loos.

* * *

Wär's möglich? Jener Baron Wallburg und seine Geschwister sollten wirklich die ehelichen Kinder eines Erzherzogs und die Documente, die ihre ehe-

Digitized by Google

liche Geburt bezeugen, sollten dennoch gefälscht sein? Und das vermöchte sich eine in vieljährigen Debatten über die »Affaire« geschulte Logik zusammenzureimen! Keine Wahrheit, so hat man uns Tag für Tag versichert, sei gewisser, als daß Henry's Fälschung die Unschuld des Dreyfus unzweifelhaft mache. Was für ein Schurke war uns nicht Cavaignac, der selbst die Fälschung aufgedeckt und der dann gleichwohl nicht an Alfreds Unschuld glauben wollte! Ist das Document unecht, das Dreyfus' That beweist, so lehrte dazumal die Logik, dann ist die That nicht geschehen. Man mußte erwarten, daß die Zeitungsleute jetzt den Baron Wallburg für gar nicht geboren oder wenigstens für nicht getauft erklären würden, weil der Taufschein unecht war. Aber da die Wahrheit noch immer auf dem Marsche ist und noch immer nicht eingetroffen ist, hat sich die logische Strenge ihrer journalistischen Freunde erweichen lassen. Man hält es heute nicht mehr für ausgeschlossen, daß jemand gefälschte Belege für eine wirkliche Thatsache herzustellen unternimmt, und man will längst nicht mehr in allen Fällen die Richtigkeit des Beweises als Kriterium der Richtigkeit des zu Beweisenden gelten lassen. Man darf immer noch an den pythagoreischen Lehrsatz glauben, wenn auch ein Schuljunge ihn falsch ableitet, und das Resultat, das der dumme Hans von seinem klügeren Sitznachbar Franz abschreibt, bleibt richtig, wenngleich davor eine unrichtige Rechnung steht. †

* * *

Eine Notiz in der Nummer 114 der ‚Fackel' hat sich mit jener ehrbaren Dame, die einen Novellenband, betitelt »Aus Liebe«, mit dem Namen des Dichters Altenberg versah, und mit dem Verlag E. Pierson in Dresden beschäftigt, der das Werk in Verkehr gesetzt hat. Nun verwahrt sich der Verlag durch eine Zuschrift seines Rechtsvertreters an den

Digitized by Google

Herausgeber der ‚Fackel' gegen die Annahme, daß er in Kenntnis des Namensmissbrauchs und in der Absicht, Vortheil aus ihm zu ziehen, gehandelt habe. Der Verlagsvertrag über das Buch sei mit einer Dame abgeschlossen worden, die sich als Fräulein S. Altenberg bezeichnete, und die Verlagsfirma habe nichts davon gewusst, daß die Verfasserin anders heiße. Als Ausrede ist diese Erklärung zu unwahrscheinlich, sie wäre, wenn erfunden, zu schlecht erfunden, als daß sie nicht wahr sein sollte; und der Verlag E. Pierson ist demnach wirklich nicht dolos vorgegangen. Aber von grober Fahrlässigkeit ist er keinesfalls freizusprechen, und er wird mindestens, um diese mildere Auffassung zu rechtfertigen, wenn ihm etwa eine Frau N. v. Ebner-Eschenbach oder ein Herr T. Heyse ihre Werke anbieten sollten, mehr Vorsicht walten lassen müssen. Für das eine Mal sei ihm alles verziehen — bis auf die groteske Anmaßung, die dem Dresdener Rechtsanwalt den Schluss des an die ‚Fackel' gerichteten Briefes dictiert hat. »Sie wollen« hieß es dort, »diese Berichtigung in der nächsten Nummer der ‚Fackel' gefälligst veröffentlichen und den erhobenen Vorwurf unter dem Ausdrucke Ihres Bedauerns zurückziehen, andernfalls gegen Sie Strafantrag gestellt werden müßte«. Aber nicht zu einer Berichtigung, bloß zu einer Entschuldigung des Verlegers E. Pierson Gelegenheit zu bieten, war die ‚Fackel' bereit. Und von »Bedauern« und »Zurückziehen« hatte sie freilich zu hören erwartet; nur hätte die Erklärung des Rechtsvertreters mit den Worten schließen müssen: Der Verlag E. Pierson zieht unter dem Ausdruck seines Bedauerns den Novellenband »Aus Liebe« aus dem Verkehr zurück. Denn es genügt nicht, daß der Anwalt der Firma Pierson auf culpa plaidiert, wo ihr dolus zugemuthet war. Sie muß auch auf den Gewinn aus dem unlautern Wettbewerb, dessen sie sich ohne Absicht, aber fahrlässig schuldig gemacht, verzichten. +

* * *

Digitized by Google

Liebe Fackel!

Aus dem Neuen Freien Citatenschatz, französische Abtheilung: »Das ist ein alter hübscher Refrain«, plaudert der Franzosenkenner Herzl, »der uns noch in den Ohren summt: Mimi Pinson, la blonde, qui n'a qu'une robe au monde.« Das Königreich Zion für einen Band Musset! Im Gebiet der Literatur wird Herzl's l. souveränes Schalten nicht anerkannt, und es kann hier leicht geschehen, daß Einer die königlichen Ohren beutelt, in denen es von entstellten Texten summt. Jenen alten hübschen Refrain gibt's nicht, nur eine allbekannte Strophe Alfred de Musset's:

Mimi Pinson est une blonde,
Une blonde que l'on connaît.
Elle n'a qu'une robe au monde
Landerisette!
Et qu'un bonnet.

Kein Wunder, daß über dem Strich noch ärger gesündigt wird. Da schreibt der Leitartikler (24. September): »Das altehrwürdige Haus hält es ja auch sonst gerne mit dem ciel des accomodements, warum gerade diesmal mit dem Himmel, der nicht mit sich reden lässt. »Die ‚Neue Freie Presse' ist an jenem Tag mit dem hartherzigen Vater der Gräfin Lonyay recht derb umgesprungen. Aber warum muß einem König die Wahrheit mit falschen Citaten gesagt werden? Soll das Herzweh der Tochter durch das Kopfzerbrechen des Vaters gesühnt werden, der sich den »ciel des accomodements« gewiß nicht zu erklären wußte? Mühevolles Nachdenken führt schließlich zu Tartuffe's Worten (IV. Act, 5. Scene):

Le ciel défend, de vrai, certains contentements;
Mais on trouve avec lui des accommodements
Selon divers besoins . . . .

Ihren Tartuffe sollten die Redacteure der ‚Neuen Freien Presse' fleißiger lesen. Kein passenderes Motto ließe sich für das Blatt finden als die Worte, die der Brave in eben jener 5. Scene des 4. Actes spricht: »Et ce n'est pas pécher que pécher en silence.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Gerichtsinspector. Waren Sie neulich im Strafverhandlungssaal des Bezirksgerichtes Neubau? Der Richter — Herr v. Feyrer ist sein Name — redete einer des Diebstahls angeklagten Frau wie folgt ins Gewissen: Hab'n S' was g'stohl'n? — Angekl.: I hab' nix g'stohl'n. — Richter: Wie

Digitized by Google

kommen denn dann die fremden Sachen in Ihren Koffer? — Die Angeklagte erwidert, sie besitze einen Theil dieser Sachen schon seit zwei Jahren. Sie habe sich diese angeschafft, als sie mit einem Kinde niederkam. — Richter: Sie sind ja gar net verheiratet, wie kann ma denn da a Kind kriegen! — Angekl. (kurz): Ledige Leute kriegen an Kinder. — Richter: Ja, leider! Schamen S' Ihna! — Na, hier waren der obligate Eingriff ins Privatleben und die unerlässliche Ueberschreitung richterlicher Competenz wenigstens in die Formen wienerischer Gemüthlichkeit gekleidet. Eine peinlichere Ueberraschung hätte Ihnen jedenfalls das Benehmen jenes Herrn Dr. Feigl bereitet, der als Verhandlungsleiter ein ernsterer Satiriker ist und den die Gerichtssaalreporter durchaus unterschätzen, wenn sie hinter jedes seiner Aperçus »Heiterkeit« oder »lebhafte, lang anhaltende Heiterkeit« setzen. Wohl erinnerte das Milieu des Processes Mandl an eine Klabriaspartie, an der die Herren Feigl und Pollak munteren Sinnes theilnahmen und bei der nur Sie als Kiebitz gefehlt haben. So lustig es aber in allen diesen Fällen zugeht, so lässt sich leider doch nicht leugnen, daß der Angeklagte das Urtheil als Erlösung, den Process als Strafe empfindet. Der Staatsanwalt — er heißt Pollak und wird von Herrn Vergani seiner »trefflichen und markigen Worte« wegen belobt — ruft dem Angeklagten zu: »Wenn für einen Besuch der Fabrik 40 Kronen berechnet werden sollen, dann ist in dieser Summe nicht bloß die Anwesenheit Ihrer hübschen Persönlichkeit enthalten« oder, nach einer andern Version: »War es 40 Kronen werth, daß Sie in die Fabrik gekommen sind und dort Ihre besonders schöne Persönlichkeit zur Schau stellten?« Der Vertheidiger bemerkt, daß der Angeklagte Alles, selbst das ihn belastende Material, mit auffallender Sorgfalt aufgehoben habe. »Nur das Geld nicht!« ruft der schlagfertige Herr Pollak. Herr Feigl wird eifersüchtig, sieht sich um seinen Pointenruhm gebracht und holt, da die Lachlust des Auditoriums schon ganz dem Staatsanwalt überlassen scheint, zu einem besondern »Schlager« aus. Er wird pikant. Schon die ganze Zeit hat er mit einem Päckchen Briefe gespielt. Was mag es nur enthalten? Endlich ist der Moment gekommen: »1894 hatten Sie Beziehungen zu einer Choristin von ‚Venedig in Wien', der Sie monatlich 100 Gulden gaben. Auch Pretiosen im Werthe von 300 Gulden hat dieses Mädchen von Ihnen erhalten. — Angekl.: Das Verhältnis dauerte nur von Juli bis December. Präs.: Diese Verbindung war nicht die einzige. Es wurden Briefe einer Wiener Chansonettensängerin aus Petersburg vorgefunden, deren Inhalt geradezu abstoßend ist. — Angekl.: Für den erotischen Inhalt dieser Briefe bin ich doch nicht verantwortlich. Ich habe ihr immer anständig geschrieben oder überhaupt nicht geantwortet. Präs.: Ich wollte nur bemerkt haben, daß ein anständiger Mann nach solchen Briefen den Verkehr mit einer solchen Frau nicht mehr fortsetzt.« Hundert lüsterne Blicke sind auf das Teufelspäckchen gerichtet, das Herr Dr. Feigl in seiner Hand hält. Aber die Spannung mit absichtsvoller Taktik erhöhend, spricht er die Worte: »Die Geschwornen

Digitized by Google

werden vielleicht in geheimer Sitzung den Inhalt der Briefe kennen lernen.« Herr Bernhard Buchbinder hätte es als Verhandlungsleiter auch nicht besser getroffen. Auch er hat immer bloß angedeutet und nicht ausgesprochen. Und zum Schluss löst sich die allgemeine Erwartung in ein schalkhaft kicherndes Nichts auf. Der Verhandlungsleiter nimmt nach einigen Stunden das Päckchen zur Hand und sagt: »Hier sind die Briefe von weiblicher Hand, von denen ich bereits gesprochen habe, von einer Dame, die sich dazumal in Petersburg aufgehalten hat, welche so unanständig und so obscönen Inhaltes sind, daß ich mich schäme, sie selbst in geheimer Sitzung vorzulesen. Sie sind das Unfläthigste, das eine Frau überhaupt schreiben kann.« Nun hat der Präsident nur mehr einen Wunsch: daß der Angeklagte »zugebe«, die Briefe seien anstößigen Inhaltes. Das thut der Angeklagte, meint aber, er sei dafür nicht verantwortlich zu machen. »Aber für die Fortsetzung des Verhältnisses« ruft jetzt — wer? Herr Feigl? Nein: Herr Pollak, der gemerkt hat, daß man mit Pikantem besser wirke. Der Präsident »schämt« sich inzwischen. Wie machen's doch die Coulissenplauderer? »Geschichten könnte ich erzählen, Geschichten! Na, es ist besser, man schweigt darüber!« Angeregt kehrten zwölf Männer aus dem Volke an jenem Abend zum häuslichen Herd zurück, zwölf Frauen aus dem Volke horchten spannungsvoll der Kunde von halb erlebten Abenteuern aus der Gerichtsstube, und ein paar Dutzend Kinder aus dem Volke mußten daweil »hinausgehen«. So ward im Volke Moral verbreitet. Schmunzelnd hatten die Reporter die zum Nachweise einer Veruntreuung höchst wichtige Thatsache, daß der Delinquent schweinische Briefe bekam, der breiten Oeffentlichkeit überliefert; der Ehrenmann vom ‚Deutschen Volksblatt' aber stilisierte jene Stelle des Berichtes folgendermaßen: »Der Vorsitzende verliest die Aussage dieser Sängerin, deren Name jedoch nicht genannt wurde. Es ist die Jüdin ... (folgt der volle Name).« Aus dem reichen Schatz an Lebenserfahrung (abgeleitet aus der Rubrik »Wiener Leben«), den der Leiter jener lieblichen Verhandlung dem Auditorium erschloss, sei noch eine Gedankenperle aufgehoben. Zu dem »Geständnis« des Angeklagten, daß er manche lustige Nacht mit einer — in allen Zeitungen genannten — Dame verbracht habe, bemerkte Herr Dr. Feigl: »Es gilt allgemein, wenn jemand mit einer Dame eine Nacht zubringt, daß das außerhalb des gewöhnlichen Rahmens ist.« Die Wahrheit dieses Satzes ist ebenso unbestreitbar wie die Thatsache, daß erotische Briefe, die eine Frau an ihren Liebhaber schreibt, in dem Moment abstoßend, obscön und scheußlich sind, da ein Dritter, den sie nichts angehen, in sie Einblick nimmt. So hat denn wirklich, ohne es zu wollen, die Petersburger Chansonettensängerin das Schamgefühl des Herrn Dr. Feigl gröblich verletzt. Er aber war klüger und bewahrte wenigstens die Geschwornen vor solchem Affront. Mit feinem Takt sehen wir jene richterliche Naivetät angenehm gepaart, die jedesmal in grenzenloses Staunen geräth, so oft die Fabelkunde in den Gerichtssaal dringt, daß es in der weiten Welt so etwas wie außerehelichen Geschlechtsverkehr gibt. Und der

Digitized by Google

Vertheidiger selbst, der die duftendsten Barreaublüthen um das Märtyrerhaupt des defraudierenden Collegen wand und lebhaft dagegen protestierte, daß dessen Moral mit der allgemeinen Standesmoral nicht identisch sein solle, ließ sich auf das sittenrichterliche Terrain verlocken. Er sprach von »diesen Zerrbildern der Weiblichkeit« und von dem »Weibe«, das sein Client »in der Gosse fand«. Herr Mandl hat sie alle stets »wie seinesgleichen« behandelt; aber in Wirklichkeit sind sie es, die den edelsten Depôtdieb zu sich herunterziehen. Rechter Hand, linker Hand — alles vertauscht. Nicht Herr Mandl war mehr wegen Veruntreuung, sondern eine Sängerin in Petersburg wegen leichtsinnigen Lebenswandels vor den Wiener Geschwornen angeklagt. »Ich wollte nur bemerkt haben, daß ein anständiger Mann nach solchen Briefen den Verkehr mit einer solchen Frau nicht mehr fortsetzt.« Welche Sorgenlast sich doch diese Herren, die immer über amtliche Ueberbürdung klagen, freiwillig aufhalsen! Wenn ihnen schon das Leben, in dem höchstgestellte Männer nicht nur die Empfänger, sondern zuweilen auch die Absender zotiger Briefe sein sollen, fremd ist, so mögen sie sich wenigstens der Gerüchte erinnern, die vor einigen Monaten den Tod eines hohen Richters umschwirrt haben. Daß diese, mit oder ohne Grund, entstehen konnten, sollte sie lehren, daß auch der Talar einen Menschenleib umschließt, und sie zum Verzicht auf die anmaßende Sittenrichterei bestimmen.

Herrn Stukart. Das Defraudantenblatt in der Fichtegasse schildert am 22. September in detaillierter Weise die Scenen, die sich beim Verhör der Frau Jellinek im Amtszimmer des »Sicherheits-Chefs« abgespielt haben. Zum Schluss des Berichtes heißt es: »Gestern also, beim Verhöre der Damen, als Frau Jellinek auf die Fragen des kaiserlichen Rathes Stukart Antwort gab, erhob sich plötzlich Frau Pollak und rief in Erregung: ‚Dein Mann ist an Allem schuld! Dein Mann hat uns ins Unglück gebracht!' Die schwer bedrückte Frau Gisela Jellinek war bei dieser furchtbaren Apostrophe einer Verzweifelten fassungslos und keines Wortes mächtig. Man musste die Frauen beruhigen, ehe sie weiter einzuvernehmen waren. Trotz dieser Scene verkehrten die beiden Damen dann wieder ganz freundschaftlich« . . . Das ‚Extrablatt', das nur über Mördereingelegenheiten informiert ist, fasste sich kürzer und schrieb bescheiden: ‚Die Details dieser interessanten Vernehmungen entziehen sich vorläufig der Veröffentlichung«. Sollten, so frage ich nun, am Ende die Frau Jellinek und die Frau Pollak der ‚Neuen Freien Presse' über ihre Seelenzustände während des Verhörs Mittheilung gemacht haben? Ich kann's nicht glauben. Vielleicht bemüht sich der Herr Polizeipräsident, dem Gewährsmann, der über die Vorgänge »im Amtszimmer des Sicherheits-Chefs« an Zeitungen berichtet, auf die Spur zu kommen. Er wird ihn sicherlich früher finden als den Defraudanten Jellinek.

Informierter. Ihre Vermuthung, daß die im »Economist« der ‚Neuen Freien Presse' vom 20. September veröffentlichte »Ansicht eines competenten Fachmanns« über die Defraudation bei der Länderbank von einem der gewesenen Directoren herrühre, bedürfte denn doch noch

Digitized by Google

ausreichender Bestätigung. — Die Deutung der »Hut-Episode« scheint mir von vornherein plausibler. Jellinek habe in Wien vor seiner Flucht einen zweiten Hut gekauft. So meldete die ‚Neue Freie Presse' fälschlich und nannte den Hutmacher. Sie ist eben der Behörde auf jede Weise behilflich und lässt deren Polizeiagenten von ihren Inseratenagenten begleiten.

Leser. Es bleibt also dabei: man kann Herrn Sigi Bergmann »nie beweisen«. Und auf Vermuthungen gibt er bekanntlich nichts. Diesmal gäbe es wieder allerlei zu vermuthen. Aber wer kann Sigi Bergmann ins Innere blicken und wissen, warum sich die ‚Extrapost' gar so sehr über die bulgarische Anleihe, die sie den »Pumpversuch Bulgariens« nennt, ereifert! »Daß bei der Anleihe schade um die Insertionsspesen ist, das ist«, versichert Herr Bergmann, »doch wohl jedermann, der nicht zufällig Director des Wiener Bankvereins ist, klar.« Seltsam! Alle anderen Blätter haben die Insertionsspesen eingesteckt. Wenn man nur wüsste, wann eigentlich Herr Bergmann zur Ueberzeugung, daß es schade um sie sei, kam: nachdem er das Inserat abgelehnt hatte, oder nachdem es ihm versagt worden war. Die ‚Extrapost' hat am 22. September ein klägliches Bild geboten: der Raum, in den sich der Prospect der bulgarischen Anleihe passend eingefügt hätte, war ganz mit Schimpfereien über diese Anleihe ausgefüllt. Schimpf und schade um die Insertionsspesen! Fast hätten diesmal die stereotypen Angriffe auf den Herausgeber der ‚Fackel' im Uebersatz bleiben müssen. Der dringende Appell an Joseph Schöffel und Professor Loos, sie mögen ihre Thätigkeit für die ‚Fackel' einstellen, ist in der vorliegenden Nummer beantwortet. Beiden Herren wurde, wie sie mir mittheilen, die ‚Extrapost' ins Haus geschickt, und Herr Sigi Bergmann wird jetzt prahlen können, daß Schöffel und Professor Loos ihn einer prompten Antwort würdigen.

Staatsanwalt. »Diese Kleider sind besonders im Sommer sehr praktisch, weil sie nicht so wie Kautschuk die Luftcirculation verhindern und sehr leicht sind. Sie sind daher auch der Gesundheit nicht schädlich«. Diese Annonce soll nach Versicherung der ‚Neuen Freien Presse' am 20. September der Kaiser dem Chef der Firma Rothberger zugerufen haben, der ihm bei seinem Besuche der Fischerei-Ausstellung die »Kleider aus Burberry« zeigte. Und einem Fischfutter-Conservenfabrikanten habe der Monarch »seine Bewunderung« ausgesprochen, »daß die Eiweißkörper aus dem Getreide in so frappant schöner Qualität gewonnen werden können«. — Lieber Staatsanwalt! Ich bin hier neulich für die Straffreiheit gewisser Vergehungen und Verirrungen eingetreten und habe Sie vielleicht durch eine Toleranz überrascht, die Sie von einem so ausgepichten Reactionär und Staatsfreund nicht erwartet haben mögen. Aber heute pulvere ich Sie wieder auf. Heute sage ich Ihnen: Zeigen Sie mehr Muth nach oben, ich meine: gegen die Journaille. Wagen Sie es endlich, sich zu rühren und der schwersten Form von Be-

Digitized by Google

leidigung des Monarchen, der Majestätsbeleidigung aus Gewinnsucht, einen Riegel vorzuschieben! Wie lange soll der Scandal noch geduldet werden, daß Kaiserworte zu Reclamezwecken erfunden, verändert und nach der dreimal gespaltenen Nonpareille-Zeile verkauft werden? Wie lange werden Sie zusehen, daß die Majestät zu Profitzwecken einer Kleiderfirma entheiligt und eine unerwünschte Geschäftsverbindung zwischen dem Hause Habsburg und dem Hause Rothberger geschaffen wird? Wie oft noch wird uns erzählt werden dürfen, daß der Monarch, dessen anders als in Ehrfurcht zu gedenken das Strafgesetz verbietet, einem Fischfutterhändler »seine Bewunderung« ausgesprochen habe? Wahrlich, nicht selten haben Sie in einer ernsten politischen Betrachtung über die zwischen monarchischer Gewalt und Verfassungsrechten gezogenen Grenzen eine Majestätsbeleidigung erblickt und die Ehrlichkeit des freien Schriftstellers dafür, daß er Staatstreue nicht mit Officiosenthum verwechselte, zur Vermögensstrafe einer confiscierten Auflage verurtheilt. Gegen das verächtliche Gezücht aber, das aus der Ehrfurchtsverletzung ein Inseratengeschäft macht, des Kaisers Ansehen für Warenreclamen ausschrotet und zwischen Anerkennung und Bewunderung des Monarchen eine Preisdifferenz eintreten lässt, haben Sie den § 63 noch nie strapaziert! Und dennoch hatten am Morgen des 21. September hunderttausend Leser der ‚Neuen Freien Presse' den Eindruck, daß hier nicht nur hässliche Gesinnung, sondern eine wahrhaft verbrecherische Niedertracht ihr Spiel getrieben. Was würde in Deutschland geschehen, wenn der redselige Repräsentant dieses Reiches die liebenswürdige Gewohnheit unseres Monarchen, industriellen Ausstellern ein freundliches Wort zu sagen, nachahmte und die ‚Vossische Zeitung' oder das ‚Berliner Tagblatt' es wagten, die Publication des Kaiserwortes sich mit zehn Mark pro Zeile und mehr bezahlen zu lassen? Bei uns darf ein Gefolge von Erpressern hinter dem allerhöchsten Herrn von einem Object zum andern schreiten und mit jedem Betheiligten um den Text des soeben gespendeten Lobes feilschen. Ein prämiierter Aussteller, den der Kaiser der Ansprache würdigte, schildert mir das Treiben, das sich auch diesmal wieder mit uneingeschüchterter Frechheit entfaltet hat. Sein Name ist in keiner Zeitung genannt; denn er hatte es abgelehnt, die festgesetzte Taxe zu erlegen, und muthig die drängenden Reporter aus seiner Nähe gescheucht. . . . Lieber Staatsanwalt! Die Unmoral, die den offenen Handel mit Kaiserworten ermöglicht und duldet, ist weit schlimmer als jene, die in den Briefen einer Petersburger Chansonettensängerin an ihren Wiener Liebhaber verschlossen liegt.

Herrn Prof. J. Singer. Bei mir erliegen etwa 20 »Streng vertrauliche« Circulare, die Sie an Freunde und Interessenten des demnächst erscheinenden Tagblattes ‚Die Zeit' als Aufforderung zum Abonnement versendet haben. Ich bitte, die diesen Circularen beigeschlossenen Antwortcouverts, die für mich ohne Interesse sind, für Sie aber, da auf jedem eine 10 Heller-Retourmarke aufgeklebt ist, einen Werth von 2 Kronen repräsentieren, aus dem Verlag der ‚Fackel' gegen Vorweisung einer Legitimation abholen zu lassen.

Digitized by Google

Berichtigung.

In den Nummern 114 und 115, die der Herausgeber in Bahnferne vom Druckort geschrieben, redigiert und corrigiert hat, sind einige Irrthümer stehen geblieben, deren Richtigstellung nicht mehr rechtzeitig oder nur in einem Theil der Auflage durchgeführt werden konnte. In Nr. 114 hat es auf S. 11, in der vierten Zeile der Fußnote, statt »sein bestes Deutsch« natürlich: *ihr bestes Deutsch* zu heißen. — In Nr. 115, S. 6, 10. Zeile von oben, ist statt »einer Auftheilung« zu lesen: *der Auftheilung*; S. 8, 7. Zeile von unten, statt »Einfluß gewinnen, man müßte«: *Einfluß gewinnen könnte, man müßte.* S. 9, 7. ff. Zeilen von unten, statt »ist ja mitgefangen und muß sogar doppelte Schuld büßen. Natürlich, und der Staatsanwalt kennt nicht einmal, wie man meinen sollte, die Pflicht der Dankbarkeit«: *ist doch mitgefangen und muß sogar doppelte Schuld büßen! Natürlich; und der Staatsanwalt kennt nicht einmal die Pflicht der Dankbarkeit;* S. 11, 19. Zeile von oben, statt »Wucher und Ausbeutung gedeihen, solange das strafgesetzliche Risico mitbezahlt werden muß«: *Wucher und Ausbeutung gedeihen, solange dem Händler mit Liebe das strafgesetzliche Risico mitbezahlt werden muß;* ebenda, zwei Zeilen tiefer, statt »nicht vergewaltigt, vermehrt nur«: *nicht verleitet, mehrt nur;* S. 15, 19. Zeile von unten, statt »berichtigt«: *richtiggestellt;* ebenda, zwei Zeilen tiefer, statt »in Wirklichkeit«: *seiner Berichtigung zufolge;* S. 18, 8. Zeile von oben, statt »die zutreffende Bemerkung«: *die unabweisliche Bemerkung.*

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Wir ersuchen dringend, Zuschriften administrativer Art, als da sind: Abonnementaufträge, Adressveränderungen, Reclamationen, nicht an den Herausgeber, sondern an den Verlag „Die Fackel", III. Hetzgasse 4, zu adressieren, da die Uebersendung derartiger Mittheilungen an den Herausgeber die Erledigung verzögert oder verhindert.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

...ienen am 7. October 1902. IV. Jahr

...Fackel

Herausgeber:

...L KRAUS.

...nt dreimal im Monat.

...der einzelnen Nummer 20 h.

...olgen Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

...FACKEL", III. Hintzgasse 4. III. Hin...

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von [illegible]

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
" "	18 " "	" 3.50
" das Deutsche Reich,	36 " "	M 7.—
" " " "	18 " "	" 3.50
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	" 8.20
" " " "	18 " "	" 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. [illegible] des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto No. 852.864.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse No. 7.

DIE FACKEL

Nr. 117 WIEN, ENDE SEPTEMBER 1902 IV. JAHR

DER PARLAMENTARISMUS.

Eine Studie von

Joseph Schöffel.

II.

Wer Bismarck's Werk »Gedanken und Erinnerungen« aufmerksam liest, dem wirft sich unwillkürlich die Frage auf: was würde der große Kanzler thun, wenn er Kanzler der Habsburgischen Monarchie wäre und nicht nur die Intriguen politisierender Frauen und Priester, nicht nur die Umtriebe conservativer, liberaler, clericaler und radicaler Parteien zu bekämpfen, sondern auch mit der Oesterreich-Ungarn allein eigenthümlichen Nationalitätenmisère, mit dem erbitterten Hass der diesen Staat bewohnenden, gleichberechtigten zehn Nationen unter- und gegeneinander und mit ihren centrifugalen Bestrebungen zu rechnen hätte?

Ich glaube, dieser geniale Staatsmann hätte zu dem von ihm empfohlenen Mittel seine Zuflucht genommen, — zur Dictatur!

Bei uns geht das nicht! Wir sind gemüthlicher! Wir besitzen, wie Kürnberger sagt, eine geradezu niederträchtige Gemüthlichkeit! Wir wurscht'ln seit fünfzig Jahren fort und werden fortwurscht'ln, bis wir ausgewurscht'lt haben.

Daß dem so ist, beweist der Leidensweg, den die Monarchie seit dem Jahre 1848 zurückgelegt hat,

Digitized by Google

— beweist die groteske, fratzenhafte parlamentarische Posse, die in Oesterreich seit 40 Jahren aufgeführt wird.

Nach der Revolution vom Jahre 1848, die das Pulver nicht erfunden hat, zu dem sie begnadigt wurde, folgte eine kurze blutige Zeit militärischer Dictatur, nach welcher der liberale Advocat und Barrikadenminister Bach das Staatsruder ergriff und den Versuch wagte, die historischen Königreiche und Länder, aus welchen die Habsburgische Monarchie zusammengesetzt ist, verschwinden zu machen, das Reich nach französischem Muster in Departements einzutheilen und die verschiedenen Nationalitäten als Oesterreicher abzustempeln.

Diese Ab- oder Umstempelung wurde jedoch durch den Minister des Auswärtigen Fürsten Schwarzenberg gestört, der, wie Bismarck in seinen »Gedanken und Erinnerungen« ironisch bemerkt, den Ehrgeiz hatte, die Welt über die Undankbarkeit Oesterreichs staunen zu machen. »Nous etonnerons le monde de notre ingratitude« schrieb Schwarzenberg und ließ Russland, das in Kriege mit England und Frankreich verwickelt war, aus Undankbarkeit für die durch Russlands Hilfe im Jahre 1849 erfolgte Niederwerfung der Revolution in Ungarn, durch den Aufmarsch von 600,000 Mann an der russischen Grenze bedrohen und die Moldau und Wallachei, welche die Russen räumen mußten, occupieren. Diese ingratitude, diese böse That, die fortzeugend Böses mußte gebären, kostete dem Staate nicht nur die Kleinigkeit von 1000 Millionen Gulden, sie kostete nicht nur das Leben von über 100.000 Mann, die, ohne einen Schuss zu hören, an der russischen Grenze und in den Donaufürstenthümern der Cholera, dem Typhus, der Malaria zum Opfer fielen, sondern sie zog auch in weiterer Folge den Krieg mit Frankreich und Italien und den Verlust der Lombardei nach sich.

Digitized by Google

Im Schrecken ob dieser Katastrophe gebar Oesterreich ein bureaukratisches Machwerk, eine politische Missgeburt, die jeder Lebensfähigkeit entbehrte, — die Verfassung! Schmerling, der Vater dieser Verfassung, träumte, daß die Völker Oesterreichs dieses sein Kind mit Enthusiasmus begrüßen und in das Parlament, das die Wiener gleich Anfangs »Schmerlingtheater« benannten, mit Freuden eintreten würden. Allein mehr als die Hälfte der Monarchie hat diesen octroyierten Wechselbalg einer Verfassung nicht als legitim anerkannt, und Ungarn wies die Zumuthung, in dieses Parlament einzutreten, mit Hohngelächter zurück.

Schmerling sprach sein berühmtes »Wir können warten«, und während dieses Wartens unterhielt sich die Gesellschaft im Reichsrath, den Kürnberger als »ostindische Handelscompagnie« und den seine Mitglieder als ein »luogo di trafico« bezeichneten, mit langathmigen Debatten über Staatsrecht, wobei sie das Staatswohl gänzlich vergaßen.

Nicht drei Jahre dauerte diese Komödie! Als Schmerling zur Einsicht kam, daß seine Träume Schäume waren, daß er in einen Sumpf gerathen sei, fasste er den Entschluß, die Misère im Innern durch eine große auswärtige That zu sanieren.

So kam der Fürstentag in Frankfurt zu Stande, der die erste Etappe zum Kriege zwischen Oesterreich und Preußen bildete.

Mittlerweile war das parlamentarische Siechthum so weit vorgeschritten, daß die Krone sich veranlasst sah, im Jahre 1865 die Verfassung zu sistieren, und den Grafen Belcredi beauftragte, den verfahrenen Staatskarren aus dem Dreck zu ziehen.

Graf Belcredi wurde bei dieser Arbeit, die er unter der Devise: »Bahn frei!« auf sich genommen hatte, wieder durch den Krieg mit Preußen und Italien, welcher den Verlust Venedigs und

Digitized by

die Ausschließung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde zur Folge hatte, überrumpelt! Er gieng und überließ die Arbeit dem Grafen Beust, der zu diesem Zweck aus dem Ausland verschrieben wurde.

Graf Beust, der von den österreichischen Verhältnissen keinen Dunst hatte, gieng rasch an die Arbeit. Er capitulierte einfach Ungarn gegenüber, d. i. er schloss einen Ausgleich mit Ungarn auf die Dauer von 10 Jahren, der nach Ablauf dieser Frist erneuert werden konnte. Ungarn wurde ein selbstständiger, nur durch eine Nabelschnur, die ihm die nöthige Nahrung zuführen sollte, mit Oesterreich verbundener Staat. Oesterreich, das nach der vom Grafen Beust geschaffenen Decemberverfassung auch den Namen eingebüßt hatte und dafür als die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder benamset wurde, übernahm zur Sühne aller seit dem Jahre 1848 von seinen Regierungen verübten Dummheiten und Sünden die Verzinsung von fünf Milliarden Staatsschulden, wozu Ungarn gnädigst einen kleinen Theil beisteuerte, und verpflichtete sich, wenigstens siebzig Percent der gemeinsamen Lasten auf seine Schultern zu nehmen und dafür Ungarn einen siebzigpercentigen Einfluss auf alle gemeinsamen, die Armee und die Vertretung des Staates nach Außen betreffenden Angelegenheiten einzuräumen.

Kürnberger schrieb mir damals als Antwort auf ein an ihn gerichtetes Schreiben die denkwürdigen Worte: »Zwanzig Jahre nach der Capitulation Görgeys bei Világos haben wir vor Ungarn capituliert! Ungarn hat uns den Frieden dictiert und den Strick seiner in Arad gehenkten Märtyrer uns um den Hals geworfen! Wir nennen das gemüthlich einen »Ausgleich« und glauben mit dieser Selbstaufopferung den Frieden im Lande hergestellt zu haben. — Sancta Simplicitas! Dieser Ausgleich wird, sorglos, wie ein Insect

Digitized by Google

seine Eier, weitere Ausgleiche erzeugen! Dem Ausgleich mit Ungarn wird der böhmische, der polnische und der italienische folgen, bis Oesterreich ausgeglichen, d. h. ausgeglitten und den Frieden des Grabes gefunden haben wird. Requiescat in pace!«

Der Gang der Dinge zeigt, wie Kürnberger Recht hatte.

Drei Jahre nach dem Ausgleich mit Ungarn verlassen die Polen den Reichsrath, nachdem die Czechen ihn bereits zwei Jahre früher verlassen haben.

Dem Memorandenstreit im Ministerium Hasner folgt das Ministerium Potocky, diesem Graf Hohenwart. Man pendelte zwischen den Forderungen der Czechen und der Polen hin und her und entschloss sich endlich zu einem Ausgleich mit Galizien, das rechtlos an Oesterreich gekommen war, während Böhmen ein Landrecht, wenn auch ein längst veraltetes, aber immerhin ein Landrecht besaß.

Der Ausgleich mit Galizien räumte diesem Lande nicht nur besondere autonome Rechte ein, sondern lieferte der Gesetzgebung des galizischen Landtags auch das gesammte Unterrichtswesen dieses Landes aus, während die galizische Delegation im Reichsrath über das Unterrichtswesen der anderen Königreiche und Länder mitberathen und mitbeschließen konnte. Nicht genug an dem, übernahmen die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder, die alle Kosten der staatlichen Investitionen in Galizien bezahlen müssen, weil das Land nicht einmal seine eigenen Verwaltungskosten zu decken vermag, außer ihrer eigenen auch noch die Zahlung der gesammten galizischen Grundentlastung.

In diese Zeit fiel auch die sogenannte wirtschaftliche Aufschwungsperiode, die von der Presse viel gepriesene und vom Volke viel ver-

fluchte Frucht des österreichischen Parlamentarismus! Kürnberger verglich diesen wirtschaftlichen Aufschwung und seine Folgen mit dem dreißigjährigen Kriege. »Niemals ist«, schrieb Kürnberger, »auch in seiner verwildertsten Periode der dreißigjährige Krieg als Raub- und Beutekrieg so missbraucht worden, wie der Börsencredit, der zum ehrlosesten Meuchelmord, zum brutalsten Vernichtungskrieg ausgeartet ist. Aehnlich wie jener durchläuft auch er von der Ehrbarkeit zur Gemeinheit alle Zwischenstufen und kommt bei der Schande und bei dem Verbrechen als seiner untersten an!« »Hätte das Feldlager Wallensteins damals eine Presse gehabt, wie der heutige Banken-Raubkrieg, die Presse hätte nicht Worte genug gefunden, den allgemeinen Wohlstand und den Aufschwung der materiellen Interessen zu loben. Und zwar mit Recht — vom Feldlager-Standpunkt!« »Der öffentlichen Meinung wird Gewalt angethan. Die Börsenwölfe schicken Falschwerber aus, wie die Kriegssprache sagen würde, d. h. sie kaufen Organe der öffentlichen Meinung, machen die letztere und verwandeln den Mund der Wahrheit in ihren Wolfsrachen ... Der Adel, der Bürger, der Bauer, der Beamte mit seinem Decret, der Abgeordnete mit seinem Mandat und einer Concession in der Tasche, sie alle machen Fortune! ... Sie bemächtigen sich der Stellen und Aemter und sprengen, wenn nöthig, »verfassungstreu« Himmel und Erde in die Luft, um den Besitz ihrer Gewalt zu behaupten! Sie wissen, um was sie spielen! Entweder die Galgenleiter oder die Rangleiter zum Baron! Entweder den Strick oder das Ordensband!«

In dieser Zeit des Börsen- und Bankenraubkrieges war es, wo man die Staats- und Krondomänen, die Bergwerke, kurz jeglichen unbeweglichen Staatsbesitz nicht verkaufte, sondern verschleuderte. In dieser Zeit, in welcher eine eigene Staatsgüterverschleißsection im Finanzministerium etabliert wurde,

Digitized by Google

war es, wo der Vertrag betreffend die Abholzung des Wiener Waldes mit Moriz Hirschl abgeschlossen wurde, welcher Vertrag, wie mir der damalige Justizminister Baron Hye zu seiner Ehrenrettung brieflich mittheilte, von dem damaligen Finanzminister von Becke in der Nacht nach seiner Abdankung unterschrieben wurde, obgleich der Abschluss dieses Vertrags vom Ministerrath verworfen wurde. In dieser Zeit war es, wo der stückweise Verkauf des Wiener Waldes als Regierungsvorlage im Abgeordnetenhause eingebracht wurde. In jener Zeit war es, wo ein Minister Seiner Majestät bei dem Referenten für Militärgrenzangelegenheiten im Kriegsministerium vorsprach, um ihn zu bewegen, das Aerar um die Stempelgebühren für den mit dem Consortium Wahrmann, Schlesinger, Pollak abgeschlossenen Grenzwälder-Abstockungsvertrag zu hintergehen.

So groß auch die Betrügereien waren, die im Jahre 1859 bei den Armeelieferungen vorgekommen sind und die den Selbstmord des damaligen Finanzministers Baron Bruck und den Selbstmord des Feldmarschall-Lieutenants Baron Eynatten im Stockhaus der Salzgrieskaserne zur Folge hatten, so waren diese doch verschwindend kleine Lumpereien gegenüber dem Staatsbetrug und dem wirtschaftlichen Raubzug, der sich unter der Aegide des Parlamentarismus in Oesterreich entwickelte.

Als ich, infolge meines erfolgreichen Kampfes gegen die Staatsgüterverschleißer in Amt und Würden, ins Parlament gewählt wurde, war eine der ersten Vorlagen, die eingebracht wurden, die Vorlage betreffend die Gewährung eines Credits von 80 Millionen Gulden zur Sanierung der durch den Börsenkrach hervorgerufenen finanziellen und wirtschaftlichen Déroute.

Die Opposition setzte meine Wahl in den volks-

Digitized

wirtschaftlichen Ausschuss, dem diese Vorlage zugewiesen wurde, durch. — Als Mitglied dieses Ausschusses lud mich August Zang, der ehemalige Eigenthümer der ‚Presse', der sich, als er dieses sein Blatt an Etienne verkauft hatte, vertragsmäßig ins Privatleben zurückziehen mußte, zu einer Besprechung ein. Bei dieser Besprechung sagte August Zang unter anderm: »Sie wissen, daß die Bourbons in Neapel mit Vorliebe ehemalige Räuber als Gensdarmen zur Bekämpfung des Räuberunwesens verwendeten. Nun, bei dem wirtschaftlichen Raubzug der letzten Jahre war ich betheiligt, — ich kenne alle Schliche und Kniffe der Börsenräuberbanden und ihrer Häuptlinge. Ich habe die Absicht, sie aufzudecken, und deshalb habe ich Sie ersucht, mir eine Besprechung zu gewähren.« Er schilderte mir nun eingehend die Raubzüge, die auf das Vermögen des Staates und des Volkes unternommen wurden, und erklärte, daß der geforderte Credit von 80 Millionen zur Sanierung des durch den Börsenkrach entstandenen Schadens nicht nur eine Dummheit, sondern vielmehr ein Verbrechen sei. Mit 80 Millionen könne man einen Schaden von tausenden von Millionen nicht sanieren, wohl kann man aber die Räuberhäuptlinge, die im Parlament sitzen, für den Schaden, den sie erlitten zu haben vorgeben, entschädigen, und um das handle es sich eigentlich! ... Ich brachte alles das, was mir Zang mitgetheilt hatte, in der ersten Sitzung des volkswirtschaftlichen Ausschusses zur Sprache. Ich hatte noch nicht geendet, als sich ein Sturm der Entrüstung erhob und der Präsident aufsprang und die Ausschußsitzung für geschlossen erklärte.

Auf dem Corridor traf ich den damaligen Minister des Innern Baron Lasser. Er gab mir die Hand und sagte lächelnd: »Was haben Sie denn da angefangen? Das was Sie vorgebracht haben, ist wahr! Ich frage nicht, wer Sie informiert hat, aber freund-

Digitized by Google

lich war es von Ihrem Informator nicht, Sie da hinein zu hetzen. Sie hätten vorsichtiger vorgehen sollen. Im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick! Sie machen sich hier unmöglich! Die Regierung hat die Vorlage nicht aus eigener Initiative eingebracht. Sie wurde dazu durch die Verhältnisse, durch die Majorität im Parlament und durch die Macht der Presse gezwungen!« — Ja, um Gottes willen, erwiderte ich, wo soll man denn eine solche Sache zur Sprache bringen, wenn nicht im Parlament? Wenn Niemand die Schleichwege dieser Banden aufdeckt, wenn Alle schweigen, dann wird diese Regierungsvorlage Gesetz und dieses freche Attentat auf die Taschen der Steuerträger genehmigt! »Das wird jedenfalls, auch wenn Sie dagegen sprechen, der Fall sein«, erwiderte Lasser, »denn mit Ausnahme einiger weniger tritt das Abgeordnetenhaus entschieden für die Vorlage ein!« »Unter einem absoluten Regime, das sich seiner Verantwortlichkeit bewusst ist, wäre ein solches Gesetz unmöglich, das Parlament allein macht nicht nur dieses Gesetz, sondern auch alle anderen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten möglich!«

Diese mir von einem Manne, der die Seele des Ministeriums Auersperg war, zutheil gewordene Aufklärung consternierte mich derart, daß ich krank wurde. Ich fasste den Entschluß, mein Mandat niederzulegen, wie es Baron Walterskirchen gethan, da ich die Ueberzeugung gewann, daß die parlamentarische Regierungsform wirklich, wie Mazzini erklärte, die infamste und corrupteste ist! Nur die Bitten meiner Wähler bewogen mich, auszuharren und, fern von jeder Partei, von jeder Clique, in dem parlamentarischen Sumpf weiter zu waten.

Die auf die Schmerlingverfassung basierte Volksvertretung, welche dem Princip nach den Willen des Volkes zum Ausdruck bringen soll, ist eine ungeheuerliche Lüge, eine Fälschung sondergleichen!

Digitized by Google

Diese Volksvertretung, benannt Reichsrath, besteht nämlich aus zwei Kammern, dem Herrenhaus und dem Abgeordnetenhaus. Das Herrenhaus setzt sich aus erblichen und ernannten Mitgliedern zusammen. Zu den erblichen Mitgliedern gehört die höchste Geburtsaristokratie, zu lebenslänglichen Mitgliedern werden Angehörige der Plutokratie, pensionierte Minister und Sectionschefs und einige Gelehrte ernannt.

Das Abgeordnetenhaus wurde aus den Landtagen gewählt. Die Landtage bestanden und bestehen noch aus sogenannten Virilisten, aus Abgeordneten des Großgrundbesitzes, welche den fünften Theil, aus Abgeordneten der Städte und der Handelskammern, welche nicht ganz die Hälfte, und aus den Abgeordneten der Landgemeinden, mit indirecter Wahl, welche ein Viertheil sämmtlicher Abgeordneten der Landtage bildeten. Dieses Sammelsurium von persönlichen und Cliqueninteressen besteht heute noch unverändert fort und geriert sich als Volksvertretung!

Die Czechen, welche weder die Schmerlingsche, noch die durch den Dualismus geschaffene Decemberverfassung anerkannten, haben, wie bereits erwähnt, im Jahre 1868 den Reichsrath verlassen, was zur Folge hatte, daß der Reichsrath zuerst zu dem jedem Constitutionalismus hohnsprechenden, dem Ekel aller Zeiten verfallenen Chabrus, der abermals Millionen absorbierte, griff, um eine Majorität im böhmischen Großgrundbesitz zu schaffen, und sodann, als dieser Kunstgriff misslang, im Jahre 1869 ein Nothwahlgesetz votierte, um durch directe Reichsrathswahlen die Plätze der absenten Czechen zu besetzen.

Als auch dieses Mittel fehlschlug, griff man zu einem Gewaltstreich, der ein flagranter Verfassungsbruch war. Nach dem klaren Wortlaut der Verfassung ist zu einer Verfassungsänderung die

Digitized by Google

Zustimmung der Zweidrittelmajorität erforderlich. Ungeachtet dessen wurden die Wahlen in den Reichsrath, die verfassungsmäßig den Landtagen zustanden, mit einfacher Majorität in directe Reichsrathswahlen verwandelt und damit allen seit jener Zeit stattgehabten Reichsrathssessionen der Stempel der Ungesetzlichkeit aufgedrückt.

Nach Ablauf der 10jährigen Giltigkeitsdauer des Ausgleichs mit Ungarn, mittelst welcher die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder zu Clientelstaaten Ungarns herabgesunken waren, lieferte man dem ungarischen Chauvinismus auch die Militärgrenze, welche eine wahre Culturoase inmitten des asiatischen Theiles von Europa bildete und der Dynastie im Nothfalle 112 Bataillone zu je 6 Compagnien Janitscharen, die nur den Kaiser und seinen Willen kannten, zur Verfügung stellte, gegen ein Präcipuum von 2 Percent aus.

Die Wirren im Reichsrath, in welchem die Czechen infolge der directen Reichsrathswahlen wieder erschienen waren, dauerten in erhöhtem Maße fort.

Graf Taaffe, der so geschickt als möglich manövrierte, welches Manöver er selbst als Fortwurschtelei bezeichnete, versuchte es, durch Beseitigung der Interessen- und Cliquenvertretung, d. i. durch Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, die parlamentarische Fäulnis, die zum Himmel stank, zu sanieren. Diese Idee, die in allen anderen parlamentarisch misshandelten Staaten Europas bereits durchgeführt war, wurde von den um ihr Mandat besorgten Parlamentariern, sowie von der im Solde der Plutokratie stehenden Presse gesteinigt! Die parlamentarischen Quacksalber konnten und wollten sich zu ihr nicht aufraffen und begnügten sich, um doch etwas zu thun und der geehrten, richtiger gesagt, geschundenen Wählerschaft die Augen auszu-

Digitized by Google

wischen, den privilegierten Wahlcurien das allgemeine Wahlrecht als eine neue Curie in Form eines cul de Paris anzuhängen und sich mit diesem Aufputz vor der ganzen Welt lächerlich zu machen.

Nach Taaffes Abgang zerfielen die alten erbgesessenen Parteien in ungezählte Fractionen. Die alte Verfassungspartei, die Staatspartei, wie sie sich mit Vorliebe nannte, die Stütze der Verfassung, die Seele der parlamentarischen Lüge in Oesterreich, die wohlgemästet in Betrachtung ihrer Gottähnlichkeit versunken war, wurde zerschmettert. Neue Parteien und Fractionen traten ämterhungrig und beutegierig an Stelle der Gesättigten, und die parlamentarische Anarchie war fertig.

Die Ministerien wechselten mit den Jahreszeiten.

Der militärischerseits, wegen seiner als Statthalter in Galizien bei Durchführung der Militäreinquartierung bewiesenen Energie, so sehr empfohlene Graf Badeni schlug dem Jauchenfass des Parlamentarismus den Boden ein. — Das Parlament wurde ein brodelnder Hexenkessel, der krachend und schäumend Zoten, Flüche und Schimpfworte ausspie, wie sie selbst in den gemeinsten und widerlichsten Pöbelkneipengelagen kaum gehört werden, — welches Delirium man als »Obstruction« bezeichnete.

Mit Hilfe des Nothhelferparagraphs, den die Väter der Verfassung in weiser Vorsicht dessen, was da kommen konnte, geschaffen haben, musste das Reich durch vier Jahre regiert und auch der abgelaufene Ausgleich mit Ungarn von Jahr zu Jahr verlängert werden.

Den parlamentarischen Dilettantenministerien mit ihren Fürsten und Grafen, welche in der Adelsdomäne Oesterreich durch Geburt berufen

Digitized by Google

sind, an der Spitze der Reichs- und Landesregierungen zu stehen und Reich und Land weise zu verwirren, folgte nun ein aus Beamten zusammengesetztes Ministerium.

An der Spitze dieses Beamtenministeriums steht ein Mann, ohne hoffähige Ahnen, aber von reinem Charakter, dessen Talent, dessen Arbeitskraft und Arbeitsfähigkeit es gelungen ist, durch wirtschaftliche und sociale Zugeständnisse, und leider auch durch schwere finanzielle Opfer, die Tobsucht im Parlament so weit zu beruhigen, daß dieses im Stande war, das Budget des laufenden Jahres innerhalb der Zeit von acht Monaten zu beschließen.

Nun steht der Abschluß des dritten Ausgleichs mit Ungarn, der seit vier Jahren ein Provisorium ist, auf der Tagesordnung! — Eine wahre Sisyphusarbeit!!

Ungarn, das bei jedem Ausgleich durch die Drohung der vollständigen Trennung und Errichtung einer Zollgrenze zwischen Oesterreich und Ungarn, wie sie vor dem Jahre 1848, ohne Schaden für Oesterreich und ohne Schädigung der Großmachtstellung der Monarchie, bestand, stets neue Vortheile für sich zu erringen wusste und trotzdem die wenigen für Oesterreich günstigen Vertragsbestimmungen in echt orientalischer Weise durch eigenmächtige administrative Maßregeln zunichte gemacht hat, — will und wird, bauend auf die Zerfahrenheit der österreichischen Verhältnisse, bauend auf das Zustandekommen eines Compromisses im österreichischen Reichsrath, der ja seit seinem Bestehen nichts anderes gethan hat, als sich zu compromittieren, — die bisher errungenen politischen, finanziellen und wirtschaftlichen Vortheile nicht preisgeben; es wird auf der Aufrechterhaltung des Thun-Badenischen Ausgleichssubstrats, mittelst welcher es seine im Entstehen begriffene Industrie auf Kosten und Gefahr der öster-

Digitized by Google

reichischen so weit kräftigen kann, daß sie im Stande ist, den eigenen Bedarf im Lande zu decken, bestehen, um dann nach Verlauf von zehn Jahren dem magyarischen Chauvinismus Rechnung zu tragen und die gänzliche Trennung von Oesterreich zu bewerkstelligen.

Es wird diese Trennung bewerkstelligen, obgleich selbst ungarische Patrioten sich der Einsicht nicht verschließen können, daß der letzte Tag der Zusammengehörigkeit Ungarns mit Oesterreich zugleich der letzte Tag des magyarischen Ungarn — das eine kleine Insel im slavischen Meere bildet — und seiner parlamentarischen Einrichtungen sein wird.

Dessenungeachtet werden von dem Ministerpräsidenten der diesseitigen Reichshälfte, Dr. von Koerber, geradezu übermenschliche, Körper und Geist aufreibende Anstrengungen gemacht, um wenigstens Scheinconcessionen zu erringen, die Ungarn nach wie vor zu umgehen und illusorisch zu machen wissen wird.

Gelingt es Dr. von Koerber, diesen dritten Ausgleich mit Ungarn mit Ach und Krach zustande zu bringen und damit Ungarn für weitere zehn Jahre die Macht und die Mittel zu bieten, den Tanzbären »Oesterreich« am Nasenring zu führen und nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, so wird doch dieses mühselig zustande gekommene Werk im Reichsrath zweifelsohne auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; denn abgesehen von den zahlreichen politischen, nationalen und socialen Fractionen, die schon aus Parteirücksichten sich scheuen werden, einer Verlängerung der Capitulationsacte gegenüber Ungarn zuzustimmen, — werden die .Czechen die günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen, um wie die Ungarn nach der Schlacht von Königgrätz, — wie die Galizianer beim zweiten Ausgleich mit Ungarn, nunmehr ihren Ausgleich zu erzwingen, dessen Zustandekommen selbstverständlich wieder die Deutschen

Digitized by Google

bis auf das äußerste zu verhindern suchen werden. Allein, selbst wenn es dem Talent Koerbers gelingen sollte, einen Ausgleich zwischen Czechen und Deutschen und ein Compromiss mit den anderen Nationalitäten und politischen und socialen Fractionen zustande zu bringen und auf diese Weise den dritten Ausgleich mit Ungarn im Reichsrath durchzudrücken, also das Unmögliche möglich zu machen, — das infolge der Obstructionen an Miserere erkrankte, seit seiner Geburt lebensschwache Parlament wird er nicht retten, so sehr er sich auch bemüht, diese die Schamtheile des Absolutismus deckende Hülle zu erhalten.

Schon heute faseln ja die parlamentarischen Condottieri in ihren Blättern, daß ein parlamentarisches Regime wieder ins Leben gerufen und das Beamtenministerium gestürzt werden müsse. Diese Condottieri können die Zeit nicht mehr erwarten, daß ihnen wieder Ministergehalte und der Anspruch auf lebenslänglichen Bezug derselben in den von ihnen eigens zu diesem Zwecke geschaffenen Versorgungsanstalten (Reichsgericht, Verwaltungsgerichtshof u. s. w.) gesichert werden. Sie können es nicht erwarten, daß sie die Macht in die Hände bekommen, um ihrer Sippschaft, ihren Zutreibern zu fetten Sinecuren, zu Orden und Auszeichnungen zu verhelfen, wie sie es überall üben, wo sie die Macht hiezu besitzen.

Sie sind freigebig, diese Herren, über alle Maßen! Sie werden nicht nur die Zahl der Ressortminister, wie in verschiedenen Blättern angedeutet wurde, durch Creierung von Ministerien für Wasserstraßen, für freie Künste etc. vermehren, sondern auch den polnischen und czechischen Landsmannministern einen deutschen, slovenischen und italienischen Landsmannminister zugesellen. Sie werden die ihnen nachdrängenden Aspiranten auf Ministerposten einstweilen mit Sections-

Digitized by Google

chefs- und Hofrathsposten befriedigen und für den parlamentarischen Tross durch Umwandlung der Diäten in nach oben abgerundete Besoldungen sorgen. Das alles werden sie thun, wenn sie zur Macht gelangen, denn es kostet ihnen ja nichts und geschieht ja nur für und durch das Volk, das in demselben Maße abmagert, als seine Führer fett werden.

Nicht um das Vaterland ist es diesen Strebern zu thun, sondern um ihr eigenes armseliges Ich! Nicht um das Wohl des Volkes, das zu vertreten sie vorgeben, sondern um ihren dreimal heiligen Gott, den Bauch, den sie allein verehren und anbeten! Und um dieses Cultus willen soll Oesterreich wieder mit einem parlamentarischen Regime beglückt werden, von welchem selbst die Führer der liberalen Partei in Deutschland erklären, daß es in Deutschland nie eingeführt und von der liberalen Partei nie angestrebt wurde, weil es in Deutschland unmöglich ist!

Das parlamentarische Regime ist nichts als eine vielköpfige Tyrannis und war in Oesterreich, so lange es bestand, eine ununterbrochene Reihe eben so unsinniger wie brutaler Gewaltthaten, die ein absolutes Regime zu vollbringen sich gescheut hätte.

Der österreichische Parlamentarismus ist aber an und für sich eine ungeheuere Lüge!

Der Reichsrath und die Landtage sind keine Volksvertretungen, denn sie repräsentieren nicht die Mehrheit des Volkes, sondern eine kleine Minorität desselben, da außer den aus den alten Ständeverfassungen in die Schmerling'sche Verfassung herübergenommenen privilegierten Ständen, welche einen bedeutenden, zumeist ausschlaggebenden Theil der gesetzgebenden Körper bilden, die Hälfte der Wahlberechtigten von ihrem Wahlrecht aus dem Grunde keinen Gebrauch macht, weil sie das parlamentarische Getriebe anekelt! — Von der anderen, mit Hilfe bezahlter Zutreiber zur Wahl gepressten Hälfte wird zumeist der von

Digitized by Google

dem parlamentarischen Condottiere bezeichnete Abgeordnete mit einer verschwindend kleinen Majorität gewählt und geriert sich dann als Vertrauensmann der gesammten Wählerschaft seines Wahlbezirkes, während er thatsächlich kaum von einem Viertel der Wählerschaft seines Bezirkes auf Befehl des Parteiführers mit dem Mandat als Abgeordneter betraut wurde. Von einer oft nur eine oder zwei Stimmen betragenden Majorität der auf solche Weise gewählten Abgeordneten werden dann Gesetze beschlossen, die als der Ausdruck des Willens der Mehrheit des Volkes erklärt werden! Die Minoritäten, welche aber thatsächlich siebenachtel der Bevölkerung repräsentieren, sind mundtodt und müssen schweigend von einer künstlich hergestellten, gefälschten Majorität in den gesetzgebenden Körpern auf sich herumtrampeln lassen.

Diese Vertretungen einer verschwindend kleinen Minorität des Volkes waren und sind außer Stande, eine ernste Controle der Regierung, durch welche man ihre Existenzberechtigung nachzuweisen sich bemüht, zu bilden, — sie sind bloß ein fadenscheiniges und zudem kostspieliges Feigenblatt des Absolutismus, der dadurch jeder Verantwortlichkeit enthoben wird. Ihre Thätigkeit äußert sich nur in einer sittlichen Corrumpierung des Volkes, das, wie der italienische Unterrichtsminister Bonghi sagt, immer mehr und mehr einem thatkräftigen Wirken entfremdet wird und einem sittlichen Nihilismus verfällt. Ihre Wirksamkeit äußert sich ferner nur in Zersetzung der Verwaltung und der Justiz, indem jeder einzelne Abgeordnete auf Hintertreppen für sich und seine Committenten Ausnahmen vom Gesetze und allerlei Vortheile und Benefizien auf Kosten der Allgemeinheit zu erhaschen sucht. Dieser gemeinschädlichen, unhaltbaren, widernatürlichen, innerlich verlogenen parlamentarischen Fiction muß ein Ende gemacht werden, bevor es zu spät ist, und ich hoffe, vertrauend auf den Genius

Digitized by Google

Oesterreichs, daß man sich endlich zu einer männlichen That entschließen wird.

Oder man lasse nichts unversucht und rufe an Stelle der jetzigen marastischen Verfassung eine neue Verfassung mit einem Parlament in's Leben, das auf dem allgemeinen Wahlrecht mit proportioneller Vertretung der Minoritäten basiert ist. Oesterreich, das die gewagtesten und lächerlichsten parlamentarischen Sprünge und Experimente seit 40 Jahren ertragen hat, ohne darüber zu Grunde zu gehen, wird auch diesen Versuch überleben!

Gelingt auch dieser Versuch nicht — wovon ich überzeugt bin —, dann ist der Beweis geliefert, daß der Parlamentarismus, der sich in allen festländischen Staaten überlebt hat, in Oesterreich mit seinen eigenthümlichen Verhältnissen überhaupt unmöglich ist!

»Die Redekunst also, o Gorgias, ist, wie mich dünkt, die Meisterschaft in einer Ueberredung, die Glauben, nicht Wissen über Gerechtes und Ungerechtes bezweckt. . . . Auch könnte wohl der Redner nicht so viele Menschen in kurzer Zeit über so wichtige Dinge belehren.«

Sokrates in Plato's »Gorgias«.

»Wenn ich doch genug Rednergabe besäße, um Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß Stefan Tippel kein Mörder ist!«

Der Vertheidiger.

Der September 1902 bleibt denkwürdig in der Entwicklung unserer Rechtspflege. Da hat uns ein aufgeklärter Zuckerbäcker das ganze veraltete Strafgesetz über den Haufen geworfen. Wäre der Conditoreibetrieb des Herrn Gfrorner für dreißig Tage etwa Herrn Baron Distler anvertraut, der Oberlandesgerichts-

Digitized by Google

rath würde sich sicherlich nicht vermessen, grundstürzende Reformen in der Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées durchzuführen. Aber der Conditor hat in diesem Monat die Gerechtigkeit täglich frisch auf's Eis geführt. Ihm ward, — solche Wunder wirkt der heilige Geist der Demokratie — da er zum Geschwornenobmann erwählt wurde, auch die Fähigkeit zutheil, durch das Paragraphengestrüpp des Gesetzes und durch die dunkeln Gedanken- und Gefühlsgänge, auf denen Menschen straucheln, den graden Weg zu finden, und mit der Gabe, alles zu verstehen, ward ihm die Macht, alles zu verzeihen. In einem köstlichen Machtrausch hat Herr Gfrorner vier Wochen gelebt, von der Schmeichlerkunst*) advocatorischer Rede zu immer neuen Großthaten verleitet und schließlich zu den größten: zur Freisprechung einer geständigen Diebin und eines geständigen Mörders. Der Zweifel des Vertheidigers Tippels an der eigenen Rednergabe war unbegründet; eine richtige Beurtheilung der Geschwornen hatte ihm gesagt, daß dort, wo ihnen die Lichtstrahlen des Denkens nicht mehr leuchten, noch die Wärmestrahlen des Herzens wirken würden, und er wendete sich mit den Worten an sie: »Sie haben es gewiss oft gelesen, daß — namentlich in Frankreich — Ehegatten ihrer verletzten Ehre Genüge leisten, indem sie nicht nur das schamlose Weib tödten, sondern auch den Nebenbuhler. Was aber andere Geschworne empfinden, das können die Wiener Geschwornen umso viel mehr empfinden; denn nebst der weisen Erkenntnis besitzen sie das goldene Wienerherz, jenen prächtigen Schatz, welchen gerade Sie manchem Unglücklichen in so schöner Weise eröffnet haben.« Das goldene Wienerherz hat sich

*) Den vier wahren Künsten, die das Wohlbefinden von Leib und Seele bewirken, entsprechen nach Plato vier Schmeichlerkünste: der Gymnastik die Putzkunst, der Heilkunde die Kochkunst (mitsammt der Zuckerbäckerei), der Gesetzgebung die Sophistik und der Rechtspflege die advocatorische Redekunst.

nicht vergebens mahnen lassen, und die Geschwornen mögen, als sie den Mord an der Ehebrecherin verziehen, bedauert haben, daß sie nicht, gleich ihren glücklicheren Collegen in Frankreich, auch noch die Ermordung des Ehebrechers zu verzeihen hatten. Und doch wäre die Meinung irrig, daß sie das von Herrn Gfrorner verkündete Verdict in leerer Gefühlsduselei gefällt haben. Keinem Richter schulden die Geschwornen Rechenschaft über ihr Urtheil. Aber vor jenem Tribunal, in dem liberale Geister allzeit den höchsten Richter erkennen, vor dem Forum der Concordiapresse wird es seit einiger Zeit üblich, Geschwornenverdicte zu begründen. Und Herr Gfrorner hat, sowie nach dem Freispruch der Diebin im ‚Neuen Wiener Tagblatt', diesmal in der ‚Reichswehr' das Wort ergriffen, um seine und seiner Collegen Meinung ganz klar zu stellen. »Die Meisten von uns«, so bekennt er eingedenk der Rede des Vertheidigers, »hätten in einem solchen Falle nicht nur die Frau, sondern auch den Mann erschlagen. Durch einen (verdammenden) Urtheilsspruch hätten wir den Frauen Wiens förmlich einen Freibrief für den Ehebruch ausgestellt.... Es darf doch nicht so weit kommen, daß ein Weib ungestraft sich mit dem Arbeiter ihres Mannes in ehebrecherische Beziehungen einläßt.« Man muß Herrn Gfrorner für diese Worte der Aufklärung dankbar sein. Den Frauen Wiens sollte kein Freibrief für den Ehebruch, aber den Männern Wiens ein Freibrief für den Meuchelmord ausgestellt werden! Kein Weib wird fürder ungestraft die Ehe brechen, aber ungestraft soll fürder jeder Mann sein Weib, das die Ehe bricht, mit der Hacke erschlagen dürfen. Das klärt die Situation. Der Glaube, daß sich die Geschwornen bloß als weichherzige Männer benommen hätten, ist gründlich zerstört, und bewiesen ist vielmehr, daß sie sich als Richter und zwar als Nachrichter über eine Todte fühlten. Nicht Milde gegen den Angeklagten, sondern

Digitized by Google

Strenge gegen sein Opfer sollte ihr Urtheil bedeuten, und während ihnen der Mann auf der Anklagebank durch jene dramatische Furcht, die nach Lessing das auf uns selbst bezogene Mitleid ist, zum Helden emporwuchs, haftete ihr Blick gebannt an dem Gespenst der Frau, das hinter seinem Rücken auftauchte. So konnte dem Mann — der ja übrigens seine Frau »nur peken« wollte und auf sie schon im Jahre 1885, da noch nicht die Ehe gebrochen, wohl aber ein Mittagessen nicht rechtzeitig fertig war, so mächtig einhieb, daß sie »zwei Monate krank lag und ihr Sprachvermögen verlor« — seine That nicht als Verbrechen zugerechnet werden. Der Rächer seiner Ehre, den die Franzosen im Mörder der Ehebrecherin sehen, war für die Wiener Geschwornen zugleich der Richter derer, die ihn entehrt hatte. Und auch ihr Henker. Aber weil die Formlosigkeit des hier vorausgesetzten Rechtsverfahrens, bei dem der Gatte die Untersuchung führt, anklagt, urtheilt, ohne eine Vertheidigung zuzulassen, und endlich das Urtheil auch eigenhändig vollzieht, die schwersten Bedenken erregt, müsste sogar der Zuckerbäcker selbst, der diesmal auf eigene Faust das Recht umdeutete, für die Zukunft eine Reform des Gesetzes verlangen: Wenn wirklich die Todesstrafe auf Ehebruch gesetzt sein soll, dann werde sie durch die Härte des Gesetzes verhängt, aber nicht zuerst durch den Gatten und nachträglich durch die gefühlvollen Mitbürger, die ihn freisprechen!

* * *

Mit kleinem Gepäck, so hat Zola an Maupassant's Grab gesagt, kommt man auf die Nachwelt. Er hat das eigene Geschick nur allzu gut prophezeit. An seiner Bahre wetteiferten Freund und Feind, ihm das literarische Gepäck zu erleichtern, und ein

Digitized by Google

Zeitungsblatt, auf dem das »J'accuse« steht, ward allein als tauglich befunden, dem Verweser des reichsten Archivs menschlicher Documente als Pass für die Nachwelt zu dienen, zu einer Unsterblichkeit des Ruhms, wie die Einen, der Schande, wie die Anderen verkünden. »In seinen umständlichen, nicht immer kurzweiligen Romanen gab es einzelne Stellen von fragwürdiger Sauberkeit . . . Er wäre ein großer, ein unvergesslicher Mensch gewesen, auch wenn von seinem vielbändigen Werke nichts bliebe, als dieses einzige Blatt, auf dem ‚J'accuse!' geschrieben stand.« Liest man aus diesen Sätzen des Nachrufs, den die ‚Neue Freie Presse' Zola gewidmet, nicht die Verlegenheit, ja den Widerwillen heraus, in einer Apotheose, die seinem »Kampf für die Wahrheit« gilt, auch einige Worte über den Dichter zu sagen? »Er hat sich und sein Werk gereinigt durch die größte That seines arbeitsreichen Lebens« — wer verkennt in diesem Dictum Herrn Herzls Meinung, daß Zolas »Schmutz« einer Reinigungsthat von überwältigender Größe bedurfte, und wer zweifelt, den Abstand zwischen ‚Neuer Freier Presse' und ‚Deutschem Volksblatt' in der Beurtheilung der »Affaire« ermessend, daß es sich lediglich um eine Nuance des literarischen Urtheils und des Tons handelt, wenn das ‚Deutsche Volksblatt' schreibt, Zola habe seine Feder »direct in die übelriechende Flüssigkeit der Gosse oder in die schmutzige Flut der Jauche gesenkt«? Völlig Gleiches denken die antisemitische und die semitische Journaille, indem sie Entgegengesetztes sagen, und sie vermögen die Unterscheidung zwischen dem Dichter Zola und dem Dreyfusard so wenig zu begreifen, daß Herr Berthold Frischauer (Neue Freie Presse, 2. October) nur Hohn hat für den nationalistischen Präsidenten des Pariser Gemeinderaths, der die Beileidskundgebungen aus Italien mit den würdigen Worten beantwortete: »Gerührt durch den Ausdruck Ihrer Sympathie bei der Trauer der literarischen Welt Frankreichs sendet Ihnen Paris den Ausdruck tiefster Dankbarkeit und die wärmsten Grüße.« Herr Frischauer kann unmöglich an die Aufrichtigkeit dieses Gefühls glauben, steht starr vor solcher Höhe objectiven Denkens, bewahrt aber doch so weit die Fassung, um Worte, die er nicht begreift, wenigstens schlecht zu übersetzen, und so vernahmen wir denn, Herr Escudier habe »dankbar anlässlich der trauernden literarischen Welt Frankreichs den Ausdruck tiefster Dankbarkeit« übermittelt . . . Von

Digitized by Google

keinem der unsauberen Gesellen, mit denen ihn die Politik zusammengebracht hat, ist eine gerechte Würdigung Zolas zu erwarten, wohl aber von Menschen, die, welche immer ihre politischen Meinungen sein mögen, genug ästhetische Cultur besitzen, um in jenem Zola, der den Roman von der Verworfenheit aller gegen Dreyfus verschwornen Träger bürgerlicher und militärischer Gewalt im heutigen Frankreich gedichtet und ihn für eine »wahre Geschichte« gehalten hat, den Dichter wieder zu erkennen, der in Bildern von grauenhaftem Pessimismus vordem wie alle anderen auch jene Schichte der französischen Gesellschaft geschildert hatte, die ihn am Ende seines Lebens umjubelte. Allen, die die Kunst lieben, ist Zola gestorben; und es ist ein tröstliches Bewusstsein, daß er nicht denen gelebt hat, die sein Tod nur vor die eine Frage stellte: Wird Dreyfus hinter dem Sarge gehen?

†

* * *

»Im Theater an der Wien findet gegenwärtig ein Austausch von Kräften statt, indem an Stelle einiger für zweite Rollen engagierter Mitglieder, die nicht mit Glück debutiert haben, einige andere Operettensänger engagiert werden. Auch auf einer anderen Wiener Bühne wurden gestern zwei Mitglieder, die erst vor Kurzem debutiert haben, entlassen.«

Dies harmlose Notizchen war am Abend des 25. September in der Theaterrubrik des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zu lesen. Der Leiter der Theaterrubrik ist Herr Hermann Bahr, und dieser ist identisch mit jenem Hermann Bahr, der neulich in einer Versammlung sich für ein Theatergesetz erhitzt hat, welches der grenzenlosen Willkür der Directoren, die contractgemäß alle Rechte sich und alle Pflichten ihren Mitgliedern übertragen, ein Ende machen soll. Namentlich die Schmach, daß scrupellose Theaterunternehmer von der den bürgerlichen Gesetzen und jedem sittlichen Empfinden hohnsprechenden Befugnis Gebrauch machen können, ihre Angestellten zu Beginn einer Saison aufs Pflaster zu

Digitized by Google

werfen, ward in jener Enquête angeklagt, in der Herr Hermann Bahr das große Wort führte. Ein paar Tage später lieferte die neue Direction des Theaters an der Wien ein Schulbeispiel von der nach gesetzlicher Abstellung schreienden Praxis, und der Redacteur Bahr ließ die Meldung von dem Geschehnis ohne ein commentierendes Wörtchen, aber mit jener olympisch vornehmen Nuance erscheinen, die einen Hinauswurf von Mitgliedern zum »Austausch von Kräften« machte... Gibt es im weiten Machtbereich journalistischer Unaufrichtigkeit einen Fall, der das Missverhältnis zwischen Reden und Thun greller und schmerzlicher zeigte? Bekämpfung der Institutionen und Liebedienerei gegenüber ihren Vertretern, Muth gegen die Theaterdirectoren und Abhängigkeit von jedem einzelnen, der Billets und Tantièmen schenkt —: die weiten Herzen und die weiten Spalten unserer Tagespresse haben für beiderlei Regung Raum. Sollen die Hymnen, die die Herren zur Eröffnung des Theaters an der Wien angestimmt haben, sich in Flüche wandeln, weil jene zugleich die Eröffnung der Existenzlosigkeit für ein paar Angestellte bedeutet, weil neue Mitglieder nach dem ersten Debut und ein seit zwanzig Jahren engagierter Schauspieler — der am 18. Juli für die laufende Saison verpflichtete Herr Hellwig — noch vor dem Auftreten brotlos gemacht wurden? Wenn die Theaterdirectoren ihre Presse nicht enttäuschen, die Presse enttäuscht ihre Theaterdirectoren nicht. ... Wie heimisch aber muß sich Herr Karczag bereits in Wien fühlen, wie optimistisch die Langmuth des Wiener Publicums überschätzen, wenn er die »neue Aera«, die dem Ungeschmack und der Humorlosigkeit angebrochen ist, mit dem flagranten Beweise einer von östlichen Rosshändlern bewährten Feinfühligkeit einzuleiten wagt!

Digitized by Google

Die ‚Neue Freie Presse' interviewte kürzlich den Entdecker des Scharlach-Heilserums und veröffentlichte am 27. September einen längeren, aus Karlsbad telegraphierten Artikel unter der Aufschrift »Eine Unterredung mit Dr. Paul Moser«. »Obwohl er fortwährend gleichsam belagert war«, hieß es darin, »hatte Dr. Moser doch die Liebenswürdigkeit, Ihrem Correspondenten eine Unterredung zu gewähren und ihm folgende Mittheilungen für die ‚Neue Freie Presse' zu geben«. Indes, bei dieser Unterredung muß es merkwürdig zugegangen sein. Es war wohl einer da, der interviewte, aber der Andere, der sich interviewen ließ, fehlte. Und wer eben noch ärgerlich und ungläubig Zeuge der Degradierung eines ernsten Forschers zum selbstgefälligen Prahler, eines jungen Ruhms zur Annonce, eines Scharlach-Heilserums zum Reclamemittel gewesen, erlebte schon am nächsten Tag eine angenehme Enttäuschung. Am 28. September folgte dem unverschämten Artikel die folgende verschämte Notiz auf dem Fuße: »Herr Dr. Paul Moser ersucht uns, mitzutheilen, daß er die in unserem Samstag-Morgenblatte veröffentlichte Unterredung mit einem ärztlichen Collegen, der unser Berichterstatter ist, hatte, aber der Publication selbst fernsteht.« Sonach hat also der Berichterstatter keck von der Gelegenheit des ärztlichen Collegen profitiert, und der Entdecker des Scharlach-Heilserums hat zwar eine Auskunft, die er nach einer Sitzung des Naturforscher- und Aerztecongresses den Fachgenossen ertheilte, einem einzelnen ihn »belagernden« Collegen nicht vorenthalten, aber es ist ihm nicht im Traum eingefallen, seine Mittheilungen »für die ‚Neue Freie Presse' zu geben«.... Nicht alle Männer der Wissenschaft halten so rein und berichtigen so standhaft, nicht alle sind so ahnungs- und absichtslos, wenn sie um Aufschlüsse angegangen werden. Herr Dr. Moser hat das Ansehen seines Standes und seines Namens rechtzeitig vertheidigt. Und so wird denn die Aerztekammer bloß noch dem Vorgehen jenes Herrn Dr. A. K. nachzufragen haben, der seit Jahr und Tag den medicinischen Reporter abgibt und den fachmännischen Beruf zwar nicht in seinen Aufsätzen bewährt, aber gern benützt, um Nachrichten für sein Blatt zu ergattern.

* * *

Zu der Agnoscierung der Leiche des Defraudanten Jellinek hat jedes Wiener Blatt einen Reporter nach Altenwörth entsendet, und jeder berichtete je nach dem Standpunkt und Sensationsdrang seines Journals über das Ereignis »jenes düsteren Sonntags«. Aber neben der Aufdringlichkeit colportagehafter Stimmungsschilderei, deren Ton fast alle trafen, berührte die Meldung, die der Abgesandte des Herrn Vergani erstattete und die am 30. September im ‚Deutschen Volksblatt' erschien, durch ihre fachmännische Schlichtheit und Sachlichkeit doppelt wohlthuend. Sie lautet:

»Bei der Agnoscierung wurde festgestellt, daß es thatsächlich die Leiche eines Juden ist.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Hofbeamter. Meine Würdigung des braven Sparmeisters, der die Zinsen, die Wohlthun trägt, vorweg vom Capital abzieht, hat also die freudige Zustimmung der Herrn Wetschl subalternen Beamtenschar, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und den Aerger des Mannes selbst geweckt. Die Zustimmung ehrt, die Aufmerksamkeit erfreut, der Aerger ermuthigt mich. Ich habe von ihm ein Pröbchen zu spüren bekommen. Persönlich zwar hat Herr Hofrath Wetschl nicht zu berichtigen gewagt, was in Nr. 113 der ‚Fackel' gestanden ist; er weiß zu gut, daß selbst die Butter, die er auf dem Kopfe hat, beim ersten Schritt in die Sonne als Sparbutter entlarvt würde. Und so verfiel er denn darauf, anderen Factoren den Vortritt zu lassen, von denen er mit Recht annehmen konnte, daß sie an der Richtigstellung des in Nr. 113 Behaupteten interessiert sind. Ich hatte erzählt, daß Herr Hofrath Wetschl »die Wohlthätigkeit seines kaiserlichen Herrn für die Ischler Ortsarmen reduciert, daß er die Gaben, die allsommerlich bei allen möglichen Anlässen die Privatschatulle gewährte, auf den fünften Theil ihrer vormaligen Höhe herabsetzt«. Dies war in dem am 26. August in Wien erschienenen, am 27. in Ischl von allen Beamten der kaiserlichen Hofhaltung mit lebhafter Zustimmung gelesenen Hefte gestanden. Ein ganzer Monat vergieng nun, bis mir ein Schriftstück in's Haus gesendet wurde, in welchem mich Herr C. Wiesinger, Bürgermeister und Obmann des Armenrathes von Ischl, — nicht mit Berufung auf den § 19, sondern »im Vertrauen auf meine Loyalität« — um die Feststellung ersucht, daß »nicht allein die früher aus der Privatschatulle Sr. Majestät gespendeten Beträge auch jetzt noch den Ortsarmen sowie den Wohlthätigkeitsinstituten ungekürzt zufließen, sondern überdies auch jene Spenden, welche bis zum Tode Ihrer Majestät aus deren Privatschatulle gewährt wurden«. Ich zweifle keinen Moment an der Richtigkeit dessen, was der durchaus ehrenwerthe Ischler Bürgermeister den Behauptungen entgegenstellt, die man im Orte auf Schritt und Tritt vernehmen kann. Es ist ja auch

Digitized by Google

wirklich möglich, daß die festgewurzelte Ueberzeugung von der Knauserigkeit des Wetschl-Systems Thatsachen, die bloß gerüchtweise entstellt sind, zu notorischen gemacht hat, daß keinerlei Wohlthätigkeit oder nicht gerade die für die Ortsarmen, sondern eine andere, deren Ausmaß der Bürgermeister nicht zu controlieren hat, eingeschränkt wurde. Bezeichnender für Herrn Wetschl als das, was in der ‚Fackel' stand, ist wahrlich, daß es geglaubt wurde, ist die Möglichkeit, daß Gerüchte entstehen und Meinungen sich festsetzen, deren Niederschlag jene vielleicht theilweise irrige Mittheilung war. Die andere, daß Herr Wetschl den Ischler Bäckern, die ehedem drei Kreuzer für die Semmel — die Kaisersemmel — erhielten, »zumuthet, von nun ab noch 14 Procent von dem bürgerlichen 2 Kreuzer-Preise nachzulassen, und einen ähnlichen Handel auch den Fleischhauern des Ortes vorschlägt«, die Mittheilung, daß Herr Wetschl »es so weit kommen ließ, daß Fleischer und Bäcker sich weigerten, der Hofhaltung Fleisch und Brot zu liefern«, ist nicht einmal berichtigt worden. Vielleicht hat der Mann in einem Monat keinen Bäcker oder Fleischer auftreiben können, der ihm den Gefallen erwiesen hätte, an meine Loyalität zu appellieren? Das wäre immerhin denkbar. Und sicherlich würde auch kein Militärmusiker für ihn berichtigen, wenn ich zum Beispiel die Behauptung aufstellte, daß jedes Mitglied der Regimentscapelle, die zur Tafelmusik für den König von Rumänien aus Wien beordert war, zu der ärarischen Löhnung, die das Essen in der Kaserne bezahlt macht, noch 7 Kreuzer erhielt, weil sich nach langem Suchen ein Ischler Gastwirt gefunden hat, der bereit war, der Mannschaft für 25 Kreuzer eine alkoholfreie Mahlzeit zu liefern.

Kunsthistoriker. Sie meinen, daß es an der Zeit wäre, über Klinger's Beethoven, den nun glücklich dem Wiener Parteigezänk, dem Jour- und Journalistengeträtsche entrückten, ein klärend Wort zu sagen. Sie finden es in der »Wissenschaftlichen Beilage zur ‚Germania'« (Nr. 28). In einem Aufsatze über den Reinhartbrunnen Hildebrand's in Straßburg, der »Hraban« unterzeichnet ist, heißt es: »Das letzte Frühjahr hat uns Deutschen noch ein anderes großes Bildhauerwerk beschert, Klinger's Beethoven. Und wenn ein Denkmal zugleich durch die geistige Bedeutung seines Helden wie durch künstlerische Vollendung berufen war, das Volk zu andächtiger Bewunderung um sich zu scharen, so war es dieses, dem Genius Beethoven's geweihte. Man weiß, wie es trotzdem in Wien abgefallen ist. Was Herr Muther in Breslau vielleicht nur aus dem Bemühen, Unvermuthetes zu sagen, sofort verkündete, daß Klinger's Werk nicht zu ihm gesprochen habe, das scheint das allgemeine Urtheil geworden zu sein. Daran trägt aber Klinger die Schuld. Wie konnte er ein Werk, das mit seinem aufs höchste gespannten inneren Leben allein und lautlos gesammelt zu bleiben heischt, von der Wiener Secession in das Bunte Theater und Ueberbrettl schaffen lassen, das die Herren seinetwegen auszupinseln für gut befunden hatten! Diese oberflächlichen Allegorien mit ihren seicht materialistischen Pointen, an denen jeder vorübergehen mußte, ehe er das Standbild selbst erreichte,

Digitized by Google

vergifteten von vornherein alle Seele und alles Kunstempfinden in den Besuchern. Und wie so manchesmal eines Künstlers Werk sich göttlicher erweist als sein Schöpfer, so gieng es auch hier: während Klinger auf die selbstgefälligen Huldigungen der Wiener Secessionisten dankend erwiderte, schwieg sein Beethoven sich gründlich in dieser Umgebung aus. Man muß dieses Werk gesehen haben, als es noch in Klinger's Werkstatt stand! Gewiss, rein künstlerisch genommen, wird es sich nicht mit Hildebrand's Brunnen vergleichen lassen. Hier die Schöpfung eines ganzen Künstlers, dort die eines Mannes, in dem die mächtige Künstlerkraft fast immer mit Gelehrsamkeit und Alexandrinerthum im Kampfe liegt. Aber beide Werke doch hoch über dem Durchschnitt, Werke, die zu dem Besten gehören, für das wir der Kunst unserer Zeit zu danken haben. Trotzdem bei beiden dasselbe Ungeschick gegenüber dem Fühlen des Volkes! Klinger überlässt seinen Beethoven Wiener Juden, um ihn unter das Volk zu tragen; und Hildebrand verlangt von der Volksseele ein allzu Großes an künstlerischer Reife und künstlerischer Verfeinerung.« Der gut conservative und katholische Schriftsteller, der so einsichtig das genial künstlerische Schaffen gegen die verbohrte Auffassung der berufschristlichen Publicistik Wiens in Schutz nimmt, hat bei den »Wiener Juden« wohl nur an den bekannten »goût juif« der Secessionisten gedacht, die als Privatleute zum Theil ja stramm antisemitisch gesinnt sein sollen. Sonst trifft sein Urtheil links und rechts, die Snobs von der Sorte des Herrn Bahr, die sich den Beethoven »aus dieser Umgebung nicht weg«, Klinger nicht ohne Klimt denken konnten, und die Bananen, deren armen Sinn Herr Vergani lenkte. Aber dies Bekenntnis ist sicherlich auch um des Namens willen, den die Chiffre birgt, bemerkenswerth. Ich darf ihn verrathen: An ihn knüpfte der Mommsenrummel, der Streit um die »Voraussetzungslosigkeit« an; Hraban ist Martin Spahn, der Straßburger Historiker.

Lothar-Fanatiker. Paris will nicht länger hinter Hammerfest und Livorno zurückstehen und kann's kaum mehr erwarten, den »König Harlekin« aufgeführt zu sehen. Zwar ist der Thron in Frankreich bereits vor einem Menschenalter gestürzt worden. Aber mehr als je fürchtet man heute seine Wiederaufrichtung, und freudig begrüßt man Herrn Lothar, der sicherem Vernehmen nach dem gestürzten mit revolutionärer Kühnheit ein Bein ausreißen will, auf daß er niemals wieder feststehen könne. Zum Dolmetsch der Gefühle, die Paris Herrn Lothar entgegenbringt, hat sich der ‚Figaro' gemacht, und ihm verdanken wir in den Tagen, da wir von Neid gegen eine Literatur, die selbst durch Zola's Tod nicht verarmt ist, erfüllt waren, die Entdeckung, daß wir in Wien einen Dichter haben, einen großen Verkannten, der in der vielbespöttelten Hebammentasche seines Ruhms die werthvollsten documents humains und im Busen gewaltige dichterische Pläne mit sich herumträgt. Aber den Entdeckungen des Pariser ‚Figaro' haben wir, als er bei der Ankunft des »conseiller impérial« Gottlieb meinte, »einer der größten Staatsmänner der österreichisch-ungarischen Monarchie« sei nach Paris gekommen, misstrauen gelernt, und auch an Herrn Rudolph Lothar's

Digitized by Google

Dichtergröße beginnen wir zu zweifeln angesichts der Irrthümer in der Biographie, durch die der ‚Figaro' sie beweisen will. Daß Herr Lothar »eine der originellsten und anziehendsten Erscheinungen in der Wiener Schriftstellerwelt« sei — der ‚Figaro' bekräftigt die Behauptung durch ein »certainement« —, daß er »eclatante Beweise geistiger Ueberlegenheit« als Dichter, Kritiker und Herausgeber einer Revue gegeben habe, das erhärtet der ‚Figaro' durch die folgenden historischen Daten: Herrn Lothar's dramatisches Erstlingswerk, »Der verschleierte König«, sei in Wien »durch seinen tiefen Idealismus das Signal zu einer mächtigen Reaction gegen den Naturalismus« geworden; die beiden folgenden Dramen, »Der Werth des Lebens« und »Borgia's Ende«, seien »leidenschaftlich gelesen, besprochen und bewundert« worden; Herr Lothar habe »in Oesterreich, Deutschland und Italien unter den zeitgenössischen Dramatikern die größten Erfolge« aufzuweisen; er »redigiert seit langen Jahren das Theaterfeuilleton der ‚Neuen Freien Presse', wo seine Kritiken zu den geschätztesten gehören«, und er hat »die bedeutendsten dieser Kritiken in einer Serie von Bänden, betitelt ‚Dichter und Darsteller' — der ‚Figaro' übersetzt: Poètes et contemporains — gesammelt«; Herr Lothar ist überdies liberaler Politiker und »durch die Kühnheit seiner Polemik berühmt«. Und er hat sich endlich als treuer Freund Frankreichs bewährt und »außerordentlich zur Verbreitung der französischen Literatur in Oesterreich beigetragen, indem er zahlreiche französische Dramen (la Faustin, Izeïl, Pour la Couronne etc.) übersetzte und zur Aufführung brachte«. Noch kürzlich hat er »anläßlich der Katastrophe von Martinique im Burgtheater eine Vorstellung zu Gunsten der Verunglückten veranstaltet«. Für den Fall aber, daß die Pariser noch immer nicht anbeißen sollten, wird ihnen wieder und wieder die schönste Eigenschaft Rudolph Lothars vor Augen gestellt: Er ist ein Freund Frankreichs. . . . Und so kann denn die ‚Neue Freie Presse' in ihrem Abendblatt vom 2. October melden: »Die gestrige Erstaufführung von Lothars ‚König Harlekin' am Odéon fand einen großen Erfolg, welcher insbesondere vom ‚Figaro' constatiert wird. ‚Figaro' reproduciert die große Scene des zweiten Actes, in welcher die blinde Königin erkennt, daß nicht ihr Sohn es ist, der vor ihr steht. . . .« Wie voraussetzungsvoll doch diese Wissenschaft ist! Jedes Kind in Hammerfest und Liverno weiß, welche Scene gemeint ist. Das hat man wie Shakespeare und Schiller inne. . . . »Insbesondere« constatiert also der ‚Figaro' den großen Erfolg! Wie urtheilen aber die anderen Pariser Blätter? Und wie die reichsdeutschen Zeitungen, die sich für ausländische Theaterereignisse interessieren? Im ‚Berliner Börsencourier' vom 1. October muß ich tief erschüttert die folgende Notiz finden: »Ein Telegramm aus Paris meldet uns: Trotz vorarbeitender Reclame erregte Rudolph Lothars ‚König Harlekin' hier bei der Generalprobe im Odéon Langeweile und Ermüdung.« La vérité est en marche.

Inserent. Schon einmal war hier davon die Rede, daß jeder, der bei Herrn Wilhelm Singer annonciert, gewärtig sein kann, von Herrn

Digitized by Google

Lippowitz bei den Rockschößen gefasst und in dessen Laden gezogen zu werden. Nun versendet dieser aufmerksame Geschäftsmann besondere Einladungen, die den folgenden drolligen Text enthalten: »Das ‚Neue Wiener Journal' veröffentlicht die unter den Rubriken »Offene Stellen« und »Stellengesuche«, sowie »Wohnungsvermietungen« und »Wohnungsgesuche« annoncierten Inserate an allen Wochentagen völlig kostenlos. Wir ersuchen Sie, mit Berufung auf diese Neuerung, die geeignet ist, eine Art Centralstelle für den Dienstpersonal- und Wohnungsverkehr zu schaffen, uns bei Vorkommen alle in diese Rubriken fallenden Inserate zuzusenden. Die Veröffentlichung des betreffenden Inserates erfolgt, wie gesagt, völlig kostenlos, und wir berechnen Ihnen nur die Einschreibgebühr von 60 Hellern für jede Einschaltung, die Sie in Briefmarken einzusenden belieben.« Postscriptum: »Bei Inseraten über 6 Zeilen ist die doppelte Einschreibegebühr zu entrichten, bei solchen über 12 Zeilen die dreifache und so fort. Das Recht zur Einschaltung steht Jedermann zu, also auch Nicht-Abonnenten des ‚Neuen Wiener Journal'.« Wer nun dieses »Recht« ausnützen will, hat eine Zuschrift an das ‚Neue Wiener Journal' zu richten, deren Textierung ihm also empfohlen wird: »Auf Grund der mir gemachten Zusage ersuche ich um kostenlose Aufnahme des folgenden Inserats im »Kleinen Anzeiger« des ‚Neuen Wiener Journal' und sende die Einschreibgebühr von 60 Hellern in Briefmarken einliegend.« — In einer Anpreisung der Vorzüge des Blattes, die der Einladung beigeschlossen ist, wird darauf hingewiesen, daß das ‚Neue Wiener Journal' »in der bevorzugten Lage« sei, »oft die wichtigsten Mittheilungen vor der Publication in den anderen Wiener Blättern zu veröffentlichen«. Daß es nicht selten auch in der bevorzugten Lage ist, die wichtigsten Mittheilungen nach anderen Blättern zu veröffentlichen, mußte den Lesern nicht erst besonders versichert werden. Von dem Feuilleton heißt es dagegen ausdrücklich, es bringe »nur Originalarbeiten«. Gewiß, Originalarbeiten waren sie einmal alle, die vordem in anderen Blättern gestanden sind, und Herrn Lippowitz' Schere beraubt sie ihrer Jungfräulichkeit nicht, wenn sie so vorsichtig ist, auch den Vermerk »Nachdruck verboten« mitauszuschneiden.

Detectiv. Bei der Suche nach dem Defraudanten Jellinek hat man sich — leider ohne Erfolg — auch der Neuen Freien Geographie bedient. Am 27. September meldete unser Blatt aus St. Pölten: »Hier circulierte das Gerücht, daß man die Leiche Jellinek's aus der Donau gezogen habe. Bei der Hebung eines Donau-Lastschiffes, das zwischen Traismauer und St. Pölten untergieng, war die Leiche eines Mannes in steierischer Tracht gefunden worden«.

Literarhistoriker. Der Humorist der ‚Deutschen Zeitung' veröffentlichte neulich »Erinnerungen an Ludwig Anzengruber«, und in der Feuilletonserie dritter Folge ward uns der Dichter in seiner Thätigkeit als Leiter des Witzblattes ‚Figaro' vorgestellt. Eine pietätvolle Feder hat hier den Dichter des »Vierten Gebot« nicht nur als Weinbeißer trivialster Sorte geschildert, sondern auch ausgeführt, daß er »gewöhnlich

Digitized by Google

seine zwei Theeschalen guten, starken Kaffee« trank. Sonstige Charaktereigenschaften Anzengruber's? Herr Masaidek war nicht nur Zeitgenosse, sondern auch Redactionscollege des Dichters und hatte einmal einen Artikel geschrieben, der dem Leiter des ‚Figaro' eine Duellforderung eintrug. Anzengruber aber sagte zu dem Mitarbeiter, der sich mit ihm über diese Angelegenheit berieth: »Wann i wüßt' — der S..... is vielleicht feig und kneift aus, wann i die Forderung annimm!« ... Der Artikel ist, wie gesagt, eine pietätvolle Erinnerung an Anzengruber. Was Herr Ofenheim gethan, ist weitaus schlimmer. Von ihm behauptete die antisemitische Tagespresse, er habe Herrn Dr. Lueger gefordert, weil er dessen Duellgegnerschaft kannte.

Orientalist. Die ‚Neue Freie Presse' scheint es jetzt direct darauf abgesehen zu haben, der ‚Cantoren-Zeitung' die Leser abspenstig zu machen. Zwei Artikel über den so oft angekündigten 70. Geburtstag des Präsidenten der israelitischen Cultusgemeinde, jenes andern Klinger, der nicht zu verwechseln ist u. s. w., mit Aufzählung aller Gratulanten, Einstreuung fremdartiger Worte wie »Chewra-Kadischa«, »Bne-Brith«, Meldung, daß die türkisch-israelitische Gemeinde durch den »Chacham Papo« (was ist das?) eine Adresse überreichen ließ (66 und 82 Zeilen). Ausführlichste Schilderung der Familienscenen, die sich bei dem Begräbnis des Defraudanten Jellinek abgespielt haben (116 Zeilen). Alfred Dreyfus im Trauerhause Zola's (47 Zeilen). Zahlreiche Telegramme über das Nachspiel zur Konitzer Mordaffaire u. s. w. ... Welche Fülle! Aber der kleine Irrthum in dem Capitel Zola darf nicht übersehen werden: Was verschuldete den Tod des Dichters? Ein ganz kleines Kohlenfeuer. Der Diener hatte, wie die ‚Neue Freie Presse' mittheilt, bloß »einige Boulets — das sind ovale Kugeln, die aus Kohlenstaub hergestellt werden — entzündet«. Aber, aber! Ovale »Kugeln« gibt's doch nur in der rituellen Küche; die anderen Kugeln sind immer kugelrund ... Nicht oft tritt übrigens ein Ereignis ein, das der ‚Neuen Freien Presse' so familiäre Töne erpresst, wie die Affaire Jellinek. Man erinnere sich an die schönen Ueberschriften: »Pollak ist an Allem Schuld!«, »Jellinek ist an Allem Schuld!« u. s. w. Wie intim sich das anhörte! Und die Rückblicke auf die Wirksamkeit des einen und des andern: »Pollak kam auf Rechnung der Verwandtschaft auch sehr fleißig in die Länderbank, rief sich den Cousin Jellinek zum Schalter...« und Jellinek's bekannter Familiensinn zeigte sich darin, daß er »seine Schwester ausheiratete« ... Es waren aufgeregte Tage. Und die Aufregung entlockt Naturlaute, deren sich ein für Assimilation schwärmendes Blatt in ruhigeren Zeiten vielleicht schämt.

Auf zahlreiche Anfragen. Aus der ‚Neuen Freien Presse' vom 30. September war infolge eines Druckfehlers nicht mit voller Klarheit zu entnehmen, wer die ersten Besucher waren, die auf die Nachricht von Zolas Tode in das Haus der Rue Bruxelles eingedrungen sind. Eben erst waren der Arzt und der Polizeicommissär ins Sterbezimmer getreten, Zolas Körper wurde gewaschen, und hinter einem Vorhang, dicht neben dem Divan, auf dem die Leiche ruhte, lag Frau Zola

Digitized by Google

röchelnd da. Ein Doppelbild aus dem Privatleben, so des Grauens und der Verzweiflung voll, daß der bloße Gedanke an die Anwesenheit neugieriger Fremder peinlich berühren muß. Wer war dennoch anwesend? Natürlich »Ihr Correspondent«, der liebe, in Wochenstuben und Sterbezimmern gleich heimische Berthold Frischauer. Und wer außer ihm? Dem Druckfehlerteufel, der's nicht glauben wollte, verdanken wir die Kunde, daß mit Herrn Frischauer auch ein »Dr. Loih—r aus Wien, der seit einigen Tagen hier weilt,« sich in aller Früh zwischen dem todten Zola und der röchelnden Gattin zu schaffen machte. Wer nur dieser Dr. Loih—r sein mag? Sie vermuthen, daß statt des i ein t und in die leere Stelle ein a zu setzen ist? Ja, aber wie kriegen Sie denn dann das Wort »Spitzer« heraus?

Irrenwärter. Der leitartikelnde Schmock der ‚Neuen Freien Presse' ist durch den Tod Zola's um den letzten Rest von Besinnung gebracht, und wie bei der Frau Jellinek durchbebt nicht nur »ein convulsivisches Zucken« seinen Körper, sondern auch »ein starker Fieberfrost und heftiges Schluchzen entrangen sich der Brust«. Solches geschah am 4. October. »Es wird ein Plebiscit sein, das sich da in Gestalt des feierlichen Begräbnisses eines großen Franzosen vollzieht. . . . Die Freisinnigen von Paris wenden sich an das Volk, der Geist Zola's schreitet ihnen voran. Ein Todter kämpft an ihrer Spitze, und es wäre nicht das erstemal in der Geschichte, daß unter solcher Führung ein großer Sieg errungen wird. Darum wird das Begräbnis Zola's mehr sein als die Todtenfeier eines großen Schriftstellers. . . . Es wird eine demonstrative Heerschau des französischen Liberalismus sein, der die Zeit für gekommen hält, den Nationalisten eine entscheidende Schlacht zu liefern an der Bahre eines Helden . . . Und das wird nicht bloß ein schicksalsvolles Ereignis für Paris und Frankreich sein. Die Freisinnigen in aller Welt werden ein hinreißendes Schauspiel erblicken, ein Schauspiel tapferer Ermannung, dem nachzueifern sie selbst den dringendsten Anlass haben.« Dieses Delirium spielte sich am 4. October auf der ersten Seite der ‚Neuen Freien Presse' ab. Blättert man um, so findet man genau hinter jenen Zeilen das folgende Telegramm: »Paris, 3. October. Um der Leichenfeier Zola's rein literarischen Charakter zu wahren und von derselben die Politik vollständig auszuschließen, wurde der Wunsch des Socialistenführers Jaurès, am Grabe Zola's zu sprechen, abgelehnt. Zola soll nur als Schriftsteller gefeiert werden. Madame Zola legt den größten Werth darauf, und auch die Freunde Zola's kennen die Abneigung des verstorbenen Dichters gegen die Politik . . . Sein Bild bleibt reiner, wenn die Tagespolitik und der Kampf der Parteien von der Leichenfeier ferngehalten werden«. — So hat sich ein tobsüchtiger Schmock selbst zur Besinnung gebracht, und es bedarf nicht mehr der Zwangsjacke.

Herrn J. Singer, Herausgeber der ‚Zeit'. Geben Sie's auf!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

118 Erschienen am 17. October 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", III. Hetzgasse 4.

Digitized by Google

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.–
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M.	7.–
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien III. Hetzgasse 4.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 17.

Digitized by Google

DIE FACKEL

NR. 118 WIEN, ANFANG OCTOBER 1902 IV. JAHR

DIE NEUE ZEITUNG.

Haben Sie nicht den Salo Cohn geseh'n? Er ist unter die Anticorruptionisten gegangen und hat gestattet, daß sein Sohn sich als Geldgeber an jenem Unternehmen betheilige, mit dessen Gründung eine neue Aera des österreichischen Zeitungswesens anbrechen soll . . . Ich ringe nach Worten und bekenne wieder einmal die Ohnmacht satirischer Betrachtung, die sich vergebens müht, den grandiosen Humorcontrasten der Wirklichkeit literarischen Ausdruck aufzuzwingen. Denn das difficile est satiram non scribere ist allemal eine hochmüthige Ausrede derer gewesen, denen es schwer fiel, eine Satire zu schreiben. Wo aber das Leben dem übertreibenden Humoristen nichts mehr übrig gelassen hat, wo es Pointen sprüht und Antithesen druckreif gestaltet, da ist alles andere leichter als eine Satire schreiben. Und so bleibt dem Unglücklichen, von dessen Temperament man's dennoch erwartet und in dessen Antlitz man die jedem Ereignis entsprechende Hohnfalte sehen will, nichts übrig, als trocken zu erzählen, wie alles sich begeben hat.

Im Anfang war die ‚Fackel'. Die entzündete sich an dem brennenden Gefühl von der Nothwendigkeit, die österreichische Leserwelt über das verderbliche, geistfälschende und eigenthumsgefährliche Wirken der österreichischen Presse aufzuklären, die Suggestion, die die Gehirne den Druckschwärzern der öffentlichen Meinung auslieferte, zu zerstören und

Digitized by Google

die falschen Werthe, die das Walten der Journaille in unser sociales, künstlerisches und wirtschaftliches Leben gebracht hat, aus dem Curs zu peitschen. Welchem Chaos wir zusteuern, wenn dieser Geist, der die Uebel der Welt nicht angreift, sondern mit Annoncen verhüllt, seine verpestende Wirkung weiter üben soll, welch' ein Abgrund sich dem culturfähigen österreichischen Volksthum öffnet, das außerhalb einer infamen Presse kein Forum geistiger Aussprache besitzt, und wie alles Künstlerische und alle Eigenart schaffender Persönlichkeit verderben muß, wenn sie bloß dazu dienen soll, den Schmutz corrupter Absichten zu überglänzen und deren Gefährlichkeit zu vergrößern —: Das alles sollte die ‚Fackel' furchtlos sagen, an den täglich erscheinenden Beweisen klar machen. Und jener Beschränktheit zum Trotz, die den schmerzlosen Angriff auf die »Institutionen« predigt, glaubte sie im eigentlichen Sinne »positiv« zu wirken, glaubte sie der Allgemeinheit wirksamer zu dienen, wenn sie deren typische Schädlinge hinter der spanischen Wand hervorzog, so da »Gesellschaftsordnung« heißt. Mochten Dummköpfe oder Spitzbuben, die von der Verkleinerung meiner Tendenzen die Schwächung meiner Ausdauer erhofften, hundertmal die Lügenmär verbreiten, es handle sich um einen »Feldzug gegen einzelne Journalisten«, um eine Revanche, die verletzte Eitelkeit und unbefriedigtes Streben an den Verwaltern der Futterkrippe nehmen wolle, das Publicum sah dankbar mit denselben Augen, die nun von der Binde befreit waren, die Summe verwundeter Renommées sich zu dem Gesammtbild des großen Feindes »Presse« verdichten. Nur einer Täuschung hat die ‚Fackel' nicht leben wollen: daß sie den materiellen Besitzstand dieses Feindes verringern könne. Nicht zu den Abonnenten der großen Tagespresse sprach sie, sondern zu den Lesern; diese aufzuklären, schien ihr erreichbar, nicht: jene abzutreiben. Kein »neues Blatt«, aber — daß die

Digitized by Google

alten mit anderen, helleren Augen gelesen würden, sollte die Frucht meines Mühens sein. Daß die bestehenden bezahlte Agenten aller Corruption, daß ihre Meinungen tarifmäßig inseriert sind, sollte die Oeffentlichkeit erkennen lernen, und sie sollte gewöhnt werden, die Quellen geistigen Lebens wieder außerhalb des journalistischen Seuchenherdes zu suchen. Hier mußte wirklich »alles ruiniert« werden; denn jeder Versuch, die Tagespresse literarisch zu heben, würde der heillosen Schlechtigkeit ihrer ethischen Natur nur eine höhere Weihe geben. Die Mündigkeit der Leserwelt anderer Länder zu ersehnen, die ihre Publicisten bloß als Melder von Thatsachen, nicht als Urtheilsbildner gewähren läßt, die Presse geistig auszudünsten, damit die Literatur aus ihr und von ihr befreit werde, damit sie selbstherrlich wieder, und ohne ihr Bestes um Zeilenlohn zu prostituieren, zum Volke spreche: — das durfte jenem Kampfe ein Ziel sein. Und war's nicht zu erreichen, so war doch viel gethan, wenn's immer von neuem ausgesteckt wurde. Anders lesen, nicht ein anderes Blatt lesen. Nicht in Andacht erschauern, wenn vorne Meyer und Mendel im Wir-Ton von den Idealen des Deutschthums und den Segnungen der Freiheit predigen, sondern erkennen, daß Deutschthum und Freiheit, Meyer und Mendel nur die Mauer machen, damit hinten umso ungestörter Herr Löwy einen Raubzug auf die vor Respect offenen Taschen rüste . . . Haben wir's nur erst so weit gebracht, dann mag mit dem Credit der Leser auch die Gunst der Brotgeber sinken, dann ist der Boden bereitet, auf dem eine harmlose Nachrichtenpresse jenen bescheidenen Nothwendigkeiten, die nicht der Drang nach geistiger Erholung schuf, dienen kann.

Im Anfang war die ‚Fackel'. Aber da kamen zwei betriebsame Herren aus dem Osten des Reiches und sahen, daß es gut war, ein Programm zu vollstrecken, das sie weder mit ihrem Herzen noch mit ihrem Ver-

Digitized by

stande erfassen konnten. Sie wollten auf dem Felde, das ich eben erst gelockert, Ernte halten. Sie glaubten ihr elendes Termingeschäft schon entrieren zu können, da kaum noch der Same aufklärender That ins Erdreich gesenkt war. Die österreichische Welt hatte eben begonnen, sich an den Ekel vor der ‚Neuen Freien Presse' zu gewöhnen. Doch welcher Psycholog würde die Anziehungskraft eines neuen Gefühls, in dem man wie in einem neuen Kleid umherstolziert, unterschätzen! Sie alle, die früher athemlos den pythischen Offenbarungen des Schmockthums gelauscht, werden sich jetzt ihrer Selbständigkeit erfreuen wollen, und eine Zeitung, die an Verächtern gewinnt, verliert darum nicht an Abonnenten. Aber selbst dieses gesunde Verhältnis zwischen Presse und Publicum scheint noch lange nicht erreicht, und sicherlich gibt es noch ungezählte Gläubige, denen der Posaunenton eines liberalen Leitartikels nicht eingefroren klingt. Ja, vielleicht hat man überhaupt, da man das Lachen in den vordersten Reihen hörte, die Möglichkeit einer Emancipierung überschätzt, vielleicht behält mein eigener Pessimismus Recht, der sagt: Die ‚Neue Freie Presse' wurzelt zu tief im Geistesschlamm der österreichischen Gegenwart, und kein Axthieb vermag, keine Concurrenz die alten Bande zu lockern. Erhabene Corruptionstypen, Erscheinungen wie die Benedikt und Bacher, sind zu organisch aus ihrer Zeit herausgewachsen, haben es zu gut verstanden, die Sprache ihrer Gesellschaft zu sprechen, sind zu lange Führer und Repräsentanten gewesen, um ihren Einfluß kurzer Hand an ein paar Maulmacher einer dürftigen Honorigkeit abzugeben. Wäre dieser Verderbtheit nicht ein Zug ins Große eigen, sie wäre nicht des Kampfes werth, dessen Wirkungen überschätzen seinen Ernst unterschätzen heißt. Ich will nicht, daß die Talentlosigkeit mir zu Dank verpflichtet ist, und weise die in geheimen Circularen enthaltene Berufung auf die »Kampfschriftenliteratur«, die das Ansehen der ‚Neuen Freien Presse' erschüttert

Digitized by Google

habe, mit der Indignation des Missverstandenen zurück, der sich neben den Pflichten ethischer Säuberung auch ein Recht auf ästhetische Reinlichkeit gewahrt wissen will und der grimmiger als den Feind einen compromittierenden Bundesgenossen hasst. »Habe ich darum Felsen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht, bin ich darum gegen alle Instincte der Menschheit rebellisch worden« — gegen alle liberalen Instincte nämlich —, daß mir zuletzt Herr Isidor Singer »durch meine künstlichsten Plane tölple«? Für ihn habe ich das Ansehen der ‚Neuen Freien Presse' wahrlich nicht erschüttert, und weil die publicistische Spottgeburt von Dreck und Feuer zu Jahren gekommen ist, sollen wir uns mit dem aus Tugend und Langweile geformten Balg befreunden, der vor vierzehn Tagen schreiend das Licht erblickte?

Wenn die »Anständigkeit«, die uns programmatisch ins Ohr gebrüllt wurde, glaubwürdig wäre, so wäre sie's nur, weil ihre Verkünder zur Unanständigkeit zu talentlos sind. Aber sicherlich war der Oeffentlichkeit nie zuvor ein widerlicherer Anblick geboten worden als der einer Jungfrau, die fortwährend ihre Unberührtheit demonstriert und nebenher noch versichert, daß sie auch etwas Vermögen habe. Wir sind »das anständige Blatt, das über ausreichende Geldmittel verfügt, um leben und gedeihen zu können«! Wir sind ehrlich und unabhängig; denn wir haben ein Capital von »zwei Millionen Kronen«. Natürlich ist es uns »in uneigennütziger Absicht« zur Verfügung gestellt worden. Wer's nicht glaubt, kann sich aus den beim k. k. Handelsgericht erliegenden Statuten davon überzeugen. Wir werden unerschrocken reden, »wo andere Blätter schweigen, vertuschen oder beschönigen müssen«. Denn wahrlich, wir hätten viel zu verschweigen, zu vertuschen und zu beschönigen, wenn wir — von unseren Geldgebern nicht unabhängig wären! Wir sind es doch? Die Freunde des Herrn Taussig, die freudig zur Kränkung des Benedikt'schen Blattes ihr Scherflein

gaben, die Zucker- und Textilleute, denen der Kampf gegen die Corruption an sich erwünscht ist, Herr Salo Cohn, der sich schon seit dem schwarzen Freitag in Sehnsucht nach einem Blatte verzehrt, das nichts vertuscht und nichts beschönigt, und endlich jener unerschrockene Faiseur, der es sicherlich vertragen würde, wenn man die Herkunft seiner Millionen bei Auerlicht betrachtete, — keiner von ihnen, keiner wird Herrn Isidor Singer ein Opfer zumuthen, das dieser nicht, sagen wir: freiwillig zu bringen sich gezwungen sieht. Daß, wie man raunt, auch Herr v. Bilinski die ‚Zeit' unterstützt, glaube ich nicht. Ihre Unabhängigkeit von ihm bethätigt sie ja auf ganz andere Weise. Sie hat einfach seinen Hausjournalisten als Redacteur engagiert, jenen gewandten Galizianer namens Obogi, der wohl wider seinen Willen so lange als Versuchsobject österreichischer Parlamentscorruption und Aemterprotection herhalten mußte. Man sehe, was in der Redaction eines unabhängigen Tagblattes Raum hat! Herr Obogi leitete in Wien eine »Möbelzeitung« und bediente gleichzeitig den Polenclub in galizischen Blättern. Da zog Herr Bilinski in die leitende Stellung bei den österreichischen Staatsbahnen ein, und Herr Obogi ward über fünfhundert Köpfe verdienter Beamter zum Vorstand des Freikartenbureaus gemacht. Bilinski wird Finanzminister, Obogi Ministerialbeamter. Bilinski wird Gouverneur der österreichisch-ungarischen Bank, Obogi »technischer Consulent«, das heißt: Chef jener Abtheilung der Bank, in der die Pauschalien für die Zeitungen bemessen werden. Nun ist Obogi — er hat als »Beamter« viel freie Stunden — innerpolitischer Redacteur der ‚Zeit' geworden. Sollte daraus folgen, daß Herr Bilinski dort vor ihm Einfluß gewonnen hatte? Oder könnte da einmal umgekehrt Obogi für Bilinski thätig sein? Wie dem immer sei, ein Humor, an den kein satirisches Bemühen hinanreicht, liegt in dieser Methode, seine corruptionsfeindliche Gesinnung zu zeigen: man

Digitized by Google

nimmt nicht Pauschalien, sondern — gleich den Pauschalienvermittler selbst. Zweimal hatte Herr Bilinski — zur Freude der Wiener Concordiapresse — den Bock zum Gärtner gemacht. Da kam Herr Kanner, und machte den Gärtner wieder zum Bock.

Ich kann mir, wenn ich alle programmatischen Betheuerungen nicht für bare Heuchelei halten soll, die Zusammensetzung der neuen Redaction nur mit jener perversen Gewissenhaftigkeit erklären, welche die vielberufene Corruption vorerst einmal in der Nähe studieren will, bevor sie sie ausrottet. Nur so klingt der Ausruf entschuldbar, den Herr Isidor Singer that, da ihn jemand vor einem übelbeleumundeten Mitarbeiter warnen wollte: »Der Mann muß um jeden Preis gehalten werden!« Und flugs, heißt es, seien auch alle unsauberen Schulden für den Unentbehrlichen gezahlt worden . . . Oder sind die Herren Singer und Kanner auch hier wieder die Opfer missverstandener ‚Fackel'-Lehren? Sie haben so oft die Klage vernommen, daß im Bereich der Wiener Publicistik auch Talent und Charakter den schlechten Absichten der Zeitungsbesitzer frohnden müssen. So mochten sie denn hoffen, daß man an die Lauterkeit ihres Beginnens glauben werde, wenn sie ein paar zweifelhafte Ehrenmänner und recht viele Nichtskönner der guten Sache gewinnen. Was die Nichtskönner anlangt, so scheint ihr numerisches Uebergewicht gegenüber den Ehrenmännern sie in kürzester Frist in Stand gesetzt zu haben, dem Blatte ihre Physiognomie zu geben. Nie sind Farblosigkeit und Temperamentmangel lebhafter zum Ausdruck gebracht worden als in dem Werk, das die Herren Singer und Kanner einer überraschten Welt erschufen. Gewiss, die ‚Zeit' ist langweilig, ledern und uninteressant. Aber sie bietet, weil sie publicistische Individualitäten in reinster Gestaltung zeigt, einen durchaus harmonischen Eindruck. Und wie hier das Aeußere zum Innern passt, wie die unübersichtliche Eintheilung des Ganzen,

die Geschmacklosigkeit der Ausstattung, die Dürftigkeit des Drucks sich zur Hülle schließen, in der organisch der administrative Verstand des Herrn Isidor Singer, das Rebellenthum des Hofraths Burckhard und der politische Witz des Herrn Kanner ruhen! Fast erdrückt von der Fülle des Armseligen, die uns die leitenden Geister bieten, werden wir kaum imstande sein, den »Weltpredigten«, die der auf Wien losgelassene Herr Otto Julius Bierbaum allsonntäglich abhalten wird, dankbar zu lauschen. Staunt Oesterreich oder gähnt es? Herr Singer sieht nur, daß es den Mund offen hält und verzeichnet diesen Erfolg in jeder Nummer. Nicht die unfähige Expedition sei schuld, daß die Morgenausgabe Mittags den Nicht-Abonnenten Wiens noch nicht zugestellt war, — sondern die Ungeduld der Bevölkerung, die den Austrägern die noch druckfeuchten Exemplare aus den Händen riss. Aber als Herr Singer sah, daß die Expedition nicht besser und die Ungeduld nicht heftiger wurde, erfand seine Großmannssucht eine Verschwörung, welche die für ihre Existenz zitternden Herausgeber der anderen Blätter gegen das seine angezettelt hätten und deren Executivorgane von Wohnungsthür zu Wohnungsthür giengen, um die ‚Zeit' zu — stehlen. Als grollender Unterton klang in dieser Schauerballade der Vorwurf für die Wiener Bevölkerung mit, daß sie so unklug sei, die ‚Zeit' vor ihren Wohnungsthüren liegen zu lassen . . .

»An Stelle des breiten, phrasenreichen, von falschem Geist und unverkennbarer Selbstgefälligkeit triefenden Stils, der, in den westeuropäischen Culturländern längst überwunden, nur noch bei uns und in Osteuropa geschrieben wird, wird ‚Die Zeit' eine ehrliche, klare, jedermann verständliche Sprache führen.« So stand es in dem berühmten Programmentwurf, mit dem Herr Singer uns den Mund wässern machte. Ob die ‚Zeit' die »verständliche Sprache«, die sie führen will, auch dem Publicum und nicht

Digitized by Google

bloß den Banken und Actiengesellschaften gegenüber, an die sie ein Gesuch um Einsendung der Bilanzen ergehen ließ, führen wird, läßt sich heute noch nicht beurtheilen. Aber schon jetzt läßt sich erkennen, daß an die Stelle des »falschen Geistes« wirklich etwas getreten ist, das wie echte Geistlosigkeit aussieht, und wenn's auch mit der westeuropäischen Sprachcultur noch ein wenig zu hapern scheint, so mag man doch die Ablösung des blumigen Schmockstils der alten Blätter durch die nüchterne Mauschelweis der Herren Singer und Kanner als eine Reformthat empfinden: »Um was wir Sie bitten«, appellierten die beiden Bahnbrecher an ihr Publicum, »ist nur, daß Sie die Probenummern aufmerksam lesen und prüfen. Wir sind überzeugt, daß Sie dann ganz von selbst die ‚Zeit' auch abonnieren werden« ... Gibt es sonst noch Neuerungen zu verzeichnen? Nicht eben viele. In der Politik bedeutet die ‚Zeit', die Tag für Tag Interviews mit deutschliberalen Größen bringt und einem politisch denkunfähigen Leserkreis die Ergüsse der Prade und Gross als ernstzunehmende Ereignisse aufschwatzen will, einen Rückfall in jene Ueberschätzung parlamentarischer Leeres-Stroh-Drescher, von der man nach fünf Jahren der Parlamentskrise endlich auch die verbohrtesten Verfassungsfreunde geheilt wähnte. Daß aber Herr Kanner, der's früher bloß wöchentlich einmal nicht wußte, jetzt täglich und täglich zweimal nicht weiß, was er will, das zu verfolgen ist für die Leser viel weniger kurzweilig, als er selbst es sich vorgestellt haben mag. Klar steht ihm immer noch einzig das Ziel vor Augen, österreichische Minister zu stürzen. Wie er's erreicht, ist ihm gleichgiltig, und hell auflachend haben neulich die Leser der ‚Zeit' von den folgenden zwei Methoden vernommen, deren eine Herr Kanner selbst am 5. October, deren andere Herr Dr. Lecher zwei Tage später practicierte:

Digitized by Google

Die Armee eines Staatsmannes ist die öffentliche Meinung. Diese hat zwei Instrumente, durch die sie in Action treten kann: das Parlament und die Presse. Da aber in Oesterreich das Parlament nicht als der vollgiltige Ausdruck der öffentlichen Meinung anzusehen ist, so bleibt eigentlich nur die Presse, durch die sich eine Regierung in Fühlung mit den wirklichen Kräften des Volkslebens erhalten kann. Nun erinnere man sich nur der Zustände der jüngsten Woche, um zu beurtheilen, inwieweit Herr v. Koerber von der einzigen ihm zu Gebote stehenden Waffe Gebrauch gemacht hat. Volle acht Tage haben die österreichischen und ungarischen Minister theils für sich, theils gemeinsam, theils unter dem Vorsitz des Monarchen berathen; nicht ein Sterbenswörtchen aber von dem, was besprochen wurde, ist in die Oeffentlichkeit gedrungen ... Die Minister haben ihr Wort gehalten und unverbrüchliches Stillschweigen gewahrt. Das ist vom Gentlemanstandpunkt betrachtet nur correct. Vom politischen Standpunkt betrachtet aber war es falsch und in der Lage des Herrn v. Koerber ein geradezu unbegreiflicher Fehler, das Versprechen der Discretion überhaupt zu geben ... So hat der Beamtenminister, der eine vertrauensvolle Majorität nicht hinter sich hat, aus rein absolutistischem Princip heraus auf die einzige Unterstützung verzichtet, die er hätte haben können, auf die der wohlunterrichteten breitesten Oeffentlichkeit ... Daß er aber die Position Oesterreichs von vornherein durch seine unverbrüchliche Wahrung des Amtsgeheimnisses verschlechtert hat, das wird ihm

Nicht mit Gründen und Ziffern werden die Majoritäten des Herrn v. Koerber gewonnen, sondern durch Geschenke an Parteien und Wählerschaften und vor allem durch eine unfassbare, aber unermüdliche Stimmungmacherei von Mann zu Mann. Diese Taktik des Herrn Ministerpräsidenten muß man sich vor Augen halten, wenn man seine bisherige Ausgleichscampagne würdigen will. Er legte es von Haus aus gar nicht darauf an, von Ungarn irgend einen sachlichen Erfolg wirklich und in der That zu erringen. Sonst hätte er über seine Geschäfte mit Herrn v. Szell viel reineren Mund halten müssen. Soll Ungarn eine reelle Concession machen, dann kennt Herr v. Koerber die psychologischen Gründe ganz gut, warum solche Zugeständnisse nicht als Sieg und Beute der verrufenen »Schwaben« ausgepriesen werden dürfen. Ihm war es lediglich um den Theaterkampf zu thun, um die Pose des todesmuthigen Fechters, um den stichwortbereiten Beifall der Menge. Es war ein richtiger »Wirbel«, wie man in Wien sagt; sein Zweck: nicht die Einschüchterung Ungarns, sondern die Täuschung der öffentlichen Meinung in Oesterreich. Alle die streitbaren Reden, die zornsprühenden Leitartikel, die trennungslüsternen Resolutionen haben — freiwillig oder unfreiwillig — die Spur des § 14-Ausgleichs aus dem Jahre 1899 verwischt. Der Cabinetschef war darauf aus, die leichtsinnigen Oesterreicher auf das Bankprivilegium, auf die finanziellen Abmachungen, auf die Verzehrungssteuerfragen, auf den Ueberweisungsverkehr vergessen zu machen. Das ist anscheinend gelungen. Wenn er das Zoll- und

Digitized by Google

nicht verziehen werden. Das absolutistische Amtsgeheimnis war auch in diesem Falle die sicherste Bürgschaft des Misserfolges.

Handelsbündnis und den Zolltarif durch den Reichsrath gelotst haben wird, dann wird Press-Koerber die Losung ausgeben: Der Ausgleich ist fertig! und des Jubels wird kein Ende sein.

Im wirtschaftlichen Theil scheint die ‚Zeit' eine würdige Nebenbuhlerin der ‚Neuen Freien Presse' werden zu wollen. Aber ich denke nichts Uebles und bin überzeugt, daß nur Dummheit und nicht Schlechtigkeit diesen Ehrgeiz fördert. Drei Tage vor dem Erscheinen der ‚Zeit' hatte die ‚Neue Freie Presse' die Sensationsnachricht gebracht, der Finanzminister Witte beabsichtige, den deutsch-russischen Handelsvertrag zu kündigen, und am nächsten Morgen schrieb sie mit Genugthuung im Börsebericht: »Die ungünstigen Situationsberichte aus New-York, sowie die Meldung von der beabsichtigten Kündigung des deutsch-russischen Handelsvertrages haben bei Aufnahme des heutigen Verkehrs einen stärker verstimmenden Einfluss geübt.« Die Nachricht ist vierundzwanzig Stunden später dementiert und von der ‚Neuen Freien Presse' ohneweiters zurückgezogen worden. Aber der Zweck war erreicht. Die ‚Zeit' hat von der Meisterin gelernt. In ihrer ersten Nummer bringt sie eine ebenso sensationelle, ebenso unrichtige Meldung über die Verstaatlichung der Staatseisenbahn, und im Abendblatt vom selben Tage rühmt sie sich in westeuropäischem Deutsch: »Die heutige Vorbörse eröffnete in ziemlich schwacher Haltung, und gieng diese Tendenz namentlich vom Bahnenmarkt aus, da die Börse von dem bekanntgewordenen Offert der Regierung an die Staatsbahn nicht befriedigt war.« . . . Wirklich Neues hat bisher nur der Annoncentheil gebracht. Man konnte am 1. October den Essai einer Kaffeefirma lesen, die gegen die von Ungarn geforderte Erhöhung des Kaffeezolls protestierte. Es ist offenbar, daß man es hier mit einer vielversprechenden Neuerung zu

Digitized by Google

thun hat: Das handelspolitische Ressort wird mit dem Inseratentheil verbunden und die Bekämpfung des autonomen Zolltarifs nach Quadratcentimeter an zahlungskräftige Firmen verpachtet. Gegen höhere Viehzölle lässt man Viehcommissionäre sachverständig argumentieren, und die Schädlichkeit von Rohstoffzöllen kann am besten in Annoncen von Textilindustriellen bewiesen werden. Da die ‚Zeit' ausdrücklich erklärt, die Verantwortung für ihre Inserate zu übernehmen, steht der Ueberlassung eines wichtigen redactionellen Pflichtengebiets an die Inserenten nichts im Wege, und die Anständigkeit des Inseratentheils macht sich gut bezahlt. Sonst freilich wird die »Verantwortung« bloß dem Säckel der Administration und nicht zugleich auch dem Ansehen der Redaction nützen. Denn wenn schon die Gewohnheit der anderen Herausgeber, die Augen zu schließen, sobald Annoncengelder einlaufen, verwerflich war, wie soll man erst die Beherztheit culturvoller Westeuropäer beurtheilen, die sich für Empfehlungen von Waren unbekanntester Qualität, für die Richtigkeit von Bankbilanzen, für die Nützlichkeit medicinischer und kosmetischer Mittel, für die Popularisierung von Jellinek-Ansichtskarten und anderen Bildungsbehelfen persönlich einsetzen? »Grundsatz der ‚Zeit' ist: Keine bezahlte Zeile im redactionellen Theil«, hieß es in einem der streng vertraulichen Circulare, die vor einigen Monaten versendet wurden. Und wenn man den Annoncentheil mit der autoritären Verantwortlichkeit des redactionellen umgibt, könnte man ja wirklich auf die Bezahlung journalistischer Leistungen verzichten und brauchte nicht eine eigene scheinredactionelle Rubrik einzurichten, in der man unter dem Titel »Private Mittheilungen« stilisierte Geschäftsreclamen, Firmenbesuche hoher Persönlichkeiten und all die schönen Dinge bringt, welche die ‚Neue Freie Presse' als Tagesneuigkeiten ihren Lesern bietet. Was soll das Versteckenspiel? Was soll die Pose der Verantwortung,

Digitized by Google

wenn es in einem markanten Falle möglich war, daß nach drei Tagen die Redaction der Administration in der folgenden drolligen Weise widersprach?

(Kohlenoxydgas-Vergiftungen.) In unzähligen Fällen fordert diese furchtbare Vergiftung aus Arm und Reich ihre Todesopfer. Bei Benützung von »Ilse-Brikets«, diesem vorzüglichen Heizmaterial, ist eine Kohlengas-Vergiftung vollkommen ausgeschlossen. Die Verkaufsstelle deutscher Ilse-Brikets (folgt Adresse) stellt von 500 Stück an franco Haus zu. 1000 Stück 16 Kronen.

(Rasch benützte Constellation.) An vielen Straßenecken sieht man seit heute Morgens frische Placate einer »absolut gefahrlosen Dauerbrand-Oefen-Firma«, ferner Ankündigungen von »Kohlenbriquetten, die beim Verbrennen keine Gase entwickeln«. Armer Zola, warum hast du das nicht gewusst?

Besser passte schon die Empfehlung, die der Musikkritiker in Nr. 2 der ‚Zeit' einem Unternehmen der Universal-Edition-Actiengesellschaft angedeihen ließ, zu dem Inserat der Gesellschaft in derselben Nummer . . .

Das Capital von zwei Millionen Kronen ist ja noch nicht vollständig verbraucht, und so wird man wohl ein Weilchen noch Gelegenheit haben, die protzende Talentlosigkeit am Werke zu betrachten. Nichts war unbedachter als die Versicherung: Wir haben zwei Millionen, folglich sind wir anständig. Ganz abgesehen davon, daß auch zehn Millionen nicht ausreichen würden, um die Thätigkeit des Herrn Isidor Singer zu paralysieren, hätte er sich sagen müssen, daß die Compagnie Bacher & Benedikt heute einen Prospect ausgeben könnte: Wir haben zwanzig Millionen, und sind noch immer nicht anständig. . . . Was die socialpolitischen Börsenkreise diesmal aufgebracht haben, ist ja gewiss nicht wenig. Aber es ist lange nicht genug, um ein Blatt über Wasser zu halten, das eine Ladung bleierner Langeweile in den Abgrund zieht. Und wären wir heute schon für die ideale Tageszeitung reif, für die eine, die sich vielleicht corruptionsfrei und aus sich behaupten könnte, dann würde ich glauben, daß sie nicht einmal der Million

Digitized by Google

des Herrn Singer bedarf. Sie dürfte nicht von Geldgebern gegründet, aber sie müsste von Köpfen erdacht und von Temperamenten geschrieben sein. Sie hätte dann nicht einmal die Attraction eines »Depeschensaales« nöthig und würde ihre Pflicht, »culturelle Anregungen« zu bieten, nicht so auffassen, daß sie in einem künstlerisch geschmückten Gassenladen das Portrait des Währinger Defraudanten oder des Königs der Belgier ausstellte.... Aber wenn selbst aus der Thatsache, daß Herr Otto Wagner ein bedeutender Architekt ist, gefolgert werden könnte, daß Herr Isidor Singer ein bedeutender Publicist ist, so wäre noch immer die Impertinenz verblüffend, mit der in der ersten Nummer der ‚Zeit' von einer Einrichtung, die jedes Berliner Meinungsgeschäft seit Jahren aufzuweisen hat, geschrieben wurde: »In unserem großstädtischen Verkehrsleben bildet der Depeschensaal gleichsam ein neues Organ, einen neuen Nerv, der den beschleunigten Austausch der Lebensmächte bezweckt und an dem Ausbau unserer Cultur mithelfen will.« Von hier werden wir unsere Cultur beziehen? Dann mag man in kommenden Zeiten annehmen, daß »Kauen Sie schon Ricy?« unsere sociale Frage und »Ich Anna Csillag« der Ausdruck unserer individualistischen Weltanschauung war.... Fast fühlt man sich an den Ton erinnert, in dem die Ankündigungen des »Jung-Wiener Theaters zum lieben Augustin« gehalten waren, und wäre es Sitte, daß das Publicum beim Debut einer Zeitung pfeift, so ließe sich der Vergleich auch auf den Erfolg ausdehnen, der jetzt und damals präpotenter Unfähigkeit zutheil wurde.

Schmerzlich empfinde ich es, der ‚Neuen Freien Presse' einmal eine Freude bereiten zu müssen. Aber gerade das ist es ja, was mich zwingt, dem Beginnen der Herren Singer und Kanner mit solcher Entschiedenheit entgegenzutreten: Sie schaffen dem Treiben der Mächte, denen sie Concurrenz bieten wollen, eine

Digitized by Google

Folie und machen den falschen Glanz der ‚Neuen Freien Presse' wieder begehrenswerth. Die Bacher und Benedikt werden ruhig schlafen und, wenn's überhaupt noch nöthig ist und ihr Geiz es ihnen erlaubt, sich ein wenig um die »Ausgestaltung« ihres Blattes bemühen. Das einzige, was die ‚Zeit' in Oesterreich wirken könnte, wäre: daß die ‚Neue Freie Presse' besser wird. Und nichts wäre für Oesterreich unheilvoller.

Das waren böse Zeiten für die Länderbanquiers! Vergebens hatte sich der Director Palmer am Abend seiner Ankunft in Wien dem versammelten Publicum der Hofoper gezeigt; niemand wollte das vom Ringtheaterbrand her berüchtigte »Alles gerettet!« glauben, das seine heiter strahlende Miene den panikartig beunruhigten Börsebesuchern des Parquets kündete. Es lässt sich nichts vertuschen!, flüsterten die Länderbankdirectoren einander verstohlenen Blickes zu, und Herr Palmer gab den Blättern Auftrag, statt vom Opernbesuch lieber von der Ohnmacht zu erzählen, in die er bei der Heimkehr gefallen sei. Ein ohnmächtiger Director, so ließ sich die Erzählung sinnig deuten, war Herr Palmer längst gewesen; aber gerade darum auch ein unschuldiger. Unschuldig — das galt's um jeden Preis zu beweisen — sind die sämmtlichen Directoren der Länderbank, schuldig bloß einige Unterbeamte; die wurden zur Strafe der Entlassung bei lebenslänglichem Bezug des vollen Gehalts verdammt. Und die übrigen Beamten, die auch fernerhin für ihre Bezüge in der Länderbank Arbeit leisten müssen, suchte man wenigstens durch Liebenswürdig-

d by Google

keit zu entschädigen. Sie hatten oft und oft — und auch noch nach der Demission jenes Herrn Hahn, der einst einer Beamtendeputation die Petition um Gehaltsaufbesserung in Stücken vor die Füße warf und sie anherrschte, wem's nicht gefalle, der könne sich forttrollen — über den rüden Ton geklagt, den sie dulden mußten; jetzt zogen die Directoren geschmeidig vor jedem Beamten, der ihnen begegnete, auch vor dem untersten, zuerst den Hut. Lasst uns fest zusammenhalten!, war die Bitte, die jeder Gruß eines Vorgesetzten, Lasst uns fest zusammenhalten!, war das Gelöbnis, das jeder Gegengruß eines Untergebenen aussprach. Aber von außen drohte Gefahr. Ein scharfer Erlass des Finanzministers an den — von der Regierung ernannten — Länderbankgouverneur ward veröffentlicht, und alles zitterte vor den »weiteren Schritten«, die sich Herr v. Boehm-Bawerk vorzubehalten erklärte. Sicherlich würde der Minister die Gebarung des Gouverneurs, jenes Max Grafen Montecuccoli-Laderchi, unter dessen Leitung sich ja auch bei der Alpinen Montangesellschaft, der er als Verwaltungsrathspräsident angehört, merkwürdige Dinge abgespielt haben, aufs strengste prüfen; dann würde der Gouverneur abgesetzt und sein Nachfolger angewiesen werden, die Demission der pflichtvergessenen Directoren und Verwaltungsräthe zu verlangen und gegen sie, die Revisoren der Bilanz und den Grafen Montecuccoli in einem Civilprocess die gemeinsame Haftung für den Millionenschaden geltend zu machen. Und das war noch nicht das Aergste. Aber gleichzeitig mit dem Finanzminister meldete sich auch der Staatsanwalt zum Worte. Unsere Banquiers pflegten sonst das Strafgericht nicht sonderlich zu fürchten. Und die Wiener Berufscriminalisten wiederum haben mit den Bankdieben ein eigenes Pech. Wenn sie schon einmal einen verhaften müssen, sind sie gewiss am Abend zuvor bei ihm zu Tische geladen gewesen oder im Fiaker durch die Hauptallee mit ihm zum

Digitized by Google

Rennen gefahren, und eine Reihe von Processen gegen Bankgauner hat nichts klarer erwiesen als die Nothwendigkeit schärferer Ueberwachung des Privatverkehrs von criminalistischen Persönlichkeiten aus der Sphäre der Polizei und des Strafgerichts. Aber diesmal gab es kein gemeinsames Segment von Privatzirkeln und den Kreisen, in denen sich die strafgerichtlichen Maßnahmen zu halten hatten. So ward uns am 28. September die Kunde: »wenn die Oeffentlichkeit der Ansicht wäre, daß die Verfolgung (der Länderbank-Affaire) nicht energisch betrieben wird, soll sie bald eines Besseren belehrt werden«. »Einer der höchsten Functionäre des Justizdienstes« war es, der diese Versicherung gab, und als zuständige Stelle für solche Kundgebung hatte er sich das ‚Neue Wiener Journal' gewählt. Freunde des Rechts mögen wohl mit dem Wunsche, daß Frau Themis sich die Binde von den Augen reiße, keinen dringenderen als den vereinigen, daß sie sich, bis die Dinge spruchreif sind, den Mund verbinde. Aber während wir ein Strafprocessgesetz bekämpfen, das alle Stadien des Verfahrens bis zum Zeitpunkt der Verhandlung sogar dem vollen Einblick der betheiligten Rechtsanwälte entzieht, hat die Reclamesucht justitieller Functionäre längst nicht nur für die ersten Schritte der Behörden, sondern auch für ihre ersten Ansichten und Absichten die uneingeschränkte Oeffentlichkeit decretiert. »Einer der höchsten Functionäre des Justizdienstes« betheuert dem Reporter des ‚Neuen Wiener Journal', daß der Chef der Staatsanwaltschaft die Länderbanksache mit aller Energie betreiben, daß er sie »usque ad finem verfolgen« wird. Ein ominöses Wort, über dessen wahre Bedeutung seit dem Tode des Moriz Szeps nur mehr die Herren v. Jaworski und Salo Cohn authentische Nachricht geben könnten! Aber der vom ‚Neuen Wiener Journal' interviewte Herr hat sicherlich nicht die Länderbankdirectoren beruhigen wollen. Eher noch ließe sich vermuthen, daß es ihm um eine

Digitized by Google

Reclame für Herrn Dr. v. Kleeborn zu thun war: dieser habe, vom Urlaub zurückgekehrt, die Leitung der Geschäfte wieder übernommen und die Sache liege »jetzt in den besten Händen«. Das ‚Neue Wiener Journal' — wohlgemerkt, nicht etwa der Functionär — setzt erläuternd hinzu: »Bekanntlich vertrat bisher Dr. Bobies den beurlaubten ersten Staatsanwalt.« Und dann wird uns von dem Freunde des Herrn v. Kleeborn, und zweifellos auch in dessen Namen, die authentische Mittheilung gemacht: »Der Verdacht, daß er (Jellinek) nicht der einzige Schuldige ist, liegt auf der Hand.« So laut schrie der Criminalist diesen Verdacht in die Oeffentlichkeit des ‚Neuen Wiener Journal' hinaus, daß das Blatt hier den fettesten Druck anwenden mußte, um den interessierten Personen die Gefährlichkeit der Drohung zum Bewusstsein zu bringen. Ob sie wohl erschrocken sind? Gefährliche Drohungen sind schwerlich ein taugliches Mittel der Strafrechtspflege. Man führt aus, mögen Viele gedacht haben, und kündigt nicht an. Wenn aber die Wiener Staatsanwaltschaft ankündigt, dürfen sich die Betroffenen der Hoffnung hingeben, daß sie nicht ausführen wird.

Nur stand damals diese Hoffnung noch auf schwachen Füßen. Noch ward Jellinek lebendig geglaubt, der Functionär des Justizdienstes erklärte: »Daß Jellinek nicht todt, sondern auf der Flucht begriffen ist, nehme ich mit einiger Sicherheit an«, und die Antwort auf die Frage, ob es außer Jellinek Schuldige gebe, konnte jede Stunde von der Station, in der der flüchtige Defraudant festgenommen würde, telegraphiert werden. Da ward Jellineks Leichnam aus der Donau gezogen. Oeffentlich haben, wie Augenzeugen berichten, Directoren der Länderbank, als die Nachricht eintraf, einander die Hände geschüttelt. Lässt sich wirklich nichts vertuschen? Nur Muth; vielleicht wird demnächst der Abgeordnete Ritter v. Kink, der lediglich, um

Digitized by Google

»ganz unbefangen« zu sein, auf seine Verwaltungsrathsstelle bei der Länderbank verzichtet hat, den ihn umringenden Parteigenossen verkünden: Es gibt nichts zu vertuschen!

Wird sich Herr Dr. v. Kleeborn dieser Meinung anschließen? Die Energie, mit der er die Länderbankaffaire verfolgt, scheint — drei Wochen sind bereits verstrichen — die in Oesterreich so beliebte »Energie der Geduld« zu sein. Aber soll das »usque ad finem« in der That nichts als das Lebensende des Herrn Jellinek bedeuten, nach dem das Interesse der von der Börsenpresse unterrichteten Oeffentlichkeit gänzlich aufgehört hat, die Sache zu verfolgen? Des todten Jellinek ist man habhaft geworden, aber noch fehlen vier Millionen. Aus den Kassen von zwanzig sehr vermögenden und solidarisch für den Schaden haftbaren Personen wären sie leicht zu holen. Aber nutzlos wäre es, die Actionäre an die Regresspflicht der Verwaltungsräthe, Directoren und Revisoren zu erinnern. Es steht nicht in der Macht einzelner Actionäre, die Regresspflicht civilprocessual geltend zu machen, und kindisch wäre die Hoffnung, daß sich in Wien eine strohmännerfreie Generalversammlung zusammenbringen lassen könnte, die sich zur Anstrengung eines Schadenersatzprocesses aufschwänge. Die strafgesetzliche Verantwortlichkeit der wissentlichen oder nachlässigen Helfershelfer des Defraudanten muß festgestellt werden, damit selbst eine Generalversammlung der verworfensten bezahlten Diener einer Verwaltung, die jahrelang falsche Bilanzen vorgelegt hat, nicht anders könne, als die Rechte der Bank gegen ihre Schädiger geltend machen. Bis zu einem neuen Actiengesetz muß wenigstens das alte Strafgesetz den Vorwurf von uns nehmen, daß die kaufmännische Moral in Oesterreich bloß ein Kläffer ist und nicht beißt.

•

Die Börse hat jene Commissionäre, die für den Defraudanten

Digitized by Google

Jellinek Börsenwetten ausgeführt hatten, bestraft. Das ist eine Verletzung des Börsenstatuts, denn die Börsenkammer ist laut § 6 des Statuts bloß berechtigt, denjenigen Personen den Zutritt zur Börse zu versagen, »welche für Angestellte von an der Börse vertretenen Firmen ohne Zustimmung der Chefs derselben Börsengeschäfte machen, wenn ihnen bekannt war oder sie durch die Umstände darauf schließen mußten, daß diese Geschäfte für Privatrechnung dieser Angestellten und nicht für die Firma gemacht wurden«. Der einschränkende Satz macht es unzweifelhaft, daß § 6 lediglich von Börsengeschäften, die der Börsendisponent einer Firma ausführt, handelt, weil nur bei diesen Geschäften die Frage, ob sie für Privatrechnung des Angestellten oder für die Firma gemacht werden, überhaupt aufgeworfen werden kann. Aber noch mehr als die Gesetzesverletzung ist der Börsenkammer die abstoßende Heuchelei zu verübeln, die sich darin zeigt, daß sie Commissionäre verdammte, die nichts gethan hatten, als was auch ihre Richter täglich thun. Man will uns, obwohl jedermann das Gegentheil weiß, beweisen, daß die Börseaner moralisch seien, und man will uns, obwohl jedermann das Gegentheil aus dem Börsenstatut herauslesen kann, glauben machen, daß das Statut moralisch sei. Das einzige aufrichtige und vernünftige Wort hat der Vicepräsident v. Lieben gesprochen, als er die Demission des Börsenraths Langer bedauerte und ihm das Zeugnis ausstellte, er habe völlig correct gehandelt. Herr Langer hat nämlich wirklich nicht gegen den § 6 des Börsenstatuts verstoßen, als er die Börsenaufträge des Herrn Jellinek ausführte; er hat sich bloß, völlig incorrect, um diesen Paragraphen nicht gekümmert, als er die Börsenwetten des Disponenten der Creditanstalt ausführte.

§

* * *

In den Nummern 105 und 106 der ‚Fackel' sind zwei Notizen erschienen, die die Mittheilung enthielten, daß der akademische Senat den Hofrath Dr. Schrötter von Kristelli in Disciplinaruntersuchung gezogen habe. Thatsächlich ist, wie durch die authentische Erklärung des Decans der medicinischen Facultät Prof.

Digitized by Google

Dr. Kolisko festgestellt wurde, eine Disciplinaruntersuchung gegen Herrn Hofrath Schrötter nicht geführt worden. Der Verfasser jener beider Notizen schreibt mir nun, er habe die der amtlichen Erklärung entsprechende Richtigstellung in der ‚Fackel' zu seinem Bedauern bisher nicht vornehmen können, weil er den Aufenthaltsort seiner zu jener Zeit nicht in Wien weilenden Gewährsmänner nicht kannte. Diese hätten ihm nunmehr bestätigt, daß ihre Angaben auf einem Irrthum beruhten, und er stehe nicht an, seine Behauptungen zu revocieren.

* * *

Unentwegt kämpft der Economist seit einem Jahr für die Verstaatlichung der Staatsbahn. Hundertmal hat er das öffentliche Mitleid für die unglücklichen Staatsbahnactionäre angerufen, die ihres Besitzes nicht froh werden können und die bloß jeweils die Verheißung, daß die Verstaatlichung wieder einmal unmittelbar bevorstehe, zu einer schüchternen Börsenspeculation à la hausse zu ermuthigen vermag. Aber das Mitleid mit den Actionären will nicht verfangen, und die Furcht für die Passagiere muss wirken, damit die Verstaatlichung als »unbedingte Nothwendigkeit« erkannt werde. »Die Verhältnisse der großen Privatbahnen sind ganz unhaltbar geworden«, erzählte der Börsenwöchner am 12. October; »da geht es zu wie in einem Hause, dessen Besitzer verkaufen will. Die Lücken auf dem Dache werden nur geflickt, damit es nicht in die Stube regne, die Mauern werden nicht getüncht, die Planken nicht angestrichen, jede Ausgabe wird auf das allerdürftigste Maß beschränkt«. So gehe denn hin, Staat, ruft der um die öffentliche Sicherheit besorgte Herr Benedikt, kaufe, damit die lockeren Dachziegel nicht den Passanten auf die Köpfe fallen, das baufällige Haus um einen

Digitized by Google

dem Besitzer wohlgefälligen Preis und nimm dann, was es auch koste, die unaufschiebbaren Reparaturen vor! Aber wär's nicht vielmehr gerathen, dem fahrlässigen Hausbesitzer die Baupolizei ins Haus zu schicken? Müßte nicht, wenn die Staatseisenbahn-Gesellschaft Herstellungen, die für die Sicherheit des Verkehrs unerlässlich sind, von Monat zu Monat, ja von Jahr zu Jahr aufschiebt, anstatt des Preises der Verstaatlichung bloß die Strenge der staatlichen Generalinspection erhöht werden, die über die Pflichterfüllung der Privatbahnen bei der Aufrechthaltung des ordentlichen Verkehrs zu sorgen hat?

Der Finanzminister will sich vom Economisten nicht überzeugen lassen. Aber der Eisenbahnminister mag ihm nur glauben: um die Verkehrssicherheit ist es bei der Staatsbahn wirklich so arg bestellt, wie's Herr Benedikt schildert, und noch ärger. Man spart nicht nur mit dem Material für die Bahnerhaltung, man vermindert auch die erforderlichen Arbeitskräfte. Der Bahnerhaltungschef hat kürzlich an die Streckenvorstände der I. Section einen Erlass hinausgegeben, der die Bahnmeister auffordert, ihren Arbeiterstand zu reducieren. Bei den Localbahnen darf der Arbeiterstand, ohne Rücksicht auf die Länge der Strecke, nicht mehr als vier Arbeiter und einen Partieführer betragen. Aber eine Arbeitspartie von fünf Mann vermag nicht einmal die nothwendigen Arbeiten am Oberbau, geschweige denn alle sonstigen für die Verkehrssicherheit erforderlichen Leistungen zu bewältigen. Und die Knauserei mit dem Bahnerhaltungsmaterial, die Verminderung der Arbeiterzahl kann durch die unerhörte Ausnützung der Bahnmeister nicht wettgemacht werden. Nur wenn die Qualität des Oberbaus gut ist und nicht dadurch, daß man die Bahnmeister mit der täglichen Begehung der Strecke plagt, ist für die Sicherheit des Verkehrs die Gewähr geboten. Die unaufhörlichen Streckenbegehungen garantieren lediglich die persönliche Sicherheit

Digitized by Google

des Herrn Oberinspectors, der bei Unglücksfällen die Bahnmeister wegen Nachlässigkeit verantwortlich machen kann. Aber nicht der Bahnmeister, der 365mal im Jahr die Strecke begangen und sich 365mal, wenn er sie in schlechtem Zustand sah, nicht zu reden getraut hat, weil die Knickerei der Gesellschaft ihm seine Stellung kosten könnte, sondern jene sind für Katastrophen, die täglich drohen, verantwortlich, die seit Jahr und Tag, um günstige Bilanzen und einen hohen Verstaatlichungspreis zu erzielen, den Bahnkörper verfallen lassen und die Sicherheit des Lebens von tausenden von Passagieren gefährden. Und verantwortlich ist auch die k. k. Generalinspection der Staatsbahnen, die für diese Zustände blind ist, weil sie gewaltsam beide Augen zudrückt: jede Inspicierung wird vorher angesagt, und das inspicierende Organ reist unter der strengen Escorte der Herren Bahnerhaltungschefs und Streckenvorstände der Staatseisenbahngesellschaft, die vor seinen Augen Anordnungen treffen und die, wenn sie dem Bahnmeister Uebelstände, die selbst einem Laienauge nicht zu verbergen sind, zum Vorwurf machen, die Erwiderung des eingeschüchterten Untergebenen, daß es ihm an Arbeitsmaterial und Arbeitskräften fehle, nicht zu fürchten brauchen. Eine einzige Inspicierung, die unangesagt und lediglich in Begleitung der Bahnmeister stattfände, müßte das staatliche Inspectionsorgan darüber aufklären, daß der fleißigste Bahnmeister, der ohne Rast die Strecke begeht, nichts nützt, wenn die Schwellen faul sind. †

Digitized by Google

Herrn Dr. Karl Lueger ist just vor den Landtagswahlen eine Niederlage bereitet worden, an deren beschämender Wirkung er lange zu tragen haben wird: er hat eine Strophe von Heinrich Heine citiert und hat nicht gewusst, daß sie von Heine ist. Das begab sich wie folgt. Der freisinnige Hôtelier Herold, der in Wien als Landtagscandidat aufgestellt ist, geht alljährlich nach Karlsbad und stiftete dort eines Tages die sogenannte »Herold-Ruhe«, als deren Inschrift er — ohne Angabe der Quelle — die fünfte Strophe des Prologs zur »Harzreise« bestimmte. Herr Dr. Lueger, der gleichfalls alljährlich nach Karlsbad geht, las die Verse, notierte sie und trug sie heim, um in einer Versammlung den Landtagswählern zu zeigen, wess' Geistes Kind der liberale Candidat des I. Bezirkes sei, der eine solche Inschrift »verfasste« und dessen politisches Programm es offenbar sei, den »glatten Sälen«, somit auch den Sälen des Landhauses, Lebewohl zu sagen und »auf die Berge zu steigen«. Herr Dr. Lueger hat also in der That nicht gewusst, daß die Strophe von Heine verfasst und bloß von Herold missbraucht wurde, und im Chorus höhnen ihn liberale und socialdemokratische Stimmungsnotizler. Wieder ein Beweis für die bekannte Bildungsfeindlichkeit des christlichsocialen Regimes, u. s. f. Nun muß ich zwar bekennen, daß ich für meine Person einen Bürgermeister, der die »Harzreise« nicht im Kopfe hat, immerhin einem Gastwirt, der Heine citiert, vorziehe. Und weiter ließe sich noch zur Entschuldigung des Herrn Dr. Lueger anführen, daß er, falls er sich die Inschrift richtig abgeschrieben, die Sprache Heine's nicht unbedingt erkennen mußte. Denn wenn Herr Herold wirklich, wie der Versammlungsbericht behauptet,

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Lebet wohl, ihr schönen Frauen

nachgedichtet und das einzig charakteristische »Glatte Herren, glatte Frauen« verstümmelt hat, dann darf der Wanderer, der vor der »Herold-Ruhe« andächtig verweilt, wohl glauben, daß er es mit einer beliebigen und recht banalen Gelegenheitspoesie zu thun habe, und dann ist höchstens der Beweis geliefert, daß Herr Herold, der doch als Gesinnungsgenosse des Herrn Noske dazu verpflichtet wäre, Heine nicht kennt. Aber die ‚Neue Freie Presse' hat jubelnd die »bedenkliche Entgleisung«, die dem Bürgermeister passierte, der liberalen Welt enthüllt: »Herr Dr. Lueger«, ruft sie, »weiß nicht, daß

Digitized by Google

die Verse, über die er sich lustig gemacht hat und für deren Verfasser er Herrn Herold hält, ursprünglich von Heinrich Heine herrühren und mit einer leichten Textänderung in einer Zeile von dem Stifter der Herold-Ruhe als Devise benützt worden sind«. Nun, sie hat's ja vor allen anderen nöthig. Wo es an's Citieren geht, hat sie bekanntlich immer ihren Mann gestellt. Ihren Wittmann nämlich. Und da will ich, damit Frechheit nicht ganz ohne Strafe ausgehe, aus meiner Sammelmappe ein Feuilleton — betitelt »Salzburg im Winter« — hervorsuchen, das ich seit dem 30. Jänner 1898 verwahre. Lang, lang ist's her. Aber jetzt hat's die ‚Neue Freie Presse' selbst wieder actuell gemacht. Denn es ist ein — freilich hundertmal crasseres — Analogon zu der »bedenklichen Entgleisung«, die Herrn Dr. Lueger passierte, als er die holperigen Verse eines Wiener Gastwirts zu verspotten meinte. Herr Wittmann also stand vor dem Grabdenkmal, das Constanze Mozart dem Andenken ihres zweiten Gatten, des königlich dänischen wirklichen Etatsraths Nissen, errichtet hat. Und nun beginnt der Feuilletonist in der bekannten seichten Art, in der die Briefkastenmänner schöngeistiger Journale Einsendungen von Dilettanten bewitzeln: »Prosa genügte nicht, Constanze sprach in Versen, wenn sie des königlich dänischen wirklichen Etatsrathes gedachte. Der Winter hat die Poesie auf dem Grabsteine mit silbern schimmerndem Reife überzogen, und man hat einige Mühe, die glitzernde Decke mit der Stockzwinge abzuschaben. Dann liest man: ‚Zeuch, du Holder, zeuch im Pfad der Sonne'. Der Holde, das ist der Etatsrath, übrigens, wie gesagt, ein sehr wackerer Mann, der auch bessere Verse verdient hätte. ‚Fahr' denn wohl, Du Trauter meiner Seele — Eingewiegt von meinen Segnungen — Schlumm're ruhig in des Grabes Höhle — Schlumm're ruhig bis auf Wiederseh'n!' Ein etwas gewagtes Stückchen, dieses ‚Segnungen', das sich mit ‚Wiederseh'n' reimen will, aber sicherlich gut gemeint. Frau Constanze hatte eben ihr Glück nicht an der Seite des großen Künstlers gefunden, sondern bei dem braven Alltagsmenschen, und wer weiß, ob es nicht immer so geht auf diesem kleinen irdenen Sterne, so gehen muß . . .« Wenn es die ‚Neue Freie Presse' bis heute noch nicht wissen sollte, so sei's ihr jetzt endlich verrathen: Das »gewagte, aber sicherlich gut gemeinte Stückchen« hat — — — Friedrich von Schiller zum Verfasser. Und nun könnte man höhnen, wie die ‚Neue Freie

Digitized by Google

Presse' Herrn Dr. Lueger gehöhnt hat: »Sie weiß nicht, daß die Verse, über die sie sich lustig gemacht hat, ursprünglich von Friedrich von Schiller herrühren und mit einer leichten Textänderung von der Stifterin des Grabdenkmals als Devise benützt worden sind«. Mit einer wirklich ganz leichten Aenderung: In der berühmten »Elegie auf den Tod eines Jünglings« (Schiller's Sämmtliche Werke, Bd. I, Gedichte der ersten Periode) heißt es nämlich:

Fahr' denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
Schlumm're ruhig bis auf Wiederseh'n!

Und nun frage ich, wer des Spottes würdiger ist: Ein Versammlungsredner, der im geistigen Qualm der Parteipolitik Heine nicht erkennt, oder ein von Bildung und Fortschritt berufsmäßig triefendes Intelligenzblatt, das in seinem literarischen Theil Schiller'sche Verse wie einen Dilettantenversuch anulkt.

* * *

Herr Dr. Herzl stand grollend abseits, als die ‚Neue Freie Presse' dem Präsidenten der israelitischen Cultusgemeinde gratulierte. Und als der Festrummel vorüber war, schrieb er in der ‚Welt' (vom »9. Tischri 5663«): »Eine schmerzliche Erniedrigung wird es immer für das Wiener Judenthum bleiben, daß es die Verwaltung seiner Gemeinde Gleichgiltigen und Ehrgeizigen anvertraute, die in sclavischer Unterordnung unter den Wortlaut des Gesetzes alle ehrwürdigen Zusammenhänge zerrissen und das lebendige Judenthum zu einem leblosen Cultus erniedrigt haben.« Aber auch mit dem Cultus muß es schlecht stehen. Herr Herzl erklärt: »Aus dem Cultus und seinen Functionen sind Corruption und Bestechung auszumerzen, und dies mit den schärfsten Mitteln.« Ja wie denn? Sind die Functionen corrupt, oder etwa gar die Functionäre? Will man andeuten, daß die ehrwürdigen Oberhirten ihre Schafe nicht weiden, sondern scheren? Das folgende typische Geschichtchen, das in den Briefen zahlreicher Väter an den Herausgeber der ‚Fackel' erzählt wird, mag dem Vorstand der israelitischen Cultusgemeinde als passende Jubiläumsgabe dargebracht sein:

Digitized by Google

An einer Wiener Mittelschule verbietet der israelitische Religionslehrer seinen Schülern, an den hohen jüdischen Feiertagen die Schule zu besuchen. Der Director duldet solche Schulversäumnisse nur unter der Bedingung, daß die Schüler Gotteshäuser besuchen und hierüber schriftliche Bestätigungen der Väter beibringen. Aber die jüdische Gemeinde sperrt an den Feiertagen die Gotteshäuser und gestattet den Eintritt bloß gegen hohes Eintrittsgeld. Müssen also die Väter den Buben Parquetsitze zum Preise von 5 bis 25 Gulden besorgen — der Aufenthalt im Stehparterre des Tempels ist zwar billiger, aber für Kinder viel zu ermüdend, und die Gallerien sind den Damen reserviert —, und was soll der Vater thun, der solche Geldopfer nicht zu bringen vermag? Schickt man den Knaben am Versöhnungstage in die Schule, so bleibt die Rache des orthodoxen Religionslehrers nicht aus. Der Vater kann darum nicht anders, als dem Sohne wahrheitswidrig bescheinigen, daß er am Gottesdienst theilgenommen habe. Die kindliche Moral wird durch solche Dinge gewiss nicht gefördert. Aber vielleicht die Uebertrittsbewegung. Was man vom jüdischen Religionsunterricht an unseren Mittelschulen, bei dem die Knaben mit der Erlernung einer unnützen Sprache und mit deren grammatikalischen Tücken geplagt werden, hört, erinnert ja oft an den alten Witz: Die Römer hätten ihre Jünglinge gezwungen, das Griechische zu erlernen, um durch die Schwierigkeiten der griechischen Grammatik ihren Hass gegen die Griechen anzufachen . . . †

* * *

Wie sich der Dieb selbst verrieth.

Die Schere des Lippowitz schneidet wahllos, schonungslos und — gedankenlos . . . . Am 6. October durften sich die Leser an einer amüsanten Plauderei »Berühmte Raucher« erfreuen. Da ward erzählt, welcher Sorte Wilhelm II. den Vorzug gibt, und »König Eduard VII. von England, der Onkel unseres Kaisers«, hieß es, sei gleichfalls ein Verehrer der Havanna. Gute Oesterreicher, die die Nachricht, daß der König von England starke Cigarren rauche, kalt gelassen hatte, fühlten sich durch die Entdeckung, daß er ein Onkel unseres Kaisers sei, beunruhigt. Aber

Digitized by Google

es war kein Irrthum. Wörtlich so war's in dem — reichsdeutschen Blatt gestanden, dem der Artikel ohne Angabe der Quelle und fataler Weise auch ohne Aenderung der auf Wilhelm II. bezüglichen Stelle entnommen ward. Made in Germany!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Verblüffter Leser. Um Zola ausgiebiger huldigen zu können, mußte die ‚Neue Freie Presse' ihn vorerst ihrem Verständnisse näherrücken. So darf man denn nicht allzuhart mit ihr ins Gericht gehen, wenn ihr von Zolas literarischen Thaten das J'accuse als die wichtigste und beim Begräbnis des Dichters der hinter dem Sarg schreitende Dreyfus als die Hauptperson erschien. Auch daß ihr als der unmittelbarste Ausdruck der Trauer Frankreichs der Condolenzbesuch Rudolph Lothar's der telegraphischen Meldung würdig schien, sei ihrer niederträchtigen Gutmüthigkeit verziehen, die ja stets, wenn der Kaiser von Oesterreich Geburtstag hat, zuvörderst von der Gesangskunst eines Herrn Eisner v. Eisenhof Notiz nimmt. Aber alles hat seine Grenzen. Daß der Tod Zolas sich als eine Angelegenheit der Familie Frischauer herausstellen werde, darauf waren wir nicht gefasst. Der wegen Misshandlung der französischen Sprache aus Frankreich ausgewiesene und wegen Misshandlung der deutschen wieder nach Paris zurückberufene Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' telegraphierte wie besessen darauf los, wenn er irgendwo, im Trauerhause oder beim Begräbnis, sich unter den Anwesenden bemerkt hatte. Aber auch Berthold's Bruder Emil sollte nicht leer ausgehen. Unter dem Vorwande, von »Zola's Verwandten in Italien« zu erzählen, erzählte uns die ‚Neue Freie Presse' (am 4. October) von Frischauer's Verwandten in Wien und versicherte uns, der Dichter habe die Note des österreichisch-ungarischen Kriegsministeriums, die er zur Ehrenrettung seines Vaters, der österreichischer Officier war, brauchte, »durch Vermittlung des Wiener Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Emil Frischauer 1898 erwirkt«.... Wenn die Advocatenkammer, die, als dieser liebliche Berufsgenosse in einem Ringstraßen-Hôtel eine Prügelei bestand, mäuschenstill blieb, sich vielleicht für die Herkunft jener ausgewachsenen Reclame interessieren sollte, so theile ich ihr mit, daß die Enthüllung der Beziehungen zwischen Emil Zola und Emil Frischauer in einem Telegramm enthalten war, das Herr Berthold Frischauer, der ja wohl auch die Clientel Zolas vermittelte, am 3. October in Paris aufgegeben hat. Das hier gebotene Schauspiel brüderlicher Eintracht ist um so anziehender, als die Feindschaft zwischen Emil und einem dritten Bruder, dem bekannten Otto, ehedem bis zu öffentlichen Polemiken im ‚Wiener Tagblatt' gediehen war. Für Herrn Dr. Otto Frischauer ist bei Zola's Tod leider nicht das Geringste abgefallen. Er muß sich mit dem Ruhm begnügen, seinen Namen mit der Affaire Dreyfus verknüpft zu haben. Ich nannte ihn nämlich damals mit Rücksicht auf die Renneser Berichterstattung des von ihm geleiteten

Digitized by Google

‚Wiener Tagblatt' einen »klebrigen Herrn«, und er klagte mich zu meiner Ueberraschung wegen Ehrenbeleidigung. Zu meiner noch größeren Ueberraschung hat er später zwar die Klage, aber nicht sich zurückgezogen . . . Vor dem Verdacht, daß ich einen Eingriff in das öffentliche Familienleben der Brüder Frischauer begehe, bin ich gefeit, wenn ich erzähle, wie man in Paris über den Erstgebornen, den Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse', urtheilt. Im ‚Auto-Vélo' schildert Herr Georges Prade die drollige Aufregung, die sich des Herrn Berthold Frischauer anlässlich der Automobilfahrt Paris-Wien bemächtigte. Die ‚Neue Freie Presse' war den Automobil-Fabrikanten in jeder nur möglichen Weise entgegengekommen, aber des Berichterstatters Pflicht mußte es sein, sensationelle Unglücksfälle zu erfinden. »Herr Berthold Frischauer« schreibt der Franzose, »war beständig von dem Verdachte gequält, daß man ihm absichtlich seine Todten verschweige. So oft man ihm versicherte, dieser oder jener tödtliche Unglücksfall sei einfach aus der Luft gegriffen, schien es, als ob man ihm sein eigen Kind geraubt hätte . . . Ich sehe ihn noch vor mir, den wackeren Herrn Frischauer mit seinem immensen Notizblock, auf dem man die Todesopfer einer ganzen Armee hätte registrieren können. Und er begann mit seinem unbezahlbaren Accent: ‚Eh bien! Messié Prate, compien dé morts encore à ce jour?' ‚Keinen, mein Herr, keinen. Wir bedauern lebhaft, aber es ist einmal Keiner aufzutreiben'. ‚Also wirklich kein einziger Todter?' ‚Nein.' ‚Kein Todter! Es ist entsetzlich mit diesem Rennen!' Und schier verzweifelt schwang er seinen mächtigen Todtenblock. Aber schon wieder stiegen ihm neue Bedenken auf. ‚Wie können Sie behaupten, daß Niemand getödtet sei? Und der X, der Y, der Z? Täglich habe ich von fünf bis sechs Todten gehört'. ‚Die sind alle noch am Leben, hochverehrter Herr. Mit dem X habe ich ja gesprochen, den Y und den Z sah ich mit eigenen Augen. Lauter läppische Gerüchte, versichere ich Ihnen'. Herr Frischauer schüttelt bedenklich das Haupt. ‚Die sollen Alle nicht gestorben sein? Unglaublich! Che les ai délégraphiés!' Den letzten Satz spricht er mit einem Tonfalle, als sei durch diese Thatsache ein unwiderlegliches Argument vorgebracht. Er sagte: ‚Ich habe sie telegraphiert', das heißt so viel wie: ‚Ich habe ihnen eigenhändig das Messer ins Herz gebohrt'«.

Zeitgenosse. Eine Definition des Begriffes »demokratisch«? Das ist die Bezeichnung für jene Partei unter den Börseräthen, die sich bei der Verhandlung gegen die Firmen, welche für Herrn Jellinek Effectenoperationen durchführten, gegen die Competenz der Kammer ausgesprochen hat. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' versieht bei diesem Anlass — am 4. October — hohnvoll das Wort »demokratisch« mit Gänsefüßchen. Der Untertitel, den es selbst auf seiner ersten Seite führt: »Demokratisches Organ«, ist ernst gemeint, auch wenn zufällig auf den folgenden Seiten die Nachthemden eines erzherzoglichen Trousseaus beschrieben sein sollten.

Orientalist. Warum ich doch gerade die ‚Neue Freie Presse' der Schmutzconcurrenz gegen die ‚Cantorenzeitung' beschuldigte! Das

Digitized by Google

‚Neue Wiener Tagblatt' und das ‚Fremdenblatt', meint ein Leser, haben ja auch ausführliche Biographieen des Präsidenten der israelitischen Cultusgemeinde zu dessen 70. Geburtstag gebracht. Das ist wahr. Aber die ‚Neue Freie Presse' drängt sich zu solchen Freudenfesten, und sie mußte sich ein paar Tage später sogar ein sonores Dementi des Obercantors gefallen lassen, dessen 60. Geburtstag sie durchaus feiern wollte. Der Obercantor aber schrieb, daß nicht nur die Zeitangabe nicht zutreffe, sondern daß es »überhaupt nicht in seinen Intentionen« liege, »einen sechzigsten Geburtstag zu feiern«. Ich behaupte also, daß hier ein Herzensdrang und nicht nur eine administrative Erwägung im Spiele ist. Es ist ja wahr, daß die Klinger-Festartikel in sämmtlichen liberalen Zeitungen Inserate waren, die ein Herr Lemberger, Schwiegersohn des Jubilars, aufgegeben hatte. Und dieser Herr Lemberger hat auch eine Klinger-Biographie herausgegeben, in der alle wichtigen Thatsachen, wie Hochzeiten, Beschneidungen, Villenmiethungen hervorgehoben sind. Leider ist diese Broschüre — niemand hätte gegen ihre Abfassung etwas einwenden dürfen — keine Familienangelegenheit geblieben. Sie wurde an Minister, hohe Beamte, Bankdirectoren, kurz an alle Welt versendet, und da die Empfänger so höflich waren, mit einem »p. r.« oder gar mit einem »p. f.« zu antworten, mußten sie sich's gefallen lassen, in den Festartikeln der Tagespresse aufgezählt zu werden. So hatte u. a. der Ministerpräsident ein »Gratulationsschreiben« gesendet. Auf ähnlich märchenhafte Weise sollen auch die »Deputationen« zustande gekommen sein . . . Der 70. Geburtstag Ferdinand v. Saar's kam in eine aufgeregte Zeit; er wäre sicherlich ausführlicher behandelt worden, wenn nicht eben die Klinger-Artikel allen Raum in Anspruch genommen hätten. Aber Joseph Schöffel, der in den Sommertagen 70 Jahre alt geworden und mit keiner Zeile bedacht worden ist? Ja der —: was soll man da nur sagen? der hat sich's einfach selbst zuzuschreiben! Der hat nicht inseriert.

Goetheforscher. Anlässlich der Première der »Drei Reiherfedern« ist zwischen dem Kritiker der ‚Ostdeutschen Rundschau' und dem des ‚Deutschen Volksblatt' ein lebhafter Meinungsstreit entbrannt. Jener behauptete, dem Stück liege der Gedanke zugrunde: »Wozu denn in die Ferne schweifen? — Sieh', das Gute liegt so nah. — Lerne nur das Glück begreifen, — Und das Glück ist immer da«. Der Herr vom ‚Deutschen Volksblatt' erklärte resolut, das Drama sei eine Umschreibung der bekannten Mahnung: »Schweife nicht in die Ferne, denn das Gute ist oft so nah«. Ja, das Gute! Aber der Büchmann nicht. Auch für den gelehrten Herrn Alfred Klaar nicht, der am 3. October im Feuilleton des ‚Neuen Wiener Tagblatt' »wie Faust ausrufen möchte: Wie anders muthet mich dies Schauspiel an!« Nicht ganz so wie Faust, aber ähnlich. Herr Klaar hat nämlich, da er bloß acht Feuilletonspalten zur Verfügung hatte, die Verse: »Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!« und »Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!« zusammengezogen.

Leser. Wie sich die Blätter jetzt gegen die ‚Fackel' verhalten? Sie können sie nicht umbringen; so versuchen sie's wenigstens,

Digitized by Google

sie zu bestehlen. Ein Zeitungsausschnittbureau sendet mir regelmäßig alle Ausschnitte, in denen die ‚Fackel' genannt ist. Aber ich beschäftige auch ein anderes, das mir alle jene Ausschnitte sendet, in denen die ‚Fackel' nicht genannt ist. Und da mache ich denn die lustige Beobachtung, wie ungeschickt nach fast jeder Nummer die Journaille, die der Tages- und die der Witzblattpresse, Pointen der ‚Fackel' annectiert. Unwiderstehlicher Zwang! . . . Der »Hahn«, von dem es hier neulich anlässlich der Affaire Jellinek hieß, daß er nach den acht Millionen der Länderbank nicht gekräht habe, paradierte bald darauf auf dem Miste des ‚Wiener Leben', eines kleinkalibrigen Blättchens, das sich sonst nicht mit Bankangelegenheiten befasst, sondern bloß Theaterleute und Gastwirte bedrängt. Ferner hat sich eines der Blätter, die mein geehrter unlauterer Wettbewerber verlegt — so verlegt, daß sie das Publicum nicht finden kann —, den Länderbankscherz beigebogen, nachdem es früher schon die »Druckschwärzer der öffentlichen Meinung« und andere Fackelmuster sich ausgesucht hatte. Zu meinem Stolze durfte ich aber auch erfahren, daß jener Witz an der Schere des Lippowitz hängen geblieben war und in einer »Plauderei« des ‚Neuen Wiener Journal' wiederkehrte, die am Tage nach dem Erscheinen der Nr. 116 der ‚Fackel' das Zwielicht der Welt erblickt hat. Jetzt wird also selbst noch der Hahn gestohlen, der nach den gestohlenen acht Millionen nicht gekräht hat.

Habitué. Herr Landesberg ist wüthend, weil dem »Süßen Mädel« bloß hundertsechzig Abendaufführungen gegönnt waren und an seine Stelle jetzt das »Baby« getreten ist. Und er hat ja zwei Blätter zur Verfügung, um seinen Groll in Wirksamkeit zu setzen. Wie stellt man's am besten an, der neuen Operette Besucher abzutreiben? Ein Recensent hatte geschrieben, Heubergers Compositionen dürften nicht in einen Topf mit den »neuerlich zu üppigster Blüte gelangten Leierkastenmelodien« geworfen werden, die dem »musikalischen Mob« genügten. Da fühlt sich denn der Mann, der jenen Leierkastenmelodien ein schwachsinniges Libretto unterlegt hat, getroffen und veröffentlicht einen geharnischten Protest in der ‚Sonn- und Montags-Zeitung'. Er, der Soubretten, die seiner Kritik unterstehen, für fünfzig Gulden Liedertexte liefert, aber trotz der Honorarannahme sich hinreichend unabhängig fühlt, um sie, wenn sie die Mitwirkung in einer seiner Operetten versagen, als »Schnüfferl« anzuflegeln, spricht allerdings als Kenner, wenn er höhnisch meint, Herr Heuberger sehe »wohl nicht bloß auf die Noten in seiner Partitur, sondern auch auf jene in den Portefeuilles der Theaterbesucher«. Aber dieser Hohn allein würde noch nicht dem Publicum die Lust an der neuen Operette benehmen können. So versucht's denn der Schöpfer des »Süßen Mädel« mit einer Denunciation, mit der er in gesperrtem Druck seinen Artikel beschließt: »Der Direction und den Autoren aber wünschen wir, daß sich der ‚musikalische Mob' durch die Apostel des Herrn Heuberger nicht beleidigt fühle und, trotz der Insulte, die Mittel biete, das ‚Baby' aufzupäppeln.« In Deutschland würde dergleichen unter die Strafsanction des »unlauteren Wettbewerbes« fallen.

Digitized by Google

Wiener. Jüngst hörte ich in einer Tabak-Trafik den folgenden Dialog: Austrägerin, die das ‚Extrablatt' bringt, zur Verschleißerin: »Heute sehr wichtiger Inhalt!« »So? Was denn?« »Ein Gastwirt aus dem Neubau hat sich und seine Familie umgebracht!« »Und da bringen's mir so wenig?« — Das Wohlthätigkeitsfest, das zu Ehren des freigesprochenen Mörders Stefan Tippel am 6. October in Anderschitz' Restauration (Hernalser Hauptstraße) veranstaltet wurde, hat einen sehr animierten Verlauf genommen.

Teut. In der ‚Ostdeutschen Rundschau' vom 6. October (Gilbhardts) finde ich in einer Notiz (Anmerkung) geschildert, wie sich der »Rollerunfall« des griechischen Kronprinzen zugetragen hat . . . Daß der von Herrn Iro herausgegebene Kalender kein Kalender, sondern ein »Taschenmerkzeitweiser« ist, hat die Welt lachend erfahren. Ebenso, daß auf alldeutschen Speiszetteln ein ehedem mit der Bezeichnung »à la maitre d'hôtel« versehenes Gericht jetzt »nach Hausmeisterart« zubereitet ist. Die Lectüre (Lesung) Bismarcks möchte ich keinem Bewohner der Ostmark empfehlen; denn dieser deutscheste Mann hat in seinen Reden und in seinen »Gedanken und Erinnerungen« der deutschen Sprache immer wieder die Schmach der Fremdwörter angethan. Leider ist die ‚Ostdeutsche Rundschau' nicht folgend (consequent). Sie verkündet an der Spitze ihres Blattes, daß einzelne Nummern (nicht Zahlen) in der Verwaltung zu haben sind und daß der »Raummillimeter« (nicht das Raumtausendstelmaß) so und soviel kostet. Und ich bin überzeugt, daß sie lieber für eine Annonce viel als für eine Anzeige wenig nimmt und daß für sie die Corruption – man denke nur an die Bestechung der Zuckervereinigung – kein Fremdwort ist. Immerhin ist es möglich, daß sie hochmüthig anderen Blättern Jahresgeldverderbtheit (Pauschaliencorruption) im Dienste von Antheilscheingesellschaften, Unterstützung aus dem Kriechthierhintergrund (Subvention aus dem Reptilienfonds) und Benützung von Freikarten und Sonderabtheilen (Separatcoupés) auf Bahnen vorwirft . . . Eine deutschvölkische Buchhandlung sandte mir neulich eine Rundschrift (Circular), in der statt des üblichen P. T. an der Spitze des Wortgefüges (Textes) das Wort »Anrede!« und die Versicherung zu lesen ist, daß die Rundschrift an zahlreiche »Anschriften« (Adressen) gesendet wurde. Man sieht, die Paralyse (Gehirnerweichung) macht Fortschritte.

Berichtigung.

In Nr. 117 lese man auf Seite 5, 14. Zeile von oben, statt »Potocky«: *Potocki;* auf Seite 18, 3. Zeile von oben, statt »Oder man lasse nichts unversucht und rufe an Stelle«: *Will man aber vom Parlamentarismus überhaupt nicht ablassen, weil die jeweiligen Regierungen die Verantwortung scheuen, so rufe man an Stelle;* auf Seite 29, 12. Zeile von unten, statt »Liverno«: *Livorno*; auf Seite 31, 20. Zeile von unten, statt »gibt's doch nur«: *gibt's doch höchstens.*

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit Nr. 117 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung ersucht, den der vorliegenden Nummer beigelegten Erlagschein zu benützen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Digitized by

19 Erschienen am 28. October 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', III. Hetzgasse 4.

Die Fackel

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7 —
" "	18	" "	. . "	3.50
" das Deutsche Reich,	36	" "	. . M.	7.—
" " " "	18	" "	. . "	3.60
" die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	"	8.20
" " " " "	18	" "	"	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, **Stephanstrasse Nr. 12.**

Die Fackel

Nr. 119 WIEN, MITTE OCTOBER 1902 IV. JAHR

Die bosnischen Industrieunternehmungen, durch die uns Herr v. Kallay und die Kasseler Trebertrockner einen wirtschaftlichen Aufschwung des österreichisch-ungarischen Reichslandes heraufgezaubert hatten, sind »saniert«. Ein großer Theil des Capitals ist verloren; sonst ist alles gerettet bis auf Herrn Dr. Kranz. Der mußte über Bord. Die Geschäftstheilhaber hatten ihm längst nicht getraut, und schon im Januar 1899 hatte Herr Exner, der Director der »Leipziger Bank«, einem seiner Mitschuldigen geschrieben — der Brief ward im Leipziger Bankprocess verlesen —, bei der bosnischen Holzverwerthung sei nicht alles in Ordnung; Herr Kranz stelle das bosnische Holz als minderwerthig hin; »offenbar manövriere er bloß für seine Taschen und für die seiner Freunde«. Aber die Freunde, so vermuthete man dazumal in Leipzig und Kassel, seien für das Gedeihen der bosnischen Unternehmungen zu wichtig, als daß man Herrn Kranz fallen lassen könnte. Jetzt ist er dennoch gefallen und — hat beim Fall die Sprache eingebüßt. Und es scheint, als ob Alle, die in irgendeinem Sinn an dem bosnischen Industrieaufschwung betheiligt waren, die Faiseure, die Presse und die bosnische Regierung, einander ewiges Schweigen über eine fünfjährige Finanzgeschichte gelobt hätten. Keines Staatsanwalts professionelle Neugierde stört solche Ruhe. Nur eine Instanz ist noch übrig, von der man hoffen, von der man fordern darf, daß sie die Machenschaften in Bosnien vor ihr Tribunal ziehe.

Digitized by Google

Wenn nicht alle österreichischen Parlamentarier ihre Zeitungslectüre darauf beschränken, die eigenen Namen und die eigenen Reden in den Zeitungen zu suchen, muß sich doch Einer finden, dem die Berichte über den Leipziger Bankprocess vom Juni 1902 nicht entgangen sind, einen Process, vor dem der als Zeuge geladene Vertreter der bosnischen Regierung plötzlich erkrankte. Während jener Verhandlung nun, in der die bosnische Regierung durchaus nicht das Wort ergreifen wollte, war mehrmals von ihr die Rede, und in dem stenographischen Protocoll des fünften Verhandlungstages findet sich eine Stelle, über die man nicht umhin können wird, von Herrn v. Kallay Aufklärung zu fordern. In einem Brief des Directors Exner an den Trebern-Schmidt (vom 4. Juni 1898), den der Vorsitzende verlas, heißt es: »Wir können nicht weitergehen, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, wie peinlich es uns berührt hat, daß Ihre Gesellschaft, ohne uns zu verständigen, eine Million Gulden an das bosnische Ministerium gezahlt hat«. Am 6. Juni 1898 antwortet Schmidt: »Wenn ich Ihnen bisher über Bosnien nichts erzählte, so hat dies darin seinen Grund, daß ich die fragliche Million mit Otto (Dortmund) allein übernommen hatte«. Dann meldet das Protocoll weiter:

»Sachverständiger Plaut: Wozu ist die Million, die nach dem Briefe an das bosnische Ministerium gezahlt wurde, verwendet worden?

Exner: Jedenfalls zu Bauzwecken.

Staatsanwalt Dr. Weber: Ja, so hat es immer geheißen. Es müßten sonach circa 13 Millionen allein für Bauzwecke verbraucht worden sein. Aber vielleicht kommt diese Million für die secreten Verpflichtungen in Frage, von denen in einem Briefe Schmidt's die Rede ist?

Exner: Das weiß ich nicht.«

Herr Exner wußte nichts, und das Leipziger Gericht hatte kein Interesse daran, zu erfahren, auf

Digitized by Google

welche Weise die bosnische Regierung Gelder aufbringt. Aber die österreichische Oeffentlichkeit hat ein Recht, zu wissen, welcherlei secrete Verpflichtungen zwischen einer Schwindlerbande und einem gemeinsamen Minister bestanden haben, und wenn wir uns schon damit abfinden, daß Ministern Dispositionsfonds überwiesen, daß ihnen bestimmte Summen, die nicht verrechnet werden, mit der Bestimmung, die Oeffentlichkeit zu corrumpieren, anvertraut werden, so wollen wir wenigstens nicht dulden, daß unbestimmte Summen, unbestimmt, ob zur Corrumpierung der Oeffentlichkeit oder eines Ministers, in die Cassen eines Ministeriums fließen.

†

* * *

Herr v. Koerber will sich vom Minister zum Staatsmann entwickeln und, wenn er spricht, so flügelt er seine Worte. Das führt dann manchmal zu Missverständnissen. Eine neue Aera, so verkündete die ‚Zeit' am 21. October, bricht an, weil Herr v. Koerber von Sprachenverordnungen nichts wissen will und erklärt hat: Die Verordnung ist ein Blatt Papier, das Gesetz eine eherne Tafel. »Sein Wort wird bleiben«, prophezeit der plötzlich ministerfreundliche Leitartikler, »und es wird erst an dem Tage erfüllt sein, da Herr v. Koerber als neuer Prophet vom Berge Sinai herab den Völkern Oesterreichs die ehernen Tafeln der Sprachengesetze und damit endlich die heißersehnte Bürgschaft des Friedens diesem Reiche gebracht haben wird.« Moses ist zwar nicht mit ehernen, sondern mit steinernen Tafeln vom Berge Sinai herabgekommen, und es ist auch nicht bekannt, daß er — ähnlich wie Herr v. Koerber das österreichische Abgeordnetenhaus — die Juden, ehe er hinaufstieg, ermahnte, ihre wirtschaftlichen Interessen zu pflegen. Aber es ist wahr: als Moses mit den Tafeln des Gesetzes daherkam, pflegten die Juden gerade ihre wirtschaftlichen Interessen, indem sie um das goldene Kalb tanzten. Und wahrscheinlich wird auch, wenn Herr v. Koerber mit seinen Sprachengesetzen erscheint, das österreichische Parlament um das goldene Kalb tanzen. Indes, hier endet der Vergleich. Denn

Digitized by Google

Herr v. Koerber wird nicht ergrimmen, und eherne Tafeln sind auch nicht so leicht wie steinerne zu zerschmettern. Was gilt's? Herr v. Koerber wird seine Tafeln einfach »zurückstellen« und mittanzen!

* * *

Scharlach-Serum.

Ein Arzt schreibt mir:

Jubelhymnen erklingen; und sie werden diesmal nicht nach Banknoten gesungen. Reclamepauken dröhnen, und die Reclame war nicht bestellt. Ganz umsonst betheuert der Economist, daß »der Glanz der Wiener medicinischen Schule neu und weit sichtbar aufleuchtet« und daß für Skoda und Oppolzer endlich der ebenbürtige Nachfolger gefunden ist. Was ist geschehen? Wahrlich, Gewaltiges: der kindermordende Scharlach hat seine Schrecken verloren. Wir haben ein Scharlach-Serum.

Ein Wiener Scharlach-Serum nämlich. Und das sollte uns nicht in Begeisterung versetzen? Jahrelang hat's uns nicht glücken wollen. Längst hatte von den kleinsten Bacteriologen ausländischer Universitäten jeder sein eigen Serum in der Spritze, aber in Wien ward keines gefunden. Der Ruhm unserer Schule verblich, und wir, die einst die Ersten gewesen, schienen die Letzten werden zu sollen. O serum, serum, serum, o quae mutatio rerum! Aber jetzt hat alle Noth ein Ende; wir haben ein Wiener Scharlach-Serum.

Der Ort der Entdeckung ist das Neue, das Unerhörte. Nicht die Art, nicht das — so ungewisse — Resultat. Vor Jahr und Tag hat die Welt, so weit sie zionistisch ist, der Heilsbotschaft zugejubelt, Herr Dr. Marmorek in Paris habe ein Streptokokken-Serum dargestellt, mit dem bei Kindbettfieber und Scharlach herrliche Erfolge erzielt seien. In Berlin hat Dr. Aronson ein Streptokokken-Serum erzeugt, das er als

Digitized by Google

specifisches Heilmittel für den Scharlach empfahl. Aber von dem Serum des Dr. Marmorek ist heute nur noch in den Reclamenotizen, die an befreundete Wiener Redactionen gesendet werden, die Rede, und die Erwartungen, die an das Aronson'sche Serum geknüpft wurden, hat Professor Baginsky auf dem Karlsbader Naturforschertag tief herabgestimmt.

Auch sonst ist jedem Serum-Rummel allemal rasch die Enttäuschung gefolgt. Koch's Tuberculin gilt uns heute als ein schätzbares Mittel für die Diagnostik der Lungenkrankheiten; ein Heilmittel ist es nicht. Und Behring's Diphterie-Serum? Der Wiener Professor Kassowitz hat (‚Therapeutische Monatshefte', Mai 1902) die folgenden Thatsachen bewiesen: Die Diphteritis bewegt sich in einzelnen Ländern in aufsteigender, in anderen in absteigender Linie. Mitteleuropa liegt in der absteigenden Linie. Aber hier hatte die Sterblichkeit der an Diphteritis Erkrankten schon etliche Jahre vor der Einführung des Heilserums in die Therapie zu sinken begonnen. In Petersburg dagegen starben im Jahre 1892 — vor der Anwendung des Serums — 333 Kinder an Diphterie; im Jahre 1897 — trotz der Anwendung des Serums — 1949 Kinder und im Jahre 1901 1434 Kinder. Und ebenso ist in Bukarest, Birmingham, Liverpool, Dublin, Stockholm die absolute Zahl der Todesfälle an Diphteritis gewachsen. Die Percentzahlen freilich — das Verhältnis der tödlichen zu sämmtlichen Diphteriefällen — sind fast überall gesunken. Aber das beweist nichts. In Behring's Vorschrift heißt es: So früh wie möglich spritzen, am ersten Tage spritzen! Wie soll man nun am ersten Tage erkennen, ob es sich wirklich um Diphteritis oder bloß um eine unschuldige Angina handelt, und wer vermag am zweiten Tage zu entscheiden, ob das Serum oder die Natur geholfen hat? Tausende von Kindern, die an einer gewöhnlichen Halsentzündung erkrankt waren, figurieren alljährlich in der

Digitized by Google

Statistik der Heilserum-Resultate, und darum sind nicht deren relative, sondern nur ihre absoluten Zahlen maßgebend.

Solche Erfahrungen müssen gegenüber dem Scharlach-Serum, das Herr Dr. Moser entdeckt hat, zur Zurückhaltung des Urtheils mahnen. Und die Zurückhaltung wird zur Skepsis, wenn man die wissenschaftliche Grundlage der Moser'schen Arbeit prüft. Den Erreger des Scharlachs kennen wir nicht. Herr Dr. Moser glaubt ihn in einer Abart der Streptokokken gefunden zu haben. Er glaubt, er vermuthet, aber er selbst behauptet nicht, mit wissenschaftlicher Sicherheit zu wissen. Und sein Serum ist, wie auch Professor Paltauf betont hat, kein Scharlach-, sondern ein Streptokokken-Serum. Streptokokken jedoch werden bei zahlreichen Scharlachfällen nicht gefunden, dagegen bei jedem Furunkel, bei Kindbettfieber, bei vielen anderen Krankheiten und — bei zahllosen Gesunden. Gewiss ist lediglich, daß die Complication mit Streptokokken, die sogenannte secundäre Infection, bei vielen und fast immer bei den schweren Scharlachfällen auftritt.

Aber der Laie irrt, wenn er glaubt, die schweren Scharlachfälle seien die Regel, die leichten vereinzelt. In der Privatpraxis — das wird jeder Kinderarzt bestätigen — überwiegen die leichten Fälle, ist der rasche und gutartige Verlauf der Krankheit gewöhnlich. Anders im Spital. Hier verläuft der Scharlach meist viel schwerer, und regelmäßig sind Streptokokken zu finden. Wie sollte es auch anders sein! Täglich wird die Atmosphäre der Spitalräume mit Bacillen geschwängert. An die Wände, an die Wäsche, an die Kleider der Aerzte und Wärterinnen, an alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs heften sich die Krankheitsträger, und die sorgsamste Desinfection, die Millionen von ihnen vernichtet, kann in einer Ritze des Bettpfostens einige wenige übrig lassen, die den Weg zu später kommenden Patienten finden.

Digitized by Google

Man müßte die Zimmer wochenlang sperren, die Wände abkratzen, die Sonne einlassen. Absolute Sicherheit wäre auch damit nicht geboten.

In der Privatpraxis sind die Verhältnisse ungleich günstiger. Und in leichten Fällen zum Serum zu greifen, sollte man wohl überlegen. Das vom Pferd gewonnene Serum ist ein starkes Gift für den menschlichen Körper, besonders für die Nieren. Einer meiner Bekannten ließ ein Kind zum Schutze gegen Scharlach-Infection mit dem Moser-Serum impfen, und das Kind erkrankte infolge der Impfung, obwohl ihm nicht mehr als 10 cm^3 injiciert waren, an einem Ausschlage mit leichter Fieberbewegung. Moser aber spritzt 30 bis 180 cm^3 Serum ein, — eine gefährliche Dosis, die ich nicht ohne Grauen angewendet sehe. Ueber den Zusammenhang zwischen Serumtherapie und Nachkrankheiten des Scharlachs spricht er sich nicht klar aus. »Es scheint«, sagt er, daß die Nierenentzündung eher »etwas spärlicher« auftritt.

Eine genaue Statistik der Nachkrankheiten wäre zu wünschen. Aber die Statistik ist nun einmal die schwache Seite aller Serum-Entdecker. Und wenn wir Herrn Dr. Moser in das Gebiet der Statistik folgen und den durch Zahlen geführten Beweis für die Heilkraft seines Serums prüfen, bleibt uns nur das Bekenntnis übrig, daß sich mit Zahlen oft noch besser als mit Worten streiten läßt. Mit kritikloser Bewunderung hat selbst ein Theil der gelehrten Welt die Eröffnung hingenommen, daß Herr Dr. Moser durch die Serumtherapie im St. Anna-Kinderspital die Mortalität bis zu 9% herabgedrückt habe, gegenüber einer 14percentigen Mortalität »in den übrigen« Wiener Spitälern. Aber wenn wir schon ganz davon schweigen, daß die Statistiken im deutschen Reiche und anderwärts noch geringere Mortalitäten, bis hinab zu 5% und weniger, aufweisen und daß Privatärzte in vieljähriger Praxis kaum 1 bis 2% Mortalität haben: was soll durch die Gegenüberstellung der 9%,

Digitized by Google

die sich in einem Spital fanden, und der Durchschnittszahl von 14%, die sich aus den Resultaten aller anderen Spitäler Wiens ergibt, bewiesen werden? Kann nicht in irgendeinem der Spitäler, die durchschnittlich 14% Mortalität hatten, die Zahl der tödlichen Fälle geringer gewesen sein, als im St. Anna-Spital bei der Anwendung des Serums?

Neun Procent Mortalität sind zudem durchaus nicht ein ungewöhnlich günstiges Resultat. Die folgenden Zahlen sind aufs Gerathewohl aus dem officiellen Sanitätsbericht herausgegriffen. Im November 1898 waren in ganz Niederösterreich 487 Scharlachfälle gemeldet; Zahl der Todesfälle 13, das heißt 2·7% Mortalität. Vom 4. Februar bis zum 3. März 1900 waren 609 Fälle gemeldet; darunter 25 Todesfälle. In der gleichen Zeit gab es freilich in ganz Oesterreich unter 4329 gemeldeten Scharlachfällen 479 tödliche, also eine höhere als Mosers neunpercentige Mortalität. Wenn aber schon in Wien und Niederösterreich die leichten Fälle zum guten Theil nicht gemeldet werden, so ist vollends in Galizien, der Bukowina und Dalmatien, und wohl auch in hochgelegenen Alpendörfern, die Controle ganz ungenau. Verlässlich sind bei einer Krankheits-Statistik, die alle im Reichsrath vertretenen Länder umfasst, bloß die Zahlen der Todesfälle, aber jede solche Statistik zeigt, weil die Zahl der sämmtlichen Krankheitsfälle um die nichtgemeldeten zu vermehren wäre, eine weit höhere als die thatsächliche Mortalität. Im October 1900 verliefen in Niederösterreich von 509 Scharlacherkrankungen 21 tödlich; Mortalität 4%. Im Februar 1901 werden 733 Erkrankungen und 30 Todesfälle gemeldet; etwas über 4% Mortalität.

Es ist wahr; alle diese Bedenken beweisen gegen die Heilkraft des Moser'schen Serums wenig, — fast so wenig, wie Herrn Dr. Mosers Darlegungen für sie beweisen. Aber hier soll zu der Abwehr eines Reclametreibens, das sich der junge Arzt in würdiger

Digitized by Google

Weise selbst verbeten hat, nur noch der Wunsch hinzugefügt werden, daß man Forschungsergebnisse künftighin ausreifen lasse, ehe man sie einer Oeffentlichkeit übergibt, in deren Korybantenlärm der Forscher nicht bloß die Stimme der Wahrheit, die da Kritik genannt wird, sondern auch die innere Stimme des Zweifels, der der stärkste Bürge der Wissenschaftlichkeit ist, oft nicht mehr hört. Herr Dr. Moser war, da er vorzeitig seine Arbeit veröffentlichte, kein Opfer jener Reclamesucht, die sich der Presse aufdrängt. Aber er hat sich der Reclamesucht der Presse, die sich ihm aufdrängte, nicht erwehren können, weil er sich allzu willig gefunden hatte, das unwissenschaftliche Bedürfnis nach einem Clou für den Karlsbader Naturforschertag zu befriedigen.

* * *

Die neue Zeitung.

Am 7. October gab sie den anderen, deren Herrschaft abzulösen sie gegründet ward, das Beispiel einheitlich zielbewusster Redactionskunst. Die Irrsinnserklärung des Hauptmanns Rainer Januarius Fischer war von ihr schon tagelang als Sensationsfall erster Güte, nach dem sie wie der Hungernde nach dem ersten Bissen schnappte, ausgeschrotet. Oder klingt dieser Tadel allzu hart? Ist es nicht die Pflicht einer von amtlichen Gewalten unabhängigen Presse, sich der Opfer anzunehmen, die in Oesterreich zuweilen ein höherer Wunsch oder die Dummheit eines Sachverständigen auf den Schleichwegen zwischen Criminalistik und Psychiatrie hin- und herschickt? Der Fall Fischer lag zwar nicht so plan, und die demokratische Weisheit, die, wenn Einer verwandtschaftliche Beziehungen zu einem österreichischen Erzherzog behauptet und darob für irrsinnig oder für einen Betrüger erklärt wird, von vornherein ein Martyrium und ein Complot annimmt und mit einem schmalzigen J'accuse aufwarten möchte, scheint diesmal nicht auf ihre Rechnung gekommen zu sein. Mindestens verlautet, die ‚Zeit' habe ihren eigenen Gewährsmann missverstanden

Digitized by

und den Lesern verschwiegen, daß er zwar nicht wie die Gerichtssachverständigen Paralyse, wohl aber Paranoia bei dem »geheimnisvollen Häftling« constatiert hatte. Den Mann also, der sich für den Sohn eines Erzherzogs hielt, für einen »geistig vollkommen gesunden Menschen« zu erklären, dafür war Herr Isidor Singer vom ersten Moment an zu haben, er ließ Brandartikel über Brandartikel erscheinen und entsendete sogar »unsern -o- Mitarbeiter«, um jenen Breslauer Psychiater, der den Hauptmann Fischer gesehen hatte, zu interviewen. In der Nummer vom 7. October ward der Haupttrumpf ausgespielt .... Es war gewaltig. Und darum ist es doppelt betrüblich, daß der Eindruck, den der Leser von der heroischen Action des neuen Tagblattes empfieng, durch eine Notiz getrübt wurde, die gleichfalls in der Nummer vom 7. October Platz fand. Nach dem »geheimnisvollen Häftling« kam leider »Eduard von Battenberg«. Unter dieser Spitzmarke war nämlich zu lesen: »Beim Bezirksgerichte in Stockerau befand sich ein Mann in Haft, welcher wegen Vagabondage aufgegriffen wurde und, um seine Generalien befragt, angab, Eduard v. Battenberg zu heißen und ein natürlicher Sohn Kaiser Friedrichs und einer Elise Suchowsky zu sein. Er befinde sich auf der Reise zu Kaiser Franz Josef, an den er sich um Wahrung seiner Rechte wenden wolle...« Und nun rathe Einer, was die ‚Zeit' weiter sagt! »Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Mann an Größenwahn leidet. Er wurde zur Untersuchung seines Geisteszustandes der psychiatrischen Klinik übergeben.« ... Waltet hier die planvolle Absicht einer radicalen Journalistik vor, die einem österreichischen Erzherzog uneheliche Nachkommenschaft lieber zumuthet als einem deutschen Kaiser? Wahrscheinlicher ist, daß wir es bloß mit einer typischen Erscheinung in der schlechten Wiener Presse zu thun haben. Sie möchte vor allem Aufsehen machen. Aber ihrer Sensationslust schlägt ihre Talentlosigkeit ein Schnippchen, jenes Unvermögen, das Sammelsurium von Nachrichten zu einem einheitlich abgetönten publicistischen Bild zu gestalten. Und wenn der Hauptredacteur sich für ein getretenes Recht erhitzt hat, so kommt der nächstbeste Reporter an die Reihe, dessen innerstes Wesen vor dem Gedanken, daß hochgestellte Herren uneheliche Kinder haben sollten, zurückschaudert und dessen clichéhaftes Denken sofort den Satz beistellt:

Digitized by Google

»Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Mann an Größenwahn leidet«.

•

Coswig.

Und noch ein zweitesmal hat sich die ‚Zeit' in jener Nummer vom 7. October psychiatrisch desavouiert. Dem Pathos für Januarius Fischer, dem Hohn für Eduard v. Battenberg folgt stilles Beileid für Louise von Coburg, die der Dresdener Correspondent endgiltig aufgibt. In derselben Nummer, in der die ‚Zeit' die Geheimwissenschaft der Wiener Gerichtspsychiatrie an einem zweifelhaften Falle aufdeckt, widmet sie deren markantestem Opfer, der Prinzessin von Coburg, eine jener gleisnerischen Stimmungsnotizen, durch die seit Jahr und Tag die Welt, welche die Prinzessin für gesund hält, über deren beunruhigenden Zustand beruhigt werden soll. Diese Bulletins werden in regelmäßigen Intervallen aus der Heilanstalt Coswig bei Dresden in die coburg-officiöse Wiener Presse befördert. Da wird die Prinzessin im Herbst als »bereits völlig apathisch«, im Winter als »von krankhafter Putzsucht befallen« geschildert, im Frühling »zerschneidet sie ihre Toiletten«, und im Sommer heißt es definitiv, sie sei dem Ende nahe, denn man habe an ihr eine auffallende Leidenschaft für — Blumen bemerkt. Ich bewahre einen Bericht des ‚Neuen Wiener Tagblatt', in dem ein officiös bekümmerter Schmock folgendermaßen die »partielle Gehirnparalyse« der Aermsten diagnosticierte: »Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die Wohnräume der Prinzessin in Coswig einem herrlichen Blumengarten gleichen, in welchem die Kinder Floras in vollster Blüte stehen. Und mitten unter ihnen wandelt die Prinzessin, häufig auch läßt sie sich auf dem Fußboden mitten unter ihren Lieblingen nieder, führt mit ihnen ganze Gespräche, als ob es Lebewesen wären, und hat für jede Blume einen eigenen Namen.« Mir für meine Person erscheint es zwar noch immer eher ein Beweis für Vollsinnigkeit, mit Blumen Gespräche zu führen als sich von Redacteuren des ‚Neuen Wiener Tagblatt' interviewen zu lassen. Aber ich bin als gläubiger Leser davon überzeugt, daß Louise von Coburg, wenn sie nur noch ein paar Jahre in Coswig bleibt, die Befürchtungen, die die beflissenen Wiener Reporter hegen, rechtfertigen wird. Ich bewahre einen Bericht unseres lieben ‚Neuen Wiener Journal', in welchem die

Digitized by Google

»Hoffnungslosigkeit« des Zustandes der Prinzessin wieder auf eine andere Art plausibel gemacht wird: »Sie zerkratzt sich Nase und Ohren, was eine Frau bei normalem Bewußtsein gewiss nicht thut, sie spuckt auf die Teppiche und Divans, und kein Bitten und Ermahnen fruchtet. Sie ist von einer pathologischen Lügenhaftigkeit, erzählt Dinge, die sie gelesen, als selbsterlebt, spricht von Unterredungen mit Leuten, die zur angegebenen Zeit weit von ihr entfernt waren, und erfindet Begebenheiten, die nicht einmal phantastisch oder interessant, sondern höchst alltäglicher Natur sind«. Sie hat also hervorragende journalistische Fähigkeiten? . . . Der Cavalier, der solches schrieb, ist offenbar in seinem Eifer zu weit gegangen. Bald darauf ward abgeblasen, und heute, nach einem Jahr, sehen wir die Prinzessin wieder mit Blumen beschäftigt. Diesmal wird uns durch das Sprachrohr der ‚Zeit' zugerufen: Hört, ihr Bürger, und laßt euch sagen, die Prinzessin ist von ihrer Vorliebe für prächtige Toiletten abgekommen; »dagegen bekundet sie jetzt eine auffallende Liebhaberei für Blumen und Pflanzen«. Und zeigt sich sonst kein beunruhigendes Symptom? O doch! Es gab ja den schönsten Anlass, ein solches zu finden. Wie wird, so fragten alle Reporter Wiens, die Gefangene von Coswig die Trauerbotschaft vom Ableben ihrer Mutter, der Königin Henriette, aufnehmen? »Ohne jegliches Zeichen des Verständnisses«. Sie wußten's ja voraus. Und der Vertreter der ‚Zeit' brachte noch ein bezeichnendes Detail in Erfahrung: »Sie nickte dazu nur langsam mit dem Kopfe« . . . . . Ob hier nicht doch ein Missverständnis waltet? Gräfin Lonyay hat jüngst ihre Schwester in Coswig besucht, und wie ein Gerücht wissen will, bei relativem Wohlbefinden angetroffen. Louise von Coburg »nickte nur langsam mit dem Kopfe«, als ihr die Schwester von der Gier erzählte, mit der man in Wien auf jede Lügennachricht von einer Verschlimmerung ihres Zustandes lauere, und wie dort der Wunsch, daß ein leichtes Leben und Lieben mit der Irrenhaushaft bestraft werde, immer wieder des Gedankens Vater sei, daß Wahnsinn bereits den Verstand der Einsamen umkrallt habe. Und da gedachte die Prinzessin wehmüthig der Zeiten, da sie noch nicht nach Coswig überführt war. Und sonnte sich an dem Gefühl, daß in dieser Welt des Hasses zwei Menschen ihrer in Dankbarkeit gedenken, zwei, die sie glücklich machte, da sie selbst in's

Digitized by Google

Unglück kam. Ja, es ist wahr, sie zerschneidet ihre Toiletten, sie pflanzt Blumen in ihren Zimmern und zerkratzt sich Nase und Ohren. Aber sie hat auch — stolz sagt sie es sich jetzt — einem Wiener Advocaten zum Regierungsrathstitel verholfen und die Carrière eines Wiener Staatsanwalts befestigt! . . .

Der Staatsanwalt und die Hundspeitsche.

»Indem ich nochmals an die Unterstützung Eurer Hochwohlgeboren und aller unterstehenden Functionäre appelliere, versichere ich, daß alle in mir den zuverlässigen Beschützer, den strengen Hüter des Rechtes, aber auch den unerbittlichen Widersacher erkennen sollen, wenn etwas geschieht, was mit dem Ansehen der Rechtspflege, mit der Gerechtigkeit unvereinbar ist.«

Erlass des Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber als Leiters des Justizministeriums, 18. October.

Sommer 1902. Gramvoll saßen sie an den Ufern des durch das Salzkammergut fließenden Jordan und klagten ob der »Grausamkeit« des Herausgebers der ‚Fackel', der soeben einem der ihren die erpresserische Feder aus der Hand geschlagen, die Bildfläche des Wiener Geisteslebens von einem seiner ärgsten Bedränger gesäubert und den weiland Coulissenschnüffler des ‚Neuen Wiener Journal' durch das »Hervorzerren einer Vergangenheit« im Kreise des Herrn Julius Bauer — möglich gemacht hatte. Ich ward als grausam verschrieen und konnte mich, wollte ich den Glauben an meine Grausamkeit nicht bestätigen, gegen den Vorwurf nicht zur Wehr setzen. Ich durfte nicht sagen: Der Mann, dessen Gegenwart mir nicht weniger düster schien als seine vielberufene Vergangenheit und dessen journalistisches Treiben ich oft genug angeprangert, hatte mich wegen Ehren-

beleidigung geklagt. Der Angeklagte hat die Wahl, den Wahrheitsbeweis vor oder in der Verhandlung zu führen. Wäre mir nur der hundertste Theil jener Sensationslust eigen, in der meine Feinde den eigentlichen Trieb meines Schaffens erkennen wollen, ich hätte, geduldig wartend, einen Process führen können, wie er noch nicht erlebt, noch nicht erträumt wurde, seit Geschworne über Pressbeleidigungen richten. Ich hätte Gelegenheit gehabt, den Kampf, den ich gegen die Beutelschneider der öffentlichen Meinung kämpfe, im Gerichtssaal fortzusetzen und zu einem Ende zu führen, das mehr als die Niederlage des Einzelnen, mehr als den bürgerlichen Ruin des sonderbaren Klägers, das einen Ehrverlust für die ganze miserable Clique bedeutet hätte, die mit ihrer Notizenmacht für jeden einsteht, dessen Verworfenheit und dessen Talentmangel sie erkannt hat. Aber ich war grausam und habe der Lockung widerstanden, durch die Publicität einer Schwurgerichtsverhandlung jenes Vorleben zu erörtern, das einer haben muss, wenn er in Wien das kritische Richtschwert über die wehrlose Theatermenschheit schwingen, als dramatischer Autor zum Publicum eines deutschen Volkstheaters sprechen und die Anwartschaft auf den Raimund-Preis erringen will. Ich war inhuman und habe meine Anträge zum Wahrheitsbeweise, den ich rücksichtsloser Angeklagter nun einmal erbringen wollte, lange vor der Verhandlung gestellt . . . Heute darf ich dies alles sagen, darf ich bekennen, daß ich meine Herzlosigkeit bedaure. Ich hätte so feinfühlig sein sollen, erst in offener Verhandlung meine Waffen zu zeigen, statt vorschnell Gelegenheit zur Zurückziehung der Klage zu bieten. Dann wäre manches müßige Geschwätz, gegen das ich mich so lange nicht wehren durfte, nicht entstanden. Dann hätte mein sonderbarer Kläger nicht die sentimentale Lüge verbreiten können, daß ich durch »Hervorzerrung einer Jugendsünde« ihm den Weg in den Gerichtssaal tückisch

Digitized by Google

verlegt habe, einer Jugendsünde, die weit hinter dem Beginn seiner untadelhaften journalistischen Laufbahn liege und derer er sich als einer heroischen That entsinne, da er sich damals — »für seine Mutter geopfert« habe. Dicke Thränentropfen rannen allen, so an dem Ufer des Traunflusses saßen und die Geschichte anhörten, über die Wangen, und die Theaterleute, nie dankbar, wenn einer sie von einem Parasiten befreit, aber stets der Gelegenheit zu leichter Rührung froh, begannen in die allgemeine Klage einzustimmen. Denn die Geschichte klang schon deshalb wahrscheinlich, weil der ein ausgepichter Schurke sein müßte, der seine todte Mutter beflecken wollte, um sich selbst reinzuwaschen. Wie aber nicht immer das Wahre auch das Wahrscheinliche ist, so ist leider diesmal das Wahrscheinliche nicht das Wahre gewesen. Die Mütterchenlegende mit ihrem Colportageeffect hat, da tausend vorwurfsvolle Zungen sie mir meldeten, tausend thränenvolle Blicke den Grausamen trafen, einen Ekel in mir wachgerüttelt, der den Widerwillen, von einer erledigten Sache zu sprechen, überwand. Jetzt durfte ich die Gelegenheit herbeiwünschen, mich zu vertheidigen; jetzt war der Mann nicht mehr der Milde würdig, die mir die Erklärung verbot, warum mich der Vorwurf der Grausamkeit nicht treffen konnte. Und ich beschloss, den Leuten einmal zu sagen, daß jene »Jugendsünde« weitab von allen Möglichkeiten, familiären Opfermuth zu beweisen, lag und daß dieser, wenn nicht erfunden, so in einem Falle bethätigt wurde, der mir unbekannt geblieben ist. Ich beschloss aber auch, ein für allemal zu sagen, daß mich die eigentliche »Jugendsünde« an sich gar nicht interessiert hätte, daß sie für meinen Wahrheitsbeweis nie in Betracht gekommen wäre, weil ich nicht so thöricht war, zu wähnen, die Geschwornen würden von ihr die Beurtheilung des Gesammtcharakterbildes meines Anklägers abhängig machen. Und wiewohl ich nicht

Digitized by Google

der Ansicht bin, daß sie einen just zum ethischen Berufe des Theaterrichters qualificiert, so hätte ich mich doch der allgemeinen Empfindung unterworfen, der es widerstrebt, die bürgerliche Existenz von dem fortwirkenden Odium gebüßter Vergehungen bedroht zu sehen. Aber sie, die eine, war nun einmal in den Documenten, die ich lediglich aus der journalistischen Vergangenheit meines Anklägers zu sammeln beflissen war, verewigt. Ich hatte mich bloß um den Publicisten zu kümmern, und ich sollte beweisen, daß sein Gewerbe ein schändliches sei. Wer wollte es mir verübeln, daß ich zu diesem Zweck einen — Freispruch, den er einmal erlitten, gegen ihn geltend machte? Einen Freispruch in dritter Instanz, »wegen Mangels an Beweisen« für eine regelrechte, von drei Gerichten klar bezeichnete journalistische Erpressung? Dies Moment d u r f t e ich »hervorzerren«, einen Freispruch vorzuwerfen, war nicht bloß zu meiner Vertheidigung gestattet, und das journalistische Charakterbild des Mannes konnte ohne weitläufige Beziehung auf die Antecedentien, die ihn erst reif gemacht, die journalistische Carrière zu ergreifen, im Gerichtssaal gezeichnet werden. Es kam nicht dazu. Die Klage ward vor der Verhandlung zurückgezogen, und mein Zweck, dem Manne das kritische und das Schnüfflerhandwerk zu legen und ihn auf den Tantièmenbezug zu beschränken, war schmerzloser erreicht, als der nach mehrmonatlicher Kenntnis meiner Beweisanträge plötzlich entrüstete Chef die Entlassung seines Theaterredacteurs vornahm. Man erinnert sich, daß ich, grausam, wie ich nun einmal bin, die Partei des Gefallenen gegen den undankbaren Nutznießer all der Unanständigkeiten, die jener ihm geleistet, ergriffen und ihm civilrechtliche Schritte — die er heute mit Erfolg gethan — wegen Verweigerung der Gage für die Kündigungsfrist empfohlen habe ...

Sommer 1902. Von solcher Stimmung erfüllt, saß ich reuelos an dem linken Ufer der Traun

Digitized by Google

und oblag der unfreudigen Pflicht, auch in der Erholungszeit, die meine Feinde ihrer von mir angegriffenen Gesundheit gönnen, die Wiener Zeitungen zu lesen. Da trat an den Caféhaustisch ein junger Mensch heran, verstand mein erstauntes Aufblicken als Einladung, bei mir Platz zu nehmen, und stellte sich mir als »Nachfolger Bernhard Buchbinders« vor . . . Ich kannte ihn flüchtig aus einer Zeit, da ich im seligen Literatencafé mit allerhand Leuten bekannt geworden bin, und hätte nie geahnt, daß ich je noch würdig erachtet würde, von einem Manne angesprochen zu werden, der im Dienste des Herrn Lippowitz Carrière gemacht und es bis zum Berliner Correspondenten des ‚Neuen Wiener Journal' gebracht hat. Wie kam mir solcher Glanz in meine Hütte? Eben hatte ich den schwersten Schlag gegen den Scherenmann geführt, seine Kerntruppen gelichtert und ihn eines Mitarbeiters beraubt, der für sein Blatt wirkliche Originalarbeiten lieferte; ich musste den Muth eines jungen Reporters bewundern, der sich mit mir öffentlich zu zeigen wagt, nachdem ich so oft, und jetzt in der schmerzhaftesten Weise, die moralischen Qualitäten des aus den Abfällen anderer Blätter talentlos zusammengekleisterten Journals entblößt, in dessen Redaction er soeben aus Berlin berufen wurde. War's Verwegenheit oder planvolle Absicht, von der der Chefredacteur wusste? Er sei — und damit saß der junge Reporter schon an meiner Seite — der Nachfolger in der Verwaltung des Coulissenklatsches. Aber er werde zeigen, daß man diese Rubrik auch reinlich führen könne. Er werde — und hier gewann er die Haltung des Fortinbras, der auf den Trümmern der faulen Dänendynastie sieghaft ein junges Reich errichtet — er werde sich »auf Anekdotisches beschränken«. Er habe es seinem Chef gesagt. Er könne nicht anders. Und ich empfand, daß ernste Sorgen den neuen Mann bedrücken, der dennoch beherzt und seiner Bestimmung ergeben, die Lippen

Digitized by Google

zusammengepresst, an ein verantwortungsreiches Amt herantritt, »mag da kommen, was will«. Die ganze Situation entbehrte nicht des großen Zuges. Und ist's denn auch eine Kleinigkeit? Spannungsvoll wartet die Welt: in welcher Art werden jetzt, da der Meister vom Schauplatz trat, die Tricotgeheimnisse besprochen, die Badezimmer beschrieben und die Unpäßlichkeiten von Theaterdamen gedeutet werden? Wie wird das Privatleben derer, die den Revolverschützen im Blätterwald als Freiwild dienen müssen, künftig zur öffentlichen Erörterung gelangen? Mehr durch grobe Beleidigung oder durch schielende Anspielung, durch freie Erfindung oder durch Information bei Korbträgerinnen und entlassenen Stubenmädchen? . . . Er wird sich auf Anekdotisches beschränken . . . Aber ich verstand nur nicht, warum mir, gerade mir diese Eröffnung wurde, warum der neue Mann das Bedürfnis empfand, sich bei mir vor Antritt des Amtes zu melden. Ich ertheile ja keine privaten Winke und Rathschläge und habe noch nie einem Bankdirector die Bitte, nicht zu stehlen, ins Ohr geflüstert. Auch ich bekleide ein Amt, und keine intime Vorstellung, kein Gelöbnis correcten journalistischen Lebenswandels kann mein Urtheil über die Ausführung guter Vorsätze beeinflussen. Ich hörte geduldig ein Weilchen zu, und verlegen, wie ich den Mann von meiner ihn compromittierenden Gesellschaft befreien könnte, fand ich die Frage, warum er mir dies alles erzähle. Die Erklärung hiefür sei ja, meinte er gemüthlich, nicht lange zu suchen; mir habe er doch eigentlich die Berufung auf den freigewordenen Wiener Posten »zu verdanken«. Dies schien mir so einleuchtend, daß ich, befriedigt, mich in die Lectüre des vor mir aufgeschichteten Stoßes von Wiener Zeitungen zu vertiefen begann . . . .

Bald darauf ist, in Nr. 113 der ‚Fackel' unter den »Antworten des Herausgebers«, die feierliche Vor-

stellung des Debutanten erfolgt, und in der an einen »Gourmand« adressierten Notiz hieß es:

Buchbinder redivivus... Aber ich denke hier nicht an die Wiederbelebungsversuche, die vier Wiener Theaterdirectoren mit dem Dichter anstellen. Ich will vielmehr sagen, daß alle Hoffnung auf die Erhaltung der schönen Rubrik »Hinter den Coulissen« vorhanden ist und daß meine Prophezeiung, der edle Lippowitz werde sich einen Buchbindergehilfen erziehen, in Erfüllung gehen dürfte. Die junge Kraft hat sich neulich bereits an der Erforschung des »Ischler Lebens« und des »Gmundener Lebens« bewährt. Eine prächtige Acquisition! Zwischen gehirnschwachen Kalauern werden uns allerlei niedliche Sächelchen — »Schreiben Sie Pikantes!« hatte der Chef gesagt — aus den Schlafzimmern der Strohwitwen des Salzkammerguts serviert. Aber die junge Kraft dünkt sich zu vornehm, die unsauberen Eingriffe in die diversen Privatleben selbst zu begehen, und läßt sich darum in Ischl von einem alten Lebemann, in Gmunden von einer alternden Lebedame das Wissenswerthe ins Ohr flüstern. »Denn er (der alte Lebemann) weiß Geschichten zu erzählen. Geschichten! Na, es ist besser, man schweigt darüber. Immerhin ist es sehr lobenswerth für die Mehrzahl (der Damen), daß er ihr das Prädicat ‚hochprima' verleiht. Auf diese Empfehlung kann man sich dann verlassen.« Ist dies der Ton einer jungen Kraft oder der einer alten Kupplerin? Nein, es ist der Ton eines rüstigen Mädchenhändlers in mittleren Jahren. Ischl wurde am 10. August erledigt. Am 15. August aber ward in weit gründlicherer Weise das Gmundener Leben von »jener alternden Lebedame« geschildert, die »nichts anderes zu thun hat, als ihre Mitschwestern auszurichten«, was sie seit jener Zeit thue, da »sich niemand mehr fand, der sie eingerichtet hat«. Neckisch, nicht wahr? Aber sie weiß Geschichten zu erzählen, Geschichten! Na, es ist besser, man schweigt darüber. Und so wird denn in einer langen Spalte darüber gesprochen. Früher kamen noch viele Angehörige der »Sport- und Lebewelt« nach Gmunden, »und es war ein starker Betrieb«. Aber jetzt? »Du lieber Himmel, diese Leute gehen nach Ostende oder Scheveningen Es ist nicht mehr dasselbe.« Klagt so eine junge Kraft oder eine alte Kupplerin?... Und warum ist es nicht mehr dasselbe? »Jetzt kommen die jungverheirateten Pärchen hieher, um die Flitterwochen zu verleben. Das ist doch nicht interessant. Sie meinen, es sei doch interessant? Bitte, dann machen Sie doch einmal dem Hôtel da oben einen Besuch. Das ist das Hôtel für die Jungverheirateten. Das reine Liebesnest. Alles athmet in diesem Hause nach Küssen; furchtbar discret bis herab zum Hausknecht. Die Zimmer sind pikant stilgerecht eingerichtet. Sie glauben es nicht? Bitte, überzeugen Sie sich selbst. Wenn Sie sich zu diesem Zwecke rasch verheiraten wollen, kann ich ihnen diese schlanke Blondine empfehlen, die dort am Tisch ihren Eiskaffee mit einem Strohhalm aussaugt. Nicht die in der meergrünen Toilette, nein, die andere in der hellblauen Blouse. Die grüne — rühren

Digitized by Google

Sie nicht daran. Die befindet sich schon seit zehn Jahren in momentaner Geldverlegenheit, aber die hellblaue, die hat Geld! Sie ist erst vor kurzem freigeworden. Denken Sie sich: hunderttausend Gulden Abfertigung hat sie bekommen und dabei haben die zwei bloß ein Jahr miteinander verkehrt. Aber sie hat gute Referenzen. Fragen Sie bloß beim Brady nach . . . Wie? Sie wollen nichts mehr hören?« Nein, er will nichts mehr hören; denn selbst dem Leser des ‚Neuen Wiener Journal' beginnt sich der Magen umzudrehen. . . . Wie sehnt man sich doch nach Bernhard Buchbinder's Delicatesse zurück! »O du kleiner Fehl, wie schienst du an Cordelien mir so greulich!« . . . Die Theater werden bald geöffnet sein, die Saison beginnt, wir sind auf Alles gefaßt. Ein Bordellritter ist gefallen. Ein forscher Knappe schreitet muthigen Sinnes an's Werk.

Ich hatte — vielleicht in allzu milder Weise — meiner Pflicht genügt und den Lesern der ‚Fackel', welche die Erstickung des pikanten Klatsches und der Coulissenschnüffelei als eine meiner dankenswerthesten Aufgaben schätzen und des Altschnüfflers Wirken bis zu seiner Entfernung controliert haben, in typischer Gestaltung »den Nachfolger« vorgeführt. Sein Name war gleichgiltig, jede individuelle Charakterisierung überflüssig, ich hatte nur das Debut des Neulings zu besprechen; ihm Reclame machen, hieße auch heute meiner perspectivischen Taktik untreu werden, die die Erscheinungen nicht an sich, die stets nur das Maß ihrer Gefährlichkeit betrachtet. Der Mann überschätzt sich, wenn er wähnt, daß es eine persönliche Polemik gegen ihn gelte. Ich sehe in ihm gerade heute, da er mir persönlich gegenübertrat, nichts weiter als — »die junge Kraft«. Denn sie hat nach jeder Richtung gehalten, was sich Herr Lippowitz von ihr versprach. Ja, die Coulissenplauderer haben einen doppelten Daseinszweck zu erfüllen. Sie werden nicht bloß zur Kurzweil des Publicums, sondern auch als Protagonisten gegen meine unbequeme Person verwendet und haben je nach der Gebieterlaune Angriff, Klage oder Ueberfall zu leisten. Mit dem Vorgänger war's missglückt. Ich hatte Lippowitz & Comp. enttäuscht, da ich das Zuckerbrot freundlicher Zusprache refusierte. So versuchte man's denn mit der Peitsche.

Digitized by Google

Und am 26. August schickte mir die junge Kraft den folgenden Brief nach Ischl:

Da ich nicht gesonnen bin — was ich bereits mündlich Ihnen gegenüber geäußert habe — die Integrität meines Charakters durch Jemand anzweifeln und mich in meiner persönlichen Ehre beleidigen zu lassen, theile ich Ihnen mit, daß ich wegen des in in der Nummer 113 Ihres Blattes erschienenen Schmähartikels die Klage gegen Sie einbringen werde. Der Zweck meines heutigen Briefes ist, Sie zu warnen, da ich im Falle der Wiederholung solcher Angriffe auf meine Person mir mit der Reitpeitsche Satisfaction verschaffen werde.

Ich bin zwar nur ein Dilettant des Strafrechtes, aber ein geübter. Verblüfft von der Neuerung, daß ein Wiener Journalist auch ohne gewinnsüchtige Absicht eine Erpressung begehen kann, schlug ich im Gesetzbuch nach und fand nach einem Studium der Entscheidungen des Cassationshofes alle Merkmale des § 98b gegeben. Dieser lautet:

Des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Erpressung macht sich schuldig, wer mittelbar oder unmittelbar, schriftlich oder mündlich, oder auf andere Art, mit oder ohne Angabe seines Namens, Jemanden mit einer Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Eigenthum in der Absicht bedroht, um von dem Bedrohten eine Leistung, Duldung oder Unterlassung zu erzwingen, wenn die Drohung geeignet ist, dem Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit desselben oder auf die Wichtigkeit des angedrohten Uebels gegründete Besorgnisse einzuflößen; ohne Unterschied, ob die erwähnten Uebel gegen den Bedrohten selbst, dessen Familie oder Verwandte, oder gegen andere unter seinen Schutz gestellte Personen gerichtet sind und ob die Drohung einen Erfolg gehabt hat oder nicht.

Ich berieth mich, um nicht einen ebenso unliebsamen wie nothwendigen Entschluß bloß auf persönliche Erwägungen zu stützen, mit einer Reihe vortrefflicher Criminalisten und das Praktische erwägender Freunde. Jene meinten, daß an der Anwendbarkeit des Erpressungsparagraphen kein Zweifel bestehen könne, diese fanden keinen andern Ausweg als den der Anzeige an die Staatsanwaltschaft. Thue ich nichts, so würde der Drohung bei nächster Gelegenheit die That folgen, die dem strebsamen Bravo, der sich in Wien erst einführen muß, zwar das kurze Martyrium einer Arreststrafe sichert, aber auch un-

Digitized by Google

vergänglichen Ruhm im Kreise der Berufsgenossen, die nach einer Revanche für mein lästerliches Treiben lechzen und denen ich schon allzulang wieder mit unzerkratztem Antlitz gegenüberstehe. Weiche ich der Erpressung, mache ich dem jungen Mann ein glanzvolles Debut in Wien unmöglich, so werde er triumphierend den Brief zeigen: so habe er mich eingeschüchtert, die anderen mögen seinem Beispiel folgen und sich durch Absendung von Drohschreiben Ruhe verschaffen. Und ich gab der Anzeige die folgende Fassung:

An die k. k. Staatsanwaltschaft Wien!

Gegen ....., Redacteur des ‚Neuen Wiener Journal', Wien, I. Biberstraße 5, erstatte ich hiermit die Anzeige gemäß § 98 b St. G. B., dessen Thatbestand durch das beiliegende Schreiben, das ich am 28. August 1902 erhielt, gegeben erscheint.

Ich besorge und habe allen Grund zu besorgen, daß nach einer abermaligen, mir nothwendig und begründet scheinenden Kritik der publicistischen Thätigkeit des ..... die angedrohte Misshandlung erfolgen werde. Ich war bereits einmal das Opfer eines thätlichen Ueberfalls, und die Strafe zehntägigen Arrests, die damals über den Angreifer verhängt wurde, konnte reclamebedürftige Leute, die um der Dankbarkeit gewisser Kreise willen und für die Erreichung der Popularität in der Wiener Journalistik gern ein kleines Opfer bringen, eher verlocken als abschrecken.

Aber nicht bloß deshalb muß ich den mir übersandten Brief als bedrohlich empfinden, weil er mir körperliche Misshandlung durch einen physisch vielleicht überlegenen Angreifer ankündigt: nicht allein am Körper, sondern auch in der Freiheit meiner schriftstellerischen Thätigkeit fühle ich mich in hohem Maße bedroht, wenn mir eine Misshandlung in Aussicht gestellt wird als Erwiderung auf die in der ‚Fackel' erfolgte Abwehr grober journalistischer Unanständigkeiten von der Art der auf Seite 27 und 28 der beiliegenden Nr. 113 citierten. Da die Bekämpfung jeder Sorte von Pressauswüchsen den wichtigsten Theil des Programmes der ‚Fackel' bildet, so habe ich gerade in Fällen wie dem vorliegenden zwischen Abwehr und Befriedigung der Erpressung nicht die Wahl. Es soll von mir die Unterlassung von Angriffen, also die Duldung des schlimmsten Missbrauchs, den ich an der Wiener Presse bekämpfe, der Zusammentragung des Coulissenklatsches, erzwungen werden.

Nicht nur meine körperliche Sicherheit, meine schriftstellerische Existenz wäre gefährdet, wenn ich gegenüber erpresserischen Bedrohungen von Journalisten, welche Angriffe gegen ihre Person, über die einzig und allein das zuständige Gericht abzuurtheilen hat, in eigener Instanz als ehrenrührig bezeichnen und mit der Strafe der Misshandlung zu vergelten

Digitized by Google

verheißen, nicht die intensivste gesetzliche Hilfe in Anspruch nähme. Ich stelle demnach an die k. k. Staatsanwaltschaft das Ersuchen, gegen . . . . . gemäß § 98 b St. G. einzuschreiten.

z. Zt. Ischl, 2. September 1902.

Der Herausgeber der ‚Fackel',
Karl Kraus m. p.

Ich wurde am 3. October als Zeuge einvernommen, bestätigte meine Anzeige vollinhaltlich, und erhielt am 9. die folgende Verständigung:

St. 13547/2.

Die k. k. Staatsanwaltschaft findet keinen Grund zur strafgerichtlichen Verfolgung des . . . . . wegen Verbrechens nach § 98 b St. G. aus Anlass der von Ihnen gegen denselben eingebrachten Anzeige vom 5. September 1902. Hiervon werden Sie gemäß § 48 St. P. O., Zl. 1 verständigt.

Wien, am 6. October 1902.

Der k. k. I. Staatsanwalt
Kleeborn m. p.

Wer seit dem 1. April 1899 die ‚Fackel' herausgibt, hat eigentlich — so sagt man mir — das Recht, überrascht zu sein, verwirkt. Eine amtliche Schutzloserklärung meiner Person, eine Rechtsverweigerung beispielhafter Art, über die die besten Juristen die Köpfe schütteln, — was sei denn weiter dabei? . . . Ich denke optimistischer und weise den Verdacht ab, daß den Vertreter der Staatsgewalt außer dem totalen juristischen Nichtverständnis des Falles irgend eine Rücksicht geleitet haben könnte. Die staatliche Autorität gegen die corrumpierenden Einflüsse der sich über das Gesetz stellenden Pressmacht zu schützen, ist mein Streben, und muß ich jene gegen sich selbst schützen, dann ist sie sicherlich des Schutzes bedürftig, und nicht um sie, in der Art der demokratischen Publicistik, herabzusetzen, ergreife ich das Wort, sondern weil ich sie bereits in herabgesetztem Zustand vorgefunden. Ich schütze den öffentlichen Ankläger, mag er auch mich nicht schützen; ich behüte ihn vor dem Argwohn, der da folgern könnte, daß in einem Staate, dessen Minister mit Revolverjournalisten verkehren, sub-

Digitized by Google

alterne Beamte nicht den Muth aufbringen, gegen Presse und Erpresser einzuschreiten. Es ist ja wahr: Der k. k. I. Staatsanwalt hat, da er die Strafverfolgung des Angezeigten nicht beantragte, jener gesetzlichen Norm nicht entsprochen, die ihn verpflichtet, in allen Fällen, in welchen ihm der Thatbestand einer strafbaren Handlung mitgetheilt wird, die Verfolgung einzuleiten. Und es kann nicht im geringsten zweifelhaft sein, daß im vorliegenden Fall der Thatbestand einer strafbaren Handlung gegeben ist. Ob man ihn nun mit Janka (Das österreichische Strafrecht, 4. Auflage, S. 213) und Finger (Das Strafrecht, 2. Bd., S. 110 und 111) als das Verbrechen der Erpressung qualificiert oder ob man den Standpunkt berücksichtigt, daß der Angezeigte bloß mit unerlaubten Mitteln ein Recht — das Recht, nicht beleidigt zu werden — habe durchsetzen wollen, und somit den Thatbestand des Verbrechens der gefährlichen Drohung gegeben sieht (vgl. Entscheidung des Cassationshofes vom 6. Oct. 1893, Z. 8172, Slg. 1672, ferner Lammasch, Grundriss des Strafrechts S. 70, Glaser, Abhandlungen aus dem österr. Strafrechte, 1 Bd., S. 175): jedenfalls ist mit voller Sicherheit zu erkennen, daß eine strafbare Handlung vorliegt. Kein Jurist kann im Ernst aussprechen, daß die Drohungen des Angezeigten nach österreichischem Strafrecht zulässig seien. Man könnte fragen: Wohin würde es führen, wenn einer zur Durchsetzung irgend eines vermeintlichen Rechtes, das im gegebenen Fall legal einzig im Wege der Beleidigungsklage — den der Mann trotz der Ankündigung nicht beschritten hat — geltend gemacht werden kann, mit jeder beliebigen Misshandlung drohen dürfte? Und was ändert die Anerkennung des »Rechtes« auf die Handlung oder Unterlassung, die der Drohende erzwingen wollte, an dem verbrecherischen Thatbestand? Der Hausherr hat ein Recht, von dem Stubenmädchen, das zu ihm im Dienstver-

Digitized by Google

hältnis steht, ein Glas Wasser zu verlangen; hat er aber auch das Recht, dessen Handreichung durch die Drohung zu erzwingen, daß er im Weigerungsfall das Stubenmädchen erschießen werde? Noch viel mehr als im privaten Interesse meiner persönlichen Sicherheit liegt es im allgemeinen Interesse, daß nicht das Faustrecht sich öffentlich etabliere und jeder zur Durchsetzung eines behaupteten Anspruchs ungescheut heute mit der Peitsche, morgen mit Dolch und Revolver drohen könne. Crasse Beispiele werden einen Staatsanwalt, dem die juristische Erkenntnis nicht aus dem Schema entspringt, seinen Missgriff begreifen lehren. Was würde er, der die Affaire Jellinek »usque ad finem« verfolgen will, zu dem Einfall eines Länderbankdirectors sagen, der zur bevorstehenden Defraudationsdebatte einem Abgeordneten die Verständigung zukommen ließe, daß er etwaige Beleidigungen seiner Person unverzüglich mit einem Revolverschuss beantworten würde? Was würde er gesagt haben, wenn mein Erpresser, der sich von mir »mit Unrecht« angezeigt wähnte, ihm, dem Staatsanwalt, brieflich mit der Hundspeitsche für den Fall gedroht hätte, daß er die Untersuchung nicht augenblicklich einstelle? Ich sagte »crasse Beispiele« und vergaß, daß sie es nur dem oberflächlichen Sinne sind. Mein Fall ist crasser, da das behauptete Recht gegen mich im raschen Wege der Ehrenbeleidigungsklage, gegen immune Abgeordnete und mächtige Staatsanwälte überhaupt nicht durchzusetzen ist... All dies könnte man Herrn v. Kleeborn sachlich erwidern. Aber all dies würde bloß den Tadel bedeuten, den ein ehrlicher juristischer Missgriff verdient. Und die Motive des Staatsanwalts werden nicht verhässlicht, wenn ich hinzusetze: Er darf, selbst wenn er Zweifel an der Anwendbarkeit eines Strafparagraphen trotz gegentheiliger Auffassung der Theorie und Praxis nicht unterdrücken kann, die Verfolgung nicht von vornherein ablehnen, sondern hat die Austragung

Digitized by Google

derartiger Rechtsfragen den Gerichten zu überlassen. Dieser streng sachliche Vorwurf wäre freilich dann unbegründet, wenn Herr v. Kleeborn keine Zweifel zu unterdrücken hatte, weil ihm die Anwendbarkeit des Strafparagraphen auf einen solchen Fall von allem Beginn an ausgeschlossen schien . . .

Aber es sollte nicht nur nicht den Anschein gewinnen, daß der Weg der Selbsthilfe durch Drohungen in Oesterreich gangbar wäre. Es sollte auch nicht den Anschein gewinnen, als ob die Staatsbehörde zögern wollte in einem Falle, in welchem ein Journalist aus den herrschenden Presskreisen den Gegenstand der Strafverfolgung zu bilden hat. Wer schützt die Staatsbehörde gegen den Anschein? Wer schützt sie bei Handhabung des Paragraphs gegen homosexuale Vergehungen vor der übelwollenden Deutung, daß sie nicht gleiches Unrecht für alle übe, wenn sie den missbrauchten Diener verfolgt, aber den missbrauchenden Herrn unbehelligt lässt, wenn sie beim armen Teufel sich auf das Gesetz beruft, das psychopathische Naturanlage nicht gelten lasse, aber die Heiligkeit des Privatlebens von Finanzbaronen, die Mohrenbälle veranstalten, achtet? Ist es dem Staatsanwalt verborgen geblieben, daß am 28. September, also ein paar Tage, bevor er die Untersuchung gegen den erpresserischen Briefschreiber des ‚Neuen Wiener Journal' einstellte, in eben diesem Blatte ein Lob der Energie erschienen ist, mit der er die Untersuchung in der Länderbankaffaire, die »jetzt in den besten Händen liegt«, »usque ad finem vertolgen wird«? Hätte er nicht gut gethan, diesem frechen Beeinflussungsversuch eines Blattes, gegen dessen Redacteur eine Untersuchung schwebt, wenigstens so seine Verachtung zu bezeugen, daß er dem Einstellungsbeschluss, der bald darauf erfolgte, eine triftige juristische Begründung gab? Nur um des staatlichen Ansehens willen, dessen Erhaltung uns beiden ja in gleicher Weise am Herzen liegt, und zur Beruhigung

des Ministerpräsidenten, der mit so schönen Vorsätzen sein Amt als Justizleiter angetreten, und damit auch die unanzweifelbare Sachlichkeit der Gründe, die den Staatsanwalt geleitet, für alle Welt klar in Erscheinung trete! . . . Sind im Monat September die Diebe und Mörder in Wien straflos davongekommen, so wird wohl die Freigabe der Erpressung, die uns der October beschert hat, in journalistischen Collegenkreisen freudig begrüßt werden. Aber es wäre zu wünschen, daß die Entschließung des Staatsanwalts rechtsbildend wirke und daß die Absendung eines Briefes, wie ich ihn erhalten habe, in Zukunft auch an Leuten, die nicht dem mächtigen Pressring angehören, ungeahndet bleibe. Was Herrn v. Kleeborn selbst anlangt, so bin ich überzeugt, daß er von der einmal festgelegten Norm in keinem Fall abgehen, den Satz, den ein deutscher Jurist als den wichtigsten Rechtsgrundsatz bezeichnet hat: si duo faciunt idem, non est idem, nicht als Richtschnur seines Handelns wählen und, wenn ihm je gefährliche Drohungen angezeigt werden, unerbittlich einstellen wird — usque ad finem . . .

Und nun könnten manche meiner Leser noch erwarten, daß ich mich mit dem Artikel beschäftigen werde, den der frohlockende Erpresser im ‚Neuen Wiener Journal' veröffentlicht hat, als er, der einen Monat in zitternder Angst verbracht, von dem Einstellungsbeschluss der Staatsanwaltschaft Wind bekam. Aber da wären die lieben Leser auf dem Holzweg. Zwischen drei Arten der Abwehr von Beschimpfungen habe ich die Wahl und wähle keine. Ich lasse die Schmach auf mir sitzen, die mir ein Apporteur pikanten Tratsches angethan hat, da er, aus den drohenden Fängen des Erpressungsparagraphen befreit, mich schlechter Gesinnungen in schlechterem Deutsch bezichtigte. Ich würde den Mann nicht »fordern«, selbst wenn ich ein Duellfanatiker wäre, weil ich als Herausgeber der ‚Fackel' wichtigere Dinge zu thun

Digitized by Google

habe, als meine Privatehre gegen aggressive Reporter zu vertheidigen, und weil ich meinen Feinden zwar gern die Hoffnung lasse, daß mich meine selbstmörderische Arbeit erdrücke, ihnen aber nicht ein allzubequemes Mittel, mich aus dem Wege zu räumen, an die Hand geben will. Ich klage nicht, weil ein uferloser Process, den die Reclamesucht des jungen Reporters herbeisehnt, nicht mit einer Genugthuung für mich endet, sondern damit, daß ein reiches Unternehmen zu einer Geldbuße verurtheilt wird und für den vorgeschobenen Angreifer die Reclamespesen bezahlt. Den Ehrgeiz, um jeden Preis durch mich etwas zu werden, kann ich nicht in allen Fällen befriedigen, und ich bin nicht herzlos genug, den Stolz auf die unverbrauchte junge Kraft, die noch nicht vorbestraft ist, im Gerichtssaal zu Falle zu bringen. Ich, der für jedes Wort, das er schreibt und druckt, die gesetzliche Verantwortung übernimmt und täglich seine Ruhe, Freiheit und körperliche Sicherheit den Plagen des Rechts und den Ueberfällen der Gewalt aussetzt, soll mir von zwölf Männern aus dem Volke bestätigen lassen, daß ich nicht »feige« bin? Wenn es nicht tausend wüssten, würfe ich meine Feder von mir und schaffte meinen müden Nerven bessere Erholung als die, mich mit einer Armee von Lumpen herumzuschlagen. Ich soll sie alle, die meine bestimmt formulierten Anwürfe auf sich sitzen lassen, klagen, wenn sie mir mit Schimpfworten erwidern? Ich thät's sofort, wenn nur der hundertste Theil von dem mir nachgesagt würde, was ich der Wiener Journaille in jeder Nummer der ‚Fackel' vorwerfe, und, wie bisher in zwei markanten Fällen, so wird man auch in Zukunft mich zur gerichtlichen Abwehr bereit finden, wenn einer es wagt, mich »einer bestimmten unehrenhaften Handlung zu beschuldigen«. Zum Schutz meiner Ehre reicht der § 488 aus. Den andern, der es verbietet, jemanden »ohne Anführung bestimmter Thatsachen«

Digitized by Google

hässlicher Gesinnung zu zeihen, könnte ich nur dann bemühen, wenn mir etwa Corruption oder sonst eine berufliche Vergehung, die meine ethischen Forderungen Lügen strafte, vorgeworfen würde. Ich habe nicht Zeit und Lust, Schimpfereien, gegen die die allgemeine Verpöbelung des Tons selbst den Privatmann abgehärtet hat, als Ehrverletzung zu ahnden, und ich brauche den für den Gerichtssaal reservierten Theil meiner Nervenkraft, wenn ich gezwungen bin, als Angeklagter meine Gesinnung zu vertreten und meine Behauptungen zu verantworten . . . Nun gäbe es freilich noch ein drittes Mittel: die Antwort in der ‚Fackel', das heißt: nicht die, die ich soeben ertheilt habe, sondern den directen Angriff, der jede Beleidigung mit einer andern lohnt. Aber muthet man mir wirklich zu, daß ich Brust an Brust mit einem Reporter kämpfe? Dann verdiente ich den Vorwurf der Feigheit! Glaubt man, daß ich dort polemisiere, wo ich Erpressungsanzeigen erstatte, und meine Feder mit einem Revolver oder gar mit der Schere des Lippowitz kreuze? Soll ich mich gegen die hundertmal aufgewärmte freundliche Lüge, daß »bloß ein reiches Erbe« die Reinheit meiner Hände erkläre, verwahren und nachweisen, daß mein jährliches Einkommen weit geringer ist als das eines Wiener Redacteurs von durchschnittlicher Unreinheit? Muß ich ernsthaft den Vorwurf der Feigheit durch die Behauptung entkräften, daß, wenn ich die physischen Qualitäten eines Jagendorfer oder Barbasetti hätte, die Herausgabe der ‚Fackel' weit ungefährlicher und das rücksichtslose Angreifen nicht eben muthig wäre? Oder soll ich den Stumpfsinn jener Forderung nach »persönlichem Muth« so enthüllen, daß ich sie mit der Zumuthung identificiere, nach jeder Nummer der ‚Fackel' jeden Angegriffenen aufzusuchen und ihm ein provocierendes: »Hau' her eine, wannst di traust!« zuzurufen? Soll ich erklären, daß der nicht feige sein kann, der sich eben — wiewohl er's nach der Ansicht der Leute

Digitized by Google

»nicht nöthig hätte« — dank seiner Thätigkeit persönlich in andauernd gefahrvolle Situation bringt und im Falle gerichtlicher Weiterungen nicht, wie's die Collegen von der Schere auch bei den infamsten Verletzungen des Privatlebens zu thun pflegen, hinter den verantwortlichen Redacteur, der nichts gelesen hat, flüchtet?

Eine Rechtfertigung dieser, jener und der dritten Art haben vollsinnige Leser mir nicht zugemuthet. Sie erfassen die Situation sofort, wenn ich ihnen sage, daß ich nicht einem Beleidiger, sondern einem Erpresser gegenüberstehe und, geht dieser gegen den klaren Willen des Gesetzes straflos aus, einem Staatsanwalt. War's eine Rechtsanschauung, die den Hüter des Strafrechts geleitet hat, so ist sie heute vollends durch den Artikel, den der Erpresser veröffentlichte, entwurzelt. Dieser hat, ermuthigt, seine Drohung wiederholt, in fettestem Druck sich der Duldung seines Vorgehens durch die Staatsanwaltschaft gerühmt und allen, denen meine corruptionsfeindliche Thätigkeit lästig ist, ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben... Eine amtliche Schutzloserklärung meiner Person? Wer seit dem 1. April 1899 die ‚Fackel' herausgibt, hat — so sagt man mir — das Recht, überrascht zu sein, verwirkt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Cato. Ja, warum hat denn die ‚Ostdeutsche Rundschau' das Debâcle einer czechisch-radicalen Fraction schonungsvoll verschwiegen? Die Entlarvung des Abgeordneten Hruby als eines vom Zuckercartell bestochenen Politikers müßte doch eigentlich jedes deutschradicale Gemüth entzückt haben! Das Organ des Herrn Wolf hat aber nicht einmal den trockenen Bericht über den Ehrenbeleidigungsprocess des Herrn Hruby gegen den Abgeordneten Dolezal veröffentlicht, der in allen liberalen Blättern zu lesen war, und auch nicht jenen famosen Brief, in dem der Bestecher seine Praktiken enthüllt. Die ‚Ostdeutsche Rundschau' findet sich auch mit den Folgen des Hruby-Processes — daß nämlich Herr Hruby seine Mandate für den Reichsrath und den böhmischen Landtag nicht niedergelegt hat — stillschweigend ab, während sie doch sonst den unverschämten Anspruch der Czechen

Digitized by Google

auf Gleichberechtigung — den Herr Hruby dahin auslegt, daß für ihn billig sei, was für Herrn K. H. Wolf, der sich gleichfalls dem Reichsrath und dem böhmischen Landtag erhalten hat, recht ist — so temperamentvoll bekämpft. Sind die Beziehungen zwischen der ‚Ostdeutschen Rundschau' und dem Zuckercartell noch nicht gelöst, und hat sie sich selbst für den Hruby-Process die Parole »Schweigen!« vom Zuckercartell ertheilen lassen, das ja auch dem Centraldirector Goller, weil seine Discretion sich nicht zuverlässig gezeigt hatte, die Verwaltung der Bestechungsgelder entzogen hat? Von den Wiener Zeitungen hat allein das Centralorgan der Socialdemokratie den Fall glossiert. Noch vor wenigen Monaten hat die ‚Arbeiter-Zeitung' das vom Zuckercartell bestochene Blatt des Herrn Wolf als ein Opfer der österreichischen Pressunfreiheit, die der ‚Ostdeutschen Rundschau' ein anständiges Fortkommen unmöglich gemacht habe, nachsichtiger Beurtheilung empfohlen, und socialdemokratischen Lesern muß der Druck des Pressgesetzes, da er als unwiderstehlicher Zwang zur Bestechlichkeit erkannt war, doppelt verabscheuungswürdig erschienen sein. Als aber der czechische Agrarier Hruby vom Zuckercartell bestochen war, raffte sich die ‚Arbeiter-Zeitung' am 4. September zur Erkenntnis auf, der Bestochene und der Bestecher seien »aus der Reihe der ehrenhaften Leute auszustoßen«, jener habe sich des »Missbrauchs der anvertrauten Gewalt«, diese hätten sich der Verleitung zu solchem Missbrauch schuldig gemacht. »Der kleine Beamte, der der Verführung erliegt«, so schrieb die ‚Arbeiter-Zeitung', »ist strafbar und strafbar ist sein Verführer. Und ein Abgeordneter, ein Journalist sollen geringere Pflichten haben, und sie zu bestechen sollte ein geringeres Verbrechen, sollte gar kein Verbrechen sein? Diese Lücke des Strafgesetzes wird immer empfindlicher.« Das alles unterschreibt die ‚Fackel' Wort für Wort. Oder vielmehr: sie hat es seit drei Jahren immer wieder geschrieben, hat, geduldig zuerst und schließlich — drei Jahre sind, ach, eine lange Frist — unter heftigen Ausbrüchen von Ungeduld, des Tages geharrt, an dem sich die ‚Arbeiter-Zeitung' zu ihrer Ueberzeugung bekehren würde, und wäre am 4. September beinahe stolz geworden. Aber strenge Ueberlegung hat den Stolz rasch gedämpft. Hat sich die ‚Arbeiter-Zeitung' denn wirklich bekehren lassen? Sie verlangt gleich der ‚Fackel' einen Strafgesetzparagraphen, der für Publicisten ein Analogon zu § 101 St.G. (Missbrauch der Amtsgewalt), und einen andern, der für Unternehmer ein Analogon zu § 105 (Verleitung zum Missbrauch der Amtsgewalt) schüfe. Wäre aber alles, wäre viel mit diesen beiden Paragraphen gethan? Stellen wir uns einen concreten Fall vor: Es gibt zweifellos vernünftige und anständige Leute, die nicht bloß principiell Anhänger der Cartelle, sondern sogar von der überwiegenden Nützlichkeit eines einzelnen vielgescholtenen Cartells — und sei's selbst das österreichische Zuckercartell — überzeugt sind. Und beim Publicisten, der für das Zuckercartell eintritt, sollte, wenn sein Blatt Pauschalien des Zuckercartells nicht etwa erpresst, sondern bloß angenommen hat, ohneweiters die redliche Ueberzeugung geleugnet werden dürfen, der Missbrauch der

Digitized by Google

anvertrauten Gewalt als bewiesen gelten? Nein, so unvernünftig streng, so unpsychologisch wird der moderne Strafrechtler nicht denken. Er wird sich nicht vermessen, das verwickelte Problem der Meinungsbildung durch die einfache Formel zu lösen: des Menschen tiefinnerlich aufrichtige Meinung ist allemal derjenigen entgegengesetzt, die ihm nützt, und was einer meint, nachdem er Geld genommen, ist das genaue Gegentheil der Meinung, die sich dem Unbezahlten hätte bilden müssen. Aber nur, wer die Möglichkeit ausschließen zu dürfen glaubt, daß Publicisten eine Meinung, die sie niemals wissentlich verkaufen würden, unter dem Einfluß des Geldes jener der Geldgeber anpassen, ohne sich der Beeinflussung bewußt zu werden oder sie sich einzugestehen, — nur solch ein gründlicher Nichtkenner der Wege, auf denen die Corruption sich in die Geister schleicht, wird es für leicht halten, im einzelnen Falle den Thatbestand des »Missbrauchs der anvertrauten Gewalt« festzustellen. Man muß weiter denken als die ‚Arbeiter-Zeitung', die endlich auf die richtige Fährte gelangt ist, aber nicht den Spürsinn und wohl auch nicht den Muth hat, sie bis an's Ende zu verfolgen: Wichtiger als die Analogie mit dem § 101 St.G. ist die zum § 104 St.G., der von der Geschenkannahme in Amtssachen handelt. Der Beamte, der »zwar sein Amt nach Pflicht ausübt, aber, um es auszuüben, ein Geschenk unmittelbar oder mittelbar annimmt oder sonst sich daher einen Vortheil zuwendet oder versprechen läßt«, wird mit Kerker zwischen sechs Monaten und einem Jahr bestraft und hat das Geschenk oder dessen Werth zum Armenfonds des Ortes, an dem er das Verbrechen begangen hat, zu erlegen. Das ist die Bestimmung, die sinngemäß auf die Presse auszudehnen ist. Der Journalist, der Pauschalien annimmt, — die, weil das Unternehmen an den dafür gewährten Inseraten kein Interesse hat, als Geschenke aufzufassen sind — ist unter allen Umständen und, wenn er dabei auf das Peinlichste die Pflicht der Kritik den Lesern gegenüber erfüllt, lediglich in geringerem Maße strafbar. Schändlich ist, daß Zeitungen überhaupt von Instituten, die der öffentlichen Kritik unterliegen, Geld annehmen. Daß die meisten Blätter gegen das Geld ihre Meinung wechseln, ist, wofern die Geldannahme selbst zugelassen wird, vielleicht nicht einmal etwas so Unerhörtes; es ist vielmehr erstaunlich, daß einzelne Journale — vor allem die ‚Arbeiter-Zeitung' selbst — trotz der Geschenkannahme ihre Pflicht erfüllen. Nur dürfen auch diese den Zweifel an der Pflichterfüllung Keinem verargen, und das Pathos, mit dem Herr Dr. Victor Adler in der letzten Session des Landtags dem Monsignore Scheicher zurief, kein normaler und anständiger Mensch halte die ‚Arbeiter-Zeitung' für fähig, sich zu verkaufen, war lächerlich. Der Beamte, der sich gegen den § 104 des Strafgesetzes vergeht, hat gegenüber der Beschuldigung der Verletzung des § 101 kein Recht auf ein Pathos, das bei seinem völlig makellosen Collegen natürlich ist. Und »reine Hände« verlangen wir vom Publicisten; die Betonung liegt dabei auf dem Dualis: es genügt uns nicht, daß bloß die eine rein ist, die schreibt, wir wollen auch die andre, die stützende, auf dem Papier sehen und uns überzeugen, daß sie leer ist.

Digitized by Google

‚Zeit'-Genosse. In dem Bericht, den die ‚Zeit' über die Eröffnung ihres Depeschensaales — »zum Raum wird hier die Zeit« — veröffentlichte, wollen Sie das Wort »Cultur« siebenmal hintereinander in den verschiedensten Zusammensetzungen gefunden haben: Ausbau unserer Cultur, Culturwerke, fruchtbare Culturarbeit, Neuheit im Culturleben unserer Stadt, culturactuelle Ausstellungen u. s. w. Und dennoch verdanken wir dem Depeschensaal bisher nichts weiter als die Bereicherung unserer Schmocksprache um das Wort »culturactuell«! Depeschen gibt's ja im Depeschensaal gewiß auch hin und wieder zu sehen. Wer aber würde sich dafür interessieren, wie die »Vorderfront des neuen Stadttheaters in Fürth« beschaffen ist und wie das ausschaut, wenn »Redacteure der ‚Zeit' den unterirdischen Gang im Kahlenberg besichtigen«? Und Sie wollen nicht einmal die Ausstellung der Photographie des Präsidenten der israelitischen Cultusgemeinde als »culturelle Anregung« gelten lassen! . . . Ob sich nicht in jeder Nummer der ‚Fackel' auch eine Blütenlese der Stilschnitzer und sonstigen Dummheiten der ‚Zeit' bereiten ließe? Sicherlich. Aber ich würde damit Herrn Singer, der sich ohnedies bereits einbildet, daß er der Börsenwöchner ist, vollends dem Größenwahn überliefern. Manches, das in den ersten Tagen passierte, ist ja in den Blättern, denen der Mißerfolg der großmäuligen Concurrenz das Herz hüpfen macht, da und dort aufgegriffen worden. So die gloriose Erfindung des Sportredacteurs der ‚Zeit', der der Welt von einem neuen »elektrischen Automobil« berichtet, dessen vier Batterien »eine Kurbel in Bewegung setzt«. Und eine Berliner Zeitung höhnte folgendermaßen: »Von der Sachkenntnis, die in dem so anspruchsvoll und anmaßend auftretenden neuen Wiener Blatte ‚Die Zeit' zu Hause ist, liefert eine seiner letzten Nummern einen erheiternden Beweis. Da ist zu lesen: ‚Wer kennt ihn nicht, Osman Pascha, den Löwen von Plewna, den größten Helden, den die Türkei jemals gehabt? Jedem ist er bekannt. Wer aber weiß, was jetzt aus ihm geworden? Wenige nur. Die meisten wohl halten ihn für todt. Er ist es aber nicht. Er ist nur verbannt. Wohin? — In die Küche des Sultans. Dort fällt ihm die Aufgabe zu, die Speisen zu kosten, die man für seinen Herrn bereitet. Das ist es, wozu es der Löwe an seinem Lebensende gebracht hat.' — Es mag nicht leicht sein, alle sonstigen Träger des Namens Osman, die gegenwärtig dem Sultan dienen, auseinander zu halten, aber daß Ghazi Osman Pascha seit April 1900 nicht mehr unter den Lebenden weilt, sollte eine Zeitungsredaction doch feststellen können, auch wenn die neueste Auflage des Brockhaus noch nicht bis zum Buchstaben O gediehen ist« . . . Aber der Nachrichtentheil, meinen Sie, sei »doch reichhaltig«. Gewiß, zum Beispiel an Depeschen wie jener, in der ernsthaft gemeldet ward, Zola habe, als ihm bei seiner Abreise vom Landsitz Médan der Stationschef zurief: »Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!« geantwortet: »Wer weiß, ob ich nächstes Jahr noch unter den Lebenden weilen werde!« Und ganz besonders reichhaltig ist die ‚Zeit' an Druckfehlern. Es ist gewiß keine Pedanterie, wenn man ein neues Blatt, das eine Sprache führt, als ob nie zuvor in Wien eine Zeitung erschienen wäre und als ob es

Digitized by Google

gälte, Eskimos die Segnungen der Buchdruckerkunst zu vermitteln (siehe den kindischen Artikel vom 28. September »Wie eine Zeitung gemacht wird«) auch in technischer Hinsicht unter strengste Controle stellt. Da macht mich ein Leser auf ein Inserat aufmerksam, das in derselben Nummer vom 28. September erschien, in der jener Artikel enthalten war. Es lautet: »An English lady who has just adwed from London desvies Post as daily Anglish tacher or Companion — Also gwies Conversation et correspondence lessons in English — has had many years experence in London — or would gwe lessons tu exchange for good room — Write to Londoner Office of this paper«.

Literaturforscher. Von Zola's Werken kennt man das J'accuse. Aber er hat auch Romane geschrieben. »Es beginnt« — der ‚Neuen Freien Presse' zufolge — »der große Cyklus Rougon Macquart mit dem Romane ‚Thérèse Raquin', der 1867 erschien. Es folgen ‚Madeleine Férut' (1868), ‚La fortune de Rougon' ....« Stimmt nicht; die beiden ersten Romane gehören gar nicht zu dem großen Cyklus. Aber der Irrthum ist entschuldbar. Das J'accuse hat eben die Romane vergessen gemacht — zum Glück für Zola; denn sonst wäre er nach seinem Tode nicht im ‚Deutschen Volksblatt', sondern in der ‚Neuen Freien Presse' der »Classiker der Prostitution« genannt worden. Wenn's nämlich Herr Nordau nicht vorgezogen hätte, ihn einfach wie in früheren Jahren einen Schweinkerl zu nennen. Maximilian Harden setzt in einem meisterlichen Essai (‚Zukunft' vom 11. October) zur Widerlegung des liberalen Geschwätzes auseinander, wie Zola durch seine Einmischung in die »Affaire« nichts gewagt und alles gewonnen hat, und führt »drei Beispiele« von grotesker Komik an: »Herr Bernard Lazare, der erste Manager der Familie Dreyfus, hatte 1895 in seinem Buch ‚Figures Contemporaines' gesagt, Zola, dessen Lebensleistung er sehr gering schätze, werde stets zu jeder Erniedrigung, jeder Verleugnung oft bekannter Grundsätze bereit sein, um den Glanz seines Namens zu mehren und seiner unstillbaren Eitelkeit Nahrung zu bieten. Zola schrieb den Anklagebrief und Herr Lazare beugte vor dem Genie des Dichters, vor der Heilandsherrlichkeit des Menschensohnes das Knie. Herr Max Nordau, der von Paris aus die ‚Vossische Zeitung' (und die ‚Neue Freie Presse') bedient, vor der Affaire: ‚Ich glaube, daß es sich bei Zola um bewusste, planmäßige Bauernfängerei handelt. Zola ist ein Entarteter; er ist in sehr hohem Grade mit Koprolalie behaftet. Es ist ihm ein Bedürfnis, schmutzige Ausdrücke zu gebrauchen, und sein Bewusstsein ist fortwährend von Vorstellungen verfolgt, die sich auf Koth, Unterleibsverrichtungen und alles, was mit ihnen zusammenhängt, beziehen. Er leidet außerdem an mania blasphematoria. Daß er ein Sexual-Psychopath ist, verräth sich auf jeder Seite seiner Romane. Dafür, daß Zolas vita sexualis anormal ist, liegen auch andere Zeugnisse als seine Romane vor. Besondere Erregung verschafft ihm der Anblik von Frauenwäsche, von der er nie sprechen kann, ohne durch die emotionelle Färbung seiner Schilderungen zu verrathen, daß diese Vorstellungen bei ihm wollüstig betont sind. Diese Wirkung weiblicher Wäsche auf Entartete ist in der Irrenheilkunde wohl-

bekannt und von Krafft-Ebing, Lombroso und Anderen oft beschrieben worden. Zolas Erfolg erklärt sich aus seiner Gemeinheit und Schlüpfrigkeit.' (‚Entartung.') Derselbe Herr Nordau nach der Affaire: ‚Der bedauernswerthe Mann hatte geglaubt, der Stoß seiner zweiundzwanzig Romane, der sich hoch und stolz wie eine Ehrensäule erhob, werde ein Denkmal bilden, in dessen Schatten er dauernd alle Wonnen des Ruhmes empfinden werde . . . Er war ein edler, todesmuthiger Held, ein stahlharter und goldreiner Charakter.' An Zolas Grabhügel sprach Herr Anatole France. Er hatte an die Witwe telegraphiert: ‚Mit ihnen trauert die Welt. Die Menschheit hat einen ihrer stärksten Geister, eins ihrer größten Herzen verloren. Zolas mächtiges Werk lebt fort.' Auf dem Kirchhof: ‚Zola hatte die Reinheit und Einfalt der großen Seelen. Er war gütig, im tiefsten Wesenskern sittlich; er war das Gewissen der Menschheit.' Derselbe Anatole France vor der Affaire: ‚Ich beneide Zola nicht um seinen abscheulichen Ruhm. Sein Werk ist schlecht und man darf sagen, daß er zu den Elenden gehört, von denen zu wünschen wäre, sie hätten niemals das Licht der Welt erblickt.' . . .«

Theilnehmender Leser. Nein, zu alledem noch die Antwort der ‚Zeit'! Wie werde ich das aushalten? Ob Herr Isi Singer allein die Notiz vom 19. October zuwegegebracht oder ob ihm das polemische Genie des Herrn Kanner dabei geholfen hat — ich weiß es nicht. »Karlchen Kraus«, »Verleumder«, »ohnmächtige Wuth über das Entstehen eines unantastbaren Blattes« — wie treffend, wie originell und wie westeuropäisch ist diese Abwehr des fünfzehn Seiten langen Artikels, in dem ich mich bemühte, zu beweisen, daß eine Zeitung nicht immer nur von Corruption, sondern ausnahmsweise auch von Langweile stinken kann! . . Wenn nur nicht der unglückliche Schlußsatz wäre! »Auf eine Auseinandersetzung« mit mir lassen sich die Herren Singer und Kanner nicht ein. Und warum? Weil sie mich »bereits in der Wochenschrift mehrfach gekennzeichnet« haben. Ihr Publicum kennt mich also schon? Und so ist es denn trotz allen Zufriedenheitsversicherungen, die man jeden Tag in der ‚Zeit' lesen kann, wahr, daß die Abonnenten des Tagblattes ‚Die Zeit' dieselben sind wie die des Wochenblattes? Wir haben also nicht mehr als 1500 Käufer? . . . Und das mußte uns anlässlich einer Polemik gegen einen Feind unseres Unternehmens herausrutschen!

Sammler. Von der Concurrenz angespornt, wird die ‚Neue Freie Presse' immer reichhaltiger. Ein einziges Abendblatt (20. October) ergab jüngst die folgende Ausbeute: »Fürst Ferdinand kann es dem König Karl nicht vergessen, daß dieser es bis jetzt unterlassen hat, zwei rasch nacheinander erfolgte Besuche des Bulgarenherrschers am Bukarester Hofe unerwidert zu lassen.« . . . »Die Bande Nikolows ward noch weiter verfolgt und verlor zahlreiche Todte. Der Rest, soweit er entkommen ist, dürfte sich bald ergeben.« Unklar ist, ob sich die entkommenen Todten oder ob sich die Lebenden deshalb ergeben werden, weil ihnen das Mitschleppen der Todten zu beschwerlich ist

Digitized by Google

und sie schließlich doch die meisten verlieren . . . Die Majoritätsverhältnisse im Waldviertel sind, wie ein Stimmungsbericht von dort meldet, »voraussichtlich zweifelhaft.« . . . Aber Sprachunbildung zu verbreiten, genügt der ‚Neuen Freien Presse' längst nicht mehr. Mit dem höheren Zweck, auch über alle wissenschaftlichen und technischen Dinge Unwissenheit in die weitesten Kreise zu tragen, wächst sie, weil die »Fachblätter« immer mehr ausgestaltet werden, von Monat zu Monat. Am 14. October berichtete in einem solchen Fachblatt ein Herr Dr. Freund über »Eine Elektrische ohne Schienen«, die er im Sommer gesehen habe, »ein für Massentransporte geeignetes Beförderungsmittel, das bis nun einzig dasteht in der Welt« . . . »Die Idee — ein Columbus-Ei — ist so einfach und naheliegend, daß man eigentlich erstaunt ist, daß die Sache nicht längst schon im Gebrauche ist.« Das Erstaunen des Fachmanns war nur zu berechtigt; die Sache, die er beschreibt, — elektromobile Trolleys — ist nämlich wirklich schon längst im Gebrauch. Sie ist in der That ein Columbus-Ei. Aber der technische Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' ist ein merkwürdiger Columbus; er bildet sich ein, er habe das Ei entdeckt.

Pedant. Herr Frischauer klagt am 14. October in der ‚Neuen Freien Presse': »In beiden Fällen war die Katastrophe von dem tragischen Umstand begleitet, daß sowohl Bradsky wie Severo zwei junge Gattinnen zurücklassen . . . .« Das ‚Extrablatt' dagegen weiß an demselben Tage zu berichten: »Zwei Schwestern saßen gestern zwischen einem Justizsoldaten vor dem landesgerichtlichen Erkenntnissenate als Angeklagte . . . .« Na, und wenn schon! Wer wird's denn so genau nehmen!

Irrenwärter. Der freisinnige Hôtelier Herold hat in einer Wählerversammlung bewiesen, daß er nicht nur Heine citieren, sondern selbst dichten kann. Er rief: »Ob Bürger oder Aristokrat, ob Arbeiter oder Bureaukrat, ob Jud' oder Christ, ob Protestant oder Katholik — wer ein Spitzbub ist, dem fest an's G'nick.« Die ‚Neue Freie Presse' bekam daraufhin (am 18. October) einen Lobsuchtsanfall, schlug begeistert um sich und sprach unter der Spitzmarke »Ein Sprüchlein für die Wählerschaft« den Wunsch aus, daß jener Ausspruch ein »geflügeltes Wort« werden und daß die Wähler ihn »in ihren Kreisen weiterverbreiten« mögen . . . Herr Herold ist Besitzer des Hôtel Metropol und kümmert sich leider schon die längste Zeit weniger um das Fleisch seiner Küche, als um den politischen Kohl. Ob er indes geneigt wäre, einem Spitzbuben, der etwa in seinem am Franz Josefs-Quai gelegenen Hôtel abstiege, beim Präsentieren der Rechnung auch noch ans Genick zu springen, weiß ich nicht.

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit Nr. 117 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung desselben ersucht, den der Nr. 118 beigelegten Erlagschein zu benützen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Erschienen am 8. November 1902 — IV. J

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

...ack und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 7.—
" " 18 " " . . " 3.50
" das Deutsche Reich, 36 " " . . M 7.—
" " " " 18 " " . . " 3.50
" die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei . " 9.20
" " " " " 18 " " . . " 4.60

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, und der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1267a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.554.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 120 WIEN, ENDE OCTOBER 1902 IV. JAHR

DIE AUTONOMIE.

Eine Studie von

Joseph Schöffel.

Die Philosophie der Alten und der Neueren lässt sich in zwei Sätze zusammenfassen. Die erstere stützte sich auf die Moral, die letztere auf die Politik. Die erstere rief den Völkern zu: Seid tugendhaft und ihr werdet frei werden! Die letztere: Seid frei und ihr werdet tugendhaft werden! Die letztere, welche die Tugend aus der Freiheit entspringen ließ, erzeugte die modernen Verfassungen, die modernen Parlamente, welche die absolute Gewalt von der auf ihr allein lastenden Verantwortung befreiten und sie der Masse des Volkes aufhalsten. Die moderne Verfassung erzeugte ihrerseits die moderne Gemeinde- und Landesautonomie, welche das Rückgrat der Freiheit bilden und das Volk von der Last und dem Drucke der Bureaukratie befreien sollte, während sie thatsächlich die Bureaukratie erweiterte und ihre Macht nicht nur befestigte, sondern ins Unendliche ausdehnte.

Von Bismarck erzählt man, daß er niemals gelogen und Alle getäuscht hat, während Metternich stets gelogen und Niemanden getäuscht haben soll. Bismarck, der niemals gelogen, bezeichnete aber die moderne Autonomie als eine erweiterte, erhöhte Bureaukratie.

Digitized by Google

Die Freiheit, wenn auch nur in der Einbildung, ist da, die Tugend aber fehlt, oder sie ist, wenn sie jemals bestanden haben sollte, was historisch nicht nachgewiesen ist, flöten gegangen!

Während wir von Freiheit träumen und unsere Lippen von Freiheitsphrasen triefen, versinken wir immer mehr in einem Sumpf von Sclavensinn, Genußsucht, Prostitution der Natur, Lüge, Schmeichelei und Verleumdung, die zu beschreiben allein ein Juvenal im Stande wäre, der verdammt, der Dichter seiner Epoche zu sein, zur Schaffung seiner classischen Gebilde den Koth der Gasse verwendete.

Diese moralische Versumpfung, dieser moralische Nihilismus mag vielleicht Schuld daran sein, daß die uns gebotenen Früchte der Freiheit, die Selbstregierung und Selbstverwaltung, zu Gift geworden sind, das unseren Wohlstand zerstört und unsere gesellschaftliche Existenz untergräbt.

Ueber den Werth des modernen Parlamentarismus habe ich mich in meiner Studie »Der Parlamentarismus«*) in gedrängter Kürze geäußert und als Kronzeugen für seine Werthlosigkeit, seine Gemeingefährlichkeit, die Ansichten und Urtheile der größten Staatsmänner unserer Zeit angeführt.

Zur Vollendung der mir gestellten Aufgabe obliegt mir nun noch, den Werth der Selbstverwaltung, dieses Kindes der Laune des modernen Parlamentarismus, zu prüfen und sie im Lichte der Wahrheit, entkleidet von der Prostitution der Phrase, als das darzustellen, was sie ist: — ein Blendwerk! Ich höre förmlich die Kritik ausrufen: Was faselt der Mensch? Die Selbstverwaltung existierte ja schon im grauen Alterthume zur Zeit der Römer und Griechen, im Mittelalter ebenso wie zur Zeit des patriarchalischen Absolutismus, — sie ist daher nichts Neues!

---

*) Siehe ‚Die Fackel', No. 116 und 117.

Digitized by Google

Gewiss ist sie nichts Neues, ebenso wie der Kampf um das Ideal der Freiheit so alt sein mag, wie das Menschengeschlecht selbst.

Die Städte der Griechen und Römer besaßen thatsächlich eine Autonomie, die der große Historiker Mommsen mit den Worten schildert: »Der städtischen Finanzwirtschaft fehlte Stetigkeit und Sparsamkeit und oft selbst die Ehrlichkeit. — Die Vermögensverhältnisse der Gemeinden und der Einzelnen daselbst waren so zerrüttet, daß Augustus zu dem äußersten Mittel, der Niederschlagung aller Schuldforderungen, griff!«

Die Autonomie der Alten und der Modernen sind sich also wenigstens in Einem ähnlich, nämlich im leichtsinnigen Schuldenmachen! Im Mittelalter dienten die autonomen Städtegemeinden, die durchwegs befestigt waren, den Herrschern als Wehr gegen den Uebermuth des stets frondierenden Adels und gegen die Pest des Raubritterthums. Diese autonomen Städtegemeinden, ebenso eifersüchtig auf einander wie die griechischen und römischen Städte, lebten in beständigen Fehden untereinander und mit den benachbarten adeligen und geistlichen Herren. Sie bildeten kleine Despotien, wo gewöhnlich der Reichste oder der Schlaueste, gedeckt von Barrièrestöcken, d. i. einem äußeren und inneren Rath, unumschränkt herrschte.

In der Zeit des patriarchalischen Absolutismus waren die Justiz und die Verwaltung in den größeren Städten Magistraten übertragen, die von der Regierung ebenso ernannt wurden, wie in den kleineren Städten und landesfürstlichen Märkten die diese Agenden besorgenden Syndicusse. Alle anderen Gemeinden unterstanden der Gutsherrschaft, welche die Gerichtsbarkeit und die Verwaltung durch die von ihr bestellten Amtmänner oder Justiziäre besorgen ließ.

Digitized by Google

Diese patriarchalisch-bureaukratische Art der Rechtsprechung und Verwaltung mag schlecht gewesen sein, aber sie war billig, während die heutige ebenso schlecht, wenn nicht schlechter, aber dafür sehr kostspielig ist.

Nach der Revolution im Jahre 1848, nach Aufhebung der Hörigkeit und der Robot, befasste man sich mit der Organisation selbständiger Gemeinden. Man fasste, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die einzelnen Gemeinden zur Selbstverwaltung unvermögend und unbefähigt seien, die Idee, Großgemeinden in der Ausdehnung der heutigen Gerichtsbezirke zu schaffen, um sie in Stand zu setzen, den an sie gestellten Anforderungen der Selbstverwaltung gerecht werden zu können. Diese Idee kam in einem Gemeindeordnungsentwurf vom Jahre 1849 zum Ausdruck, der aber, weil er vernünftig war, nach gewohnter Sitte ohne Sang und Klang in den Grüften der Registraturen begraben wurde, in denen er heute schwerer aufzufinden ist, als die Papyrusrollen der Aegypter und die Ziegelsteine der Babylonier, auf welchen dieses alte Volk seine Gesetze in Keilschrift verzeichnete. Man ließ alles beim Alten, theilte aber das Land in Bezirke und errichtete in jedem dieser Bezirke für die judiziellen und politischen Agenden ein Bezirksamt: gemischte Aemter, die aber später aufgehoben und an deren Stelle Bezirksgerichte und für je 2 bis 3 Gerichtsbezirke Bezirkshauptmannschaften als politische Behörden erster Instanz creiert wurden. Man wollte durch diese Trennung der Justiz von der Verwaltung die Gerichte den Parteiströmungen entziehen, obgleich kein psychologischer Grund erfindlich ist, daß bei gleicher Bildung der Verwaltungsbeamte für weniger gerecht und gewissenhaft in seinen amtlichen Entscheidungen gehalten werden soll, als der richterliche. Diese Maßregel hatte auch keinen anderen Erfolg als den, daß die Zahl der Beamten verdoppelt wurde und das contri-

Digitized by Google

buierende Volk nunmehr den doppelten und dreifachen Weg zurückzulegen hatte, um zur politischen Orakelstätte erster Instanz zu gelangen.

Mit dem Reichsgesetz vom 5. März 1862, betreffend die grundsätzlichen Bestimmungen zur Regelung des Gemeindewesens und der auf diesem Gesetz basierenden Landes- und Gemeindeordnungen, einer Schöpfung des modernen Parlamentarismus, wurde erst die moderne Länder- und Gemeindeautonomie geschaffen.

Da es nicht meine Absicht ist, dieses Reichsgesetz und die sechzehn aus ihm entstandenen, die Landes- und Gemeindeordnungen betreffenden Landesgesetze, die untereinander verschieden sind und in der Zeit von 40 Jahren nahezu ebenso oft geändert und ergänzt wurden, ihrem Sinn und ihrem Inhalt nach zu schildern, mir auch die Lust und die Zeit zu einer solchen Hirn und Herz verdorrenden Arbeit fehlt, so werde ich mich darauf beschränken, in allgemeinen Umrissen jene Pflichten und Rechte, welche nach diesen Gesetzen den autonomen Körperschaften, speciell in Niederösterreich, zustehen, darzustellen und die Art und Weise, wie diese Pflichten seitens der autonomen Körperschaften erfüllt werden, auf Grund der von mir gesammelten Erfahrungen und auf Grund amtlicher Erhebungen, Berichte und Verfügungen zu beschreiben.

Nach den bestehenden Gesetzen sind die Länder und Gemeinden autonom, das heißt: sie können sich selbständig verwalten. Die Verwaltung der einzelnen Gemeinden wird durch eine Vertretung besorgt, welche auf eine bestimmte Dauer von Jahren von den steuerzahlenden Gemeindemitgliedern, die in drei Wahlkörper nach Rang und Steuerleistung getheilt sind, gewählt wird. Selbständige Jungfrauen und Witwen, die steuerpflichtig sind, wählen mittelst Vollmachten, was geschickten Wahlmachern die erwünschte Gelegenheit bietet, die Wahl nach Wunsch zu bewerkstelligen

Digitized by Google

und sich in der Verwaltung, die immerhin einen Nutzen für den Gewählten abwirft, zu behaupten.

Von einem Erfordernis des Nachweises der intellectuellen Befähigung zur Ausübung des Amtes eines Gemeindevorstehers oder Gemeinderaths ist trotz den hundert Millionen, die wir seit einem Menschenalter alljährlich für Volksschulen und Unterrichtsanstalten jeder Art ausgeben, ebensowenig die Rede, wie für die Wahl eines Mitglieds der gesetzgebenden Körperschaften des Reiches.

Der Schuster, der Schneider, der Handschuhmacher, der Anstreicher, der Zimmermaler, der Greißler, der Bürstenbinder, kurz jeder, der ein Gewerbe betreiben will, muß den Befähigungsnachweis zur Ausübung seines Gewerbes beibringen. Jeder Staats- und Landesbeamte muß den geforderten Studiennachweis liefern, wenn er sich um eine unbesoldete Praktikanten- oder schlecht entlohnte Aspirantenstelle bewirbt, und wird alt, bevor er es zu einer Besoldung bringt, von der er und seine Familie leben kann. Priester, Aerzte, Advocaten, Professoren u. s. w. müssen sich nach absolvierter Hochschule strengen Prüfungen unterziehen, bevor sie zur Ausübung ihres Berufes zugelassen werden.

Nur zur Ausübung des Amtes eines Gesetzgebers, nur zur Wählbarkeit eines Mitgliedes der autonomen Landesverwaltung, nämlich des Landesausschusses, sowie der autonomen Gemeindeverwaltung wird nichts gefordert, als der Nachweis der Zahlung einer bestimmten Steuerquote und des Alters von 30 Jahren.

An Bildung und Kenntnissen braucht sich der Bewerber um ein Reichsraths-, Landtags- oder Landesausschussmandat von der ungebildeten Masse ebensowenig zu unterscheiden, wie der Esel von den anderen vierfüßigen Geschöpfen. Wer in Wirtshäusern sich längere Zeit im Mauldreschen übt, wer dann in Volksversammlungen aus Zeitungen erschnappte Phrasen

ed by Google

mit Pathos und Würde wiedergeben und nach Noten lügen und poltern lernt, der kann mit Sicherheit darauf rechnen, früher oder später in die Gemeinde-, Bezirks-, Landes- und Reichsvertretung, in den Landesausschuss und in seine zahlreichen Nebenämter, ja sogar in alle zugleich gewählt zu werden. Das hiezu nöthige Wissen und Können findet sich, wie man allgemein annimmt, von selbst; hat man es nicht, so borgt man sich's und leuchtet mit erborgtem Licht ebenso gut wie mit eigenem. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er ja auch den Verstand und die nöthige Unverschämtheit, es zu übernehmen. Man braucht, wenn man sich mit Hilfe einer politischen Partei auf dem Rücken seiner Parteigenossen emporgeschwungen hat, nur den Beamtenkulis die geistige und physische Arbeit zu überlassen, die man dann ruhig für die eigene ausgibt, und kann sich auf diese Weise den Ruf, das Ansehen und die Verdienste eines Verwaltungstalentes selbst in den höchsten und exclusivsten Kreisen der Bureaukratie erwerben, welche sonst mit verächtlichem Hochmuth auf die autonomen Verwaltungsdilettanten herabzublicken gewöhnt ist.

Mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Sowohl das Reichsgesetz vom 5. März 1862 wie das n.-ö. Landesgesetz vom 31. März 1864 theilt den Wirkungskreis der autonomen Gemeinden in einen selbständigen und einen übertragenen.

Zu dem selbständigen Wirkungskreis gehören:

1. Die freie Verwaltung ihres Vermögens und ihrer auf den Gemeindeverband sich beziehenden Angelegenheiten.

2. Die Sorge für die Sicherheit der Person und des Eigenthums.

3. Die Sorge für die Erhaltung der Gemeindestraßen, sowie für die Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf Straßen und Gewässern. (Diese Sorge ist den Gemeinden Nieder-

Digitized by Google

österreichs durch das Straßengesetz vom 14. Jänner 1887 abgenommen und eigenen Corporationen, den Bezirksstraßenausschüssen, die zu diesem Zwecke eine Bezirksumlage von 20 Procent im Durchschnitt erheben und außerdem vom Lande mit 3,250.000 Kronen jährlich subventioniert werden, übertragen worden. Neuestens obliegt den Bezirksstraßenausschüssen auch die Ueberwachung der Gewässer.)

4. Die Lebensmittelpolizei.

5. Die Gesundheitspolizei. (Dermalen bestehen Sanitätsbezirke und -Gruppen, für welche vom Lande subventionierte Aerzte bestellt werden.)

6. Die Gesinde- und Arbeiterpolizei.

7. Die Sittlichkeitspolizei.

8. Das Armenwesen. (Das Armenwesen ist seit dem Jahre 1896 den Bezirksarmenräthen übertragen worden, welche außer den ihnen sonst gesetzlich zufließenden Beträgen eine Armenumlage bis zur Höhe von 15 Procent einheben dürfen und außerdem aus dem Landesfonds Vorschüsse in der durchschnittlichen Höhe von 1,000.000 Kronen erhalten.)

9. Die Bau- und Feuerpolizei, die Handhabung der Bauordnung und Ertheilung der polizeilichen Baubewilligungen.

10. Die Einflußnahme auf die von der Gemeinde erhaltenen Mittelschulen, dann auf die Volksschulen; die Sorge für die Errichtung, Erhaltung und Dotierung der letzteren. Deutlicher ausgedrückt: der Gemeinde obliegt die Beschaffung der Kosten für den Bau der Schulen, für ihre bauliche Erhaltung, Einrichtung, Beheizung und Beleuchtung. — Die Anstellung und Entlassung der Lehrkräfte, die Ueberwachung und Regelung des Unterrichts steht dem Bezirksschulrath, welcher zu diesem Zwecke eine Umlage von 20 % im Durchschnitte einhebt, und dem Landesschulrath zu. — Das Land selbst gibt für Erhaltung und

Digitized by Google

Dotierung der Schulen und für Bestallung der Lehrkräfte allein jährlich fünf Millionen Kronen aus.

11. Der Vergleichsversuch zwischen streitenden Parteien durch aus der Gemeinde gewählte Vertrauensmänner. — (Von dieser Bestimmung ist nie Gebrauch gemacht worden, da streitende Parteien wahrscheinlich den gewählten Vertrauensmännern der Gemeinde nicht trauen und lieber den kostspieligen Rechtsweg einschlagen.)

12. Die Vornahme freiwilliger Feilbietungen beweglicher Sachen, von welcher Bestimmung ebensowenig Gebrauch gemacht wird.

Was den übertragenen Wirkungskreis anbelangt, so bestimmt der § 27 wörtlich Folgendes:

»Den übertragenen Wirkungskreis der Gemeinde, d. i. die Verpflichtung derselben zur Mitwirkung für die Zwecke der öffentlichen Verwaltung, bestimmen die allgemeinen Gesetze und innerhalb derselben die Landesgesetze.«

Nach diesem Orakelspruch bleibt es den Gemeindevorstehern, die zumeist keine Juristen und noch weniger Gelehrte sind und vor allem andern jenen Arbeiten nachgehen müssen, die ihren Lebensunterhalt bedingen, überlassen, sich entweder eine Gesetz- und Normaliensammlung anzuschaffen und aus den Gesetzen, Verordnungen, Erlässen und alten Hofdecreten, deren Zahl eine so unendliche ist wie die Zahl der Gestirne am Himmel, herauszutüfteln, was in den übertragenen Wirkungskreis der Gemeinde gehört, oder das Orakel, die politische Behörde erster Instanz zu fragen, die, auch wenn sie es selbst nicht weiß, wie jedes Orakel eine Auskunft ertheilen wird.

Vor allen anderen ist die Frage zu beantworten, ob die Gemeinde die ihr im selbständigen Wirkungskreis zustehenden Obliegenheiten, insbesondere die Verwaltung des Gemeindevermögens, im Interesse des

Digitized by

Gemeinwesens ordnungsmäßig durchzuführen im Stande ist.

Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: Nein!

Daß die Gemeinden den Obliegenheiten ihres eigenen Wirkungskreises nicht nachkommen und nicht nachkommen können, war allen Regierungen und Behörden, die seit dem Bestand der Gemeindegesetze vom Jahre 1862 und 1864 das Reich und das Land weise verwirrten und väterlich misshandelten, bekannt. Die Erkenntnis dieser Thatsache gab Anlass zu allerlei Experimenten, um diesem Uebelstand abzuhelfen.

Zuerst versuchte man es mit den gewöhnlichen bureaukratischen Hausmitteln und Latwergen, mit Verordnungen, Erlässen, Mahnungen, Belehrungen u. dgl. mehr. Die Wirkung war gleich Null!

Der Landesausschuss, der sich lange um die Vermögensgebahrung der Gemeinden nur insoweit bekümmerte, als es sich um die Genehmigung von 20% übersteigenden Umlagen, um Contrahierung von Darlehen, Einhebung von Zins-, Bier- und anderen Kreuzern vom Steuergulden handelte, sah sich endlich, da die Klagen über die Misswirtschaft in den Gemeinden sich häuften, veranlasst, ein eigenes Gemeinderechnungsdepartement im Landesausschusse zu errichten, das den Vermögens- und Schuldenstand der Gemeinden zu erheben und in Evidenz zu halten hatte.

Die Beamten dieses Rechnungsdepartements werden ferner dazu verwendet, über Ansuchen der Gemeinden oder über Anzeigen einzelner Gemeindemitglieder die Vermögensgebahrung der Gemeinden zu controlieren und in Ordnung zu bringen.

In dem an den Landesausschuss und den Landtag im Jahre 1902 erstatteten Berichte der Landesbeamten über die von ihnen in einzelnen Gemeinden des Landes vorgenommenen Rechnungsrevisionen wird die Gebahrung mit dem Gemeindevermögen als eine

Digitized by Google

trostlose, ja beängstigende bezeichnet und unter anderem angeführt, daß die Gemeinden intellectuell nicht befähigt sind, ihr Vermögen ordnungsmäßig im Interesse des Gemeinwesens zu verwalten, daß zum Beispiel viele Gemeindevorsteher sich scheuen, zur Deckung ihres Erfordernisses die nöthigen Gemeindeumlagen auszuschreiben oder zu erhöhen, und lieber schwebende Schulden contrahieren, um nicht das Odium auf sich zu laden, daß unter ihrer Verwaltungsperiode die Umlagen erhöht worden sind, daß ferner in den meisten Gemeinden die Hälfte der Steuerträger (gewöhnlich solche, die sich Verdienste um die Wahl der Gemeindevertretung erworben haben) die Umlagen schuldig bleibt und daß die Gemeindevorsteher sich scheuen, die Zahlung der geschuldeten Umlagen zu betreiben, und sogar um Aufträge seitens der Aufsichtsbehörde zur Eintreibung dieser Umlagenschulden bitten. Für die Lagerhaus-, Winzer- und anderen Genossenschaften, dann für die neu eingeführten Raiffeisencassen auf dem Lande hat der Landtag ebenfalls ein Rechnungsdepartement geschaffen, dessen Beamte nicht etwa bloß die Rechnungen der Genossenschaften und Raiffeisencassen zu prüfen, sondern diese Rechnungen an Ort und Stelle zusammenzustellen haben.

Ebenso besteht ein sogenanntes Armenrechnungsdepartement, dem die Controle der Bezirksarmenräthe und ihrer Geldgebahrung zusteht und dessen Beamte sich deshalb ebenfalls fortwährend auf Reisen befinden. Vielleicht findet sich der nächste Landtag auch noch veranlasst, das Gemeinderechnungsdepartement entsprechend den vier Vierteln des Landes in vier Departements mit je vierzig Rechnungsbeamten zu theilen, welchen die Aufgabe gestellt würde, in den Gemeinden herumzureisen und für dieselben die Jahrespräliminare und Jahresabschlüsse zu verfertigen, wie dies bei den Genossenschafts- und Raiffeisencassen der Fall ist.

Digitized by Google

Auf diese Art wären die Gemeinden von ihrer ersten gesetzlichen Verpflichtung, der selbständigen Vermögensverwaltung, befreit.

Die Führung der Gemeinderechnungen, der Gemeindevermögensverwaltung durch von der Gemeinde unabhängige, vom Lande besoldete Beamte, wird wohl sehr kostspielig sein! — Aber haben wir je nach den Kosten gefragt, wenn bei Schaffung neuer Institutionen der Vortheil, der Nutzen einzelner Persönlichkeiten mit dem Mantel der Gemeinnützigkeit gedeckt werden konnte? Wir können ja die Mittel durch einen tieferen Griff in die Taschen der Steuerträger leicht beschaffen! Wozu haben wir einen so trefflich functionierenden Steuererpressungsapparat? Die Regierungen von Oesterreich und Ungarn, die niemals einer Ansicht sind, sind nur in der Ansicht einig, daß die Grenze der Opferwilligkeit der Steuerträger noch nicht überschritten ist, daß daher die Steuerschraube je nach Bedarf noch angezogen werden kann. — Derselben Ansicht huldigen auch die autonomen Länder, Bezirke und Gemeinden. Alle diese Factoren, Staat, Land und Gemeinde durchwühlen gemeinsam den Steuersäckel! Misshelligkeiten entstehen nur dann zwischen diesen drei Compagnons, wenn der eine glaubt, daß der andere zu viel aus dem Sack der Steuerträger nimmt. Da ruft der Staat: Land, du nimmst zu viel, das erlaube ich nicht!, das Land: Staat gib her, was du zu viel genommen, sonst gehe ich zu Grunde — saniere mich!, die Gemeinde: ich bin die letzte, die in die Tasche der Steuerträger greifen darf, ich komme zu kurz, ich kann meine Bedürfnisse und die Anforderungen, die man an mich stellt, nicht bestreiten; Staat und Land, ihr müsst mich unterstützen und tiefer in den Steuersäckel greifen lassen. Sanieret mich! . . . Mitten dazwischen steht der gute Steueresel und läßt sich opferwillig bis auf's Blut striegeln. — Mache dir nichts daraus, armer Steueresel! Wenn du unter dem Steuer-

striegel verendest, stirb freudig in dem Bewusstsein, daß nicht ein absoluter Herrscher, sondern deinesgleichen, die von dir auserkoren und durch dich fett gefüttert wurden, es waren, die dich zu Tode gestriegelt haben! Stirb wie ein Held in dem Glauben, daß, wie es süß ist, für das Vaterland zu sterben, (was bekanntlich wenigstens diejenigen behaupten, die am Leben geblieben sind), es eben so süß ist, durch die Hand desjenigen zu sterben, den du dir selbst gewählt und der dich zu Tode gequält! Stirb armer Esel und gehe ein in das Himmelreich, das man dir versprochen! Diejenigen, die dich zu Tode gestriegelt, werden dir, nachdem sie sich gegenseitig abgewürgt haben, folgen, denn ohne dich, du gutes, geduldiges, opferwilliges Grauthier, können sie keine Stunde weiterleben! — —

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich zu dem eigentlichen Gegenstand meiner Studie zurück.

Wenn die Gemeinde theils aus Mangel an Befähigung, theils infolge der Rücksichten auf die Wähler ihre Vermögensverwaltung nicht so führen kann, wie es das Interesse des Gemeinwesens erfordert, so ist sie zur Handhabung der polizeilichen Agenden, die ihr im selbständigen Wirkungskreis zustehen, ganz und gar ungeeignet.

Zu glauben, daß ein Gemeindevorsteher, der sich nicht traut, rückständige Gemeindeumlagen einzutreiben, und dazu um einen behördlichen Auftrag bittet, polizeiliche Vorschriften durchführen und gegen seine Gemeindegenossen, die ihn gewählt haben, in Anwendung bringen wird, dazu ist mehr als Vertrauensseligkeit, dazu ist eine gehörige Dosis Dummheit nöthig.

Daß die Handhabung der Polizei seitens der Gemeinden eine Illusion ist und daß die Sicherheit der Person und des Eigenthums auf dem flachen Lande nur von der Gensdarmerie, die alljährlich vermehrt wird, abhängt, ist eine allgemein bekannte Thatsache.

Digitized by Google

Nachdem man alle möglichen Mittel versucht hatte, um das Unmögliche möglich, nämlich die Gemeinden zur Handhabung ihrer polizeilichen Agenden geeignet zu machen, decretierte man das Gesetz vom 16. April 1874, da ja schon damals ein Gesetz im Gegensatz zu einer Verordnung, die bloß ein Blatt Papier ist, als eherne Tafel geschätzt wurde.

Der Paragraph 2 dieses Gesetzes bestimmt, »daß Gemeinden, welche die Mittel zur Erfüllung der im selbständigen Wirkungskreis gelegenen polizeilichen Aufgaben, sowie der aus dem übertragenen Wirkungskreis erwachsenen Verpflichtungen nicht besitzen, mit anderen Gemeinden desselben politischen Bezirkes zu einer gemeinschaftlichen Geschäftsführung durch ein Landesgesetz vereinigt werden können«.

Man unterließ absichtlich in diesem Paragraph die Bestimmung, daß Gemeinden auch bezüglich ihrer Vermögensverwaltung zwangsweise vereinigt werden können, weil man von der richtigen Ansicht ausgieng, daß ebenso wie eine Vereinigung von zwei bis drei Blinden zu gegenseitiger Führung, oder von zwei bis drei Bettlern zur gemeinschaftlichen Verwaltung ihres Vermögens, eine Posse — eine Vereinigung von Gemeinden, die nichts besitzen als Schulden, zu gemeinschaftlicher Vermögensverwaltung ein Unsinn, eine zwangsweise Vereinigung von Gemeinden aber, wovon die eine vermögend und schuldenfrei, die andere verschuldet ist, eine Brutalität wäre.

Von den Bestimmungen dieses Gesetzes wurde nie Gebrauch gemacht. Dafür verübte man aber einen Geniestreich! Man ließ das auf dem Reichsgesetz vom 5. März 1862 basierte Landesgesetz vom 31. März 1864, — welches im Paragraph 2 wörtlich sagt: »Zwei oder mehrere Ortsgemeinden desselben politischen Bezirkes können sich, wenn die Statthalterei aus öffentlichen Rücksichten dagegen keine Einwendung erhebt, mit

Bewilligung des Landesausschusses, nach vorausgegangenem Uebereinkommen über den Besitz und Genuß ihres Eigenthums, ihrer Anstalten und Fonde, in eine Ortsgemeinde vereinigen, so daß sie als eigene Ortsgemeinden zu bestehen aufhören. Eine solche Vereinigung von Gemeinden darf wider deren Willen nicht stattfinden« — unangetastet ebenso bestehen, wie die oben citierten Bestimmungen des Landesgesetzes vom 16. April 1874 und creierte im strictesten Widerspruch mit diesen Gesetzen ein drittes Gesetz, das die zwangsweise Vereinigung der größten und reichsten Gemeinden des Landes, die für sich eigene Gerichtsbezirke bildeten und in denen die Handhabung der polizeilichen Agenden in den Händen des Staates sich befand, mit Wien decretierte! Es scheint daher, daß die von Sr. Excellenz Dr. Ernst von Koerber gerühmten ehernen Tafeln des Gesetzes ebenso viel werth sind, wie das Blatt Papier, auf dem eine Verordnung geschrieben ist, denn die ehernen Tafeln des Gesetzes werden in Oesterreich ebenso wie Verordnungen von Niemandem beachtet, am allerwenigsten aber von denjenigen, die berufen und bestallt sind, sie zu beachten und zu handhaben!

Eine solche Nichtbeachtung bestehender Gesetze wäre in einem absolut regierten Staate, dessen Lenker das Gefühl der Verantwortung besitzen, unmöglich, — sie ist nur möglich, wie Bismarck sagt, in einem absolut regierten Staat, der durch gefügige Parlamente unterstützt, keiner anderen Rechtfertigung bedarf, als der Verweisung auf die Zustimmung der Majorität!

Da ein solcher Geniestreich gewöhnlich Junge wirft und mir bekannt war, daß demselben ein zweiter Geniestreich, nämlich die Lostrennung Wiens vom Lande Niederösterreich folgen werde, habe ich allein, als einzelne Person den Landtag vor Berathung des Gesetzes bezüglich der Vereinigung der sogenannten Vororte mit Wien gezwungen, den

Digitized by Google

§ 38 der Landesordnung dahin zu ändern, daß »zu einem Beschlusse über beantragte Aenderungen des derzeitigen Gebietsumfanges des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns die Zustimmung von mindestens drei Viertheilen aller Mitglieder des Landtags erforderlich ist und daß die Aufhebung oder Aenderung dieser Bestimmung nur durch eine gleiche Mehrheit beschlossen werden kann«, wodurch die Lostrennung Wiens vom Lande Niederösterreich auf dem Wege parlamentarischer Gesetzgebung, wenn nicht unmöglich, so doch unwahrscheinlich geworden ist. — Ein vernünftiger Absolutismus wird jedoch einen solchen Streich, schon um seiner selbst willen, nicht wagen!

Der Absolutismus darf sich den Sport, ein Land in zwei Theile zu zerreißen und den einen Theil zu Gunsten des anderen dem Verderben preiszugeben, nicht erlauben. Ein vernünftiger Absolutismus muß vielmehr vor allem andern trachten, das bestehende Verwaltungschaos zu beseitigen, indem er die Organisation der politischen Verwaltung ändert und an Stelle der 350 Bezirkshauptmannschaften in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern und speciell an Stelle der 23 Bezirkshauptmannschaften in Niederösterreich in jedem Viertel des Landes ein Kreisamt, wie sie früher bestanden, und in jedem Gerichtssprengel ein politisches Bezirkscommissariat als Expositur errichtet, welchem alle Agenden des eigenen und übertragenen Wirkungskreises der Gemeinden mit Ausnahme der Vermögensverwaltung zugewiesen werden: eine Organisation, die, wenn auch in anderer Form, in dem Gemeindeordnungsentwurf vom Jahre 1849 und in der Bildung gemischter Bezirksämter zum Ausdruck gelangte. — Ein Anspruch auf Entschädigung des Staates, dessen erste Pflicht es ist, für die Sicherheit des Eigen-

Digitized by Google

thums und der Person seiner Unterthanen zu sorgen, seitens der Gemeinden für Uebernahme des eigenen Wirkungskreises derselben, wäre eben so wenig zu rechtfertigen, wie ein Anspruch der Gemeinden auf Entschädigung seitens des Staates für die Handhabung der Geschäfte des übertragenen Wirkungskreises, die zu handhaben sie nicht befähigt sind. Die nach dem amtlichen Berichte des Landesausschusses vom Jahre 1902 bestehenden trostlosen, ja beängstigenden Zustände in der autonomen Verwaltung der Gemeinden Niederösterreichs, des verhältnismäßig cultiviertesten und reichsten Landes der Monarchie, sind, wie bewiesen, trotz allen administrativen und gesetzlichen Maßregeln dieselben geblieben, die sie waren, was ganz natürlich ist, da das Uebel einestheils in dem Mangel der Amtsbefähigung, anderntheils in der durch periodische Wahlen bedingten Unstetigkeit der Verwaltung und in der Abhängigkeit der Gewählten von denjenigen, die sie gewählt haben, wurzelt.

Daß dem so ist, beweist die unwiderlegliche Thatsache, daß auch die autonome Verwaltung des Landes, welche zugleich die Aufsichtsbehörde über die Vermögensverwaltung der Gemeinden ist, an demselben Krebsschaden leidet, wie die autonome Gemeindeverwaltung.

Der Landtag wird ebenso wie die Gemeindevertretung auf sechs Jahre von den Steuerträgern der einzelnen Gemeinden gewählt.

Wie solche Wahlen zustande kommen, hat wohl jeder erfahren und so mancher sogar an seiner Ehre und an seinem Leibe verspürt. Der rohe Eigennutz, der kalte Ehrgeiz, der tückische Parteihass treiben großes Spiel durch Schreckensherrschaft bei den Wahlen. Die Hefen schwimmen oben! Die Majorität des Landtags wählt aus ihrer Mitte das Verwaltungsorgan des Landtags, den Landesausschuss, der, ein Geschöpf der siegenden Partei, geradezu bemüssigt

Digitized by Google

ist, die ihm zu Gebot gestellten Mittel, seinen Einfluss, seine Amtsgewalt in erster Linie Parteizwecken dienstbar zu machen. Von Unparteilichkeit, von Objectivität, der Grundlage einer guten Verwaltung, kann unter solchen Umständen keine Rede sein. Hie Welf, hie Waiblingen!, lautet die Losung. Heil dem Parteigenossen, Tod und Verderben dem Gegner!, lautet die Parole.

Dr. Lueger soll nach einem Berichte des ‚Deutschen Volksblatt' in einer Wählerversammlung in Marchegg geäußert haben: »Einer der Gründe, warum wir so bekämpft werden, ist der, daß so viele Gegner Landesausschüsse werden wollen.«

Dr. Lueger hat recht! Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen! — Die Erscheinung ist aber eine natürliche, den modernen Anschauungen entsprechende, denn mit dem Landesausschussmandate sind nicht nur eine fixe Besoldung und andere Beneficien, sondern auch die Gelegenheit, Protectionen bei Vergebung von Stiftungen, bei Besetzung von Stellen im Landesdienste, bei Ertheilung von Subventionen aller Art zu üben, verbunden. Dagegen wird an Wissen und Können von einem Mitglied des Landesausschusses ebenso wenig gefordert, wie von einem Mitglied des Gemeindeausschusses des kleinsten, weltverlassenen Dorfes! Es genügt, daß er seinen Namen unter die Acten, die durchwegs von Landesbeamten ausgearbeitet werden, an die Stelle, die ihm der Beamte bezeichnet, malen kann. Kann er dies auch nicht, so hilft man sich mit einer Stampiglie.

Es ist daher kein Wunder, wenn um eine solche Stelle gekämpft wird, und es ist keine kleine und jedenfalls keine beneidenswerthe Aufgabe für den Führer einer Partei, die Masse der sich um die Fleischtöpfe des Landesausschusses Reißenden von diesen abzuwehren.

Digitized by Google

Der Andrang ist und war jederzeit so groß, daß man daran dachte, die Landesausschußstellen um vier zu vermehren. Da jedoch zu einem solchen Beschlusse eine Zweidrittelmajorität erforderlich ist, ließ man die Sache einstweilen ruhen. —

In mehreren Ländern der diesseitigen Reichshälfte hat man zur Sanierung solcher unleidlichen und unhaltbaren Verhältnisse und in Anbetracht des Umstandes, daß Mitglieder des Landesausschusses mitunter zugleich Mitglieder des Reichsraths, der Delegation und anderer Corporationen sind und nebenbei Verwaltungsrathsstellen bekleiden und doch nicht an mehreren Orten zugleich sein können, — die Verfügung getroffen, daß die Vorstände der Landesämter in den Landesausschußsitzungen zu referieren, der Landesausschuss als solcher aber nach Anhörung der Anträge über dieselben zu berathen und zu beschließen hat. Die Mitglieder der Landesausschüsse dieser Länder werden daher Landesausschussbeisitzer genannt, was nicht ausschließt, daß es unter ihnen auch Beischläfer geben kann.

In Niederösterreich spielt jeder Landesausschuss die Rolle eines unbeeideten, unverantwortlichen Sectionschefs und hängt je nach Maß seines Wissens mehr oder weniger von seinen Beamten ab, deren fachmännisches Urtheil er nur trüben kann — zum Schaden der Interessen des Gemeinwesens.

Ueber die Gemeindevorsteher wird in dem amtlichen Berichte des Landesausschusses vom Jahre 1902, wie bereits erwähnt, geklagt, daß sie sich nicht trauen, zur Deckung der Gemeindeerfordernisse die nöthigen Umlagen auszuschreiben, daß sie es vielmehr vorziehen, schwebende Schulden zu machen, um nicht das Odium auf sich zu laden, daß unter ihrem Regime die Umlagen erhöht oder Darlehen aufgenommen wurden.

Der Landtag aber thut dasselbe! Bis zum Jahre 1894 betrugen die Landesfondszuschläge

Digitized by

18 Procent der directen Steuern. 2 Procent wurden zur Tilgung der Grundentlastungsschuld eingehoben. Nach Tilgung der Grundentlastungsschuld im Jahre 1894 hätte die Einhebung der 2 Procent entfallen sollen. Da jedoch das Landeserfordernis durch die achtzehnprocentige Umlage bei weitem nicht gedeckt war, wurde die weitere Einhebung der 2 Procent beschlossen und so die Landesfondszuschläge von 18 auf 20 Procent erhöht, ohne daß es die Steuerzahler merkten.

Weil aber das Erfordernis auch durch die auf 20 Procent erfolgte Erhöhung der Landesfondszuschläge noch immer nicht gedeckt war, contrahierte man, um das Odium der Erhöhung von Umlagen und der Aufnahme von Darlehen nicht auf sich zu laden, schwebende Schulden in der Höhe von 11,868.562 Kronen.

Die liberale Partei, die damals am Ruder war, unterlag, trotzdem sie das Odium der Erhöhung der Umlagen nicht auf sich geladen, bei den Neuwahlen im Jahre 1896.

Der neue Landtag sah sich nun veranlasst, zur Tilgung der schwebenden Schulden ein Darlehen von 12 Millionen Kronen bei der niederösterreichischen Landeshypothekenbank mit einem Cursverlust von 520.340 Kronen aufzunehmen und die Landesfondszuschläge um 5 Procent, resp. bei den zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen um 7 Procent, die Armenumlage in den Armenbezirken, deren Deficit vom Lande gedeckt wird, von 10 auf 15 Procent zu erhöhen.

Durch diese bedeutende Erhöhung der Umlagen, sowie durch den erhöhten Eingang an Steuern gegenüber den präliminierten, ferner durch die Beiträge des Staates aus der Personal- und der Branntweinsteuer, deren Hälfte in der Höhe von circa 2 ½ Millionen jährlich in den Landesfonds fließt, während

Digitized by Google

die andere Hälfte der Commune Wien zugute kommt, entstanden die vielgerühmten Cassenbestände, welche ich im Landesbudget vom Jahre 1902 ausgewiesen habe.

Die steigende Fülle in den Cassen gab aber auch Anlass zur Steigerung des Landeserfordernisses, welches von 21 Millionen innerhalb von 6 Jahren auf 32 Millionen emporschnellte und noch immer eine steigende Tendenz verfolgt. Zudem hat der Landtag in seiner letzten Session und zwar in einer seiner letzten Sitzungen die Aufnahme eines Darlehens von 18 Millionen zum Zwecke des Baues von neuen Landesbahnen beschlossen, so daß die Schuldenlast des Landes im Jahre 1903 30 Millionen betragen wird, wobei die hypothecierte, auf dem Hause Wien, Herrengasse 13 intabulierte Schuld per 1,400.000 Kronen nicht eingerechnet erscheint.

Wenn nun Ansprüche an den Landesfonds, der nichts ist als die Summe der eingehobenen Landesumlagen, nur in gleich steigender Höhe gestellt werden wie bisher, so wird der Landtag im Jahre 1904 auf denselben Punkt gelangen wie der Landtag vom Jahre 1895, nämlich vor die Alternative, entweder die Umlagen abermals zu erhöhen, oder schwebende Schulden zu machen und es dem Nachfolger zu überlassen, das Odium einer Erhöhung der Umlagen auf sich zu nehmen.

Das Land steht übrigens mit seinen 31 Millionen Schulden gegenüber den Gemeinden finanziell wohl glänzend da.

Der Schuldenstand der Gemeinden Niederösterreichs außerhalb der Bannmeile Wiens, deren Steuerkraft den zwanzigsten Theil der Steuerkraft Wiens beträgt, beziffert sich mit 34 Millionen hypothecierter, d. i. auf Amts-, Armen-, Kranken-, Schulhäusern intabulierter Schulden, ferner auf 35½ Milli-

Digitized by Google

onen nicht hypothecierter und 3½ Millionen schwebender, zusammen also auf circa 73 Millionen Schulden.

Auf dem flachen Lande, wo nahezu der gesammte Realbesitz bis zur Hälfte des Werthes und darüber belastet ist und wo die Gewerbetreibenden ihr Gewerbe beinahe durchwegs nur mit Hilfe von Lehrbuben betreiben, haben die Steuerträger außer den directen Staatssteuern noch durchschnittlich 130% an Zuschlägen zu tragen, u. zw. 25% an Landesfonds-, 20% an Bezirksstraßen-, 20% an Bezirksschulfondszuschlägen, endlich 15% an Bezirksarmenumlagen und 50% an Gemeindeumlagen, wobei die in den meisten Städten vorgeschriebenen Zinskreuzer in der Höhe von 5 bis 8 Kreuzern vom Zinsgulden, die Bier-, Canalkreuzer und andere Giebigkeiten, ferner die Zuschläge zu der indirecten Steuer, endlich die Personaleinkommensteuer nicht eingerechnet sind, so daß thatsächlich dem Besitzer einer Realität von dem Ertrag seines Besitzes nicht die Hälfte und wenn sie belastet ist, gar nichts übrig bleibt.

Die gleichen Verhältnisse bestehen in Mähren, während Böhmen, das reichste Land der Monarchie, finanziell ganz zerrüttet ist!

Böhmen, Mähren und Niederösterreich sind aber die drei einzigen Provinzen Cisleithaniens, die activ sind und die außer ihren eigenen Verwaltungsauslagen auch noch die Kosten der Investitionen in den anderen Provinzen und 70% der Kosten der Oesterreich-Ungarn gemeinsamen Auslagen — für Armee, Flotte und Vertretung nach Außen — bestreiten müssen! Ist das auf die Dauer möglich? Ich glaube nicht! Ich bin vielmehr überzeugt, daß diese Länder unter der Last der Steuern und Abgaben, unter der Wucht der enormen, stets anwachsenden Staats-, Länder- und Gemeindeschulden zusammen-

Digitized by Google

brechen müssen, wenn nicht früher ein österreichischer Kaiser dem Beispiel des römischen Kaisers Augustus folgt und alle Schuldforderungen für null und nichtig erklärt. Man nennt das heute Bankerott und sagt, daß nur der Absolutismus fähig ist, Bankerott anzusagen, verschweigt aber dabei, daß der moderne Parlamentarismus allein den Bankerott vorbereitet und verschuldet.

In 10 Jahren kann Oesterreich das 50jährige Jubiläum seiner Verfassung feiern. Ich glaube, daß in dem Jubiläumstaumel, in dem wir leben, auch dieses Jubiläum festlich begangen werden wird. Da ich diese Festlichkeit nicht mehr erleben werde, so erlaube ich mir schon heute, also zehn Jahre früher, als Muster für die Veranstaltung eines seinerzeitigen Verfassungsjubiläumsfestzuges den Festzug zu empfehlen, der bei der Vermählung eines chinesischen Kaisers arrangiert wurde und den ein Chinese wie folgt beschrieb:

»Nach vielen Gottheiten, umgeben von ihren Priestern und Tempeldienern, folgte der Wohlstand des Reiches, getragen von einem Hofnarren in einem ausgehöhlten Kirschenkern, umgeben von 20.000 Mandarinen und bewacht von 50.000 Bogenschützen des Regiments vom rothen Drachen, die sich nach einer lieblichen Musik die Zähne stocherten.«

Da es derzeit leider keine bestallten Hofnarren gibt, so kann der Wohlstand des Reiches von einem parlamentarischen Hanswurst in einem ausgehöhlten Kirschenkern unter Begleitung seiner Collegen getragen werden, die dazu das Lied vom lieben Augustin singen. Das Cortége können die 250.000 Staats- und Landesmandarinen bilden und das Ganze von 100 Regimentern der verschiedensten Farben und Waffen bewacht werden.

Digitized by Google

Ein solcher Festzug war noch nicht da, er würde ungeheueres Aufsehen erregen und die Masse des Lasten tragenden Volkes aus Entzücken den Hunger vergessen machen, den es leidet!

Das Dümmste, das aus der letzten ereignisvollen Zeit zu verzeichnen ist, war die Erhitzung der parlamentarischen Gemüther wegen des Schlagwortes »Novaragasse«, dieser neuen Bereicherung unseres politischen Sprachschatzes, der an geheimnisvollen Ausrufen wie »Denken Sie an die Krugerstraße!«, »Spittelberg!« u. s. w. keinen Mangel hatte. Wir haben es in Oesterreich bekanntlich bereits bis zu Fractionsbordellen gebracht. Der Parteienstreit beschränkt sich bei uns nicht darauf, die Schaar der politischen Gegner generös um die jeweiligen Defraudanten, Betrüger und Raubmörder zu vermehren, sondern jeder parlamentarischen Gruppe ist auch längst ihre eigene Gasse stiller Freuden eröffnet worden. Den Alldeutschen ward die Krugerstraße, den Christlichsocialen der Spittelberg, den Liberalen die Guttenberggasse zugewiesen, und nur die Socialdemokraten hätten trotz ihrem verbrieften Anspruch auf freie Liebe leer ausgehen müssen, wenn nicht eines Tages aus dem antisemitischen Lager der erlösende Ruf ertönt wäre: »Was ist's denn mit der Novaragasse?« Die Prostituierten dieser Gegend sollen bei der vorigen Landtagswahl — zur jetzigen wurde das Welterschütternde wieder aufgerührt — für einen socialdemokratischen Candidaten agitiert haben. Hohnvoll enthüllten's die einen, entrüstet wehrten die anderen ab. Und mit der Unwahrheit des Anwurfs krebst die ‚Arbeiter-Zeitung' seit Wochen und scheut sich nicht, die in die politische Debatte gezogenen Prostituierten, deren Wahlhilfe ablehnend, in viel brutalerer Weise noch zu beschimpfen als jenes Antisemitenblatt, das den Anwurf erhoben hatte, brutaler und dümmer, weil ihrem Standpunkt der Schutz

ed by Google

der Ausgebeutetsten unter den Ausgebeuteten näher liegen müsste als einem beliebigen bourgeoisen Parteischmierer. Aber warum werden wir denn überhaupt mit dieser Angelegenheit belästigt, die doch, selbst wenn sie auf historischer Wahrheit beruhte, völlig gleichgiltig und uninteressant wäre, nicht um das Geringste mehr für die sittliche Verlotterung des Parteiwesens zeugte als irgend eine der Schändlichkeiten, die hüben und drüben politische Actionen vorbereiten helfen, und sicherlich im Chaos der Infamien und Rüpelhaftigkeiten, an das uns eine parlamentarische Wahl nachgerade gewöhnt hat, verschwände? Der Hohn über die Verwendung von Prostituierten zu agitatorischen Zwecken ist heute ebenso kindisch wie die sittliche Entrüstung über die Zumuthung; jener und diese wären nur berechtigt, wenn die männlichen Individuen, die im Trubel der Wahlmacherei eine Rolle spielen, ethisch beträchtlich höher stünden. Als ob der Zuhälter ein würdigeres Exemplar der Menschheit wäre als die »Schanddirne« — die ‚Arbeiter-Zeitung' acceptiert den Terminus des von ihr als inhuman bekämpften österreichischen Strafgesetzes — und als ob nicht jeder Candidat im Momente »äußerster Gefahr« mit beiden Händen zugreifen würde, wenn eine Schaar von Verbrechern sich ihm für werkthätige Agitation anbietet und seinen Wahlsieg garantiert! Durch Morast und Unflath wollen wir der Freiheit eine Gasse bahnen; aber die Novaragasse muß — so will es das Gesetz der Heuchelei, das eine der ehernsten Tafeln ist — dem politischen Kampfe verschlossen bleiben. Dies werde in fünfzig Brandartikeln festgestellt! Nun, der eine, den die ‚Arbeiter-Zeitung' daneben gebracht hat und der unter der triumphierenden Aufschrift: »Dr. Pattai — mit Koth beworfen!« die Schilderung enthielt: »Mit Straßenkoth und faulen Eiern wurde der eingeschlossene Trupp beworfen und als allgemeines Zielobject Dr. Pattai ausersehen . . . Sie liefen förmlich Spießruthen auf dem ganzen Wege. Viele von ihnen, darunter auch Dr. Pattai, waren über und über mit Koth und Schmutz bedeckt«, dieser eine Artikel zeigt, daß wir auf einer Stufe sittlicher Verwilderung angelangt sind, auf der uns die Wahlhilfe von Prostituierten nicht mehr compromittieren kann . . .

* * *

Digitized by Google

Ja was will denn der Karl Kraus eigentlich von dem armen Isi Singer?, fragen mitleidig die harmlosen Wohlanständigen: Die ‚Zeit' thut doch wirklich Alles, was die ‚Fackel' verlangt. Die ‚Fackel' hat es als unehrenhaft erklärt, ärztliche Annoncen aufzunehmen, nachdem die Aerztekammer erkannt hat, daß das Annoncieren gegen die Standespflichten der Aerzte verstoße; und die ‚Zeit' verkündet richtig, daß sie »die ärztlichen Schmutzinserate« nicht aufnimmt. Die ‚Fackel' hat hundertmal der Presse vorgeworfen, daß sie nicht bloß die geistige, sondern durch die Anpreisung schwindelhafter kosmetischer und Heilmittel auch die körperliche Gesundheit der Bevölkerung bedroht. Und die ‚Zeit' weist mit Stolz darauf hin, daß sie »alle Heilmittelinserate der Aerztekammer zur Prüfung vorlegt, damit kein zweifelhaftes Heilmittel auch nur in unserem Inseratentheil angepriesen werde«. Wahrlich, solcher Anständigkeit gegenüber kann man nur staunen — über die Aerztekammer, die eine Prüfung von Heilmittelinseraten vornähme. Eine Aerztekammer, die sich als wissenschaftliche Instanz aufspielen wollte und sich für berufen erachtete, Gutachten über Heilmittel abzugeben, würde zweifellos ihre Competenz überschreiten. Aber eine Aerztekammer, die innerhalb ihrer Competenz handelte, müsste, über die Zulässigkeit des einen oder des andern Heilmittel*inserats* befragt, ebenso zweifellos entscheiden, daß das Inserieren von Heilmitteln in der Tagespresse überhaupt unzulässig ist. Wem empfiehlt denn die Tagespresse Heilmittel? Beleidigend wäre es für einen Arzt, wollte man ihm zumuthen, daß er sich der Verpflichtung, die Fortschritte der Pharmakopöe und Pharmakodynamik zu verfolgen, entziehe und sich durch bezahlte Reclamen in den Journalen die Anwendung von Heilmitteln suggerieren lasse. Aber die Heilmittelinserenten wollen ihre Ware auch gar nicht den Aerzten, sondern den Patienten empfehlen, jener freisinnigen und aufgeklärten Mittelschichte von Patienten, die darüber erhaben ist, ihre Leiden von Gevatterinnen untersuchen und von Dürrkräutlern heilen zu lassen, und die im Conversationslexikon die Diagnose und im Inseratentheil ihres Leibblatts die Therapie ihrer Krankheiten findet. Und eine Aerztekammer könnte sich dazu verstehen, das Kurpfuscherthum am eigenen Leibe zu fördern, es durch Gutachten über die inserierten Heilmittel zu autorisieren? Es ist begreiflich, daß Herr

Digitized by

Isi Singer an die Aerztekammer ein solches Ansinnen richtete, und niemand wird darüber staunen, daß er, zur Meinung der ‚Fackel' über die Gefahren der Pressprostitution bekehrt, diese Meinung missverstand und nicht gleich dem Herausgeber der ‚Fackel' jene durch sociale Reformen beseitigen will, sondern alles in Ordnung glaubt, wenn er sein Blatt unter ärztliche Controle stellt. Aber es ist unmöglich, daß die Aerztekammer Herrn Singers Zumuthung willfahren wird, und es wäre schmähliche Pressfurcht, wenn sie die Oeffentlichkeit solches glauben ließe und die Erstattung von Gutachten über Heilmittelinserate nicht öffentlich mit aller Entschiedenheit ablehnte. †

* * *

In Deutschland wurde neulich ein Journalist wegen Erpressung — mit gewinnsüchtiger Absicht — auf einen Thatbestand hin verurtheilt, der bei uns von den Eigenthümern gewisser Finanz- und Versicherungsfachorgane und den »Redacteuren« illustrierter Theaterblätter täglich hundertfach überboten wird. Ein angesehener deutscher Rechtsgelehrter sandte mir den Bericht der ‚Münchener Neuesten Nachrichten' über jene Verhandlung und dazu das folgende Schreiben: »Vielleicht ist es Ihnen, der Sie so tapfer und scharf gegen die literarischen Wegelagerer des Wiener Zeitungswesens kämpfen, von Interesse, aus beiliegendem Zeitungsausschnitt zu entnehmen, wie man in Deutschland die Revolverjournalisten behandelt. Ob sich ein österreichisches Gericht zur Höhe eines solchen Strafurtheils erheben wollte? Und wenn sich auch ein Richter dafür fände, so fehlt doch schon der Staatsanwalt. Er klagt die Beutelschneider nicht an; Niemand stört sie ...«

* * *

Die Schere des Lippowitz.

Die in Berlin erscheinende »Halbmonatsschrift für die deutschen Schriftsteller und Journalisten, ‚Die Feder'« enthält in Nr. 81 (1. November 1902) in der Rubrik »Beschwerdebuch« die nachstehende Notiz:

»Neues Wiener Journal. Die Wiener ‚Fackel' erhielt folgende Zuschrift: »In der Nr. 438 des ‚Berl. Tageblatt' (29. Au-

Digitized by Google

gust 1902) hatte ich in einem Feuilleton »Bei Paul Krüger in Utrecht« einen Besuch, den ich dem Präsidenten Ende August machte, geschildert. Dieses Feuilleton ist trotz dem Nachdrucksverbot sowohl vom ‚Budapester Tagblatt' als auch vom ‚Neuen Wiener Journal' unter Weglassung meines Namens, Verstümmelung des Inhaltes und gröblichster Verfälschung des Titels abgedruckt worden. Herr Lippowitz hat meine Arbeit direct als »Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journal'« bezeichnet. Karl Rosner.« — Wie uns ein Münchener Schriftsteller mittheilt, hat er nicht weniger als 43 unbefugte Nachdrucke seiner Feuilletons im ‚Neuen Wiener Journal' festgestellt, die dem Wiener Syndicus des »Allgem. Schriftstellervereins« übergeben wurden.«

In einer andern Rubrik der ‚Feder' findet sich die folgende Notiz:

»Ein Preisausschreiben erläßt das ‚Neue Wiener Journal', es setzt einen Preis von 200 Kronen für die interessanteste Neuigkeit aus, die es bis zum 31. December d. J. erhält. — 200 Kronen ist blutwenig. So viel erspart das ‚Neue Wiener Journal' an einem Tage durch unberechtigte Nachdrucke.«

Und es wird fortgeschnitten. Vor etwa zwei Jahren hat die ‚Frankfurter Zeitung' das von journalistischem Diebstahl lebende Blatt öffentlich verwarnt. Es gibt keine reichsdeutsche Tageszeitung und keine Revue, die sich rühmen könnte, vom ‚Neuen Wiener Journal' noch nicht geplündert worden zu sein, und wenn der ahnungslose Wiener Leser den belletristischen Reichthum anstaunt, den ihm Herr Lippowitz zu »staunend billigen Preisen« täglich bietet, so mag ihm das modificierte Dichterwort Aufklärung bringen:

An der Quelle saß der Knabe,
Doch er gab sie nimmer an.

Aber auch dort, wo er sie verschämt angibt, haben wir es mit einer materiellen Bereicherung auf Kosten deutscher Schriftsteller zu thun, wie sie dreister noch nicht betrieben ward, seit das internationale Speculantenthum sich von Knoppern und Tuchen auf Feuilletons und andere Artikel geworfen hat, und so lange den Beschwerden bei den literarischen Interessenverbänden nicht Strafanzeigen folgen, bleibt die Erkenntnis unangefochten, daß man von

Digitized by Google

der Schere besser leben kann als von der Feder. Wer nicht selbst zu Schaden gekommen ist, mag der Ungeniertheit, mit der hier die Aneignung fremden geistigen Eigenthums erfolgt, eine humoristische Seite abgewinnen und lachend die Botschaft hören, welche einst eine presspolizeiliche Commission, die in der Redaction des ‚Neuen Wiener Journal' erschienen war, um nach dem Manuscript eines beleidigenden Artikels zu fahnden, dem Privatankläger melden musste: ihres Suchens Mühe sei vergebens gewesen, sie habe zwar eine Fülle von Ausschnitten aus aller Welt Journalen gefunden, aber weit und breit — kein Manuscript ... Lachend hörten die Leser der ‚Fackel' neulich, wie sich der Dieb selbst verrieth: in einer Plauderei über »Berühmte Raucher« war den Wienern Eduard VII. von England als der »Onkel unseres Kaisers« vorgeführt worden, und lachend werden sie erfahren, daß einst in einem — vermuthlich als »Original-Bericht des ‚Neuen Wiener Journal'« bezeichneten — Aufsatz ein Sätzchen unverändert stehen geblieben war, das mit den Worten begann: Wir Hannoveraner... Den um ihr Nachdruckshonorar und oft genug auch um ihre Autorrechte gebrachten Schriftstellern und Verlegern mag's freilich minder lustig zu Muthe sein. Ich kann sie nur meiner Bereitwilligkeit versichern, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, jeden einzelnen Fall, in dem sie durch die Schere des Lippowitz geschädigt werden, einer munteren Oeffentlichkeit zu übermitteln. Man muß die ethischen Hintergründe erhellen, aus denen jener Sittenzorn bezogen ward, der neulich den Herausgeber der ‚Fackel' und jeden, »der mit ihm noch verkehrt«, für »ehrlos« erklärte. Mit Unrecht haben die betheiligten Kreise, hat ganz Wien über die Verfehmung gelacht. Lippowitz & Comp. sind sehr ernst zu nehmen. Als sich ihr Unternehmen von dem durch journalistischen Diebstahl ersparten Gelde einen Prunkpalast erbaute, haben der jetzige Leiter des Justizministeriums und der Polizeipräsident von Wien Begrüßungsschreiben gesendet ... Ich habe oben die beiden Anfangsverse des Schiller'schen Gedichtes von dem Jüngling, der an der Quelle saß, verändert. Die beiden Schlußverse lassen sich auf die Zwecklosigkeit des Riesenbaus, den sich die Besitzer des ‚Neuen Wiener Journal' errichtet haben, anwenden:

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich diebend Paar.

* * *

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

‚Zeit'-Genosse. Anfangs schien es wirklich, als ob die ‚Zeit' mit dem blumigen Schmockstil, der »in den westeuropäischen Culturländern längst überwunden« ist, brechen und dafür die nüchterne Mauschelweis einführen werde. Aber das waren leere Versprechungen. Es braucht bloß ein liberales Ereignis einzutreten, und Herr Singer geräth aus Rand und Band. So schrieb die ‚Zeit' neulich über das Doctor-Jubiläum Joseph Unger's: »Wie alle Großen jener Zeit, wurzelt auch Unger, so rasch er auch die Fesseln der Hegel'schen Dogmatik wieder abgeworfen hat, dauernd in dem bewunderungswürdig reichen Boden jener philosophischen Cultur, die sich über die classische Periode deutscher Dichtung wie ein strahlender Dom wölbt. Und so steht er auch heute vor uns, in diesen ersten Tagen des 20. Jahrhunderts, als die unverwelkliche Blüte jener reifsten Bildung und Cultur des alten Oesterreich, in der allein Traditionen fortleben, an die ein künftiges junges Oesterreich wird anknüpfen müssen. Möge Joseph Unger noch lange Jahre unter uns weilen, ein Bild der nie alternden Weisheit und Gerechtigkeit.« Ja, was ist also Unger eigentlich? Eine Blüte der Bildung oder ein Bild der Weisheit? Wurzelt er in einem Boden oder in einem Dom? Ist die philosophische Cultur ein Dom oder ein Boden? Wölbt sich der Boden oder strahlt bloß der Dom? . . . Da war sogar die ‚Neue Freie Presse' gemäßigter! Sie begnügte sich, den Jubilar mit einem falschen Citat zu überraschen, und schrieb: »Wenn der Oesterreicher Feste feiert, so thut er es mit einem nassen, einem trockenen Aug'« . . . Aber die ‚Zeit' hat doch schon einiges zuwege gebracht. Z. B., daß die ‚Neue Freie Presse' eine Feindin des Herrn v. Hartel geworden ist. Herr v. Hartel besucht die Jours des Isi Singer, die Jourbesucher eines Zeitungsherausgebers sind für die Redacteure der Zeitung stets sacrosanct, und so werden die kritischen Losgeher der ‚Zeit' an die Kette gelegt, wenn sie gegen die österreichische Unterrichtsverwaltung losgehen wollen. Da bleibt denn der ‚Neuen Freien Presse' ein schönes Feld für die Bethätigung eines eigenen Radicalismus, und wir sehen den Universitätsdocenten Ludo Hartmann, einen Führer der Socialpolitiker, die hinter der ‚Zeit' stehen, hervortreten und in der ‚Neuen Freien Presse' den Unterrichtsminister bekämpfen. Vor allem hat uns die ‚Zeit' aber Reformen im wirtschaftlichen Theil — der ‚Neuen Freien Presse' natürlich — gebracht. Da finden wir jetzt regelmäßig eine große Kabeldepesche, die die amerikanischen Curse meldet. Die Börseaner sind froh über diese »Ausgestaltung« der Berichterstattung, lesen die Depesche und — verstehen sie nicht. Oder gibt es wirklich einen Wiener Leser, der weiß, was Wabash Preferred und Chesapeake sind, und sich dafür interessiert, wie sie Tags zuvor in New-York notiert waren? Gleichviel, man sieht doch, daß die ‚Neue Freie Presse' keine Mühe scheut, um »etwas zu bieten«, und man wird mit Freuden erfahren, daß sie sich die Reform des Wirtschaftstheils volle 3000 Gulden jährlich kosten läßt. Als nämlich just die ‚Zeit' im Werden war, offerierte eines Tags der Wiener Vertreter

Digitized by Google

der »Commercial Telegramm Co. Ltd.« Herrn Wilhelm Singer vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' eine Anzahl von amerikanischen Cursen, die sich die »Commercial« ohnedies für London und Berlin kabeln lassen muß, zu einem sehr billigen Preise, gleichsam als »Occasion« oder auf deutsch gesagt: als »Mezzie«. Herr Singer nahm die Curse, und alsbald wurde der Agent zu Herrn Benedikt berufen, der sie ebenfalls haben wollte. Darauf ließ sich Wilhelm Singer ein Stück Amerika zugeben; sogleich telephonierte der Economist an die »Commercial« und verlangte wüthend dasselbe Stück, unbekümmert — und bei seinem Unverständnis des Warengeschäfts gänzlich ahnungslos —, ob es für österreichische Industrielle und Händler ein Interesse böte. Aber Isi Singer darf sich jetzt rühmen, daß er sich mit Wilhelm Singers Unterstützung um die Reichhaltigkeit des Wirtschaftstheiles der ‚Neuen Freien Presse' die größten Verdienste erworben hat. Und schließlich kann die ‚Zeit' mit Stolz auf einen vollen Erfolg hinweisen, den ihr die gesammte Börsenwelt zu verdanken hat: sie hat uns endlich die Reform des Curszettels gebracht. Selbstverständlich nicht die Abschaffung der für den »Schnitt« unerlässlichen Geld- und Ware-Notierung. Aber kaum war die ‚Zeit' erschienen, als sich die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' entschloss, den ganzen officiellen Curszettel — der nunmehr zwei Seiten des Blattes füllt — zu veröffentlichen. Und nun geschah das Große, das vordem keine Klagen entrüsteter Börseaner Herrn Benedikt hatten abringen können: Der längst unleserliche Curszettel der ‚Neuen Freien Presse' ward neu gesetzt, mit lesbaren Typen und großen deutlichen Ziffern. Beim Morgenkaffee erfährt jetzt der Börseaner, ohne seine Augen zu verderben, wie die Actien der österreichischen Creditanstalt und der ungarischen Creditbank stehen, und zwischen den Zeilen ist deutlich zu lesen: die ‚Zeit' mußte gegründet werden, denn die Reform des Curszettels war nicht mehr aufzuschieben. . . . Derweilen hat auch der wirtschaftliche Theil der ‚Zeit' manchem eine Ueberraschung gebracht: die nämlich, daß er sich vom Wirtschaftstheil der ‚Neuen Freien Presse' in nichts — außer durch die ungeschicktere Anordnung — unterscheidet. Die Eingeweihten freilich, die außer den vor dem Erscheinen der ‚Zeit' verbreiteten Circularen an die künftigen Leser auch das an die Banken gerichtete kannten, waren nicht zu überraschen. Hatte doch die ‚Zeit' feierlich gelobt, den anticorruptionistischen Unsitten, die mancher Bankdirector an der Wochenschrift gerügt hatte, zu entsagen. »Müssen die Aufgaben der Wochenschrift«, so hieß es in dem Circular an die Banken, »wesentlich kritischer Natur sein, so soll unsere Tageszeitung, wie auf allen Gebieten, so insbesonders auf dem volkswirtschaftlichen, vorwiegend positiv wirken« . . . »Um uns dieser schwierigen Aufgabe gleich vom Anfang an erfolgreich widmen zu können, bedürfen wir Ihrer freundlichen Unterstützung, die wir hiemit für jetzt und für die Zukunft erbitten.« Es ist also ausgemacht: Das Tagblatt ‚Die Zeit' wird positiv wirken, mit Unterstützung der Banken. Aber die Wochenschrift ‚Die Zeit' bleibt kritisch und, wie nachdrücklich versichert wird, gänzlich selbständig. Und diese Selbständigkeit wurde auch allsogleich

Digitized by Google

den Banken gegenüber bewiesen: Sie müssen die Inserate, die sie bereits dem Tagblatt gaben, der selbständigen Wochenschrift nochmals geben.

Arzt. In einem Nachruf, den die ‚Neue Freie Presse' dem kürzlich verstorbenen Primarius Dr. Hermann am 13. October widmete, heißt es: »Einige originelle Anschauungen, insbesonders seine Streitschriften gegen ein Medicament, welches zu den heilkräftigsten des Arzneischatzes gehört, haben ihm zahlreiche wissenschaftliche Gegner gebracht.« Ja, was ist denn das für ein Medicament? Und gegen welche Krankheit wird es denn angewendet? Daß doch die alte Corruptionsvettel noch immer schämig thut, wenn es gilt, das Wort »Syphilis« oder auch nur das Wort »Quecksilber« auszusprechen! Aber gleich darauf erzählt sie frisch von der Leber weg, der verstorbene Arzt habe einmal geschrieben, es berühre ihn schmerzlich, daß er »ein Erwachen des mittelalterlichen Rassenkampfes habe erleben müssen, diese schwarze Pest, welche alle menschlichen Gefühle ertödte, das Rechtsbewusstsein im Volke vernichte . . .« Nein, von der »schwarzen Pest« zu sprechen, schämt sich die ‚Neue Freie Presse' noch immer nicht. Aber sie mag es nur glauben: Die Syphilis ist gefährlicher als der Antisemitismus, und wenn man jene Seuche durch Verschweigen, diese durch fortwährendes »Besprechen« zu heilen sucht, so greifen beide nur desto mehr um sich.

Chronist. »Wieder Einer!« So begann am 26. October stimmungsvoll ein Artikel der ‚Neuen Freien Presse'. Wem mochte in einem Börsenblatte das Hohnwort gelten, das in der ‚Arbeiter-Zeitung' die »Schweinepfaffen« und in der christlichsocialen Presse defraudierende Socialdemokraten stigmatisiert? Mit Befremden las man über dem Artikel den Namen Leo Reinisch und zerbrach sich den Kopf darüber, was der greise Egyptiologe denn eigentlich dem Börsenwöchner angethan habe. Aber Professor Leo Reinisch hat nichts verbrochen, als daß er siebzig Jahre alt ward. Und darum — »wieder Einer«! Ob jemand Siebzig wird oder etwa Neunundsechzig, das ist — die Feier des neunundsechzigjährigen Saar hat's soeben bewiesen — sicherlich eine höchst gleichgiltige Sache, und den Leuten, die sich als Versteher und Gönner eines bedeutenden Mannes der Oeffentlichkeit aufdrängen wollen, fehlt auch sonst niemals die Gelegenheit. Bei einem Universitätslehrer mag immerhin der siebzigste Geburtstag trübe Gedanken wecken: über die Thorheit der Altersgrenze, die uns noch mehr als die Landesgrenze vom geistigen Leben Deutschlands abschließt, weil kein zu höheren Jahren und zur Höhe des wissenschaftlichen Wirkens gelangter Gelehrter einem Rufe nach Oesterreich folgt, wo ihm binnen kurzem die Pensionierung gewiß ist. Jetzt ist auch Leo Reinisch, siebzig alt, in Pension gegangen: »Wieder Einer!« Aber das Wort wird den fatalen Nebensinn nicht mehr los, und es wäre besser für eine andere Gelegenheit zu reservieren gewesen, die sich demnächst darbieten wird: in diesem Universitätsjahr vollendet auch Isidor Neumann, der Syphilitologe, das siebzigste Lebensjahr . . .

Digitized by Google

Socialdemokrat. Am 31. October erzählte der Gerichtssaalberichterstatter der ‚Arbeiter-Zeitung' von einem Knaben, »der bei seiner Mutter, einer armen, aber anständigen Frau, wohnt«. Wie doch ein einziges Wörtchen eine ganze Weltanschauung über den Haufen werfen kann! Eine arme, aber anständige Frau! Ja, die Redacteure der ‚Arbeiter-Zeitung' sind eben zuerst Journalisten und dann erst Socialdemokraten. Dieses merkwürdige »aber«, das jedenfalls besser als in ein Proletarierblatt in die ‚Neue Freie Presse' und die ‚Zeit' passte! Deren Leser wiederum wären zweifellos entrüstet, wenn ihnen — mit einem alten mot — berichtet würde, jemand sei der Sohn »armer, obgleich jüdischer Eltern«.

Leser. Die Steyrermühl-Leute lehnen sich gegen die »Concordia« auf, sind aber auch untereinander uneinig. Herr Pötzl lässt keine Gelegenheit vorübergehn, ohne Herrn Bahr anzuulken, und kürzlich hat auch Herr Max Kalbeck gegen seinen Collegen vom Theatertheil polemisiert. Es freute mich, zu sehen, daß er sich dabei nicht nur der Argumente, sondern auch der Witze der ‚Fackel' bediente. Am 26. October war nämlich in einem Feuilleton des Herrn Kalbeck über eine Burgtheaternovität, in der ein Baumeister eine Rolle spielt, der folgende Satz zu lesen: »Wird er dem romanischen oder gothischen Dome vielleicht die secessionistische Spitze bieten, ... kurz, die ganze Kirche den St. Veitstanz urmoderner Originalitätssucht mitmachen lassen?«

Schmock. »‚Leben und Ehre'«, so schreibt mir ein Leser, »ist eine 27 Zeilen lange Notiz der ‚Reichswehr' vom 8. October, die übrigens auch in anderen Blättern erschienen sein soll, betitelt. Es wird da berichtet, daß ‚der eifrige Antialkohol-Apostel Kens'it' bei einem Raufhandel in London lebensgefährlich verletzt wurde. Schmock findet einen großen Widerspruch zwischen ‚Leben und Ehre'. ‚Dem Wasser und der Mäßigkeit vom Herzen ergeben, hat er (Kensit) wohl gehofft, dereinst in den Armen einer alkoholfreien Gattin zu sterben. Es wird nicht berichtet, wie der Unglückliche dazu kam, an einem Raufhandel mitzuwirken'; aber — ‚wir zweifeln nicht daran, daß Herr Kensit heute noch ohne Beschwerden leben würde, wenn er seinem Gläschen täglich treu geblieben wäre'. Also endlich ein Mann, der nicht von Zweifeln geplagt wird! Eigentlich müssen die Antialkoholiker sehr zufrieden sein, wenn man von ihnen voraussetzt, daß sie nicht nur selbst nie raufen, sondern durch die von ihnen ausstrahlende Mäßigung auch Andere vom Raufen abhalten. Ich würde Schmock diese Auffassung gern unentgeltlich zur Verfügung stellen, für den Fall nämlich, daß er sich einmal nicht um Bierbrauer und Consorten, sondern um Mattoni verdient zu machen sucht. Leider erfahren wir aber aus anderen Berichten, daß Kensit ein Antiritualist war, ein Mann, der gegen die Reste von katholischem Ritus in der anglikanischen Kirche ankämpfte und bei einem Attentat tödlich verletzt wurde. Schmock hat also nur Ritus und Spiritus verwechselt. Oder Antialtkatholiker und Antialkoholiker? Aber 27 Zeilen wurden honoriert, bezw. unentgeltlich abgedruckt, und Geist wurde gesprüht für mindestens 1 Krone 50.«

Digitized by Google

Dialektforscher. »Also gar nichts soll sein?« ließ neulich Herr Lothar-Thomas die Geistinger fragen. Der Leitartikler des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ließ den Sir Horace Rumbold fragen: »Wie denn stehen wir heute thatsächlich mit den Großmächten des Continents?« »Woso?« fragte der Sportredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt', als er von übertriebenen Gerüchten über Automobilunfälle erfuhr.

Hausfrau. Sie haben sich also bei der Wahl zwischen ‚Neuer Freier Presse' und ‚Zeit' endgiltig für das neue Blatt entschieden. »Das Format«, versichern Sie, »ist größer, das Papier stärker. Also kann man die ‚Zeit' viel besser zum Einpacken verwenden als die ‚Neue Freie Presse'.«

Habitué. Von den Melodien der neuen Carltheateroperette (»Der liebe Schatz« von Heinrich Reinhardt) weiß der Kritiker der ‚Neuen Freien Presse' am 31. October begeistert zu erzählen: »Leichtbeschwingt schmeicheln und stehlen sie sich selbst in widerspenstige, widerwillige Ohren« . . .

»Koko II.« und anderen Fragern. An die Reihe der in dem Aufsatz »Der Staatsanwalt und die Hundspeitsche« enthaltenen sachlichen Mittheilungen wäre jetzt noch die eine zu fügen, daß der Mann, dessen Handeln ich trotz meinem Freunde Kleeborn und in Uebereinstimmung mit besseren Criminalisten als Erpressung empfinde und nach österreichischem Strafrecht als solche beurtheile, ein paar Stunden nach dem Erscheinen der Nr. 119 der ‚Fackel' den angedrohten Ueberfall auf meine Person thatsächlich versucht hat; ob aus Kränkung darüber, daß ich in der Behandlung der ganzen Affaire seinen Namen nicht genannt hatte, weiß ich nicht. Er wurde von Augenzeugen der Scene, die sich rechtzeitig zwischen ihn und mich gestellt hatten, an der Ausführung des Vorhabens gehindert und mußte, bloß halb mit Ruhm bedeckt, in den Kreis der auf eine »Revanche« versessenen Auftraggeber zurückkehren. »Impetus interruptus« — sagt der Arzt, der die Hemmungen krankhaften Ehrgeizes beobachtet. Wird die polizeiliche Intervention, die ich anrief, die Wollust der Kaffeehausattaque zu ertödten imstande sein? Der Mann beruft sich mit Recht darauf, daß der Ueberfall, dessen endliche Durchführung für ihn mit Rücksicht auf die Carrière wichtig ist, behördlich autorisiert sei. Es ist ja wahr, daß der Oberstaatsanwalt, bei dem ich mich über Herrn v. Kleeborn beschwerte, »sich zu einer weiteren Verfügung nicht veranlasst gesehen hat«. Ich weiß natürlich nicht, ob er ihm vielleicht in camera caritatis eine bessere Auffassung des § 98 b ans Herz gelegt hat und bloß nach außen hin die seit Kürnberger berühmte österreichisch-amtliche Weltanschauung »Justament nöt!« bethätigen mußte. So bleibt's denn jedenfalls dabei, daß gegen die Drohung in Permanenz, die den Bedrohten — und hätte er Herkuleskräfte — zu fortwährender nervenquälender Wachsamkeit zwingt, dieweil er im Kaffeehause der Lectüre des ‚Neuen Wiener Journal' obliegen muß, wohl das Gesetz, aber nicht der Staatsanwalt Schutz bietet. Am 29. October wandte ich mich an die Sicherheitsbehörde, die ja dazu da ist, angedrohte Behelligungen in öffentlichen Localen hintanzuhalten. Man denke nur: ich bei Herrn kaiser-

Digitized by Google

lichem Rath Stukart! »Karl Kraus persönlich«, höhnte der Coulissenplauderer, »erschien in dem Hause, dessen Functionäre er stets in der verleumderischesten Weise besudelt hat«. Aber ich trage wirklich nicht Schuld daran, daß Herr Stukart Chef des Sicherheitsbureaus ist, und ich bin objectiv genug, ihm die Angriffe der ‚Fackel' nicht nachzutragen, wenn es gilt, mir den dem Staatsbürger gebührenden Schutz zu erwirken. Ich werde wohl auch, wenn bei mir ein Feuer ausbricht, ungeniert die Feuerwehr avisieren, ohne bei dem Gedanken zu erröthen, daß ich vierzehn Tage zuvor ihre Functionäre angegriffen habe. Es ist eine entschieden östliche Auffassung, die ein Dankbarkeitsverhältnis zwischen der Behörde und dem Privatmann annimmt und, da von einer Trübung meiner Unbefangenheit nicht die Rede sein kann, einem Beamten zumuthet, daß er dort nicht mit voller Objectivität seines Amtes walte, wo es einen publicistischen Gegner zu schützen gilt . . . Und nun wäre noch Ihre Frage zu erledigen, was ich »gegen den Artikel« — jeder Unterlassung des Herrn v. Kleeborn folgt jetzt eine »That« im ‚Neuen Wiener Journal' auf dem Fuße — »zu unternehmen gedenke«. Nun, ich bin noch immer nicht unternehmend. Noch immer halte ich mich nicht für moralisch verpflichtet, einen Schwurgerichtsprocess anzustrengen, der in acht Monaten zur Verhandlung kommt und bis zur Verurtheilung des Angeklagten vielleicht drei Wochen hindurch all den Wiener Lumpen, die mich wegen meiner bestimmt formulierten Vorwürfe nicht geklagt haben, das Vergnügen verschafft, als »Zeugen« darüber auszusagen, daß ich sie »verleumdet« habe. Denn es soll ja doch bewiesen werden, daß ich »ein gewerbsmäßiger Verleumder« und ein »gewohnheitsmäßiger Ehrabschneider« bin. Aergeres wird mir nicht nachgesagt; die »bestimmten unehrenhaften Handlungen«, deren Vorwurf ich sofort anklagen würde und anklagen müßte, sind bis heute den Lesern des ‚Neuen Wiener Journal' vorenthalten. Ich sagte in Nr. 119, daß ich mir leider aus Mangel an Zeit nicht den Luxus gestatten könne, mich von allgemeinen Schmähungen getroffen zu fühlen, und als Publicist zum Schutze meiner Ehre mich mit dem § 488 behelfen müsse. Da rief der Beauftragte des Herrn Lippowitz, der wohl schon von der Zeit, da er für Ehrenfeld's ‚Gesellschaft' und die ‚Pschütt-Caricaturen' gearbeitet, sich als Ethiker fühlt, er werde mir im Gerichtssaal die unehrenhaften Handlungen beweisen, wenn ich ihn klage. Ja, aber worauf soll ich denn dann klagen? Der sicherste Weg, mich vor die Geschwornen zu bringen, wäre doch, die unehrenhaften Handlungen vorher bekannt zu machen. Es ist jammerschade, daß ihre Kenntnis dem Leser vorenthalten bleibt, der sich immer wieder damit begnügen muß, zu erfahren, daß ich ein »Ehrabschneider« bin. Und bin ich's denn nicht im Grunde? Habe ich nicht hundert inwendig Geflickten die Ehre, mit der sie Exhibitionismus trieben, wie ein erkauftes Ordensband abgeschnitten? Aber das jetzt in allen Erpresserblättern verkündete Dogma, ich wagte mich nicht vor die Geschwornen, ist zu albern. Als verantwortlicher Redacteur der ‚Fackel' muß ich täglich darauf gefasst sein, von ihnen geklagt zu werden, und als Kläger

Digitized by Google

werde ich nächstens einen Herrn vor ihr Forum bringen, [illegible] des Wahnwitzes beschuldigt hat, den Ritualmordglauben, [illegible] speculativen Gründen, in der ‚Fackel' zu vertheidigen. [illegible] ich seinerzeit dem Besitzer einer colorierten Pestbeule, dem [illegible] Spitzer gegenübergetreten, der behauptet hatte, ich hätte [illegible] Veröffentlichung des Schöffel-Briefes in Nr. 81 einen »groben [illegible] missbrauch« begangen. All dies sind und waren bestimmt [illegible] Anwürfe, gegen die ich, sollten meine Leser sie nicht für [illegible] halten, gerichtliche Schritte thun mußte. Hier war und ist [illegible] heitsbeweis eng umgrenzt, hier muß ich nicht riskieren, [illegible] uferlose Verhandlung Zeit, Geld und Nervenkraft zu vergeuden [illegible] gegen den schimpfenden Reporter des ‚Neuen Wiener Jour[illegible] Riesenapparat des Schwurgerichtsverfahrens in Bewegung gesetzt [illegible] verlangt nicht meine Ehre, sondern sein Wunsch nach Reclame, [illegible] werde ich enttäuschen, indem ich die in dem Artikel enthaltenen [illegible] Schimpfworte zur Statuierung eines Exempels der Competenz des [illegible] gerichtes überweise. Auf allgemeine Schmähungen, die nur [illegible] schwornen judiciert werden könnten, reagiere ich nicht; sie [illegible] mich nicht, sondern überraschen mich durch ihre Milde, die [illegible] immer eingebildet habe, in den Augen der von mir bekämpften [illegible] naille etwas viel Schlimmeres zu sein als ein einfacher »Ehrabs[illegible] der heute ja bereits jeder hergelaufene politische Führer [illegible] Die unwahren Thatsachen nicht ehrenrührigen Inhalts, die in [illegible] enthalten waren, habe ich auf Grund des § 19 berichtigt. [illegible] Thatsachen ehrenrührigen Inhalts wurden nicht behauptet. [illegible] noch immer auf die Enthüllung, daß ich von der Länderbank, [illegible] Herrn Taussig oder doch wenigstens von den Christlichsocialen [illegible] bin. Ist sie erfolgt, dann bin ich — Herr Lippowitz soll [illegible] haben, es dahin zu bringen — »in Wien unmöglich«. In [illegible] Pressbann unterworfenen Kreisen bin ich's ja längst, und daß [illegible] anständigen Leute — also wirklich sehr wenige — zu mir halten, [illegible] ich nur zu oft schaudernd erkennen müssen. Gelingt es jetzt den [illegible], die mir so oft meine Unbestechlichkeit vorgeworfen, mich [illegible] der Corruption zu überführen, dann ist's aus und ich bin »un[illegible] dann übersiedle ich nach Leipzig oder Hamburg, wo Herr [illegible] gewirkt hat, bevor er in Wien möglich wurde.

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit [illegible] abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung [illegible] ersucht, den der Nr. 118 beigelegten Erlagschein zu benützen.

Die Adresse des Verlages der ‚Fackel' lautet [illegible] an nicht mehr III. Hetzgasse 4, sondern

IV. Schwindgasse 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße.

Digitized by Google

Erschienen am 19. November 1902 · IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

ARL KRAUS.

rscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

gewerbsmäßigen Vertrieben verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

rlag „DIE FACKEL", IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und
Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7·—
" "	18	" "	" 3·50
" das Deutsche Reich,	36	" "	M. 7·—
" " " "	18	" "	" 3·50
" die Länder d. Weltpostver.	36	Nummern, portofrei	" 8·—
" " " "	18	" "	" 4·—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, wobei der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post

oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 887.884.

Communistischer Verlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 121 WIEN, MITTE NOVEMBER 1902 IV. JAHR

Gefesselt wurde — so wehklagt es im österreichischen Blätterwald — ein Journalist in Deutschland über den offenen Marktplatz geführt. Traurige Zustände, gewiss. Aber lange nicht so traurig, wie wenn ein Journalist den Staatsanwalt gefesselt über den Marktplatz führt!

* * *

Die Abg. Breiter und Genossen interpellieren den Minister-Präsidenten:

»Am 18. December v. J. und am 6. März d. J. richtete ich an den Minister-Präsidenten zwei Interpellationen bezüglich des ‚scandalösen Gebahrens des persischen Gesandten am Wiener Hofe Neriman Khan' und forderte dessen Entfernung. Am 19. Mai hat der Herr Minister-Präsident meine Interpellationen beantwortet und zu meiner nicht geringen Ueberraschung Neriman in Schutz genommen und zwar: betreffs des persischen Textilmonopols wollte der Herr Minister-Präsident Neriman reinwaschen, indem er die Schuld auf einen Oesterreicher, den persischen Sectionschef in Disponibilität, Kolischer, zu schieben versuchte .... Die Erklärung des Herrn Minister-Präsidenten betreffs des dem Neriman von mir zur Last gelegten Ordens- und Titelschachers, wonach man Nerimans Verhalten nicht für uncorrect bezeichnen könne, ist ganz unbegreiflich, da, abgesehen von sonstigem Material, in dem von der Witwe Schoßberger gegen Neriman beim Obersthofmarschallamte angestrengten Processe Nerimans eigenes Geständnis vorliegt, mit Schoßberger einen Vertrag geschlossen zu haben, in welchem er sich verpflichtet hatte, letzterem gegen Zahlung von 130.000 fl. die österreichische Baronie und den Orden der Eisernen Krone 2. Classe zu verschaffen. Die Haltung des k. k. Ministeriums des Aeußern, welches gleichzeitig Ministerium des kaiserlichen Hauses ist und das durch das ungestrafte Treiben eines

Digitized by Google

derartigen Individuums den Wiener Hof und die Regierung vor der ganzen Welt compromittieren lässt, ist umso unerklärlicher, als gelegentlich der Beschwerdeführung Kolischers gegen Neriman, dessen letzteren Verhalten in Sachen des Textilmonopols von den maßgebenden österreichischen Autoritäten als den österreichischen Interessen feindlich bezeichnet worden sei, Neriman Khan den gerichtsordnungsmäßig gemachten Vorwurf eines Erpressungsversuches ohne Protest auf sich sitzen ließ, und die sein Verhalten in dieser Angelegenheit bezeugenden hohen Functionäre des österreichischen Handelsministeriums und des Niederösterreichischen Gewerbevereins aufs Gröbste beschimpfte, wovon das Ministerium des Aeußern amtlich Kenntnis erhalten hat. Ueberdies erfahre ich, daß das Ministerium des Aeußern erklärt haben soll, über die amtlichen Versicherungen des früheren k. u. k. Gesandten zu Teheran, v. Eperjesy, und des jetzigen, Baron Hammerstein, hinwegzugehen und lediglich den diese beiden Gesandten dementierenden Mittheilungen Neriman Khans Glauben schenken zu wollen, wozu ich speciell hervorhebe, daß einer dieser beiden k. u. k. Gesandten, welche man von einem Neriman Khan ungestraft der Lüge zeihen lässt, nämlich Baron Hammerstein, auch dem k. u. k. Officierscorps als Rittmeister, übercomplet im 6. Husaren-Regimente angehört. Wir besitzen für all dies den documentarischen Nachweis, und wenn nicht Gerechtigkeit geschaffen wird, so wären wir genöthigt, die Angelegenheit in anderer Form hier im Hause zur Sprache zu bringen und das Documentenmaterial zu verlesen. Die Unterzeichneten stellen daher folgende Anfragen: Ist der Herr Minister-Präsident geneigt, gemeinschaftlich mit uns das von uns angebotene Beweismaterial zu prüfen und nach Richtigbefund unserer Anschuldigungen 1. Von der persischen Regierung die sofortige Abberufung Neriman Khans und Genugthuung für dessen scandalöses Treiben verlangen zu lassen. 2. Jene Functionäre zur Verantwortung zu ziehen, welche die falschen Auskünfte gaben, die der irrigen Interpellationsbeantwortung vom 1. März zugrunde lagen und Nerimans verbrecherisches Treiben vertuschen sollen. 3. Dafür zu sorgen, daß auch in dieser Angelegenheit die in seiner Antrittsrede als Justizminister proclamierten Grundsätze des gleichen Rechtes für Alle und der Unstatthaftigkeit der Rechtsbeugung zur Geltung kommen?

Fern aller Sympathie für Herrn Breiter, der neulich seine Immunität zur Beschimpfung eines Officiers und zur Verweigerung der Genugthuung benützt hat, jetzt aber für die Officiersehre besorgt ist, hielt ich mich doch für verpflichtet, die voranstehende Interpellation der Vergessenheit des Reichsrathsprotocolls zu entreißen. Ob ihre Anwürfe be-

Digitized by Google

rechtigt sind, darüber wird Herr v. Koerber endlich Klarheit schaffen müssen; gewiss ist sie gleich dem kürzlich in Prag verhandelten Process geeignet, die Mysterien zu erhellen, die in Oesterreich-Ungarn das Ordens- und Adelsmachergeschäft umgeben. Wenn sich die Herren im Parlament in den Ruhepausen ihrer Pöbelhaftigkeit nicht bloß um die Machenschaften zwischen einem persischen Gesandten und einem ungarischen Börseaner, sondern auch darum kümmern möchten, wie in Oesterreich unter dem Regime Koerber Nobilitierungen und Ordensverleihungen vollzogen werden, so wäre dies freilich noch vernünftiger. Vielleicht interessieren sich diese berufsmäßig neugierigen Herren, deren Interpellationen die prononciert liberale Regierung immer wieder mit einer Frage beantwortet, dafür, welchen Zwecken die ermäßigten Taxen zugeführt werden, für die neuestens das Wörtchen »von« in Oesterreich zu haben ist, ob sie zur Erbauung von Spitälern oder zur Bestechung von Journalisten verwendet werden, ob Herr v. Koerber aus eigener Kenntnis der Wiener Gesellschaftsverhältnisse die Ernennungen und Verleihungen befürwortet oder ob ihm dabei Herr Jacob Herzog von der ‚Montagsrevue' behiflich ist. Der in den ‚Fliegenden Blättern' längst veraltete Humor des Parvenuthums beginnt sich in der österreichischen Wirklichkeit in unerträglicher Weise breit zu machen. Einem für 100.000 Gulden geadelten Handelsmann wurde, da er eine Woche nach der Nobilitierung starb, das Todtenzimmer mit Emblemen ausstaffiert. Ein Herr Redlich wurde — man weiß nicht, unter welchem Vorwand — von Herrn Koerber dem Adelsstand aufgedrängt und schenkte den Freunden seines Hauses als bleibende Erinnerung Billets, auf die er sein Wappen malen ließ; ein Opfer der Regierung Koerber, fällt er den Leuten mit der Frage ins Haus, ob sie schon wüssten, daß Se. Majestät geruht habe u. s. w. Er fühlt die Verpflichtung, sich »politisch« zu bethätigen, sendet an ein feudales

Digitized by Google

Blatt eine Zuschrift, worin er als die einzige Lösung der Sprachenfrage das Mittel empfiehlt, daß alle Oesterreicher verhalten werden, Französisch zu lernen, und ist so felsenfest überzeugt, daß er jetzt blaues Blut in den Adern habe, daß er bei dem geringsten Zweifel sofort »aus dem Palais« geräth. Was fällt nur Herrn v. Koerber ein? Ein munteres Lebemännlein keucht neuestens unter der schweren Bürde des »kaiserlichen Raths«-Titels dahin, und auch an zahlreichen anderen Personen zeigen sich die Verheerungen, die das neuliberale Regime angerichtet ... Nun muß ich geradewegs bekennen, daß ich selbst es für das vernünftigste Princip halte, wenn der Staat die Auszeichnungen, die er zu vergeben hat, verkauft. Aber die Steuer, die der menschlichen Eitelkeit auferlegt wird, müßte zur Unterstützung wohlthätiger Bestrebungen und nicht ausschließlich zur Stärkung des Reptilienfonds verwendet werden. Der Vorgang müßte eben der folgende sein: Herr X. spendet nicht mehr 100.000 Gulden für secrete Zwecke, über die die Regierung nicht Rechenschaft geben muß, und wird nicht mehr unter Hinweis auf sagenhafte Verdienste zum Ritter geschlagen, sondern Herr X. verpflichtet sich, zur Errichtung einer Heilstätte für Tuberculose 100.000 Gulden zu spenden, und wird in öffentlicher Anerkennung dieses wirklichen Verdienstes ausgezeichnet. Titel und Orden würden, wenn ein Minister den Muth zu solcher Neuerung hätte, weder im Werthe noch im Preise sinken, aber gemeinnützigen Absichten wäre die großmütigste Förderung gesichert. Bei uns freilich adelt man lieber die Protzen, um die Schmöcke besser bestechen zu können ... Was den Fall des persischen Gesandten betrifft, der ein Termingeschäft in österreichischer Baronie entrieren wollte, so bin ich bereit, den interpellierenden Abgeordneten, denen »die Haltung des k. k. Ministeriums des Aeußern unerklärlich« ist, an Stelle des Herrn v. Koerber, der's wohl nicht gern thun wird, die Haltung des Ministeriums des

Aeußern zu erklären: Sectionschef des Grafen Goluchowski ist Herr Alexander Ritter von Suzzara. Neriman's, des Adelsvermittlers, Gattin — eine geborne Prinzessin Dadian von Mingrelien — und Suzzara's, des österreichischen Sectionschefs, Gattin sind Schwestern. Somit ist die Sache erledigt und jede weitere Interpellation ein Eingriff ins Privatleben.

* * *

»Wenn behauptet wird, daß die Sicherheitswache animos und voreingenommen vorgegangen wäre, so erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß die Sicherheitswachen, die in diesem Falle engagiert waren, Leute waren, die erst in den Abendstunden in der im IV. Bezirk befindlichen Wachkaserne consigniert worden waren. Es waren Wachen, die um 1 Uhr aus einem 24stündigen Dienst getreten sind, die für die Abendstunden einberufen worden waren und die direct aus der Sicherheitswachkaserne auf den Columbusplatz und von da vor das Arbeiterheim geführt wurden.«

So hat der Polizei-Regierungsrath Brzesovsky in der Debatte des Abgeordnetenhauses gesprochen, nach der die Polizei-Excesse bei der Favoritener Wahl, weil sie durch parlamentarische Schimpfexcesse bereits genügend bestraft sind, wohl ungestraft bleiben müssen. Es sei denn, daß die Strafe jene träfe, die an der — nach der Aussage des Regierungsvertreters nicht mehr zu bezweifelnden — Animosität und Voreingenommenheit der Sicherheitswachen, welche den Hausfrieden des Arbeiterheims brachen, Schuld tragen. Niemals noch hat, wenn etwa in der zwanzigsten Dienststunde des Locomotivführers ein Eisenbahnunglück geschah, der socialpolitische Muth unserer Gerichte gewagt, den Eisenbahnbetriebsdirector auf

Digitized by Google

die Anklagebank zu setzen; aber ihre socialpolitische Einsicht hat jedesmal, wenn sie sich zum Freispruch des Locomotivführers aufschwang, über den Director das Urtheil — ein logisches statt des judiciellen — gefällt. Und diesmal sollten — nach dem Wunsch einer Partei, die sich social und demokratisch nennt — statt ihrer Vorgesetzten die Wachleute verurtheilt werden, die, weil sie um 1 Uhr mittags aus 24stündigem aufregendem Dienste traten und drei bis vier Stunden später zu aufregenderem Dienste wieder einberufen wurden, aufgeregt, aufgereizt und, in der eigenen Ordnung — jener der körperlichen Functionen — gestört, gefährlich für die öffentliche Ordnung sein mußten? Der Regierungsrath Brzesovsky hat die excedierenden Wachleute entschuldigt: denn er hat ihre Vorgesetzten angeklagt. An dem Thatbestand war nicht zu rütteln: daß die Sicherheitswachen excediert haben. Aber der Anklage, die sich auf diesen Thatbestand gründet, war das richtige Ziel gewiesen, als bewiesen war, daß die Wachleute excedieren mußten. Der Störung der öffentlichen Ordnung haben sich die Beamten schuldig gemacht, die, um sie zu schützen, auf die Volksmasse eine Rotte von Schlaftrunkenen losließen, die bald, im verzweifelten Bemühen, durch Alkohol die Lebensgeister aufzustacheln, auch biertrunken waren.

Die Vorgesetzten unseres Sicherheitswachcorps haben triftige Gründe zur Milderung des Schuldurtheils, wenn nicht zum Freispruch. Zu einer mit der öffentlichen Sicherheit unvereinbaren Ausbeutung der Kräfte ihrer Beschützer zwingt die geringe Zahl der Sicherheitswachen. So hätten denn alle Socialen zuvörderst die Vermehrung der Sicherheitswachen zu verlangen. Aber es muß endlich auch ausgesprochen werden, was seit langem alle Kenner unserer Polizeizustände sich eingestehen: daß nicht bloß die Zahl der Sicherheitswachen unzureichend, sondern die ganze Organisation verfehlt ist. Die Uniform, in die man

Digitized by Google

Wiener Vorstadthausmeister steckt, macht sie nicht tauglich, behördliche Organe zu sein, und man braucht nicht zu den fernsten Grenzen des Stadtgebiets zu wandern, sondern nur nächtens, durch die Straßen der Inneren Stadt schlendernd, den Verhandlungen zu horchen, in denen der Austausch polizeilicher Gunst gegen die kostenlose Liebesgunst der Prostituierten festgesetzt wird, damit man von polizeilichen Uebergriffen erzählen könne. Vergebens bleibt das Bemühen, durch militärische Aeußerlichkeiten dem civilen Körper der Sicherheitswache den militärischen Geist der Pflicht aufzupropfen. Die öffentliche Sicherheit gegen die ärgste Gefahr zu schützen, die ihr heute droht, gegen die Gefährdung durch ihre Hüter, gibt es nur ein Mittel: Man ersetze die Sicherheitswache durch eine militärische Truppe. Man schaffe eine Wiener Stadtgendarmerie!

†

* *

Die neunjährige Schulpflicht.

Ein Bürgerschullehrer schreibt mir:

Die modernste der papierenen Phrasen in unserem öffentlichen Leben ist die Forderung der neunjährigen Schulpflicht. Auf dem St. Pöltener Lehrertag ist sie freilich nur schüchtern — bloß als Zukunftsforderung — erhoben worden. Aber schon hat die Phrase die Geister zu scheiden begonnen: die »freisinnigen«, die die neunjährige Schulpflicht, weil sie zu theuer wäre, noch nicht zu verlangen wagen, und die »reactionären«, die sie aus dem gleichen Grunde bereits heftig bekämpfen und dafür die siebenjährige Schulpflicht zur Parole machen.

Bevor man, auf dem Boden realer Wirklichkeit stehend, sich für die eine oder die andere Phrase entscheidet, lohnt es wohl die Mühe, zu untersuchen, eine wievieljährige Schulpflicht wir eigentlich heute in Oesterreich haben. Der gebildete Ignorant wird freilich ein derartiges Unterfangen von der stolzen Höhe seines Zeitungswissens herab belächeln. In seinem Leibblatte hat er es ja oft gelesen,

in Versammlungen und bei Festreden oft gehört, daß das Reichsvolksschulgesetz — die »Perle der österreichischen Gesetze« lautet die officielle Benennung — die achtjährige Schulpflicht vorschreibt, und er, der dies Gesetz nie gelesen, plappert nach, was ihm vorgeschnattert wurde. Aber die Perle der österreichischen Gesetze enthält diese Bestimmung gar nicht, sondern der bezügliche Passus des Reichsvolksschulgesetzes lautet: »Die Schulpflicht dauert vom vollendeten sechsten bis zum vollendeten vierzehnten Jahre.« Der an den Brüsten voraussetzungsloser Bildung Gesäugte wird ob solcher Widerlegung seiner Meinung wieder nur ein verächtliches Lächeln seine Lippen umspielen lassen. Er weiß, daß 6 + 8 = 14 ist, daher schwört er auch auf die achtjährige Schulpflicht. In der Praxis freilich können die weitaus meisten Kinder nicht mit dem vollendeten sechsten Jahre ihrer Schulpflicht zu obliegen beginnen; aber die weitaus meisten Kinder endigen, da dies gesetzlich gestattet ist, mit dem vollendeten vierzehnten Jahre den Schulbesuch.

»Eintreten« kann man bei uns in Oesterreich nur an bestimmten Tagen — in Wien am 15. September —, denn eine tägliche Schüleraufnahme wäre ein Unding. So segensreiche Wirkungen nun auch das Schulgesetz hatte, so weit reichen diese doch noch nicht, daß es imstande gewesen wäre, den Hebemüttern nur am 15. September jeden Jahres Beschäftigung zu geben und sie für die übrige Zeit zu Nichtsthuerinnen, die auf Fehlgeburten lauern, zu verurtheilen. In reichsdeutschen Stadtschulen eröffnet man die Parallelclassen zweimal des Jahres, zu Ostern und zu Michaeli, lässt aber die Kinder auch nur zu diesen Zeiten austreten. Dort mag es annähernd eine achtjährige Schulpflicht geben, bei uns nicht. Unsere Kinder besuchen in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Schule nur sieben bis höchstens acht Jahre. Das heißt, sie sollen sie solange besuchen; ob sie's thun, ist eine andere Frage, denn Schulpflicht ist nicht Unterrichtszwang. Pflicht und Zwang ist zweierlei. Auch der Journalist und der Politiker haben ihre Pflichten, vor allem die, wahr zu sein. Aber so lange sie zur Erfüllung dieser Pflicht nicht durch einen Zwang angehalten werden können, ziehen sie mit wenigen Ausnahmen die fette Lüge der mageren Wahrheit vor. Eine Schulpflicht ohne Unterrichtszwang bedeutet für viele Kinder eigentlich nur ein Führen ihrer

Namen auf dem geduldigen Papiere der Kataloge, und die neunjährige Schulpflicht sollten daher in erster Linie die Papierinteressenten, die Federnfabrikanten und die Tintenerzeuger begrüßen.

Unsere achtjährige Schulpflicht ist aber umsoweniger eine achtjährige, als jede Gemeinde nach einer ihr gesetzlich vorgelegten Musterkarte sich die Art und Weise aussuchen kann, wie sie ihre Kinder in den beiden letzten Jahren der Schule entziehen will: Halbtagsunterricht auf diesen Jahresstufen, Unterricht nur im Winter, Unterricht nur an einigen Tagen der Woche in ihren mannigfaltigen Combinationen drücken nebst den eben erörterten Verhältnissen die Schulpflicht in der großen Mehrheit der Fälle tief unter eine siebenjährige herab. Der Schulpflicht wäre ja schließlich auch durch wöchentlich einmal stattfindende Controlversammlungen der Schüler — mit oder ohne Zde-Frage — Genüge geleistet. Manche Arten dieser Schulbesuchserleichterungen — dies ist der officielle Name — heißen auch Schulbesuchsbefreiungen. So zum Beispiel kann jedes Kind, das in der Zeit vom 15. Februar bis zum 15. Juli eines Jahres das vierzehnte Lebensjahr vollendet, bereits am 1. März, und jedes, das in der Zeit vom 15. Juli des einen bis zum 15. Jänner des nächsten Jahres vierzehn Jahre alt wird, in Wien bereits am Ferienbeginne austreten, wenn die Eltern darum ansuchen. Ja selbst an unseren Wiener Bürgerschulen gibt es solche »Erleichterungen«, obwohl das Gesetz klipp und klar ausspricht, daß sie nur an Volksschulen zu finden sein dürfen. Diese Art der Herabdrückung der Schulpflicht geschieht auf so originelle Weise, daß ihr Erfinder gewiss auch »werth eines Kreuzleins wär'«.

Die dabei in Behandlung genommenen Kinder werden nämlich an jene Volksschule rückversetzt, die sie ehedem besuchten. Nicht vielleicht wirklich, denn sie sehen diese Schule nur von außen, wenn sie zufällig vorübergehen, sie wohnen dort keine Minute dem Unterrichte bei, sie gehen vielmehr bis zur Erledigung ihres Gesuches, das die Eltern einzubringen haben, ruhig in die Bürgerschule, aber auf dem Papiere sind sie Volksschüler geworden. Und die Volksschule erhält nun eines Tages den behördlichen Auftrag, für so und so viele ihrer ehemaligen Schüler, die ein, zwei oder zweieinhalb Jahre sie bereits verlassen haben, Zeugnisse zu »ver-

Digitized by Google

fertigen«. Das Wie ist Nebensache. Ein Königreich für ein Entlassungszeugnis! Diese werden dann den Kindern in der Bürgerschule übergeben, dort haben sie den Empfang zu bestätigen, und damit sind sie mit Schulbesuchserleichterung oder Schulbesuchsbefreiung aus der Volksschule entlassen. Und solche gewiss staunenswerth einfache Auslegung des Gesetzes wird nicht etwa weit abseits von der großen Heerstraße, in einem »vom Clericalismus verseuchten« Winkel Oesterreichs, sondern in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien geübt. Sie stammt aus alter Zeit; ihr Erdenker gehörte derselben Partei an, die das Reichsvolksschulgesetz geschaffen und stets so muthvoll vertheidigt hat. Diese Praxis stammt aus einer Zeit, da »die finstere Hand der Reaction noch nicht über Wien grinste«, wie ein freisinniger Führer einst so poetisch sagte.

Die Schule ist aber auch gegen Schulschwänzerei völlig machtlos. Die heute eingeführten Mahnschreiben und Anzeigen führen nur in seltenen Fällen zu einem Ergebnisse. Daran ist nebst manchem andern der schleppende Gang schuld, in dem der heilige Bureaukratius alles erledigt, und vielleicht noch mehr die alte österreichische Eigenthümlichkeit, zwar Gesetze zu besitzen, aber nur selten einen Mann, der sich getraut sie anzuwenden. Es würde zu weit führen, dies näher zu erörtern. Ich beschränke mich nur auf eine Constatierung. In dem Buche: »Die Wiener Schulverwaltung« von Franz Pehm, das nach authentischen Quellen gearbeitet ist, wird das Folgende angegeben: Von den über Eltern verhängten Schulstrafen wurden bezahlt, respective abgesessen: im Jahre 1891 — 19%; 1892 — 16%; 1893 — 15%. Man sieht hieraus, daß es auch einen großen Unterschied zwischen Strafe und Strafvollzug gibt. Neuere Daten werden nicht mehr veröffentlicht. Wahrscheinlich stehen wir heute, da der lächerlich geringe Percentsatz schon vor zehn Jahren von Jahr zu Jahr constant fiel, so nahe an 0%, daß man sich bereits schämt, dies öffentlich bekanntzugeben.

So sieht die achtjährige Schulpflicht in Wien und Niederösterreich aus: sie sinkt in der Mehrzahl der Fälle tief unter 7 Jahre herab. Wie es erst in anderen Ländern damit aussieht, beweisen die 2/3 Analphabeten unter der Bevölkerung Galiziens, Dalmatiens und der Bukowina. »Aufklärung« thut hier

Digitized by Google

dringend noth: vor allem Aufklärung darüber, daß es gut wäre, zuerst eine siebenjährige Schulpflicht zu haben, bevor man eine neunjährige verlangt. Und besser als eine 20jährige Schulpflicht wäre ein achtjähriger Schulzwang.

* *

Die neue Zeitung.

Was die journalistische That der Compagnie Singer & Kanner nicht bloß tadelnswerth, sondern geradezu strafwürdig erscheinen lässt, ist, daß sie alle Schändlichkeiten und alle Dummheiten der ‚Neuen Freien Presse' legitimieren hilft, daß sie der Compagnie Bacher & Benedikt, die man glücklich der allgemeinen Missachtung überliefert wähnte, die Gloriole der Unentbehrlichkeit verschafft, daß sich der Gemüther eine wirkliche und wahrhaftige Nostalgie nach dem Schlechten zu bemächtigen anfängt, von dessen Einfluß sie sich vorzeitig emancipiert haben. Nichts ist für diese Stimmung bezeichnender als das Wortspiel, in dem der Freisinn der Börse seine Enttäuschung ausdrückt: die ‚Neue Freie Presse' könne einem wohl die Zeit, nie aber werde die ‚Zeit' die ‚Neue Freie Presse' vertreiben; und selbst jene geistig avancierteren Leser, denen die Staatsverbrecherin aus der Fichtegasse nicht mehr als ein Nachrichtendienstbote war, die mit Begeisterung die Gelegenheit ergriffen, ihre Wohnung zu reinigen, und alle Hoffnung auf die Reformthat des J. Singer setzten, beginnen bereits schüchtern die ‚Neue Freie Presse' von weiterabonnierenden Hausgenossen auszuleihen. Und dieser fluchtartigen Umkehr vermag nichts Einhalt zu gebieten, nicht einmal der gewiss versöhnliche Entschluß des Herrn Otto Julius Bierbaum, seine »Weltpredigten« einzustellen. Was soll man auch mit einem Blatt anfangen, in dessen ledernem Inhalt ein Beitrag von St-g als humoristischer »Schlager« wirken würde, eine Spalte von Th. Thomas als geistige Erquickung? Vergebens bemüht sich die ‚Zeit', alle stilistischen und sachlichen Dummheiten der ‚Neuen Freien Presse' nachzuahmen, genau dasselbe an Unbildung und schlechtem Deutsch zu bieten, was den Lesern im altgewohnten Rahmen bisher geboten wurde: Die Leser wollen nicht und »abonnieren ganz selbst«

wieder die ‚Neue Freie Presse'. Der große Zug fehlt und die Uebersichtlichkeit, die die kleinen Entgleisungen erst zum Freskobild des Schmockthums gestalten würde.

Herrn Singer's Dilemma wirkt nachgerade herzbrechend. Zwischen dem Drang, alle Unsitten der ‚Neuen Freien Presse' zu befolgen, und dem besseren Eifer, die Weisungen der ‚Fackel' misszuverstehen, sehen wir ihn unentschlossen das Geld der hinter ihm stehenden Zucker- und Textilgrößen verwirtschaften. Eine ähnliche Unabhängigkeit eines Blattes von seinen Geldgebern ward wirklich noch nicht erschaut. Und selbst den Wandel, den die ‚Zeit' neuestens in ihrer Politik durchgemacht hat — sie ist von der Wollust des Ministerstürzens merklich zu Koerberfreundlicher Haltung abgeschwenkt —, kann ich mir nur damit erklären, daß die geldgebenden Industriellen anlässlich der letzten Antheilzahlung die Alternative stellten, entweder werde der aggressive Ton gegen Herrn v. Koerber beibehalten oder sie müßten ihre Hilfe dem Blatte entziehen, und daß die Leitartikler der ‚Zeit', auf ihre Unabhängigkeit pochend, die Regierung fortan loben zu wollen erklärten . . .

Wie die ‚Zeit' besser von der ‚Neuen Freien Presse' als von der ‚Fackel' zu profitieren weiß, dafür gab es in den letzten Wochen zahlreiche Exempel. Ein Adept der Neuen Freien Mythologie scheint am 13. November jenen Artikel verfasst zu haben, in dem breitspurig und mit lieblichem Witz die Geschichte von einem gepfändeten Winterrock erzählt wird, den der Besitzer nicht losbekommen kann, weil er mit einer versiegelten Spagatschnur umwickelt ist, — jenen Artikel, an dessen Schluß es wörtlich heißt: »Und wenn heute das bisher so freundliche Thermometer sich um einige Grade nach abwärts verirren sollte, so müßte ein moderner Sisyphus, in seinen Havelock gehüllt, vor dem warmen, aber gepfändeten Ideal, dem Winterrock, stehen, der in seinem Besitze ist, den er täglich bewundern, befühlen, ja einsperren, nur nicht — anziehen darf«. Nun, jener Götterliebling, den der Mann meint, hieß Tantalus. Eine Sisyphus-Arbeit ist es dagegen z. B., die von westeuropäischer Cultur erfüllten Herren von der ‚Zeit' auf ihre Schnitzer zu verweisen und zur Bescheidenheit zu erziehen. Denn gleich in derselben Nummer der ‚Zeit' wird darüber Klage geführt, daß der — marmorne — Albrechtsbrunnen gesäubert wird: Die »Patina« geht verloren! . . .

Digitized by Google

Die Herausgeber der ‚Zeit' haben bemerkt, daß die ‚Neue Freie Presse' ihre eigenen Familienangelegenheiten wie Weltereignisse ausposaunt. Flugs wird, wenn in der Kärnthnerstraße ein Passant vor dem zärtlich betreuten »Depeschensaal« stehen geblieben ist, eine Notiz geschrieben. In Wahrheit »staut sich die Menge« dort höchstens zu dem Zwecke, um das Curiosum eines Depeschensaals, der keine Depeschen enthält, zu bewundern oder der Frage nachzugrübeln, welchem culturactuellen Zwecke die neulich ausgestellten Photographien des Badener Bürgermeisters und des Badener Vicebürgermeisters dienen sollen. Aber kein Mittel der Selbstreclame ist den Herren zu schäbig, und als letzthin die kindische Projection von Bildern der gewählten Landtagscandidaten wirklich zu einem Straßentumult geführt hatte und die ‚Arbeiter-Zeitung' ironisch den Culturwerth solcher Schaustellungen bezweifelte, bestand Herr Singer darauf, »eine culturelle That« vollbracht zu haben: in der Demonstration vor dem Depeschensaal sei »ein großstädtischer Zug« gelegen, es sei die »Pflicht einer großstädtischen Presse«, das »Interesse am politischen Leben zu wecken und wach zu erhalten«. Diese Pflicht erfüllte Herr Singer auch damit, daß er in einer Extraausgabe der ‚Zeit' die Sensation des Tages verkündete: Die Wahlcommission habe ihn, weil er seine Legitimation »verlegt« hatte, zur Ausübung seines Wahlrechts nicht zugelassen! Ein Dienstmann, der in gleicher Lage war, sei ohneweiters agnosciert worden, er, der Universitätsprofessor, nicht.... Aber Herr Singer, der es offenbar besser versteht, eine Wahllegitimation zu verlegen als ein Tagesblatt, thut der Commission Unrecht: Dem Dienstmann glaubte man eben, daß er ein Dienstmann sei, und hätte Herr Singer sich als Zeitungsherausgeber vorgestellt und nicht als Universitätsprofessor, so hätte man ihn gleichfalls ohne weitere Umstände agnosciert . .

Einen besonders drolligen Fall von Reclamemacherei enthielt auch die Nummer vom 5. November. Tags zuvor hatte die ‚Zeit' den Präsidenten des Herrenhauses, Fürsten Windischgrätz, wegen eines Versehens bei der Abstimmung über den Antrag Kottulinsky angeulkt. Bekanntlich drehte sich die Debatte um die Frage, ob das Gesetz gegen den Terminhandel nach zwei oder erst nach drei Monaten in Kraft treten solle — also wieder um eine Art Terminhandel —; der Präsident, der sich beim Abzählen geirrt, enuncierte

Digitized by Google

die Beschlußunfähigkeit des Hauses. »Vermuthlich bereitet ihm«, schrieb die ‚Zeit' am 4. November, »die Frage, wie dieser faux pas gutgemacht werden könnte, manche schwere Stunde«. Aber am 5. November hieß es: »Bemerkenswerth ist, daß der Präsident Fürst Windischgrätz, aufmerksam gemacht durch die bezügliche Publication der ‚Zeit', sich wegen seiner irrthümlichen Enunciation in der letzten Sitzung, das Haus sei »beschlußunfähig«, während es in der That beschlußfähig war, in der heutigen Sitzung entschuldigte«. Die psychische Verfassung des Fürsten Windischgrätz muß demnach eine seltsame gewesen sein. Ein faux pas bereitete ihm »schwere Stunden«, bevor er noch auf ihn durch die ‚Zeit' aufmerksam gemacht wurde . . . Bei Besprechung des Wahlschauspiels in Favoriten (8. November) ist der ‚Zeit' das herrliche Bild entrutscht: »Dies war nur die ungefährliche Unterströmung des von Selbstbefriedigung überströmenden Volkes«. Der von Selbstbefriedigung überströmende Professor Singer läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sein rühmliches Wirken entsprechend hervorzuheben.

Er ist und bleibt der dankbarste Leser der ‚Zeit'. Aber aus den dreiundeinhalb Jahrgängen der ‚Fackel' hat er leider bloß die Anregung geschöpft, das »anständige Tagesblatt großen Stils« zu gründen. Von den guten Wirkungen der ‚Fackel' erfährt man nichts, da es keine Statistik unterlassener Schandthaten gibt. Herr Singer, Professor der Statistik, gibt bloß von den schlechten Wirkungen der ‚Fackel' Kunde. Da ist ihm die wiederholte Brandmarkung, die dem unanständigen Inseratenwesen der Tagespresse durch die ‚Fackel' widerfuhr, zu Kopf gestiegen, und er gieng hin und that desgleichen. Aber angesichts der sittlichen Dummheit, die am 1. November in den Spalten der ‚Zeit' tobte, muß ich meinen Kampf bereuen. Unter dem Titel »Wiener Rückenmarksstudien« ward da den Lesern wohl die monströseste Geschmacklosigkeit aufgetischt, die je ein Wiener Zeitungsmann gewagt hat. Es wurde gezeigt, welche Genüsse sich dem reichen Fremden in Wien bieten, wenn er an der Hand eines säuischen Inserats der ‚Neuen Freien Presse' die Freuden des Großstadtlebens kennen lernen will. Es bleibe hier ununtersucht, ob und wieweit die Herren von der ‚Zeit' an der Einrückung des Inserates betheiligt sind, und ich will dem Gerücht nicht glauben, das da von einem Manöver

unlauterster Concurrenz munkelt. Nicht der dolus, sondern die Dummheit fesselt mein Interesse an der Affaire. Emphatisch verkündet die ‚Zeit', daß auf das Inserat 167 Briefe eingelaufen seien, und breitet das »erschreckende Material« aus, das die Folge eines einzigen dieser Briefe war. Und mit Donnerton ruft es der reine Thor der ‚Zeit', »Aristokratinnen, Erzieherinnen, Künstlerinnen, Kunstelevinnen«, alles, was er nur wollte, und sogar ein vierzehnjähriges Kind sei dem reichen Fremden zugeführt worden. Pikante Details bringt Herr Singer nicht und Adressen auch nicht. Man glaubt's ihm auch so . . . Die ‚Fackel' bekämpft die unanständigen Inserate, Herr Singer entrüstet sich über deren »Folgen«. Die ‚Fackel' steht auf dem Standpunkt, daß ein Strafgesetz, das die private Gelegenheitsmacherei, die nicht verführt oder vergewaltigt, unter Strafsanction stellt, viel schwerer die öffentliche Gelegenheitsmacherei im Annoncentheil der Tagespresse bestrafen müßte, daß aber auch ein Strafgesetz, welches die private Unsittlichkeit duldet, die durch die Presse begangene unbedingt zu verfolgen haben wird. Die ‚Fackel' steht auf dem Standpunkt, daß all das, was Herrn Singer's Phantasie mit Vorstellungen vom »Sumpfe der Großstadt« und dergleichen Banalitäten aufregt, völlig gleichgiltig ist vom Standpunkt des Bekämpfers der Presscorruption und, solange es kein Verbrechen birgt, selbst vom Standpunkt des Gesetzgebers; daß es bei weitem nicht so verwerflich ist, wie die Aufnahme unanständiger Inserate, und daß es unausrottbar noch bestehen wird, wenn diese längst durch ein strengeres Pressgesetz verboten sein werden. Die ‚Fackel' bekämpft die Inserate als unsittlich, die ‚Zeit' beklagt die Unsittlichkeit, die sie erst aus den Inseraten entstehen lässt. Gegen solchen Stumpfsinn anzukämpfen, wäre, um in der Sprache der ‚Zeit' zu sprechen, eine Tantalusarbeit . . . Und während ganz Wien über den Artikel »Wiener Rückenmarksstudien« lachte, hat ihn einzig und allein die ganz unter dem Banne der ‚Zeit' stehende ‚Neue Freie Presse' ernst genommen. Sie erschrak heftig, und da sie schon das Kuppeln in ihren rückwärtigen Appartements nicht lassen kann, entschloß sie sich wenigstens, in den vorderen Gebetsübungen einzuführen. Jawohl, die alte Fichtegasslerin beginnt zu frömmeln. Und so ließ sie sich denn am 12. November mit einem Cretinismus, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, also vernehmen: ». . . Was

sind das für Männer, die ihren Frauen derlei gestatten, was sind das für Mütter, die derlei thun, ihre Töchter es thun lassen, und was wird das für eine Generation, die in Anschauungen aufwächst, daß derlei gestattet sein dürfte! Wie sollen die Kinder solcher Mütter werden? Wie sollen diese, allen Schamgefühles bar, ihre Kinder Keuschheit und Sittlichkeit lehren, Laster von ihnen wehren, ein leuchtendes Vorbild und Beispiel ihnen sein? Weil Diese und Jene — man kann sich vorstellen, aus welcher Lebensprovenienz, aus welchem Sittlichkeitsmilieu heraus — es so gethan, thun es plötzlich fast Alle . . . Viele leider wissend, was sie thun, Viele hoffentlich, die kaum ahnen, wie sie sich an ihrem eigenen Ich vergehen. Und diese Letzteren sollen noch rechtzeitig gewarnt werden . . .« Ja, wovor denn um Himmels willen? Nun, vor dem Raffen der Kleider auf der Straße! . . . Man will beobachtet haben, daß sich die ‚Neue Freie Presse' von der jungen Concurrenz imponieren lässt und besondere Anstrengungen macht, sich in der Gunst der Leser zu erhalten. Jetzt, da sie vollends den Verstand verloren hat, ist sie wieder die Alte.

Ziehrer-Jubiläum.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr! Vor mir liegt eine vergilbende Partitur. Am oberen Rande des ersten der sauber und klar beschriebenen Notenblätter ist radiert worden; dort stand früher ein anderer Titel. Auf dem seitlichen Rande aber lese ich in zierlichen altväterischen Schriftzügen die Worte:

»Diese Ouverture componierte ich i. J. 1863 und überließ sie meinem Schüler C. M. Ziehrer, der sie am 3. November genannten Jahres, zu seinem ersten Auftreten mit seiner eigenen Capelle im Dianasaal in Wien, unter seinem (Z.'s) Namen aufführte

Digitized by Google

und später sogar im Clavier-Arrangement drucken ließ. Als ich Z. nach einigen Jahren seinen eigenen Intentionen überließ, diente er, nach seinem angeborenen Geschmacke, einer so gemeinen, gassenhauerischen Richtung, daß wohl jedermann einsehen mußte: gegenwärtige Ouverture und alle als seine ersten Compositionen ausgegebenen Werke seien nicht seinem Gehirne entsprungen. Deshalb nahm ich auch meine Ouverture zurück und setzte sie meiner Oper ‚Fiammina' vor. J. E. Hasel.«

Man hat neulich das 40 Jahre-Jubiläum eines possenhaften Quiproquo gefeiert. Im November 1862 war's, daß die Ankündigung, es solle einen neuen Capellmeister »à la Strauß« kennen lernen, das Wiener Publicum in den Dianasaal lockte. Compositionen von C. M. Ziehrer bildeten das Concertprogramm; C. M. Ziehrer, so besagten die Anschlagzettel, werde sie als Dirigent der eigenen Capelle — die ein vermögender »Bürger vom Grund« dem Sohne engagiert hatte — executieren. Der Autor jener Compositionen war ein armer Musiker namens Joh. Em. Hasel. Er hatte sie auch der Capelle einstudiert. Ein Jahr lang war der junge Ziehrer sein Schüler gewesen; da überraschte den Lehrer der Wunsch der Eltern Ziehrers, daß sein Zögling am Tage ihrer silbernen Hochzeit das Debut als Capellmeister wagen möge. Unmöglich, erwiderte Hasel. Das ließ der Vater Ziehrer nicht gelten: »Na, machen s' ihm halt, was er braucht, es wird Ihr Schaden nit sein! Der Michi wird auch später wen haben müssen, der ihm hilft, und so können's immer beinand bleiben.« Hasel gab nach. In monatelanger unermüdlicher Arbeit bereitete er das Debut vor. Endlich konnte er dem Schüler sagen: Ich habe mein Bestes gethan, thu du jetzt das Deinige. Und das Wagnis glückte, glückte über alles Erwarten. Vor das Publicum gestellt, that C. M. Ziehrer, was er konnte: componieren und dirigieren konnte er nicht, aber der wienerische Elan, mit dem er die Gesten eines Tanzmusikmeisters nachahmte, packte, und von einem Geberdenschwung hingerissen, wiegte

Digitized by Google

sich eine Zuhörerschaft, in deren Ohren es noch von unvergänglichen Walzern klang, in der Hoffnung, die tönende Seele der Kaiserstadt, die sich in Schubert. Lanner und Strauß verkörpert hat, werde nach einer neuen Metempsychose dereinst Ziehrer heißen.

Ich will nicht von den Jahren sprechen, in denen sich ein Debutantenerfolg zu einem localen Ruhm auswuchs, will nicht erzählen, wie Bände von Hasel's Tanzcompositionen und drei Hasel'sche Operetten (die erfolgreichste war »König Jerôme«) »Ziehrer« als Componistennamen dem Wiener Publicum geläufig machten, wie Hasel die Ziehrer'sche Capelle leitete — ihre ernsten und classischen Programmnummern mußte er auch bei den öffentlichen Productionen selbst dirigieren —, bis sich, ein halbes Jahrzehnt später, C. M. Ziehrer selbständig machte. Nicht als Fanatiker der geschichtlichen Wahrheit habe ich diese Reminiscenzen aufgefrischt, und ich glaube nicht, daß sie an dem Renommé, welches sich Herr Ziehrer in einem Menschenalter eigener Componistenthätigkeit erworben hat, etwas ändern können. Daß die Anfänge des Ziehrer'schen Ruhmes dunkel sind, mögen jene ohneweiters glauben, die sich neulich, da Herr Ziehrer am 9. November sowohl im ‚Illustrierten Wiener Extrablatt' wie im ‚Neuen Wiener Tagblatt' als Selbstbiograph zu Worte kam, überzeugt haben, wie dunkel sogar Meister Ziehrer's Erinnerung an jene Anfänge ist. Ziehrer ist sicherlich der erste Künstler, der, obgleich er nicht leugnen kann, einen Lehrer gehabt zu haben, dessen Namen verschweigt. Und dann vergleiche man die beiden folgenden Variationen des Ziehrer'schen Lebensschicksals:

‚Illustriertes Wiener Extrablatt':

»Mein liebes Mutterl und mein guter Vater sahen mit Vergnügen, daß der Hutmachergesell' — das war ich — Freude an den Walzern und anderen

‚Neues Wiener Tagblatt':

»Ich war in meiner Jugend ein vorzüglicher Tanzmusik-Clavierspieler, und es gab damals in Wien wenig Feste und Hausunterhaltungen, zu denen ich meiner obigen Eigenschaft halber

Digitized by Google

Tanzweisen empfand, die von der Straße herauf in unsere Werkstätte drangen, und wenn Feierabend gemacht wurde, dann setzte ich mich zum Clavier — es war kein Bösendorfer Flügel — und phantasierte vor mich hin... Die Lust zum Fabulieren ließen mir meine Eltern, und als ich eines schönen Tages ihnen erklärte, ich sei des Cylinderausbügelns satt..., da sagten die Eltern nicht Nein, sondern wünschten mir Glück auf den Weg. So kam der 21. November 1862 heran... Bei meinem ersten Concert war der Musikverleger Haslinger anwesend, gar ein gestrenger Kritiker. Als meine Walzercomposition vorüber war, kam er zu mir auf das Podium und bot mir 80 Gulden für das Erstlingswerk an.«

nicht beigezogen und geladen wurde... Mein ‚musikalisches Treiben' gelangte nun bis zu den Ohren Haslinger's, und eines schönen Tages erhielt ich zu meiner größten Ueberraschung seinen Besuch... Er war bei mir kaum eingetreten, als er schon direct auf sein Ziel losgieng und mich frug, ob ich nicht Lust hätte, Capellmeister zu werden. Auf meine Einwendung, daß mir ja dazu alle nöthigen musikalischen Studien fehlen, sagte er, das thue nichts... Ich sprach darüber mit meinem Vater, in dessen Geschäft ich damals thätig war, aber der Vater verweigerte mir rundweg seine Einwilligung.« (Folgt eine Erzählung, wonach eigentlich Liszt und Richard Wagner Herrn Ziehrer zum Componistenberuf bestimmt hätten; Haslinger habe seinen Wunsch, daß Ziehrer an der Spitze eines großen Orchesters in Wien auftrete, »trotz meines Protestes« durchgesetzt.)

Aber welche dieser beiden Variationen der Ziehrer'schen Biographie, oder ob die dritte, die ich erzählt habe, die richtige ist —: was verschlägt das angesichts der Thatsache, daß heute Wien dem Opus 514 des Herrn Ziehrer zujubelt, daß zwei Menschenalter nach Lanner's Tode — nein, was sage ich: zwei Jahre nach Johann Strauß' Tode — der Mann, der die öden Gassenhauer des »Fremdenführer« geschaffen, unbestritten als der Repräsentant des musikalischen Wienerthums gefeiert werden kann? So gewiß es ist, was J. E. Hasel auf den Rand eines Notenblattes geschrieben, daß C. M. Ziehrer »nach seinem angeborenen Geschmacke einer gemeinen gassenhauerischen Richtung diente«: noch gewisser

Digitized by

ist, daß seine Popularität desto höher gestiegen ist, je rücksichtsloser er solchem Pöbelgeschmack fröhnte. Wäre es also, da doch Popularität von populus kommt, wahr, daß der populus Viennensis in unseren Tagen nichts anderes als der Wiener Pöbel ist? Schmählicher als alle Schmach, die uns die Verpöbelung der politischen Sitten angethan, wäre die Erkenntnis, daß von einem Wienerthum, dessen musikalischem Geiste, als er in Johann Strauß webte und wirkte, Richard Wagner und Johannes Brahms einmüthig wie höchstens noch in der Verehrung des Musiktitanen Beethoven gehuldigt haben, nichts übrig geblieben ist, als was in der Uncultur Ziehrer'scher Musikruditäten den adäquaten Ausdruck findet. Nicht um Herrn Ziehrer anzuklagen, habe ich erzählt, wie er vor vierzig Jahren berühmt geworden. Nur das Wienerthum jener Zeit sollte durch den Nachweis vertheidigt werden, daß es nicht der Ziehrer'sche Geist war, dem es sich gefangen gab. Aber auf dem Wien, in dem wir leben, würde, wenn es widerspruchslos den Ziehrer'schen Geist den seinen nennen ließe, ein unauslöschlicher Vorwurf lasten. Und darum mußte dem stillen Protest, den Alle, die in Wien musikalisch schaffen und fühlen, durch ihr Fernbleiben gegen die Ziehrer-Feier erhoben haben, dieser laute folgen.

* * *

»DIE GERECHTIGKEIT«.

Hermann Bahr in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' (über das Drama, in welchem ein Theaterdirector darüber klagt, er müsse mitunter ein Stück annehmen und aufführen, das aus der Werkstätte eines der Kritiker stammt, die zugleich auch Autoren sind: diese Kunstrichter schimpfen zuerst, weil sie ihr Stück anbringen wollen, und dann wieder, um ihre Objectivität zu beweisen):

»Der Tendenz des Otto Ernst stimme ich mit Freuden zu und ich bewundere seinen Muth. Es ist mir auch ziemlich gleich, ob sein Stück einen künstlerischen Werth hat. Der sittliche ist so

Digitized by Google

groß, daß er alle anderen Bedenken verschwinden lässt. Ein tapferes Wort zur rechten Zeit gilt manchmal mehr als alle Feinheit der Artisten.«

Julius Bauer (Librettist, College des Herrn Königstein und Humorist, über das Stück, in welchem ein Blatt einen Componisten angreift, weil dessen neue Oper einem Schwank des Redacteurs den Repertoireraum nimmt und weil der Componist die Frau des Redacteurs im Concert nicht mitsingen ließ) im ‚Ill. W. Extrablatt':

»Die ehrliche Presse hat allen Grund, einem Autor zuzustimmen, der die Auswüchse des Standes in der Hoffnung auf Besserung öffentlich geißelt. Aber er darf nicht in Uebertreibungen verfallen, wie Herr Otto Ernst . . . Der gute Journalist ist ein langweiliger Patron, während die Pressbanditen der ‚Gerechtigkeit' Humor im Leibe haben.«

‚Fremdenblatt' (Auflage 5000):

»Und sogar der Fürst Soundso erscheint, ja antichambriert in der Redaction, und zwar hochpolitisch, wegen der ‚Erbfolgefrage', obgleich das Papierchen, genannt ‚Gerechtigkeit', nach der eigenen Angabe des Eigenthümers, nur 15.000 Abonnenten (in Wahrheit vermuthlich die Hälfte) hat. Und ein solches Blättchen ist eine solche Gewalt, daß es einen zweiten Richard Wagner vernichten kann? . . . Der Redacteur der ehrenwerthen ‚Morgenzeitung' . . . ist als Gegengewicht in die anständige Wagschale der Journalistik gelegt. Ein etwas magerer Repräsentant. Uebrigens hat seine Zeitung nur 7000 Abonnenten, weil sie zu anständig sei. Auch dieser Zug entspricht schwerlich den Thatsachen, denn die anständige Presse hat denn doch auf der ganzen Welt einen größeren Leserkreis als die ‚Gerechtigkeit'.

‚Wiener Morgenzeitung':

»Damit neben so viel Schatten das Licht nicht fehle, hat Herr Otto Ernst der ‚Gerechtigkeit' ein anständiges Blatt gegenübergestellt, die ‚Morgenzeitung', deren Redacteure sanft wie die Tauben und lautere Gentlemen sind — aber auch ein bischen schwachköpfig.«

‚Deutsches Volksblatt':

»Von dem eigentlichen Treiben im Reich der siebenten Großmacht hat Otto Ernst allerdings nur sehr vage Vorstellungen. So plump und unbeholfen, wie es der Herausgeber und die Redacteure der ‚Gerechtigkeit' anstellen, um ihren Einfluß auf die

Digitized by Google

öffentliche Meinung so profitabel als möglich zu gestalten, wird die Sache nicht gemacht. Es gibt ja gewiß Blättchen, die sich sehr billig verkaufen, aber eine Zeitung von der Bedeutung der ‚Gerechtigkeit', die über 15.000 Abonnenten verfügt, stellt sich zweifellos auf den Standpunkt des Hallunkenstolzes Franz Moors, der zur Entschuldigung seiner Schuftereien nichts andres zu sagen weiß, als daß er sich niemals mit Kleinigkeiten abgegeben habe.«

‚Neues Wiener Tagblatt':

»Der Verleger Herr Löhmann ... drückt dem Unternehmen den Stempel seines Geistes auf. Für ihn ist die Zeitung ein Geschäft wie andere auch. Er will ein Blatt schaffen, das Alle gern lesen. Nur keine entschiedene Farbe! Herr Löhmann steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei: ‚Socialdemokraten annoncieren gerade so gut wie Conservative, und der Freisinnigen ihr Geld is auch kein Blei'. Das Inserat ist die Hauptsache; auch das schmutzigste wird aufgenommen, wenn es nur theuer bezahlt wird. Polemisieren darf man nur mit dem Auslande. Mit den Machthabern im Inlande muß man sich zu verhalten wissen ... Es mag nicht nur in Hamburg, der Geburtsstadt Otto Ernst's, sondern auch anderwärts Zeitungen genug geben, die nach ähnlichen glorreichen Principien redigiert werden.«

‚Neue Freie Presse':

»... und doch ist keiner unter ihnen, der ein Lump in größerem Styl wäre, seiner Gemeinheit eine gewisse Flugweite zu leihen verstünde, keiner, der auch nur einem Giboyer an die Seite gesetzt werden dürfte. Der heroische Freibeuter, der durch schnöden Schacher mit Publicität, durch teuflisch-geniale Fälschung der öffentlichen Meinung zu Macht und Ansehen gelangt, dieser großzügige Pressbandit, zugleich ein Held und ein Hallunke, wäre auf der Bühne noch zu schildern. Was hier vor unseren Augen aus dem Kehricht hervorkrabbelt, ist armseliges Gewürm.«

* * *

Heiteres aus ernster Zeit.

Aus dem ‚Neuen Wiener Journal' (12. November): »Ich würde der Curiosität halber gern Einiges aus dem Gedichte citieren, allein ich wage es nicht, denn das Poëm trägt den

Digitized by Google

Vermerk: ‚Nachdruck verboten', und Mathias Weber wäre imstande, mir einen Process anzuhängen. Schade, die Leser kommen dadurch um einen wirklichen Genuss.«

* * *

Wie sich die Rivalität zwischen ‚Neuer Freier Presse' und ‚Neuem Wiener Tagblatt' äußert:

Aus der Zuschrift einer Empörten:

»Allein wenn ich sehe, wie die Kleider jetzt methodisch derart gerafft werden, daß an der jeweiligen Vorübergehenden anatomische Studien gemacht werden können, daß die Kleider dermaßen gezogen und gespannt werden, daß durch die derart knappest angespannte Hülle sehr oft selbst die Muskeln zum Vorschein treten, steigt mir die Schamröthe ins Gesicht und die Empörung ins Herz.«

Aus einem Feuilleton des Herrn Pötzl:

»Die Schleppe ist ungesund, sagen die Aerzte. Wohlan, wir raffen sie auf der Straße, sagen gehorsam die Frauen. Und nun sehen wir durch das geschickte Raffen der Schleppe seitlich nach rechts oder links die Umrisse der ganzen Gestalt mit allem Reiz und Schwung, der in der Race unserer Weiber liegt.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Einem Minister. Staatsmännische Haltung, Citieren von Classikern — seit Bismarck's Tod geht's nicht mehr. Sofort taucht sein Riesenschatten am Horizont auf, und die Sache wird parodistisch. Dazu dieses gewaltsame Flügeln von Worten, die keine Gedanken sind! Na, und wenn schon das Gesetz eine eherne Tafel und die Verordnung ein Blatt Papier ist! Aber es gibt Leute, die platt auf dem Bauch liegen, wenn der österreichischen Durchschnittsbegabung (die freilich mit einer über den heimischen Durchschnitt ragenden Arbeitskraft gepaart ist) solche Worte entkeimen, und die, was wirklich nichts weiter ist als »leidenschaftslose Beharrlichkeit«, mit genialer Persönlichkeit verwechseln möchten. Aber weil ich just einen »Riesenschatten« an die Wand malte, — das war neulich ein Entzücken, als nach der endgiltigen Definition dessen, was ein Gesetz, und dessen, was eine Verordnung ist, verkündet ward: Die Regierung ist »ein Schatten, der über die Scholle huscht«. Welch ein Bild! Wenn man es im »Dorotheum« versteigerte, gäb's einen geringen Erlös. Das mit der Schattenregierung mag stimmen. Aber das tertium comparationis fehlt. Der Schatten huscht; er ist kein Kleber . . .

Digitized by Google

‚Zeit'-Genosse. »Welches Inserat ist an sich unreell?« Herr J. Singer warf am 1. November die Frage auf und antwortete: »Diese Entscheidung ist in der That sehr schwierig.« . . .»Vielleicht ist es von Vortheil, wenn wir an einigen Beispielen unsere Ansichten über unreelle Inserate erörtern«. Ja, vielleicht ist es von Vortheil: Die Inserenten, die sich durch die Ankündigung der ‚Zeit', daß sie nur reelle Inserate aufnehme, voreilig abschrecken ließen, haben jetzt die beruhigende Versicherung erhalten, Herr Singer sei kein unnahbar strenger Censor, und die allgemeine Scheu vor dem Inserieren in der ‚Zeit' wird vielleicht allmählich schwinden. Die Händler mit kosmetischen Artikeln z. B. brauchen bei der ‚Zeit' keine Ablehnung ihrer Inserate zu fürchten: »Wenn der Besitzer eines Haarwuchsmittels ankündigt, daß seine Tinctur die Schuppenbildung verhindert, daß sie das Haar geschmeidig und weich macht und daß sie auf diese Weise vor Kahlköpfigkeit schützt, so ist dies« — so hat Herr Singer entschieden — »kein unreelles Inserat«. Und deshalb durfte in derselben Nummer der ‚Zeit' in einem ganzseitigen Inserat, streng reell, angekündigt werden: »Ich Anna Csillag mit meinem 185 Ctm. langen Riesen-Loreley-Haar, habe solches infolge 14monatlichen Gebrauches meiner selbsterfundenen Pomade erhalten«. »Unreell« ist nämlich der ‚Zeit' zufolge das Inserat »erst dann, wenn es etwas verspricht, was nach dem Stande der Wissenschaft oder nach den Facherfahrungen unmöglich ist oder was dem gesunden Menschenverstand direct widerspricht«. Aber die Behauptung, Anna Csillag habe ihr Riesen-Loreley-Haar nicht nach, sondern infolge der Anwendung ihrer Pomade erhalten, — propter hoc, weil post hoc — widerspricht dem gesunden Menschenverstand bloß indirect. Soll man vollends der ‚Zeit' zumuthen, daß sie das Publicum nicht nur gegen eine Schädigung der Gesundheit, sondern auch gegen Bewucherung schütze? Vielleicht ist es von Vortheil — für das Publicum —, wenn wir an einem Beispiel auch die Ansichten der ‚Fackel' über unreelle Inserate erörtern: Eine Lösung von übermangansaurem Kali ist ein nützliches Zahnwasser. Man kann für zwei Kreuzer übermangansaures Kali in einer Droguenhandlung kaufen und die Lösung selbst bereiten. Man mag ein Uebriges an Vorsicht thun und sie für zwanzig Kreuzer in der Apotheke bereiten lassen. Aber das Inserat, das eine parfümierte Lösung von übermangansaurem Kali als »Dr. N.'s Zahnwasser, die Flasche zwei Kronen« empfiehlt, ist unreell. Soll's Herr Singer darum ablehnen? Beileibe nicht! Nur ist einer Anständigkeit, die immerfort auf den Geldsack klopft und immerzu ängstlich horcht, ob er noch gefüllt sei, die furchtlose Offenheit beiweitem vorzuziehen, welche die »in der That sehr schwierige Entscheidung« längst getroffen hat: An sich unreell sind nur jene Inserate, deren Aufgeber nicht zahlungsfähig sind.

Jurist. Von einem Richter, der in einem Ehebruchsprocesse zu judicieren hatte, meldet die Gerichtssaalchronik: »Er versuchte den Gatten zu bewegen, jetzt, soviele Monate nach der Scheidung, seine Klage nicht aufrecht zu halten; als geschiedener Gatte habe er ja kein Interesse, daß auch die Frau bestraft werde, er möge sich vielleicht auf

Digitized by Google

Verfolgung des Nebenbuhlers beschränken« ... »Er hielt dem Manne vor, daß seine Klage eigentlich höchst sonderbar erscheine. Nach vollzogener Scheidung sei er eifersüchtig und klage, doch mit zweifelhafter Aussicht auf Erfolg, denn die Scheidung, die von Pflichten entbinde, hebe auch Rechte auf, und überdies liege kein stricter Beweis vor. — Kläger: Kein Beweis? Die Frau gesteht ja! — Richter: Sie gesteht, drei Tage bei dem Herrn Ingenieur gewohnt zu haben. — Kläger: Ist das nicht genug? — Richter: Nein, ich wenigstens kann daraus kaum die volle Ueberzeugung schöpfen, die zu einer Verurtheilung erforderlich ist. Ich rathe Ihnen also dringend, auf einen Ausgleich einzugehen; was soll Eifersucht nach Monaten der Scheidung? — Frau K.: O, es ist nicht Eifersucht, es ist Rachsucht! Und doch bin ich unschuldig! — Kläger: Ah, unschuldig! — Richter: Es scheint doch die Rachsucht das Motiv der Klage zu sein! Welchen Vortheil haben Sie aus einer Verurtheilung? — Kläger: Sie hat mich schon so lange hintergangen! — Richter: Das Alte ist verjährt.« ... Du ahnst gewiß nicht, lieber Leser, daß dieser milde Richter identisch ist mit dem von jenem andern Ehebruchsproceß (siehe »Sittlichkeit und Criminalität«) bekannten Gerichtssecretär Dr. Mayer vom Bezirksgericht Wieden! So »ganz und gar verändert«! Und wieder könnte man »Lear« citieren: »Was ihm missfallen sollte, scheint ihm lieb, — Was ihm gefallen, leid.«

Kenner. Kritische Entrüstung über eine zotige Komödie ist ein alter Reclametruc, und die Wiener Blätter haben ihn gegenüber der »Einquartierung« im Josefstädter Theater meisterlich gehandhabt. Nie sind die erotischen Instincte des Publicums von entsetzteren Wächtern der Sittlichkeit aufgepeitscht worden. Herr Gabor Steiner, der Pächter von Danzers Orpheum, versuchte die Methode, die in der Josefstadt sich so gut bewährt hat, auf die Wirkungen der Colportagedramatik anzuwenden, und versendete an die ihm dienstbare Presse Recensionen, in denen er vor dem Besuche einer Programmnummer des Orpheums »warnt«. Er schrieb wörtlich: »Die Aufnahme, die das Schauspiel ‚Am Telephon' in Danzers Orpheum täglich findet, ist eine ganz eigenartige. Von dem Moment an, wo Marex (Herr Wiene) die Bühne verlässt, bemächtigt sich hauptsächlich des Damenpublicums eine gewisse Unruhe, die sich fortwährend steigert. Bei der Schlußscene des ersten Bildes, die die Angst der Frau Marex und der Kinderfrau veranschaulicht, nimmt die Aufregung schon derartige Dimensionen an, daß ein großer Theil der weiblichen Besucher den Zuschauerraum verlässt, und während des zweiten Bildes sieht man eine große Anzahl Damen in den Foyers und Garderoberäumen auf- und abgehen, die ab und zu bei den Glasthüren des Parkets die Vorgänge zu verfolgen trachten. Im Hause selbst hört man während des kurzen Zwischenactes vom ersten zum zweiten Bild ein fortwährendes Gesumme, das, sobald der Vorhang sich hebt, verstummt. Während des zweiten Bildes verhält sich das Publicum derart ruhig, daß man vorgestern jeden Regentropfen, der auf das Dach des Hauses fiel,

Digitized by Google

hören konnte. Nach dem zweiten Bilde zeigt der Beifallssturm deutlich, daß der Zuschauer erleichtert aufathmet.« . . . Ich weiß nicht, ob hier die Abschreckungstheorie so gute Dienste gethan hat wie im Josefstädter Theater, dessen Kritiker auch ohne Vorlage einer Musterrecension aus der Theaterkanzlei den »Ton« trafen. Die Kenntnis von der Selbstanzeige des Herrn Gabor Steiner verdanke ich der ‚Arbeiter-Zeitung', die sich über die »neueste Reclamemethode« weidlich lustig macht und mittheilt, jener Waschzettel sei »den Zeitungen« von der Direction des Orpheums zugesendet worden. Damit hat sie freilich die eine Frage, die der Leser frei hat an das Schicksal, nicht beantwortet: Wie ist sie selbst in den Besitz jenes Documents gelangt? Ich will an ihrer Stelle antworten. Herr Steiner hat den Waschzettel der ‚Arbeiter-Zeitung' so gut wie allen anderen Wiener Blättern, mit denen er in Geschäftsverbindung steht, gesendet. Die Blätter übernehmen mit dem Inseratenlohn die Verpflichtung, die Reclamenotizen des Orpheums im Textthell einzuschalten. Ohne Murren ist die ‚Arbeiter-Zeitung' bisher dieser Verpfichtung nachgekommen, und oft genug hat sie Wiens Proletarier davon verständigt, daß der Zuzug zu der Stätte, wo alberne Gassenhauer ertönen und fleischfarbene Tricots zu sehen sind, nicht fernzuhalten sei. Diesmal hat sie die Selbstkritik des Herrn Gabor Steiner glossiert und — abgedruckt: die allerneueste Reclamemethode, gegen die der Geschäftsfreund gewiss nichts einzuwenden haben wird. Daß die ‚Arbeiter-Zeitung' mit ihrer Glosse Herrn Gabor, dessen Inserat sie in derselben Nummer bringt, ernsthaft zu Leibe wollte, kann ich nicht glauben, da ich sie einer derart flagranten Vertragsuntreue nicht für fähig halte.

Passant. Wir dachten immer, der »Depeschensaal« sei ein neuer Hebel des »großstädtischen Verkehrs«. Und jetzt? »Dort, vor dem Depeschensaal, durch die Kärntnerstraße zu gehen« — so rühmte die ‚Zeit' am 9. November —, »war bei der colossalen Verkehrsstockung unmöglich.« Vom Tage der Wiener Landtagswahlen ist die Rede und von der Verkehrsstörung, die in der belebtesten Straße der Inneren Stadt eintrat, als im Schaufenster des Depeschensaales die »cultur-actuellen« Porträts der Herren Schneider, Gregorig u. s. w. erschienen. Und nun bleibt die Frage offen: Hemmen die Herren Schneider und Gregorig die Cultur, oder hemmen ihre Porträts bloß den Verkehr und fördern die Cultur? Jedenfalls klagt Herr Singer, nachdem die Polizei mit Recht dem Scandal ein Ende gemacht hat, über — Reaction.

Gourmand. Wie die Wiener Blätter die traurig-ernste Tricot-Affaire des Burgtheaters besprochen haben? Jedes von seinem Standpunkt. Der Artikel, den das ‚Neue Wiener Journal' brachte, begann mit den Worten: »Tricots! Ein Wort, bei dem die ältesten Lebemänner etwas wie Jugendkraft spüren. Tricots von Schauspielerinnen! Die Sache wird pikant. Wir wollen sie in aller Ruhe erzählen . . .« Und endete mit den Worten: »Eine ernste Frage drängt sich aber bei diesem Anlasse auf: Wie steht es mit den Tricots des Ballet-

Digitized by Google

corps der k. k. Hofoper? Grafen und Bankdirectoren haben ein Recht auf beruhigende Aufklärung.« ... Sie meinen, daß Grafen und Bankdirectoren weniger Furcht und Besorgnis als Ekel empfinden? Sie meinen, daß die ältesten Lebemänner, wenn sie dergleichen lesen, allerdings »etwas wie Jugendkraft« spüren, aber die neu erwachte an dem Verfasser jenes Artikels erproben möchten? Daß doch dieses Schandblatt, wenn es sich schon zu einem »Original-Bericht« entschließt, um keinen Preis von seiner Linie — oder sagen wir von seinem Strich — abweichen will! Wer jenen Artikel, der am 25. October erschien, »Die Tricots am Burgtheater. Eine Schmiercurgeschichte« betitelt war und trotz dem constatierten asexuellen Charakter der Tricotaffaire immer wieder schielend von der »ansteckenden Hautkrankheit« sprach, verfasst hat? Vielleicht eine »allerjüngste Kraft«, die für »Pikantes« angestellt wurde, da die junge jetzt edleren Zwecken dienen muß. Ein Publicist, der mich und »alle, die mit mir verkehren,« für ehrlos erklärt, besitzt offenbar einen solchen Fonds von Ethik, daß ihm die Abfassung der citierten Erbärmlichkeiten, und wenn sie selbst der Chef befähle, nicht zuzutrauen ist. Denn daß er mich durch einen Drohbrief »eingeschüchtert« hat und ich nur deshalb im Monat September an ihm nichts auszusetzen hatte, ist eine seiner Uebertreibungen. Seit jenen berühmten Ischler und Gmundener Plaudereien, die meinen Beifall nicht fanden, hat sich der Mann wirklich und wahrhaftig »auf Anekdotisches beschränkt« und einsehen gelernt, daß die Erregung von Langeweile ein ehrsameres Handwerk ist als die Erregung geschlechtlicher Begierde. Gegen eine Commentierung der Thatsache, daß der Sänger Slezak eine Gansleber als Geschenk bekommen hat, und gegen die interessante Mittheilung, daß ein Berliner Theaterdirector, der nach Wien zur Première der »Dubarry« eilte, die Speisenplatte, die ihm in Prerau in den Zug gereicht wurde, bis Wien auf dem Schoße behielt, ist schließlich und endlich nicht viel einzuwenden. So habe denn eher ich einschüchternd, jedenfalls erzieherisch gewirkt. Und mein unerschrockener Bekämpfer (den ich eines Rückfalls, wie ihn der Tricot-Artikel bedeuten würde, nicht für fähig halte) mag, meinen Einfluß dankbar erkennend, mit Nestroy ausrufen: »Ich habe einen Gefangenen gemacht, und er lässt mich nicht mehr los!«

»Lori II.«, G. B., und anderen freundlichen Briefschreibern besten Dank.

»Eine Wette«. Die erste Nummer der ‚Fackel' erschien am 1. April 1899.

J. L. Sie vergaßen, Ihre Adresse anzugeben.

Leser. In den Feuilletonspalten des »Neuen Wiener Tagblatt« tobt der Kampf zwischen Snobthum und Philisterium mit unverminderter Heftigkeit fort. An dem Problem der »Reformkleider« hat er neue Nahrung gefunden. Herr Bahr ist natürlich dafür, Herr Pötzl natürlich dagegen. Und es ist appetitlich anzusehen, wie die beiden Herren ihre Ansicht von den physischen Vorzügen der Weiblichkeit vertheidigen. Herr Bahr compromittiert aus alter literarischer Neigung die

Digitized by Google

präräfaelitischen Gestalten, Herr Pötzl spottet jener
Geschöpfe, die aus lauter ‚Linien' bestehen und da
den Chorageten einer gewissen hyperästhetis
vergöttert werden.« »Im Stillen«, meint er indiscret,
Herren gewöhnlich kräftigen Erscheinungsformen — w
nennt — auch nicht ganz abgeneigt. Das mit der
lich nur eine Pose, um wieder einmal ande
die Anderen. Das kennen wir schon und lassen un
blüffen.« Nach wie vor stellt Herr Pötzl das »Wäsch
Typus vollendeter Weiblichkeit hin, macht durch a
Zeiten sein Recht auf Vollbusigkeit geltend und feiert
einmal eine Orgie der Gesundheit. Jetzt wissen wir's
ist für die hektischen Schlanken, Herr Pötzl mehr f
Mudelsauberen, Riegelsamen, G'statzigen und Pakschier
waltigen Wilhelm Singer Privatgeschmack bleibt den
‚Neuen Wiener Tagblatt' verborgen. Er breitet bloß in
Objectivität segnend seine Hände über die streitenden

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

**Die vorliegende Nummer ist anstatt vom »A
ber« von »Mitte November« datiert, da ihr — wegen
der Redaction und des Verlages — verspätetes E
Widerspruch zwischen dem Datum des Umschlagblatt
der ersten Seite allzu fühlbar gemacht hätte. Auf das
das sich (siehe die 2. Umschlagseite) nicht auf ein
sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern
das Entfallen eines Heftes — im vorliegenden Fall ledi
änderung eines Datums — natürlich nicht den gering**

**Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement
abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung
ersucht, den der Nr. 118 beigelegten Erlagschein zu b**

Die Adresse des Verlages der ‚Fackel' lautet:

IV. Schwindgasse 3.

**Wir ersuchen dringend, Zuschriften administrativ
da sind: Abonnementaufträge, Angaben veränderter Ad
clamationen, nicht an den Herausgeber, sondern an
zu adressieren, da die Uebersendung derartiger Mitth
den Herausgeber die Erledigung verzögert oder verhin**

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kra
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III Hintere Zollamtstr

schienen am 29. November 1902 IV. Jahr

ie Fackel

Herausgeber:

RL KRAUS.

heint dreimal im Monat.

reis der einzelnen Nummer 20 h.

erbotenes Vervielfältigen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

„DIE FACKEL", IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und
Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	.	K 7·—
„ „	18	„ „	.	„ 3·50
„ das Deutsche Reich,	36	„ „	.	M. 7·—
„ „ „	18	„ „	.	„ 3·50
„ die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	.	„ 8·—
„ „ „ „	18	„ „	.	„ 4·—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf eine Zeitdauer, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. [illegible] des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post, oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 807.634.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 122 WIEN, ENDE NOVEMBER 1902 IV. JAHR

»DIE GERECHTIGKEIT.«

»Die kritischen Besserkönner haben, wo nicht parteiliche Verblendung sie in Bausch und Bogen verdammen hieß, das ‚Conventionelle' der Bühnengestaltung getadelt. Der Vorwurf lag nahe, trifft aber den Autor nicht... Der ehrlichen Lehrhaftigkeit seiner Absicht konnte die künstlerische Ausführung nicht gewachsen sein. Der Conflict, den er zu meistern suchte, der Kampf der Persönlichkeit gegen die papierne Tyrannis, hat eben erst im Falle Baumberg zu einem tragischen Abschluss geführt. Er brennt wohl schon da und dort in den Gemüthern, ist aber noch nicht über die Schwelle des Zeitbewusstseins hinausgelangt. In die Bühnensphäre verpflanzt, kann er keinen andern als einen conventionellen Ausdruck empfangen und kaum lebendiger empfunden werden als die Gestaltung eines dem Gegenwartsbewusstsein bereits entrückten Conflictes. Hier galt es, einer Tendenz die Bühne erst als Tribüne zu gewinnen, und nur Ungeschicklichkeit, nicht Unrealistik konnte hier störend wirken.« Otto Ernst ist geschickter als Madjera, dessen Journalistenstück die aus Nr. 102 der ‚Fackel' citierte Betrachtung galt, aber darum nicht realistischer. Auch bei seiner »Gerechtigkeit« wurde von den Freunden und den Feinden seiner Tendenz die schablonenhafte Gestaltung getadelt und verhöhnt. Der Vorwurf mag den Bühnenphilister, der »Flachsmann als Erzieher« geschrieben hat, treffen, nicht den Autor der »Gerechtigkeit«, dem

Digitized by Google

es um die Popularisierung einer neuen Tendenz zu thun ist. Nach fünfzig Jahren wird sie, wenn sie nur bis dahin programmatisch der Menge eingebläut ist, ihre Dichter finden. Sie heute bloß auszusprechen, ist ein Verdienst, ihr die Bühne, und die erste des Reiches, zu erschließen, eine culturelle That, deren aufklärende Wirkung die kunstlose Form nicht schwächen, die didaktische Gewandung nur fördern kann. Wahrlich, es ist der einzige Stoff, den, wenn das Zeitungswesen das letzte Mark aus den Knochen der Kunst gefressen haben wird, ein Künstler einst wird gestalten können . . .

Die ‚Fackel' vermag gegen die corrosivische Gewalt der Druckerschwärze nur wieder mit Hilfe der Druckerschwärze anzukämpfen, und wenn sie predigt, daß die geistige Nahrung, die dem Volk durch die moderne Presse geboten wird, Gift sei, so muß sie das Odium tragen, Bringerin eines Gegengifts zu sein. Durch den Druck zu beweisen, daß es nothwendig sei, die Geister von der Suggestion des Gedruckten zu befreien, ist ein Beginnen, das — ich bin mir dessen wohl bewusst — ein schmerzliches Missverhältnis zwischen Erfolg und Eifer zeitigen muß. Hat's doch schon, wie ein alter logischer Witz zu erzählen weiß, einem Kreter nicht geholfen, zu versichern, daß alle Kreter lügen: mit solchem Einwand meiner Mühsal zu begegnen, ist gerade für die, die mir Aufklärung danken und die zum Ekel vor der periodischen Literatur endlich reif sind, verlockend, sobald diese oder jene Einzelheit ihren persönlichen Aerger weckte. Gewiss könnte ich es als einen nicht mehr zu überbietenden Triumph meiner Absichten empfinden, wenn das Misstrauen, das ich gegen die Druckschwärzer gesäet, sich hier und dort gegen die ‚Fackel' selbst kehrt, ein Leser die Frage an mich richtet, »welchem Motiv« dieser Angriff entsprungen sei, und ein anderer jene Unterlassung missdeutet. Aber es ist dann keine

Digitized by Google

kleine Arbeit, neben dem Uebel auch noch das verirrte Vorurtheil derer zu bekämpfen, die gegen das Uebel geschützt werden sollen. So ist denn vielleicht, wo Feuer und Pestilenz das ihre thun müßten, die Feder, die Federsünden rächen will, eine untaugliche, von vornherein discreditierte Waffe, und ich zöge selbst die Methode vor, die Heilsbotschaft: Glaubet nicht, was gedruckt steht! in mündlicher Rede zu verkünden. Was bedeutet ein Jahr der ‚Fackel' neben dem Versuch, im Rampenlicht dem Volk die Verheerungen am künstlerischen und materiellen Besitzstande zu zeigen, die das Walten der Journaille verübt, in selbst oberflächlichster Carikierung die Individuen aufmarschieren zu lassen, die mit Hilfe des bethörenden Wörtchens »Wir« die Geister gängeln!

Darum ist das Unternehmen, zu dem sich zufällig ein schwächlicher Dramatiker und ein planloser Director einigten, nicht hoch genug zu preisen, trotz allen Halbheiten, die dem Werke anhaften, trotz der feigen Vorsicht, mit der es den Pressgewaltigen vor und nach der Aufführung mundgerecht gemacht wurde.

Jedem Angriff wissen die Herren durch den stereotypen Einwurf, sie seien doch um Himmelswillen »gar nicht so mächtig«, beizukommen; um Hieben zu entgehen, ducken sie sich so tief wie möglich. Der Burgtheaterkritiker jener ‚Neuen Freien Presse', deren Musikverweser allen Großen, den Wagner, Bruckner und Hugo Wolf das Leben zu vergällen imstande war, während er jeder gefälligen Impotenz in den Ruhmessattel half, stellt sich, als wisse er von nichts, und gibt dem Helden der Ernst'schen »Gerechtigkeit« die gleisnerische Tröstung, daß »die Kritik überhaupt einen Künstler weder schaffen noch vernichten kann; will ein Künstler die Kritik widerlegen, so schaffe er ein Meisterwerk«. Sie sind ja gar nicht so mächtig! Man überschätzt ihren Einfluß! Sie geben sogar zu, daß der »Ruhm der Künstler sie lang überleben wird«, und leugnen ohneweiters, daß es der Kritik möglich sei, »aus

Digitized by Google

einem armseligen Zeitungsschreiber einen Dichter zu machen, man mag ihn materiell fördern, wie man will«. Ihr lieben Leute, »kein Bekämpfer der Zeitungsmaffia«, schrieb ich, als gegen Herrn Madjera's Versuch der gleiche Einwand erhoben ward, »behauptet, daß die öffentlich Meinenden von dem wirklichen Genie auch die Anerkennung der Nachwelt fernhalten können; aber das Leben können sie ihm sauer machen und es schlau so einrichten, daß erst nach constatiertem Hungertod die Tage des ‚Ruhmes' anbrechen. Und die unter ihren sorgenden Händen gedeihende Talentlosigkeit mag die materiellen Erfolge, die sie einheimsen darf, mit Recht aller Aussicht auf posthume Anerkennung vorziehen.« Seht ihr sie nicht die Könner entmuthigen und die schwellenden Saaten des Kunstackers zerstampfen, auf daß nie wieder ein Hälmchen sich hervorwage? Aber Herr Otto Ernst hat ja leider das Seinige dazu gethan, daß die Gefahren der Presse auf die Bereitung flüchtigen Aergernisses reduciert erscheinen, über das die Anerkennung des Publicums rechtzeitig hinüberhilft. Die Helden der Herren Madjera und Ernst haben sich mit einem banalen »per aspera ad astra« unbesieglich gewappnet, und dem einen steht das Heil königlicher Gnade mit Lorbeerkranz und Audienzbefehl in den Sternen geschrieben, dem andern der stürmische Beifall des Publicums, den er schon nach kurzen Pressfährlichkeiten erntet. Es braucht ihnen nicht einmal die mit dem Hungertuch verhängte Perspective der »Nachwelt« eröffnet zu werden, sie ringen schon bei Lebzeiten ihre Pressfeinde nieder und lassen sich zu einem versöhnlichen Actschluss herbei, mit Heirat und Theatererfolg, mit der Aussicht auf Tantièmen- und Kindersegen. »So pflegen«, schrieb ich, »wenn der gegen eine Welt voll Tücke vertheidigte Idealist nicht zufällig Major Lauff heißt, diese Dramen im Leben nicht zu enden«. Der Conflict zwischen freier künstlerischer Persönlichkeit und der kleinlichen Niedertracht un-

Digitized by Google

sichtbarer Zwingherren, die dem Unbotmäßigen den Brotkorb höher hängen, ist ein tragischer. Seine Furchtbarkeit hat Herr Otto Ernst — auch das sei ihm gedankt — in Chargen, Wendungen und Milieuzeichnung ahnen lassen. Aber das moderne Journalistendrama endet letal. Der verschüchterten Lebensführung eines Anton Bruckner und der üppigen Berühmtheit eines Herrn Ziehrer gegenüber ist es einfach der heuchlerischeste Hohn, von Ueberschätzung des Einflusses der Tagespresse zu sprechen. Ja, soll er denn auch noch die Genugthuungen, die irdischem Darben posthume Ehrfurcht bereitet, zerstören, soll er die Popularität von Schwindelgrößen auch den Spätergebornen suggerieren können? Herr Otto Ernst überschätzt die Pressmacht sicherlich nicht, wenn er die von ihr bewirkten Schäden so flink reparieren lässt. Aber überschätzte sie Richard Wagner, da er in seinem Aufsatz »Wollen wir hoffen?«*) mit dem wunderbaren Pathos des Sehers auf die Stelle wies, wo einst dem socialen Körper die brennendste Zeitwunde aufbrechen werde?

»Die Natur will, sieht aber nicht. Hätte sie voraussehen können (wie dies Schopenhauer so anschaulich als Beispiel vorführt), daß der Mensch einmal künstlich Feuer und Licht hervorbringen würde, so hätte sie den armen Insecten und sonstigen Animalien, welche in unser Licht sich stürzen und verbrennen, einen sichern Instinct gegen diese Gefahr verliehen. Als sie dem Deutschen seine besonderen Anlagen, und hierdurch seine Bestimmung, einbildete, konnte sie nicht voraussehen, daß einmal das Zeitungslesen erfunden würde. Im Uebermaß ihrer Zuneigung gab sie ihm aber soviel Erfindungssinn, daß er selbst sein Unglück sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bereitete. Künstliches Feuer, wie künstlicher Buchdruck, sind an und für sich nicht unwohlthätig; nur den Deutschen sollte wenigstens der letztere in zunehmende Verwirrung bringen. — — — Welcher unserer großen Dichter und Weisen hat nicht mit

*) »Gesammelte Schriften und Dichtungen«, Band X, S. 132 ff.

Digitized by Google

zunehmender Beängstigung die durch das Zeitungslesen stets abnehmende Urtheilsfähigkeit des deutschen Publicums empfunden und beklagt? Heut'zu Tage ist es nun aber bereits so weit gediehen, daß unsere Staatenlenker weniger die Meinungen der durch allgemeines Stimmrecht gewählten Volksvertreter, als vielmehr die Auslassungen der Zeitungsschreiber beachten und fürchten. Man muß dies endlich begreifen; so verwunderlich es auch ist, daß gerade für den Aufkauf der Presse, wenn sie denn einmal so furchtbar ist, die Regierungen nicht das nöthige Geld auftreiben können; denn zu kaufen ist doch endlich Alles. Nur scheint allerdings unsere heutige Presse auf allem Gelde der Nation selbst zu sitzen: in einem gewissen Sinne könnte man sagen, die Nation lebt von dem, was die Presse ihr zukommen lässt. Daß sie geistig von der Presse lebt, muß für unleugbar gelten: welches dieses geistige Leben ist, ersehen wir aber auch, namentlich an dem ‚erweiterten Gesichtskreise', der in der armseligen Bierstube, wenn die Tische nur tüchtig mit Zeitungen belegt sind, sofort jedem von Tabak verqualmten Auge sich öffnet! — Welche sonderbare träumerische Trägheit mag es doch sein, welche den Deutschen unfähig macht, selbst zu erkennen, und ihm dagegen die leidenschaftliche Gewohnheit pflegt, sich um Dinge zu kümmern, die er nicht versteht, eben weil sie ihm fern liegen? Alles, was er nicht kennt, traut er dem Zeitungsschreiber zu wissen zu: dieser belügt ihn täglich, weil er nur will, nicht aber weiß, das ergötzt nun aber den Zeitungsleser wieder; denn auch er nimmt es endlich nicht mehr genau, wenn er nur — Zeitungen lesen kann. — Ich glaube hier das ärgste Gift für unsere geistigen socialen Zustände erkennen zu müssen: auch nehme ich an, daß ein großer Theil meiner Freunde die gleiche Einsicht gewonnen hat. Nur bin ich noch selten, oder fast nie, selbst bei meinen Freunden, auf eine bestimmte Ansicht darüber gestoßen, wie diesem Gifte seine schädliche Kraft zu entziehen sei. Noch ist fast ein jeder der Meinung, ohne die Presse sei nichts zu thun, somit — auch nichts gegen die Presse. Es scheint einzig nur mir bisher noch beigekommen zu sein, daß die Presse nicht zu beachten sei, wobei mich das Gefühl davon leitete, welche Genugthuung mir

Digitized by Google

wohl derjenige Erfolg geben würde, den ich durch die Presse gewinnen dürfte. Mein Nichterfolg in Paris that mir wohl: hätte ein Erfolg mich erfreuen können, wenn ich ihn durch die gleichen Mittel meines durch mich beängstigten, verborgen bleibenden Antagonisten erkauft haben würde? Diese Herren Zeitungsschreiber — die Einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unserer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist dagegen ihnen sehr widerwärtig. Vor einigen Jahren hatte ich in Wien einmal dem Sängerpersonale meiner Opern zu sagen, daß ich eine sie betreffende Erklärung ihnen mündlich kund gäbe, nicht aber gedruckt und öffentlich, weil ich die Presse verachte. In den Zeitungen wurde Alles wortgetreu referiert, nur statt: ‚ich verachte die Presse' war zu lesen: ‚ich hasse die Presse.' *) So etwas wie Hass vertragen sie sehr gern, denn ‚natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!' — Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Hass bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich.«

Herr Max Kalbeck, der aus der soundsovielten schlesischen Dichterschule in den Wiener Recensentenpfuhl verschlagene Idealist, ist anderer Meinung. Wie einem Verirrten redet er Herrn Otto Ernst zu und kann es nicht fassen, daß »er, der Freund des Fortschritts, der Kämpfer für geistige Freiheit«, nicht auch »ein Verfechter jener Institution ist, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Cultur zu verdanken haben«. Solches schrieb Herr Max Kalbeck im ‚Neuen Wiener Tagblatt' und ahnt nicht, daß er Ernst's Typen in handgreiflicher Nähe hätte, wenn er nur einmal auf einen längeren gemüthlichen Plausch in seine Redaction käme. Ich habe neulich an einer Reihe von Auszügen, die ich für sich selbst sprechen ließ, die scurrile Weltfremdheit dieser Wiener Feuilletonisten geschildert, die in ihren Kritiken der

*) Siehe Nr. 6 der ‚Fackel' Ende Mai 1899.

Digitized by Google

»Gerechtigkeit« ahnungslos die blutigste Verhöhnung ihrer eigenen Blätter verübten: jeden ließ ein teuflischer Zufall just jene Schilderungen und Wendungen citieren, die auf seine engere Collegenschaft am besten passten. Der Feuilletonist des ‚Neuen Wiener Tagblatt' mußte fatalerweise auf den Verleger hinweisen, der um des Geschäftes willen jede Parteifarbe verpönt, jedes Inserat aufnimmt und nur mit dem Ausland polemisiert. Und: »da haben wir«, ruft Herr Kalbeck, »Heinz Schlenkner, den unverfrorenen, zudringlichen Jüngling, der Theaterkritiken aus Dramaturgien zurechtschneidert, überall dabei ist, wo es was zu erschnappen gibt, Unglücksfälle pikant schildert, feile Tänzerinnen, eitle Mimen und reclamebedürftige Sommitäten interviewt und das Blaue vom Himmel herunterlügt, die Zeile für fünf Pfennige«. Sollte es dieses Gewächs in Wiener Redactionen nicht geben oder etwa die Umrechnung der Pfennige in Kronenwährung die Agnoscierung erschweren? Und ist Heinz Schlenkner nicht ein wichtiges Glied jener Institution, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Cultur zu verdanken haben? Solche Journalisten gibt's ja gar nicht! rufen die Herren Kalbeck, Wittmann und Hevesi, die erst von ihren Redactionen ins Burgtheater gehen mußten, um sie kennen zu lernen. Da ist der Reichsdeutsche Franz Servaes, Kunstrichter der ‚Neuen Freien Presse', der für den Berliner ‚Tag' Wiener Briefe schreibt, ein besserer und auch ein indiscreterer Kenner. Ihm bleiben Otto Ernst's Gestalten weit hinter der Wirklichkeit zurück. Er ist enttäuscht; denn er hatte erwartet, der Autor der »Gerechtigkeit« werde »es ihnen ordentlich geben«. »Ja, hätte er es nur gethan!« ruft Herr Servaes am 12. November, »Wir vom Bau hätten es ihm recht gern mit Dank und Sympathie quittiert. Denn wir wissen sehr wohl, daß auch in der besten Presse immer noch manches faul und unzulänglich geblieben ist, daß vieles, vieles anders werden muß, und daß an den gegenwärtigen Zuständen, wo man

Digitized by Google

sie fest ins Auge fasst, sowohl der Satiriker sein Müthchen kühlen wie auch der Tragiker seine Erschütterung finden kann. Ich verzichte darauf, eine humoristisch gefärbte Musterkarte engerer und weiterer Collegen hier aufzutischen .... Es gibt solche Bande — wir wissen es —, wenn sie auch nicht mit solch naivem Cynismus sich zu ihrem Berufe bekennt, wie Otto Ernst aus theaterpraktischen Gründen es uns vormachen will.« Im ‚Neuen Wiener Journal', dessen Geschäftsprincipien wohl die meiste Aehnlichkeit mit denen des Verlegers und Scherenmannes Löhmann aufweisen, wurde ein Herr losgelassen, der unter der Chiffre S. S. »Erinnerungen eines alten Wieners« auftischen und beweisen sollte, daß die Tendenz der »Gerechtigkeit« auch für Wien zuträfe — »wenn ihre Handlung um einige Jahrzehnte zurückverlegt und wenn sie in der Kleidertracht der Vierziger- und Fünfziger-Jahre gespielt würde; denn ja, damals hatte Wien seine ‚Unverantwortlichen' der Zeitungskritik, seine journalistischen Theaterpaschas, von deren geradezu despotischer Willkür die Geschicke der Künstler und Theaterdirectoren abhängen mochten«. Herr Sigmund Schlesinger, Bruder des Max, versteht die Welt nicht mehr! Und S. S., der alte Journalist, dessen Name schon durch seine Anfangsbuchstaben an Verabreichung von Schweiggeld, an Vertuschung von Corruption und Zischeln von Privatlebensaffairen erinnert, ist ein Kenner. Er lässt uns von der Allmacht vormärzlicher Zeitungsstrolche träumen, und wenn wir den Artikel zu Ende gelesen haben, sollen wir erwachend staunen, wie arm wir geworden sind. Nun ja, gewiss sind die Saphir und Bäuerle unerreichte Vorbilder geblieben, und das Erbe ihrer Ruchlosigkeit ward an ein Geschlecht von Dutzenderpressern zersplittert, die in freier Entwicklung des Zeitungswesens wie die Pilze aus dem Boden schossen. Aber es wäre läppisch, zu glauben, daß ein Arsenal von modernsten Revolvern nicht mehr Respect einflößen sollte als zwei alte

Digitized by Google

Kanonen. Die ganze Zeit, von der Herr Sigmund Schlesinger spricht — seine Betrachtung umfasst eine weite Strecke — war harmlos; es war die gute alte Zeit, in der der Großvater die Großmutter und Herr Max Schlesinger fünf Gulden nahm. Aber die despotische Willkür der Theaterpaschas? Nun, in diesem Punkt war Saphir ein Bäuerle gegen Herrn Bauer. S. S. erzählt, ein Schmierer habe einmal »die Hofschauspielerin Zerline Würzburg in ihrer persönlichen Ehre angetastet«, und deren Bräutigam Louis Gabillon sei dem Kerl auf die Bude gerückt. Dergleichen kommt jetzt nicht mehr vor, und wenn auch im ‚Neuen Wiener Journal' hin und wieder noch Schauspielerinnen in ihrer persönlichen Ehre angetastet werden, so lähmt doch die Furcht der Theaterleute vor den Coulissenplauderern den Willen zur persönlichen Abwehr. »In dem altberühmten Vergnügungsetablissement beim Dommayer und Zögernitz setzte es immer einen gelinden Schreck, wenn die Meldung geschah, der ‚Herr von Bäuerle' werde hinauskommen. Denn da galt es obligat für den Wirt, daß zur Würdigung dieser außerordentlichen Ehre ein ganzer Tisch für den ‚Herrn von Bäuerle' und seine Gesellschaft gerüstet sein mußte. Natürlich nicht ohne die entsprechende Flaschenbatterie — aber natürlich ohne die entsprechende Rechnung.« Auch das gibt's jetzt selbstverständlich nicht mehr. Maxl's Bruder muß es wissen. Es gibt zwar noch gemüthliche Wiener Redacteure, aber die ziehen das Freiquartier im Kahlenberghôtel, das Gratisbeziehen von Rothberger'schen Kleidern für sich und die Ihren jedem andern Vergnügen vor, und statt daß sie zu Dommayer und Zögernitz »hinauskommen«, lassen sie sich von sämmtlichen Gastwirten des neunten Bezirkes »ins Haus liefern«.

Mit einem Wort: Zustände, wie sie Herr Otto Ernst schildert, gibt's nicht mehr. Und war's nicht drollig zu beobachten, wie nach der Première der

Digitized by Google

»Gerechtigkeit« die großen Erpresser versicherten, die Tendenz des Stückes sei bloß gegen die kleinen gerichtet? Es sei ja ausdrücklich im Personenverzeichnisse von der »Redaction des Revolverblattes ‚Gerechtigkeit'« die Rede. Und da Revolverblatt bekanntlich eine officielle Bezeichnung ist, die jede Meinungsboutique in ihrer Firma führt, so konnten »nur die kleinen« gemeint sein. Zwar erreichen bei uns auch die Großen nicht durchwegs eine Auflage von 15.000, zwar decken sich die in der Komödie geschilderten Manöver von stückeschreibenden Recensenten mit den Usancen des führenden Wiener Schriftthums, zwar sind unsere armseligen Theaterblättchen, bei denen in der Regel Ein Mann der schreibende, erpressende und expedierende Factor ist, von den luxuriösen Verhältnissen der ‚Gerechtigkeit' himmelweit entfernt, — nützt nichts: Herr Otto Ernst hat »uns« nicht gemeint. Aber uns natürlich auch nicht! riefen die Kleinen. Und da war's denn noch drolliger zu beobachten, wie pathetisch selbst diese jeden Verdacht von sich abzulenken suchten. Aus einer der anrüchigsten Montagsjauchen, über die wir verfügen, der des J. Fürst, stieg ob der Tendenz der »Gerechtigkeit« eitel Lob und Dank zum Himmel. Kurz vorher war der Eigenthümer des Blattes, Se. Durchlaucht persönlich, bei dem Chef einer großen Wiener Kaffeefirma viermal erschienen und hatte diesem seinen Herzenswunsch nach einem Inserat unterbreitet. Die Bitte ward abgeschlagen, die »Gerechtigkeit« aufgeführt, und so lasen wir denn in einer und derselben Nummer (vom 10. November) nebeneinander die folgenden Notizen:

(Vom Kaffee.) Seit geraumer Zeit wird in Wien lebhafte Klage darüber geführt, daß die Qualität des in Wien im Handel befindlichen Kaffees sich fortwährend verschlechtert, und namentlich die Hausfrauen lamentieren, daß sie

Es war eine gute Idee, ein Stück zu schreiben von den Journalisten, wie sie nicht sein sollen. Mehr als irgend ein anderer Beruf, steht der des Journalisten nicht nur in der Oeffentlichkeit, er beeinflusst die Oeffentlichkeit, er vermag sie zu

Digitized by Google

nirgends mehr fast eine genießbare Qualität zu finden vermögen. Es wäre interessant, zu erforschen, auf welchen Ursachen diese allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert. Man hat nichts von Missernten gehört, und trotzdem die Verschlechterung. Es scheint, daß sich in Wien ein Kaffee-Trust stillschweigend gebildet hat, der die minderen und schlechten Sorten den Wienern aufzwingen will.

regieren, sogar zu dirigieren. Daß von dieser Macht der Presse auch vielfach utilitarischer und schlechter Gebrauch gemacht wird, ist ebenso richtig als es auch fast natürlich ist. Nichts liegt näher als Missbrauch der Macht, und zwar nicht nur im journalistischen, sondern in jeglichem Berufe, und desto empfindlicher wird dieser Missbrauch, je mehr sich der Beruf den Interessen der Allgemeinheit nähert, wie gerade der des Journalisten. Es war also eine gute Idee, die Schädlinge dieses Metiers theatralisch geißeln zu wollen.

»Auf welchen Ursachen die allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert«, daß der Kaffee jetzt in Wien sich fortwährend verschlechtert, habe ich klargelegt. Man hat nichts von Missernten gehört. Aber vielleicht hört man von einer Strafanzeige gegen einen Erpresser? . . .

Nein, er hat uns allesammt nicht gemeint. Und er hat sich auch vor einem Interviewer des ‚Fremdenblatt' redlich für seine Verirrung entschuldigt. »Ich schätze und verehre die anständige Presse«, »Ich verkenne nicht die ungeheuere Bedeutung der Presse«, »Ich würdige vollkommen die furchtbare Schwere dieses Berufes«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die Vormittag für Vormittag, Abend für Abend in die Redaction gehen«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die freudig und stolz dem Tage dienen«, »Ich weiß, was es heißt, wenn man in später Nachtstunde einen Leitartikel beginnen muß«, »Die Mitternacht zieht näher schon, und der Metteur reißt dem Redacteur Blatt für Blatt aus der Hand«, »Die gute Presse liebe und schätze ich« . . . Man hatte den Eindruck, daß Herr Otto Ernst gezwungen war, hundertmal strafweise einen Satz, für den er immer neue Variationen ersinnen mußte, abzuschreiben. »Und es ist gar nicht ausgeschlossen«, rief er zum

Schluss, »daß ich in kurzer Zeit in einem neuen Stück oder Roman die Journalistik in ihrem positiven Wirken, die Journalistik als Culturfactor vorführen werde« ... Wenn Herr Otto Ernst sein Interview durchliest, wird er sich mit Unrecht schämen. Es steht durchaus nicht im Widerspruch zu den Bekenntnissen seines Dramas; es ist vielmehr die treffendste Bestätigung seiner Ansicht von der Macht der Tagespresse...

Alles, was recht ist — und billig! Herr v. Koerber zeigt guten Willen, und man muß ihn dafür loben. Er bekämpft die Tuberculose, er bekämpft den Alkoholismus. Freilich, weil's zu kostspielig wäre, jene nicht durch Tuberculose-Heilstätten, diese nicht durch Trinkerheilstätten. Aber zeugt es nicht von Muth, dem Ungethüm Tuberculose, bloß mit einer Verordnung — mit einem Blatt Papier — bewaffnet, entgegenzutreten? Und dem Dämon Alkoholismus, den der Antialkoholiker fanatische Schar durch Sittensprüchlein exorcisieren will, wirft Herr v. Koerber mit ruhiger Entschlossenheit die eherne Tafel eines Trunkenheitsgesetzes an den Kopf. Die Branntweinschänker jammern. Denn wann hätten, wenn die Gesetzgeber Schutzmittel gegen sociale Gifte bereiteten, die Giftmischer nicht über Verletzung ihrer erworbenen Rechte geklagt? Aber diesmal wird es schwer halten, die Klagen zu überhören. Wenn Schädigung eines Gewerbes, Verkürzung von Steuerzahlern und andere gewohnte Schlagworte nicht mehr wirken, so bleibt den Branntweinschänkern noch ein letztes unfehlbares Argument: Herr v. Koerber will »Treu und Glauben«

Digitized by Google

im Branntweinschank vernichten. Sein Gesetzentwurf bestimmt, um die Verabreichung von Branntwein auf Credit zu verhindern: daß keine Schuld für Branntwein klagbar sein soll, wenn der Mann, dem das Gift geschänkt ward, dem Schänker für früheren Branntweingenuss noch die Bezahlung schuldete. Unklagbare Schulden! Man denkt allsogleich an den Differenzeinwand, und mit der Wucht der Börseanermoral, die sich gegen die Unklagbarkeit der Börsendifferenzschulden aufbäumte, wird demnächst die Branntweinermoral gegen Herrn v. Koerbers Treu und Glauben gefährdendes Unterfangen protestieren. Wahrhaft galizische Sitten sind es — denn das Trunkenheitsgesetz für Galizien kannte jene Bestimmung längst —, die man nach Westösterreich verpflanzen will. Und den Branntweinschänkern bleibt, wenn nicht die Börsenpresse und das Abgeordnetenhaus sich ihrer annehmen, nur ein Trost: daß man in Westösterreich immer noch Wege findet, um Gesetze, die Treu und Glauben verletzen, zu umgehen. Haben sich die Börsenmoralisten nicht mit dem Differenzeinwand abgefunden, seitdem er durch Urtheile, welche die Spieldepôts für verfallen erklären, unwirksam ward? Den Branntweinschänkern sei verrathen, daß auch sie der Treulosigkeit der Schuldner wehren können. Darf man dem Arbeiter von Montag bis zur samstägigen Lohnzahlung nicht Branntwein creditieren, so borge man ihm Geld; natürlich müßte der geborgte Gulden als Depôt beim Branntweinschänker bleiben; weil aber das Gesetz — so schlau sind unsere Gesetzgeber — auch Verträge über das »Abtrinken« eines hinterlegten Betrags für unwirksam erklärt, so vereinbare man gar nichts über Branntweinconsum, sondern nur etwa das Folgende: Der Branntweinschänker X leiht dem Arbeiter Y 3 Kronen, und zwar dürfe der Arbeiter von Montag bis Samstag täglich eine halbe Krone beheben und müsse die Gesammtschuld Samstag nachmittags zurückzahlen. Und dann stelle man dem Arbeiter getrost

Digitized by Google

anheim, was er mit der täglich in der Branntweinboutique erhobenen halben Krone anfangen will.....

Seitdem die Regierung dem Alkoholismus beikommen will, kommt er bei den Parteien zu Ehren. Deutsche und Czechen einigen sich mitten in den heftigsten Kämpfen über eine Landes-Bierumlage, die zur Erhöhung der Lehrergehalte verwendet werden soll. Entwürdigend und verletzend, so meinte neulich der socialdemokratische Herr Seitz, sei es für die Lehrer, daß ihre Existenz durch die bürgerlichen Parteien »gleichsam an die Trunksucht geknüpft« wird. Indessen pactiert auch die Socialdemokratie mit der Trunksucht. Die Zeiten sind vorüber, da Herr Dr. Adler den Arbeitern zurief, sie sollten täglich ein Krügel Bier weniger trinken und lieber Agitationsschriften kaufen. Jetzt hat sich die Partei von einem reichen Brauer in Favoriten ein Arbeiterheim erbauen lassen, in dessen Besitz sie dadurch gelangen wird, daß die Baukosten durch eine Abgabe von jedem Hektoliter im Heim getrunkenen Biers — es darf natürlich nur aus der Brauerei des Erbauers bezogen werden — verzinst und amortisiert werden. Im Favoritener Arbeiterheim werden, wenn nicht gerade die Polizei dort Excesse veranstaltet, bekanntlich auch belehrende Vorträge abgehalten. Hoffentlich handeln sie recht oft vom Antialkoholismus. Und jedesmal müßte zum Schluss ein Parteiführer die Zuhörer ermahnen: Trinket täglich ein Krügel Bier mehr, auf daß Kuffner's Arbeiterheim bald uns gehöre! †

* * *

Kein Ziehrer-Jubiläum!

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr! Im ‚Fremdenblatt' (27. November) lese ich: »Capellmeister Ziehrer, der Lieb-

Digitized by Google

ling des Wiener Publicums, veranstaltet auf vielseitiges Verlangen seines Concertpublicums aus Anlass seines vierzigjährigen verdienstvollen Wirkens als Concertdirigent am Sonntag, dem 30. d., nachmittags 3 Uhr, im großen Theatersaal des Etablissements Ronacher eine außergewöhnliche Concertakademie, deren Reinertrag er den Armen Wiens widmet«.

Wahrhaftig, ich bin stolz und froh. Lässt es sich noch bezweifeln, daß ich ein gutes Werk that, als ich Ihnen neulich über das Ziehrer-Jubiläum schrieb? Jetzt habe ich für's erste den Wiener Armen zu einer Unterstützung verholfen: denn den Wiener Armen wird das Erträgnis einer wirklich außergewöhnlichen Concertakademie gewidmet: einer Concertakademie, bei der das Publicum die wichtigste Leistung, nämlich eine Demonstration gegen die ‚Fackel', darzubieten haben wird. Daß eine solche Demonstration der Zweck, daß meine Zuschrift an Sie der Anlass, ja die einzige Ursache der nächsten Production des Herrn Ziehrer ist, kann ich unschwer beweisen: Es ist unwahr, daß Herr C. M. Ziehrer »aus Anlass seines vierzigjährigen Wirkens als Concertdirigent« concertieren will. Herr Ziehrer hat erst 39 Jahre der Dirigententhätigkeit hinter sich, und wie alle seine selbstbiographischen Angaben ist auch die unwahr, daß er am 21. November **1862** sein Debut feierte; wahr ist, daß er — wie in Joh. Em. Hasel's von mir citierter Notiz zu lesen — im Jahre **1863** debutiert hat (wobei Hasel allerdings irrt, da er das Debut auf den 3. November, wahrscheinlich den Tag der ersten Orchesterprobe, statt auf den 21. verlegt). Urkund meiner Behauptung das erste Zeitungsblatt, in dem der Name Ziehrer auftaucht: ‚Die Presse' von Sonntag, dem 8. November 1863. Dort findet man in der Rubrik »Theater und Vergnügungen« das folgende Inserat:

Digitized by Google

Voranzeige. Diana-Saal.

Samstag, den 21. November l. J.
findet
bei festlicher Eröffnung des Pracht-Salons
das
Erste Debut des Capellmeisters **C. M. Ziehrer**
statt. — Näheres folgt.

An anderer Stelle habe ich Herrn Ziehrer's erstes Debut nirgends erwähnt gefunden. Aber muß ich den alten Weibern in Hosen oder Unterröcken, die Herrn Ziehrer verehren, noch eigens versichern, daß Herr Ziehrer wirklich nur Samstag, den 21. November 1863 und unmöglich am Freitag, dem 21. November 1862 debutiert haben kann, da doch eine Carrière, die an einem Freitag begonnen hätte, sicherlich nicht so erfolgreich wie die Ziehrer'sche gewesen wäre? Und muß ich Leuten, die wissen, wie die Dinge gemacht werden, noch erklären, warum Herr Ziehrer nicht den 21. November des nächsten Jahres abgewartet hat, um ein Jubiläum zu feiern? Jedermann begreift doch, daß Herr Karczag, als die Zugkraft des »Fremdenführer« versagte, das Bedürfnis nach einer wirksamen Reclame für Herrn Ziehrer verspürte; und wo es auf die Cassenrapporte des Theaters und auf die Tantièmen des Operettencomponisten ankam, durfte ein Jahr mehr oder weniger keine Rolle spielen: die Jubiläumshetz' allein konnte vielleicht dem »Fremdenführer« noch aufhelfen, nachdem selbst Girardi's Urhumor bei solchem Bemühen gescheitert war.

Herr Karczag hat sich verrechnet, der »Fremdenführer« ist todt. Aber Herr C. M. Ziehrer bleibt auch weiterhin, was ihn das ‚Fremdenblatt' nennt: ein »Liebling des Wiener Publicums«. Das ist er seit den Tagen, da die Popularität des Deutschmeister-Regiments und die musikalische Begabung der absolvierten Instrumentalisten und Compositionsschüler

Digitized by Google

des Conservatoriums, die bei der Capelle der Deutschmeister ihre drei Jahre abdienten, seinen Namen emportrugen. Und wenn es auch z. B. nicht zur Kenntnis des Monarchen gebracht worden ist, daß kürzlich einer der feinsten Künstler Oesterreichs, daß Ferdinand v. Saar seinen siebzigsten Geburtstag begieng, so hat man zu dem fälschlich und zu Geschäftszwecken anberaumten Jubiläum des Herrn Ziehrer einen kaiserlichen Glückwunsch zu erwirken gewusst. Er ist und bleibt der »Liebling des Wiener Publicums«. Aber die Liebe aller Musikunverständigen, die sein Publicum bilden, hat bei den Musikverständigen niemals Hass, sondern nur die tiefste Geringschätzung hervorgerufen. Und allen, die wienerische Musik empfinden, waren Anton Bruckner's Worte aus dem Herzen gesprochen, die Herr Hruby in seinen Erinnerungen an den Meister angeführt hat: „Wann i in Prater geh' und hör' an Ziehrer'schen Walzer leiern, so draht's m'r jed'smal 'n Mag'n um — — i begreif' nöt, wia ma an solch'n Mensch'n, der eigentli nix is, als wia a musikalischer Schwindler, a Scharlatan, neb'n 'n Strauß nennen kann . . .«

* * *

Was Herr Hermann Bahr zur »Gerechtigkeit« sagte, gehört auf ein besonderes Capitel. Er ist eben immer anders als die anderen. Die erkannten ganz richtig, daß der Theaterdichter Otto Ernst gegen die Journalistik, die von Geld- und Gunsterpressung lebt, auftrete, und fühlten sich natürlich nicht getroffen. Herr Bahr hat den Sinn des Werkes in seiner Art gedeutet. Ihm scheint er gegen »die Verleumder« gerichtet. Otto Ernst's Theaterdirector Rose klagt, er müsse mitunter ein Stück annehmen, das den Mann, der über die Leistungen seines Theaters als Kritiker richtet, zum Autor hat, und schildert den traurigen Missbrauch, zu dem die Doppelstellung verleite, dem er sich aber unterwerfen müsse. Herr Bahr hat dies überhört; sonst müßte er Herrn Otto Ernst einen »Verleumder« heißen. Ihm scheint es wesentlich, daß das Erpresserblatt ‚Ge-

Digitized by Google

rechtigkeit' eine aggressive Sprache führt, und er hört aus dem Stücke bloß die Abrechnung mit einer Publicistik heraus, die »alles niederreißt«. Und damit halten wir wieder einmal bei Herrn Wilhelm Singer, der uns »in seiner prachtvollen Rede auf dem Berner Congreß heuer ermahnt hat, einig zusammenzustehen gegen die Lügner«. Der mit Tantièmen bezahlte Lobhudler ist ungefährlich; aber gegen den Angreifer aus Temperament und Ueberzeugung müssen wir »unsern hohen und edlen Stand schützen«. Die ‚Gerechtigkeit' ist ein Blatt, das sicherlich gegen Entgelt morgen das verhimmeln wird, was es gestern verdammte. Das beruhigt Herrn Bahr nicht; er »stimmt der Tendenz des Otto Ernst mit Freuden zu«, weil sie gegen »jene elende Presse des Neides und der gierigen Verleumdung« gerichtet sei. Und wenn er sich darüber beklagt, daß es »Leute gab, welchen es ein Genuss war, wenn große Namen geschmäht und beschmutzt wurden«, so ist nicht mehr misszuverstehen, was dem Schäker eigentlich auf dem Herzen liegt: Den großen Namen hat er, und gegen mich hat Herr Otto Ernst die »Gerechtigkeit« geschrieben. Wer's nicht glaubt und solchen Wahnwitzes unsern Freund nicht für fähig hält, verschaffe sich aus der Feuilletonburleske, die am 7. November in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' erschien, Gewissheit. Herr Otto Ernst, glaubtet ihr, hat den Tendenzen der ‚Fackel' die Bühne eröffnet? Nicht doch: ich dränge meine Stücke unterthänigen Directoren auf, ich greife die Leute an, die nicht in der ‚Fackel' inserieren, ich dulde in meinem Blatte bloß eine Polemik gegen ausländische Regierungen. Rechter Hand, linker Hand . . . »In allen Städten haben einige Schandbuben durch ihren Neid und Geifer unseren königlichen Beruf so vergiftet und entehrt, daß wir nicht länger schweigen dürfen«. Unser (gewaltiger) Wilhelm Singer hat darüber bereits in seiner (prachtvollen) Rede gesprochen, und »vor ein paar Tagen erst ist Sudermann aufgestanden, um anzuklagen«. Nun ja, Herr Sudermann ist wirklich aufgestanden. Aber er hat sich sogleich wieder niedersetzen müssen, da Maximilian Harden ihm kräftig abwinkte. Vor zehn Jahren noch meinte Herr Bahr, »was die Künstler immer zuerst und mit Leidenschaft verhandeln«, sei »das Thema von der bestechlichen Kritik«. Jetzt dünkt ihm die »niederreißende« der Uebel schlimmstes. Ehedem wies er auf Recensenten hin, die »ihr Urtheil nach der Zeile, für Cigarren oder auch, wenn es einem

Digitized by Google

bequemer ist, für baares Geld verkaufen«, und versicherte, daß es überall Erpresser gebe, »wenn sie sich auch freilich anderswo wenigstens nicht in die erste Reihe drängen«. Also hat er einst seine späteren Concordiagenossen verleumdet; jetzt klagt er über die Verleumder. »Nicht zerstören, sondern aufbauen!« C. Karlweis hat in seinem dürftigen »Neuen Simson« das Losungswort ausgegeben, und seither möchten die baufälligen Renommées jeden lauten Ton aus der literarischen Debatte verbannt wissen. »Wir wollen nur gut sein!«, hauchte Herrn Bahr's »Apostel«, »Wir wollen an einen stillen Ort gehen und wollen uns zu den Menschen setzen und jeden, jeden Einzelnen bei der Hand nehmen und einhüllen mit solcher Liebe, bis er schwach wird!« Jawohl! Und dann lesen wir zur Erbauung vier talentlose Feuilletons des andern Schäkers, des Herrn Sudermann, und klagen über die »Verrohung« einer Theaterkritik, die sich weder für den stillen Ort des Herrn Bahr noch für das »Glück im Winkel« seines Berliner Consorten begeistern kann ... Wahrlich, eine verlogenere und dümmere Campagne ist noch nicht ausgeheckt worden, seit die Pressclique das Bedürfnis spürt, die öffentliche Aufmerksamkeit von ihren Machenschaften abzulenken. Herr Sudermann, der in jedem Fasching nach Wien auf den Concordiaball eilt, um sich in der Gesellschaft der schlechtesten Geister lieb Kind zu machen, zetert gegen den Missbrauch der Theaterkritik und macht die Rechte der »Schaffenden« gegen die Zerstörer geltend. Als ob nicht erkauftes, erschlichenes, erbetteltes Lob hundertmal »zersetzender« wirkte als der redlichen Ueberzeugung entsprungene Angriff, unverdiente Anerkennung einer Impotenz, die man auf die Gesammtheit loslässt, nicht gefährlicher wäre als der ungerechteste Tadel des einzelnen, als ob nicht der Kunstwerth eines Harden'schen Zola-Essais den sämmtlicher »positiven« Leistungen des Herrn Sudermann aufwöge! Es ist ja nicht leicht, den Schwindel bloßzulegen, aber ein für allemal muß diesen Braven, die ungestört ihr Tantièmenglück im Winkel genießen möchten, eingetrichtert werden, daß es oft viel wichtiger ist, die Competenz des Lobspenders in der Kunstkritik zu prüfen als die des Angreifers ... »Kochaj my się! Lieben wir uns!« lautet die Parole dieses Polenclubs der Literatur, zu dem wir die Herren Sudermann, Singer und Bahr vereinigt sehen. »Nicht zerstören, sondern aufbauen!« rufen in allen Ländern — die Bauschwindler der Literatur

Digitized by Google

Ein zionistischer Druckfehlerteufel.

Auf den von der jüdisch-nationalen Partei anlässlich der letzten aufregenden Wahlen in die israelitische Cultusgemeinde versendeten Stimmzetteln war auch der Name eines Candidaten angeführt, der den bürgerlichen Beruf eines Conditors ausübt. Der Druckfehlerteufel wollte nicht d'ran glauben und verwandelte den Mann in einen Creditor... Natürlich fiel den Wählern die Sache nicht auf. Vielleicht aber ist wirklich, was wie der Irrthum eines Setzers aussieht, planvolle Absicht; vielleicht stand ursprünglich richtig »Conditor«, die Parteileitung hatte dies für einen Druckfehler gehalten und rechtzeitig noch im Bürstenabzug die Correctur vorgenommen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Freund der Bildung. Aus dem Hause der Gemeinen flattern hin und wieder Worte auf, die einem bleiben, auch wenn sie nicht gerade Herr v. Koerber frisch geflügelt hat. Das pflegt der Fall zu sein, wenn unsere Parlamentarier sich zur Würde entschließen. Es war ein erhebender Moment, als der liberale Herr Funke neulich — am 12. November — seine Rede also begann: »Roma locuta est! Das war einer der bedeutungsvollsten Sätze im alten Römerreiche, und wenn die leitenden Staatsmänner Roms gesprochen hatten, war das für das ganze Reich maßgebend. Ich will die gestrige Rede des Ministerpräsidenten u. s. w.« Aber, Herr Funke! Einem liberalen Politiker mußte diese Berufung auf die Autorität päpstlicher Entscheidungen (siehe die Rescripte Innocenz I. vom Jahre 417 bei Augustinus) passieren!... Herr Funke ward nicht zur Ordnung gerufen; er hatte das Haus durch seine Gelehrtheit verblüfft und lebt, bis er diese Zeilen liest, wohl in dem Wahn, ein großzügiger Politiker zu sein. Roma locuta est, causa finita est... Aber auch die Antiliberalen können sich, wenn's dringend nothwendig ist, gebildet ausdrücken. Die Geschichte vom »Pleonasmus« ist sattsam belacht worden. Weniger bemerkt wurde Herrn Axmann's Ausruf: »Wir werden zur Regierung im Brustton der Ueberzeugung sprechen...!« Vielleicht hören wir nächstens einen Grabredner seinen Nachruf mit den folgenden Worten beginnen: »Mit thränenerstickter Stimme ergreife ich das Wort...«, eine abschiednehmende Ballerine wird vor den Vorhang hüpfen und sagen: »Mit gewinnendem Lächeln leiste ich Ihren Hervorrufen Folge...«, und ein Potentat wird sich nicht nur rühmen, »elastischen Schrittes eine Ausstellung betreten« zu haben, sondern auch zu den einzelnen Ausstellern wie folgt sprechen: »Mit gewohnter Leutseligkeit ziehe Ich Sie ins Gespräch und zeige Mich von der Qualität Ihrer Erzeugnisse sichtlich befriedigt«. Welch ein Triumph des Zeitungsgeistes! Politiker, Grab-

Digitized by Google

redner, Ballerinen nnd Potentaten sprechen so, wie die Reporter über sie schreiben . . .

‚Zeit'-Genosse. 750.000 Gulden verbraucht. 16 Angestellte entlassen . . . Auch für den Verkehr mit Redacteuren und Mitarbeitern haben die Unternehmer der ‚Zeit' die Sitten der bestehenden Geschäftspresse übernommen. An Gagen und Honoraren wird erspart, was die Ausschmückung des »Depeschensaales« kostet. Und die Beschneidung der den leitenden Männern unbequemen literarischen Meinungen wird nicht schonungsvoller betrieben als etwa in der ‚Neuen Freien Presse'. Ihrem Berliner Berichterstatter hat, wie ich erfahre, die ‚Zeit' ein Telegramm über Fuldas letzten Durchfall gänzlich verstümmelt und unter Ausmerzung des Tadels abgedruckt. — Lasen Sie neulich die sentimentale Notiz über die Einweihung »neuer Nonnen«? Und die neckische über die »erste Schneeflocke«? Um uns solcher Genüsse theilhaftig werden zu lassen, hat es einer Million bedurft.

Capitalist. Als ich heuer im Frühjahr warnte, Capital bei einem Unternehmen zu investieren, das unter der Leitung des Herrn Isidor Singer ins Sterben treten sollte, da liefen Sie zu dem genannten Herrn und sagten: »Ich entnehme aus der ‚Fackel', daß Sie ein Tagblatt gründen wollen. In der ‚Fackel' wird vor Ihnen gewarnt. Ich hasse die ‚Fackel' und werde jetzt justament Ihr Unternehmen unterstützen. Ich zeichne 300.000 Gulden.« — — So habe ich die ‚Zeit' gegründet; was ich, nebenbei gesagt, nicht bereue. Seither, höre ich, ist Ihnen ein Auerlicht aufgegangen, und Sie haben geschworen, die Rathschläge der ‚Fackel' lebenslänglich aufs Genaueste zu befolgen.

Herrn Professor Philippovich. Sie waren darüber sehr gereizt, daß Ihr Organ, die ‚Zeit', am Tage der Landtagswahl vergessen hatte, Sie als Candidaten zu empfehlen. Doch sollten Sie dies als die erste Aeußerung von Bescheidenheit der Herren Singer und Kanner eher begrüßen als verurtheilen. Das Blatt ist so hypnotisiert von den Wirren in Macedonien, daß es den Wiener Wirren nicht mehr die volle Aufmerksamkeit schenken kann.

Liberaler Leser. Wahrhaftig, Scharf's ‚Sonn- und Montagszeitung' hat die Forderung der ‚Fackel', daß die Wiener Sicherheitswache durch eine militärische Truppe ersetzt werde, zu der ihrigen gemacht; so sehr zu der ihrigen, daß sie die ‚Fackel' bei der Wiederholung dieser Forderung nicht einmal erwähnte. Ja, wie ist s denn aber möglich? Wo steckt denn in der Notiz der ‚Fackel' über die Favoritener Polizei-Excesse die Corruption, daß mir in Herrn Scharf ein Gesinnungsgenosse erstand? Ich Ahnungsloser! Herr Scharf hatte kaum die ‚Fackel' gelesen, als ihm einfiel: Militärs haben kein Wahlrecht; die Wiener Sicherheitswachen wählen Christlichsociale; so ersetze man sie durch Stadtgendarmen, und die christlichsociale Wählerschaft wird einige hundert Stimmen weniger zählen! Und Herr Scharf hat nichts dagegen, daß die öffentliche Sicherheit in Wien gewinnt, wenn nur die Christlichsocialen dabei verlieren. Daß es den Christlichsocialen auf die Stimmen von einigen hundert

Digitized by Google

Wachleuten ankommt, davon ist das Volk des Schottenrings, das nicht höher als beim Barte Scharf's schwört, auch nach den Landtagswahlen überzeugt.

Habitué. Ein Plauderer erzählt von den Proben der »Gerechtigkeit« im Burgtheater: »Man hatte von maßgebender Seite von allem Anfang an die Losung ausgegeben, daß in den Masken auch die leiseste Anspielung auf lebende Personen der Wiener Journalistenwelt vermieden werden müsse. Das hätte denn auch ohne dieses Verbot kein Schauspieler gewagt — schon mit Rücksicht auf das Revolvermilieu des Stückes.« Des Stückes? Nein, der Wiener Journalistenwelt.

Stilist. Einen sehr glücklichen Ausdruck hat die ‚Neue Freie Presse' (23. November) für die peinliche Empfindung gefunden, die sich gegenüber dem Zusammenhang zwischen den Angriffen des ‚Vorwärts' auf Krupp und seinem Tode einstellte: »Essen, 22. November. . . . Die Versammlung drückte einmüthig ihre Entrüstung über die ihrem um die Vaterstadt hochverdienten Ehrenbürger so kurz vor dessen Hinscheiden angethane Kränkung aus. . . .«

Gynäkolog. In der Redaction der ‚Neuen Freien Presse' ist ein merkwürdiger Fall vorgekommen. »Nach seinem Austritt aus der Armee durchzog er (der Attentäter Rubino) die meisten Länder Europas, dann scheiterte er vor einigen Jahren in London, wo er mit einer Dienstmagd verehelicht war und Vater eines vierjährigen Sohnes wurde.« (17. November).

Einbrecher. Sie schreiben: »Im ‚Extrablatt' vom 1. November finde ich die folgende Notiz: ‚(Der Orden mit Brillanten). Anläßlich seiner Anwesenheit in Wien wurde dem Souverän eines morgenländischen Kleinstaates auch ein Industrieller vorgestellt, der in Anerkennung seiner Verdienste um den morgenländischen Staat den höchsten Orden dieses Landes, sowie die Bewilligung zum Tragen der dazu gehörigen Brillanten erhalten hatte; letztere mußte sich der ehrgeizige Industrielle allerdings selbst kaufen, da der Souverän nicht als übermäßig freigebig bekannt war. Von seinem Minister auf die neuerlichen Verdienste des Industriellen aufmerksam gemacht, erklärte der Fürst, diese in eclatanter Weise belohnen zu wollen, und tauschte zum Beweise seiner Gnade den Orden eigenhändig gegen den mit blitzenden Diamanten besetzten Stern, welchen er selbst trug, aus. Erst später wurde der außerordentlich geschmeichelte Industrielle von Fachkennern aufmerksam gemacht, daß die funkelnden Steine auf dem Ordenssterne nicht echt, sondern eine außerordentlich gelungene Imitation aus Tait's Diamanten waren.' — Man weiß nicht mehr, was man als schlichter Einbrecher und Abonnent des ‚Extrablatt' für Wahrheit halten soll, wenn sogar schon Potentaten Schwindler sind! Oder sollte diese Notiz bloß eine zum Vomieren ekelhafte Reclame der Firma Tait sein? Was hat die Anpreisung unechter Diamanten im ‚Extrablatt' zu suchen? An solchen Auslagen wie der der Firma Tait gehen wir Abonnenten achtlos vorüber!«

Digitized by Google

Republikaner. Vor und nach einem Urkundenfälschungsprocess hat der Herausgeber der ‚Fackel' die Zumuthung, die causa Wallburg contra Habsburg zu führen, abgelehnt. Die Angelegenheiten jenes Herrn Wallburg, von dem es jüngst hieß, daß er sich wenigstens auf einem Budapester Caféhausschild einen Habsburger nennen wollte, kümmern die Oeffentlichkeit nicht, und durch die Enthüllung, daß er eine ihm angebotene anständige Versorgung zurückgewiesen und mit der Drohung, Scandal zu machen, ein Erbtheil zu erlangen versucht habe, wird der natürliche Sohn eines Erzherzogs — wenn's Herr Wallburg wirklich ist — gewiss nicht sympathischer. Daß aber zwischen einem Mitgliede des Kaiserhauses und Herrn Wallburg's Mutter eine giltige Ehe bestanden habe, das ist, weil Mitglieder des Kaiserhauses nur mit der Erlaubnis des Familienoberhauptes giltige Ehen schließen können und weil Herr Wallburg selbst nicht vorgibt, daß seinem Vater die Eheschließung vom Kaiser bewilligt worden sei, unmöglich. So wenig, wie eine in allen gesetzlichen Formen geschlossene Ehe giltig ist, wenn sich etwa ergäbe, der Gatte sei im Zeitpunkt der Eheschließung — ohne es selbst zu wissen, da seine Documente irrige Angaben enthielten — unmündig gewesen: ebensowenig ist die ohne kaiserliche Erlaubnis geschlossene Ehe eines Habsburgers giltig, und sie könnte nicht, wie etwa die ohne Erlaubnis der Militärbehörde geschlossene Ehe eines Officiers als matrimonium illicitum, sed validum (verboten, aber giltig) betrachtet werden: Die Bedeutsamkeit der dynastischen Familienverhältnisse für den Staat fordert die größte Prägnanz der eherechtlichen Bestimmungen. Ob sich aber in der That ein Priester gefunden hat, der im Widerspruch zum Hausgesetze der Habsburger oder in dessen Unkenntnis einen Erzherzog traute, was geht das den Juristen und Alle an, die für Gesetzlichkeit in diesem Staate auch dort eintreten, wo der Wille des Gesetzes mit der Lehrmeinung der Kirche in Widerspruch gerathen mag? Der Conflict zwischen dem im Habsburgischen Hausgesetz begründeten Eherecht und dem canonischen, nach dem die Ehe jenes Erzherzogs vielleicht giltig war, vermag die klaren Verhältnisse des Erbrechts nicht zu verwirren. Als Seelenconflict könnte er verwirrend bei Jenen gewirkt haben, die aus dem Hausgesetz die Folgerungen zu ziehen hatten und deren religiöse Gebundenheit sich doch nicht zu der Ungiltigkeitserklärung einer kirchlich geschlossenen Ehe aufzuschwingen wagte. Anticlericale Fanatiker dürften wünschen, daß in solchem Conflict die Entscheidung klipp und klar gegen die religiöse Ueberzeugung falle, wie sie von ihrem Standpunkt aus, selbst wenn sie entschiedene Gegner des Duells wären, es begrüßen müßten, daß der Monarch im Zwiespalt seiner soldatischen Anschauungen und einer tiefen Religiosität, die ihn das Duell als Mord verabscheuen lässt, höheren Pflichten des Staatsoberhauptes zu genügen glaubt, wenn er den Zweikampf im Heere duldet und selbst theoretische Gegner des Zweikampfs aus dem Heere ausschließt. Den Grundsatz, daß Religion Privatsache sei, verkünden, indem sie staatliches Recht über das kirchliche stellen, höchststehende Personen eindringlicher, als ihn eine Partei predigen könnte, die in der Leiden-

Digitized by Google

schaft politischen Handelns seiner nur allzu oft vergaß. Der Herausgeber der ‚Fackel' billigt, ohne der Partei anzugehören, die ihn aufstellt, jenen Grundsatz; er ist kein anticlericaler Fanatiker, aber auch kein clericaler, und er zerbricht sich nicht den Kopf darüber, wie man sich Herrn Wallburg gegenüber der Ansprüche entledigt hat, die etwa aus einer nach canonischem Recht geschlossenen Ehe abgeleitet wurden, die aber das österreichische Gesetz nicht anerkennt. Darüber zerbricht sich seit längerem nur ein Mann in Oesterreich den Kopf: Herr Ludwig Bauer, der Herausgeber des noch immer erscheinenden ‚Don Quixote'. Als dieses Blatt dem Verlage meines geehrten unlautern Wettbewerbers entsproß, gab es Leute, die neugierig waren zu erfahren, wie ein »geistesfreier Einzelmensch« ausschaut. Sie giengen in die Buchhandlungen und baten: »Geben Sie mir den ‚Don Quixote' von Ludwig Bauer!« Nach längerem Suchen kam dann zumeist ein schwitzender Gehilfe zum Vorschein, der die Auskunft gab: »Leider haben wir nur den von Cervantes!«. Als einer endlich das fünfte Heft zu Gesicht bekam, hielt Herr Ludwig Bauer bereits einen Rückblick auf seine Thätigkeit: »Ich habe mich mit dem Institut der Ehe, der Justiz, mit der modernen Humanität und Erziehung beschäftigt, habe ein concretes Staatsprogramm für Oesterreich aufgestellt, habe . . .« Und seinen Aufsätzen rühmte er nach, daß sie »an Zerstörungslust und auch Zerstörungskraft viel mehr enthielten, als die Oeffentlichkeit ahnt«. »Als ich darangieng«, hieß es weiter, »die Gefühle jener Zeitgenossen, die unsere Institutionen als überlebt empfinden, publicistisch auszudrücken und den geistesfreien Einzelmenschen im Kampfe gegen die ihn bedrückenden Gewalten zu vertreten, da. . .« wurde Herrn Bauers Blatt wegen Majestätsbeleidigung confisciert. Er aber habe grundsätzlich nur »Institutionen« (die nie wegen Ehrenbeleidigung klagen) angegriffen und er wolle nicht mit dem Herausgeber eines persönlichen Scandalblattes — also mit mir — verwechselt werden. Persönlich wurde Herr Bauer bisher nur gegen jene Mächte, die anzugreifen in Oesterreich längst nicht mehr als Bethätigung publicistischen Muthes gilt und in deren Namen sich höchstens der Staatsanwalt meldet, um der Reclamegier mit einer (infolge früherer Ueberreichung des Pflichtexemplars) unschädlichen Confiscation zu Hilfe zu kommen. Diesen harmlosen Sport betreibt Herr Ludwig Bauer unverdrossen fort, geriert sich als den gefährlichsten Gegner des Hauses Habsburg und schrieb, als ihm der Staatsanwalt — wirklich in Anmaßung einer Geschmackscensur — eine jämmerlich seichte, aus Offenbach und dem ‚Simplicissimus' schlecht entlehnte Satire auf höfische Verhältnisse confisciert hatte, wörtlich: »Der Schriftsteller sieht die Idee . . . So stand mir, da ich den »Bobèche« schuf, diese Gestalt vor Augen«. Und er klagte, »die Glutenwärme des künstlerischen Schöpfungsactes« sei hier »durch die Eiseskälte staatsanwaltlicher Bevormundung gelöscht worden«. »Ich kann fallen, aber ich werde mich nie ergeben.« »Der Staatsanwalt hat mich verhindert, meinen Lesern das Tagebuch des Königs Bobèche mitzutheilen. Der Name des Herrn wird den zukünftigen Culturhistoriker

Digitized by Google

interessieren . . . Ich bin kein Anhänger des Parlaments, aber wir werden sehen, ob nicht zur Abwechslung auf seiner Tribüne auch eine ernste Sache besprochen werden kann«. Und citierte Napoleon, der sich dagegen ausgesprochen hat, daß die Censur »das Genie verstümmele« . . . Leider hat der geistesfreie Einzelmensch in dem sonstigen Inhalt des ‚Don Quixote' bisher jenen eigenen Kämpferton vermissen lassen, der ihm vielleicht eine so geschwollene Sprache erlauben würde. Die Zeitungsverschleißer der Stadtbahn weigerten sich, den ‚Don Quixote' zu verkaufen. Als Herr Bauer dies erfuhr, begann er sofort Maximilian Harden, dessen ‚Zukunft' der Bahnhofsverschleiß entzogen ist, auch im Stil zu copieren. Das war voreilig gehandelt. Herr Ludwig Bauer ist bloß ein Märtyrer seines Mangels an Auffassung, nicht seiner Ueberzeugung. Den Verschleiß bei der Wiener Stadtbahn haben nicht, wie in Deutschland, Colporteure inne, die sicherlich nur ein ministerieller Gewaltstreich an dem Vertrieb der ‚Zukunft' und des ‚Simplicissimus' hindern konnte. Daß Diener des Staates, die in unseren Stadtbahnhallen Zeitungen verkaufen, ein Blatt nicht auflegen dürfen, das von den albernsten und bübischesten Angriffen auf das Privatleben erzherzoglicher Gattinnen strotzt, ist einleuchtend. Aus jenen höchsten Sphären droht weder Klage noch Züchtigung, und so ist es ungeheuer muthig, zu behaupten, daß den Thronfolger eines Reiches mit seiner Frau »schon seit vielen Jahren eine ganz außerordentlich innige und folgenschwere Freundschaft verbindet«, und — ich darf's, weil Herr Bauer die Büberei im Parlament »immunisieren« ließ, hier wiedergeben — die Geschichte von dem entlassenen Kutscher zu erzählen, der »Tag und Nacht alle Besucher und Besucherinnen des Thronfolgers ins Schloss« und die Fürstin . . . . (folgt Name) schon »seit vielen Jahren auf meist weiten Wegen nach Schloss K . . . brachte«. Seinen »König Bobèche« ließ Herr Bauer am 1. Januar niederschreiben: »Man stellte Mir eine junge Sängerin vor, die sehr begabt sein soll. Ich habe sie für morgen Abend befohlen und will sie genau prüfen. Ich glaube daher nicht, daß Ich morgen Nacht dazu kommen werde, mein Tagebuch fortzusetzen«; und am 2. Januar: »Es war mir gestern Nacht, wie Ich vorausgesehen hatte, unmöglich, die wichtigeren Ereignisse aufzuzeichnen.« Und wenn gegen solch fratzenhaftes Treiben, dessen Tendenz durch Anspielung auf notorische Ereignisse augenfällig wird, der Staatsanwalt einschreitet, wird über Schmach des objectiven Verfahrens und Unterdrückung der Pressfreiheit gezetert, Parlamentarier interpellieren und die ganze demokrätzige Sippe preist Muth und Martyrium des einsamen Kämpfers. Die Causa Wallburg war ihm natürlich, wiewohl er doch programmgemäß gegen Thron und Altar zu kämpfen hat, Herzenssache, und sein republikanisches Feuer wurde zwar nicht durch ein juristisches Verständnis der Sachlage, wohl aber wieder durch die »Eiseskälte staatsanwaltlicher Bevormundung gelöscht«. Dennoch hoffte Herr Bauer, daß der Staat in Flammen stehen werde, wenn er auf Placaten »Ein österreichisches Panama!« annoncierte . . . Maximilian Harden's Todfeinde haben ihm eine derart lächerliche Parodie seiner Auflehnung gegen das persönliche Regiment Wilhelms II. nicht an den

Digitized by Google

Hals gewünscht. Aber man sehe nur, wie Herr Bauer den Stil der ‚Zukunft' papageit: »Die Leute, die ihm (Zola) ihre Urtheile in die Grube nachriefen.... ihre Begeisterung wie ihre Wuth richtete sich nach ihrer Stellung zu Sems Sprossen«, »Die Beschränktheit der an Parteidogmen Glaubenden«, »Meinungsfabrikanten und Sensationenhändler«, »Annoncenpächter und Meinungsfabrikanten«, »das verunreinigte Holzpapier«, »der große Augenblick, da sich auf den üppigen Westenkönig (Eduard VII.) die Gnade Gottes herabsenkt«, »die Chotek und Aehrenthal sind doch nicht gar so harmlos, wie der Eunuchen klanglose Redegeht«, »internationales Phrasierthum«, »die Talente dienen mählich dem neuen Cäsar Publicus«, »... wie Szell neulich vor seinen Magyaren sprach«, «Zeitungsfeudalherren«, »geschäftgierige Privatleute«, »der feige Hochmuth anmaßender Domestiken wird keinen Denkenden wirren können«, »Ich will ohne Menschenfurcht aussprechen, was ist«... Aber Herr Bauer ist auch kein ‚Fackel'-Verächter. Von ihr bezog er: die »Druckschwärzer der öffentlichen Meinung«, »die Presse bedroht heute, ärger als die Hunnen, alle Cultur«, »die geheimnisvolle, halb mystische Macht, welche die Zeitung auf gedankenlose Leser ausübt, ... beruht eben darauf, daß die Masse von einem im Dunkeln thronenden Götzen, der Zeitung, Offenbarungen zu empfangen glaubt«, »Wenn die Menge immer und immer darauf gebracht wird, daß nicht ein gewaltiges, unbekanntes ‚Wir', sondern ein kleiner, bekannter Herr Paffke oder Kohn seine Lehren vorträgt, dann ist die unheimliche Suggestion der Zeitung unterbrochen«. Selbständig ist Herr Bauer nur, wenn er schreibt: »Es wird ihnen nie etwas so köstliches gelingen als ihr mühelos entworfenes Inserat«.

Irrenwärter. Sie wollen nicht einschreiten, weil Sie der Ansicht sind, daß die Bedauernswerthe, die in der ‚Neuen Freien Presse' schon wieder das Wort in der Frage des »Raffens« ergriffen hat, von einem wuthkranken Hunde gebissen wurde? So fassen Sie doch wenigstens den Schmock, der nach mehrjährigem Kampf gegen die lex Heinze die sittlichen Ergüsse jener anonymen Dame dem Publicum vorsetzt! Am 21. November delirierte sie: »Nicht unbewusste Gewohnheit, viel Gefährlicheres, Verwerflicheres, die Gesellschaft Vergiftendes wird da geübt, und deshalb kann man nicht kräftig und nachwirkend genug seine mahnende, anflehende Stimme erheben. Es handelt sich nicht nur darum, das Gemeine aus der Gegenwart zu merzen, es handelt sich um unser ganzes heranreifendes Geschlecht ... An die guten, edlen, vom Schmutze der Straße rein gebliebenen Männer geht heute meine inständigste Bitte: die Frauen, die allen Weiblichkeitsgefühles bar, sich so zeigen, mit jener abweisenden Missachtung zu strafen und zu behandeln, die sie verdienen.« Ja, aber warum sind denn die Männer »vom Schmutze der Straße rein geblieben«? Weil eben die Frauen ihre Kleider raffen und nicht schleppen ... Das sieht sie nicht ein. Neulich hatte sie Gelegenheit, »ein jnnges, schönes, schlankes Mädchen, das mit ihrer Mutter — wirklich mit einer Mutter! — gieng, zu beobachten.« Man hat »thatsächlich

Digitized by Google

die Unterschenkel vollständig gesehen«. Gräßlich! Aber sie hätte eben nicht »beobachten« sollen! . . . Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die uns schon seit längerem behelligende Dame nicht jung, nicht schön und nicht schlank ist.

Berichtigung.

In Nr. 121, S. 5, 7. und 8. Zeile von oben, ist statt »jede weitere Interpellation ein Eingriff ins Privatleben« zu lesen: *jede weitere Interpellation ein Eingriff ins Familienleben.*

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabnehmer, die ihr Abonnement weder erneuert noch abbestellt haben, werden um eine entsprechende Aeußerung ersucht, da sonst die weitere Zusendung von der nächsten Nummer eingestellt würde.

Die Adresse des Verlages der ‚Fackel' lautet:

IV. Schwindgasse 3.

Wir ersuchen dringend, Zuschriften administrativer Art, als da sind: Abonnementaufträge, Angaben veränderter Adressen, Reclamationen, nicht an den Herausgeber, sondern an den Verlag zu adressieren, da die Uebersendung derartiger Mittheilungen an den Herausgeber die Erledigung verzögert oder verhindert.

Nur solche redactionelle Zuschriften (Manuscripte von unverwendbaren Beiträgen) werden zurückgestellt, denen Retourmarke beilag.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III Hintere Zollamtsstraße 3

Digitized by Google

Nr. 123 Erschienen am 11. December 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", IV. Schwindgasse 3, [illegible]

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 30 Nummern, portofrei . . K 7.—
" " 18 " " . . " 3.60
" das Deutsche Reich, 30 " " . . M. 7.—
" " " " 18 " " . . " 3.60
" die Länder d. Weltpostver., 30 Nummern, portofrei . . 8.20
" " " " " 16 " " . . " 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1252a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 837.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Google

Die Fackel

Nr. 123 WIEN, ANFANG DECEMBER 1902 IV. JAHR

Ueber nichts kann man unsere Richter, wenn sie unter sich sind, häufiger klagen hören als über die Unfähigkeit der Geschwornen, zwischen übler Handelssitte und betrügerischem Handeln die Grenze zu ziehen, jeder unserer Staatsanwälte hat von Niederlagen zu erzählen, die er sich bei den bestbegründeten Anklagen wegen Betrugs geholt, und ein Strafparagraph, dessen erweiterte Anwendung uns beinahe über die jahrzehntelange Verzögerung der Strafgesetzreform hätte trösten können, ist nachgerade fast aus dem Gebrauch gekommen: wie oft haben es sich die Staatsanwälte saure Mühe und die gequältesten Verdrehungen kosten lassen, für klare Fälle von Betrug eine strafrechtliche Qualification zu finden, die es ihnen ersparte, vor die Geschwornen zu gehen! Aber jetzt haben wir nach all dieser übertriebenen Aengstlichkeit eine Anklage wegen Betrugs erlebt, die die Staatsanwaltschaft beschämt, weil sie in einem Gebiet, in dem sie tausendmal zwingenden Anlass zum Einschreiten gehabt und tausendmal den Anlass versäumt hat, eine verblüffende Unerfahrenheit gezeigt, weil sie den Bankdirector Kraemer für einen Auswürfling statt für den Typus seines Standes gehalten hat. Gewiss, auch den Geschwornen ist das Bank- und Börsewesen fremdes Gebiet, und sie haben Herrn Kraemer nicht etwa, weil sie seinen Fall richtig erfassten, sondern lediglich, weil die Betrugsanzeige nicht vom Generalrath der Anglobank erstattet war, und also — da der Betrug kein Antrags-

Digitized by

delict ist — contra legem freigesprochen. Aber ein Freispruch aus Unverständnis des Gesetzes passt sicherlich zu einer Anklage aus Unverständnis des wirtschaftlichen Lebens. Nicht Furcht, sondern Heiterkeit über die staatsanwaltliche Naivetät muß die Lecture der Anklageschrift im Process Kraemer bei allen Bankdirectoren ausgelöst haben. Herr Kraemer hatte sich für seine Börsenspeculationen ein fictives Conto eröffnen lassen, und der Staatsanwalt schreit auf: Das sei Betrug. Aber wann hätte je — Herr v. Kleeborn erkundige sich doch in den Kreisen seiner Bekannten — ein Bankdirector Börsenspeculationen auf den eigenen Namen durchführen lassen? Keinem, der die Kenntnisse, die eine leitende Stellung ihm vermittelt, zu Speculationen nützt, kann es passen, daß selbigen Tags in Cassa und Buchhaltung jeder Beamte erfahre: Der Director hat Alpine Montanactien gekauft. Wenn es ein Uebel — und sicherlich ein schweres — ist, daß Directoren und Verwaltungsräthe von Banken jobbern, so wäre es ein noch ärgeres, wenn bis zum jüngsten Praktikanten herab alles in der Bank bei den Speculationen der Eingeweihten »mitgienge«. Und aus der Handelssitte, die Speculationen der Directoren erlaubt, muß die andere folgen, die ihre fictiven Conti duldet. Aber Herrn Kraemers Conto war nicht gedeckt, er hat mit dem Geld der Bank gespielt, ruft der Staatsanwalt pathetisch aus. Und das war Betrug? Man greift sich an den Kopf und fragt, ob es wirklich heute noch Juristen nicht wissen können, daß es außer dem bedeckten auch einen Personalcredit gibt. Herr Kraemer, selbständiger Leiter einer Wechselstube, konnte nach freiem Ermessen Hunderten Personalcredit für Börsenspeculationen ertheilen; warum nicht auch sich selbst? Unkaufmännisch hätte er gehandelt, wenn er irgend einem der Bankcommittenten leichtfertig den Credit zu hoch bemessen hätte, und wenn er die eigene Creditfähigkeit allzu hoch bemaß, wäre der

Leichtsinn dolos gewesen. Aber Herr Kraemer hat sich keinen höheren Credit ertheilt, als den ihm jeder Wucherer und — weil sein Leben versichert war — jeder Spar- und Vorschussverein bereitwillig zugestanden hätte, und der Staatsanwalt mag mit Recht vermuthen, aber er kann nicht beweisen, daß er sich, wenn man ihn hätte gewähren lassen, später höheren Credit ertheilt haben würde. Was bleibt übrig? Eine Disciplinarwidrigkeit: Herr Kraemer hatte dem Verwaltungsrath die vorgeschriebene Mittheilung vorenthalten, und der Verwaltungsrath mochte ihm die strengste Disciplinarstrafe auferlegen. Die Oeffentlichkeit gieng der Fall Kraemer, geht die Creditfähigkeit und das fictive Speculationsconto eines Bankdirectors nichts an. Nur mit der Thatsache, daß Bankdirectoren — fast alle Bankdirectoren — speculieren, wird sich nach der Oeffentlichkeit endlich auch die Gesetzgebung beschäftigen müssen, und man wird die Speculationen der vermöge ihrer Stellung Eingeweihten, wenn sie nicht im besonderen Falle ein schwereres Vergehen involvieren, vielleicht am richtigsten als eine eigene Form von unlauterem Wettbewerb oder als strafbare Verletzung der guten Handelssitten charakterisieren.

§

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Aus der Wiener Oeffentlichkeit, vor der er seine Thaten verübt, hat sich Herr K. H. Wolf in eine Brüxer Gerichtsstube geflüchtet, um inmitten der Seinen das Schauspiel eines Rechtsverfahrens zu inscenieren. Die Regie war vorzüglich, alles klappte. In und außer dem Schwurgerichtssaal tausend geübte Wolfianer — in Ibsen's »Kronprätendenten« geberden sich die »Wolfsbälge« ähnlich —, die das »deutsche Volk« mit Lärmen und drohenden Geberden zu mimen hatten. Auf der Geschwornenbank die stummen

Digitized

Duodecemvirn, die nur durch das Mienenspiel rege Theilnahme und tiefe Ergriffenheit ausdrückten. Den begleitenden Text zur Geschwornenmimik sprach die ‚Ostdeutsche Rundschau'; pünktlich lieh sie Tag für Tag den Gefühlen, die die Laienrichter bewegen mußten, Ausdruck. Nicht von Erörterung der Beweismittel, nicht von Beeinflussung der Geschwornen kann die Rede sein, denn gegen solches Thun wäre, wenn nicht die ‚Ostdeutsche Rundschau' selbst sich seiner Strafbarkeit bewußt war, in jedem Rechtsstaat und selbst in Oesterreich eingeschritten worden. Aber die ‚Ostdeutsche Rundschau' hat nicht zu den Geschwornen, sondern namens der Geschwornen gesprochen. Deshalb durfte sie, als der erste Act des gerichtlichen Schauspiels vorüber war, bereits am 1. December der Empfindung Ausdruck geben: Die Herrn Wolf belastenden Zeugen hätten nichts vorgebracht als »Gerüchte und Verdächtigungen, absichtlich oder unabsichtlich falsch verstandene Gespräche und Tratschereien, aber nicht eine einzige Thatsache«. Am 4. December — die unliebsame Verhandlung über das Zuckercartell war größtentheils überstanden — war es klar, »wie wenig thatsächlichen Hintergrund die ganze Sache« mit der »russischen Bestechungsgeschichte« hat, und »die Qualität der Zeugen Dr. Schalk's, und zwar gerade der ansehnlichsten Zeugen, erwies sich immer deutlicher«, während »die Angaben aller unbefangenen Zeugen ganz entschieden zu Gunsten Wolf's lauten«. Am 5. December aber hieß es — in jener Nummer, die den Geschwornen, ehe sie sich zur Urtheilsfällung in den Schwurgerichtssaal begaben, ins Haus flog — endgiltig: »Das Beweisverfahren — um von dem voraussichtlichen Wahrspruche der Geschwornen gar nicht zu reden — hat ergeben, daß alle die Tausende, welche an Wolf trotz aller Verleumdungen festhielten, im Rechte waren.« So war, wie oft im Drama der letzte Act, der längst Voraus-

Digitized by Google

gesehenes zu wirklichem Geschehen werden lässt, das Geschwornenurtheil nur mehr ein überflüssiges Anhängsel, und die Zuschauer brachen auf, während noch der Schwurgerichtspräsident, im letzten Augenblick enthüllend, daß er nicht der eingefleischte Wolfianer sei, für den man ihn gehalten, das versöhnende Schlusswort sprach: 800 Kronen Geldstrafe!

Die Sache hat harmlos geendet, und die Gefahr, daß Leute, die Herrn Wolf vor dem Brüxer Process für keinen Ehrenmann gehalten haben, ihn nach dem Process für einen Ehrenmann halten könnten, ist durch den Epilog des Vorsitzenden glücklich beseitigt worden. Nun hat die Kritik über das Brüxer Schauspiel das Wort: Es war ein Tartuffe-Drama, kläglich veraltet und unpsychologisch, wo die Fragen des Sexuallebens verhandelt wurden, aber von kräftigem modernen Geist durchweht, wo die wirtschaftliche Corruption, mit unzulänglicher Technik freilich, auf die Bühne gebracht ward. Immerhin, in den Episodistenrollen wenigstens wurden anschauliche Corruptionstypen gezeigt. Da war vor allem der Vertreter des Zuckercartells, der beileibe nicht besticht, sondern nur schmähende Kritiken vermeiden will und die unbefangene Kritik mit 12.000 Kronen bezahlt, von denen natürlich niemand etwas wissen darf. Er ist der Vertreter einer naiven Corruption; nicht einmal, da ihn Herr Guttmann beschwört, Wolf dürfe von nichts wissen, riecht er Lunte und ahnt, daß man sich von ihm bestechen lassen will. Er sagt sich einfach, das sei bloß eine selbstverständliche Formalität: Herr Guttmann will nicht, daß Wolf etwas wisse, und Herr Guttmann hat Einfluss genug bei Herrn Wolf, um es durchzusetzen, daß Herr Wolf auch wirklich nichts von dem wissen will, was er nicht wissen soll. Denn wenn Herr Guttmann solchen Einfluß nicht besäße, könnte es ja leicht Herrn Wolf eines Tages beifallen, eine schmähende Kritik über das Zuckercartell zu schreiben, und wofür wären dann 12.000

Digitized by Google

Kronen hingegeben? Herr v. Kniep verdient von allen Mitwirkenden das höchste Lob. Aber auch Herr Guttmann, als armer Schächer der Corruption, machte seine Sache gut. Nur Herr Wolf brachte den Corruptionisten von großem Zug, der er sein mußte, nicht heraus: fast tölpelhaft schien es, während es doch als der Gipfel der Tartuffe-Geschicklichkeit hätte empfunden werden sollen, daß er dem Administrator das volkswirtschaftliche Ressort überantwortet. Und das war der arge Fehler der Aufführung: daß der Sinn des Stückes, durch die Schuld des Herrn Wolf, gänzlich verdunkelt ward und daß ein gedankenloses Publicum am Schlusse einen tumben Helden siegen zu sehen glaubte, wo in Wahrheit ein Tartuffe-Drama das in seiner überwältigenden Tragikomik von Molière nicht geschaute Ende fand: daß Tartuffe durch den Spruch der Gerechtigkeit ein Ehrenmann und der Abgott Orgons bleibt.

* * *

Sie haben die Obstruction gegen die lex Heinze geführt!, rief August Bebel neulich emphatisch dem »Verräther« Eugen Richter zu, der die Obstruction gegen die Zolltarifvorlage nicht mitmachen will. Ist der Zolltarif nicht hundertmal wichtiger als die lex Heinze? fragt Bebel entrüstet. Die Antwort ist ihm längst ertheilt worden, ehe er die Frage stellte. Aber Wilhelm Liebknecht, der die Frage voraus ahnte, hat sich der Wahrheit, daß der Prophet im Vaterlande nichts gilt, bewusst werden müssen, als dem Todschweigecartell, das sich gegen seine hellseherischen Verkündigungen in der ‚Fackel' bildete, auch die gesammte Presse der deutschen Socialdemokratie sich beigesellte. Ist der Zolltarif nicht hundertmal wichtiger als die lex Heinze? Wilhelm Liebknecht hat in der ‚Fackel' (Nummer 44, Mitte Juni 1900) geantwortet:

Digitized by Google

»Gerade, weil die lex Heinze nur von untergeordneter Bedeutung war, eignete sie sich für den Obstructionskampf, für den sie sich bei höherer Bedeutung nicht geeignet hätte. Gegen das Socialistengesetz, gegen die Umsturzvorlage, gegen das Zuchthausgesetz und dessen Zwillingsgeschwister, das Flottengesetz, haben wir keine Obstruction geübt; und keiner von uns hat auch nur an Obstruction gedacht. Und zwar deshalb, weil jeder von uns wusste, daß dies ernsthafte, aus dem herrschenden System organisch hervorgewachsene Angriffe waren, zu deren Abwehr der Federwisch der parlamentarischen Obstruction sich so wenig eignete, wie ein Regenschirm zur Abwehr eines mit Dolch und Revolver bewaffneten Straßenräubers. In all diesen Fällen hätte die Regierung sich um unsere Obstruction nicht gekümmert; sobald sie des Spiels müde geworden, hätte man die Geschäftsordnung geändert und jeder Widerstand wäre erdrückt worden. Wir hätten nur eine Galgenfrist von ein paar Tagen gewonnen und der Obstructionskampf wäre eine einfache Chikane gewesen, keine politische Action. Mit der lex Heinze war es anders. Sie war eine Komödie, die höchstens von einzelnen Personen ernst genommen wurde. Der Regierung war sie gleichgiltig.«

Franz Klein's Reformthat ist hier oft gepriesen worden. War es Anmaßung, daß der Laie sie zu preisen sich berechtigt glaubte? Loben ist nach einem ebenso banalen wie wahren Wort schwerer als tadeln, und — wenn's auch Herr Sudermann nicht begreift, der sich so überlegen klug dünkt, weil er die Bretter vor dem Kopf hat, die die Welt bedeuten — strenger als der Tadler hat allemal der Lober den Nach-

Digitized by

weis der Berechtigung zu führen. Nur der gebildete Jurist vermag ein Meisterwerk juristischer Technik wie den Klein'schen Civilprocess zu würdigen, nur der gebildetste dürfte den Meister rühmen. Und dennoch könnte gerade die gründlichste juristische Einsicht, die sich in der Beurtheilung juristischer Mittel erschöpft, gegen den Autor der Civilprocessgesetze unbillig werden: weil sie das Wesen seiner Leistung, die Setzung neuer Zwecke, verkennt. Was der Civilprocess leisten soll — nicht wie er's leistet —, ist keine Angelegenheit der Juristen; und nicht der moderne Jurist, sondern der moderne Mensch hat Franz Klein dafür zu loben, daß seine Reform an die Stelle eines Kampfes um Rechte, aus dem der strengste romanistische Geist am liebsten jedesmal einen Kampf um das Recht abstrahiert hätte, einen Streit um reale wirtschaftliche Interessen gesetzt hat.

Weil der Streit um ein wirtschaftliches Interesse sinnlos wird, wenn die Streitkosten den Streitwerth aufzehren, möchte man selbst auf die Gefahr hin, daß die juristische Vertiefung und das Einkommen der Rechtsanwälte verringert werden, in der Bagatellisierung der einzelnen Processe noch weiter gehen, als es im neuen Civilprocessverfahren geschieht, das überall, wo es sich um hundert Kronen Werth handelt, bereits einen Instanzenzug zulässt. Aber wenn man die Werthgrenze, bis zu welcher das Bagatellverfahren reicht, zu eng gezogen findet: in einem Falle hat der Schöpfer des Civilprocesses das wirtschaftliche Interesse nicht überschätzt, sondern unterschätzt. An diesen Mangel des Processverfahrens erinnert ein Rechtsstreit, den neulich ein Wiener Bezirksrichter entschied. Eine Klage, die von der Hofoper den Ersatz des Preises zweier Sperrsitze begehrte, weil der Spielplan geändert worden war, wurde abgewiesen, und weil der Klagegegenstand wenige Kronen betrug, gibt es gegen solch einsichtsloses Urtheil kein Rechtsmittel. Wird aber wirklich ein Bagatellverfahren der Bedeutung

Digitized by Google

des Falles gerecht, in dem nicht bloß das wirtschaftliche Interesse des Einzelnen verletzt wurde, der etliche Kronen eingebüßt hat, sondern auch die wirtschaftlichen Interessen von Hunderten, die am selben Abend um tausende von Kronen geprellt waren? Und wird nicht die Bedeutung einer Processfrage dadurch verändert, daß ihre Entscheidung präjudiciell für zahlreiche — nicht etwa in Hinkunft mögliche, sondern aus dem gleichen Anlass entspringende — Processe sein müsste? Steinbach hat seinerzeit die Institution eines Civilstaatsanwalts vorgeschlagen, der in principiell wichtigen Fällen einzuschreiten hätte. Ich will so weit nicht gehen und namentlich die Möglichkeiten der Zukunft im einzelnen Process nicht berücksichtigt wissen. Aber es scheint mir richtig, daß man die Klage wegen des Preises zweier Sperrsitze, die wegen Repertoireveränderung nicht benützt wurden, als eine solche auffasse, bei der es sich um den Preis sämmtlicher Sitze handelt, die für jenen Theaterabend und für die ursprünglich angesetzte Vorstellung verkauft waren, und grotesk wäre es, wenn hundert aus dem gleichen Anlass eingebrachte Klagen, deren Gegenstände zusammen hundertmal fünf Kronen betragen könnten, von einem und demselben Richter bagatellisiert würden.

Hier wie sonst werden die Gesetzgeber zu schärferer Ausprägung des Gedankens, daß die wirtschaftlichen Interessen zu schützen sind, und zu besserer Würdigung der wirtschaftlichen Interessen noch zu gelangen haben. Immerhin könnte die Frage des Schadenersatzes für Repertoireänderungen ein andermal auch ohne besonderes Bemühen der Gesetzgebung bei höheren Instanzen zur Entscheidung gebracht werden. Es brauchten nur zwei Dutzend Parquetbesucher einem ihre Ansprüche zu cedieren, der dann die Oper auf eine hundert Kronen übersteigende Summe klagen würde. Und so darf man hoffentlich in Bälde der richterlichen Abstellung eines

Digitized by

Unfugs entgegensehen, der ebenso gegen das Rechtsgefühl wie gegen das Kunstverständnis der Hoftheaterbehörden zeugt, eines Scandals, der in ähnlich scheuloser Enthüllung wucherischen Geistes an kaiserlichen Instituten bisher nicht erlebt ward und der ein Publicum, das sich zum Theaterstrike nicht entschließen kann, zum Besuche unerwünschter Stücke und zu hässlichen Zankscenen vor den Cassen zwingt. Unbegreiflich ist es, daß ein Richter erkennen konnte, die in typischer Weise eine Nothlage des Contrahenten ausnützende Verfügung der Hoftheaterbehörden, daß bei Abänderungen des Repertoires das für Theaterkarten gezahlte Geld nicht rückerstattet werde, sei giltig, weil sie auf den Theaterkarten gedruckt und an der Theatercasse placatiert ist. Denn was an der Theatercasse, zu der ich vielleicht einen Dienstmann schicke, placatiert ist, brauche ich nicht zu wissen, und was auf den Theaterkarten, deren belletristischen Theil ich nicht lese, gedruckt ist, kümmert mich nicht, weil die Theaterdirection keine anderen als die ohnehin bekannten landesüblichen Verpflichtungen auferlegen kann — die aber, wie beispielsweise anständige Kleidung und anständiges Benehmen, nirgends gedruckt sein müssen —, während ich nicht gesonnen bin, falls etwa die Hoftheaterintendanz auf den Karten drucken ließe, der Zuhörer habe während der Zwischenacte jedesmal drei Vaterunser zu beten, solchem Gebot zu folgen. Es ist keine Uebertreibung: Die Hoftheaterintendanz könnte mir ebenso gut vorschreiben, Vaterunser zu beten, als sie mir, wenn ich einen Dienstmann zur Theatercasse schicke und ein Billet kaufen lasse, d. h. das Recht, eine bestimmte Vorstellung zu hören, erwerbe, auf der Rückseite des Billets mittheilen kann, sie gewähre mir für mein Geld lediglich das Recht, mich an einem bestimmten Abend auf einen bestimmten Platz in der Oper zu setzen. Ein Verfügungsrecht, durch dessen Ausübung sie das Wesen des Vertrages, den sie mit den Theaterbesuchern

Digitized by Google

schließt, verändert, hat keine Theaterdirection, keine kann einseitig das Maß der dem Publicum zukommenden Rechte schmälern, und jede darf nur solche Anordnungen treffen, die — wie etwa das Verbot des Eintritts Zuspätkommender während der Vorstellung oder wie das Gebot, daß Damen die Hüte abzulegen haben — vielmehr das Recht des gesammten Publicums, ungehindert die Vorstellung zu sehen und zu hören, schützen sollen. Dem Kunstverständnis von Cassenrevisoren mag man die Auffassung zumuthen, wer ein Opernbillet löst, wolle nicht diese oder jene Oper hören, sondern bloß bei Musik, gleichviel bei welcher, einen Abend todtschlagen, und wenn die »Meistersinger« abgesagt würden, sei auch das »Goldene Kreuz« nicht zu verachten. Dem Wiener Bezirksrichter ist schwerlich so wenig Kunstsinn, aber desto mehr Respect vor einer Hofbehörde zuzutrauen. Daß er, wenn die Karten des Raimund-Theaters den gleichen Text aufwiesen, wie jene der Hofoper, zu Recht erkennen könnte, wer Karten für ein Gastspiel der Duse erworben habe, müsse, falls die Duse absagt, den »Kreuzwegstürmer« anhören oder sein Geld verlieren, ist unwahrscheinlich. Ja er würde der Klage auf Rückerstattung des für eine Theaterkarte entrichteten Preises wohl auch stattgeben, wenn im Raimund-Theater die angesagte italienische Vorstellung stattgefunden, aber ein Mitglied ihrer Truppe die erkrankte Duse ersetzt hätte. Niemand würde bezweifeln, daß der Kartenkäufer das Recht, just die Duse zu sehen, erwerben wollte und erworben habe. Bei den gewöhnlichen Wiener Vorstellungen hingegen wäre das Recht des Kartenkäufers auf eine bestimmte Besetzung nicht anzuerkennen. Landesüblich ist es nämlich, daß der Director nöthigenfalls die Besetzung ändern darf, wiewohl dies nirgends gedruckt ist und wiewohl es ungerecht ist, weil schon der Unterschied zwischen den Gagen der Herren Schmedes und Pacal erweist, daß Herr Schmedes die größere Zugkraft ausübt und

Digitized by Google

Leute in die Oper lockt, die Herrn Pacal, einen ganz tüchtigen Sänger, in einer Hauptrolle nicht hören möchten. Da es aber in Wien nicht üblich ist und nirgends, wo das Theater als Kunststätte betrachtet wird, üblich werden kann, daß das Publicum, froh, einen Abend bei Musik und unter gut toilettierten Leuten zu verbringen, Brüll statt Wagner zu vernehmen sich bescheidet, da der »Contract«, der dem armen Galleriebesucher des Burgtheaters das mühselig eroberte Genussrecht einer König Lear-Vorstellung um Moser's »Bibliothekar« abhandelt, ein unmoralischer ist, kann die neue Hoftheatersitte nicht länger aufrecht bleiben, als bis sie dem Urtheil eines Richtercollegiums, an das vom Einzelrichter zu appellieren sein wird, unterbreitet wird. Bei der nächsten abgesagten Vorstellung mögen sich zwei Dutzend Parquetbesucher finden, die einem ihre Ansprüche cedieren!

* * *

INTERVIEWS.

‚Neue Freie Presse':

»Die Frage, ob er schon wieder ein neues Werk in Angriff genommen habe, verneint Hauptmann. ‚Ich muß mich erst von dem einen Werke wieder völlig losgerissen haben, dann kann ich erst Neues anfangen. Es dauert immer einige Zeit bei mir, bis ich mich in einem neuen Milieu zurechtfinde.' Den Freunden Hauptmann's ist es bekannt, daß er nach der Vollendung eines Werkes für das nächste immer einen völlig neuen Stoffkreis sucht. Darum ist zu ver-

‚Zeit':

»‚Und jetzt', fährt er fort, ‚arbeite ich an einem Stück, das ‚Die Wiedertäufer' heißen wird. Es behandelt das Auftreten der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert in Münster. Die Hauptgestalt ist Johann von Leyden, dieser Schneider, der zum König wird und immer grausamere Thaten verübt, bis er schließlich zugrunde geht. Oh, es ist ein so ungemein reicher und umfassender Stoff. Diese vielen fanatisierten Gruppen und Figuren! All diese Exal-

Digitized by Google

muthen, daß die kommende Arbeit Hauptmann's uns keineswegs wieder ins Märchenland führen wird.«

tationen des religiösen Wahnes, die eigentlich in einen orgiastischen Liebestaumel übergehen. Es ist ein durchaus tragischer Stoff. Ich habe schon mehrere Acte fertig und fünf werden es im Ganzen sein. Ich schreibe dieses neue Stück in Knittelversen, so wie das Vorspiel zum ‚Wallenstein' geschrieben ist.'«

Wie dieser Zwiespalt der Natur zu erklären ist, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, daß das Treiben der Interjuifs längst im Publicum kein anderes Gefühl weckt als das Mitgefühl mit den berühmten Männern, die, den Reisekoffer in der Hand, nicht wissen, ob sie früher den Meldzettel des Zimmerkellners ausfüllen oder dem fragesüchtigen Reporter Auskunft über das Wesen des Dramas ertheilen sollen. Von wo kommen Sie? Wohin reisen Sie? Wohin sind Sie zuständig? tönt's von der einen —, Was schreiben Sie? Mit wem verkehren Sie? Was halten Sie von der Medelsky? von der andern Seite. Aber es zeigt sich, daß die aufwartenden Reporter nicht einmal das Thatsächliche festzuhalten vermögen, und man kann nach dem publicistischen Niederschlag der letzten Interviews getrost annehmen, daß Gerhart Hauptmann irrthümlich dem Zimmerkellner Aufschlüsse über sein nächstes Drama ertheilt und dem Abgesandten der ‚Neuen Freien Presse' den Meldzettel hingereicht hat, den dieser in schlechtem Deutsch paraphrasierte. Der eine hat an dem Dichter des »Armen Heinrich« blaue, der andere hat an ihm grüne Augen entdeckt; aber alle treffen sich in der Verlegenheit, irgend etwas zu sagen, da ihnen der unfreiwillige Empfänger doch nichts gesagt hat.

Oder kann einer wirklich glauben, daß der berühmte Schriftsteller in den paar Tagen seines Wiener Aufenthaltes nichts anderes zu thun hatte, als mit des Börsenwöchners Stenographen — seine Collegen nennen ihn den Dictator der ‚Neuen Freien Presse' —, der in unbeschäftigten Stunden auf Theaterreportage ausgeschickt wird, sich über Ewigkeitsprobleme zu unterhalten und mit ihm ein Gespräch zu führen, das, wie die

Digitized by Google

sinnige Uebergangsphrase lautet, »von der Natur zur Kunst führt«? Da lasen wir Axiome wie: »Die Art des Gestaltens bestimmt die Kunstform«, »Die Reinheit des Styls ist für ein Kunstwerk ausschlaggebend«, »Gott war ein Former, er schuf«. Und all dies hat sich eines Dichters Brust entrungen, da kaum des Dichters Hände vom Bahnstaub gereinigt waren. Hatte Hauptmann wirklich das Bedürfnis, einem vom Hôtelportier herbeigewinkten Eckermann solche Bekenntnisse ins Ohr zu stöhnen? Gewiss, die Reinheit des Styls ist für ein Kunstwerk ausschlaggebend; aber für Herrn Benedikt, der auf Reinheit des Styls nicht immer den größten Werth legt, ist vor allem die Reinheit des Stenogramms ausschlaggebend. Darum möge er seinen »Kl.« — ein Herr Klinenberger soll hinter dieser Chiffre wirken — nicht immerzu in literarische Fährlichkeiten bringen. Die Leser der ‚Neuen Freien Presse' haben erst neulich gelacht, als der jugendliche Stenograph Herrn Otto Erich Hartleben interviewte und zu melden wusste, der Berliner Schriftsteller habe eine Villa am Gardasee gekauft, in der er ein »halkyonisches« Leben führe. Das Wort »halkyonisch« kehrte in jener Notiz, wenn ich mich recht erinnere, nicht weniger als sechsmal wieder, und es wäre noch öfter gebraucht worden, wenn nicht der gestrenge Herr Benedikt das halkyonische Vergnügen an der classischen Bildung gestört und zum Stenogramm gerufen hätte.

Die tiefe Nichtschätzung, die unsere Zeitungseigenthümer für alles Künstlerische haben, der Hochmuth, mit dem sie die Literatur als Luxussache behandeln und dem nächstbesten Gerichts- oder Localreporter zur Verarbeitung hinwerfen, tritt so recht zutage, wenn man sich die Leute besieht, die in Wiener Redactionen zum Empfang berühmter Männer designiert werden. Der nämliche Reporter, den man jetzt Gerhart Hauptmann ins Hôtel geschickt hat, durfte schon vor anderthalb Jahren, da er zufällig in Christiania weilte, vor Henrik Ibsen Oesterreichs Literatur repräsentieren. Es war allerdings — 11. August 1901 — die Zeit, in der die ‚Fackel' nicht erschien. Doch auch damals hätte eine solche Geschmacklosigkeit nicht verübt werden dürfen. Ich las das Interview im Grand-Hôtel in Christiania, wo man von der Unnahbarkeit des in jenen Tagen überdies schwer Leidenden Schauermären erzählte. Aber im fernen Lesezimmer ward mir aus Wien die Kunde, daß dem Stenographien des Herrn Benedikt ge-

Digitized by Google

lungen war, was damals wohl keinem deutschen oder norwegischen Schriftsteller gelungen wäre: er hatte bei Henrik Ibsen Einlass gefunden. Ich bewahre das Interview als Curiosum; denn ich erinnere mich an die lebhafte Freude der Christianenser, endlich durch Herrn Klinenberger aus der allen Landsleuten verschlossenen Krankenstube des großen Mannes etwas zu erfahren. An die beruhigende Versicherung des Reporters, daß die Sonne bald »die Stirne des Dichters von den Runzeln, welche die schmerzhaften Beine erzeugen, gänzlich glätten wird«, schloss sich eine Erkundigung Ibsen's nach dem Befinden des Fräuleins Lili Petri, die dem Dichter — laut Angabe des Besuchers — als Nora »immer große Freude bereitet« hat. Dann theilte Herr Kl. mit, daß Ibsen ein »interessanter Charakterkopf« sei. »Gerne hätte ich noch länger in die klugen Augen des Dichters geblickt«, schmeichelt der Stenograph des Börsentheils der ‚Neuen Freien Presse', »und seiner verständig klaren Rede gelauscht, doch gedachte ich der Schonung, deren Ibsen noch in hohem Maße bedarf, und erhob mich zum Abschied«. Was aber that nun Ibsen? Er »ließ es sich hierauf nicht nehmen, mir das Geleite bis zur Thür zu geben, und entschuldigte sich noch in liebenswürdiger Höflichkeit wiederholt, daß er wegen seines leidenden Zustandes meinen Besuch im Hôtel nicht erwidern könne«. Und nicht genug daran: »Als ich die Treppe hinabgestiegen und wieder auf die Straße getreten war, da blickte ich auf den Balkon. Dort saß der greise Dichter wieder und nickte mir noch freundlich zu«. Wäre er also damals nicht leidend gewesen, wir hätten vielleicht das für den Austausch zweier Culturen bedeutsame Schauspiel erlebt: Henrik Ibsen besucht Ludwig Klinenberger im Grand-Hôtel von Christiania.

Aber ich halte ernstlich dafür, daß die Ausfragung bedeutender Männer durch mehr oder weniger analphabetisch veranlagte Zeitgenossen eine ebenso alberne wie sträfliche Unsitte ist. Nach dem Zola'schen Muster der Definition des Kunstwerkes (»Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament«) könnte man sagen: Interview = Eine Persönlichkeit, gesehen durch das Auge eines Schmocks. Und ist es nicht frevelhaft, wenn unsere Zeitungen diese Herabsetzung als Sport betreiben? Frommt sie dem Publicum, wenn der zum Erfassen der Dichterpsyche beorderte

Digitized by Google

Kuli nicht einmal fähig ist, die paar Thatsachenbrocken, die ihm hingeworfen werden, aufzuschnappen und zu behalten? Wenn sich drollige Widersprüche wie der eingangs dieser Betrachtung citierte ergeben? Nein, viel nothwendiger, viel weniger herausfordernd wäre die endliche Umkehrung des heute noch beliebten Vorgangs. Ich bin wirklich dafür, daß die Dichter den Reporter, der sie im Hôtel besucht, zwar hinauswerfen, ihm aber bedeuten sollen, daß sie selbst zu ihm kommen würden. Der Künstler interviewe den Schmock! Viel interessanter und lehrreicher, als wenn der Reporter ein Dichterherz zu anatomieren sucht, wird es sein, wenn ein Dichter endlich die Structur der Reporterseele zergliedert. Die besondere Liebenswürdigkeit Henrik Ibsen's lässt bereits auf eine gewisse Bereitwilligkeit schließen, und auch Gerhart Hauptmann's bekannte Unterredung mit dem Abgesandten des ‚Neuen Wiener Journal' zeigte Ansätze zu jener Neuerung. Hier war es nicht mehr »Ein Besuch b e i«, sondern »Ein Spaziergang m i t Gerhart Hauptmann«, der die Ehre hatte, von Herrn Jakobsohn persönlich aus dem Hôtel abgeholt zu werden. »‚Zimmer Nr. 42!', sagt der Portier, ‚Sie können unangemeldet hineingehen. Er e r w a r t e t S i e!'« Freundlicher Händedruck. »Fürchten Sie nichts, ich will Sie n i c h t i n t e r v i e w e n«. Nein, es soll eine Unterhaltung zweier gleichgestimmter Geister werden. »W i r p l a u d e r n über Verschiedenes.« Aber so sehr es Gerhart Hauptmann freut, — »der Dichter sieht auf die Uhr«... »‚Sie gehen doch ein paar Schritte mit mir? Wir können dann weiter sprechen'« ... »Auf dem Wege ins Theater s p i n n e n w i r d i e U n t e r h a l t u n g f o r t«. Das Vergnügen Gerhart Hauptmanns, mit einem Vertreter des Hauses Lippowitz & Co. gemeinsam spinnen zu können, wird immer sichtlicher. Und nun beginnt er, den Herrn -bs- nach seinen Ansichten über moderne Schauspielkunst zu befragen. »Meinen Sie nicht?« und »Meinen Sie nicht auch?« Dies und das begehrt der Dichter zu wissen. »Wir waren beim Burgtheater angelangt, aber Gerhart Hauptmann sagte, er wolle m i c h noch ein paar Schritte b e g l e i t e n. Jede Kunst braucht Tradition, bemerkt er«, neugierig, was Jakobsohn darauf zu erwidern haben werde. Aber schließlich ruft die Pflicht. »Es war ein anregender Spaziergang gewesen, ein genussreiches Gespräch«. Gewiss; nur ist es »mittlerweile höchste Zeit zur Probe geworden. Gerhart Hauptmann drückt

mir kräftig die Hand, sagt: ‚Auf Wiedersehen!' und verschwindet eiligst hinter dem Bühneneingang«.

So gehört sich's. Das war kein Ausfratscheln nach Stimmungen und Absichten, kein halbes Hinhorchen und Aufschnappen biographischer Bekenntnisse. Gerhart Hauptmann fragte, freute sich und gieng angeregt von dannen. Ein Schritt zum Ziele: Ein Stück Zeitungswelt, gesehen durch das Temperament eines Künstlers. Wäre der Artikel mit dem Namen Gerhart Hauptmann unterzeichnet gewesen, kein Leser würde mehr im Zweifel darüber sein, wer eigentlich der interviewende Theil war. Die andere Methode hat sich überlebt. Denn nicht nur, daß die Dichter nichts mehr zu sagen wissen; die Reporter wissen auch nichts mehr zu fragen. Den Chefredacteuren, die ihre Leute zur Belästigung ankommender Berühmtheiten entsenden, bereitet die Auswahl der vorzulegenden Probleme seit längerem gelinde Verlegenheit. Vor fünf Jahren kam Gerhart Hauptmann, der damals schon ein berühmter Mann war, zur Première der »Versunkenen Glocke« nach Wien. Herr Rudolf Lothar, der als Herausgeber der ‚Wage' das Kind im Mutterleib interviewen ließ, erkannte sofort, daß man da etwas thun müsse, und rief einen erprobten Mitarbeiter herbei, von dem bekannt war, daß er den Ministerpräsidenten beim Aussteigen auf dem Ischler Bahnhof und den Bruder eines pestkranken Spitaldieners in einer Tabak-Trafik abgefangen hatte. Nun aber äußerte er bestürzt, Herr Gerhart Hauptmann sei doch etwas anderes, und er möchte den Mann nicht gleich bei seiner Ankunft im Hôtel überfallen und überdies — »Herr Doctor, wonach soll ich ihn denn eigentlich fragen?« »Was weiß ich?« sprudelte Rudolf Lothar hervor. »Fragen Sie ihn nach seiner Weltanschauung!« Sprach's, und stürmte mit seiner Actentasche, in der Libretto, Ibsenmonographie und Vortrag über Frauenmode ruhten, neuen Zielen entgegen . . .

* * *

Im Pariser ‚Temps' bringt jetzt klagend ein Herr Dr. Margulies aus Wien eine Geschichte vor, die er schon öfter in jüdisch-nationalen Blättern behandelte. Der Anglist Professor Jakob Schipper, so erzählt er, habe ihm, als er sich zur Prüfung für das Mittel-

Digitized by Google

schullehramt melden wollte, erwidert: »Werden Sie lieber Journalist, zum Professor sind Sie zu hässlich!« Das schien Herrn M. nicht bloß unhöflich, sondern, weil nur der outrierte jüdische Typus an ihm, dem körperlich sonst nicht Verunstalteten, hässlich gefunden wurde, auch rüder Antisemitismus. Im ‚Neuen Wiener Tagblatt' widerspricht der selbst zionistischen Tendenzen nahestehende Herr Dr. Leon Kellner dieser Version, schützt den Professor vor dem Verdachte antisemitischer Gesinnung und versichert als Eingeweihter, lediglich die Unfähigkeit des Candidaten sei der Grund der Zurückweisung gewesen und ausschließlich als solcher angegeben worden. Vor Jahr und Tag hatte sich Herr Dr. M. in der gleichen Sache an die ‚Fackel' gewandt, die ihm ihre Anwaltschaft nicht ohne Bedauern eines unverschuldeten Unglücks, also in der Annahme, daß Herr Prof. Schipper wirklich jene Worte gesprochen, versagte. Sie sind nicht so ungeheuerlich, wie sie empfindsamen Pressgemüthern klingen. Denn wahrlich, von der Weisheit des canonischen Rechts, das jene, deren Aeußeres die Spottlust reizt, als untauglich zum Priesteramt erkennt, sollten unsere Lehrerbildner lernen. Nichts ist unerbittlicher und ungerechter, aber auch nichts echter, als der kindliche Sinn für Komik, und Aeußeres und Manieren des Lehrers sehen wir nur zu oft allen Nutzen zerstören, den das reichste Wissen und die Gabe, es mitzutheilen, stiften müßten. Das Lehrtalent eines Salomon Stricker konnte trotz dem nicht eben glücklichen Aussehen und körperlichen Gebahren des Mannes an einer Hochschule wirken; auch dort überwand unbefangene Spottlust bisweilen die Werthschätzung eines Gelehrten, und der Hörsaal ward zur Possenbühne. In eine Mittelschule versetzt, wäre ein Mann vom Range Strickers ein Schädling der Schuldisciplin. Solche Erwägungen haben sicherlich die Leute nicht geplagt, die sich neulich des Herrn Dr. M. annahmen. Der Pariser ‚Temps' hatte seine Geschichte erzählt, und die beiden Singer, Wilhelm und Isidor, konnten sie den Lesern des ‚Neuen Wiener Tagblatt' und der ‚Zeit' nicht verschweigen. Da ward allerdings die Frage, ob M. zum Realschullehrer tauge, nicht aufgeworfen. Ja, der Redacteur der ‚Zeit', der augenscheinlich den im ‚Temps' — französisch! — veröffentlichten Artikel nicht ganz verstand, wusste gar nichts von einer Lehramtsprüfung und erzählte, M. habe von Hofrath Schipper »die Zuweisung einer These erbeten, um zur Erlangung einer

Digitized by Google

Docentenstelle eine Dissertation zu verfassen«. Und Hofrath Schipper ward verhöhnt, weil er mehr für die Schönheit als für die Tüchtigkeit der Gelehrtenrasse besorgt sei. Was aber dünkte die Herren Isidor und Wilhelm Singer das Anstößigste? Sie hätten dem Anglisten die vermeintliche Ueberschätzung der Gelehrtenschönheit noch verziehen, aber das »Werden Sie Journalist!« forderte Sühne. Dem Temps', bei dem Herr Berthold Frischauer wohl unbekannt ist, ward die Frage nachgesprochen, ob es denn wirklich um die Schönheit der Wiener Journalisten so schlecht bestellt sei. Wehe denen, die etwa »Ja« sagen wollten! Aber Herr Hofrath Schipper wird's gewiss nicht wagen angesichts der gefährlichen Drohung der Journaille, man werde sein eigenes Porträt veröffentlichen. Indes, die Frage ist einmal gestellt, und der Zweifel wird im Stillen weiter nagen. Das leichteste wäre, eine Concurrenz für die beste Lösung des Preisräthsels auszuschreiben: Wer muß schöner sein, ein Professor oder ein Journalist? Wenn man jedoch die Kosten scheut, so gibt es noch ein verblüffend einfaches Mittel, den Streit zu schlichten: Herr Isidor Singer, Herausgeber der ‚Zeit' und Professor der Statistik, schaue zweimal in einen Spiegel.

†

* * *

Pietro Aretino ist kürzlich als Vorläufer der liberalen Journalistik hingestellt worden. »Wie man sich jetzt bei Uebergriffen und Missbräuchen von Beamten mit einem ‚Eingesendet' an eine liberale Zeitung wendet«, erzählt sein neuester Biograph, »so gieng man damals zum Aretiner«. Ueberhaupt scheint Aretino in allem und jedem den liberalen Journalisten vorangeleuchtet zu haben; denn seine Art »erinnert schon an die Manipulationen moderner Erpresser mit Bürstenabzügen«, kurz, »Pietro Aretino ist der erste Revolverjournalist«. Aber wenn er der erste und meisterhafteste war, der gefährlichste und verderbteste der Revolverjournalisten kann er, da er sein Gewerbe ganz offen betrieb, wohl nicht gewesen sein. »Der Verächtlichkeit seines Treibens«, so wird uns versichert, »scheint er sich kaum bewusst gewesen zu sein, wenn er mit cynischer Offenheit erklärte, er schreibe des Geldes, nicht der Ehre wegen«. Wie harmlos ist solch cynische

Digitized by Google

Offenheit, verglichen mit der cynischen Heuchelei liberaler Journalisten unserer Zeit, die, der Verächtlichkeit ihres Treibens vollauf bewusst, erklären, sie schrieben der Ehre, nicht des Geldes wegen! Pietro Aretino ist allen Lobes werth, und nirgends mehr, als in einer liberalen Zeitung. Der Artikel, der ihn jüngst pries, erschien in der Wiener Wochenschrift ‚Die Zeit'. +

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' brachte am 7. December ärztliche Aeußerungen über die »Gefahren des Küssens« zum Abdruck. Das Gutachten des bekannten Syphilidologen Professor Dr. Finger enthält in ihrer Stilisierung die folgende Stelle: »Insbesondere gibt es unter den ansteckenden Erkrankungen eine, die häufig durch Küssen übertragen wird. Bei uns kommen etwa drei Percent aller Fälle, welche mit dieser Erkrankung behaftet sind, durch Küssen zu Stande. Dies deshalb, weil Erscheinungen des Leidens sich oft in der Mundhöhle, auf Lippen, Zunge, Gaumen festsetzen, die Absonderungen, die ansteckend sind, sich dem Speichel beimischen und diesen ansteckungsfähig machen. In slavischen Ländern, insbesondere in russischen Dörfern, wo es Sitte ist, daß jede Begrüßung durch Kuss erfolgt, ist diese Sitte Ursache, daß die ansteckende Erkrankung am häufigsten durch Küsse übertragen wird. Insbesondere Kinder werden so häufig inficiert.«

Ja, wie heißt denn »diese« Erkrankung, die so gefährlich ist, daß man sie nicht einmal zu nennen wagt, eigentlich? Das ist doch schon wirklich der Gipfelpunkt des Cretinismus! Ein Specialist für Geschlechtskrankheiten schreibt ein wissenschaftliches Gutachten über die Beziehung zwischen Küssen und Syphilis, und die ‚Neue Freie Presse' streicht ihm das Wort Syphilis und lässt bloß das Küssen stehen! Drasche durfte sich über Tuberculose und Küssen, Kassowitz über Diphteritis und Küssen äußern, Finger bloß andeuten, daß durch das Küssen außer Tuberculose und Diphteritis auch eine Krankheit verbreitet werde. Ja, wie würde die ‚Neue Freie Presse', wenn sie einmal ein Leser fragte, welches medicinische Specialfach denn Professor Finger vertritt, antworten? »Specialist für dieses Leiden«? ... Es ist zum Durchgehen! Aber man muß sich wirklich dafür interessieren, wie es in den

Digitized by Google

Gehirnen der Leute aussieht, die an der Spitze des führenden Blattes deutsch-österreichischer Intelligenz stehen und dem Volkswohl zu dienen vorgeben, indem sie im Inseratentheil die Syphilis fördern, im textlichen sie, wie irgendeine missliebige Zeitschrift, »todtschweigen«. Die medicinische Forschung behauptet, daß Gehirnerweichung immer eine Folgekrankheit der Syphilis ist. Ich vermeide jeden Rückschluss und glaube, daß mindestens die fortschrittliche Paralyse selbständig auftritt.

* * *

Wohin doch der geheimnisvoll-blöde »Wir«-Ton der Pressmajestät führt! Herr Schütz bespricht am 7. December in der ‚Neuen Freien Presse' die Aufführung von Sudermann's »Johannes«, verweist auf seine früher erschienene Recension des Buches und schreibt: »Wir citieren den Satz aus einer Besprechung des Schreibers dieser Zeilen, die vor längerer Zeit in der ‚Neuen Freien Presse' enthalten war.« Bisher wurde immer die Fiction festgehalten, »wir« seien eine mystisch verborgene Vielheit. Aber jetzt kommt heraus, daß es ein schlichter »Schreiber dieser Zeilen« ist. Wie wäre Schopenhauer überrascht!

* * *

Es gibt eine »erste Schneeflocke«. Es gibt einen »ersten Maikäfer«. Freudig erregt pflegen treue Abonnenten solche Ereignisse den Redactionen zu melden. Mir aber hat neulich ein Leser die erste Masseuse eingeschickt, welche in der von Inseratenmoral triefenden ‚Zeit' erschienen ist . . . Die erste und einzige. Ja, gegen die ‚Neue Freie Presse', die täglich ihrer vierzehn hat, vermag das junge Blatt doch nicht aufzukommen!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Nein, der höchst bemerkenswerthe Artikel »‚Die Schwurgerichte', von einem ehemaligen Geschwornen«, den Ihr Blatt am 6. December veröffentlicht hat, war von mir weder verfasst, noch inspiriert. Richtig ist allerdings, daß der positive Vorschlag des Verfassers — Aenderung der Competenzen inner-

Digitized by Google

halb des Schwurgerichtes, so daß künftig die gelehrten Richter die Schuldfrage beantworten, die Laienrichter die Strafe festsetzen würden — aus der Nummer 109 der ‚Fackel' (Seite 2 und 3) entlehnt ist. Man darf Herrn Wilhelm Singer nicht zu viel Anständigkeit zumuthen; übertrieben wäre es, von ihm zu verlangen, daß er die Priorität eines Reformvorschlags, der allein dem Laienrichterwesen das Dasein verlängern kann, in seinem Blatte wenigstens nachträglich feststelle. Anerkennenswerth ist schon, daß Herr Wilhelm Singer das Gute nimmt, wo immer er es findet; der redliche Finder, der den Fundort nennt und die Reclamierung geistigen Eigenthums ermöglicht, braucht er darum nicht zu sein, und selbst wenn er dies eine Mal den Fundort verschweigt, würde ich ihn noch nicht für einen würdigen Collegen des literarischen Gewohnheitsfundverheimlichers Lippowitz halten. Nicht, daß Herr Wilhelm Singer das Gute nicht lässt, weil es von der ‚Fackel' kommt, verarge ich ihm; wohl aber, daß er das Böse übt, das er und seinesgleichen der ‚Fackel' vorwerfen. Wie zetert Herr Wilhelm Singer, wenn man einmal einem Zeitungsschmierer auf die unsauberen Finger klopft, wenn man in die dunkeln Wege hineinleuchtet, die hierzulande zum Zeitungsruhm führen! Da sollen »alle Guten« zusammenstehen gegen Neid und Verdächtigung. Aber im ‚Neuen Wiener Tagblatt' ward neulich einem Künstler vom Range Otto Wagner's nachgesagt, daß er »Fraueneinfluss« aufbiete, um den Bauauftrag für das städtische Museum zu erlangen. So sind in Wahrheit Herrn Wilhelm Singer's Manieren, und nachgerade beginnen die ihm Nächststehenden den Mann, der zwischen Wien, Rom und Bern als Kämpfer für die Wahrheit herumreist und sich als Musterehrenmann vorstellt und preisen lässt, zu durchschauen. Mit jener derben Anzüglichkeit, die man von seinen Polemiken gegen Herrn Bahr her kennt, schrieb jüngst Herr Pötzl (Feuilleton vom 7. December), zur Stube seines Chefredacteurs hinüberblinzelnd, also: »Ich bin gegen jeden misstrauisch, der von sich selber immer herumschreit, er sei ein Ehrenmann. Wer es ist, braucht uns das nicht zu erzählen, wir merken es schon selbst oder es bestätigen uns Andere seine Ehrenhaftigkeit . . .« Am interessantesten ist aber, daß der Leiter des ‚Neuen Wiener Tagblatt', der, den Groll gegen die ‚Fackel' im Herzen, aber ohne sie zu nennen, in allgemeinen Phrasen, gegen die »Zerstörer« sich wendet, die »keine positive Arbeit« leisten, das einzige Mal, wo er aus dem Gesinnungsbrei des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zu einem positiven Vorschlag von größter Wichtigkeit ausgreift, ihn aus der ‚Fackel' bezieht, natürlich gleichfalls — ohne sie zu nennen.

‚Zeit'-Genosse. Sie wollen gehört haben, daß das in der vorigen Nummer der ‚Fackel' ausgegebene Bulletin: »750.000 Gulden verbraucht. 16 Angestellte entlassen« auf einer fehlerhaften Diagnose beruhte. Möglich. Mark Twain depeschierte einmal nach Europa: »Nachrichten von meinem Tode stark übertrieben«. Aber was mag's nur sein, das gerade am Siechenbette der ‚Zeit' des Entstehen so beunruhigender Gerüchte fördert? Es ist ja immerhin denkbar, daß »bloß« die Summe von 400.000 Gulden verbraucht und der Rest »investiert« ist: — ich

wüsste mir wahrhaftig eine bessere »Investition« meiner Gelder als den Ankauf von Druckmaschinen, die das westeuropäische Deutsch und die culturellen Anregungen der Herren Singer und Kanner der Oeffentlichkeit vermitteln sollen. Es gibt einen Grad von Opferfreudigkeit, den schlichte Kenner der journalistischen Verhältnisse Oesterreichs nicht mehr zu begreifen vermögen, und wenn die böhmischen Fabrikanten ihre zweite Million an Salo Cohn's socialpolitisches Organ wenden, so muß wohl oder übel jene kleinliche Nörgelsucht verstummen, die neuestens gefunden hat, daß zwischen den Begriffen ‚Zeit' und Ewigkeit eine viel größere Kluft, als man bisher geahnt, sich dehne. Und dräut der Winter noch so sehr —! rufen einander die Geldgeber ins Ohr, und ihre Zuversicht, daß es einmal doch Frühling werden müsse und aus aschgrauer Talentlosigkeit einem verlangenden Oesterreich das »große Blatt« erstehe, hat etwas Rührendes. Aber nie noch ist eine günstigere Chance — den durch die ‚Fackel' erzeugten Ueberdruss an der stinkenden Presskost zu nützen — kläglicher verthan worden, und ein Großmuth, der die kühnen Missbraucher einer Idee anstatt mit Fußtritten mit Millionen regaliert, ist gewiss die seltsamste Erscheinung dieses perversen Zeitalters. Wann endlich werden die Conterfeis der Geldgeber im Depeschensaal der ‚Zeit' ausgestellt werden? Die Bilder von Passanten, die einen Lebensunfähigen beim Haarschopf aus der Donau ziehen, pflegt man uns sonst nicht vorzuenthalten . . . Nur in einem Punkt stimmt der Vergleich nicht. Gewöhnliche Selbstmörder haben sich nicht darüber zu beklagen, daß man sie, die kaum Geretteten, wieder in die Fluthen zurückstoßen wolle, daß andere Passanten, die nicht selbstthätig eingreifen, sondern bloß zuschauen, gegen sie »intriguieren«. Wohl aber gibt es — laut täglicher Versicherung der ‚Zeit' — einen »Kampf gegen die ‚Zeit'«. Man lasse sie nicht aufkommen, alles habe sich gegen sie verschworen, ringsum lauern Missgunst und Niedertracht, den rettenden Millionären in den Arm zu fallen. Und neben der ständigen Spitzmarke »Unser Depeschensaal« kehrt ebenso häufig die andere wieder: »Der Kampf gegen die ‚Zeit'«. Nicht unsere gottgeschlagene Geistlosigkeit, nicht unser Unvermögen, zu organisieren, nicht unser Schmockthum, das sich von dem der alten Blätter nur durch seine Aufgeblähtheit unterscheidet, ist schuld daran, daß wir enttäuscht haben und nicht festen Fuß fassen können. Nein, die wahre Schuld trägt ein Complot der Administrationen Wiens, welche ihre Helfershelfer aussenden, die friedlich vor den Thüren der Wiener aufliegende ‚Zeit' zu rauben. Unter der bekannten Spitzmarke ward uns dieser Aberwitz immer wieder aufgebunden. Nun traue ich ja den Wiener Administrationen schon eine Schlechtigkeit zu; aber daß sie darin unter das Maß der landesüblichen Entwendung von Abonnentenlisten heruntergehen, daß ‚Neue Freie Presse' und Steyrermühl das Gewimmel von — den Verwaltern kaum persönlich bekannten — Austrägern zu Mitwissern ihrer Verschwörung machen könnten, habe ich ihrer Dummheit nie zugetraut. Jeder Einsichtige verstand sofort, auf welche Winzigkeit von einem Thatbestand die pa-

Digitized by Google

thetische Anklage der ‚Zeit' zurückzuführen sei, und völlig klar wurde die Sache, als die ‚Deutsche Zeitung' eines Tags betheuerte, daß ihre Exemplare von Sendlingen der — ‚Zeit' von den Thürdecken der Abonnenten gestohlen werden. Wer konnte noch zweifeln? Arme Zeitungsträger, die den kargen Lohn des Unternehmens und das Trinkgeld der Besteller zu verlieren fürchten, sehen missgünstig auf jedes Blatt, welches das ihre verdrängen könnte, und hie und da lässt sich einer zu einer strafbaren Handlung verleiten. Solches geschah schon lange, bevor Herrn Isidor Singer's Balg das Licht der Welt schielend erblickte. Seiner Großmannssucht aber erwuchs es zu einem eigens für die ‚Zeit', die sonst sicher schon eine halbe Million Abonnenten hätte, ersonnenen Intriguenspiel. Wer diese hochtrabenden Enthüllungen gelesen hatte und dann am 29. November die Gerichtssaalnotiz las, die unter der Spitzmarke »Der Kampf gegen die ‚Zeit'« erschien, mußte helllaut auflachend die Kant'sche Definition des Komischen bestätigt finden. »Auflösung einer gespannten Erwartung in Nichts«: dies traf nicht nur auf das Erscheinen der ‚Zeit' selbst zu, sondern auch auf die gerichtliche Ahndung, die der »Kampf gegen die ‚Zeit'« gefunden hatte. Das Blatt schämte sich nicht, sie seinen Freunden kundzuthun: »Die beste Zeitung hat für den Leser keinen Werth, wenn er sie nicht bekommt. . . . In einem Falle gelang es einem unserer Abonnenten, einen Austräger des ‚Neuen Wiener Tagblatt' auf frischer That zu ertappen, und heute hatte sich der Mann vor dem Bezirksgericht Josefstadt wegen Uebertretung des Diebstahls zu verantworten.« Und dann heißt es wörtlich: »Auf die Frage des Richters, warum er das gethan, sagte der Angeklagte, er habe befürchtet, einen Abonnenten zu verlieren, wenn Dr. Wrabetz, bisher Abonnent des ‚Neuen Wiener Tagblatt', die ‚Zeit' abonnieren würde. Sein Lohn betrage 5 Gulden 50 Kreuzer wöchentlich; davon habe er drei Kinder zu ernähren. Er habe immer bei der Verrechnung des Abonnements ein Trinkgeld von 50 Hellern bekommen, das er auch zu verlieren fürchtete.« Der »Beschädigte« aber sprach: »Es handelt sich mir nicht um den materiellen Schaden, sondern darum, daß ich die Zeitung, die ich abonniert habe und auf die ich beim Frühstück mit Ungeduld warte, nicht bekomme.« Der arme Sünder wurde zu 12 Stunden Arrests, verschärft durch Arrestantenkost, verurtheilt. Nicht verschärft durch die Lectüre der ‚Zeit', wiewohl man bekanntlich jeden an jenem Rechtsgut strafen soll, an dem er sich vergriffen hat . . . So aber endete der »Kampf gegen die ‚Zeit'«. Herr Singer hätte von der schmählichen Ernüchterung seiner Verschwörungsvisionen sicher nicht den Lesern berichtet, wenn nicht immerhin doch ein rühmliches Moment zu melden gewesen wäre: Der Herr Dr. Wrabetz wartet auf die ‚Zeit', die er — man denke nur! — abonniert hat, beim Frühstück mit Ungeduld. Und darum entschloss sich der nun vollends übermüthige Singer sogar, in der »Uebersicht«, die die wichtigsten Weltereignisse schlagwortartig anzeigt, zu signalisieren: »In Barcelona brechen neuerdings ernste catalonische Unruhen aus. . . . Vom Bezirksgericht Josefstadt wird ein Zeitungsausträger

Digitized by Google

des ‚Neuen Wiener Tagblatt' wegen Diebstahls von Exemplaren der ‚Zeit' verurtheilt«.

Psychiater. In der Krupp-Affaire haben sich in das für eine Discussion verfügbare Quantum an Dummheit beide Parteien redlich getheilt: die Angreifer und die Vertheidiger. Sie sagten im Grunde dasselbe: jene, da sie Krupp eines »Verbrechens« bezichtigten, diese, indem sie ihn gegen den Verdacht pathetisch in Schutz nahmen. Und die Sympathien, die eine beispiellos thörichte Publication dem ‚Vorwärts' entführte, hat die Rede Wilhelms II. ihm fast wieder zurückgebracht. Als ob unter vollsinnigen Menschen heute noch eine Meinungsverschiedenheit darüber bestände, daß der § 175 des deutschen Strafgesetzbuchs (und der entsprechende des österreichischen) ein dreister Eingriff in das Privatleben von hunderttausend höchst ehrenwerthen Staatsbürgern ist, daß eine Gesetzgebung, welche Geschmacksrichtungen und Nervenstörungen bedroht, dem Erpresserhandwerk einen goldenen Boden bereitet! Die Ausrede des ‚Vorwärts', er habe durch Besprechung des Falles Krupp bloß die endliche Abschaffung jenes Paragraphen bewirken wollen, gilt nicht. Nur wenn alle Homosexualen in Rang und Würde ihre Einwilligung gäben, daß ihre Namen zu Zwecken der Agitation veröffentlicht werden — und dies wäre sicherlich das Vernünftigste, was die Herren thun könnten —, wäre der hässliche Eindruck der Erörterung einer Privatsache zu vermeiden. Wohin gerathen wir, wenn selbst das Geschlechtsleben nicht mehr vor publicistischer Neugierde geschützt ist? Wenn eine »aufgeklärte« Presse das Beispiel einer veralteten Gesetzgebung befolgt und Perversitäten ahndet, die sich — ohne Vergewaltigung oder Missbrauch der Unmündigkeit — innerhalb von vier Wänden abspielen? Hienge Staatstreue, kaufmännische Tüchtigkeit, künstlerisches Ansehen, Correctheit des Beamten, Tapferkeit des Militärs von der schnurgraden Richtung sexualer Triebe ab, wie wenige könnten bestehen, wie viele wären tadelnswerth oder lächerlich, welch tausendfach nuanciertes Nachtbild der Gesellschaft ließe sich entrollen! Und auf die nur in niedere Sphären langenden Staatsanwälte würde so manche Enthüllung ähnlich wirken wie eine kalte Douche — im Centralbad . . . Weg mit der criminalistischen Controle geschlechtlicher Irrungen! Ob Krupp homosexual veranlagt war, ist völlig irrelevant; die Bedeutung seines Hauses für die deutsche Industrie hängt von der Antwort nicht ab. Es könnte Gesetzgeber, Minister, Richter geben, die in dem einen Punkte nicht ohne Fehl sind. Was kümmert's uns, wenn wir hören, daß ein General masochistische Empfindungen hat? Die Niederlage einer Armee würde sich ja doch nicht aus der Wollust des Geschlagenwerdens erklären lassen!

Literat. Ich erfahre soeben, daß das Complot baufälliger Renommées gegen die »Zerstörer«, als dessen Wortführer sich neulich Herr Sudermann blamierte, in der Wohnung des schon viel früher abgethanen Herrn Paul Lindau ausgeheckt wurde. Der saubere Plan reifte bei einem Herrendiner, an dem außer den genannten Notabilitäten und dem kürzlich im ‚Neuen Wiener Tagblatt' in der gleichen Sache

Digitized by Google

losgelassenen Herrn Alfred Klaar noch ein vornehmer Gast aus Wien theilnahm: Herr Hermann Bahr persönlich. Er ließ sich's gut schmecken und wischte sich erst am 7. November mit einem Feuilleton der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' den Mund ab. — Am 6. December theilte die ‚Neue Freie Presse' in einer kurzen Notiz ihren Lesern mit, daß die von Herrn Sudermann Angegriffenen »sich zur Wehre setzen«. Sie erwähne dies, weil sie auch Sudermanns Angriffe verzeichnet habe . . . Ist die alte Canaille nicht objectiv? Ueber die Maßen! Die Notiz galt nämlich einer recht unbedeutenden Erwiderung des Herrn Kerr, der außer ein paar gelungenen Spottversen nur seine alten Manieriertheiten vorzubringen gewusst hat. Keine Silbe über Harden's Abwehr, dem doch die klägliche Attaque des Herr Sudermann hauptsächlich gegolten hatte!

Publicum. Meinungsverschiedenheiten zwischen Kritikern kommen häufig vor, und man muß sie hören alle beede, um zu wissen, daß eines Mannes Rede keine Rede, d. h., daß sie das Urtheil eines zufällig ins Verfügungsrecht über Druckerschwärze eingesetzten Privatmannes ist. Nicht so häufig kommt der Fall vor, daß ein und derselbe Theaterrecensent zweierlei Meinung hat. Der Musikkritiker Helm — »ein Helm ohne Kopf« hat einmal Ludwig Speidel gesagt — verstand es allerdings, in der ‚Deutschen Zeitung' die Musikproduction vom Standpunkt des Antisemitismus zu beurtheilen und im ‚Pester Lloyd' Hymnen auf Goldmark anzustimmen. Nun, hier war der Dekorationswechsel der Ueberzeugung aus einem tragischen Conflict beruflicher Interessen zu erklären. Heiterer und psychologisch interessanter ist die Vereinigung zweier Meinungen, an der keinerlei wirtschaftliche Nöthigung mitgewirkt hat. Ein Kritiker, dessen sittliche und literarische Qualität von der der meisten seiner Collegen grell absticht, hat schon seit längerer Zeit das Unglück, für Scharf's ‚Sonn- und Montags-Zeitung' über Burgtheateraufführungen zu schreiben. Neuestens hat er aber auch das Burgtheaterreferat für die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' übernommen. Offenbar vermag nun der tüchtigste Schriftsteller das Kunststück nicht zuwegezubringen, seiner Meinung über schauspielerische Leistungen zweierlei Stilgewand anzuziehen, und er muß, wenn's umgekehrt zu schwer ist, die Meinung dem Stil anpassen:

Sonn- und Montagszeitung', 1. Dec.:

»Kainz als Heinrich verletzte anfänglich in den ruhigen Scenen durch seine unverständliche Art, wie ein feststehendes Automobil auf einem und demselben Flecke zu rasen und stimmlich ohne Veranlassung durchzugehen; aber in den tragischen Reden, die von Zwiespältigkeit, Ironie und Ekstase erfüllt sind, wuchs er rasch über alle Mitwirkenden hinaus und wurde der

‚Wiener Allgemeine Zeitung', 2. Dec.:

»Die Darstellung in den Hauptpartien war unvergleichlich. Man hatte nicht das Gefühl, daß die Kunst des Kainz, die Natur der Medelsky erst in das Dichterwerk hineinwachsen mußte — man schien überzeugt, daß das Werk vielfach aus ihrem Können und Wesen keimte, daß sie an manchen Scenen nicht nur Bringer, sondern auch Hervorbringer waren. Kainz

Digitized by Google

Held des Abends .... Mit kleineren Rollen fanden sich Frau Bleibtreu-Römpler und die Herren Römpler, Schmidt, Gregori ab. Frau Medelsky konnte dem pathologischen Figürchen, das die weibliche Hauptgestalt des Dramas ist, mit ihrem gesunden Talent nicht gerecht werden, aber ihre ganze Art weckte den Wunsch nach ihrem Käthchen von Heilbronn«.

riss uns mit edlem, großen Schwunge über die Schründe und Klüfte, die der arme Heinrich im Siechthum, im wüthenden Weh, in der Weltverachtung vor uns aufreißt. Frau Medelsky, zum dramatischen Leiden, zum Opfer geboren, in den Bildern des vierten Actes einer Madonna der Frühkunst gleich, zog uns sanft und leise himmelwärts. Rührend weich war das Ehepaar Römpler, der Pächter und die Pächterin .... Mit dem Hartmann von der Aue bewies Herr Gregori neuerdings seine innere Hohlheit und sein Unvermögen. Eine gute Statue mit dem Gabillon-Schatten ist Herr Schmidt gewesen«.

An dem Beispiel eines der Besten erweist sich die völlige Werthlosigkeit der Theaterkritik und zumal einer Schauspielerbeurtheilung, die bald von subjectivem Unverständnis, bald von Böswilligkeit, hier von Witzsucht, dort von stilistischem Abwechslungsbedürfnis reguliert wird, immer aber an die Existenz der Theaterleute greift.

Leser. Der bekannte Kunstkritiker Sandor Jaray äußert sich in der ‚Neuen Freien Presse' vom 30. November über den Dekorateur Sandor Jaray wieder ungemein anerkennend. Diesmal handelt es sich um die Ausstattung von »Dubarry«, und Jaray versichert, daß »Aehnliches sowohl auf dem Continent als auch über dem Wasser noch nicht gesehen wurde«. Aber nicht nur bei »Dubarry« ist die Ausstattung Hauptsache. Die These gilt: »Geht man heute zu einem Theaterstück, so findet man keine vollständige Befriedigung, vortreffliche künstlerische Leistungen vom Darsteller auf sich einwirken zu lassen.« Man will mehr. »Man will auch in der Illusion, in der man sich befindet, durch die räumliche Ausgestaltung, also den Ort der Handlung, sich ganz in jene Zeit, an jenen Ort versetzt denken, in welchen das Stück spielt.« Daß bei Werken wie »Dubarry« der Dekorateur der eigentliche Autor ist, weiß Herr Jaray; er spricht davon, welche Aufgaben bei solchen Stücken der »Dekorateur, wenn wir ihn so nennen wollen«, zu erfüllen hat. Bis jetzt »kannte man Jaray's Leistungen nur auf den seriösen Gebieten«; aber Jaray ist »überrascht, in welch musterhafter Weise er auch die Technik der Bühnenausstattung beherrscht«. »Und daß«, schreibt er, »Jaray's Ideenschatz unerschöpflich ist«, »davon liefert« eine soeben eröffnete Ausstellung »den glänzendsten Beweis«. »Dies Alles sind jedoch nur Bruchstücke für die Reichhaltigkeit des Könnens der Firma Sandor Jaray«; die »bestrickendsten Kunstobjecte aller Stilarten« finde man in den eigenen Ausstellungsräumen der Firma »aufgespeichert«.

Digitized by Google

— Dieses starke Lob durfte sich Herr Jaray im redactionellen Theil der ‚Neuen Freien Presse' leisten. In Deutschland würde eine ähnliche Praxis als unlauterer Wettbewerb geahndet. Und die Täuschung, als ob die Selbstbewunderung des Herrn Sandor Jaray, der die ‚Neue Freie Presse' für guten Lohn ihre Spalten öffnete, von einem ihrer Redacteure geschrieben wäre, ist umso vollkommener, als das Deutsch des Inserenten »wenn wir ihn so nennen wollen«, nicht verändert wurde.

Irrenwärter. Die ‚Neue Freie Presse' leitartikelte nach dem Tode Krupp's von einer »diffamierenden Anklage, die jüngst gegen ihn erhoben worden« sei. Krupp sei gestorben, »ohne daß er sich von dem öffentlich gegen ihn ausgesprochenen Verdachte eines im Auslande begangenen hässlichen Verbrechens befreien« konnte. An dem Andenken seines Namens bleibe ein »Schatten« haften, »so wenig wegzuwischen wie der Blutfleck in ‚Macbeth'«. »Der Großherr der Industrie, der heute so jählings endete, hinterlässt dem Namen, den er trug, ein dunkles Merkmal, das niemals schwinden kann, einen moralischen Zweifel, der sein unermessliches Erbe belastet und nicht mehr zerstört werden kann. Ihn selbst konnte der Tod aller Qual eines moralischen Reinigungsprocesses entrücken; aber die Nachrede bleibt, sein jäher Tod verbürgt ihr traurige Dauer.« — Die Aufregung der industriellen Kreise über diese Leitartikel war vollständig unbegründet. Man kann nicht von einer Infamie sprechen, wo Blödsinn so laut nach psychiatrischer Hilfe schreit... Da war die ‚Zeit' viel gemüthlicher. Sie nannte, was Krupp angeblich gethan, kein Verbrechen, sondern bloß eine Sünde, und zwar — »die Sünde des Narciss«. Diese öfter wiederholte Redewendung zeugt für Discretion, aber auch für Unbildung. Aufgepaßt! Die Sünde des Narciss ist vielleicht gesundheitsschädlich, aber nicht strafbar. Um sie zu fröhnen, muß man nicht nach Capri fahren.

Berichtigung.

In Nr. 122, S. 26, 13. Zeile von unten, ist statt »durch Anspielung auf notorische Ereignisse« zu lesen: ***durch Verquickung mit notorischen Ereignissen.*** (Es sollte natürlich nicht gesagt werden, daß in den aus dem »Tagebuch des Königs Bobèche« citierten Bübereien selbst eine Anspielung auf notorische Ereignisse enthalten sei, sondern: daß ihre Tendenz trotz allen Ausflüchten des muthigen Kämpfers durch die an anderen Tagebuchstellen enthaltene Anspielung auf notorische Ereignisse, z. B. den Tod Holzinger's, augenfällig werde.)

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Die Adresse des Verlages der ‚Fackel' lautet:

IV. Schwindgasse 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße.

Erschienen am 20. December 1902. IV. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

[illegible] und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

[illegible] „DIE FACKEL", IV. Schwindgasse 3.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat, im Umfange von 16 [illegible]

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei		K 1.—
"	"	18 "	" 1.60
" das Deutsche Reich,	36 "		M 1.—
" " "	"	18 "	" 1.00
" die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei		" 1.20
" " " "	"	18 "	" 0.70

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf eine Zeitdauer, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, und der Herausgeber sich die Möglichkeit der [illegible] Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaus sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 12[illegible] des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV, Schwindgasse 3.
Telephon 7857.
Postsparcassen-Conto Nr. 837.684.
Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 13.

Die Fackel

Nr. 124 WIEN, MITTE DECEMBER 1902 IV. JAHR

Ferdinand Kürnberger und die Wiener Presse.

Neben historisch mangelhaften und verständnislosen Betrachtungen über Kürnberger's Wesen und Werden hat die ‚Zeit', die in seinem Zeichen gern gesiegt hätte und sich die Hut seines Andenkens anmaßte, in ihrer ersten Nummer auch einen Beitrag von Z. K. Lecher veröffentlicht, in welchem der einstige Herausgeber der alten ‚Presse' über Kürnberger's Unverträglichkeit Klage führte, die ihn immer wieder aus Wiens journalistischen Kreisen getrieben habe. »Nach Jahr und Tag«, hieß es da, »wendete sich Kürnberger wieder einmal an die ‚Presse' und es erschienen dort Reisefeuilletons von ihm. Er machte mit Schöffel, dem St. Georg, der soeben den Drachen des Wienerwaldes todtgeschlagen hatte, und dem bürgerlich radicierten Oberraunzer der Stadt Wien, Friedrich Schlögl, Ausflüge in den inneren Wienerwald«. Seine Reiseschilderungen seien wundervoll gewesen, aber schließlich habe man ihn »in aller Höflichkeit um Aenderung in der Stoffwahl angegangen«. »Mit einem insolenten Antwortschreiben erwiderte er, ein Mann wie Ferdinand Kürnberger müsse besser wissen als die gesammte Redaction, was für die Leser tauge, und ein Blatt sich ihm und nicht er dem Blatt sich anbequemen«. So freilich malt sich im Kopf des alten Zeitungsmannes dieser typische Conflict einer selbständigen Persönlichkeit mit Zeitungsgeistern. Daß Kürnberger — schon weil er körperlich und seelisch unterlag, in Verbitterung starb —

Digitized

im Rechte war, fühlt jeder, der Zeitungen mit hellen Augen zu lesen gelernt hat. Ich bin nun in der Lage, Kürnberger selbst über jenen Zwist, den Z. K. Lecher andeutet, sprechen zu lassen. Aus dem folgenden, hier zum erstenmal gedruckten Brief, den er an Fischhof schrieb, werden auch jene Leser, die Kürnberger's »Siegelringe« und »Literarische Herzenssachen« nur dem Namen nach kennen, erfahren, wie der stärkste Wiener Publicist über Wiens Tagespresse gedacht hat:

Wien, 8. Juni 1871.

Verehrter Freund! Wie Sie mich über den Reise-Comfort beruhigen, halte ich für einen sehr entscheidenden Umstand. Ich ergebe mich in die Anschauungen, die Sie vertreten, nehme auch Ihre Ziffer von 1500 fl. an.

Und muß ich denn nicht? Kann ich denn die Reisen überhaupt noch unterlassen? Noblesse oblige! Mein europäischer Ruf als Reisender ist so groß, daß ich die getäuschten Erwartungen des Publicums nicht verantworten könnte. Hören Sie einmal! Ein Billetchen, das mir Wengraf zu schreiben Gelegenheit hatte, schließt mit den Worten: »Rothfeld schreibt mir, daß er von einer Reise, die Sie nach Siebenbürgen machen wollen, gehört hätte, und daß ihm in diesem Falle Ihre Reisebriefe sehr erwünscht wären.«

Wie gefällt Ihnen das? Wahrlich, es ist hohe Zeit, daß ich mich auf die Strümpfe mache; sonst pfeifen es mir noch die Spatzen auf dem Dache vor — im 4. Stock wohne ich ohnedies —, zu welchem Zweck ich reise und wie viele Gulden, Groschen, Kreuzer und Heller ich dafür bekomme.

Indem ich somit in einem Punkte, der lange eine unauflösliche Schwierigkeit schien, nachgegeben habe, hoffe ich aber, daß man mir in einem andern nachgibt, d. i. die Wahl des publicistischen Organs. Wahrlich, ich habe diese Frage in Bezug auf die Wiener, mit denen ich brouilliert bin, nicht zu »umgehen« gewünscht; muß ich in einen sauren Apfel beißen, so bin ich der Mann, es zu thun. Wie aber, wenn der Apfel nicht sauer, sondern — faul ist? Beißt man auch noch ins Faule und Verweste? Ich wünsche die Wiener nicht zu umgehen, weil ich mit ihnen brouilliert bin, sondern weil sie Buben sind,

Digitized by Google

und weil auf Buben kein Verlass ist. Sie wissen, wie mir die alte ‚Presse' mitgespielt hat. Ich hatte einige Gebirgstouren beschrieben, deren Erfolg geradezu ein seltener war, auf Gassen und Straßen lobte mich, der begegnete, man kann nicht allgemeiner und übereinstimmender gelobt werden, — Ihr Salon selbst war wiederholt Zeuge von dem Beifalle. Da fällt es D. auf einmal ein, meine zwei letzten Reisefeuilletons nicht zu drucken! Das Publicum — welches gar nichts anderes wünschte, als mich zu lesen —, das Publicum, behauptete er, wünsche Abwechslung. Das war aber dieselbe alte ‚Presse', welche mitten im Kriege und im peinlichsten Stadium der Pariser Belagerung, wo alle Gedanken beim Fort Issy und Mont Valerien waren, welche mitten im Winter, sag' ich, wo die Fantasie, von Eiszapfen und Ballkerzen erfüllt, mit aller Kraft den sommerlichen Waldbildern widerstrebte, — welche auf einmal Steubische Tiroler Wanderungen zu drucken anfieng und noch druckt und vielleicht schon ein dickes Buch davon gedruckt hat! Kann man mit einer so capriciösen Büberei nur von heut auf morgen, von einer Nummer zur andern mit Sicherheit arbeiten? Was machen wir, wenn mich mein Blatt plötzlich sitzen lässt? Bin ich doch nicht Eigenthümer! Am Ende geriethen wir noch selbst in Rechtshändel untereinander, denn ich müßte mein Honorar ja doch verlangen, aber die Anderen könnten es suspendieren, weil sie nur die Fragmente dafür hätten. Der Fall, den ich hier setze, ist aber sogar doppelt anzunehmen: nämlich nicht nur, daß meine Redaction mich im Stiche lässt, sondern ich auch sie, weil ich plötzlich einen Ekel an ihr fasse und ihr ins Gesicht speie. Ist Ihnen vor vierzehn Tagen vorgelesen worden, wie die Neue Freie von Ihnen sprach? »Fischhofs Brochure.....*), welche nach wenigen Wochen« — Gedankenstrich! Man erwartet nun den Satz: drei Auflagen erlebt hat; o nein! »welche nach wenigen Wochen vergessen war«! Braucht man denn noch Lügen, wenn man so viel Wahres und Dankbares zu verschießen hat, nämlich zu haben es glaubt und überzeugt ist? Ich habe Sie gewiss in tausend Wendungen bekämpft, kenne alle Waffen wie ein Arsenalwärter, der sein 50jähriges Jubiläum feiert: nur die Waffe der Lüge, der

*) »Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes«, Wallishauser, 3. Auflage. Anm. d. Herausgeb.

Digitized by Google

dreisten landeskundigen Lüge hätte ich nicht darunter gesucht. Und dann jener andere Passus: als Gefühlspolitik ganz gut; nur einen Haken hat es, man darf nicht dabei denken! Ich habe just das Entgegengesetzte gesagt: ein reiner theoretischer Gedanke verführt Sie, daß Sie die Gefühle aus dem Auge verlieren, die verletzten und überreizten Volksgefühle, welche dem Gedanken nicht mehr parieren. Man darf nicht dabei denken! Also ist der Mann ein Simpel, ein Trottel? Und das heißt Polemik!

Sehen Sie, mit solch einem »vielgelesenen Wiener Blatte« kann ich zu arbeiten anfangen, ja; aber weder ich noch ein Gott kann verbürgen, daß sich mit diesem Gesindel eine Arbeit fortsetzen und vollenden lässt.

Meine Disposition ist daher diese:

Freund Rothfeld, welcher sich bereits gemeldet hat, ist natürlich nicht zu umgehen. In der Hauptsache aber denke ich an die ‚Augsburger Allgemeine'*), welche in der guten Gesellschaft, in der eleganten und officiellen Welt noch immer Bedeutung hat, wie ich z. B. einen Herrn weiß, der die Reise nach Corsika machte, bloß stimuliert von Gregorovius' »Corsika« in der Beil. der ‚Augsb. Allg.'; ferner denke ich an die ‚Gartenlaube', das Lieblingsblatt des breitesten Mittelstandes, fast in einer Viertelmillion Auflage verbreitet und in den Händen jedes lesenden Oesterreichers. (Für Amerika eine eigene Separat-Ausgabe). Mit diesen Aequivalenten, denke ich, kann man reichlich zufrieden sein. Diese Disposition bringt den weiteren Vortheil, daß sich das Material auf drei Blätter vertheilt, daher die Abwechslungs-Caprice eines einzigen dem Drucke nicht mehr gefährlich wird; ferner daß man bei den beiden letzteren seine Zwecke schon etwas freier verfolgen kann als in Wien, wo man für Reclame ein so nervös überreiztes Ohr hat.**)

Die unerhörten Juni-Schneefälle werden Ihre Sommerfrische ein wenig vertagen. Ich bitte Sie aber, schreiben Sie mir nur mit möglicher Genauigkeit, was Ihr neuester Entschluss darüber ist.

Manches noch sagen wollend, hindert mich der consumierte Raum, daher ich mich beschränke, Sie und die Ihrigen vom ganzen Herzen zu grüßen.

Ferdinand Kürnberger.

* * *

*) Jetzt ‚Münchener Allgemeine Zeitung'. Anm. d. Herausgeb.

**) In der heutigen Wiener Journalistik wohl nicht mehr! Anm. d. Herausgeb.

Digitized by Google

Die krampfhaften Bemühungen einer gespreizten Talentlosigkeit brauchen sicherlich nicht Entrüstung zu wecken, und die Fabel von der ‚Zeit', die sich zu einem »großen Blatt« aufbläht, ward alsbald, da die Blase platzte, von den enttäuschten Erwartungsvollen in die Kategorie des Komischen eingereiht. Aber ein Ereignis, dem jedermann sogleich die komische Seite abzugewinnen wusste, muß nachgerade dennoch ernster Betrachtung gewürdigt werden, weil die Unmoral, die sich bei der ‚Zeit' mit Unbildung und organisatorischer Unfähigkeit gepaart hat, die werthvollste Culturthat zu discreditieren droht, die seit Jahren in Oesterreich geschah: den Culturkampf, der in der ‚Fackel' gegen die ‚Neue Freie Presse' geführt wird. Ein Culturkampf ist es, weil es gilt, den Wurzelstock alter österreichischer Cultur und die Keime einer neuen vor dem parasitären Presswesen zu schützen; und an der Verderbtheit einer Zeitung — keines gewöhnlichen Nachrichtendienstboten, sondern des Majordomus österreichischen Geistesherrscherthums — war immer wieder die Verderblichkeit der Zeitung, die culturwidrige Macht der Presseinstitution zu erweisen. Bundesgenossen wollte sich die ‚Fackel' in diesem Kampfe unter den Tageszeitungslesern, unter Lesern werben, denen sie für das Wesen der Zeitung ein neues kritisches Verständnis erschloss; die Tageszeitungsschreiber, welcher Richtung immer, waren ihre natürlichen Feinde. Und wenn auch die Einen oder die Anderen von ihnen, nach dem geringeren Maß von Macht und Gefährlichkeit, nur indirect und weniger hart von den gegen die ‚Neue Freie Presse' geführten Streichen getroffen wurden: gegenüber der Culturentwicklung bilden sie Alle bloß eine reactionäre Masse; mit jenen, die das Schiff der Presse durch Auswechslung faulender Bauhölzer reparieren und mit bunten Lappen von Moral auftakeln möchten, hat nichts gemein, wer Torpedos legt, damit das Schiff zerschelle.

Digitized by Google

Aber die scheinbare Bundesgenossenschaft von Tageszeitungen, die sich in politischer Fehde der Argumente bedienten, die die ‚Fackel' gegen die ‚Neue Freie Presse' geschmiedet, und die das Thatsachenmaterial, das gegen die ‚Neue Freie Presse' in der ‚Fackel' gehäuft ist, zu ihren eigenen politischen Zwecken verwertheten, konnte sich die ‚Fackel' widerspruchslos und manchmal gern gefallen lassen. Wenn etwa die ‚Arbeiter-Zeitung' in Kämpfen, bei denen die ‚Neue Freie Presse' lediglich der Vorposten, das hinter ihr geschaarte rückständige Bürgerthum der Feind selbst ist, die von der ‚Fackel' dargebotenen Waffen handhabte —: um so besser, daß dieser reinen und guten Sache durch die ‚Fackel' Förderung ward; um so schlimmer — leider! —, daß die ‚Arbeiter-Zeitung' nicht consequent blieb, und daß die Socialdemokratie, mit jener Bourgeoisie liebäugelnd, die in der ‚Neuen Freien Presse' den reinsten Ausdruck ihres Geistes gefunden hat, nur zu oft vergaß, wie nah verwandt die Begriffe »Compromiss« und »sich compromittieren« sind.

Wenn jedoch socialdemokratische und christlichsociale Blätter, an einen der ‚Neuen Freien Presse' und deren Lesern feindlichen Leserkreis sich wendend, die Plaidoyers der ‚Fackel' gegen die ‚Neue Freie Presse' sich zu Nutze machen durften: so ist es heute ein Anderes, da die ‚Zeit' mit den — immer wieder missverstandenen — Argumenten der ‚Fackel' der ‚Neuen Freien Presse' die Leser, welche die ‚Fackel' aufklären wollte, abspenstig zu machen und sie als Abonnenten für sich zu gewinnen sucht. Und es kann nicht länger geduldet werden, daß ein geschäftsschlauer Radicalismus sich als ein ethischer geberdet. Wenn irgend etwas die tiefe Corrumpierung jener österreichischen Bourgeoisie beweist, in der ein paar tausend Mindergebildete bereits ebenso auf die ‚Zeit' zu schwören beginnen, wie das Gros der Gebildeten noch immer auf die ‚Neue Freie Presse' schwört —,

Digitized by Google

so ist es die Verständnislosigkeit für die Unmoral des Kampfes, den die ‚Zeit' gegen die ‚Neue Freie Presse' führt. Geld, Geld und wieder Geld — und kein Funke von Begabung — ermöglicht diesen Kampf, und die zwei Millionen, die er kostet, wurden zum guten Theil von Industriellen und Händlern aufgebracht. Aber wie denken diese Industriellen und Händler über den Kundenfang? In wirtschaftlich vorgeschrittenen Ländern werden der ehemals schrankenlosen Concurrenz auf immer neuen Gebieten Grenzen gezogen, und die Zeiten, da man Cartelle, die den einzelnen Unternehmer gegen den Einbruch des Concurrenten in seinen Kundenkreis schützen, schlechthin verdammte, sind dort längst vorüber. Allein wenn man die Concurrenz auch, wo sie durch billigere Preise und bessere Ware zu siegen sucht, ungehemmt wissen will: der illoyalen Concurrenz haben, mit einziger Ausnahme Oesterreichs, alle Industriestaaten Gesetzesriegel vorgeschoben, und es ist nur natürlich, daß das Deutsche Reich, weil dort in unserer Zeit der stärkste Aufschwung von Industrie und Handel sich vollzog, auch in der Gesetzgebung gegen den unlauteren Wettbewerb die Führung übernommen hat. Und da sind es hauptsächlich zwei Erscheinungsformen der Concurrenz, die als illoyal stigmatisiert wurden: Die Herabsetzung des Concurrenten (Anschwärzung, dénigrement) und der Reclameschwindel, die unrichtigen Angaben über die Vorzüge der eigenen Ware.

Aber in Oesterreich ward jüngst mit dem Gelde von Industriellen und Händlern ein Unternehmen gegründet, das, nachdem die ‚Fackel' vier Jahre lang verkündet, das Geistesproduct ‚Neue Freie Presse' sei verfälscht, hingeht und den Lesern der ‚Neuen Freien Presse', indem es ihnen eine Contrefaçon anbietet, zuruft: Jawohl, die Ware, die ihr bisher bezogen, taugt nichts, die Erzeuger sind Fälscher, und nur bei

Digitized by Google

uns ist die echte Ware zu beziehen! Wenn der Händler mit Kathreiner's Malzkaffee Artikel, die scheinbar von Aerzten geschrieben sind und die Gesundheitsgefährlichkeit des echten Kaffees beweisen sollen, in den Blättern annonciert, so ist er milder zu beurtheilen, weil er nicht dem einzelnen Kaffeehändler durch ein Concurrenzmanöver zu schaden sucht. Aber ein Inserat des Inhalts: »Liebig's Fleischextract ist gefälscht und schädlich! Man kaufe nur Maggi's Suppenextract!« würde selbst die defecte Inseratenmoral der Wiener Händlerpresse zurückweisen. Die ‚Zeit' enthält täglich Aergeres als ein solches Inserat: Der unlautere Truc, die Ware des Concurrenten herabzusetzen, wird als die Entrüstung des Ethikers, Geschäftsneid als Reformeifer, Kundenabtreibung als socialpolitischer Schutz der von der ‚Neuen Freien Presse' geistig Bedrückten ausgegeben. Und diese Herabsetzung wird systematisch betrieben: Die Armseligkeit der ‚Zeit', die sich mit einem Masseuseninserat begnügen muß, wenn die ‚Neue Freie Presse' vierzehn enthält, wird als reine Inseratenmoral gegenüber einer verworfenen gepriesen, und ein Blatt, dessen politische Sensationsnachrichten sich seit jener ersten über die Reisepläne des Herrn Loubet allesammt als falsch erwiesen haben, verabsäumt niemals, einer neuen Ente die Worte voranzuschicken: »Entgegen der Meldung der ‚Neuen Freien Presse' erfahren wir . . .« Wo endlich soll man anfangen, wo aufhören, wenn man die Fälle von Reclameschwindel, die unrichtigen Angaben über die Vorzüge der eigenen Ware aufzählen will? Daß die ‚Zeit' sich in einem ihrer letzten Circulare rühmt, sie habe »gelegentlich der Riesendefraudation bei der Länderbank ungescheut auf die in Frage kommenden Schäden unseres Bankwesens hingewiesen«: das war nur möglich, weil eben die Adressaten des Circulars, denen die Gratiszusendung der ‚Zeit' für einige Wochen angeboten wird, die ‚Zeit' bisher nicht gelesen haben;

Digitized by Google

Socialpolitiker, die die ‚Zeit' seit ihrem Erscheinen lesen, haben den Kopf geschüttelt, als sie in einem Blatte, dem sich bei seinem Erscheinen der journalistische Glücksfall einer Sensationsaffaire darbot, zunächst nichts als ein beschwichtigendes Communiqué der Länderbank, dessen Herkunft nach altem Zeitungsbrauch hinter der Spitzmarke: »Von informierter Seite« verborgen wurde, und erst ein paar Tage später ein lendenlahmes Artikelchen über die Defraudationsangelegenheit fanden; nichts weiter: statt eingehender sachlicher Darstellung des Bankcontrolwesens und statt der Empörung über das notorische Unwesen der Speculationen von Bankdirectoren nur noch localer Klatsch über einen subalternen Defraudanten, dessen Bedeutung zur Höhe des von ihm angerichteten Schadens in umgekehrter Proportion steht. Indessen mag wohl Unwissenheit vermeinen, mit einigen nebensächlichen Bemerkungen die wesentlichen Schäden des Bankenwesens aufgedeckt zu haben, und von Reclameschwindel darf erst gesprochen werden, wo die Prahlerei bewusst Unwahres aussagt. Aber kann man noch an Selbsttäuschung glauben, wenn die ‚Zeit' versichert, sie habe »an Reichhaltigkeit und Vielfältigkeit des Lesestoffes, Umfang, Inhalt und Fülle des Nachrichtendienstes schon heute alle anderen österreichischen Blätter überflügelt«? Wenn sie erklärt, der Zweifel, »ob ein journalistisches Unternehmen von dieser Größe bei seinen außerordentlich hohen Herstellungskosten dem von der ‚Zeit' verkündeten Programm der Unbestechlichkeit treu bleiben, ob es auf die bei anderen Tagesblättern üblichen unmoralischen Einnahmen verzichten, ob es bei Beschränkung auf die Einnahmen aus dem redlichen Abonnement- und Inseratengeschäft lebensfähig sein werde«, dieser Zweifel sei »für jeden, der die Entwicklung der ‚Zeit' kennt, schon heute geschwunden«? Als das Circular versendet wurde, waren ein paar

Digitized by

hunderttausend Gulden verthan, wenige Tage vorher hatte der Herausgeber Dr. Kanner bei einer internen Besprechung mitgetheilt, daß der Absatz 16.000 Exemplare betrage — eingerechnet tausende von Probe-Abonnements, die Ende December ablaufen und deren Erneuerung ungewiss ist —, und ein Blick in das Blatt zeigte jedem Kundigen, daß es um das Inseratengeschäft schlecht bestellt sei. Die Behauptung, daß »die Zukunft der ‚Zeit' gesichert« ist, war — weil erst ein Absatz von mindestens 30.000 Exemplaren und eine Verdreifachung der Inserateneinnahmen das Blatt beim Verzicht auf unlauteren Gewinn lebensfähig machen könnte — dahin zu reducieren, daß zwei Millionen allerdings eine »Zukunft«, aber keine Dauer garantieren.

Wie immer jedoch diese Zukunft sich gestalten mag, dem Protzenthum, das von der Höhe seines Geldsacks die österreichischen Verhältnisse richtet, mußte endlich gesagt werden, daß die Großmuth, mit der es auf geringere unlautere Gewinne verzichtet, nicht imponiert. All sein Gewinn ist unlauter, auf einem unmoralischen Wettbewerb — heute bloß unmoralisch, bald auch in Oesterreich strafbar — gegründet. Und von den Gründern, die uns die üblen Sitten des Ostens nach Wien bringen, muß sich reinlich und scharf scheiden, wer hier für österreichische Cultur gegen die ‚Neue Freie Presse' kämpft.

†

* * *

Wer hat angefangen? Das ist das Um und Auf der österreichischen Frage. Die Obstruction kann nicht enden; denn der Streit darüber, wer eigentlich mit der Obstruction begonnen hat, ist noch nicht beigelegt. Obstruieren die Czechen unter Koerber, weil die Deutschen unter Badeni und Thun obstruiert haben? Oder waren die Deutschen berechtigt, unter Badeni und Thun zu obstruieren, weil die Czechen unter Windisch-Graetz obstruiert hatten?

Niemand kümmert sich um die Wirkungen der Obstruction, solang ihre Ursachen nicht mit historischer Sicherheit festgestellt sind. Und da infolgedessen die Lebensfähigkeit des Abgeordnetenhauses ungewiss bleibt, wäre es nutzlos, sich wegen des Tons, der in seinen Verhandlungen herrscht, zu ereifern. Aber bis zur Einführung des guten Tons ist immerhin Zeit, die Frage aufzuwerfen, wer mit dem schlechten angefangen hat. Daß Herr Bielohlawek und Herr Schuhmeier, Herr Völkl und Herr Wohlmeyer, Herr Stein und Herr Klofac schimpfen und daß der Chorus der Parteigenossen den Soloschimpfern nach Kräften secundiert, das erscheint Christlichsocialen, Socialdemokraten, deutschen und czechischen Radicalen unabwendbar. Die Frage ist bloß: hat Herr Bielohlawek oder Herr Schuhmeier, hat Herr Völkl oder Herr Wohlmeyer, hat Herr Stein oder Herr Klofac »zuerst« geschimpft? Wohl klagen alle über die Verrohung des Tons. Aber wenn unwiderleglich festgestellt werden könnte, daß der Andere zuerst verrohte, würde man die eigene Verrohung nicht bloß entschuldigt, sondern als Naturnothwendigkeit anerkannt sehen wollen. Und das Parlament ist nicht erniedrigt, weil Christlichsociale und Socialdemokraten, sondern weil Socialdemokraten »oder« Christlichsociale das Schimpfen »eingeführt« haben. Als kürzlich Herr Dr. Pattai die rüden Manieren seiner Gegner anprangerte, fuhr die ‚Neue Freie Presse' entrüstet auf: »Da muß denn doch zum ewigen Gedächtnis festgehalten werden«, daß es bereits rüde Manieren bei den Christlichsocialen gab, als Socialdemokraten noch nicht im Parlament saßen und die deutsche Volkspartei noch gar nicht gegründet war... Nein, die Möglichkeit, daß, so wie Einer »angefangen« haben muß, auch Einer aufhören könnte, lässt sich gar nicht ernstlich erwägen!

* * *

Daß »eine tüchtige Social-Politik die beste National-Politik ist« — wer predigt den Deutschen Oesterreichs solche Lehre? Victor Adler und Pernerstorfer? Nun, daß wirtschaftliche Erkenntnis der politischen Gesinnungstreue den Weg vom Linzer Programm zum Marxismus bahnen konnte, ist

gewiss ein interessantes Stück politischer Geschichte in Oesterreich. Aber es gibt noch viel, viel Merkwürdigeres. Jener Satz stand am 15. December — in der ‚Neuen Freien Presse'; in dem Blatte des gelernten Deutschböhmen Bacher klagt Dr. G. St. über die »exorbitante Kindersterblichkeit« im industriellen Norden Böhmens, der deutsch ist, erklärt, diese Hemmung der Volksvermehrung sei eine »bedenkliche Erscheinung«, und plaidiert für eine tüchtige Socialpolitik. Und darum, weil diese die beste Nationalpolitik ist, hat die ‚Neue Freie Presse' seit dreißig Jahren jedes bischen Arbeiterschutz bekämpft? Es geschehen Wunder; nächstens wird wohl Herr Dr. Gustav Steinbach die Wiener Bühnen zwingen, den Ertrag von Vorstellungen nicht mehr dem Pensionsfonds der »Concordia«, sondern Arbeiterwohlfahrtsinstituten zuzuwenden. Aber wenn die ‚Neue Freie Presse' socialpolitisch wird, was will dann die ‚Zeit' anfangen? Ihr wird nichts übrig bleiben, als das Organ der böhmischen Fabrikanten zu werden, die ihre Geldgeber sind. Und wer weiß: am Ende sind die socialpolitischen Allüren der ‚Neuen Freien Presse' bloß die Rache für die Geldunterstützung, die deutschböhmische Fabrikanten der ‚Zeit' angedeihen lassen. So viel kann man bei der ‚Neuen Freien Presse' mit einer Million ausrichten, die — ein anderes Blatt kriegt.

* * *

BRÜX.

»Abg. Wolf erklärt weiters, daß er erst am 20. April aus der Broschüre Hlavicka's von einer angeblichen Verbindung mit dem Zuckercartell Kenntnis erhielt. Damals sei er ruhig und sorglos und an nichts Böses denkend in die ‚Ostdeutsche Rundschau' gegangen, habe seine Redactions-Collegen versammelt und ihnen erzählt, was in der Broschüre Hlavicka's stehe. Dann habe er weiters gesagt: ‚Ich gebe euch mein Ehrenwort, daß ich von der

Digitized by Google

Verbindung der ‚Ostdeutschen Rundschau' mit dem Zuckercartell nichts weiß, und glaube auch, daß Guttmann nichts davon wissen dürfte.' Darauf sei er zu Guttmann gegangen, der im Gasthause saß und Tarok spielte, habe ihn herausrufen lassen und habe ihn befragt: Hast du vom Zuckercartell Geld genommen?« — Da also nach der Meinung des Herrn Wolf nicht einmal der bestochene Herr Guttmann von der Bestechung der ‚Ostdeutschen Rundschau' durch das Zuckercartell etwas wusste, so muß in deutschnationalen Kreisen der Glaube bestehen, daß auch Finanzoperationen mit Narkose vorgenommen werden. Aber als Herr Guttmann erwachte, spürte Herr Wolf den Schmerz.

•

»Präs.: Ist Ihnen etwas über die Beziehungen der ‚Ostdeutschen Rundschau' zum Cartell bekannt? — Zeuge Procurist v. Kniep: Ja. Der Verwalter des Blattes, Herr Guttmann, erschien im April 1901 bei mir, um betreffs einer jährlichen Leistung abzuschließen. — — — Präs.: Wie hoch vereinbarten Sie diesen Betrag mit Guttmann? — Zeuge: Es wurden 4000 fl. jährlich vereinbart, von denen 3000 fl. in drei Raten auch thatsächlich behoben worden sind. Wir wollen eine berechtigte oder loyale Kritik durchaus nicht verhindern, sondern nur gehässigen Angriffen vorbeugen. – Vertheidiger (zum Zeugen): Sind der, Ostdeutschen Rundschau' vom Cartell Inserate zugekommen? — Zeuge: Nein. — Vertheidiger: Worin bestand also die Gegenleistung der ‚Ostdeutschen Rundschau'? — Zeuge: Das habe ich schon erwähnt. — Vertheidiger: Hätte das Zuckercartell die zweite Rate bezahlt, wenn nach der Zahlung der ersten Rate in der ‚Ostdeutschen Rundschau' Gehässigkeiten gegen das Cartell veröffentlicht worden wären? — Zeuge: Gewiss nicht, das schließt aber doch keine berechtigte Kritik aus. — — — Vertheidiger (zum Zeugen): Hat die ‚Ostdeutsche Rundschau' das vom Zuckercartell durch Guttmann bezogene Geld zurückgeschickt? — Zeuge: Das wurde nicht verlangt. — — — — — — — Angeklagter (zum Zeugen Hlavicka): Haben Sie bei Ihrer Unterredung mit Wolf auf die Bestechung der ‚Ostdeutschen Rundschau' durch das Zuckercartell hingewiesen? — Zeuge v. Kniep (unterbrechend): Aber ich muß doch bitten!« . . .

•

Digitized by Google

Wie kann man von Bestechung reden! Wir erhalten zwar keine Inserate »als Gegenleistung«, aber wir wollen auch keine »berechtigte oder loyale Kritik« verhindern. Wir wollen doch nichts, als »gehässigen Angriffen vorbeugen«. Nicht Bestechung, sondern Erziehung üben wir. Die Presse ist unmündig, irrt oft im Eifer der volkswirtschaftlichen Discussion. Zum Schutze gegen Ehrenbeleidigungen reicht das Strafgesetz nicht aus; weder Furcht vor seinen Paragraphen noch guter Geschmack, der über die Grenzen berechtigter und loyaler Kritik entscheidet, vermag einen Redacteur von gehässigen Angriffen zurückzuhalten. Da gibt es denn, wenn der Beleidigte sich nicht duellieren will, nur zwei Mittel: Er wendet sich an den von der Antiduell-Liga zu schaffenden Ehrenrath, oder er gibt dem Beleidiger jährlich 4000 Gulden.

•

Die Fälle Wolf und Hruby haben gezeigt, daß es doch ein einigendes Moment im nationalen Hader gibt: Die Corruption. Sie ist völkerverbindend, bringt deutsche Treue ins Wanken und czechische Härte zum Schmelzen. Nur im Judenpunkt würde der nationale Mann, und wäre er hundertmal des Pauschaliennehmens überwiesen, keinerlei Compromiss schließen. Mit Seelenruhe ließ Herr Wolf die Machenschaften zwischen einem auf deutscher Reinheit basierten Blatt und den unsaubersten Finanzinstituten besprechen und beweisen; mögen auch an der Spitze von Bahnen und Banken Juden stehen, hier vertritt der Pauschalienmann »öffentliche Interessen«: das Publicum verlangt die Fahrpläne und Bilanzen. Aber einmal sprang er erregt auf. Herr Schalk hatte ihm vorgehalten, »Tait's Diamond« sei eine »jüdische Firma, welche auch schon mit dem Gerichte zu thun hatte«. »Ich sehe«, rief Herr Wolf, »in dieser Aeußerung nur die Absicht, mich in der öffentlichen Meinung herabzusetzen«, und fügte, der inserierenden Firma noch im Gerichtssaal treu, hinzu: »Jeder großen Firma kann es passieren, daß sie unredliche Angestellte hat«. Aber Herr Schalk lässt nicht locker; auch andere jüdische Firmen hätten in der ‚Ostdeutschen' inseriert. »Mein Gott«, depreciert Herr Wolf, »ein solches Versehen kann doch vorkommen!«. Aus Versehen hatte die ‚Ostdeutsche Rundschau', wie sich's in der Verhandlung herausstellte, vom »Colosseum« häufig Freikarten genommen, und

Digitized by Google

»Herr Wolf selbst« benützte sie, »trotzdem Ben Tiber, also ein jüdischer Director, an der Spitze des Unternehmens stand«. . . . Aber es hat sich wieder gezeigt: Der Antisemitismus dieser armseligen Gesellschaft ist nichts als neidvolle Bewunderung der unnachahmlichen Finessen großjüdischer Corruption, und wenn die Herren bis zum Halse im Schlamm waten, haben sie noch Lungenkraft, zu versichern, daß zwischen ihnen und den anderen Rassenunterschiede seien.

•

Die Staatseisenbahngesellschaft ist gewiss nicht die Bahn, die »von Reinheit zur Einheit« führt. Dennoch hat die ‚Ostdeutsche Rundschau' von ihr Pauschalien bezogen. Der Zeuge Gerstgrasser — eine der prächtigsten Erscheinungen des ganzen Processes — hat darüber mit großer Unbefangenheit ausgesagt. Mit einer Kennerschaft, die jedem Schüler des Moriz Szeps Ehre machen würde, hat dieser deutsche Mann über das »Wesen« der Subventionen Aufschlüsse ertheilt und mit dem Hochmuth des Specialisten die Zumuthung zurückgewiesen, daß über Pauschalien »Leute, die im Zeitungswesen absolute Laien sind« mitreden wollen. Die Presscorruption ist eine Angelegenheit, die bloß die Pressleute angeht! Mit der Länderbank, sagte er, sei die ‚Ostdeutsche Rundschau' in keinem Pauschalierungsverhältnis gestanden; mit ihr wurde »nur von Fall zu Fall abgeschlossen«. Dagegen die Staatseisenbahngesellschaft! Das waren Zeiten! Allerdings habe Zeuge einmal beim Secretär dieser Eisenbahn erscheinen müssen, »um eine Erhöhung des Pauschales zu verlangen«. Und da gab's denn auch eine kleine Meinungsverschiedenheit: Der Secretär habe ihm gesagt, es »sollen nicht Personen angegriffen werden«. Er aber habe erwidert, er könne sich »im Recht der freien Kritik absolut nicht beeinträchtigen lassen«. Diese begehrlichen Bahnen! Sie wollen, scheint es, doch nicht den Standpunkt des Herrn Gerstgrasser anerkennen, daß die »Pauschalien keine Schweiggelder seien«. Die Zeitungen bewahren ihre Unabhängigkeit; sie nehmen das Geld und erklären sich einfach für nicht bestochen . . . Und alles ist so selbstverständlich. Wenn man sich im Recht der freien Kritik nicht beeinträchtigen lassen will, so macht man das vorher mit dem Secretär der Gesellschaft, der die Kritik zugedacht ist, aus. »Sie sagten, daß Sie zur Gesellschaft hingehen mußten«. »Ja, meinen Sie, daß uns

Digitized by Google

Herr Taussig mit der Erhöhung nachlaufen wird?« Und dennoch: selbst Herr Gerstgrasser ist ein Feind der jüdischen Corruption: er habe einmal, erklärt er ausdrücklich, »einen nichtjüdischen Wechselescompteur« gesucht, der ihm das Geld für einen Wechsel geben könnte . . .

•

Stereotype Schlussbemerkung der Verhandlungsberichte: »Als Wolf das Gerichtsgebäude verließ, wurde er von einer großen vor dem Gerichtsgebäude angesammelten Menschenmenge mit lebhaften Heil-Rufen begrüßt.« . . . Ob sich wohl auch die Herren v. Taussig und Gerstgrasser jedesmal mit »Heil!« begrüßt haben? Heil Taussig! Heil Ben Tiber! . . . Herr Wolf bleibt »eine Perle des deutschen Volkes«. Es ist der Redacteure, die Subventionen beziehen und mit Actiengesellschaften Pauschaliencontracte abschließen, längst überdrüssig. Heil dem Schriftleiter, der Unterstützungen nimmt und mit Antheilscheingesellschaften Gesammtsummenverträge abschließt! Nieder mit der Corruption! Es lebe die Verderbtheit!

•

Und der Verhandlungspräsident lauschte den Gutachten über die Harmlosigkeit von Gesammtsummenverträgen, die Sachverständige in eigener Sache durch eine volle Woche zum Besten gaben, mit gläubigem Gemüthe. Nur einmal wagte er die naive Frage: »Hatten diese Beträge vielleicht die Form von Schweiggeldern?« Umgekehrt, Herr Dr. Balling! Ein anderer Verhandlungsleiter, Herr v. Holzinger, hat einst mehr Verständnis für die Sache bewiesen. In einem Erpresserprocess sprach er, am 29. April 1892, die Worte:

»Allerdings haben diese sogenannten Journalisten für die Schweiggelder euphemistische Bezeichnungen; sie nennen es Bezahlung für Inserate, Bilanzen u. s. w.«

Digitized by Google

Der ‚Neuen Freien Presse' ist eine große Freude widerfahren. Am 11. December meldet sie mit vor Rührung zitternder Stimme aus London, daß »Fürst Franz von Teck, der als großbritannischer Rittmeister bei den Royal Dragoons ausgezeichnete Dienste in Südafrika geleistet hat«, ein Bruder der Prinzessin von Wales und Verwandter des Herzogs Alexander von Württemberg, aus der englischen Armee ausgetreten und dafür in die Stockbroker-Firma Panmure, Gordon, Hill & Co. eingetreten ist. »Der Fürst wird actives Mitglied der Börse«. Doch der unvermeidliche Wermuthstropfen in dem Freudenbecher: »er dürfte dieselbe (nämlich die Börse) nach der Meinung englischer Zeitungen nicht besuchen.« So schieben sich denn immer noch Standesvorurtheile vor die letzte Erfüllung liberaler Wünsche. Und die ‚Neue Freie Presse' selbst kann von dem ererbten Respect nicht lassen: Anstatt selbstbewusst der Durchlaucht zum Prädicat »Stockbroker« zu gratulieren, sonnt sie sich in dem Gedanken, daß »der neue Stockbroker das Prädicat Durchlaucht führen« wird. Immerhin: Wir sehen Bürger hochsteigen, Adelige sich ehrlicher Arbeit widmen. Das goldene Vließ wird vom goldenen Kalb bezogen, und fürstliche Wappen enthalten, wie neulich ein witziger Heraldiker entdeckte, nicht mehr bloß Devisen, nein: Devisen und Valuten.

* * *

Der Kritiker Max Kalbeck hat (wiewohl er einst eine gute Einleitung zu Daniel Spitzer's »Letzten Wiener Spaziergängen« schrieb) keinen Sinn für Ironie. Sonst hätte er, ein Dilettant des Geigenspiels, neulich in einem Concertfeuilleton nicht das in der folgenden Stelle citierte Erlebnis der Oeffentlichkeit mittheilen dürfen:

».... Eine rettende That, welche uns die Philharmoniker schuldig blieben, vollbrachte Herr Ferdinand Löwe in den statutenmäßigen Mitgliederconcerten des Wiener Concertvereins mit der Aufführung des Brahms'schen Doppelconcerts für Violine und Violoncell. Dieses, auch von Verehrern des Meisters als Stiefkind seiner Tonmuse behandelte Werk ist vor vierzehn Jahren einmal in Wien unter Richter von Joachim und Hausmann und dann nicht wieder gehört worden. Am 7. August 1887 schrieb mir Brahms, indem er mich in meiner Absicht, ihn in Thun zu besuchen, ermunterte:

Digitized by Google

‚Es ist sicher ahnungsvoll von Ihnen, daß Sie fleißig Geige üben — ich kann's den Winter gebrauchen!' und deutete damit auf sein neues Geigenconcert hin. Als ich bald darauf in seinem Häuschen am See bei ihm eintrat, sagte er: ‚Warum sind Sie nicht einen Tag früher gekommen? Jetzt haben Sie das Nachsehen, denn ich schicke eben mein Concert an Joachim ab'. Das dicke Postpaket lag verschnürt und versiegelt auf dem Tisch, und die an Uebermuth grenzende Fröhlichkeit, mit der er von der Frucht seines zweiten Thuner Sommers sprach, ließ erkennen, daß er ausnahmsweise einmal mit seiner Arbeit zufrieden war.«

Nun, das ließ die an Uebermuth grenzende Fröhlichkeit des Meisters just nicht erkennen. Wohl aber ließ sie jeden Kenner seines stets zu Sarkasmen aufgelegten Wesens die Zufriedenheit erkennen, die Brahms darüber empfand, daß ihm wieder einmal ein Ulk gelungen war. Er würde vollends vor Fröhlichkeit an die Decke springen, wenn er sehen könnte, wie Herr Kalbeck noch nach fünfzehn Jahren ein ernstes Gesicht macht und das Bedauern des Meisters, daß er mit einem Joachim vorlieb nehmen müsse, nicht nur geschmeichelt zur Kenntnis nimmt, sondern sogar der Kenntnis einer weiten Oeffentlichkeit vermittelt. »Das dicke Postpaket lag verschnürt und versiegelt auf dem Tisch«; es zu entschnüren und zu entsiegeln war natürlich unmöglich: sonst hätte Brahms der Verlockung, einen Violinkünstler wie Kalbeck an Joachim's Stelle als Interpreten zu erhalten, nicht widerstehen können. Kalbeck war zwar »bald« nachdem ihn Brahms »ermuntert«, bei ihm erschienen, aber eben — um einen Tag zu spät! So hatte er »das Nachsehen« und — höchstens noch die Aussicht, nach dem Tode des Meisters ernsthaft einmal erzählen zu können, wie sehr ihn Brahms um seines Geigenspiels willen geschätzt ... In einer früheren Nummer der ‚Fackel' ward geschildert, wie Brahms mit Vorliebe Journalisten zur Zielscheibe seiner Humortücken machte und wie z. B. Herr Sigmund Münz dem Künstler immer dann am andächtigsten lauschte, wenn dieser ihn nicht ernst nahm. Aber umgekehrt hatte Brahms auch für den Humor der Leute kein Verständnis, die für den seinen keines hatten. Es ist bekannt, daß er Herrn Julius Bauer, dem er in Wiener Gesellschaftskreisen da und dort beim Nachtisch begegnen mußte, ziemlich schlecht behandelt hat.

* * *

Digitized by Google

Der anticorruptionistische Druckfehlerteufel.

In der vorletzten Nummer der ‚Fackel' wäre, hätte ich ihn nicht rechtzeitig bemerkt, ein curioser Druckfehler stehen geblieben. Auf der 11. Zeile der 11. Seite hatte ich die in Otto Ernst's »Gerechtigkeit« geschilderten Manöver der »stückeschreibenden Recensenten« erwähnt. Der Setzer aber setzte kühn »stück beschreibenden Recensenten«. Daß es die Pflicht der Theaterkritiker sei, Stücke zu beschreiben, sah er ein. Die Existenz von selbst stückeschreibenden Kritikern schien ihm trotz längerer Beschäftigung mit den Manuscripten der ‚Fackel' so ungeheuerlich, daß er unbedingt annahm, mir sei in der Hast des Arbeitens ein Schreibfehler unterlaufen, den er corrigieren zu müssen glaubte. Diesen werthvollen Ausdruck einer naiven Ueberzeugung hätte ich, wenn ich ihm vor dem Process Bahr-Bukovics begegnet wäre, unbedingt den damals veröffentlichten Gutachten über die Incompatibilität des Kritikeramtes mit dem Beruf des Stückeschreibers angereiht.

* * *

Wieder eine Reformthat der ‚Zeit'! Während andere Blätter die Geschäftsanzeigen der Wiener Variétés ohne kritische Randbemerkung in ihrem Inseratentheil einschalten, hat die ‚Zeit', die bekanntlich für die Reellität jeder von ihr empfohlenen Ware einsteht, eine interessante Neuerung getroffen: Die Vorstellungen von Ronacher, Colosseum, Budapester Orpheum, Circus M. Schumann und den Sofiensälen werden unter der gemeinsamen Ueberschrift: »Vergnügungs-Anzeiger vornehmer Etablissements« (siehe die Nummer vom 30. November) veröffentlicht.

* * *

[Personal-Nachrichten.] Dem Componisten C. M. Ziehrer ist die große goldene Salvatormedaille verliehen worden. — Der k. k. Polizeiobercommissär kaiserlicher Rath Moriz Stukart wurde zum Polizeirath ernannt.

*

Die Auszeichnung, die dem Capellmeister C. M. Ziehrer von Seite der Stadt Wien widerfuhr, steht in keinem Zusammenhang

Digitized by Google

mit der ‚Fackel'. Es ist klar, daß der Mann anlässlich seines 39jährigen Jubiläums decoriert werden mußte. — Dagegen dürfte an der Beförderung des Obercommissärs Stukart die ‚Fackel' immerhin betheiligt sein. Sie bedeutet zugleich die Abstellung eines schon zur Institution gewordenen Druckfehlers in den liberalen Tageszeitungen, deren Setzer, so geläufig ihnen der Name Stukart war, stets die außertourliche Ernennung des Polizeiobercommissärs zum Polizeirath vornahmen. Daß sie jetzt wirklich erfolgt ist, hat seinen Grund in jener österreichischen Weltanschauung, für die Ferdinand Kürnberger den »marrokanischen Verwaltungsbeamten Sidi-Blen« in einem Briefe an ihn den folgenden Ausdruck finden lässt: »Kaum sahen mich meine Mitbeamten so heftig verfolgt, so sagte der ganze Beamtenstaat: Justament nöt! Es ist dies ein altes mystisches Wort unserer heiligen Sprache oder vielmehr jener Ursprache, welche einst alle Menschen verstanden, ehe Gott beim Thurmbau zu Babel ihre Sprachen verwirrte. Damals retteten sie nur dieses einzige Wort und zwar auch nicht alle Menschen, sondern nur die Regierungskaste, in deren Geheimsprache es heute noch herrscht, wo nur im Umkreis der Erde Beamte sind und regiert wird. Unsere Beamten tragen dieses Wort in verschlungener Schnörkelschrift als Amulet auf der Brust, und so oft ein Artikel von Dir erschien, der meine Absetzung verlangte, zogen sie das Amulet aus der Brust, sahen es an, küssten es und riefen: Justament nöt! Ich stehe nun fest in meinem Amte, meine Vorgesetzten vertrauen mir unbegrenzt und meine Taschen strotzen von Geld. Mein Harem hat sich gefüllt und aus meinen drei Weibern und vierzehn Kindern sind elf Weiber und sechsunddreißig Kinder geworden.«

* * *

Von meinem Bruder Richard Kraus werde ich um die Veröffentlichung des nachstehenden Auszuges aus dem Protocoll seiner Schwurgerichts-Verhandlung gegen Sigmund Bergmann, Herausgeber der ‚Extrapost', ersucht:

Sigmund Bergmann gibt zu, sämmtliche incriminierten Artikel verfasst, zum Druck befördert und weiter verbreitet zu haben. »Ich habe jedoch nicht die Absicht gehabt, den Vater

Digitized by Google

des Privatanklägers zu beleidigen. Wenn in den incriminierten Artikeln Worte vorkommen, die der Privatankläger als Beleidigung seines verstorbenen Vaters ansieht, so erkläre ich, Sigmund Bergmann, daß ich nicht die Absicht hatte, den verstorbenen Vater des Privatanklägers, Herrn Jacob Kraus sen., zu beleidigen; daß ich denselben gar nicht gekannt und von ihm nie etwas Ehrenrühriges gehört habe und deshalb auch gar keine Veranlassung hatte, seiner Ehre nahezutreten, sowie daß ich mich schämen würde, einen Todten zu verunglimpfen.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Psychiater. »Infolge der neulichen Zusammenkunft der Prinzessin Louise von Coburg mit dem ehemaligen Oberlieutenant Mattasich im Park der Pierson'schen Heilanstalt Lindenhof bei Coswig unternimmt man von zweifellos interessierter Seite jetzt wieder den Versuch, die Prinzessin als schwer leidend, gemüthskrank, interesselos für die Außenwelt und apathisch hinzustellen. Eine ähnliche Meldung gieng, wie erinnerlich, vor wenigen Wochen anlässlich der Familientragödie am belgischen Königshof durch die Presse. Es hieß damals, die Prinzessin habe die Nachricht vom Ableben ihrer Mutter ganz theilnahmslos aufgenommen. Damals folgte aber diesen Mittheilungen in den ‚Dresdener Nachrichten' sogleich eine nicht misszuverstehende Richtigstellung, und zwar von der Prinzessin selbst, die alle ihr zugeschriebenen krankhaften Zustände ableugnete und gleichzeitig erklärte, daß sie die Vorgänge der Außenwelt in den Zeitungen mit Aufmerksamkeit verfolge und auf diese Weise eben erst jene irrige Darstellung über ihr Befinden erfahren habe. Das war, wie gesagt, erst vor wenigen Wochen, und mit dem Eindrucke dieses Schreibens der Prinzessin stimmt auch dasjenige, was Mattasich jüngst als das Ziel ihrer Wünsche bezeichnete, ganz gut überein.« So wird der Berliner ‚Vossischen Zeitung' aus Dresden berichtet. Man vergleiche damit, was in Nr. 119 der ‚Fackel' in dem Artikel »Coswig« gesagt war. Dort war von jenen »gleisnerischen Stimmungsnotizen« die Rede, »durch die seit Jahr und Tag die Welt, welche die Prinzessin für gesund hält, über deren beunruhigenden Zustand beruhigt werden soll«. »Diese Bulletins«, hieß es, »werden in regelmäßigen Intervallen aus der Heilanstalt Coswig bei Dresden in die coburg-officiöse Wiener Presse befördert. Da wird die Prinzessin im Herbst als ‚bereits völlig apathisch', im Winter als ‚von krankhafter Putzsucht befallen' geschildert, im Frühling ‚zerschneidet sie ihre Toiletten', und im Sommer heißt es definitiv, sie sei dem Ende nahe, denn man habe an ihr eine auffallende Leidenschaft für — Blumen be-

Digitized by Google

merkt«... Die Prinzessin hatte also neulich eine Begegnung mit Herrn v. Mattasich, der einem ungarischen Journalisten seine Eindrücke mittheilte. Als sich darauf in Wien die Schreckensnachricht verbreitete, daß die Prinzessin trotz längerem Aufenthalt in der Heilanstalt Coswig noch immer nicht geistesgestört sei, kam sofort die coburg-officiöse ‚Wiener Allgemeine Zeitung' mit der psychiatrischen Dementierspritze angefahren. »Aus Dresden« hatte sie sich innerhalb einiger Stunden volle Beruhigung darüber verschafft, daß es der Prinzessin schlecht gehe. »Mattasich machte der Prinzessin den Vorschlag, sie zu befreien. Die Prinzessin jedoch verhielt sich diesem Plan gegenüber durchaus ablehnend, zeigte sich vom Wiedersehen mit Mattasich keineswegs ergriffen und verharrte in ihrer gewöhnlichen Indolenz.« Die Prinzessin fühle sich »in ihrer gegenwärtigen Lage vollkommen zufrieden und strebe keine Aenderung an«. Der Eindruck, den die Begegnung auf die Internierte machte, »war ein vollständig vorübergehender, und wieder konnte sich der Arzt davon überzeugen, daß das Leiden der bedauernswerthen Frau in stetiger Zunahme begriffen sei«. Und nun sind wir auf dem Gipfelpunkt der Frechheit angelangt: »Die Prinzessin legte die größte Freude an den Tag, als sie zur Belohnung für ihre gute Haltung eine Anzahl kleiner Geschenke erhielt, darunter eine Blouse, bei deren Anblick sie eine kindische Freude verrieth«. Eine Blouse! Und die ganze Zeit hindurch ward uns die Prinzessin als eine von »Kleidermanie« Befallene geschildert, die ihr Zimmer in eine Schneiderwerkstatt verwandelt habe und Tag und Nacht die prunkvollsten Toiletten zertrenne. Schon vor Coswig hatte ein Schmock phantasiert: »Drei Nähmaschinen sind beständig in Gebrauch. Außerdem befinden sich in dem Raume verschiedene Zuschneidetische und riesige Troumeaux. Mit fieberhaftem Eifer handhabt Prinzessin Louise Schere und Centimetermaß, Fingerhut und Nadel. Bald stichelt sie mit den zarten Fingern, bald tritt sie mit bewunderungswürdiger Energie die Maschine. Bei Allem aber bekundet sie die Rastlosigkeit und nervöse Unruhe des nicht ganz zurechnungsfähigen Menschen«. — Nun, der Fußtritt, der jetzt von Berlin aus erfolgt ist, wird hoffentlich dem anmuthigen Treiben ein Ende machen. Und zugleich hat im ‚New-York Journal' eine Gräfin Donnersmarck die Eindrücke geschildert, welche sie bei ihrem Besuche in Lindenhof empfieng: »Ich wusste und sah genug, um sicher zu sein, daß sie geistig vollkommen gesund ist«. Die Prinzessin hatte zu ihr gesagt: »Mein Gatte ist sehr mächtig und kann mit mir machen, was er will. Die öffentlichen Autoritäten dieses Landes stehen ihm völlig zu Diensten. Niemand hat sich noch darum gekümmert, wie ich hier behandelt werde. Ich wurde gewaltsam hieher gebracht und werde, so scheint es mir, bis zu meinem Tode hier bleiben müssen. — — Ich fürchte, daß, wenn Sie sich meiner Sache annehmen, ich dadurch nur noch mehr zu leiden haben werde. Man hat mir gedroht, mich wieder in die finsteren Zimmer zurückzubringen, falls ich die Hilfe Jemandes anrufe und ihnen dadurch Ungelegenheiten bereite. Und das könnte mich wirklich verrückt machen.« Die Prinzessin sprach

Digitized by Google

über ihre Wanderung durch Oesterreichs Nervenheilanstalten. »Ich blieb nur einen Monat in Döbling, da Professor Obersteiner erklärte, ich sei geistig vollkommen normal, und er könne mich nicht in seiner Anstalt behalten. Von dort wurde ich in eine Anstalt in Purkersdorf bei Wien gebracht. Dort blieb ich einige Monate. Ich mußte in einem elenden Zimmer wohnen und wurde unwürdig behandelt. Aber auch in Purkersdorf wollte man sich nicht dazu hergeben, eine vollkommen gesunde Frau auf immer einzukerkern. Auf die Vorstellungen des Directors entschloss sich mein Gatte, mich herauszunehmen und in diese Anstalt (Lindenhof), welche sich zu einem Gefängnis vollständig eignet, zu bringen. Ich glaube, daß kein Gefängnis ärger sein könnte als diese Anstalt. Denn ich zweifle, ob Leute, die wegen schimpflicher Verbrechen eingesperrt sind, nur halb so schlecht behandelt werden, wie ich es hier werde.« Der Artikel der Gräfin Donnersmarck schließt mit den Worten: »Was immer auch die Prinzessin sich zu Schulden kommen ließ, ihr Gatte hatte nicht das Recht, sie, die geistig vollkommen normal ist, als Geistesgestörte einzukerkern.« — Die Oeffentlichkeit bedauert herzlich, daß ihr Glaube an die geistige Gesundheit der Prinzessin dieser nicht die Thore der Heilanstalt des Herrn Pierson öffnen kann. Aber sie lässt sich nicht mehr täuschen und weiß, daß jenes vielberufene »Dresden«, aus dem die authentischen Nachrichten stammen, nicht größer ist als die Kanzlei eines Wiener Advocaten. »Gegen die Bachrach'schen Kniffe«, schrieb die ‚Arbeiter-Zeitung', ohne daß sich Widerspruch geregt hätte, am 5. December, »ist die Prinzessin Louise natürlich wehrlos, aber die besondere Unanständigkeit der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' muß einmal angenagelt werden. Das Blatt hat die Kühnheit, die aus dem Coburg'schen Lager stammende Entstellung den Lesern folgendermaßen vorzulegen: ‚Wir haben uns diesbezüglich sofort telegraphisch nach Dresden um Auskunft gewendet und erhalten von dort nachfolgenden Bericht'. Wir fragen das Blatt, an wen es sich in Dresden gewendet und von wem es diese so detaillierte Schilderung, in der jedes gesprochene Wort verzeichnet ist, erhalten habe. Es wird nicht antworten, weil die Darstellung, als würde den Lesern eine Mittheilung des Besitzers jener Anstalt vorgelegt werden, eine gemeine Fälschung ist. In Wien gibt es ja merkwürdige journalistische Gebräuche, trotzdem wird diese tückische List, die parteiischen und tendenziösen Entstellungen des Advocaten als ärztliche Beobachtungen auszugeben, wohl überall als plumpe Unanständigkeit empfunden werden.« Herr Dr. Bachrach liefert Fleißaufgaben. Man sollte glauben, daß er genug gethan, wenn er König Leopold's Tochter aus dem Bett des Agramer Hôtels geholt, sie für geistesgestört hat erklären und im Sanatorium Purkersdorf bei Wien hat internieren lassen. Er hat Herrn Dr. Rudinger, den damaligen Besitzer dieser Anstalt, so lang telephonisch über das Leiden der Dame aufgeklärt, bis die Herren sich eines Tages mit »Herr Kaiserlicher Rath« und »Herr Regierungsrath« begrüßen konnten. Was will er denn noch? Hofrath werden? Ach, nicht einmal Herr v. Kleeborn, der sich in dieser Affaire wirkliche Verdienste erworben haben soll, hat's bisher erreicht!

Digitized by Google

Sprachkenner. Das Memorandum der Czechen sagt über »die Methode des Vorschlags der deutschen Abgeordneten aus Böhmen« — gemeint ist die von den deutschböhmischen Abgeordneten vorgeschlagene Methode — das Folgende: »Ungeachtet ihrer unzulässigen Beschränkung auf das Königreich Böhmen allein, ungeachtet ihres geringen Entgegenkommens gegenüber unseren berechtigten Wünschen, ist schon der Umstand . . . . . geeignet, jede Hoffnung herabzustimmen.« Eine noch zu lösende Sprachenfrage: welchen Casus regiert »ungeachtet« und was bedeutet es eigentlich? Ist es gleichbedeutend mit »trotz«, oder heißt es wirklich, wie die Czechen meinen, so viel wie »abgesehen von«? Und ferner: wollen die Deutschböhmen »die Methode des Vorschlags« oder die Regelung der Sprachenverhältnisse auf das Königreich Böhmen beschränken? Die Czechen haben ihr Memorandum in deutscher Sprache verfasst; natürlich nicht in der deutschen Staats- oder Vermittlungssprache, die sie perhorrescieren, sondern in der deutschen Verständigungssprache, d. i. in jenem Deutsch, in dem sich in Oesterreich Alle, die nicht deutsch verstehen, verständigen. Und der östliche Sprach-Kanner der ‚Zeit' rühmt als berufener Beurtheiler der deutschen Verständigungssprache der Antwort der Czechen nach: »Sie ist in musterhaftem Deutsch, glatt und elegant geschrieben, ein Beweis dafür, daß sich czechischnationale Gesinnung aufs trefflichste mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache verträgt.« Herr Kanner und die Czechen haben sich also bereits verständigt. Gibt es noch Sinn für Komik in Oesterreich? Welch gelungenen Possen könnte man den Deutschen spielen, wenn man verlangte, daß die Sprache der ‚Zeit' und des Memorandums der Czechen zur Staatssprache erhoben werde!

Techniker. Daß der Beschluss des Professorencollegiums, der den nach Ungarn zuständigen Hörern der Technik die Schulgeldbefreiung und damit den Anspruch auf Stipendien und sonstige Unterstützungen versagt, auch zahlreiche Studenten deutscher Nationalität aus Ungarn hart trifft, ist gewiss bedauerlich. Aber wie sollen Zuzug und Raummangel an unserer Technik in Einklang gebracht werden? Eine vernünftige Nationalpolitik würde zweifellos lieber deutsche Nichtösterreicher — und vor allem die mühsam ihr Volksthum behauptendene Siebenbürgener Sachsen — als nichtdeutsche Oesterreicher zu unseren deutschen Hochschulen heranziehen. Nur vereiteln eben in Oesterreich alle vernünftige Nationalpolitik jene deutschen Nationalpolitiker, die, indem sie den Slaven die Ausgestaltung eines eigenen Hochschulwesens verwehren, den slavischen Zuzug zu den deutschen Hochschulen fördern. Dafür müssen dann die Deutschen Ungarns preisgegeben werden. So will es die alldeutsche Politik.

Criminalist. In Nr. 119 habe ich auseinandergesetzt, warum ich, den der Staatsanwalt nicht gegen erpresserische Bedrohung schützte, mich nicht selbst gegen »Ehrenbeleidigung« zu schützen in der Lage bin. Und in Nr. 120 führte ich Fälle an, in denen ich vor dem Schwurgericht klagen mußte. Ich schrieb: »All dies sind und waren bestimmt formulierte Anwürfe, gegen die ich, sollten meine Leser sie nicht für berechtigt halten, gerichtliche Schritte thun mußte. Hier war

Digitized by Google

und ist der Wahrheitsbeweis eng umgrenzt, hier muß ich nicht riskieren, an eine uferlose Verhandlung Zeit, Geld und Nervenkraft zu vergeuden. Daß gegen den schimpfenden Reporter des ‚Neuen Wiener Journal' der Riesenapparat des Schwurgerichtsverfahrens in Bewegung gesetzt werde, verlangt nicht meine Ehre, sondern sein Wunsch nach Reclame. Diesen werde ich enttäuschen, indem ich die in dem Artikel enthaltenen wüsten Schimpfworte zur Statuierung eines Exempels der Competenz des Bezirksgerichtes überweise«. Und ich habe thatsächlich den Versuch gemacht, dem beleidigten publicistischen Geschmack — nicht der beleidigten Ehre — jene Genugthuung zu erwirken, die es fortan verhindern sollte, daß ein unsauberes Blatt mit dummen und darum Dummköpfen vielleicht imponierenden Schimpfereien in einer drei Tage aufliegenden Feiertagsnummer sein Geschäft mache. Leider hat sich das Bezirksgericht zur Ausübung einer Geschmacksjudicatur nicht bereit gefunden und sich für »incompetent« erklärt. Ich war der Ansicht, daß sich das Bezirksgericht unterschätze, und befragte das Landesgericht. Dieses hat nun gleichfalls erkannt, daß die incriminierten Worte wohl an sich als Beschimpfungen qualificiert werden können, sich jedoch im Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt des Artikels theils als Schmähungen, theils als Verspottungen darstellen, somit der schwurgerichtlichen Judicatur nicht entzogen werden dürfen.

‚Zeit'-Genosse. Sie steckt halt noch in den Kinderschuhen. Und Kindern bereitet das Aussprechen langer Wörter bekanntlich arge Schwierigkeiten. Besonders mit den Fremdwörtern pflegt es zu hapern. Was thut's? Mag die Kleine sprechen, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, wenn nur die Erwachsenen sie verstehen. Und als die ‚Zeit' neulich dreimal hintereinander »Syphilologie« sagte, wussten Sie doch, daß »Syphilidologie« gemeint war. Uebrigens ist es immer noch natürlicher, wenn die ‚Zeit' das Wort verhunzt und dadurch zeigt, daß sie von der Sache, die für ihr Alter gar nicht passt, nichts versteht, als wenn die alte Horizontale aus der Fichtegasse prüde thut und sich weigert, das Wort »Syphilis« in den Mund zu nehmen.

Leser. Herr Vergani ist ein Pathetiker. Das ‚Deutsche Volksblatt' enthielt neulich die folgende Notiz: »[‚Glückliches Neujahr!'] Wie alljährlich um diese Zeit trieben sich auch heuer hier zwei Individuen herum, die sich zum Nachtheil der wirklichen Interessenten fälschlich für Canalräumer ausgaben und schon jetzt bei Parteien einzusammeln begannen. Die Schwindler — ein Fleischhauer- und ein Schlossergehilfe — wurden gestern in Simmering angehalten und in strafgerichtliche Untersuchung gezogen.« Ein Fleischhauer und ein Schlosser, die sich für Canalräumer ausgeben: die typischen Hochstapler! Nur daß sie »schon jetzt« Neujahrsgelder einsammelten, war keine mit Raffinement ausgesuchte Nuance. So spät? Bekanntlich gratulieren in Wien, der Stadt der Lieder und des Trinkgelds, die Canalräumer schon im September. Warum, ist ein altes Mysterium. Plausibel ist bloß, daß die Wasseraufspritzer, deren Thätigkeit am 30. September endet, pünktlich am 1. October ein glückliches neues Jahr zu wünschen kommen.

Digitized by Google

Canalräumer. Bekanntlich ist der Anglobankdirector Kraemer infolge einer Publication des ‚Neuen Wiener Journal', das sich dem Staatsanwalt noch immer zu Dank verpflichtet fühlt, verhaftet worden. Herr Lippowitz hatte ein Preisausschreiben für die »interessanteste Nachricht« erlassen, und ein Angestellter der Anglobank, der um die Affaire Kraemer wusste, war entschlossen, sich den Ehrenpreis von 200 Kronen zu verdienen. In der Verhandlung wurde das ‚Neue Wiener Journal' sowohl von den Generalräthen wie auch von dem Vertheidiger wiederholt — mit Angabe der Quelle — liebevoll citiert. Regierungsrath Dr. Steger sagte: »Vierzehn Tage vor dem Erscheinen des Artikels im ‚Neuen Wiener Journal' hatte dieses Blatt ein Preisausschreiben für die interessanteste Nachricht publiciert; ich bedauere diese Preisausschreibung und bezeichne sie als einen höchst verwerflichen Excess, der gottlob in Oesterreich und in Wien ganz neu ist«. Herr Dr. Steger irrt: Herr Lippowitz ist nicht einmal hier originell; Herr Alexander Scharf war es, der die anmuthige Sitte eingeführt hat . . . Viel schlimmer als der einzelne Denunciant, den die zweihundert Kronen locken, ist eine Presse, die auf das Denuncieren Preise setzt und sich seiner nicht als Mittels zu anticorruptionistischen Zwecken, sondern zum Ergattern einer Sensationsnachricht bedient. Aber am 7. December war das ‚Neue Wiener Journal' sowohl über den Freispruch des Herrn Kraemer — es kennt Betrüger, die ihr Jahr absitzen mußten — wie darüber erzürnt, daß man es in die Verhandlung »hineinzuziehen« gewagt hatte: »Wir haben« — schrieb es wörtlich — »unsere ernste, sittliche, publicistische Pflicht voll und ganz erfüllt«.

Nationaler. Die ‚Neue Freie Presse' ist bekanntlich ein deutschnationales Blatt. Neulich — am 11. December — berichtete sie über den Leseabend eines ihr nahestehenden Dichters: »Zuerst las er eine seiner nationalen Dichtungen«. Natürlich konnten sie nur dem Stoffkreis der deutschen Nation entnommen sein, und der Leser des Berichts machte sich schon darauf gefasst, zu vernehmen, es sei an jenem Abend von Karl dem Großen, Eberhard dem Rauschebart, Schönerer u. s. w. gesungen worden. Aber da hieß es auf einmal: »Den Schluss machten die Gedichte ‚Rabbi Amnon' und ‚Der Prophet' . . .« und »Die Vorlesung wurde von der Gesellschaft zur Conservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judenthums arrangiert« . . . Also das mit dem »Deutschthum« ist nicht immer wörtlich zu nehmen und gehört überhaupt nur in den Leitartikel. Wenn die ‚Neue Freie Presse' sonst schlicht und trocken von »nationalen« Angelegenheiten, »nationalen« Dichtungen u. dgl. spricht, so verlässt sie sich eben darauf, daß man schon weiß, was gemeint ist.

Publicum. Die ‚Oesterreichische Volkszeitung' versicherte am 6. December in einer Jantschtheater-Kritik, daß »insbesondere Frau Fischer-Frey ihre Aufgabe als Coralie in wirksamer Weise zu erfüllen wusste«. Aber Frau F. war an jenem Abend krank und an ihrer Stelle stand in der Aufführung des »Verwunschenen Schloss« Frl. Jelly auf der Bühne. — Das ‚Fremdenblatt' vom 11. December schreibt über die zweite Auf-

führung der Oper »Pique Dame« von Tschaikowsky: ‚Pique Dame', welche bei der ersten Première eine Aufnahme gefunden, die einer Ablehnung verzweifelt ähnlich sah, hat gestern bei ihrer zweiten Première bedeutenden Erfolg gehabt . . . Den Yeletzky sang Herr Melms mit schöner Emphase und bester Wirkung . . .« Aber auf der Bühne stand wie am ersten Abend Herr Demuth, und Herr Melms sang erst bei der dritten Wiederholung am 12. December.

Literat. Wie weit es doch die literarhistorische Akribie schon gebracht hat! Jetzt gibt es bereits Historiker, die den Entwicklungsgang des Herrn Hermann Bahr verfolgen. Nun also, Herr Bahr hat, wie Sie mir mittheilen, in sein Feuilleton über Sudermanns »Johannes« (‚Neues Wiener Tagblatt', 7. December 1902) wortwörtlich und ohne Quellenangabe seine frühere Kritik des Dramas (‚Die Zeit', Nr. 172, 15. Jänner 1898) aufgenommen. Aber das ist ihm durchaus nicht zu verübeln. Sie meinen, Herr Bahr hätte sich, da er sich selbst plagiierte, auch citieren müssen? Das mag er mit Herrn Wilhelm Singer ausmachen. Wen kümmert's, ob der Chefredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' für das Honorar, das er Herrn Bahr zahlt, Anspruch auf Originalfeuilletons erhebt oder nicht? Auch der greise Hanslick pflegt neuestens, ohne zu citieren, in seinen Feuilletons ganze Seiten aus seinen alten, längst in Büchern gesammelten Kritiken zu reproducieren, und Herr Benedikt findet dabei kein Arg. Aber die Consequenz Hanslick's, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, werden Alle beklagen, — mit Ausnahme des geistreichen Herrn, der jüngst in der ‚Zeit' Hanslick angriff, weil er sich einmal — im Falle Tschaikowsky — zu gerechterem Urtheil bekehrt hat. Bei dem Stilclown und Gesinnungs-Fregoli Bahr ist Consequenz ebenso löblich wie verblüffend. Ist's glaublich? Es gibt ein Ding in der Welt, über das sich Herr Hermann Bahr fünf Jahre lang eine und dieselbe Meinung bewahrt hat? Man staunt und findet den alten Schäker erst in dem Truc wieder, heute wie vor fünf Jahren den »tiefen Sinn« eines der hohlsten Machwerke zu preisen, zu dem je ein welthistorischer Stoff missbraucht ward.

Provinzleser. Sie finden in dem Blatte, das in Ihrem Wohnort erscheint, hin und wieder Notizen über den Inhalt von Wiener Zeitschriften. Diese Inhaltsangaben werden nicht von dem Redacteur des Provinzblattes zusammengestellt, sondern von dem Redacteur der Zeitschrift, die für Uebersendung eines Freiexemplars dieser harmlosen und anständigen Publicität theilhaftig werden will. Man nennt derartige Notizen in der Verlegersprache »Waschzettel«, und sie werden mit dem Ersuchen um Abdruck jeder Nummer der Revue, die dem Provinzblatt gesandt wird, beigelegt. Unanfechtbar bleibt solcher Usus, wenn der »Waschzettel« nichts als die trockene Anführung der einzelnen Artikel, des Bezugspreises, Bezugsortes u. s. w. enthält oder wenn ausnahmsweise, wie dies von Seite der ‚Fackel' für die Beiträge des verehrten Joseph Schöffel geschah, ein paar besonders hinweisende Worte mitgegeben werden. Mit dieser Aufklärung empfangen Sie zugleich die Antwort auf die Frage, warum in Ihrem Blatte und den anderen Provinzblättern, die

Digitized by Google

Sie lesen, neben der nüchternen Mittheilung des Inhalts der ‚Fackel' der ‚Zeit', der ‚Wage' u. s. w. geradezu turbulente, aber überall gleichlautende Lobesausbrüche bei jedesmaligem Erscheinen des ‚Don Quixote' geboten werden. Sie senden mir eine Notiz über das neunte Heft dieser »Kampfschrift«, in der es unter anderen ehrenden Bemerkungen heißt: »Nicht nur spannend, sondern auch poetisch schön ist das farbenprächtige ‚Märchen von dem klugen Minister'« und »Erwähnenswerth ist noch das diesmal besonders boshafte ‚Tagebuch des Königs Bobèche'« . . . Es gieng schon lange die Rede, daß es einen Mann in Oesterreich gibt, der Herrn Ludwig Bauer's literarisches Talent hochhält. Jetzt kennen wir ihn: Alle zehn Tage ergreift er das Wort, um in Oesterreichs Provinzen das Lob des ‚Don Quixote' zu verkünden.

Westeuropäer. Sie lasen in der ‚Zeit' vom 26. November: »Warum der Messenger-Boy vom Repertoire verschwunden ist? Wer weiß es? In jedem Falle war er, als Operette betrachtet, hundertmal mehr werth als ‚Das fidele Gefängnis', das allerdings dem Publicum sehr gut gefallen hat. Viel Witz ist allerdings an die Sache nicht verschwendet; die ‚Dubarry'-Parodie ausgenommen, die sehr gut gemacht ist und sehr drastisch gegeben wird. Zumal von der Zwerenz, die sich allerdings die Gelegenheit entgehen lässt, eine wirkliche Caricatur von der Odilon zu geben. Und wie leicht wäre das. Allerdings nicht für Fräulein Zwerenz, die viel zu individuell u. s. w.«. — Sie lasen in der ‚Zeit' vom 7. December: »Ein Vorgang wie der des Landmarschallstellvertreters von Oberösterreich ist . . . . . zu verurtheilen«.

Parasit. Der »Concordia«-Club veranstaltet bekanntlich in jeder Saison mehrere »musikalisch-deklamatorische Akademien«, an denen Sänger, Virtuosen und Schauspieler gratis mitwirken. Damit scheint aber die Zuhörerschaft, die sich aus den Familien der Wiener Zeitungsleute zusammensetzt, noch nicht zufrieden zu sein. Einem neulich in den liberalen Blättern abgedruckten Bericht über den ersten »geselligen Abend« in dieser Saison entnehme ich die folgenden Stellen: »Im ‚Haideröslein' von Schubert und in der Loewe'schen Ballade ‚Jungfer Anika' — letzteres Lied mußte Fräulein Andés zugeben — zeigte sie u. s. w.« »Die prächtigen Stimmittel des Hofopernsängers Hecker kamen in dem Vortrage ausgezeichnet zur Geltung, und das Publicum verlangte mit lebhaftem Applaus eine Zugabe.« Frl. Petru hatte schon alles Mögliche gesungen. Aber nein: sie mußte »auf stürmisches Verlangen des Publicums« auch noch die Arie aus »Carmen« vortragen. Und gar Lewinsky! »Die Zuhörer wurden nicht müde, den großen Meister immer wieder an den Lesetisch zu rufen.« Was ist's denn mit dem Fräulein Seidel vom Theater an der Wien? Auch sie »mußte Zugaben machen«. Endlich glaubt man die Begehrlichen ermüdet. Nicht doch. »Mit gespanntester Aufmerksamkeit« folgten sie den Vorträgen der Frau Abarbanell und — »wurden nicht müde, Zugaben zu verlangen«. Es kostet nichts; also nützen wir das Vergnügen aus!

Berichtigung.

In Nr. 123, S. 3, 9. Zeile von oben, ist statt »Disciplinarwidrigkeit« zu lesen: *Disciplinwidrigkeit.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3

Digitized by Google

Nr. 125 Erschienen am 31. December 1902 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3. [illegible]

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
« «	18	«	« . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36	«	« . .	M. 7.—
« « « «	18	«	« . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	« 8.20
« « « « «	18	«	«	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 125 WIEN, ENDE DECEMBER 1902 IV. JAHR

Immunität und Incompatibilität.

Eine Studie von

Joseph Schöffel.

Da die Bedeutung dieser beiden, der lateinischen Sprache entlehnten Worte einem großen Theil der Abgeordneten unbekannt sein dürfte, so will ich zu Nutz und Frommen derselben ihren Sinn und ihre Bedeutung erklären.

Immunis oder immun bedeutet »frei« sein — frei von Lasten, frei von Uebeln, frei von Verantwortung. Virgil gebraucht aber in den Worten: »Operum immunes famulae« (Faule Mägde, die nichts arbeiten wollen) und »Immunis fucus« (Faule Hummel, die vom fremden Honig zehrt, selbst aber keinen trägt), das Wort immunis oder immun auch in dem Sinne: faul, träge, arbeitsscheu.

Eine treffendere Bezeichnung für die Unverantwortlichkeit und Unthätigkeit unserer Abgeordneten, die von Steuergeldern zehren und nichts leisten, konnte daher nicht gefunden werden, als in dem Worte »Immunität«.

Unter Incompatibilität versteht der Lateiner etwas, was sich nicht vereinbaren läßt, hier also die Unvereinbarkeit eines Amtes, einer Beschäftigung, eines Erwerbes mit dem Mandat eines Abgeordneten.

Die Immunität der Mitglieder des Reichsraths wurde durch das Grundgesetz vom 21. December 1867

Digitized by Google

bestimmt, welches im § 16 die nachfolgenden Bestimmungen enthält:

»Die Mitglieder des Reichsraths können wegen der in Ausübung ihres Berufes geschehenen Abstimmungen niemals, wegen der in ihrem Berufe gemachten Aeußerungen aber nur von dem Hause, dem sie angehören, zur Verantwortung gezogen werden.«

»Kein Mitglied des Reichsraths darf während der Dauer der Session wegen einer strafbaren Handlung – den Fall der Ergreifung auf frischer That ausgenommen — ohne Zustimmung des Hauses verhaftet, oder gerichtlich verfolgt werden.«

»Selbst in dem Falle der Ergreifung auf frischer That, hat das Gericht dem Präsidenten des Hauses sogleich die geschehene Verhaftung bekannt zu geben.«

»Wenn es das Haus verlangt, muß der Verhaft aufgehoben, oder die Verfolgung für die ganze Sitzungsperiode aufgeschoben werden. Dasselbe Recht hat das Haus in Betreff einer Verhaftung oder Untersuchung, welche über ein Mitglied desselben außerhalb der Sitzungsperiode verhängt worden ist.«

Daß dem Abgeordneten die Freiheit der Rede, die Freiheit der Abstimmung unter allen Umständen gewahrt bleiben muß, ist selbstverständlich. Wenn aber die Immunität auch auf alle Arten von Verbrechen und Vergehen, die von einem Abgeordneten in und außer dem Hause begangen werden, ausgedehnt wird, so führt das zu einer Begriffsverwirrung der schlimmsten Art.

Ein Abgeordneter, der einer Majorität angehört, die die Macht hat, seine Auslieferung an das zuständige Gericht zu verweigern, oder aber, wie dies üblich ist, über das Begehren des Gerichtes so lange nicht referieren zu lassen, bis das von dem Abgeordneten begangene Delict verjährt ist, kann nach Herzenslust ehrabschneiden, verleumden, betrügen, defraudieren, ehebrechen, schänden oder jemanden todtschlagen, ohne daß ihm deshalb ein Haar gekrümmt wird, — ein Privilegium, das unsinniger, ungerechtfertigter und unerträglicher ist, als es die Privilegien der Stände im Mittelalter waren, die wir im Namen der Freiheit und Gleichheit vernichteten, um an ihre Stelle ähnliche Privilegien für politische Akrobaten zu schaffen.

Digitized by Google

Allein diese Privilegien genügen den Herren noch nicht, Ihr positives sowie relatives Immunitätsrecht muß noch erweitert werden.

Der Fall, daß ein Abgeordneter, der zugleich Staatsbeamter ist, wegen eines Disciplinarvergehens in Disciplinaruntersuchung gezogen wurde, bot den Anlass zu einem Antrag auf Erweiterung des Immunitätsrechtes.

Die Herren, die sonst nichts thun, als Gott dem Herrn den Tag stehlen, indem sie vor leeren Bänken leeres Stroh dreschen, fühlten sich als gewählte Vertreter der misera contribuens plebs verpflichtet, ihr gewohntes Nichtsthun zu unterbrechen, um einen Collegen, der als Beamter Gage und Activitätsgebüren und als Abgeordneter ein tägliches Spielhonorar von 20 Kronen (auch wenn er, wie die meisten seiner Collegen nicht auftritt und im Theater gar nicht anwesend ist) bezieht, — für den auch während der Zeit seines geschäftigen Müssigganges im Parlament, also sechs Jahre hindurch, ein anderer Beamte die Arbeit verrichten muß, die er, der dafür bezahlt wird, verrichten sollte, — vor der Eventualität zu schützn, daß er im Disciplinarwege seines Amtes enthoben und der mit demselben verbundenen Bezüge verlustig erklärt werde.

Das Elend außerhalb des glänzenden griechischen Parlamentstheaters nimmt in erschreckender Weise zu, die Steuerfähigkeit in demselben Maße ab, — tausende und abertausende treiben sich arbeits-, brot- und unterstandslos, dem Hunger, Frost und der Verzweiflung preisgegeben, herum. Der Selbstmord, als einziges Mittel, um dem Elend zu entrinnen, tritt epidemisch auf. Das alles aber kümmert die Herren im Parlament nicht — sie fressen ruhig ihre Diäten und Gagen aus dem beinahe geleerten Säckel der Steuerträger. Ein Theil obstruiert, um Concessionen zu erpressen — gelingt die Erpressung, fängt der andere Theil aus demselben Grunde zu obstruieren

Digitized by Google

an, und die Regierung sieht diesem freien Spiel der Kräfte zu und lächelt.

Nur wenn, wie gesagt, dem Geldsack irgend eines Abgeordneten, diesem Gott, den alle ohne Unterschied der Nationalität und der Confession anbeten, Gefahr droht, dann ist eine Abwehr dringend nothwendig! So wurde der Dringlichkeitsantrag gestellt und angenommen, daß das Immunitätsrecht auch auf das Disciplinarverfahren gegen Beamte, die zugleich Abgeordnete sind, ausgedehnt werde, und der Verfassungsausschuss beauftragt, eine Abänderung der §§ 8 und 16 des Gesetzes vom 21. December 1867 in diesem Sinne zu verfassen und dem Hause vorzulegen. Der Verfassungsausschuss betraute mit dieser Arbeit ein Subcomité, welches einen Gesetzentwurf ausarbeitete, der lautet, wie folgt:

Artikel I.

§ 8 des Gesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141, hat in seiner gegenwärtigen Fassung außer Wirksamkeit zu treten und künftighin zu lauten, wie folgt:

§ 1.

Die Mitglieder des Reichsrathes bedürfen, insoferne sie öffentliche Beamte und Functionäre sind, zur Ausübung ihres Mandates keines Urlaubes.

Von jeder während der Dauer der Session des Reichsrathes gegen dieselben eingeleiteten oder noch im Zuge befindlichen Disciplinaruntersuchung ist dem Präsidenten des Hauses sofort Kenntnis zu geben.

Wenn es das Haus verlangt, muß die Disciplinaruntersuchung bis zum Schlusse der Session eingestellt werden.

Binnen zwei Monaten von der Mittheilung an den Präsidenten darf in der Disciplinarsache nicht entschieden werden, wenn nicht das Haus vor Ablauf dieser Frist einen Beschluss gefasst hätte, welcher eine raschere Erledigung der Disciplinaruntersuchung zulässt oder wenn nicht vor Ablauf dieser Frist die Session ihr Ende erreicht hätte.

Das Gleiche gilt für eine Disciplinaruntersuchung, welche während der Dauer der Session zu einer Zeit, wo das Haus nicht versammelt ist, eingeleitet wurde. In diesem Falle läuft die zweimonatliche Frist von dem Tage des Wiederzusammentrittes des Hauses.

Digitized by Google

Vor Ablauf der oberwähnten Fristen darf auch die provisorische Maßregel einer Suspension vom Gehalte nicht stattfinden, hingegen wird die provisorische Enthebung vom Amte hiedurch nicht berührt.

Eine vor erfolgter Anzeige an das Haus etwa schon verfügte Suspension vom Gehalte ist bis zur Beschlussfassung des Hauses oder bis zum Ablaufe der oberwähnten zweimonatlichen Frist zu sistieren.

Artikel II.

§ 16 des Gesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141, hat in seiner gegenwärtigen Fassung außer Wirksamkeit zu treten und künftighin zu lauten wie folgt:

§ 1.

Die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten haben von ihren Wählern keine Instructionen anzunehmen.

Die Mitglieder des Reichsrathes können wegen der in Ausübung ihres Berufes geschehenen Abstimmungen niemals, wegen der in diesem Berufe gemachten Aeußerungen aber nur von dem Hause, dem sie angehören, zur Verantwortung gezogen werden.

§ 2.

Während der Dauer der Session des Reichsrathes, das ist vom Tage der Kundmachung des Einberufungspatentes des Reichsrathes bis zu der durch den Kaiser angeordneten Schließung desselben, darf keine Behörde gegen ein Mitglied des Reichsrathes ohne Zustimmung des Hauses eine Haft verhängen, den Fall der Ergreifung auf frischer That bei den durch das Strafgesetz verpönten Handlungen ausgenommen.

Selbst in dem Falle der Ergreifung auf frischer That hat das Gericht dem Präsidenten des Hauses sogleich die geschehene Verhaftung bekanntzugeben.

Wenn es das Haus verlangt, muß der Verhaft aufgehoben oder die Verfolgung für die ganze Dauer der Session aufgeschoben werden. Dasselbe Recht hat das Haus in Betreff einer Verhaftung, welche außerhalb der Sessionsdauer oder bevor der dadurch Betroffene die Mitgliedschaft im Reichsrathe erlangt hat, verhängt worden ist.

§ 3.

Von den Bestimmungen des § 2 ausgenommen ist die Verhaftung nach §§ 48, 354, 355 und 386 des Gesetzes vom 27. Mai 1896, R.-G.-Bl. Nr. 79.

Auch in diesen Fällen hat jedoch die Behörde dem Präsidenten des Hauses die geschehene Verhaftung sogleich bekanntzugeben.

§ 4.

Hingegen fällt unter die Bestimmungen des § 2 auch der Vollzug einer rechtskräftig zuerkannten Freiheitsstrafe.

Digitized by Google

Erfolgt über Einschreiten des Hauses eine Enthaftung, so wird hiedurch der Vollzug des noch nicht vollstreckten Theiles der Strafe bis zum Ende der Sessionsdauer aufgeschoben.

§ 5.

Gegen ein Mitglied des Reichsrathes darf ohne Zustimmung des Hauses, dem es angehört, während der Dauer der Session weder von einem Gerichte, noch von einer Verwaltungs- oder Polizeibehörde eine strafamtliche Untersuchung eingeleitet oder eine Anklage erhoben werden.«

Das Subcomité hat unter einem einen Gesetzentwurf, womit die §§ 227, 530 und 531, Strafgesetz vom 27. Mai 1852, R.-G.-Bl. Nr. 117, und § 4 der Ministerialverordnung vom 3. April 1855, R.-G.-Bl. Nr. 61, betreffend die Verjährung strafbarer Handlungen, abgeändert werden, beantragt, der also lautet:

§ 1.

»Kann ein Strafverfahren gegen ein Mitglied des Reichsrathes, einer Delegation oder eines Landtages wegen der demselben gesetzlich gewährleisteten Unverantwortlichkeit nicht eingeleitet werden, so ruht die Verjährung für diese strafbare Handlung von dem Tage der Erlassung des Ersuchschreibens um Auslieferung bis zum Tage der Mittheilung dieser Zuschrift an das versammelte Haus.«

Das Gefühl der Wohlanständigkeit hat den Abgeordneten Dr. Gustav Marchet bestimmt, diesem Antrag gegenüber, der an dem bestehenden Immunitätsunfug nichts ändert, einen Gegenantrag einzubringen, der verhindern soll, daß eine von einem Abgeordneten begangene strafbare Handlung durch die demselben gewährleistete Unverantwortlichkeit verjährt. Dieser Antrag lautet wie folgt:

»Kann ein Strafverfahren gegen ein Mitglied des Reichsrathes, einer Delegation oder eines Landtages wegen der demselben gesetzlich gewährleisteten Unverantwortlichkeit nicht eingeleitet werden, so ruht die Verjährung für diese strafbare Handlung von dem Tage der Erlassung des Ersuchschreibens um Auslieferung bis zum Ende der Session des Vertretungskörpers oder bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die Behörde von dem Beschlusse des Vertretungskörpers, womit derselbe der Strafverfolgung des Mitgliedes zustimmt, in Kenntnis gelangt ist.«

Digitized by

Ob dieser Antrag, der den Interessen der sich in jeder Beziehung unverantwortlich dünkenden Abgeordneten nicht entspricht, Aussicht hat, im Verfassungsausschuss und sodann im Plenum des Hauses angenommen zu werden, ist mehr als zweifelhaft. Ich glaube, daß er nicht angenommen wird und daß noch weiter gehende Wünsche bezüglich einer Ausdehnung des Immunitätsrechtes ausgesprochen und in Antrag gebracht werden.

So sitzt im Abgeordnetenhause eine große Anzahl von Advocaten, die durch ein gegen sie eingeleitetes Disciplinarverfahren seitens der Advocatenkammer ebenso, wenn nicht ärger als ein Beamter, materiell geschädigt werden können. Warum soll das Immunitätsrecht nicht auch auf das Disciplinarverfahren gegen Advocaten, die zugleich Abgeordnete sind, ausgedehnt werden?

Im Abgeordnetenhause sitzen auch pensionierte Officiere, die dem Ehrengerichte unterstehen, das sie, wie ein Disciplinargericht den Beamten, der Charge und der Pension verlustig erklären kann. Warum wird das Immunitätsrecht nicht auch auf solche Fälle ausgedehnt?

Im Abgeordnetenhause sollen auch Herren sitzen, die tief verschuldet sind und gegen welche der Concurs angesucht werden kann. Warum soll die Immunität nicht auch auf die Verhängung des Concurses über Abgeordnete, die dem einzelnen empfindlichen Schaden bereiten kann, angewendet werden?

Früher, als ich noch Mitglied des Abgeordnetenhauses war, konnten die Diäten des Abgeordneten seitens seiner Gläubiger mit Beschlag belegt werden. Thatsächlich wurden meines Wissens die Diäten zweier Abgeordneten mit Beschlag belegt, eines, der später Finanzminister wurde und als solcher seine Schulden bezahlte, und eines, der nicht Minister wurde, seine Schulden nicht bezahlen konnte und zugrunde gieng.

Digitized by Google

Das Subcomité des Verfassungsausschusses hat nun in weiser Voraussicht, daß solche Fälle wieder eintreten könnten, zum Schutze von Schuldnern, die zugleich Abgeordnete sind, und zur Sicherung ihrer Diäten vor der Beschlagnahme außer den vorangeführten Gesetzentwürfen auch den nachstehenden Gesetzentwurf beschlossen:

«Gesetz betreffend die Execution der Taggelder der Mitglieder des Reichsrathes, der reichsräthlichen Delegation und der Landtage.

Mit Zustimmung beider Häuser des Reichsrathes finde Ich anzuordnen, wie folgt:

§ 1.

Von den nach Gesetz vom 7. Juni 1861, R. G. Bl. Nr. 63, den Mitgliedern des Hauses der Abgeordneten, nach Gesetz vom 11. März 1875, R. G. Bl. Nr. 23, den Mitgliedern der reichsräthlichen Delegation, sowie den Mitgliedern der Landtage zustehenden Taggeldern unterliegt der Execution nur ein Drittel.

Im Falle einer Execution behufs Leistung des aus dem Gesetze gebürenden Unterhaltes unterliegt die Hälfte des Taggeldbezuges der Execution.

§ 2.

Die den Mitgliedern der obgenannten Vertretungskörper zustehenden Reisekostenentschädigungen sind der Execution gänzlich entzogen.

§ 3.

Die im § 1 festgesetzte Executionsfreiheit kann durch Uebereinkommen weder beschränkt noch ausgeschlossen werden. Jede den Bestimmungen dieses Gesetzes widersprechende Verfügung durch Cession, Anweisung, Verpfändung oder durch ein anderes Rechtsgeschäft ist ohne rechtliche Wirkung.«

Warum das Subcomité in diesem Falle sich so zaghaft und kleinlich gezeigt hat, ist unbegreiflich. Einfacher und ehrlicher wäre es gewesen, zu decretieren: »Jeder Reichsraths- und Landtagsabgeordnete kann Schulden machen so viel er will, zu zahlen braucht er sie nie.« Wenigstens würde sich dann Niemand finden, der einem Abgeordneten, der gesetzlich unverantwortlich und in die Classe der Unzurechnungsfähigen und Unmündigen eingereiht ist, etwas borgt.

Digitized by Google

Man will dem Publicum weismachen, daß das Immunitätsrecht so weit als möglich ausgedehnt werden muß, um den Abgeordneten vor der Willkür und Rancune der jeweiligen Machthaber zu schützen; und doch ist das nicht nur eine leere Phrase, sondern auch die reinste Spiegelfechterei.

Ich habe vor 32 Jahren einen erbitterten, rücksichtslosen Federkrieg gegen die damaligen Machthaber in Sachen des Wienerwaldes geführt, ohne Immunitätsrecht, und einen Sieg erfochten, wie kein Parlamentarier mit seinem Immunitätsrecht einen ähnlichen aufweisen kann.

Kürnberger hat das, was er dachte und was er fühlte, mit einer Kraft und einer Freiheit niedergeschrieben, die Jeder bewundert, der seine in den »Siegelringen« gesammelten politischen und kirchlichen Feuilletons gelesen hat. Kein Abgeordneter würde es heute wagen, die Wahrheit so zu sagen, wie sie Kürnberger ohne jedwedes Immunitätsrecht niedergeschrieben hat.

Das waren Titanenkämpfe, während die heutigen politischen Kämpfe ja nichts sind als ein Froschmäusekrieg!

In Ungarn hat die Affaire eines Abgeordneten und Reserveofficiers, welcher wegen einer die Standesehre verletzenden Handlung ehrengerichtlich behandelt wurde, zu tagelangen stürmischen Scenen im Reichstag geführt. — Im österreichischen Abgeordnetenhaus glaubte man sich durch die Einleitung einer Disciplinaruntersuchung gegen einen Staatsbeamten, der zugleich Abgeordneter ist, zu einem ähnlichen Vorgehen behufs Wahrung des Immunitätsrechtes verpflichtet.

Abgesehen davon, daß nur Uebermuth und blöder Eigendünkel eine Disciplinaruntersuchung gegen einen seine Amtspflichten verletzenden Beamten oder ein ehrengerichtliches Verfahren gegen einen die Standesehre oder seinen Fahneneid verletzenden

Digitized by

Officier als einen Eingriff in die Immunitätsrechte erklären kann, ist die Action des österreichischen und die des ungarischen Parlaments in dieser Sache nach dem lateinischen Sprichwort: »si duo faciunt idem, non est idem« nicht die gleiche. Bei uns handelt es sich in dieser Angelegenheit weniger um Wahrung wirklicher oder eingebildeter Rechte, sondern um die Wahrung und Sicherung materieller Vortheile der Abgeordneten. Die Action unseres Parlaments war und ist stets hauptsächlich dahin gerichtet, Minister zu stürzen, um ihre Plätze zu occupieren, Ministerpensionen, gut dotierte Aemter und allerlei Sinecuren zu erhaschen, — alles andere ist Schnuppe!

In Ungarn dagegen gehen Parlament und Regierung zielbewusst vor. Die Rollen sind geschickt vertheilt. Während die Opposition die Rolle des rohen, blind darauf los stürmenden Marius spielt, spielt die Regierung die Rolle des schlauen, alle Verhältnisse wie ein Fuchs umschleichenden Sulla. Das Ziel beider ist aber das gleiche, nämlich die Lostrennung Ungarns von Oesterreich im Sinne der Debrecziner Reichstagsbeschlüsse vom Jahre 1849. Die Affaire Nessi war daher kein Kampf um ein eingebildetes Immunitätsrecht, wie man den dummen Kerl von Oesterreich glauben machen will, sondern einer der vielen Angriffe auf die Gemeinsamkeit der Armee. Wenn bei den ungarischen Truppenkörpern die Volkshymne, wie es der Reserveofficier Nessi und mit ihm vielleicht die anderen ungarischen Reserveofficiere, die $^{7}/_{10}$ des Officiersstandes ausmachen, zu wünschen scheinen, verpönt wird, wenn statt auf die alte kaiserliche Fahne auf die ungarische Nationalfahne von den ungarischen Truppen der Eid geleistet und das ungarische Commando statt des deutschen in der ungarischen Armee eingeführt sein wird, dann schwindet auch der Schein der Gemeinsamkeit der österreichisch-ungarischen Armee, und es bleibt für die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder vielleicht

Digitized by Google

nur die traurige Pflicht aufrecht, zu den Erhaltungskosten der verbündeten königlich ungarischen Armee, über welche das ungarische Parlament verfügen wird, 70 % beitragen zu dürfen.

Die ungarischen Politiker, mag man ihnen was immer vorwerfen, sind Männer, die wissen, was sie wollen, während die österreichischen Politiker alte keifende Weiber sind, die gegenseitig spinnefeind, sich mit vom Naschmarkt entlehnten Argumenten ohne Ziel und Zweck bekämpfen.

So wurde vor 25 Jahren, aus Anlass des wirtschaftlichen Raubzuges, an dem ein großer Theil der Abgeordneten betheiligt war, mit viel Geschrei die Schaffung eines Incompatibilitätsgesetzes gefordert. Es wurde die Unvereinbarkeit eines Reichsrathsmandats mit allen Arten von Verwaltungrathsstellen, mit Staatslieferungen, Eisenbahnconcessionen, mit Landesausschussmandaten u. dergl. proclamiert. Eine Fluth von Phrasen über dieses Thema ergoss sich über die Wählerversammlungen, welche den Rednern, die unter der Maske eines Cato die Reinigung des Parlaments verlangten, zujauchzten und scharfe Resolutionen für das Zustandekommen eines Incompatibilitätsgesetzes fassten.

»Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus«: Diesmal hatten die kreissenden Berge nicht eine lächerliche Maus, wohl aber zwei vereinzelte Narren geboren.

Der eine Narr war ich, der ich schon im Jahre 1873, als ich in den Reichsrath gewählt wurde, nicht nur auf meine Officierscharge und die damit verbundene Pension verzichtete, da sich eine Collision der Pflichten eines Officiers, dem die Standesehre es verbietet, über die Armee, der er angehört, Nachtheiliges zu verbreiten, und den Pflichten eines Abgeordneten, der alle ihm bekannten Uebel und Unzukömmlichkeiten schonungslos aufzudecken und zu besprechen

Digitized by Google

hat, naturgemäß ergibt, sondern auch im Jahre 1882, als ich in den Landesausschuss gewählt wurde, das Reichsrathsmandat zurücklegte — trotz zweimaliger einstimmiger Wiederwahl und trotz der an mich von jedem einzelnen Vertreter der Landgemeinden, die mich in den Landesausschuss gewählt hatten, gerichteten schriftlichen Aufforderung, es zu behalten —, weil ich die gleichzeitige Erfüllung der Pflichten eines Reichrathsabgeordneten mit jenen eines Landesausschusses für menschenunmöglich erklärte. Der zweite Narr war Dr. Moritz Weitlof, der als Landesausschuss aus demselben Grunde sein Reichrathsmandat zurücklegte.

Auf diese beiden vereinzelten Narren, welche glaubten, den Geboten der Pflicht und der Moral auf ihre Kosten Rechnung tragen zu müssen, blieb der Effect der Bewegung beschränkt. Niemand folgte ihnen nach! Ja heute, wo im Abgeordnetenhause mehr Staatsbedienstete, Verwaltungsräthe, Staats- und Armeelieferanten, Eisenbahnconcessionäre, Landesausschüsse u. dergl. sitzen als jemals, heute, wo durch den Bau von Landesbahnen eine ziemliche Anzahl Abgeordneter als Verwaltungsräthe dieser Bahnen nur zu dem Zwecke fungieren, um in dieser Eigenschaft mit sogenannten »Verbandskarten« (deren Zahl am 15. März 1902 die Ziffer von 1040 erreichte) alle österreichischen und ungarischen Bahnen gegen ein Pauschale von 400 Kronen jährlich mit Benützung der ersten Classe befahren zu können, während alle anderen Leute, die nicht Abgeordnete, Verwaltungsräthe oder Journalisten sind, zu dem hohen Fahrpreis noch einen 10procentigen Steuerzuschlag zahlen müssen, — heute spricht kein Mensch mehr von der Nothwendigkeit eines Incompatibilitätsgesetzes, dessen Existenz ja nicht nur die verschiedenen Einkünfte unserer Abgeordneten schmälern, sondern auch die Mandate eines großen Theiles derselben in Frage stellen würde.

In Ungarn dagegen, wo die Corruption nicht minder groß ist als bei uns, gieng man daran, den Augiasstall des Reichstags zu reinigen, indem man im Jahre 1901 ein Gesetz über die Incompatibilität schuf, das am 1. August 1901 sanctioniert wurde. Da dieses Gesetz nicht nur von allen Abgeordneten ohne Ausnahme, sondern auch von allen Journalen der diesseitigen Reichshälfte, ohne Unterschied der Parteistellung, sorgfältig todtgeschwiegen wurde, so daß man in Oesterreich eigentlich gar keine Kenntnis von der Existenz dieses Gesetzes hat, so will ich es wenigstens auszugsweise zur Kenntnis derjenigen bringen, die diese Zeilen lesen. — Es lautet:

»XXIV. Gesetz-Artikel vom Jahre 1901 über die Incompatibilität.«

§ 1.

Ein Abgeordneter kann solche Aemter nicht bekleiden, solche Stellungen nicht einnehmen, welche von der Candidation der Krone, oder von der Ernennung der Krone, der Regierung, oder der Regierungsorgane abhängig und mit einem Gehalt, oder einem Honorar verbunden sind.

§ 2.

Mitglieder des diplomatischen oder Consularcorps der ausländischen Staaten können nicht Reichstagsabgeordnete sein.

§ 3.

Reichstagsabgeordneter kann nicht gleichzeitig sein, wer:

1. Mitglied des Magnatenhauses,
2. actives Mitglied des gemeinsamen Heeres, sowie der Kriegsmarine, sowie der Honved ist,
3. der k. öffentliche Notar,
4. wer von der Krone einen Gnadengehalt bezieht.

§ 4.

Mit dem Mandate eines Reichstagsabgeordneten incompatible Stellen nehmen ein:

1. Alle Municipal- und Gemeindebeamten, die Professoren und Lehrer an den Mittel- und Bürgerschulen, sowie den Elementar- und höheren Volksschulen der Municipien und Gemeinden.
2. Die Mitglieder der Mönchsorden mit Ausnahme der Premonstratenser, Cistercienser, Benedictiner und Piaristen.

Digitized by Google

§ 5.

Reichstagsabgeordneter kann nicht sein: Der Unternehmer oder Lieferant der Regierung.

§ 6.

Die Incompatibilität obwaltet bezüglich des Lieferanten auch dann, wenn der Vertrag nicht zwischen ihm und der Regierung, sondern durch Vermittlung eines Commissionärs zustande kommt, oder die Lieferung durch Vermittlung einer solchen dritten Person erfolgt, mit welcher der Producent wissentlich und mit der aus sämmtlichen Umständen ersichtlichen Intention in Verbindung tritt, seine Producte an die Regierung zu liefern.

§ 7.

Die Incompatibilität ist auch dann vorhanden, wenn der Abgeordnete an solchen Geschäften eines Anderen, welche laut Gesetz für den Abgeordneten die Incompatibilität involvieren, sich entweder unmittelbar oder mittelbar betheiligt, oder wenn derselbe bei einer an solchen Geschäften betheiligten Handelsgesellschaft, Anstalt oder Gelegenheitsvereinigung interessiert ist.

§ 8.

Ein Reichstagsabgeordneter kann während der Dauer seines Abgeordnetenmandats weder eine Concession zu Vorarbeiten, noch eine definitive Concession für solche Eisenbahnen, Canäle und Verkehrsunternehmungen erhalten, die zur allgemeinen Benützung bestimmt sind.

§ 9.

Wenn die Regierung von einem Abgeordneten einen unbeweglichen Besitz oder ein nutzbringendes Recht kauft, oder durch Tausch an sich bringt, so ist dieselbe verpflichtet, das Rechtsgeschäft unter Nachweisung des öffentlichen Interesses binnen 30 Tagen vom Abschlusse des Vertrages an gerechnet, dem Abgeordnetenhause anzumelden. Unterbleibt diese Anmeldung, so ergibt sich daraus die Incompatibilität für den Abgeordneten.

§ 10.

Abmachungen und andere Rechtshandlungen, welche den Zweck haben, die die Incompatibilität feststellenden Gesetze zu hintergehen, schließen die Incompatibilität nicht aus.

§ 11.

Es ist dem Abgeordneten verboten, für Geld, sonstige materielle Vortheile oder Gegenleistungen in wessen Interesse immer, in welcher Angelegenheit immer — auch die Verleihung von Titeln, Auszeichnungen, Orden mit inbegriffen bei der Regierung zu intervenieren.

Digitized by Google

§ 12.

Das Abgeordnetenmandat desjenigen Abgeordneten erlischt

1. der wegen eines Verbrechens oder Vergehens rechtskräftig verurtheilt wurde
2. dem die Ausübung der politischen Rechte durch ein rechtskräftiges Urtheil eingestellt wurde
3. gegen den der Concurs rechtskräftig eröffnet, oder über den die Curatel verhängt worden ist.

§ 13.

Der Reichstagsabgeordnete darf bei der Regierung in solchen Angelegenheiten nicht intervenieren, welche sich auf:

a) die Verleihung von Titeln, Auszeichnungen und Orden
b) die Concessionierung von Eisenbahnen, Canälen, und Verkehrsunternehmungen
c) die Erwerbung von staatlichen oder sonstigen öffentlichen Bauten
d) die Verleihung oder Uebertragung von nutzbringenden Rechten
e) den Verkauf oder die Pachtung von beweglichen oder unbeweglichen Gütern seitens des Staates
f) den Ankauf oder die Pachtung von Aerarial- oder Stiftsbesitzungen
g) die Erwirkung von Schanklicenzen
h) die Fructificierung von staatlichen Gefällen
i) staatliche Bestellungen und Lieferungen
k) Tarifbegünstigungen, schließlich
l) auf die eine Staatssubvention in Anspruch nehmenden Industrie-, Handels- oder Verkehrsunternehmungen beziehen.

Eine Intervention in Betreff von Ernennungen oder Beförderungen dürfen die Minister von Niemandem annehmen.

§ 14.

Ein Vorgehen vor Gericht kann im Sinne dieses Gesetzes nicht als Intervention bezeichnet werden. Ein Reichstagsabgeordneter, der zugleich Advocat ist, hat das Recht, in solchen Angelegenheiten, welche weder unter die Bestimmungen des § 5, noch die des § 13 fallen, seine Clienten auch bei der Regierung im Sinne der Advocatursordnung zu vertreten. Die Intervention bei Ministern darf sich jedoch nur darauf beschränken, die Eingaben als Advocat zu signieren.

§ 15.

Unter »Regierung« sind sowohl die ungarischen, als auch die gemeinsamen Minister, sowie auch die Leitungen aller staat-

Digitized by Google

lichen Behörden oder Aemter, staatlichen Betriebe, aller unter staatlicher Verwaltung stehenden Fonde, Stiftungen, Anstalten, welche zum Abschluss von Verträgen berechtigt sind, zu verstehen.

§ 16.

In Incompatibilitäts-Angelegenheiten wird die Gerichtsbarkeit von den im Schoße des Abgeordnetenhauses gebildeten Commissionen ausgeübt. Die Organisation und das Verfahren dieser Gerichte wird durch die Hausordnung festgestellt.

§ 17.

Die Regierung und deren Organe, die Gerichte und Verwaltungsbehörden sind verpflichtet, dem Ansuchen, welches von der amtshandelnden Commission in ihrem Wirkungskreis gestellt wird, zu entsprechen, die Zeugen oder Sachverständigen, welche die Commission einzuvernehmen wünscht, vor dieselbe zu beordern, die von ihr bezeichneten öffentlichen Urkunden mitzutheilen und im Allgemeinen derselben in ihrem ämtlichen Wirkungskreise hilfreich an die Hand zu gehen.

§ 18.

Die Entscheidung der vorgehenden Commission, die eine Verurtheilung auf Zahlung der Kosten enthält, bildet eine vollstreckbare, öffentliche Urkunde.

§ 19.

Der Zeuge, der ohne begründete Ursache nicht erscheint, der die Zeugenaussage mit Einschluss auch der Eidesleistung verweigert, kann hiezu im Sinne der Strafprocessordnung gezwungen werden.

§ 20.

Die in einer Incompatibilitäts-Angelegenheit vor der Commission des Abgeordnetenhauses oder vor Gericht gemachte falsche Zeugenaussage ist so zu betrachten, als wäre dieselbe in einer Civilsache geleistet worden; auf eine solche falsche Zeugenaussage werden jene Bestimmungen angewendet, die für falsche Zeugenaussagen in Civilsachen von über 200 Kronen festgesetzt sind.

§ 21.

Der gewählte Abgeordnete ist verpflichtet, wenn bei ihm einer der in den §§ 1 bis 7 bezeichneten Fälle obwaltet, dies gelegentlich der Vorlage seines Mandats dem Präsidenten des Hauses schriftlich mitzutheilen, binnen 30 Tagen von seiner endgiltigen Verificierung an gerechnet, die incompatible Stellung zu beheben und hievon gleichzeitig den Präsidenten des Hauses zu verständigen. Der Abgeordnete, der diese Anzeige erstattet hat, darf, insolange er die incompatible Situation nicht behoben hat, an den Verhandlungen des Hauses und der Ausschüsse nicht theilnehmen und besitzt kein Stimmrecht.

Digitized by Google

§ 22.

Wenn der bereits verificierte Abgeordnete mittlerweile in eine solche Situation geräth, die mit dem Abgeordnetenmandat incompatibel ist, so hat er die Pflicht, sein Abgeordnetenmandat in einer an den Präsidenten des Hauses gerichteten Erklärung innerhalb 48 Stunden niederzulegen.

§ 23.

Derjenige Abgeordnete, welcher mittlerweile in einen der Ernennung unterliegenden solchen Staatsdienst tritt, der mit der Abgeordnetenstellung compatibel ist, hat sich einer Neuwahl zu unterziehen.

§ 24.

Wenn der Abgeordnete seiner in den §§ 21 bis 23 umschriebenen Verpflichtung nicht entspricht, so ist derselbe nach Constatierung der Incompatibilität, falls ihm wegen dieses Versäumnisses eine offenbare mala fides nicht zur Last fällt, durch das vorgehende Gericht aufzufordern, innerhalb acht Tagen nach der erfolgten Anmeldung des Urtheils entweder die incompatible Situation zu beheben, oder sein Abgeordnetenmandat niederzulegen. Insofern aber der Abgeordnete seine in den oben citierten Paragraphen umschriebene Verpflichtung mit offenbarer mala fides verabsäumt hat, erklärt das Gericht das Abgeordnetenmandat mittelst Urtheils als erloschen.

§ 25.

Wenn bezüglich des Abgeordneten der Fall des § 11 oder 12 obwaltet, ist in dem Urtheil das Erlöschen des Mandats auszusprechen. Im Falle des § 11 ist gleichzeitig auch auszusprechen, daß der Betreffende in derselben Reichstagsperiode nicht zum Abgeordneten gewählt werden darf.«

(Die §§ 26, 27, 28, 29, 30 enthalten die Nichtanwendbarkeit des Gesetzes auf den Landtag von Croatien und Slavonien und auf das Magnatenhaus, die Stempel- und Gebürenfreiheit in Incompatibilitäts-Angelegenheiten und die Durchführungsbestimmung.)

Aus diesem Gesetz, das ich mit Weglassung der Commentare wörtlich wiedergegeben habe, muß Jeder, der es liest, das Gelesene versteht und nur halbwegs die Verhältnisse unseres Parlaments kennt, erkennen, daß, wenn ein gleiches oder ähnliches Gesetz in Oesterreich bestünde, ja wenn nur die Bestimmungen der §§ 11 und 13 des ungarischen Incompatibilitätsgesetzes bei uns zur Geltung kämen, unser Abgeordnetenhaus gesprengt würde: denn die Thätig-

Digitized by Google

keit des größten Theiles der Abgeordneten besteht nur darin, ihren Wählern Commissionärdienste zu leisten, indem sie nicht nur Minister und sonstige hohe Würdenträger, sondern auch alle Aemter und Anstalten mit Bitten um Verleihung von Titeln, Orden, Auszeichnungen, Anstellungen, Beförderungen, Licenzen, Lieferungen und zahllosen anderen Begünstigungen für sich, ihre Sippen, ihre Clientel, für einflussreiche Wähler und Agitatoren, die auf Entlohnung für geleistete Dienste bei der Wahl pochen, unausgesetzt überlaufen. Es existiert Niemand hier zu Lande, der nicht weiß und es laut ausspricht, daß in Oesterreich ohne Protection nichts zu erreichen und durchzusetzen ist, daß die tüchtigsten und begabtesten Leute sich vergebens um eine Anstellung bewerben, während die unfähigsten auf Befürwortung von Abgeordneten und Frauen selbst dann angestellt werden, wenn keine Stelle frei ist und man erst eine für den Empfohlenen schaffen muß. Orden, Titel und Auszeichnungen werden auf Begehr en masse verschleißt, und ein hoher Würdenträger klagte erst jüngst, daß damit Schindluder getrieben und der Werth derselben auf nichts reduciert wird.

Diesen Augiasstall zu reinigen, wäre nur ein zweiter Herkules im Stande. Ich glaube daher durchaus nicht, daß ich durch diese Zeilen eine Besserung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen werde, aber hinweisen wollte ich, wo die Fäulnis sitzt und ihren Pestilenzgestank verbreitet.

Ich habe mit diesen Zeilen auch nicht dem Parlament einen Spiegel vorhalten wollen, in dem es seine Hässlichkeit beschauen kann. Vom Basilisk erzählt man wohl, daß wenn man ihm einen Spiegel vorhält, er über den Anblick seiner eigenen Hässlichkeit crepiert. Das Parlament, das nicht so schamhaft ist wie der Basilisk, wird gewiss keinen Selbstmord begehen.

Digitized by Google

Ich will schließlich auch nicht durch das Vorhalten des ungarischen Incompatibilitätsgesetzes dem österreichischen Parlament beweisen, wie weit das Parlament Ungarns, das ja als ein Theil von Asien bezeichnet wird, dem unseren in sittlicher Beziehung voraus ist.

Mir hat ein Abgeordneter in öffentlicher Sitzung die Ehre erwiesen, mich einen vereinzelten Narren zu nennen, weil ich in meiner Studie »Der Parlamentarismus«*) einen gesunden, seiner Verantwortlichkeit bewussten Absolutismus einem unverantwortlichen, mit einem fressenden Krebsgeschwür, Parlament genannt, behafteten Absolutismus vorgezogen habe.

Ich bin ein solcher vereinzelter Narr, wie es viele vor mir gegeben hat, die dem Lügengeschlecht, dem die frechste Lüge immer die liebste ist, die Wahrheit sagen, unbekümmert darum, ob sich die Lügner deshalb ärgern oder nicht.

Ich sage und schreibe die Wahrheit um der Wahrheit willen und werde fortfahren, sie zu schreiben, bis vielleicht unter den Millionen alter Weiber, die Hosen tragen und sich deshalb als Männer gerieren, sich ein wirklicher Mann findet, der den sittlichen Muth besitzt, dieser Schandkomödie, die das Gemeinwohl schädigt und das Vaterland dem Mitleid und dem Spott des Auslands aussetzt, das verdiente Ende zu bereiten und in das bestehende Chaos Ordnung zu bringen.

*) Siehe Nr. 116 und 117 der ‚Fackel'.

Digitized by Google

»... Die Lebensgeschichte der Wilhelmine Adamovics lässt sich zur Gänze nicht erzählen, kaum andeuten. Die Moral dieser Person, die sich die Gunst eines Erzherzogs zu erringen wusste, ist seit Jahren eine brüchige gewesen, und der Lebenswandel der Wilhelmine Adamovics hat sie mit der Behörde in Conflict gebracht. In Wien begonnen und durch drei Jahre fortgesetzt, führte Wilhelmine Adamovics das gleiche Leben in Brünn« .... Es gibt ein Uebermaß von Empörung, das stumm macht; man muß die Zähne zusammenpressen und die Nase zuhalten, damit man die stinkende Gemeinheit, die sich im übelsten Deutsch entlädt, nicht einathme. Den schnüffelnden Lumpen, der die Lebensgeschichte einer schutzlosen Frau »kaum andeuten« kann, die Herausgeber der ‚Zeit', die solches drucken ließen, mit Worten züchtigen? Was ist doch die deutsche Sprache für eine arme Sprache! Aber es findet sich noch Speie im Mund, wenn die Worte fehlen. Will denn die Niedertracht der das intime Leben des Einzelnen durchstöbernden Journaille immer noch alles überbieten, was man bisher für ihr Aeußerstes gehalten? Dem ‚Vorwärts' war es, als er Krupp's Sexualleben der Oeffentlichkeit preisgab, vielleicht wirklich um die Abschaffung eines veralteten Strafgesetzparagraphen zu thun, und die Gegner des ‚Vorwärts', die an dem Künstler Allers das gleiche Verbrechen wie jener an Krupp begiengen, mögen sich entschuldigt geglaubt haben, weil sie Krupp's Andenken vertheidigen müßten. Ja selbst die Sensationslüsternheit, die vor der Flitterwochenstube der Frau Draga wisperte, hatte noch eine Ausrede: Das Princip der Legitimität findet in einer wohlgesinnten Presse auch dort treue Verfechter, wo es durch den Nachkommen eines serbischen Schweinezüchters repräsentiert wird. Aber was in aller Welt soll die ekle Sensationsgier bemänteln, die sich an der Braut des Herrn Leopold Wölfling vergreift? Seitdem die Unsitten der Presse

Digitized by Google

unser öffentliches Leben überwucherten, hat gedankenlose Neugierde der Meinung gezeugt, daß Fürsten wie Schauspieler kein Privatleben haben; und Fürsten wie Schauspieler haben der Gefahr, die ihnen von solcher Meinung droht, oft so wenig geachtet, daß sie ihr Privatleben einer Oeffentlichkeit, vor der sie es schützen sollten, vielmehr aufdrängten. Wenn aber andere Fürsten von ihrem öffentlichen Leben sich mühsam ein privates abzusondern suchen, so hat der Erzherzog Leopold Ferdinand von Toscana sich das sonnenklare Recht auf ein Privatleben durch eine energische That erkauft: er schloss sein öffentliches Leben, that sich Rang und Würde ab, und ward der Privatmann Leopold Wölfling. Und jetzt soll die einfache Erklärung dieses Entschlusses der Oeffentlichkeit nicht genügen: daß Herr Leopold Wölfling ein Bündnis legitimieren will, welches der Erzherzog Leopold Ferdinand ohne die Bewilligung des Kaisers auch durch den Segen der Kirche nicht legitim machen konnte? Jetzt soll es scrupellosen Schnüfflern erlaubt sein, in der Vorgeschichte dieses Bündnisses zu wühlen und nicht bloß das Privatleben eines früheren Erzherzogs, sondern auch jenes seines künftigen Weibes mit schmutzigen Fingern an die Oeffentlichkeit zu zerren? Bloß damit die ‚Zeit', die sich rühmt, sie habe bereits die ‚Neue Freie Presse' überflügelt, sich in Zukunft auch rühmen dürfe, daß sie das ‚Neue Wiener Journal' überboten hat?

+

Den Chorus der fürstliche Bettlinnen beschnuppernden Schmockgeister hat diesmal die ‚Zeit' geführt. Und da ihr mit der »Recherchierung des Vorlebens« ein Meisterstück gelungen war, begann flink die Meute ein »pikantes Detail« nach dem andern zu apportieren. Im Nu waren Adressen von Kupplerinnen und sämmtliche früheren Liebschaften des Erzherzogs herbeigeschafft, mit vollem Namen mußten aus Brünn, Iglau und Przemysl alle erledigten Geliebten aufmarschieren, Verhältnisse

Digitized by Google

mit und ohne Folgen wurden erörtert, Abfindungssummen berechnet, Alimente vertheilt. Wahrlich, unverschämter und ordinärer hat sich der Presspöbel nie zuvor geberdet. Und am 27. December rühmte sich die Führerin: »Die Mittheilungen unseres Donnerstag-Blattes, das diese überraschenden Enthüllungen brachte, haben das allgemeinste und weiteste Aufsehen hervorgerufen«, und wiederholte die Infamie, daß die sächsische Kronprinzessin »eine hässliche Krankheit, die sie vom Gatten übernommen«, in die Flucht getrieben habe und daß die Braut des Erzherzogs ein »feiles Mädchen niedrigster Art« sei.

•

Den Ton hat aber eigentlich doch der Börsenwöchner in der ‚Neuen Freien Presse' angegeben. Hätte er am 23. December nicht seinen denkwürdigen Leitartikel mit dem Aufschrei begonnen: »Ein Ereignis hat sich zugetragen« und mit den Worten geschlossen: »Eine Frau ist über Bord, welche, obwohl künftige Königin, Gattin und Mutter von fünf Kindern, obwohl aus ältestem Herrscherblut entsprossen, dem Spiel ihrer natürlichen Triebe sich williger als den Forderungen des königlichen Stolzes hingab«, nie wäre es soweit gekommen. Unvergesslich bleibt uns allen der Satz: »Im Thale, wo die ‚freie Liebe' ihre Adepten und Adeptinnen hat, ist solches nicht mehr selten; doch auch bergaufwärts mehren sich die Beispiele.« So zog denn alles bergaufwärts, und es brachen die schrecklichen Tage an, da von nichts anderem mehr die Rede war als von Louise Giron und Wilhelmine Wölfling.

•

»Wilhelmine Adamovics ist die schönste unter ihren Schwestern ... Die knappe Jacke mit Pelzkragen und mit reicher Bordüre verbrämt und der glatte Rock bringen das schöne Ebenmaß einer kräftig-schlanken Gestalt voll zur Geltung«. So versichert die galante ‚Neue Freie Presse', die bloß ästhetisch nicht ethisch werthet. Und die Prinzessin? »Eine ziemlich üppige, ungemein bewegliche Erscheinung. Daß sie bei Hofbällen und anderen Veranstaltungen nicht gerade abgeneigt war, die Vorzüge ihrer Gestalt durch ihre Toilette zum Ausdruck zu bringen, hat man ihr freilich ... sehr übel genommen.« Ja, was wird denn die Dame, die gegen das »Raffen der Kleider«

Digitized by Google

ist, zu dieser wohlwollenden Haltung der ‚Neuen Freien Presse' sagen?

•

Auf die ‚Zeit' hat die Nachricht, daß der Geliebte der Kronprinzessin von Sachsen ein französischer Sprachlehrer sei, so fascinierend gewirkt, daß sie sofort (siehe die Nr. vom 23. December) nach der Methode Ollendorf zu plaudern begann: »Der Beinbruch, den der Kronprinz in Salzburg erlitten haben soll, hat angeblich gar nicht stattgefunden, dagegen soll der Bruder der Kronprinzessin den Kronprinz in Salzburg durchgeprügelt haben«.

•

Immer neue Enthüllungen: ‚Wiener Morgenzeitung' vom 24. December: »Er verlangte stricte, man möge ihn stets nur ‚Herr Wölfling' ansprechen. Von der jungen Dame seiner Wahl ließ er sich am liebsten ‚Poldi' nennen. Wurde diesem seinem Begehren nicht willfahrt, so war er darüber oft ernstlich böse.« — ‚Neues Wiener Tagblatt' vom 24. December: »Trotzdem war ein Bruch oder ein Conflict zwischen dem Kronprinzenpaar bis dahin nicht erfolgt. Damals noch sagte die Kronprinzessin zu ihrem Gatten, als er in den Wagen gehoben wurde: ‚Alterle, Du hast ja den Hut schief auf'«.

•

Aufklärung und Fortschritt! Die ‚Zeit' vom 24. December schreibt:

»Nun gibt es mit einemmal zwei Affairen, deren jede einzelne genügt, das Interesse auch des aufgeklärten vorgeschrittenen Menschen, dessen Erfahrung und Verständnis vom Wesen der Dinge ihn über die Urtheilskraft der Masse erhebt, wachzurufen. Die in unserem Morgenblatte enthaltene Ankündigung, daß in unserem Depeschensaal die Photographie der Braut des Erzherzogs Leopold Ferdinand, um derentwillen er auf Rang und Würden verzichtet hat, ausgestellt ist, genügte, die Scharen Neugieriger herbeizuführen, die sich vor dem Bilde drängten und mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, da die Vorderen es mit Muße betrachtet hatten und sie an die Reihe kamen«.

•

Die ‚Ostdeutsche Rundschau' schreibt entrüstet:

»Daß offenkundige Fehltritte, traurige Familienvorgänge auch in den Kreisen, die durch Beispiele sittlicher Lebensführung voranleuchten wollen und sollen, nicht mehr mit allen Mitteln verhindert oder verheimlicht, sondern

Digitized by Google

der Schaulust und Scandalsucht eines niederen und höheren Pöbels schamlos preisgegeben werden, das ist leider der Anfang einer Entartung und Zersetzung des öffentlichen Gewissens, die vom deutschen Standpunkt nur zu beklagen ist«.

Wolf? Nein, Wölfling.

* * *

Wie sich die Ereignisse im Kunstleben drängen! »Der Maler Leopold Thau vollendet soeben eine sehr gelungene Copie von Alois Schöne's in der Galerie der Akademie befindlichem bekannten Bilde ‚Gänsemarkt in Krakau'.« So meldete die ‚Neue Freie Presse' am 19. December. Ein neuer freier Copist ist erstanden. Und auf daß man seinen Namen nicht wieder vergesse, sollte Herr Leopold Thau die folgende Berichtigung in der ‚Neuen Freien Presse' inserieren: »Der Maler, dessen Bild ‚Gänsemarkt in Krakau' durch Leopold Thau's sehr gelungene Copie bekannt geworden ist, heißt nicht Alois Schöne, sondern Alois Schönn«. Aber während uns neue Copisten eine neue Kunstblüthe verheißen, ist es mit der Originalkunst zu Ende: »Die Secession«, so versicherte neulich Herr Förster am Kohlmarkt, in dessen Geschäftsbüchern die Geschichte des Wiener Kunstgeschmacks objectiv geschrieben ist, »wurde, als vor fünf, sechs Jahren die Börse gut gieng, von der Finanzwelt als Mode betrachtet und als solche in die Höhe getrieben. Dann aber kam die Börsendepression, und heute geht auch die haute finance mit fliegenden Fahnen zum aristokratischen Geschmack über«. Das ist bereits vor Jahr und Tag in der ‚Fackel' erzählt worden. Und es ist auch nicht überraschend, wenn Herr Förster weiter berichtet: »Ueberhaupt geht der sogenannte Wiener Artikel stark zurück. Einmal waren die Ledersachen solch ein Wiener Artikel. Und sehen Sie, gerade in diesen kleinen Dingen, in diesen Brieftaschen, Geldtäschchen lebt die Secession noch weiter«. Und trägt, so hat Herr Förster zweifellos gesagt, an dem Niedergang unserer kunstgewerblichen Lederarbeiten Schuld. Aber nun lässt ihn Herr Th. Thomas, mit bewährter Interviewer-Geschicklichkeit die eigenen Gedanken mit den fremden zu einem Brei von Unlogik verrührend, fortfahren: »— wie denn überhaupt die Secession ihren größten Erfolg in der Kleinkunst und Kleinindustrie hatte. Ihr Misserfolg stieg mit der Größe der Aufgabe; Beweis dafür ihre architektonischen Versuche«. Aber die Wahrheit ist: daß die Kleinkünstler der Secession, nachdem sie im Kunstgewerbe Unheil gestiftet, vollends versagten, wenn sie sich an die große Kunst wagten und aus neuen Ornamenten einen neuen Baustil zu schaffen sich vermaßen; daß dagegen der große Künstler der Secession, Otto Wagner, auch groß geblieben ist, wo er sich von der Baukunst zur Kleinkunst herabließ. Das Scheitern der architektonischen

Digitized by Google

Versuche? Die Decorateure sind gescheitert, als sie sich in der Architektur versuchten. Und gerade darum thut es Noth, daß man dem Architekten Gelegenheit gebe, ein würdiges Denkmal der Baukunst unserer Zeit zu schaffen. Herr Dr. Lueger, dem die Kunst, aber nicht der allzeit der Kunst förderliche Mäcenaten-Ehrgeiz, mit ihren besten Leistungen den eigenen Namen zu verknüpfen, fremd ist, mag heute begreifen, daß die Frage, ob Wagner oder Schachner, niemals aufgeworfen werden durfte und daß die Concurrenz — in der Kunst wie überall — vielleicht die Kleinen erhöhen kann, aber stets den Großen erniedrigt. Schade um das Geld, das ausgegeben wird, um Modelle der Entwürfe Wagners und Schachners herzustellen! Zum Schlusse wird ja doch kein anderer Ausweg bleiben, als Otto Wagner den Bau des städtischen Museums mit der einzigen Weisung zu übertragen, — daß er sich nicht an seinen Entwurf halten, sondern machen solle, was er will, — das heißt, was er kann. △

* * *

»In Oesterreich ist es Usus, daß bei großen Unternehmungen die Presse mit derartigen Pauschalien bedacht wird.«

So sagte unter Zeugeneid der im Brüxer Processe einvernommene Generalsecretär des Zuckercartells Ritter v. Kniep. Keines der führenden Wiener Blätter hat sich gegen die Behauptung gewehrt, kein Wiener Chefredacteur an den Präsidenten der Verhandlung eine protestierende Zuschrift gerichtet. . . . Der die Erkenntnisse des Brüxer Processes wägende Betrachter steht vor der Rechenaufgabe: Das Zuckercartell hatte ein dringendes Interesse, die ‚Ostdeutsche Rundschau' — wie man weiß, mit jährlichen 8000 Kronen — zu bestechen. Wieviel bekommt die ‚Neue Freie Presse'? Sie hat, als die Affaire Wolf reifte, pathetisch die Zumuthung von Beziehungen zum Zuckercartell abgewiesen. Der Beschuldigte darf lügen. Herr von Kniep sprach unter Zeugeneid vom »Usus«.

* * *

Der Staatsanwalt und die Hundspeitsche. *)

Ich habe mich, um zur juristischen Fortbildung des ersten Wiener Staatsanwalts etwas beizutragen, an einen der hervorragendsten Strafrechtslehrer, der gegenwärtig an einer

*) Siehe Nr. 119 der ‚Fackel'.

Digitized by Google

reichsdeutschen Universität wirkt, mit der Bitte um eine Aeußerung über den in Nr. 119 der ‚Fackel' besprochenen Fall einer an mir verübten Erpressung gewendet. Der Gelehrte hatte die Freundlichkeit, mir mit dem Bedauern, daß Umstände privater Natur ihm die Unterzeichnung seines Namens verwehren, das folgende Gutachten zum Abdruck in der ‚Fackel' zur Verfügung zu stellen:

»Euer Wohlgeboren! Ihre Anfrage, ob nach meiner Anschauung durch den auf Seite 21 der Nummer 119 der ‚Fackel' veröffentlichten Brief nach österreichischem Strafgesetz die strafbare Handlung der Erpressung begangen sei, möchte ich bejahen.

In diesem Briefe wird

1. in den Worten: »ich werde mir ... mit der Reitpeitsche Satisfaction verschaffen« mit einer Körperverletzung gedroht,

2. durch das in Aussicht gestellte Uebel soll die »Wiederholung solcher Angriffe« d. h. nach dem Sinne des Briefes die Wiederholung von Artikeln, wie des in Nummer 113 der ‚Fackel' veröffentlichten, verhindert werden — es soll also eine Unterlassung erzwungen werden.

Ein Einwand könnte möglicherweise gemacht werden. Man könnte versucht sein, zu sagen, die Androhung des Uebels im Briefe ermangle der Rechtswidrigkeit, denn der Schreiber des Briefes habe sich durch Androhung des Uebels nur einen möglichen künftigen Angriff auf seine Ehre ferne halten wollen. — Der Einwand wäre nicht stichhältig.

Ich sehe davon ab, ob der Artikel in Nr. 113 der ‚Fackel' (gegen wiederholte Veröffentlichung solcher Artikel wehrt sich der Briefschreiber) wirklich eine Ehrenbeleidigung enthält. Denn ich behaupte, daß, selbst wenn dies der Fall ist, der Brief den Thatbestand einer Erpressung bildet.

Nach österreichischem Recht ist die Ehre kein wehrhaftes Gut (im Sinne des § 2 lit. g St.-G.) d. h. das österreichische Recht gibt dem nach seiner Empfindung in seiner Ehre Verletzten nicht das

Digitized by Google

Recht, die Beleidigung im Wege der Nothwehr abzuwenden. Ein gegen den Beleidiger sofort unternommener Angriff würde, selbst wenn er geschieht, um die Fortsetzung der Beleidigung zu hindern, nach der Natur des Angriffes gestraft werden. Hat man nach österreichischem Strafgesetz kein Recht zur Abwehr eines gegenwärtigen Angriffes auf die Ehre, so fehlt dieses Recht umsomehr möglichen künftigen Angriffen gegenüber. Die Androhung eines Uebels zu erwähntem Zweck ist nach österr. St.-G. rechtswidrig. Das österreichische Recht hat diese Bestimmung wohl deswegen getroffen, weil es leicht vorkommen kann, daß jemand eine gegen ihn gerichtete Handlung als ehrverletzend ansieht, die es in Wahrheit nicht ist. Ob eine Handlung sich gegen das Leben, den Körper etc. richtet, darüber wird nicht zu oft Zweifel bestehen — dagegen kann leicht eine Handlung nach Meinung des Betroffenen ehrverletzenden Charakter haben, während er ihr fehlt. Jeder Mensch ist ja leicht geneigt, sich mehr Ehre zuzuerkennen, als ihm objectiv gebührt.

Ich erzähle Ihnen noch den folgenden Fall aus der österreichischen Praxis: Ein Mitglied des Verwaltungsrathes einer Actiengesellschaft hatte in der Verwaltungsrath-Sitzung gegen den Director der Gesellschaft Verschiedenes vorgebracht und die Entlassung des Directors beantragt. Die Sache sollte vor die Generalversammlung gebracht werden. Vor dem Tage derselben erhielt jener Verwaltungsrath vom Director einen Brief, in welchem geschrieben steht: »Wenn Sie in der Generalversammlung Ihre Angriffe auf mich wiederholen, dann werden Sie es zu bereuen haben.« Die Staatsanwaltschaft klagte wegen Erpressung. Der Fall liegt wohl analog wie der Ihrige.«

Gleichzeitig werde ich von fachlich berufener Seite auf einen Strafprocess aufmerksam gemacht, der sich am 8. Jänner 1891 vor dem Landesgerichte in Wien abgespielt hat. Der Fall, in dem der damalige Angeklagte wegen Erpressung verurtheilt wurde — der

Digitized by Google

Cassationshof hat das Urtheil bestätigt —, war ebenfalls jenem, der mich betroffen hat, analog und, gleich dem in dem Gutachten citierten, bei weitem nicht so crass wie der meine. Der Cassationshof hat damals erkannt, daß die Bedrohung mit einer Verletzung am Körper selbst dann Erpressung ist, wenn durch diese Drohung erreicht werden soll: die Abwendung der Ehrloserklärung, die wegen verweigerten Duells ausgesprochen wurde. Hier wurde also als Erpressung angesehen: das Bestreben, auf diese Art die vom Gesetz gewiss nicht gebilligte Folge der Weigerung, eine strafbare Handlung (Duell) zu verüben, abzuwenden. In diesem Falle hatte der Thäter vom Standpunkte des Gesetzes ein Recht auf die Handlung, bezw. Unterlassung, und dennoch war er ein Erpresser. In meinem Falle hat er kein Recht auf die Unterlassung; nur bei dem zuständigen Gerichte dürfte er gegen eine vermeintliche Verletzung seiner Ehre Schutz suchen.

Kein theoretischer Criminalist, kein Richter des Wiener Landesgerichts, kein engerer College des Herrn v. Kleeborn hat bis heute dem Tiefsinn jener »Einstellung« eine juristische Grundlage zu finden vermocht, und soweit sie in mündlichem Gespräch ihrer Verblüffung Ausdruck gaben, waren sie nur einig in dem Lobe der Humanität des warmfühlenden Mannes, den seine an publicistischen Ehren reiche Thätigkeit eines Kinderretters dahin gebracht hat, einen erpresserischen Drohbrief für einen Kinderspass zu halten und irrthümlich eine Journalistenrettung vorzunehmen. Kein Mensch hat ihm hiebei einen Act planvoller Ueberlegung zum Vorwurf gemacht, und ich am allerwenigsten. Aber wenn ich auch nicht daran gedacht habe, einem Staatsanwalt zuzumuthen, daß er seine Anklagelust von Rücksichten auf die Stellung des Anzuklagenden regulieren lasse, so ist doch das Pathos, das sich über die Annahme solcher Möglichkeit entrüstet, weitaus thörichter als die Annahme selbst. Ein Staatsanwalt ist kein Richter, sondern der Subalterne einer Regierung, die sich täglich Abhängigkeit von den den Staat zerstörenden Mächten nachsagen lassen muß und die mit ihrer Pressfurcht geradezu protzt. Wie? Herr v. Kleeborn sollte in seinen Entschließungen freier sein, als jener Minister, der im Parlament das Geständnis ablegte, er könne Oesterreich ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht regieren, als jener andere, der ohne sie nicht frühstücken zu können erklärte? Gegen solche Heuchelei,

Digitized by Google

die einer schweren Ministerbeleidigung gleichkommt, muß entschieden protestiert werden. Nehmen wir den Fall, unser Gesetz qualificierte den — längst verjährten — Fall Alexander Scharf-Fortuna als Erpressung. Glaubt jemand ernstlich, daß es zu einer Zeit, da Graf Taaffe bei den »Drei Laufern« eine Tischunterhaltung brauchte, in Wien möglich gewesen wäre, den Eigenthümer der ‚Sonn- und Montagszeitung' auf die Anklagebank zu bringen? Oder meint einer, im Oesterreich des Herrn v. Koerber würde dem Jakob Herzog, der Thronreden verfasst und Ministerbesuche empfängt, ein Beamter der sechsten Rangsclasse anders als mit dem Hute in der Hand zu begegnen wagen? Unabhängig, unantastbar und frei in seinen Entschließungen ist in Oesterreich ausschließlich der Wachmann.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Burgtheaterbesucher. Die »Affaire Heine«? Was man so nennt, ist nichts als die Affaire eines kleinen Reporters der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung'. Herr Schlenther beweist mit seinem Staunen darüber, daß ein Burgschauspieler über ihn schimpft, und mit seinem naiven Glauben, daß die anderen Burgschauspieler nicht über ihn schimpfen, nur wieder seine Theaterfremdheit. Aber ernst könnte man den Reporter nehmen, weil die Wirkungen einer Unanständigkeit in gar so grellem Contrast zur Unbeträchtlichkeit dessen stehen, der sie verübte. Das schlägt aus der Erregung eines Schauspielers, des erregbarsten Menschen, Capital und opfert unbedenklich eine Carrière der Sucht, eine sensationelle Notiz zu bringen. Und hat nachher, da der Schauspieler erklärt, er habe sich die »Veröffentlichung seiner vertraulichen Aeußerungen stricte verbeten«, die Stirne, empört zu sein, weil man ihm, einem so mächtigen Herrn, »nichts verbieten« dürfe, sondern ihn »höflich bitten« müsse, keine Taktlosigkeit zu begehen, und schreibt: »Ist es nicht eine volle, restlose Autorisation, wenn Herr Heine mir beim Abschied sagte: ‚Schreiben Sie's! Mir liegt nichts daran!'? Für die getreue Wiedergabe der Worte und ihres Sinnes verpfände ich mein Ehrenwort.« Aber die getreue Wiedergabe der Worte beweist unwiderleglich, daß ihr Sinn nichts weniger war, als eine volle, restlose Autorisation. Hat je ein Mensch, und noch dazu einer, bei dem das Wort und der Ton des Wortes — man könnte ihn vor Gericht stellen, diesen Ton — so sehr zusammenklingen wie beim Schauspieler, seinen Willen mit den Worten erklärt: »Mir liegt nichts daran!«? Und nicht vielmehr seine Willenlosigkeit, das Nicht-mehr-wollen-Können des von Aufregung Uebermannten, der sich des Bedrängers nicht erwehren kann? Der Schauspieler hat ein Recht auf Unbesonnenheit. Aber ein letzter Rest von Anständigkeit hätte selbst einem schnüffelnden Reporter geboten,

Digitized by Google

nicht das »Schreiben Sie's!«, sondern den Ton jenes »Mir liegt nichts daran!« zu hören, und ein anständiger Mensch hätte auf dem ernsten, dringenden Wunsch eines Schauspielers, daß seine in der Erregung gethanen Aeußerungen mit Nennung seines Namens veröffentlicht werden mögen, Widerstand geleistet und an die Wirkung der Veröffentlichung gemahnt. Ein alter Theaterplauderer erzählte neulich von der unzufriedenen Zerline Gabillon: »Einmal sogar war die sonst kluge und trotz allem vornehm denkende und fühlende Frau derart in der Rage, daß sie gegen Dingelstedt etwas ähnliches thun wollte, wie jetzt Herr Heine gegen Director Schlenther — eine öffentliche Erklärung wollte sie gegen ihn loslassen, und nur die entschiedene Weigerung eines ihr befreundeten Publicisten, ihr dabei behilflich zu sein, brachte sie zur Ueberlegung.« Der moderne Reporter kennt keine Rücksicht. Und er sagt sich wohl heute, da sein Ansehen und seine Bezüge erhöht wurden, daß er recht gethan hat. Zu wünschen bleibt nur, daß nicht die Vorgesetzten, sondern die Collegen des Herrn Heine aus der Affaire des Reporters der ‚Wiener Allgemeinen' die Consequenzen ziehen; die einzigen, die aus ihr zu ziehen sind: sich nicht mit Zeitungsleuten einlassen, sich nicht enjournaillieren!

‚Zeit'-Genosse. Man muß in die abgründige sittliche und geistige Uncultur der Leute, die uns die Schaffung der ‚Zeit' als eine Culturthat angepriesen haben, hineinleuchten. Aber Zorn und Ekel lösen sich schließlich, selbst nach dem Fall Adamovics, in befreiende Heiterkeit auf, und man erkennt, daß die ‚Zeit', die man eben erst eine unlautere Wettbewerberin gescholten, in Wahrheit hors concours ist. Glimpfliche Richter werden sich am Ende durch Milderungsgründe zu einem Freispruch bewegen lassen und um ihrer Dummheit willen der Journaille ihre Schandthaten verzeihen. Die Verantwortlichkeit des Publicisten, die Pflicht, den zugetragenen Nachrichtenwust kritisch zu sichten, lässt sich Redacteuren gegenüber nicht ernstlich geltend machen, denen jede Fähigkeit der Kritik augenscheinlich mangelt und die es noch nicht einmal zur Erkenntnis gebracht haben, daß ein Blatt höchstens zweierlei Meinung über eine Thatsache, aber keinesfalls eine Meinung über zwei verschiedene und gleichzeitig als richtig angenommene Thatsachenversionen haben kann. Aber die ‚Zeit' lässt immer nur eine Meinung und mehrere Versionen der Thatsachen gelten. Man liest am 23. December: »Diese Enthüllung ist eine große Ueberraschung. Die Ehe des Kronprinzen Friedrich August mit der Prinzessin Maria Louise galt bisher allgemein als eine der wenigen glücklichen Fürstenehen, als ein Bund, den wirklich die Liebe geschlossen hatte und den sie unangetastet ließe. Und etwas weiter unten wird fortgefahren: »Es trug nur dazu bei, die Neigung aller Dresdener zu bewahren, als man erfuhr, was hier lange kein Geheimnis ist, daß die Kronprinzessin an der Seite ihres hohen Gemahls nicht das volle Liebesglück gefunden«. Oder die ‚Zeit' berichtet etwa (21. December, Morgenblatt) auf der zweiten Seite, daß Herr v. Chlumecky am Nachmittag zuvor mit Herrn v. Koerber

Digitized by Google

ıferierte und darauf vom Kaiser empfangen wurde, und erörtert die ısationelle Bedeutung dieses politischen Ereignisses; auf der dritten ite des Blattes aber wird mitgetheilt, daß Herr v. Chlumecky zur bigen Zeit im Brünner Landtag eine Rede hielt. Und man lässt den ser solche Widersprüche nicht bloß finden, sondern stößt ihn bis-ilen geradezu auf sie. Die ‚Zeit' druckt einen Brief des Bauraths :ininger an die Künstlergenossenschaft ab, in dem es heißt: »Unter rartig geänderten Verhältnissen kann ich nicht länger Mitglied der :nossenschaft der bildenden Künstler Wiens bleiben und zeige hie-it meinen Austritt an«. »Einer unser Mitarbeiter«, wird sodann :richtet, »hatte Gelegenheit, mit Baurath Deininger über die letzten orgänge in der Künstlergenossenschaft zu sprechen.« Und natürlich ch auch über die Gründe des Austritts aus der Künstlergenossenschaft? arüber erzählt der merkwürdige Interviewer: »Baurath Deininger wird ıs den Vorfällen in der Versammlung vorläufig keine Consequenzen ehen; er hat absolut nicht die Absicht auszutreten, hält es doch nicht für ausgeschlossen, daß die Künstlergenossenschaft sich ventuell mit einem Antrag auf Ausschließung Deininger's befassen wird«. Ohr ohne Hand und Aug': ein Interviewer braucht nicht mehr, Geruch hn' alles — die Spürnase — würde für einen Schnüfferl hinreichen. Aber wenn Interviewer und Schnüfferl nichts taugen, so müßte wenigstens in Localredacteur seine fünf Sinne beisammen haben. Bei der ‚Zeit' st Urtheilslosigkeit mit Bildungsmangel und Sprachunkenntnis zu einem ınvergleichlichen Ganzen vereinigt. Und aus dem Morgenblatt vom 23. December mögen, wie von jener, auch von den beiden anderen Stich-proben mitgetheilt werden. Ueber »Weihnachten im Landesgericht« hören wir: »Sonntag wird Pater Abel die Beichte hören und tags darauf die Absolution ertheilen«. »Absolution« oder »Communion«? Fremd-wörter sollten, weil man nie wissen kann, was sie bedeuten, lieber ver-mieden werden. Des Ergötzens bietet das reine Deutsch des Feuille-tonisten genug: »Es ist durchaus nicht richtig, daß der Herzog von Reichstadt, ungeliebt und unbetreut, sein junges Leben in Schönbrunn einsam verendete«. Und aus Czernowitz meldet ein Correspondent, zwischen zwei Studenten sei »eine Urfehde ausgebrochen« ... Ja, wo man sie packt, da ist sie interessant, und wie reiche Ausbeute liefert ein einziger Tag, an dem man's über sich bringt, sie zu lesen! Daß man es häufiger thue, verhindert die Furcht, von der Ueberfülle des Gebotenen bewältigt zu werden; denn was bedeutet ein Tag bei der Unermesslichkeit der — ‚Zeit'?

Montagsleser. »Shakespeare hat das kühne poetische Wagnis unternommen, einen seiner Helden am Sarge des Mannes, den er erschlagen, um dessen Witwe freien zu lassen«. So stand's am 15. December in der ‚Sonn- und Montagszeitung'. Aber Shakespeare's Richard III. wirbt an König Heinrichs Sarg um Anna, Eduards Witwe, der König Heinrichs Sohn war. Um Alexander Scharf's classische Bildung war es allzeit übel bestellt; über der Lectüre des Curszettels hat er die Classiker unbillig vernachlässigt. Den Hüter der Bildung

Digitized by Google

aber, der immer wusste, »wie wir uns classisch auszudrücken pflegen«, hat Herr Scharf dahinziehen lassen: Kein Abglanz mehr von Schnüfferls classischem Geiste ruht auf der ‚Sonn- und Montagszeitung', und das Ressort »Eingriffe in das Privatleben von Schauspielern und Schauspielerinnen«, in dem Schnüfferl Meister gewesen, wird von einem Stümper verwaltet, der, weil er nie Libretti geschrieben, von Theaterpolitik nichts versteht, nicht Künstler das einemal kirre machen, das anderemal belohnen will, sondern bloß wahllos zusammengehorchten Tratsch auftischt. Ja, Schnüfferl hat sich aus der ‚Sonn- und Montagszeitung' zurückgezogen und wird künftig nur noch als Kritiker der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' Theaterleute bedrohen. Herrn Scharf muß es hart angekommen sein, den alten Mitarbeiter zu verlieren; aber er opferte ihn einem älteren Mitarbeiter und neuen Verbündeten im Kampfe gegen die ‚Neue Freie Presse': Schnüfferl war von Herrn Kanner in der ‚Zeit' angegriffen worden und wollte sich in der ‚Sonn- und Montagszeitung' wehren; das duldete Herr Scharf nicht... Viel leichter wird er den Verlust eines andern Mitarbeiters verschmerzen, jenes Dr. Robert Hirschfeld, den eine unausrottbare literarische Anständigkeit endlich als Burgtheaterkritiker der ‚Sonn- und Montagszeitung' unmöglich gemacht hat. Zwölf Jahre lang hatte es Herr Scharf mit ihm versucht. Aber schließlich mußte Dr. Hirschfeld einsehen, daß er für dies Amt, das er so lang schamvoll hinter der Gesichtsmaske eines Herrn L. A. Terne versehen, nicht tauge, und heute mag er froh sein, daß er mit reinen Händen aus der Montagsjauche davongekommen ist. Oft genug sehen wir in Wien Talent und Charakter im unsaubersten Zeitungsdienst frohnden. Aber die Umgebung, in die manch einer gezwungen wird, sei wenigstens nicht unanständiger, als es unbedingt nothwendig ist. Darum ist es erfreulich, zu hören, daß L. A. Terne seit ein paar Wochen nicht mehr derselbe Schriftsteller ist, der allzulange dies Pseudonym benützt hat. Bedauerlich mag man es nur finden, daß Herr Dr. Robert Hirschfeld nicht laut und öffentlich den Austritt aus dem Gefolge des Herrn Scharf bekanntgegeben hat. So habe ich, da die Chiffre der Burgtheaterkritiken dieselbe geblieben ist, in Nr. 123 ein falsches Beispiel gewählt, um zu zeigen, daß ein Recensent stilistischem Abwechslungsbedürfnis zuliebe in zwei verschiedenen Blättern zwei verschiedene Meinungen vertreten kann. Ich stelle den erklärlichen Irrthum, der das Meritorische meiner Betrachtung nicht verändert, richtig, bedaure ihn aber kaum herzhafter als die Nonchalance eines Schriftstellers, der ein Recht hat, vom journalistischen Geschmeiß der Wochen- und Montage unterschieden zu werden, und dennoch lautlos eine durch Jahre getragene Chiffre an seinen Nachfolger abgibt, wie ein entlassener Diener die zum Hause Scharf gehörende Livrée.

Scherenschleifer. Der Verlag des ‚Neuen Wiener Journal' gibt ein »Burenbuch« heraus. Das Blatt schrieb am 17. December die folgenden empfehlenden Worte: »Einen Hauptvorzug des insgesammt an 1300 Seiten enthaltenden Werkes bilden die prächtigen Bilder — Porträts, Landschaften, Schlachtenbilder, Scenen aus den Concentrations-

Digitized by Google

ern, aus den Gefangenencolonien auf Ceylon und St. Helena, ferner s deutschen und ausländischen Witzblättern etc. etc«.

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Cg. I $\frac{538/1}{17}$

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Der k. k. Oberste Gerichtshof als Revisionsgericht hat in Rechtssache des Moriz Frisch, Buchdruckers in Wien, als ägers, vertreten durch Dr. Julius Monath, wider Karl Kraus, hriftsteller in Wien, als Beklagten, vertreten durch Dr. Albert eingarten, wegen Feststellung des Gesellschaftsverhältnisses und iteigenthumes bezüglich der periodischen Zeitschrift ‚Die Fackel' folge Revision des Klägers gegen das Urtheil des k. k. Oberndesgerichtes Wien als Berufungsgerichtes vom 6. Juni 1902, Z. Bc. I $\frac{83/2}{14}$, womit über Berufung beider Theile das Urtheil s k. k. Landesgerichtes Wien vom 26. März 1902, G. Z. Cg. I $\frac{538/1}{9}$ geändert wurde, in nicht öffentlicher Sitzung zu Recht erkannt:

Der Revision des Klägers werde keine Folge gegeben und derselbe schuldig, dem Beklagten die mit 168 K 54 h bestimmten osten der Revisionsbeantwortung binnen 14 Tagen bei Execution bezahlen.

Gründe:

Die Revision des Klägers ficht das Urtheil des Berufungsgerichtes s den Gesichtspunkten des § 503, Z. 4 und Z. 3 an und findet eine richtige rechtliche Beurtheilung der Sache in der Anschauung des rufungsgerichtes, a) daß das rechtliche Interesse und der Zweck einer sitiven Feststellungsklage nur in der Schaffung einer Grundlage für ne spätere Leistungsklage gelegen sein könne; b) daß das vorliegende ststellungsbegehren und das darüber ergangene erstrichterliche Urtheil r nothwendigen Bestimmtheit entbehre und zwecklos sei; c) daß die ststellungsklage und das rechtliche Interesse an derselben ausgehlossen sei, wenn, wie im vorliegenden Falle, nach bereits erfolgter eendigung des Gesellschaftsverhältnisses schon die Leistungsklage zu-

Digitized by Google

lässig gewesen wäre; endlich d) daß Eigenthum nur an körperl Sachen bestehen könne.

Weiters wird eine unrichtige, mit den Processacten in Wid spruch stehende thatsächliche Voraussetzung des Berufungsgerichtes der Annahme desselben erblickt, daß das Miteigenthum des Klägers a das Gesellschaftsverhältnis gestützt werde und der nach § 1181 a G. B. erforderlichen Erwerbung durch Uebergabe entbehre.

Es ist wohl nicht nöthig, in eine Erörterung aller hier a gerollten Rechtsfragen einzugehen, da die Revision schon dann unbegründet erkannt werden muß, wenn auch nur einer der vom B rufungsgerichte für die Abweisung des Klagebegehrens angefüh Gründe sich als stichhältig erweist.

Und dies kann wenigstens rücksichtlich des Abweisungsgrun der mangelnden Bestimmtheit und Präcisierung des Klagebegehr nicht mit Grund bestritten werden. Denn das eventuell eingeschrä Klagebegehren und das demselben entsprechende Feststellungsurthe des Gerichtes I. Instanz hat zwar die Dauer, nicht aber die Art, d Umfang und den Inhalt des angeblich zwischen Kläger und Beklag bis 30. Juni 1901 bestandenen Gesellschafts- und gemeinschaftli Eigenthumsverhältnisses präcisiert; es ist aus diesem Urtheile nic zu entnehmen, welche Rechte jeder der beiden Gesellschafter und Mi eigenthümer aus diesem Rechtsverhältnisse ableiten kann, und wäre di erst wieder in einem neuerlichen Feststellungsprocesse in Gemäßheit de § 1187 a. b. G. B. ins Klare zu stellen. Das würde aber dem Zweck des § 228 C. P. O. und dem Grundsatze der Processökonomie direct widersprechen.

Es ist aber auch nicht dargethan und nicht ersichtlich, welch rechtliche Interesse der Kläger an diesem eingeschränkten Feststellung urtheile haben kann, zumal nach der Sachlage nicht er — sonder der Beklagte — auf Rechnungslegung klagen könnte, und doch wir es, da Kläger nicht ein negatives Begehren im Sinne des Art. XXVII des Einführungs-Gesetzes zur C. P. O., sondern ein positives Fe stellungsbegehren zu einer Zeit gestellt hat, wo auch ein auf Leistu gerichtetes Begehren nicht ausgeschlossen war, seine Sache gewes besondere Umstände darzuthun, welche die selbständige und alsbaldig Feststellung dieses bereits gelösten, also derzeit nicht mehr bestehende Rechtsverhältnisses rechtfertigen würden.

Digitized by Google

Das Klagebegehren wurde daher schon aus diesen Gründen vom Berufungsgerichte mit Recht zur Gänze abgewiesen, und entfällt sonach eine Erörterung der übrigen Abweisungsgründe, sowie des Revisionsgrundes des § 503, Zl. 3 C. P. O., welcher übrigens mehr die rechtliche Beurtheilung der Sache als eine thatsächliche Voraussetzung betrifft und nach dem eben Angeführten keinesfalls einen für die Entscheidung wesentlichen Punkt berührt.

Aber selbst abgesehen von dem erwähnten Abweisungsgrunde hätte das vorliegende Feststellungsbegehren schon deshalb abgewiesen werden müssen, weil ein rechtlich verbindliches Gesellschaftsverhältnis und gemeinschaftliches Eigenthum der beiden Streittheile an dem Zeitungsunternehmen ‚Die Fackel' auch für die Zeit bis 30. Juni 1901 aus den thatsächlichen Feststellungen des Gerichtes I. Instanz, welche im Berufungsverfahren keinerlei Abänderungen erfuhren, nicht abgeleitet werden kann. Aus diesen Feststellungen und insbesondere auch aus den eigenen Angaben des Klägers geht vielmehr hervor, daß dieser mit dem Beklagten übereinkam, die Zeitschrift ‚Die Fackel' zu verlegen, die Drucklegung und den Vertrieb derselben, sowie die Cassagebahrung zu besorgen, während Beklagter die Redaction des Blattes besorgte, als alleiniger Herausgeber desselben fungierte und für die Beischaffung des Druckpapiers aufzukommen hatte. Vom Gewinne des Unternehmens hatten beide Theile gewisse Procente zu beziehen, welche im Laufe der Zeit eine Aenderung erfuhren und auch nach der Größe des Gesammtertrages abgestuft waren.

Dieses factisch bis zum 30. Juni 1901 bestandene Verhältnis, welches ebensowohl die charakteristischen Merkmale des Verlagsvertrages (§ 1164 a. b. G. B.) als jene einer Erwerbsgesellschaft (nach § 1175 a. b. G. B.) an sich trug, sollte erst, als das Unternehmen von Erfolg begleitet war, durch schriftliche Festlegung des Vertrages klargelegt werden.

Eine solche kam aber ungeachtet wiederholter Bemühungen nicht zustande.

Es war also im Sinne des § 884 a. b. G. B. ausdrücklich ein schriftlicher Vertrag verabredet, durch welchen das Rechtsverhältnis erst klargestellt werden sollte, der aber nicht zustande kam.

Demnach kann der von dem beiderseitigen Vertrauensmanne Dr. Adler allerdings in der Form eines Gesellschaftsvertrages ent-

Digitized by Google

worfene, aber von den Parteien nicht unterfertigte Vertrag auch nicht als geschlossen angesehen werden und es fehlt an solchen Handlungen, welche im Sinne des § 863 a. b. G. B. mit Ueberlegung aller Umstände keinen vernünftigen Grund zu zweifeln übrig ließen, daß beide Streittheile schon vor Abschluss des in Aussicht genommenen schriftlichen Vertrages ein Gesellschaftsverhältnis und ein gemeinsames Eigenthum an diesem Zeitungsunternehmen schaffen wollten.

Das zwischen beiden Streittheilen bestandene factische Verhältnis kann daher, da es niemals in ein vertragsmäßiges übergieng und die genaue Klarstellung desselben ausdrücklich erst einem schriftlichen Vertrage vorbehalten war, die vorstehende Feststellungsklage nicht begründen.

Der Revision war daher keine Folge zu geben und hat Kläger dem Beklagten nach §§ 41 und 50 C. P. O. die Kosten der Revisionsbeantwortung zu ersetzen.

Von dieser oberstgerichtlichen Entscheidung ddo. 12. December 1902, Zl. 10.936 werden die Vertreter beider Parteien in Kenntnis gesetzt.

K. k. Landesgericht in Civilrechtssachen.

Wien, am 26. December 1902.

L. S. Appel m. p.

Die Entscheidungen der Gerichte in der Frage des »Miteigenthums« sind in den Nummern 101, 107 und 125 enthalten. Auf die urheberrechtliche Seite der juristisch wie publicistisch einzigartigen und darum von der gesammten Presse todtgeschwiegenen Affaire bezogen sich die in den Nummern 82, 85, 88 und 91 (Einstweilige Verfügung pto Urheberrecht), in den Nummern 83 und 88 (Strafgerichtliches Verbot der Nachahmung), in den Nummern 94, 99 und 112 (Schadenersatz) abgedruckten gerichtlichen Urtheile. Mit der Frage des widerrechtlich vorenthaltenen Abonnentenverzeichnisses beschäftigten sich die in den Nummern 85 und 88 citierten handelsgerichtlichen Entscheidungen. — Im Ganzen sind 15 civil-, straf- und handelsgerichtliche Urtheile erflossen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Digitized by

Die Fackel

rscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 124, Mitte December): Ferdinand Kürnberger und die Wiener Presse. — Die ‚Zeit' als Schmutzconcurrentin. — Wer hat angefangen? — Ein Schwärmer für Socialpolitik. — Brüx (Pauschalien und Schweiggelder). — Durchlaucht Stockbroker. — Kalbeck und Brahms. — Der anticorruptionistische Druckfehlerteufel. — Wieder eine Reformthat der ‚Zeit'. — Personal-Nachrichten. — Auszug aus einem gerichtlichen Protocoll. — Antworten des Herausgebers (Prinzessin Louise von Coburg; Die deutsche Verständigungssprache; Von der Technik; In Beleidigungssachen; Die neue Zeitung; Neujahrsgratulanten; Der Fall Kraemer und das ‚Neue Wiener Journal'; Nationale Dichtungen; Theaterkritik; Der consequente Bahr; Waschzettel; Westeuropäisches Deutsch; Die Begehrlichen). — Berichtigung.

lexander Weigl's Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

est alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- nd Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ngarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten eitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospecte.

Digitized by Google

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur Affaire

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

(Nach einem Ehebruchsprocess).

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN

der ‚Fackel'

(Juli-September 1902 = Nr. 109 bis 117) sammt **Index** sind zum Preis von **50 Hellern** (franco 70 Heller) durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert.

BAND XIII der ‚Fackel'

(Juli—September 1902)

(Nr. 109 bis 117 sammt Index)

(franco K 2.20 = M. 2.20) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines **ganzjährigen Abonnements** erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe **der neun Hefte des abgelaufenen.**

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

JAN 1 1993

JUN 15 2003